UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT

Hi 9527

Digitized by Google

# HEIDELBERGER
# JAHRBÜCHER
DER
# LITERATUR.

VIERZIGSTER JAHRGANG.

ERSTE HÄLFTE.

Januar bis Juni.

HEIDELBERG.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1847.

Digitized by Google

# HEIDELBERGER

# JAHRBÜCHER

DER

# LITERATUR.

VIERZIGSTER JAHRGANG.

ZWEITE HÄLFTE.

Juli bis December.

HEIDELBERG.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1847.

Digitized by Google

Nr. 1. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Luther's Leben. Erste Abtheilung. Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite 1483 und 1517. Von Karl Jürgens. Erster Band. 698 S. Zweiter Band. 744 S. 8. Leipzig. F. A. Brockhaus.*

Diue vorläufige Anzeige des oben genannten Werkes ist schon im letzten Heft der Jahrbücher für 1846 gegeben worden; in dieser neuen Anzeige soll das Versprechen gelöst werden, eine ausführliche Angabe des Inhalts der beiden Bände, denen noch ein dritter folgen soll, dem Publikum vorzulegen. Eine Kritik des sehr ausführlichen und genauen Werks zu liefern, würde dem Verfasser dieser Anzeige schwer seyn, weil er, um dies thun zu können, Alles müsste gesehen und gelesen haben, was der Verf. benutzt hat. Er will daher zuerst gleich im Anfange das Verdienst des Verfassers anerkennen, wie er dessen Belesenheit in den Quellen und in allen, auch den kleinsten und unbedeutendsten Hülfsmitteln schon in der ersten flüchtigen Notiz anerkannt hatte. Eine eigentliche Beurtheilung scheint ihm weder in diese Jahrbücher zu gehören, noch von dem Verfasser dieser Anzeige ausgehen zu können oder zu dürfen. Der Herr Pfarrer Jürgens erklärt nämlich in der vom *Ref.* im letzten Heft der Jahrbücher angeführten Stelle der Vorrede, dass *das Buch* für die mittleren Stände der deutschen Nation als Lesebuch, nicht für Gelehrte, so gelehrt es auch oft durch die Noten erscheint, als Lehrbuch bestimmt sey. Ref. kennt aber die Classen, für welche das Buch bestimmt ist, zu wenig, um beurtheilen zu können, ob es für sie passend ist oder nicht. Er kann bezeugen, dass Alles gründlich bearbeitet, dass eine grosse Anzahl passender und anziehender Stellen aus Luther's und seiner Zeitgenossen Schriften sehr geschickt dem Text des Buches einverleibt ist; ob sich aber der Verfasser nicht zu gemüthlich ergiesse und ob er nicht etwas zu ausführlich geworden sey, das wagt Ref. nicht zu entscheiden. Es ist eine üble Sitte der Recensenten, welche der Verf. dieser Anzeige nicht nachahmen will, Bücher, die ihnen nicht in ihr System zu passen scheinen, die nicht in ihrem Styl oder in ihrer Manier geschrieben, nicht für das Publikum bestimmt sind, für welches sie selbst zu schreiben pflegen und welches sie allein kennen, mit

ihrer Schnur und mit ihrer Philosophie messen zu wollen, statt dankbar anzunehmen, was geboten wird, wenn sich nur Ernst, Wahrheitsliebe, Talent, Fleiss und Gelehrsamkeit offenbaren. Schon Voltaire hat sehr passend gesagt, jede Manier, Bücher zu schreiben, sey gut, nur die langweilige nicht. Ueber die Brauchbarkeit eines Buchs kann nur das Publikum allein entscheiden. Wird ein Buch gekauft, so muss es wohl dem Bedürfniss einer gewissen Anzahl von Lesern entsprechen; wird es viel gekauft, so muss es viele Freunde haben und der Recensent, der sich zum Censor aufwirft, macht sich lächerlich. Ref. beschränkt sich daher im Folgenden auf eine etwas genauere Angabe des Inhalts als die war, welche er in der flüchtigen Anzeige zu einer Zeit geben konnte, als er das Werk noch nicht aufmerksam durchgesehen hatte.

Das erste Hauptstück des ersten Buchs handelt von Luther's erster Kindheit, von seinen Eltern, seinem Geburtslande Thüringen, seinem Geburtsorte Eisleben und seinem Aufwachsen im Bürgerstande zu Mansfeld. In diesem Hauptstück hat sich der Verf. bemüht, die 122 Seiten, die er der Kindheit Luther's widmet, durch Stellen aus dem, was Luther späterhin über seine Eltern, Geschwister und über die Umstände der Zeit und des Orts gesagt hat, mitunter auch durch seine eigenen gemüthlichen Bemerkungen anziehend zu machen. Das zweite Hauptstück enthält die Geschichte der Zeit seiner Schülerjahre in Mansfeld, wobei der Verf. unter den vielen eignen Bemerkungen und gemüthlichen Stellen aus Luther's Schriften, welche für das Publikum bestimmt sind, das er nie aus den Augen verliert, auch dem, der tiefer in den Geist jener Zeit eindringen und die Wirkung der den frommen Seelen als Christenthum eingebläuten Vorstellungen scharf ermessen will, viele Winke und brauchbare Notizen mit grosser Belesenheit mittheilt. Hie und da, besonders wo vom Schulunterricht die Rede ist, hätte der Verf. wohl etwas tiefer gehen und mit einiger Beschränkung seiner eignen, oft etwas schwankenden Aussprüche, etwas umsichtiger benutzen können, was er bei von Rommel schon gesammelt hätte finden können. Die Geschichte von Hessencassel ist in dieser Beziehung musterhaft. In der Abtheilung „Kirchengesang, Marienlieder, Mariencultus, Legenden" folgt Herr Jürgens besonders Winterfeld und Wackernagel. Ref. ist in dem Fache nicht bewandert.

Das dritte Hauptstück enthält die Schuljahre in Magdeburg und Eisenach bis 1501. Diesen Abschnitt hätte man in einem sehr ausführlichen Buche wohl ausführlicher erwarten können; allein der Verf. klagt, dass er über Vieles, z. B. die Franziscanerschule in Magdeburg, nichts

Genaueres habe auftreiben können, trotz aller seiner Bemühungen. Etwas reicher an Notizen, welche auch der Gelehrte mit Nutzen gebrauchen kann, ist das, was von den Schuljahren zu Eisenach gesagt wird. Seite 282—292, welche überschrieben sind „Frau Kotta", haben, abgesehen von ihrer Beziehung auf Luther, ein grosses Interesse als wahre und beglaubigte Darstellung des häuslichen und religiösen Lebens der Zeit und ihrer Gemüthlichkeit. Man wird hier zu der Erkenntniss gebracht, dass das mittelmässige Vermögen aller Stände, und sogar der Fürsten jener Zeit, eine Gleichheit und eine Geneigtheit, sich unter einander brüderlich beizustehen, herbeiführte, welche in Zeiten, wo Jeder nur daran denkt, zu erwerben oder das Erworbene auf die beste Art zu geniessen, durchaus unmöglich ist. Das vierte Hauptstück handelt von den Erfurter Studienjahren 1501—1505. Wir finden darin allerdings wieder Vieles, was entweder hätte kürzer gesagt oder weggelassen werden müssen, wenn das Buch für Leser bestimmt wäre, welche einen guten Schulunterricht genossen haben, was aber dem grossen Haufen der mit Luther's Leben und mit der Zeitgeschichte nicht bekannten Leser muss ausführlich vorgetragen werden; doch sind auch viele Stücke, die den anziehen werden, der die Hauptsachen längst gewusst hat. Dahin rechnen wir besonders die Stelle S. 313—319, „Luther's Stimmung" überschrieben, wobei der Verf. des Mathesius handschriftlichen neulich gedruckten kurzen Lebenslauf Luther's, der sich auf der Bibliothek zu Gotha findet, benutzt hat. Nächst diesem enthält S. 513—550 unter der Aufschrift „Luther's Eintritt ins Augustinerkloster" manche anziehende Bemerkung und manche sehr treffende Stelle aus Luther's eigenen Schriften. Verbergen kann *Ref. nicht*, dass er wünscht, es wären weniger fremde Schriften unserer Tage citirt worden, theils um Dinge zu bestätigen, die man dem Verf. gern auf sein eignes Wort glauben würde, theils um ganz triviale Sachen aus dem ersten besten Buch, oder gar aus Journalen, aus der Kirchenzeitung zu entlehnen, oder aus Ersch und Gruber's Encyklopädie nachzuweisen. Ref. erinnert dies, weil er glaubt, dass unstreitig auch das Publikum des Verf. das viele Anführen als eine lästige Gelehrsamkeit ansehen wird, womit es gar Nichts anzufangen weiss. Anführung der Hülfsmittel, die Jedem zur Hand sind, führt zu Nichts; Citiren der Quellen ist nur da nöthig, wo etwas ganz Neues gesagt wird und Meisterschaft des Meisters zeigt sich in Nichts mehr, als in wenigen, aber schlagenden Citaten. Die Philologen haben in dieser Rücksicht in Deutschland vielen Schaden gethan.

Das zweite Buch enthält die Erfurter Mönchsjahre von 1505 bis

1508. Hier scheint uns der passendste Ort, den Verf. einmal selbst reden zu lassen, und auf diese Weise den Lesern der Jahrbücher eine Probe seines Styls und seiner Manier, und der Gattung von Geschichte zu geben, welche er einer etwas strengeren und gedrängteren Manier aus guten Gründen glaubt vorziehen zu müssen. Da das Buch für das grosse Publikum bestimmt ist, so wird Ref., der ausserdem sehr ungern über Dinge abspricht, die nicht durchaus in seinen Kreis gehören, den Verfasser selbst reden lassen. Die Leser der Jahrbücher werden hernach, ohne dass ihnen Ref. sein Urtheil aufdringt, über Inhalt und Form des Ganzen aus den ausgehobenen längern Stellen selbst urtheilen können. Er wählt zunächst die Stelle am Anfange des ersten Hauptstücks des zweiten Buchs, überschrieben „Das Probejahr." Dort beginnt Seite 553 die Vorerinnerung zu dem ganzen Hauptstück mit folgenden Worten:

Nichts scheint dunkler zu seyn fast in Luther's ganzem Leben, als seine Verhältnisse, Zustände und Entwickelung im Erfurter Kloster. Mir däucht aber, sie lassen sich in einem wünschenswerthen Maasse aufhellen. Wir werden sehen, wie tief er selbst uns in sein ganzes Wesen, sein Innerstes, wie es eben zu dieser Zeit war, auch in die dunkelsten Tiefen desselben hineinblicken lässt; jede Falte offen legend, keine zu verhehlen trachtend, so dass uns eben Nichts natürlicher erscheinen dürfte, als gerade der Gang, den er nahm. Dies aber, sein inneres Leben, dessen Regungen und Bethätigungen, Entfaltung und Fortschreiten ist ungleich wichtiger des Wissens, der Betrachtung werther, als die äussern Begegnisse seines in den nächsten drei Jahren so einförmigen Daseyns, obwohl auch sie durch ihre Beziehungen keineswegs ohne Wichtigkeit sind.

Das Folgende enthält alsdann die Nachricht von seiner Einkleidung, die sich in Nichts von der gewöhnlichen unterschied, also eigentlich Luther speziell nicht angeht; dagegen bringt der Verf. S 557 aus einer von Luther 1541 zu Wittenberg gehaltenen Predigt und aus der Luther's Schrift „Von den geistlichen und Klostergelubden" vorgesetzten Zueignung an seinen Vater manche anziehende Stellen bei, die wohl vielen Andern, wie dem Ref., nicht bekannt seyn mögen, weil sie weder Mitschmann noch Tentzel, welche der Verf. aufführt, gelesen haben. Sehr ausführlich wird hernach von den Augustiner Eremiten überhaupt und von den Ordenssatzungen gehandelt. Was der Verf. in Beziehung auf den Orden sagt, ist, soviel Ref. aus den angeführten Büchern und Stellen urtheilen kann, mehrentheils aus

den allerverschiedensten, an Gehalt, Werth und Bedeutung durchaus ungleichen Schriften der neuesten Zeit entweder gezogen oder doch durch Anführung derselben belegt; bei den Ordenssatzungen dagegen ist der Verf. unmittelbar an die Quelle gegangen. Seite 569—571 waren dem Ref. viel anziehender, als manche ganze Abschnitte des Buchs, wo der Verf. ins gemüthliche Plaudern geräth; denn sie enthalten sehr Vieles, was nicht blos fürs grössere Publikum bestimmt ist. Auch der Gelehrte, der in dem Buche eine Bereicherung seiner Kenntnisse zum Zweck der Vergleichung der verschiedenen Zeiten und Zustände sucht, wird hier sehr brauchbare Materialien finden. Man vergleiche z. B., um über Wirkung und Wesen des Mönchthums zu urtheilen, das, was hier gesagt wird, mit dem, was Bronner und Schad über Klosterleben und Mönchszucht am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in ihren Selbstbiographieen mit redseliger Ausführlichkeit erzählt haben. Die Vergleichung wird von selbst auf eine ganze Zahl historischer Probleme und Resultate führen. Die Sache weiter auszuführen, ist hier der Ort nicht; auch liegt es nicht in unserm Wege. Was insbesondere Luther's anfänglichen Eifer für die Disciplin, welcher er sich unterworfen hatte, angeht, so wollen wir wieder, um des Verfassers Manier, Art und Styl zu bezeichnen, eine längere Stelle abschreiben, und zwar dieses Mal eine, die wir mit vielem Vergnügen gelesen haben. Der Verf. sagt nämlich S. 576:

„Melanthon" (so schreibt Herr Jürgens den Namen), heisst es, „sagt, er habe sich oft darüber gewundert, dass Luther bei seinem weder kleinen noch schwachen Körper, so weniger Speise und Tranks bedürftig gewesen sey. „Ich habe ihn zu Zeiten", sagt er, „ob er schon gesund war, vier Tage hinter einander durchaus Nichts essen oder trinken, auch sonst oft lange Zeit mit wenig Brot und einem Häring sich begnügen sehen." Das war thüringische Genügsamkeit, Gewöhnung eines Sohnes knapp und mässig lebender geringer Bürgersleute, eines armen Schülers und noch etwas Anderes und mehr Zeichen einer vorherrschenden Anlage, Stimmung, Sinnesart, welche die Anforderungen der Sinnlichkeit über dem stets regen Geistesleben und Arbeiten oder im häufigen Seelenaufschwunge hintansetzt; Zeichen auch seiner Ueberspannung und der Schwere der Beängstigungen, welche damit in Verbindung standen. (Dabei hätte der Verf., der sich doch oft gehen lässt, viele der schönsten Stellen des Spiridion der Frau Georges Sand vortrefflich gebrauchen können). Noch in höheren Jahren konnte er wohl sagen, „wenn ich in Anfechtung bin, so wollte ich wohl in dreien Tagen keinen Bissen essen, denn ich habe keinen Appetit, noch Lust und Verlan-

gen dazu.“ Essen und trinken ohne Lust sey doppeltes und zwiefaches Fasten, aber in Anfechtung fasten sey doch noch hundert Mal ärger als essen und trinken. Indessen trieb er es so arg, und noch ärger als angehender Mönch. Er that sich so wehe, dass er späterhin kaum Worte finden konnte, es zu beschreiben; er quälte sich mit Beten, Fasten, Wachen und Frieren, dass er „allein vor Frost möchte gestorben seyn“; er zermarterte und zerplagte seinen Leib dermassen, „dass er es auf die Länge nicht hätte ertragen können.“ In einer Predigt der Hauspostille kommt er darauf, wie in den Klöstern Viele durch übermässiges Beten, Fasten, Singen, Wachen, Kasteien, Lesen, übel Liegen sich verderbt hätten, dass sie vor der Zeit sterben müssen. Er setzt hinzu: „und ich selbst auch gethan habe und meinen Kopf zerbrochen, dass ichs noch nicht überwunden habe, werde es auch mein Lebtage nicht überwinden.“ So streng hielt er die Regel, dass er oft in drei Tagen keinen Bissen, keinen Tropfen genoss. In der That überwand er es sein Lebtage nicht. In seinen späteren Jahren ass und trank er in Anfechtungen, allein ohne Lust, und die Anfechtungen blieben doch nicht gänzlich aus.“

Das unter derselben Ueberschrift weiter Folgende ist auf dieselbe Weise, wie das Angeführte, ganz vortrefflich durch die eingewebten Originalstellen anschaulich gemacht, aus Luther's Innern heraus entwickelt und mit seinen, aus ganz verschiedenen seiner Schriften gezogenen Worten belegt. Dasselbe gilt von den folgenden Seiten, welche von Luther's zur Zeit seines Klosterlebens bewiesenen eifernden hierarchischen Gesinnung handeln. Hier hat Herr Jürgens überall aus den rechten Quellen geschöpft, hier beruft er sich nicht bald auf Diesen, bald auf Jenen, um ganz triviale Sätze oder unreife Einfälle des Augenblicks von ihm zu entlehnen; er lässt Luther selbst reden, und beweist bei der Gelegenheit eine innige Vertrautheit mit allen Schriften Luther's und bringt aus seinen Predigten, wie aus seinen Bemerkungen über biblische Bücher sehr viele anziehende Nachrichten über Leben und Sinn des Reformators bei. Eine Stelle ist uns hier besonders aufgefallen, welche wir desshalb den Lesern der Jahrbücher mittheilen wollen. „Luther“, berichtet Herr Jürgens S. 583, „sagt in der Nachrede auf etliche Briefe Huss's aus dem Gefängnisse geschrieben, dass er einen Band von Huss's Predigten in der Klosterbibliothek gefunden habe und „aus Fürwitz zu sehen, was doch der Erzketzer gelehrt habe“, lüstern geworden sey, darin zu lesen. Er fing an zu lesen — — wurde das Buch doch unverbrannt in der Bibliothek aufbewahrt, zu welcher Alle Zutritt hatten. — Da fand er aber nun Vieles, das ihm den Gedanken eingab, vor wel-

chem er sich entsetzte, den Gedanken nämlich, warum doch ein Mann verbrannt wäre, der so christlich und gewaltig die Schrift zu führen vermocht habe. Allein Huss's Name war so greulich verdammt, dass er meinte, wenn er desselben mit Wohlwollen gedächte, würden die Wände schwarz werden, die Sonne den Schein verlieren. Er schlug daher das Buch zu, eilte hinaus „mit verwundetem Herzen“ und wusste sich nur damit zu trösten, dass er dachte, Huss hätte wohl so geschrieben, ehe er Ketzer geworden; denn „die Geschichte des Kostnitzer Conciliums kannte ich zu jener Zeit noch nicht“, setzt er hinzu.“ Sehr ausführlich handelt gleich hernach der Verf. S. 584—603 über einen Punkt, bei dessen ganz genauer Durchführung mit den Belegen aus Luther's Schriften wir ihm weniger folgen können, da wir dabei von der Idee der Teufelsanfechtungen handeln müssten, welche bekanntlich eine vorherrschende in Luther's Seele war. Der Verf. hat daher auch den Abschnitt überschrieben: Innere Bedrängnisse. — Verworrene Seelenzustände. Entscheidend für Luther's ganzes Leben und für die Gewalt, die seine Bibeldeutungen, die freilich für den Exegeten und exegetisch betrachtet, ganz unvollkommen sind, noch immer auf unser Gemüth haben (Ref. liest die Erklärung des 90. Psalms immer von Zeit zu Zeit mit Erbauung, ob er gleich die Sache oft anders fasst, als sie Luther dort gefasst hat), ist das, was im Anfange des „Die Bibel“ überschriebenen Abschnitts mit Luther's eignen Worten gesagt ist. „Als ich ins Kloster ging“, erzählte er Freunden, „forderte ich eine *Bibel*, und die Brüder gaben mir eine. Sie war in rothes Leder gebun*den*. *Ich* machte mich so vertraut damit, dass ich von jedem Spruche wusste, auf welcher Seite, an welcher Stelle er stand. Hätte ich sie behalten, so würde ich ein trefflicher localis biblicus seyn. Kein anderes Studium gefiel mir, als das der heil. Schrift. Ich las eifrigst darin, prägte sie meinem Gedächtniss ein. Manchmal lag mir ein einziger sinnschwerer Spruch den ganzen Tag in Gedanken. Auch den bedeutsamen Worten der Propheten, deren ich mich noch wohl erinnere, sann und sann ich nach, obwohl ich sie nicht zu fassen vermochte; z. B. wie man im Ezechiel liest: ich will nicht den Tod des Sünders.“ Der Verf. begleitet das, was er über Luther's Bibelstudium im Texte sagt, mit einer Note, die wir zum Nutzen der Leser der Jahrbücher, welchen Herrn Jürgens Buch nicht zur Hand ist, abschreiben wollen. Sie steht S. 604 und 605: „Man will annehmen, dass Luther schon im Kloster zu Erfurt sogar fleissig Hebräisch getrieben habe. Es kommt mir durchaus unwahrscheinlich vor, trotz dem, was er in dem Schreiben an Lange

sagt, worauf man sich beruft. Er spricht da von einem hebräischen Wörterbuche, das er olim ab initio in Erfurt gekauft. Allein dieses ab initio bezieht sich nicht nothwendig auf seine Erfurter Studien- oder Mönchszeit und steht keineswegs dem entgegen, dass er das hebräische Wörterbuch, wovon er spricht, späterhin etwa 1511 oder 1512 in Erfurt gekauft. Auch in einem der beiden letztgenannten Jahre (und 1515) ist er dort gewesen und um jene Zeit fing er an, sich mit Ernst auf die Grundsprachen zu legen. Der Nachweis wird im dritten Buche gegeben werden. Schwerlich war auch ein Erfurter Conventsmitglied im Stande, ihn anzuleiten. Selbst an der Universität war damals vom Hebräischen nicht die Rede. Emser wusste ein wenig, allein wenn Luther bei ihm hörte, so geschah es doch nur in lateinischen Vorlesungen, und wie hätte er als Student darauf kommen sollen, Hebräisch zu lernen, da er nicht einmal Griechisch lernte? Doch die gewichtigsten Gegengründe sind noch andere, worüber eine Bemerkung unten Hauptstück III. Sollte er zu dieser Zeit Hebräisch getrieben haben, so blieb er jedenfalls noch so sehr in den Anfängen, dass es ihm Nichts helfen konnte." Alles, was der Verf. auf den folgenden Seiten von der Art und der Wirkung von Luther's Bibelstudium zum Theil mit Luther's eignen Worten sagt, ist höchst belehrend und besonders für die kalten Gemüther einer industriellen Zeit sehr heilsam zu lesen. Der Schluss des ersten Bandes: „Beichte, Beichtvater, Ende des Probejahrs", ist mehr theologischen als historischen Inhalts; wir können ihn daher übergehen.

Den Anfang des zweiten Theils macht das dritte Hauptstück des zweiten Buchs, welches die Zeit von der Priesterweihe bis in das Spätjahr 1507 begreift. Das vierte Hauptstück umfasst das Jahr 1507 bis auf Luther's Berufung nach Wittenberg 1508. Die ersten 150 Seiten dieses zweiten Theils sind für die Behauptung der Protestanten, dass ihre Lehre eine fortschreitende, und dass Jeder, der den Fortschritt zu reiner Gotteserkenntniss hemmen, einen Zwang der Formen oder Formeln dem frommen Gemüth aufdringen wolle, Luther's Sinn entgegenhandle, entscheidend. Wahre Frömmigkeit wohnt nur in freien Seelen; da die knechtischen überall, also auch in der Kirche, nur eine äussere Anstalt sehen, ihr nur gehorchen, wie sie den Beamten oder der Polizei gehorchen, desshalb auch den Glauben polizeilich oder mit pfäffischer Doctrin Andern aufdringen wollen. Die Stelle ist von grosser Bedeutung für den wahren Sinn und Geist des grossen Reformators, da er selbst nachher oft verkannte, was ihn denn eigentlich stark gemacht habe. Auch

bei ihm war das Fleisch oft schwach; dann vergass er in solchen Augenblicken der Zeit und Menschen wegen sein Ziel und verkannte, auf welchem Wege ihn Gottes Geist zur Erkenntniss der Wahrheit geführt habe, und wie verkehrt es sey, dass gerade er für Worte und einzelne Dogmen eifere. Den Weg, den Herr Jürgens nimmt, um zu zeigen, wie aus dem zelotischen und beschränkten, aber mit der Bibel innig vertrauten Mönch ein Reformater ward, hat er selbst durch „Leitendes" in den Ueberschriften bezeichnet.

Diese sind im dritten Hauptstück folgende: Priesterweihe, Staupitzens fortgesetzte Einwirkungen, Gegenwirkungen aus der Scholastik. Das vierte Hauptstück geht mehr das Innere an; denn da ist die Rede von wirksamen Tröstungen im Beichtstuhl, von erfolgreichen Schriftstudien, von der Gerechtigkeit durch den Glauben, von der Paulinischen Auffassung des Christenthums, von der gesetzlichen Richtung der Scholastik, der Kirche, des Mönchthums. Dann folgen einige Seiten (99—104), überschrieben: Unsicherheit, Hemmnisse und endlich: die Väter, Augustin, Gerson's Einwirkung auf Luther. Aus den letzten Seiten dieses zweiten Buchs S. 138—147 will Ref. wieder eine längere Stelle ausheben, die er mit Vergnügen gelesen hat, wie denn überhaupt die zweite Hälfte des Bandes und der ganze zweite Band dem Ref. viel besser gefallen haben, als die erste Hälfte des ersten Theiles. Ref. entlehnt die anzuführenden Worte aus dem, was der Verf. einen Rückblick genannt hat, oder aus der Betrachtung der Fortschritte zu einer Gottes- und Menschenkenntniss, welche Luther *bis auf die* Zeit seiner Berufung nach Wittenberg gemacht hatte. „Er war", heisst es S. 140, „ins Kloster gegangen, weil er geglaubt, dort um so mehr fromm leben und Gottes Wort lernen zu können. Dieses Doppelziel hatte er, ohne einen Augenblick rechts oder links zu sehen, im Auge behalten, es unermüdlich, mit rastloser höchster Anstrengung in fortwährender Unruhe und Leidenschaftlichkeit unter unaufhörlichen inneren Bedrängnissen verfolgt. Auf diese und ihre Beendigung, die Befriedigung eines ängstenden Gemüthsbedürfnisses, bezogen sich alle jene Studien der Schrift, der Scholastik, der Väter, wobei er durch ein Labyrinth früh eingesogener, vielfach genährter irrenden Begriffe, durch einen unendlichen Wust todter Gelehrsamkeit sich durchzuarbeiten hatte, wobei ihm so grosse Hindernisse in den Weg traten, nur so dürftige Hülfsmittel zu Gebot standen, so wenig Förderung zu Theil wurde, woneben er Stunden, Tage und Nächte der Askese, der Erfüllung der geistlosesten Ordenspflichten widmete. Und schon desshalb war sein Geist rastlos

thätig, weil sein Gemüth in unausgesetzter Spannung war. Eben darum aber, und weil er zum Trost eines unsäglich geängstigten Herzens las und forschte, prägte sich ihm das, was er ergriff, unauslöschlich ins Gedächtniss ein, ergriff und hielt er es fest, nicht blos im Verstande, sondern im innersten Gemüthe, als eigenste Erfahrung. Von ihr getrennt ist er gar nicht zu denken, womit seine Schwäche und seine Schwächen, namentlich als Theolog, zusammenhängen. Allein sie wurde auch das Mark und die Triebkraft seines Wesens und seiner Wirksamkeit, hat ihn besonders zum grossen Kirchenlehrer gemacht. Er verglich daher auch mit Recht diese Erfahrung, und im Besondern ihren lebhaftesten Ausdruck, seine Busskämpfe, seine „Anfechtungen" mit der Praxis, die bei dem Arzte zur Theorie hinzukommen müsse, wenn er seine Kunst recht eigentlich inne haben solle. „Ich habe", sagt er, „meine Theologiam nicht auf einmal gelernt, sondern hab' immer tiefer und tiefer grübeln müssen; dazu haben mich meine Anfechtungen gebracht, ohne Uebung und Erfahrung lernt man's nicht. Ich will dir anzeigen eine rechte Weise in der Theologie zu studiren, in der ich mich geübt habe. Es ist die Weise, die der 119. Psalm lehrt, da wirst du drey Regeln innen finden, durch den ganzen Psalm reichlich vorgestellt und heissen also: Oratio, meditatio, tentatio." (Ebenso Augustin in seinen Bekenntnissen). „Wenn wir in Anfechtung sind, lernen wir Nichts, nehmen gar nicht zu. Sie sind die Uebung und Ritterschaft der Christen, dadurch wir erkennen, dass wir unter dem Schutze der heiligen Engel sind, und dass auch die härtesten Anfechtungen uns nicht schaden. Das ist unsere Theologie, die man nicht so leicht und bald lernen kann, sondern allezeit muss man zu Felde liegen und wider den Teufel streiten, der sich unterstehet, uns vom Worte abzuziehen und unsern Glauben zu schwächen." —

Das erste Hauptstück des dritten Buchs, welches die Jahre 1508 bis 1510 enthält, handelt von den Zuständen Wittenbergs und von Luther's Anfängen. Hier muss natürlich der Verf. Manches ausführlicher berichten, was den Gelehrten ganz bekannt ist. Da wird geredet von Friedrich dem Weisen, von der Errichtung der Universität Wittenberg, von der ersten Einrichtung derselben u. s. w. S. 247 kommt dann der Verf. auf Luther's Persönlichkeit zurück. Bei dieser Gelegenheit haben wir zu unserer Freude bemerkt, dass Luther über das bezahlte Lesen der Professoren, oder über die Honorare für Collegien gerade so dachte, wie Ref. immer darüber gedacht hat. Er las desshalb ungern viel, obgleich er sonst sehr gern lehrte; denn liest man priva-

tim, so betrachten sich die Lernenden als Kunden des Lehrers; liest man publice, so denken sie, die Waare, die man ihnen umsonst gebe, sey wohl nicht viel Werth, oder sie glauben, man suche den Beifall der Rohen und Gemeinen. Ehe der Ref. Luther's Worte anführt, will er nur noch beweisen, dass die Juristen und Humanisten das Trödeln mit Kathederweisheit aus Italien zu uns gebracht haben. Er will zu diesem Zweck einen der jetzt von der sogenannten historischen Schule wieder hervorgeholten sogenannten Glossatoren des römischen Rechts anführen. Man wird sehen, dass die jetzt überall gepriesene, von unsern Beamten geübte sogenannte praktische Weisheit von Niemand besser gelernt werden kann, als von den ersten Lehrern des Justinianeischen Rechts. Odofredus, Einer von ihnen, schliesst nämlich seine Vorlesungen über das Digestum vetus mit folgenden erbaulichen Worten: Et dico vobis, quod anno sequenti intendo docere ordinarie bene et legaliter, sicut umquam, extraordinarie non credo legere, quia scholares non sunt boni pagatores, quia volunt scire, sed nolunt solvere, juxta illud: Scire volunt omnes, mercedem solvere nemo. Non habeo vobis plura dicere, eatis cum pace domini. Wohl hat der Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts Recht, der in einem Briefe an Laurentius Valla einen Ausruf thut, der durch das Küchenlatein und noch mehr durch die Gemeinheit dessen, was in dieser barbarischen Sprache vorgebracht wird, seine Bestätigung erhält: Vehementer indignor, schreibt er, Bartolum, Baldum, Accursium similesque anseres in locum Sulpicii, Scaevolae, Paulli, Ulpiani, aliorumque jurisprudentiae cygnorum successisse. Wir kehren zu Luther zurück.

Wir finden S. 247, welchen ersten Eindruck Wittenberg auf Luther machte, der in seiner unsern spröden Ohren etwas derb klingenden Sprache sagt: „Es ist hier mehr denn ein Schindeleich und in der Erste verwunderte ich mich, dass hier eine Universität aufgerichtet und fundirt worden." Herr Jürgens fügt hinzu: so erbärmlich däucht auch ihm die Stadt. Um so natürlicher, da er in so blühenden Städten, darunter zwei der grössesten, gelebt hatte. Gar zu nahe lag ihm die Vergleichung mit Eisenach, Erfurt, Magdeburg. Dem Thüringer, Franken oder Rheinländer muss Wittenberg fast schon wegen seiner Lage missfallen, ihm muss die Umgegend dürftig und öde erscheinen. Luther kam obenein im unfreundlichen Spätherbst. Was wir vorher vom Honorar gesagt haben, bezieht sich auf S. 248. „Berufen", heisst es, „über aristotelische Dialektik und Physik zu lesen, begann Luther die Vorlesungen, beiläufig, ohne Honorar zu empfangen. Gerade dadurch wurde

den Studien aufgeholfen, dass die klösterlichen Convente zur unentgeltlichen Mitwirkung herangezogen wurden. Sie gaben der Universität, ohne von ihr zu empfangen, von wissenschaftlicher Förderung abgesehen, die auch ihnen wurde. Erst nachdem ganz andere Verhältnisse eingetreten waren, nahm Luther einen Gehalt von zweihundert Gulden an, den der Kurfürst aus freien Stücken ihm anbot." „Wäre es nicht geschehen", sagt er, „so hatte ich nach meiner Verheirathung mir vorgenommen, für Honorar zu lesen. Aber da mir Gott zuvorkam, habe ich mein Leben lang kein Exemplar (meiner Schriften) verkauft, noch Collegien gelesen um Lohn, will auch den Ruhm, will's Gott, mit ins Grab nehmen." Dazu setzt Herr Jürgens eine Note, ohne welche der Ausdruck Exemplar, dem wir desshalb in der Klammer die Erklärung beigefügt haben, keinen Sinn hätte. Er will sagen, so lautet die Note: kein Exemplar meiner Schriften. Für diese boten ihm die Buchhändler oft bedeutende Honorare. Die Drucker wollten ihm jährlich vierhundert Gulden geben, wenn er ihnen seine Handschriften überliesse. Er weigerte sich jedoch stets, „aus den gottverliehenen Gaben Geldgewinn zu ziehen." Was nachher folgt über seine Studien, Vorlesungen, erste Predigten ist ungemein anziehend und auch auf eine sehr anziehende Weise vom Verf. behandelt; S. 255 heisst es: „Er predigte ohne Zweifel zuerst in der Kirche seines Klosters, oder vielmehr der allenthalben gestützten, dreissig Schuh langen und zwanzig breiten hölzernen Kapelle, indem zur Kirche erst der Grund gelegt war. Die alte bretterne Kanzel war drei Fuss von der Erde." So dass dies Gebäude, wie Mekum sagt, wohl dem Stall, in welchem Christus geboren worden, mochte verglichen werden. Und in diesem elenden Gebäu wollte Gott zu dieser letzten Zeit sein Evangelium predigen und sein liebes Kind Jesum gleichsam aufs neue wieder geboren werden lassen. Keine unter so viel Dom- und Pfarrkirchen in der ganzen Welt war damals, welche Gott zu solcher herrlichen Predigt erwählet." Der Verf. fügt sehr passend und sehr verständig die Bemerkung hinzu: „Dabei ist jedoch nicht zu vergessen, dass er für jetzt, was den Inhalt seiner Predigten betrifft, keine reinere und freiere Ansicht von der christlichen Wahrheit aussprechen konnte, als er hatte. Wir erinnern uns aus dem zweiten Buche seiner Aeusserungen, wie er als Mönch (anfänglich), da St. Anna und St. Thomas seine Abgötter gewesen wären, geglaubt und gepredigt habe. Diese trübe Mischung musste sich auch in seinen ersten Wittenberger Predigten ausdrücken; sie mussten besser werden in dem Maasse, als es in seinem Kopfe und in seiner Theologie lichter wurde." Von dem Au-

genblicke an, als der Verf. dem eigentlichen Ziele näher kommt, wird das Werk immer bedeutender und besser, und Ref. bedauert, dass er, um die Leser der Jahrbücher davon zu überzeugen, nicht die gleich folgenden Seiten, überschrieben: Angestrengte Thätigkeit — Mönchischer Eifer wörtlich abschreiben kann.

Das zweite Hauptstück handelt ganz allein von Luther's Reise oder Sendung nach Rom. Diese Reise scheint Melanchthon in das Jahr 1512 zu setzen, Selneccer setzt sie bestimmt in das Jahr 1511, Herr Jürgens in das Jahr 1510. Wir dürfen uns dabei nicht aufhalten. In Beziehung auf die Bedeutung der Romfahrt für Luther's ganze Wirksamkeit heisst es: „Luther's römische Reise bildet einen sehr bedeutenden Wendepunkt in seiner Entwickelung." — — Der Meinung ist Ref. auch, und er freut sich sehr, dass endlich ein Mann, der so zum Erstaunen bewandert in Luther's Schriften aller Art ist, als Herr Jürgens, diese Reise so ausführlich behandelt hat, als in diesem zweiten Stück geschehen ist. — — „Luther kehrte", fährt der Verf. fort, „als ein Anderer zurück, als er gegangen war. Doch darf hier nur vorläufig darauf hingedeutet werden, übersehen lässt es sich erst, nachdem wir ihn auf seiner Wanderung begleitet. Die Nachrichten über dieselbe sind sehr lückenhaft und dürftig. Sie bestehen fast nur aus gelegentlichen, vereinzelten Aeusserungen von ihm selbst. Ihre Beschaffenheit lässt es eben so sehr als die wesentliche Bedeutung, welche die Reise für ihn erhielt, bedauern, dass eine vollständige Kunde nicht übrig geblieben ist. Man hat dies auffallend genannt, will auch finden, dass *er selbst* über seine römische Reise mit einer bei ihm ungewöhnlichen *Zurückhaltung* sich ausgesprochen habe. Darin irrt man aber offenbar. Eher lässt sich sagen, dass seine Aeusserungen nicht genügend beachtet und ins Licht gestellt sind. Man wird aus der nachstehenden Darstellung entnehmen, dass er sich gerade sehr unbefangen, völlig rücksichtslos und auch häufiger über seine Romfahrt ausgesprochen hat, als über andere Vorgänge seines Lebens.

Das in allen seinen Einzelnheiten ganz vorzüglich interessante Kapitel über die Romfahrt schliesst mit der Angabe des Resultats. Dies Resultat wollen wir mittheilen, weil man daraus am besten über den Inhalt des Abschnitts urtheilen kann. Der Verf. hat mit Auszügen aus Luther's Schriften und mit einer grossen Anzahl sehr treffenden Originalaussprüchen bewiesen, dass er berechtigt sey, das Resultat von Luther's Reise so zu fassen, wie er gethan hat. Was Luther in Rom und in Italien sah und hörte, legte den Keim zum Abfalle in seine Seele,

erklärt der Verf. S. 356; den Grund und die Erklärung seiner spätern, oft rücksichtslosen Heftigkeit haben wir darin zu suchen; allein darauf leitet nicht die leiseste Spur, dass seine Ehrfurcht vor der Kirche gemindert wäre, weil seine Ehrfurcht vor dem Pabstthume, wie es war, erschüttert wurde, oder dass auch die letztere bei ihm vorerst mehr als eine Erschütterung erlitten hätte. Was war, was konnte ihm die Kirche nach seinen jetzigen Begriffen ohne das Pabstthum seyn? Wie hätte er sie sich ohne dieses denken können? Zu tief und fest war die alte Verehrung und Liebe in ihm gewurzelt, als dass sie so rasch hätte herausgerissen werden können. Noch mancher starke Halt fand sich bei ihm für ihre Wurzeln und Ranken. Diese Sätze führt der Verf. im Folgenden weiter durch.

Das dritte Hauptstück begreift die Geschichte der Jahre 1511 bis 1514, und ist ganz den kirchlichen Dingen, den Studien Luther's und dem Kampfe der aufgeklärten Freunde eines Reuchlin und Erasmus gegen Ignoranz, Fanatismus und Obscurantismus der Mönche gewidmet. Es wird darin gehandelt von den Kirchenversammlungen in Pisa und im Lateran, von Luther's Sprachstudien, von der Auslegung des Römerbriefs, von der Auslegung der Psalmen, von seinen Kämpfen in Wittenberg und mit den Erfurtern. Den Schluss macht alsdann der tolle Streit, den man mit dem vorsichtigen und ängstlichen Reuchlin der Juden, oder eigentlich des Hebräischen wegen anfing. Es ist sehr passend, dass hier bei dieser Gelegenheit S. 498 ff. etwas ausführlicher von Reuchlin's Person und von seinen Verhältnissen gehandelt wird. Dass Luther an dem Kampfe der Freunde Reuchlin's gegen die Leute, welche ihn bald hernach noch weit ärger verfolgten, als sie Reuchlin verfolgt hatten, keinen lebhafteren Antheil nahm, als er that, erklärt der Verf. S. 536 sehr gut, nachdem er auf den vorhergehenden Seiten allen Aeusserungen Luther's über den Streit und alle Stellen seiner Briefe zu Gunsten der Humanisten angeführt hat, deren Sache Reuchlin's Sache war. Es heisst darüber S. 536: „Luther nimmt nicht Theil an dem Kampfe der Gleichgesinnten wider die Feinde, während er sich zu ganz anderen, tieferen Angriffen rüstet und der Partei des Fortschritts ein Bollwerk in Wittenberg bereitet, ungleich stärker als die Dominikaner in Köln eins besassen wider denselben. Sein Gefühl leitete ihn richtig. Er würde sich wahrscheinlich den Boden verdorben, man würde ihn überspannt gescholten und allein gelassen haben, wenn er, der schon für parteiisch galt, noch weiter gegangen wäre. Gab es eine Verpflichtung, für Reuchlin in die Schranken zu treten, so bestand sie jedenfalls

zunächst für die persönlichen Freunde desselben und die eigentlichen Humanisten, denen er nicht angehörte und zu denen er sich nicht zählte. Wir werden es noch deutlicher erkennen. Er befand sich doch gar nicht völlig in ihrer Stimmung, traute sich die allgemeine Bildung, die klassische Latinität nicht zu, das eigentlichste Kennzeichen eines Humanisten, und die Bedingung, vor der Welt mit Ehren als solcher sich heraus zu lassen. Mit seinen Schulkämpfen war es etwas ganz Anderes. Hervorzutreten in einer solchen Sache, vor einem solchen Publikum, auf einen solchen Plan, dazu lebte er nicht blos noch viel zu sehr in Klostergedanken, sondern wir müssen auch das in Betracht ziehen, dass er dazu noch zu sehr mit innern Zuständen und abstruser scholastischer Gelehrsamkeit sich beschäftigte.

Das vierte Hauptstück enthält die Jahre 1515 und 1516 bis zu den ersten Anlässen zum Ablassstreit. Hier fasst Herr Jürgens Luther besonders von Seiten seiner Wirksamkeit als Prediger und in seinen Verhältnissen zur Zeitphilosophie oder als heftigen Kämpfer gegen beide scholastische Secten, gegen Thomisten und gegen Scotisten. Vom Jahre 1515 sagt Herr Jürgens: Die Nachrichten von Luther's Thätigkeit und Entwickelung in einem ganzen Jahre oder noch länger verlassen uns fast gänzlich. Wir wissen nur, ohne genauere Angaben zu besitzen, dass er seine Studien fleissig fortsetzte, dass er predigte, las — — — nach Oldkop, der ihn gern hörte, wie er sagt, über den Römerbrief, um daran zu erinnern — und disputirte. Die Kämpfe die er in seinen Umgebungen für seine Schrifttheologie und seine ganze Richtung zu bestehen hatte, währten noch fort. Er fand noch immer viel Widerspruch. Da in diesem Hauptstück schon von Tetzel und vom Streit über die Ablasslehre die Rede ist, so hält Ref. auch aus dem Grunde, weil diese Anzeige eines nach seinem Inhalte vor tausend andern wichtigen Buchs schon sehr lang geworden, für rathsam, hier abzubrechen und die Anzeige des Rests dieses Theils mit der Anzeige des dritten Bandes zu verbinden, wenn dieser ihm wird zur Hand gekommen seyn.

---

*Reise in Tirol in landschaftlicher und staatlicher Beziehung von Matthias Koch, Erzherzogl. österreichischen pensionirten Beamten. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1846. 256 S. kl. 8.*

Der Verf. dieser Reisebeschreibung hatte dem Ref. eine „Chronologische Geschichte Oesterreichs von der Urzeit bis zum Tode Karl's VI.

Insbruck 1846. Wagner'sche Buchhandlung. 4." aus Botzen zugeschickt; er war aber durch vielerlei Arbeiten gehindert, ein Werk anzuzeigen, welches, weil es gründlich gearbeitet ist, nicht flüchtig gelesen oder nur obenhin angezeigt werden konnte; er will daher vorerst ein etwas weniger umfassendes Werk desselben Verfassers anzeigen. Was die Chronologische Geschichte angeht, so will Ref. suchen im nächsten Jahre Zeit zu gewinnen, wäre es auch nur, um den Oesterreichern zu beweisen, dass wir sie als Deutsche, als Landsleute und Brüder, und nicht, wie sie uns, als Ausländer betrachten. Diese Bemerkung macht Ref., weil sich Herr Koch über die Vernachlässigung beklagt, die seine chronologische Geschichte bei uns erfahren habe. Er sagt in einem Briefe vom 26. Oktober d. J.: „Die chronologische Geschichte Oesterreichs ist eine der Erwähnung wahrlich werthe Arbeit, denn namentlich die alte Geschichte, bis Rudolf von Habsburg, ist ganz neu. Bis jetzt hat sie Niemand bearbeitet. Da aber dieses mit so grosser Sorgfalt und beinahe sechsjährigem Sammeln und Forschen geschriebene Buch bisher von allen deutschen Literaturblättern völlig ignorirt wurde, so ist es ein sehr billiger Wunsch des Verfassers, dass ihm in den Heidelberger Jahrbüchern Gerechtigkeit wiederfahren möge." Das soll denn, wie gesagt, nächstens geschehen; vorerst werfen wir den Blick auf die Reise in Tirol. In dieser Reisebeschreibung kommt der Verf. wiederholt auf einen Punkt zurück, der uns bis dahin ganz entgangen war. Er weist nämlich nach, dass die deutsche Nationalität, d. h. das deutsche Sprachelement, ohne dass man es in Deutschland auch nur ahnete, in Süd-Tirol ärger bedroht sey, als in Schleswig. Ueberhaupt sind es die innern politischen Zustände, und besonders die geistlichen Sachen, welche der Verf. vor andern Dingen behandelt. Dieser Reisebericht ist übrigens ein Stück des grossen Werks, welches richtigere Begriffe über österreichische Zustände verbreiten soll, als in den Reisebeschreibungen, in den Büchern der Gegner der österreichischen Verwaltung und Regierung, und in den officiösen Vertheidigungen derselben bisher enthalten waren. „Niemand", sagt er mit Recht, „kann über den Gesammtstaat Oesterreich ein letztes, richtiges Urtheil fällen, der nicht Einsicht von den Zuständen jedes einzelnen seiner Länderbestandtheile erworben, und mit eignen Augen gesehen, nicht aber Büchern auf guten Glauben abgeschrieben hat. Er muss Provinz für Provinz bereist und erforscht haben.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 2. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

# Koch: Reise in Tirol.

(Schluss.)

Diesen Weg hat der Verf. betreten und hinter einander den Zustand einzelner Theile der Monarchie in besondern Schriften darzustellen versucht. Zuerst hat er in seinem Buche: Wien und die Wiener, historisch entwickelt und im Verhältniss zur Gegenwart geschildert. Karlsruhe, Macklot 1841, mit einer Darstellung der österreichischen Geschichte und Staatsverwaltung, in welcher die gegenwärtigen Zustände der Hauptstadt verschmolzen sind, begonnen, dann aber, den österreichisch-deutschen Fürstenthümern vor allen den gebührenden Vorrang einräumend, ist er zur Nachbarprovinz übergegangen und hat herausgegeben: Die Reise von Oberösterreich und Salzburg. Wien, Sollinger 1846. Dieser Reise reiht sich im Vorschreiten zur nächsten Provinz der dem Publicum hiermit übergebene Reisebericht von Tirol an, welcher das Resultat eines beinahe zweijährigen Aufenthalts in Tirol enthält. Dabei erklärt der Verf. gleich vorn herein, dass er, weil es ganz ausgemacht sey, dass die Verhältnisse in Tirol in vieler Hinsicht einer Aenderung bedürften, weil sich Gebrechen fänden, deren Wegschaffung unabweislich, Bedürfnisse, deren Befriedigung allgemeiner Wunsch sey, sich über Beides freimüthig ausgesprochen habe, weil das Bessere nicht selten durch die Oeffentlichkeit erreicht werde. Er fügt mit Recht hinzu: Diese in Oesterreich ziemlich neue Richtung des Schriftthums ist besonders in Tirol ungewöhnlich und leicht der Missdeutung ausgesetzt. Dass er dabei kein unzufriedener Partheimann sey, wird man daraus schliessen können, dass man hie und da ihn beschuldigt hat, er schreibe für die Regierung in ihrem Solde.

Die ersten zwanzig Seiten des Büchleins handeln von Meran und von der Umgegend auf eine sehr verständige Weise, d. h. weder posaunend noch herabsetzend. Gelegentlich rügt der Verf. im Vorbeigehen die unbequeme Einrichtung, dass man, wenn ein Fremder einen zu verzollenden Gegenstand nach Meran gesendet erhält, dort kein Zollamt findet, so dass man nach Botzen reisen muss, um Zoll zu zahlen, und

dass alle Zeitungen sogar erst nach Inspruck gesendet werden müssen, um gestempelt zu werden. Dann folgen Notizen über Botzen und Greifenstein, bei welcher Gelegenheit der Verf. S. 26 von den 1845 ausgewanderten Argauer Benedictinern von Muri, denen man die Abtei Gries eingeräumt hat, Nachricht gibt. Von den Bewohnern Botzens (7620) erhalten wir eine nicht gerade vortheilhafte Schilderung. Obgleich sie nicht sehr reich sind, sondern höchstens bemittelt, sind sie dennoch geldstolz. Weiter heisst es:

Der Botzener frühstückt, hält einen Vormittagsschmaus, speist mit beneidenswerthem Appetit zu Mittag, hält eine reichliche „Merenda", lässt sichs Abends im Gasthause sehr wohl schmecken und ist an der Abendtafel seiner Familie um Esslust nicht verlegen. Der Botzener ist auch kein Wassertrinker — — — Wohlbeleibtheit ist daher ziemlich ein äusseres Kennzeichen, wie Gutmüthigkeit eine unverkennbare Gemüthsanlage desselben. Höflichkeit wird ihm aber, besonders in Rücksicht auf Fremde, selbst von Einheimischen nicht nachgerühmt. Botznerische Grobheit als Sprichwort ist in Botzen selbst zu Hause und der Wespenstich des eigenen Verkehrs. Der Verf. führt nachher im Einzelnen durch, wie in Botzen durchaus an keinen geistigen Verkehr, keinen Ideenwechsel zu denken sey. Es sey dort eine essende, trinkende, tanzende, Karten spielende vornehme Gesellschaft, aber keine eigentliche Conversation zu finden, er schliesst mit den Worten:

Warum verbreitet sich der Verf. mit so vieler Ausführlichkeit über die Zustände der kleinen Stadt Botzen? wird vielleicht mancher Leser dieses Buchs fragen. Weil, antwortet der Verf., dieses kleine Botzen die letzte deutsche Stadt an der Pforte nach Italien ist, wo es darauf ankommt, deutsche Gesinnung und Cultur neben der unverkennbar vorschreitenden Ausbreitung des italienischen Elements der Nachbarschaft aufrecht zu halten. Im angränzenden Wälschtirol ist für jenes ein geistiges Streben erwacht, das für den deutschen Süden Tirols, wenn er seiner Aufgabe sich nicht bewusst wird, im Laufe der Zeit und im unsichtbaren Walten geistiger Machtverbreitung Gefahr bringend ausschlagen kann. Dem Vaterlandsfreunde erscheint es daher als wünschenswerth und nothwendig, in der deutschen Gränzstadt Botzen, mittelst Bethätigung des geistigen Lebens, zugleich deutschen Sinn zu beleben. Auf S. 59—63 hat der Verf., der ein sehr guter Katholik ist, sehr vernünftig von dem unvernünftigen und gewissenlosen Spuck mit der unglücklichen Maria von Mörl zu Kaltern gehandelt und hinreichend bewiesen, dass die sonst so ängstliche baierische Censur ganz gewissenlos verfuhr, als sie den Augs-

burger Obscuranten erlaubte, die einfältigen, gläubigen Seelen durch die Uebersetzung eines ganz albernen und schädlichen italienischen Buchs irre zu leiten, welches den Titel hat: Geschichte der durch die Wundermale Christi wunderbar begnadigten, annoch lebenden zwei Tiroler Jungfrauen: Maria von Mörl von Kaltern und M. Dominica Lazzari von Cappiana. — Ref. hat freilich Unrecht, die Censur zu tadeln, da das Publicum dergleichen bedarf; er tadelt nur, dass wenn man das Eine verbietet, das Andere erlaubt wird. Im Allgemeien gibt uns Niemand das Recht, uns einzumischen. Das Buch hat schon 1843 die zweite Auflage erlebt und die Protestanten haben in dieser Rücksicht den Katholiken nichts vorzuwerfen, denn unter ihnen ist von der Seherin von Prevorst neulich eine bis aufs Doppelte vermehrte Auflage erschienen. Nicht allein dies, sondern gerade die Ungläubigen glauben am ersten Mährchen. Wo auch immer Ref. versucht hat, den Leuten z. B. das alberne Mährchen vom Kaspar Hauser auszureden, hat er tauben Ohren gepredigt.

Von Seite 71 an gibt der Verf. höchst anziehende und dabei unterhaltende und gut geschriebene Notizen über Abstammung, Sprache, Kleidung, Sitten der Südtiroler. Ueberall leidet die Geistlichkeit weder Tanz noch Musik, was der Verf. doppelt missbilligt, weil das Landvolk im ganzen Etschland von stiller Gemüthsart sey, so dass man ihm diese Erheiterung wohl gönnen könnte. „Der deutsche Südtiroler“, führt er fort, „besitzt einen guten natürlichen Verstand, lässt sich aber vom Althergebrachten und von der Geistlichkeit in allen Dingen so beherrschen, dass nicht nur eine selbstständige Entwickelung seiner geistigen Kräfte unterbleibt, sondern er auch jedem andern Einflusse unzugänglich geworden ist. Das gilt mit Ausnahme von Vorarlberg von allen Theilen Tirols und ist der Hemmungsgrund des Fortschritts in allen Dingen.“ Diese Sätze erweiset der Verf. durch eine ganze Reihe einzelner Angaben, von denen wir nur hie und da einige ausheben wollen, um zu beweisen, wie traurig es ist, wenn Regierungen glauben, es sey in unsern Zeiten politisch heilsam, die Unterthanen in der Unwissenheit zu halten und das Pfaffenthum zu fördern.

Unwissenheit, Vorurtheile, Eigensinn und Aberglauben sind, heisst es S. 86, in Südtirol tief eingewurzelte Gebrechen, die nicht am Wechsel der Zeit und der helleren Einsicht hinschwinden, sondern gegenwärtig neuerdings sich befestigen und ausbreiten. — Wie vor Jahrhunderten, so greift noch heutiges Tags der Nonsberger nach dem Gewehr, wenn es kritisch am Himmel aussieht und schiesst nach den Hexen, die das

Unwetter verursachen. Vieh- und Menschenkrankheiten schuldet der Südtiroler den Hexen an.

Der Verf. führt dann weiter aus, wie sich der Hexen- und Zauberaberglauben über das ganze Leben des Landmanns verbreitet, jede Anwendung von Heilmitteln, von vernünftiger Vorsicht u. s. w. hindert und so weit geht, dass eine Sonnenfinsterniss oft Todesschrecken verbreitet. Er fährt hernach fort:

Der Schulunterricht nach der bestehenden veralteten Einrichtung ein geistloses Formelwerk, mechanisch betrieben, blos die Mittel zur Erkenntuiss, nicht diese selbst verschaffend, bessert die Zustände nicht. Bücher, aus welchen das Volk Unterricht und Belehrung über die physische und geistische Beschaffenheit des Menschen schöpfen könnte, welche dasselbe über schädliche Vorurtheile und schlechte Gewohnheiten aufklärten, kommen nicht in seine Hände und sind gar nicht da, denn ein gutes Volksbuch ist im ganzen österreichischen Staat nicht zu finden. Der Bauer liest also nichts anders als Gebet- und Erbauungsbücher, Legenden und andere kirchliche Druckschriften. Die Geistlichkeit, von welcher Begriffsläuterung des Volks zu erwarten wäre, eifert zwar von den Kanzeln noch immerfort gewaltig gegen Freigeisterei und Unglauben, die im Volke gar nicht existiren, bemüht sich aber, wie der Stand der Dinge deutlich zeigt, viel zu wenig, Wissen und Aufklärung zu verbreiten, vielleicht weil ein Theil der Priesterschaft manche Vorurtheile mit dem Volke gemein hat, ein anderer Theil den Grundsatz hegt und sich sagt: „Aberglaube ist doch auch Glaube, besser das Volk glaubt Etwas als Nichts", weil endlich ein dritter Theil bangt, den Ruf von Freigeisterei und Unkirchlichkeit sich zuzuziehen, wenn er von der üblichen Weise des Verfahrens abweiche und etwa in seinen Vorträgen auf der Kanzel und in der Schule von Dingen spräche, die nach den Begriffen der Orthodoxen das Volk gar nicht konnen lernen soll.

Der Verf. erklärt diese Erscheinung hernach daraus, dass die Geistlichkeit, mehrentheils aus dem Bauernstande recrutirt, die Vorurtheile desselben hat und durch Erziehung, Unterricht und clericalische Disciplin darin befestigt wird. Wir stimmen daher ganz mit ihm überein, wenn er S. 91 sagt:

> Es ist also nichts Besseres als blinder Hass und Fanatismus, wenn man diese beklagenswerthe Erscheinung schlechtweg nur aus Gründen der niedrigsten Selbstsucht und des absichtlichen Betrugs zu erklären sucht, und Menschen, die irre geleitet sind und es bleiben, weil die Verhältnisse es kaum anders gestatten, als Verbrecher an der Menschheit brandmarkt.

Wahrscheinlich wird man im Baierischen und Preussischen bald Aehnliches erfahren, als das, was der Verf. hier erzählt und welches dem Verfahren bei gemischten Ehen unter uns gleicht, wie ein Ei dem andern. „In K***, sagt Hr. Koch, einem grösseren Pfarrdorfe und zugleich Landgerichtssitze, kam mir selbst der Fall vor, dass der Decan einem Hochzeiter, als er aus Anlass seiner Vermählung zur Beichte ging, die Sündenlossprechung nur unter der Bedingung ertheilen wollte, dass Tanz und Musik bei der Hochzeit unterblieben. Der Beichtende weigerte sich, und der Decan (zugleich Pfarrer) entliess ihn ohne Absolution. Als aber jener zunächst an den Cooperator sich wendete, stellte dieser die gleiche Bedingniss, äussernd, dies im Auftrage des Pfarrers zu thun. Dem Geplagten blieb nichts übrig als nachzugeben und die im Gasthause Tags zuvor angeordnete Musik abzubestellen.“ Der Verf. macht mit Recht darauf aufmerksam, dass dabei durchaus von keiner Gewalt die Rede sey, sondern dass im Gegentheil die polizeiliche Erlaubniss nicht versagt werde und dass der Pfarrer kein Zwangsrecht habe. Er sagt:

Wenn der Hochzeiter auf Tanz und Musik bestände, so würde der Pfarrer, statt des feierlichen Gottesdienstes vor der Trauung blos eine stille Messe lesen und bei dem Hochzeitmale nicht erscheinen. Mit diesem Zwangsmittel erreichte er unfehlbar seinen Zweck, denn der Bauer ist viel zu unselbstständig, um das Wegbleiben des geistlichen Herrn verschmerzen zu können. Ohne sein Mitwissen und seine Gutheissung wird er weder eine Gattin wählen, noch seine Tochter vergeben. In beiden Fällen müssen die Personen dem Herrn Pfarrer genehm seyn. Er wird überhaupt kein Geschäft, es sey gross oder klein, ohne Vorwissen desselben unternehmen oder abmachen.

An einer andern Stelle, S. 100, macht der Verf. eine Bemerkung, deren Wahrheit Ref. zu seinem grossen Aerger einmal an sich erfahren hat. In Meran nämlich am Wirthstische gab ihm die Wirthin endlich auf seine Versicherung, dass er doch ein Ketzer und durch Fastenspeise nicht zu retten sey, kaltes Wildprett, zwischen Botzen und Brixen aber, wo er der Pferde wegen Mittag machen musste, konnte er weder Fleisch noch Fisch erhalten. Im nördlichen Tirol hat er auf drei Reisen dies nie erfahren. Der Verf. sagt: „Ich kenne in der ganzen österreichischen Monarchie keine andere Provinz als Tirol, wo gleichmässig Katholiken, Juden und Protestanten die katholischen Fleischspeisen-Verbote beobachten müssten. Man reise in Tirol wo man will, nirgends wird man ein Gasthaus treffen, wo man sich auf Verlangen des Reisenden herbeiliesse, an gebotenen Fasttagen Fleischspeisen zu reichen.“

S. 106 geht der Verf. zu einer sehr wichtigen Nationalangelegenheit, zur deutschen Sprachfrage in Südtirol über. Die Italiener sind industriöser, mässiger, geschickter, siedeln sich an, machen Land urbar, nehmen nach und nach ganze Ortschaften im deutschen Tirol ein, ihre Schriftsteller in Trient sind nicht so dumm und so wenigthätig als die deutschen im nördlichen Tirol, was ist da zu machen? Ein Anderes ist es, wenn der Verf. hernach beweiset, dass die geistlichen Behörden überall, wo nur eine Spur des Italienischen ist, absichtlich darauf ausgehen, das Deutsche aus den Schulen und Kirchen ganz zu verbannen, und dass man sogar behauptet, dass an einigen Orten die Absolution denen versagt werde, welche nicht italienisch beichten könnten. Er stellt daher mit Recht S. 109 die Frage auf: Soll in den Ortschaften an der Etsch, nämlich von Trient aufwärts bis Botzen, wo die Bevölkerung seit langer Zeit gemischt ist, so wie in jenen andern von Botzen aufwärts bis Meran, diesseits und jenseits der Etsch auf beiden Strecken, erst in Folge der jüngsten Ansiedelungen italienischer Familien eine gemischte Bevölkerung entstanden ist, die Verwandlung der deutschen Volksschulen in gemischte ferner gestattet werden oder nicht? Der Verf. will durch strenge Verordnung das Deutsche als ausschliessliche Landessprache erhalten wissen. Ref. enthält sich jedes Urtheils, man mag die sehr ausführlich vorgetragenen Gründe beim Verf. selbst nachlesen.

Von S. 107—153 redet der Verf. von dem Landstrich zwischen Botzen und Insbruck, also zunächst von der Gegend von Brixen, dann vom Brenner und von Sterzing. Bei Brixen erinnert der Verf., dass er nicht glaube, dass das Sprichwort wahr sey, dass sich unter dem Krummstabe gut ruhen lasse. „Ohne Zweifel, sagt er, bestand vormals, als das Hochstift noch ein souveränes Reichsfürstenthum war, in der Hauptstadt desselben noch ein reges Leben; aber auch gänzliche Abhängigkeit vom Regimente des Krummstabs, unter dem nicht gut ruhen ist, da sich bei Brixen und bei allen geistlichen Fürstenthümern urkundlich herausstellt, dass die Unterthanen mit Steuern und andern Leistungen gewaltig überbürdet und gedrückt waren.“ An einer andern Stelle (S. 148) sagt der Verf. ganz richtig in Beziehung auf die Last, welche das kostspielige Kirchthum auch jetzt noch auf Tirol wälzt: „Die zum Bedürfnisse ganz ausser Verhältniss stehende Menge von kirchlichen Gebäuden in Tirol, deren noch immer mehr entstehen, fordert einen kostspieligen, den Gemeinden zu Last falllenden Aufwand des Unterhalts, der im strengsten Wortsinne eine unnöthig auferlegte Steuer ist.“ Dazu füge man noch hinzu, was S. 152 gesagt wird:

Auch in Matrei, heisst es, ist die Tabzunterhaltung eingestellt. Die Landleute dieser Gegend klagen, dass sie mit allerlei Lasten für den wieder hergestellten und den Serviten in Insbruck übergebenen Wallfahrtsort Waldrast beschwert sind, was ich begreife, da die ganze Herstellung auf Sammelbeiträgen und Frohnden beruht. Das Waldrast wird eine neue Steuer für uns Matreier werden, bemerkte ein Bauer mit Recht."

In der Beschreibung von Insbruck rühmt der Verf. unter andern auch die Bibliothek, ihre Ordnung und ihr Local. Er setzt hinzu: Das Lesezimmer ist hell und geräumig, wird aber seit Anstellung der Jesuiten am Gymnasium von den Schülern nicht mehr besucht. In Rücksicht der Jesuiten zuerst, dann der Redemptoristen, geht der Verf. S. 168, wo er beginnt, von ihnen zu handeln, von dem Grundsatze aus, dass die Deutschen und Franzosen durch den lächerlichen Lärm, durch das Aufsehen und das Geschrei, welches sie oft ganz toll gegen sie erhoben haben, den Leuten, welche Alles beim Alten zu erhalten wünschen, den Gedanken in den Kopf gebracht haben, dass die Jesuitenherrschaft eine Stütze der Fürsten- und Adelsherrschaft sey. Hr. Koch sagt a. a. O.: „Das allseitige gehässige Losschlagen auf dieselben erhöhte die Meinung von ihrer ganz ausnehmenden Wichtigkeit und bevor sie noch etwas geleistet hatten, erschienen sie ihren Freunden schon als ausgemachte Celebritäten und wahre Wundermänner, von denen das Heil unfehlbar kommen müsse." Der Verf., ausgehend von dem Gesichtspunkt, dass das Treiben der Jesuitengegner in Frankreich ein leeres Lärmen, Toben, Declamiren, das in Deutschland erregte Geschrei grösstentheils von Protestanten ausgegangen sey, sagt mit Recht, die Jesuitenfrage könne und müsse ganz allein vom katholischen Standpunkte aus betrachtet werden, und das wolle er thun. Dabei komme es auf die einfache Frage an: für welche Zwecke sind denn die Jesuiten eingeführt worden, was soll durch sie eigentlich erwirkt werden? Lautet die Antwort auf ein unabweisliches Bedürfniss, dem gesunkenen Ansehen der Religion durch die Thätigkeit und den Eifer der Jesuiten emporzuhelfen und dem Katholicismus in diesen Ordensleuten eine unentbehrliche Stütze zu verleihen, so wird man den nicht zu entkräftenden Einwurf erfahren, dass sich die Religion in dem angegebenen Zustande keineswegs befinde. Dazu komme, dass selbst, wenn vom Unglauben und Indifferentismus wirkliche Gefahr drohe, die Jesuiten die Unvermögendsten wären, diese Gefahr zu beseitigen. Dies wird schlagend bewiesen durch die Thatsache, dass ihr Einfluss der geringste, der Widerstand

gegen sie der **grösste**, den eine zur öffentlichen Wirksamkeit bestimmte Classe erfahren kann, jetzt ist und für alle Zeit sein wird. Welchen Erfolg, frage ich, kann man, unpartheiisch erwogen, von den Bestrebungen einer Handvoll Menschen gegen widerstrebende Millionenmassen sich versprechen? Will man die Vernunft nicht durch absichtliche Täuschung verläugnen, so wird man antworten müssen: Keinen." Hernach geht der Verf. alle möglichen Fälle durch und beweiset als Katholik im Sinne des Katholicismus, dass es ganz unmöglich sey, in unserer Zeit durch Jesuiten, und auf dem Wege, den sie verfolgen, der katholischen Religion wesentlich zu nützen, selbst wenn man annimmt, dass der ganze Orden und seine einzelnen Glieder völlig so sind, wie ihre besten Freunde behaupten, dass sie seyen.

Wenn der Verf., der diesen Punkt mit mehr Ausführlichkeit behandelt als irgend einen andern, hernach durchführt, dass es eben so unverständig sey, für die Politik irgend einen Nutzen von den Jesuiten zu erwarten, als für die Religion, so zeigt er zuerst, dass es falsch sey, in ihnen eine Stütze der Thronen und Fürsten zu erblicken. Er kommt auf denselben Gedanken, den Ref. stets gehabt hat, und den er in Freiburg in der Schweiz, in den Urkantonen, in Luzern, in Belgien, am Niederrhein, in Westphalen bestätigt findet, dass sie nur die Stütze eines Adels, oder irgend einer andern Aristokratie sind, die das Volk dumm erhalten will, um es im Nothfalle selbst gegen die Fürsten gebrauchen zu können. „Die Geschichte Oesterreichs, sagt er, liefert in Böhmen und Ungarn so grausige Beispiele der Wirkung eines Staatseinflusses, den die Jesuiten erlangen könnten, dass jeder sachkundige Oesterreicher vor dem Gedanken der Wiederkehr eines solchen Regiments zurückschaudert, nichts destoweniger würde diess in dem Augenblicke Wahrheit und Thatsache seyn, in welchem die Jesuiten wieder als Gewissensräthe grosser Herren angenommen würden. **Diesem Ziele stehen sie aber nicht sehr fern**, da gerade der **hohe Adel** sie begünstigt, fördert und unterstützt. Wie erklärt sich wohl die auffallende Erscheinung, dass die grosse und ganze Jesuitengönnerschaft nur von der hohen Aristokratie kommt, während alle übrigen Stände, der niedere Adel und der Mittelstand, das Heer, die Schriftsteller, die Beamten und selbst die untersten Classen der Gesellschaft theils indifferent, theils entschieden gegen die Jesuiten sind? Weil, lautet die Antwort, die Jesuiten die Bestimmung haben, **die Adelsinteressen beim Volke zu vertreten.** Der Adel macht hieraus kein Geheimniss, täuscht sich aber über den Erfolg, weil die unzureichenden Kräfte seiner

Sendlinge nichts bewirken können, und weil mit einer derartigen Vertretung seiner Interessen ein ganz falscher Weg eingeschlagen ist.“ Diess wird hernach mit besonderer Anwendung auf Tirol durch genaue Untersuchung und Nachweisung der Lage, Umstände und Verhältnisse dargethan, und dann die Unterrichtsfrage erörtert. Der Verf. sagt in dieser Beziehung:

„Es fragt sich also, was sie in dem Zeitraum von neunzehn Jahren seit ihrer Einführung bei dem, ausnahmsweise ihnen eingeräumten, Vortheil der Lehrfreiheit geleistet haben? Antwort: Nicht mehr, als von den Benedictinern, Piaristen und Andern vorher geleistet wurde.“ Diess gilt von den Lehranstalten in Tirol und Galizien. Bei dem, was Hr. Koch an den Jesuiten tadelt, ist es auffallend, dass wir Protestanten in ganzen Staaten und Provinzen, nicht aus Fanatismus, sondern um für weltliche Zwecke zu sorgen, gerade in denselben Fehler gerathen sind, den der Verf. den Jesuiten vorwirft. Weil sie nämlich gleich den protestantischen Staatsbeamten, wie sie gewöhnlich sind, den Gebrauch der höheren Seelenkräfte fürchten, so haben sie die ungefährlichste Kraft, das Gedächtniss, mit der intensivesten Entfaltung hervorgehoben und beladen es mit einer erdrückenden Stoffmenge, wobei sie für das Einsammeln und Behalten den nöthigen Zeitraum dergestalt unverhältnissmässig bestimmen, dass den Jesuitenprofessoren am Insbrucker Gymnasium schon etliche Mal die Mahnung gegeben werden musste, bei der massenhaften Aufbürdung des Auswendigzulernenden längere Fristen anzusetzen, weil ihre Anforderungen die *Kräfte* der Schüler überbieten. Dann berichtet der Verf., wie den Schülern Alles Lesen gewehrt wird; endlich berichtet er:

> Die Jesuitenprofessoren in Insbruck verlangten, dass die Schüler an den bestimmten Beichttagen ihnen die Beichte ablegen sollten. Dessen weigerten sich die Schüler, verliessen die Jesuitenkirche und verrichteten die Beichte in andern Gotteshäusern.

Der Verf. sagt dabei, er halte es für Pflicht jedes Patrioten und Katholiken in Oesterreich, die Regierung zu warnen, in der Begünstigung des Ordens nicht zu weit zu gehen, weil man weit entfernt, sich nach einem Vermittlungswege umzusehen, vielmehr den raschen Aufschwung der Jesuiten beabsichtige, um durch die gross herangewachsene Macht derselben das bestehende, als josephisch verschriene Verwaltungssystem aufheben und nach jesuitischen Grundsätzen neu gestalten zu können. Er geht von den Jesuiten zu den Redemptoristen oder halbjesuitischen Busspredigern über. Auch hier warnt

er mit gewohnter Milde und Mässigung, erstlich nicht die Redemptoristen durchaus mit den Jesuiten zu verwechseln, dann nicht den guten Zweck ganz zu verkennen. Er gibt zu, dass die Redemssoristen als Busspprediger oft fromm und wohlmeinend seyen, die Art ihrer Predigt und ihr System sey aber verkehrt.

Ref. glaubt jetzt zur dringenden Empfehlung des Büchleins genug gesagt zu haben und überlässt es den Lesern der Jahrbücher, den S. 189 beginnenden Abschnitt allgemeine Landesinteressen im Buche selbst nachzulesen.

---

*Beleuchtung der dem Herrn Kanzler J. Th. B. v. Linde moralisch abgenöthigten, einen Beitrag zu seinem amtlichen Leben enthaltenden Schrift: Die Berechtigung der protestantischen Kirche zum Fortschritt. Betrachtung der Schrift des Hrn. Dr. K. A. Credner etc. Eine Schutzschrift von Karl August Credner, Dr. und Professor der evangelischen Theologie in Giessen u. s. w. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag. 1846. 128 S. 8.*

In dem Augenblicke, als der Unterzeichnete die beiden vorhergehenden Anzeigen der Redaction der Jahrbücher zuschicken wollte, erhielt er die oben angeführte Defensionsschrift des Hrn. Prof. Credner, die Zeit war daher zu kurz, um ausführlich davon zu handeln; diess ist aber auch unnöthig, weil schon im letzten Stück des vorigen Jahrs der Verf. dieser Anzeige seine völlige Uebereinstimmung mit Hrn. Credner öffentlich erklärt. Alles, was die Leser über den Hrn. v. Linde, über Ursache und Art des Streits zu wissen brauchen, finden sie in Hr. Credners Schrift, die für die Art, wie der Protestantismus jetzt überall von Pietisten, Formelmännern und Jesuiten angefeindet wird, von der grössten Bedeutung ist. Ref. wird nämlich in der Meinung, dass Hr. Credner den wunden Fleck getroffen habe, gerade dadurch bestätigt, dass 26 Giesser Professoren gegen ihn schreien, und dass Hr. v. Linde mit neuen Ordenszeichen behängt wird. Dies wird man noch besser einsehen, wenn man die folgenden Worte der kurzen Vorrede ernstlich erwägt:

„Im Laufe meines amtlichen Lebens, sagt Hr. Credner, hat mich, den protestantischen Theologen, Herr v. Linde für die Mitwirkung zu mehreren Massregeln zu gewinnen gesucht, welche vom katholischen Standpunkte aus ganz gerechtfertigt erscheinen möchten, aber, nach meiner besten Ueberzeugung, mit protestantischen Grundsätzen und mit

meiner ausdrücklich durch mein Amt mir auferlegten Verpflichtung unvereinbar sind. Gleichwohl sollten diese Massregeln nicht sowohl auf höheren Befehl, sondern vielmehr als von protestantischer Seite, oder aus unserer eignen Mitte beantragt und hervorgerufen, eingeführt werden. Ich bin einer von den Wenigen, und unter ihnen vielleicht der Entschiedenste, welche sich dazu nicht verstehen konnten. Welche Mittel nun angewendet wurden, um mich einzuschüchtern und mich fügsam zu machen, um mich zu Anträgen im Widerspruch mit meiner bessern Ueberzeugung zu bestimmen, um Andere abzuschrecken, um mich zu verdächtigen und nöthigen Falles ganz zu beseitigen, diess möge der geneigte Leser aus den nachfolgenden Blättern entnehmen. Wenn mehrfache Anstände und Hindernisse und mehrfach dadurch nöthig gewordene Aenderungen und Umarbeitungen auf die Einheit der Durchführung hie und da nachtheilig gewirkt haben sollten, und Manches, auch, wo es sich um verbürgte Thatsachen — nicht um willkührliche Unterstellungen — handelt, blos angedeutet werden konnte; so wird die Bitte um Nachsicht gerechtfertigt seyn. In allem Uebrigen verlange ich hingegen ehrliche und redliche Leser, welche gleichviel, ob Katholiken oder Protestanten, ein unpartheiisches, gerechtes Urtheil fällen wollen und zu fällen im Stande sind, in einer heiligen Sache, bei welcher ich Gott und die Wahrheit immer vor Augen und im Herzen gehabt habe, und in einem Kampfe, welcher darum, weil er der Sache der Wahrheit und Redlichkeit gilt, nach meiner Ueberzeugung meiner Seits ein guter ist. Und mit dieser Ueberzeugung steht mein Vertrauen auf Gott. **Schlosser.**

---

*Dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes, ouvrage couronné et publié par la troisième classe de l'Institut royal des pays-bas par R. P. Dozy. Amsterdam. Jean Müller. 1846. 444 S. gr. 8.*

Das königlich niederländische Institut hatte in seiner Sitzung vom 16. December 1841 folgende Preisfrage aufgestellt: „De vestibus quibus Arabes utriusque sexus diversis temporibus et in diversis terris usi sunt, aut etiam nunc utuntur, ita exponatur, ut, post brevem de universis disputationem, singula secundum ordinem litterarum Arabicarum deinceps recenseantur, earumque forma, materia atque usus explicentur?“

Wer den mangelhaften Zustand der arabischen Lexicographie einerseits und den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der arabischen Costüme seit dreizehn Jahrhunderten, von Bab-el-Mandeb bis an die Grenze von

Kleinasien und Armenien und vom Tigris bis an den Ocean andrerseits kennt, wird gerne gestehen, dass das königliche Institut den Preisbewerbern keine leichte Aufgabe gestellt hat. In unsern gewöhnlichen Wörterbüchern fehlen sehr viele Namen arabischer Kleidungsstücke, besonders der spätern Zeiten ganz, andere werden zwar als solche genannt, ohne dass aber immer ihre Form und ihr Gebrauch und noch weniger Zeit und Ort desselben angegeben wird. Hr. Dozy musste daher, um zu einer gründlichen Lösung dieser Frage zu gelangen, theils zu den zahlreichen, besonders in dem letzten Jahrhunderte erschienenen morgenländischen Reisebeschreibungen, unter denen Lane's Modern Egyptians den ersten Rang einnehmen, seine Zuflucht nehmen, theils zu dem reichen Schatze arabischer Handschriften der Bibliothek zu Leyden, an welcher der gelehrte Verf. angestellt ist. Noch eine andere, nicht dieser Anstalt, sondern dem Hrn. v. Gayangos, dem verdienstvollen Uebersetzer des Makkari, gehörende Handschrift, war dem Verf. von grossem Nutzen zu dieser Arbeit. Wir meinen die Reisebeschreibung des Jbn Batuta, welche bisher nur durch einige v. Lee mitgetheilten Auszüge in Europa bekannt ist. Mit diesen Hülfsmitteln ausgerüstet und durch gründliche Sprachstudien vorbereitet, unternahm Hr. Dozy die schwierige Arbeit und indem er seine Aufgabe zur Zufriedenheit des königlich niederländischen Instituts löste, lieferte er einen höchst wichtigen Beitrag zur arabischen Lexicographie, der um so grössere Anerkennung verdient, als er über einen wesentlichen Theil der Sitten und Gebräuche dieses Volks neues Licht verbreitet.

Dem Verlangen des Instituts gemäss wird dem eigentlichen Wörterbuche der Kleidungsstücke der Araber eine kurze Einleitung vorausgeschickt, in welcher die allmähligen Fortschritte des Luxus unter diesem Volke verfolgt und einige allgemeine Betrachtungen über diesen Gegenstand angeknüpft worden. Vor dem Islam, als die Araber wenig grössere Städte besassen und ein reines Nomadenleben führten, war ihre Kleidung so einfach, dass sie kaum eines Schneiders bedurften, denn sie bestand grösstentheils aus einem einzigen ungenähten Umwurf aus wollenem Stoffe, der im Sommer gegen die Sonne und im Winter gegen die Kälte schützen sollte. Mit der Eroberung von Syrien, Egypten und Persien und der Niederlassung in grossen Städten, wie Damask schon war, Fostat, Kufa und Bassra bald wurden, traten byzantinische und persische Sitten an die Stelle der alten Einfachheit und übten auch auf die Costüme Einfluss, aus, die übrigens auch schon aus climatischen Verschiedenheiten manche Modification erleiden mussten. Schon zu Mohammeds

Zeit scheint übrigens, wenn anders die in Betreff der erlaubten Kleidungsstücke unter den Traditionsgelehrten cursirenden Ueberlieferungen authentisch sind, ein gewisser Hang zum Putze unter den Arabern vorhanden gewesen zu sein. So soll er den Gebrauch der Seidenstoffe nur dem weiblichen Geschlechte gestattet, den Männern aber verboten und gesagt haben: „wer in dieser Welt sich in Seide kleidet, dem wird sie in der zukünftigen versagt"; ferner: „Nur Derjenige kleidet sich in dieser Welt in Seide, der in der zukünftigen nicht zu den Bestbetheiligten gehört." Hr. Dozy übersetzt (S. 6) diese Worte Mohammeds durch: „Celui-la seulement se revet de soie qui n'a point de part à la vie future"; das wäre aber etwas gar zu hart und mit dem obigen Spruche, demzufolge den Uebertretern nur seidene Stoffe versagt werden, im Widerspruche. Der Kamus erklärt das Wort Chalâk durch Nassibun wâfirun, d. h. wörtlich „grosses Loos". Hätte Mohammed sagen wollen: „derjenige, der gar keinen Antheil an der künftigen Welt hat", so würde es, nach dem Kamus, min alachirati statt fi heissen. In Betreff der Farben soll Mohammed die schwarze und die weisse anempfohlen und selbst getragen haben. Letztere ward bekanntlich von den Abbasiden adoptirt, gleichsam als Trauerfarbe über die vielen Märtyrer aus dem Geschlechte der Propheten unter der Herrschaft der Omejjaden*). Als sie bald aber selbst gegen die Nachkommen Alis mit gleicher Grausamkeit wie ihre Vorgänger verfuhren, adoptirten die Schiiten die weisse Farbe. Mamun wollte bekanntlich durch Vermählung seiner Tochter mit *einem* Sprössling aus dem Hause Ali die beiden Familien mit einander *versöhnen* und den sich immer wiederholenden Empörungen der Schiiten *ein* Ende setzen. Ref. glaubt, dass er darum die graue (nicht die grüne, wie man gewöhnlich das Wort Achdhar übersetzt) Farbe, gleichsam *eine* Allianz zwischen weiss und schwarz andeutend, annahm. Die rothe und gelbe Farbe sind nicht verboten (illicites p. 7), sondern nur „nicht gern gesehen" (jukrahu). Nach Tabari (cod. Berol. l. 12. p. 89) trug Mohammed Jbn Alhasan, der unter Manssur Ansprüche auf die Krone machte und selbst von dem frommen Malik Jbn Anas unterstützt wurde,

*) Nicht über den Tod des Imam Ibrahim Jbn Mohammed, wie Hr. Dozy, wahrscheinlich nach Sujuti, schreibt. Schon de Sacy bemerkt in seiner Chrestomathie (II. 572 der 1. Ausg.), dass nach Elmakin die Abbasiden schon im Jahre 125, d. h. also vor Ibrahims Tod, die schwarze Farbe adoptirten. Auch nach Tabari kleideten sich die Anhänger Abu Muslims schwarz, noch ehe Ibrahim getödtet ward.

eine gelbe Mütze (Kalansuwah) und eine gelbe Djubbeh. Die grüne Farbe ward höchst wahrscheinlich erst später die der Scherife oder Nachkommen Mohammeds. Die gelbe sollten vermuthlich darum die Muslimen nicht tragen, weil sie den Juden als Auszeichnung aufgedrungen ward, so wie den Christen die dunkelblaue. Warum die rothe nicht beliebt ist, weiss Ref. nicht mit Bestimmtheit anzugeben, doch glaubt er, dass es die Lieblingsfarbe der Omejjaden war und darum später verpönt ward. So wird gewöhnlich von denen, die gegen die Abbasiden sich empörten, der Ausdruck tabjid (sich weiss kleiden) gebraucht, während es bei dem Omejjaden Abbas Jbn Mohammed Alsofjani, der sich in Haleb gegen Alsaffah auflehnte, heisst: „er zog rothe Kleider an." (S. Selecta ex historia Halibi ed. Freytag p. 43 des Textes.)

Eine einfache, jedoch weder ärmliche noch unreine Kleidung, wurde auch noch in spätern Zeiten, von den Gelehrten und Gebildeten wenigstens, anempfohlen, obgleich in der Welt es bald auch dahin kam, dass die Menschen nach der Zahl und Pracht ihrer Kleidung geehrt und angesehen wurden. Den Todesstoss erhielt das alte arabische Leben, nicht nur in Betreff der Kleidung, sondern auch überhaupt in allen andern Beziehungen, unter den Abbasiden, welche mit Hülfe der Perser die Araber besiegten, Persern die höchsten Staatsämter übertrugen und die Residenz des Chalifats an den Tigris verlegten. Wissenschaft, Kunst, Handel und Industrie wurden dadurch gehoben, aber mit ihnen rissen auch alle jene Uebel und Gebrechen ein, die der ehemaligen arabischen Gesellschaft fremd waren. Nur in Afrika stiessen die Araber mit einem Volke zusammen, das noch auf einer niederern Kulturstufe als sie selbst stand, darum blieben sie auch hier ihrem alten Charakter treuer und dieser äussert sich bis auf die jetzige Zeit noch in der wenigstens auf dem Lande und in den kleinern Städten beibehaltenen Beduinentracht. In Spanien hingegen entfernten sich die Araber am meisten, besonders in den spätern Zeiten, von ihrem Nationalcostüm und näherten sich immer mehr dem der christlichen Ritter an. Die Sitte, irgend ein Kleidungsstück als Zeichen hoher Gunst zu verschenken, soll nach Makrizi von Harun Arraschid eingeführt worden sein, der zuerst eine solche Ehre seinem Liebling, dem Barmekiden Djafar Jbn Jahja erwies. Diess ist aber wohl nur so zu verstehen, dass Djafar der erste arabische Vezier war, von dem bekannt ist, dass sein Herr ihm ein Ehrenkleid schenkte. Das Verschenken von Ehrenkleidern als Zeichen der Liebe und Achtung ist aber uralt im Orient und auch von Mohammed wird ja erzählt, er habe dem Dichter Kaab seine Burdah geschenkt. Späterer

Zeit gehört aber unstreitig der Gebrauch solcher Ehrenkleider zum abscheulichsten Meuchelmorde an. Nuveiri berichtet: der Ajubite Almalik Almuazzam trachtete dem Oberkadhi nach dem Leben, weil er Saladins Schwester beredet hatte, ihr Vermögen frommen Stiftungen zuzuwenden. Da er indessen keinen Vorwand finden konnte, um ihn förmlich verurtheilen zu lassen, sandte er ihm ein vergiftetes Ehrenkleid, das ihm, bald nachdem er es angezogen hatte, den Tod gab. Neu war übrigens damals diese Abscheulichkeit nicht, denn der Kadhi erschrack sobald er das Geschenk erblickte und nahm es erst an, als er sah, dass man Gewalt brauchen würde. Trauerkleider, die, wie wir oben gesehen, auch im Orient schwarz waren, kamen nach und nach ganz ab und erhielten sich nur noch bei den Frauen. In Spanien war weiss die Farbe der Trauer, wahrscheinlich weil man in diesem Lande nichts mit den Abbasiden gemein haben wollte. Roth und gelb waren die Farben des Zorns, oder wurden es vielleicht nur, nachdem sie, aus oben angeführten Gründen, zu den im gewöhnlichen Leben unbeliebten Farben gezählt wurden.

Wir sind nun dem Verf. bis zum Schlusse seiner Einleitung gefolgt, die wohl etwas ausführlicher hätte sein dürfen; sie lässt sich zwar in vielen Beziehungen aus dem Wörterbuche selbst ergänzen; andere nicht unwichtige Punkte, wie z. B. die Farben der verschiedenen Omejjadischen und Alidischen Dynastien, die verschiedenen Panzer, Helme und dergleichen hätten hier näher untersucht und erörtert werden sollen. Mit S. 21 beginnt das eigentliche Wörterbuch, auf das wir den Leser selbst verweisen müssen, indem wir uns darauf beschränken, einige Punkte hervorzuheben, in denen wir mit dem Hrn. Verf. nicht übereinstimmen können.

Die Stelle aus Buchari (S. 26) würde Ref. so übersetzen: Aischa erzählt: Die Frau des Rifaa Alkurazij kam vor den Gesandten Gottes, bei dem ich und Abu Bekr sassen und sagte: o Gesandter Gottes! ich war Rifaas Gattin, aber er entliess mich und die Scheidung ward gültig. Ich heirathete dann Abd Errahman Jbn Zubeir, aber bei Gott dieser besitzt (in physischer Beziehung) nicht mehr als diese Franze. Bei diesen Worten ergriff sie eine Franze aus ihrem Tuche (und zeigte sie dem Propheten). Chalid Jbn Said, der vor der Thüre stand und noch keine Erlaubniss hereinzutreten hatte, sagte (rief herein): O Abu Bekr! warum verbietest du dieser Frau nicht, so etwas (unanständiges) vor dem Propheten zu sagen? Aber, bei Gott! (so fährt Aischa in ihrer Erzählung fort) der Prophet lächelte nur ein wenig (wörtlich: that nichts mehr als lächeln) und sagte ihr: du willst vielleicht wieder zu Rifaa zurükkehren?

Nein, bis er deine Süssigkeit und du die Seinige gekostet (d. h. du darfst ihn erst nach dem Beischlaf verlassen). Nach dieser Uebersetzung bleibt sowohl das Wort Djâhara als Zada in seiner natürlichen Bedeutung, auch das Wort tabassama heisst „lächeln" und nicht wie Hr. Dozy übersetzt: „le prophête ne peut rire plus qu'il ne fait." Diess wäre übrigens von dem Propheten selbst unanständig gewesen, während Aischa gerade sagen wollte, dass der Prophet seinen Ernst und seine Würde durch die schlüpferige Rede der Frau nicht verlor und nur lächelte, aber nicht in lautes Lachen ausbrach.

S. 39 Z. 2 scheint es Ref. keineswegs nothwendig, das Wort illa hinzuzusetzen; er glaubt sogar, dass der Text ohne dasselbe einen bessern Sinn gibt. Ein grosses Wassergefäss mochte wohl vorhanden gewesen sein, aber kein kleines, das doch beim Waschen eines Todten, um damit eine Stelle nach der andern zu übergiessen, zweckmässiger gewesen wäre als ein grosses.

In der S. 171 angeführten Stelle aus Buchari scheint die Rede von den Offenbarungen Mohammeds und der damit verbundenen Ohnmacht zu sein. Hr. Dozy übersetzt: „Aprés être entré dans la demeure de l'envoyé de Dieu, il vit que celui-ci jeta une khamisah qu'il possédait, sur son visage et qu'aprés s'en avoir (être) couvert, il l'ota dans cette posture, le prophête dit etc. Da er nicht hinzusetzt, von wem die Rede ist, was er sonst bei abgerissenen Sätzen nie unterlässt, so scheint diese Tradition in keinem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden zu stehen. Dass aber dieser Satz, wenn von einem Menschen die Rede sein soll, der den Propheten besuchte, keinen befriedigenden Sinn gibt, geht wohl aus dieser Uebersetzung hervor. Dazu kommt noch, dass das Wort tafaka nicht „il vit", sondern „er fing an", und dass das Wort „ightamma", wie Hr. Dozy in einer Note bemerkt, gewöhnlich nicht „se couvrir" bedeutet. Ref. würde übersetzen: „Als er (Gabriel) zu dem Gesandten Gottes herabstieg, warf er ihm alsbald ein Kleid, das er (der Prophet) hatte, über das Gesicht, und wenn er in Ohnmacht sank, nahm er es ihm wieder vom Gesichte weg, und in diesem Zustande sagte er: (Mohammed einst) u. s. w. Ueber die Ohnmacht Mohammeds während der Offenbarung vergleiche man des Ref. „Mohammed der Prophet" S. 42. Noch ist zu dieser Stelle zu bemerken, dass im Texte statt ma entweder mimma oder amma (mit ain) gelesen werden muss.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 3. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Dozy: Vétements des Arabes.

(Schluss.)

Sollte sich übrigens auch aus dem Zusammenhange ergeben, dass das Nazala sich auf eine Person bezieht, so bleibt doch immer der Sinn des Folgenden, wie er hier angegeben worden, und es wird gerade darauf Gewicht gelegt, dass Mohammed im Zustande der Inspiration davor warnte, das Grab eines Propheten in ein Bethaus zu verwandeln. S. 181 schreibt Hr. Dozy: Enfin je ferai observer que l'on semble avoir porté plusieurs dorraahs l'une sur l'autre und citirt eine Stelle aus Nuweiri, nach welcher Mutawakkil die Nichtmuselmänner nöthigte, zwei gelbe Daraein über den andern Kleidungsstücken zu tragen. Der Verf. glaubt nämlich, man müsse durraatein und ebenso das folgende Adjectiv im femin. lesen. Damit stimmt aber Ref. keineswegs überein. Erstens wäre zu einer solchen Verordnung gar kein Grund zu finden, denn alle derartigen von Mutawakkil und früher schon von Harun Arraschid, nach einigen Traditionen sogar schon von Omar I. herrührenden Verordnungen, hatten den Zweck, die Ungläubigen beim ersten Anblick von den Gläubigen zu unterscheiden, theils wegen der Erhebung der Kopfsteuer, theils um während der Kriege mit den Christen nicht von ihnen so leicht verrathen zu werden, als wenn sie sich unerkannt in die Gesellschaft der Muselmänner hätten mischen können. Was aber zwei gleiche Kleidungsstücke über einander, von denen das eine das andere bedeckt, nützen sollten, ist nicht einzusehen. Sowohl bei Jbn Athir (Cod. msc. Paris. t. II. f. 17) als bei Jbn Chaldun (Cod. Lugdun. f. 55), wo sämmtliche Verordnungen Mutawakkils gegen die Christen und Juden erwähnt werden, erkennt man diesen Zweck. Man liest bei Ersterem: „Im Jahre 235 wurden die Tributpflichtigen (Juden und Christen) genöthigt, gelbe Obertücher (tajalis) zu tragen, an ihre Sätteln hölzerne Steigbügel zu machen, eine dicke Schnur (Zunnar) als Gürtel zu tragen, zwei Kugeln an die Hintertheile des Sattels zu befestigen, auf die Beinkleider ihrer Mamlucken zwei Fetzen von anderer Farbe zu nähen, einen jeden vier Finger lang, die Frauen sollten sich in ein gelbes Obertuch (Jzar)

hüllen und keine Gürtel anlegen.“ Zweitens liest man S. 22: „Im Jahre 239 nöthigte Mutawakkil die Tributpflichtigen zwei gelbe dsaraein (mit dsal) anzuziehen u. s. w.“, wie bei Nuveiri, es ist also auch bei Letzterm nicht durraatein, sondern dsaraein zu lesen und dieses Wort bedeutet nach dem Kamus unter Anderm „ein Zeichen“, also hier irgend eine Auszeichnung. Im Jahre 235 wurden nämlich die eigentlichen Kleider der Tributpflichtigen noch verschont, nur für ihr Obertuch und die Beinkleider der Mamlucken war eine Auszeichnung vorgeschrieben, im Jahre 239 aber mussten auch an den Kabas und Durraat gelbe Zeichen getragen werden*).

S. 286 Z. 12 übersetzt Hr. Dozy: „ne voyant pas de mal en cela (eine Takijjeh ohne Turban zu trugen) comme si ce n'etait pas une honte et une ignominie, que le turban ne se trouvât pas sur leur tête“, statt „sie sahen hierin nichts Schlimmes, nachdem das Abnehmen des Turbans vom Haupte als eine Schmach und Schande galt.“ Es muss nämlich im Texte S. 282 Z. 8 Nazu im infin. statt nuzia gelesen werden.

S. 289 Z. 5 v. u. bezieht sich das Zeitwort kuschifa nicht auf „takiyah“, sondern auf Schâban, es heisst also nicht „revîtu d'une takiyeh qui était à découvert“, sondern sie sahen einen hübschen Jüngling im Hemde und mit einer Takiah, der (an den übrigen Theilen des Körpers) entblösst war und keine libas an hatte.“

Wir schliessen unsern Aufsatz über dieses schätzbare Werk mit einer Bemerkung über das Wort Kalansuwa. Der Verf. äussert sich darüber S. 366: „Il me semble pourtant, bien que je n'avance point du tout ceci comme un fait incontestable, que ce mot désigne le bonnet qu'on porte sous le turban (la piece d'etoffe) et qu'il équivaut au terme tarbousch actuellement en usage. Er führt zuerst als Beleg eine Stelle aus Jbn Batuta an, in welcher erzählt wird, dass Nonnen solche Kalanus auf dem Haupte hatten, und eine andere, in welcher vorkömmt, dass der Mönch Georgius eine Kalansuwa trug, doch wird die Form derselben nicht näher angegeben und Hr. Dozy hält es blos für wahrscheinlich, „que les moines et les nonnes à Constantinople aient porté des calottes.“ Auch der folgende Beleg ist nicht entscheidend.

*) Diese vorgeschriebene Auszeichnung, welche Jbn Athir „dsaraun“ nennt, kömmt bei den spätern Theologen unter dem Namen „Ghiar“ vor. Ersteres bedeutet ursprünglich ein „Merkmal“, womit gewisse Beduinenstämme ihre Kameele zeichnen.

Er besteht nämlich darin, dass Jbn Batuta von der Kalansuwa, welche die Männer in Kiptschak tragen, sagt, dass sie dieselben Kalah nennen und an einem andern Orte Kalah als identisch mit schaschieh vorkömmt. Noch führt der Verf. eine andere Stelle aus Jbn Batuta an, in welcher von zwei Kalansuwah, eine über der andern, die Rede ist, daraus liesse sich aber höchstens schliessen, dass die untere eine Art Tarbush war, aber nicht die obere. Der letzte Beweis ist aus dem Commentare des Multeka Alabhor, wo bei dem Verbote der Seidenstoffe gesagt wird, sie sind auch an den Kalansuwah verboten, selbst wenn sie unter dem Turban getragen werden. Der Verf. schliesst daraus, dass die Kalansawah nichts anderes ist, als „le bonnet ou la calotte qu'on met sous le turban.“ Ref. glaubt aber im Gegentheil, dass aus dieser Stelle hervorgeht, dass die Kalansuwah gewöhnlich nicht unter dem Turban getragen wird und dass sie eine Art Helm oder hohe steife Mütze bezeichnet, die ohne Turban getragen wurde. Man liesst im Commentare des Scharbini zu Jbn Kasim: „Wer von den Bundespflichtigen eine Kalansuwah trägt, muss sie auch durch irgend ein Zeichen von den unsrigen unterscheiden.“ Daraus geht doch klar hervor, dass die Kalansuwah gewöhnlich nicht vom Turban umwunden war, sonst hätte sie keines Zeichens bedurft, noch hätte dasselbe etwas genützt. Man liest bei Tabari (S. 172): Manssur gab den Truppen sehr lange (hohe) „kalanus“, welche von innen durch Rohr gestützt wurden. Der Dichter Abu Dulama machte darüber folgende Verse: „Wir hatten von dem *Imam* eine Vermehrung (unsers Einkommens) erwartet, da liess uns der auserwählte Imam die kalanus vergrössern. Du siehst sie auf dem Haupte der Männer gleich hohen Mützen (oder Fässer?) (dannan) der Juden, von einem Burnus umwunden.“ Auch der Kamus erklärt dannijjeh durch kalansuwat Alkadhi, also eine sehr hohe fassförmige Mütze. Endlich findet man im türkischen Kamus bei dem Worte „kulunsawah“, dass es von jeder Art Kopfbedeckung gebraucht wird (basch kiswetineh dinur neh güneh olurisah olsun), man darf es also keineswegs für identisch mit Tarbusch halten. Auch geht aus den verschiedenen, von dem Verf. citirten Stellen hervor, dass die Kalansuwa bald von Seide, bald von Wolle oder Ziegenhaar war, einigemal wird auch gesagt, dass sie aus libd waren, das heisst Filzmützen, entweder aus Wolle oder aus Ziegen- und Kameelhaaren.

Wir glauben vorliegendes Werk nicht besser empfehlen zu können, als dass wir es den vortrefflichen Arbeiten Lane's an die Seite stellen, durch die unsere Kenntniss der arabischen Kostüme so sehr gefördert

3*

wurde, während Letzterer aber sich mehr mit der neuern Zeit und ausschliesslich mit Syrien und Egypten befasste, macht uns Hr. Dozy mit der Toilette aller arabischen Völker vom Entstehen des Islams bis auf den heutigen Tag bekannt.

**Weil.**

## Neuedirte Werke der Wodrow-Gesellschaft in Edinburg.

Nirgends findet man ein regeres Interesse für vaterländische Geschichte, nirgends eine grössere Pietät für die kirchlichen, politischen und socialen Einrichtungen der Vorfahren, als in Grossbritannien. Alles Alte wird hier mit Ehrfurcht betrachtet und so lange als möglich beibehalten, und fordert die Zeit neue Schöpfungen und Einrichtungen, so bedient man sich häufig der alten Formen oder knüpft das Neue eng an das Bekannte und Frühere an. Darum wurzelt auch die Gegenwart mit allen ihren Instituten, Sitten, Gebräuchen, mit ihrem ganzen Staats-, Kirchen- und Schulwesen nirgends so in der Vergangenheit als in England. Alles erscheint hier alt und dennoch entbehrt nichts der Lebenskraft und raschen Thätigkeit der Jugend; alles scheint sich in schwerfälliger Form und in einem unbeholfenen Mechanismus zu bewegen und dennoch schafft die Nation mit geistiger Freiheit und angebornem Takte die grossartigsten Dinge. Das englische Volk, das zu den Hauptträgern der modernen Civilisation gehört, behält im Gerichts- und Verwaltungswesen die altfränkischen Formen früherer Jahrhunderte bei; die englischen Universitäten bewahren noch immer die mittelalterlichen Einrichtungen und den klerikalischen Charakter; in den öffentlichen Schulen herrscht noch immer die Lehrweise und das Pönalsystem der guten alten Zeit, an die man schon durch die eigenthümliche Tracht erinnert wird; die Staatskirche, wider die doch die meisten und heftigsten Schläge geführt worden, steht noch ganz auf dem Standpunkte, auf den sie Elisabeth gestellt — und dennoch ist England mehr als irgend ein Land in Europa in stetem Fortschritt begriffen. Diese Achtung für das Bestehende, diese Pietät für die Schöpfungen der Vorfahren bildet den Grundzug des britischen Charakters und bewirkt, dass man die Landesgeschichte, die Alterthümer, die Einrichtungen in Staat und Kirche bis ins kleinste Detail durchforscht und das Interesse für frühere Zustände und Personen in dem gegenwärtigen Geschlechte stets wach zu erhalten sucht. Diese nationale

Eigenthümlichkeit hat, abgesehen von dem Einfluss, den dabei die Natur des Volks und die insularische Lage des Landes geübt haben mag, hauptsächlich darin ihren Grund, dass das englische Staats- und Religionsleben erst mit der Reformation beginnt, dass von dieser Epoche an Alles einen naturgemässen Lauf genommen hat und folglich die Zustände der Gegenwart sich ohne Sprünge und Lücken an die Vergangenheit anreihen. Das Zeitalter der Königin Elisabeth ist der Ausgangspunkt und der Boden der bedeutendsten Nationalinstitute Englands; diese grossartige Zeit, worin die kirchliche, die politische und die literarische Bildung einen mächtigen Aufschwung nahm, in der die britische Nation sich zuerst aus der untergeordneten Stellung, die sie bisher eingenommen, emporarbeitete und die Bahn einschlug, auf der sie seitdem zu Macht und Herrschaft gelangte; diese kraftvolle Zeit mit ihrer Fülle an hervorleuchtenden Persönlichkeiten ist der Stolz des englischen Volks, und die Gegenwart in ununterbrochener Continuität an diese Glanzperiode anzuknüpfen das eifrige Streben jedes wahren Patrioten in England. Darum hält man alle Einrichtungen und Institute, alle Werke der Kunst und Wissenschaft, die diese Periode berühren, in besonderer Verehrung und sucht durch Bewahrung der ursprünglichen Formen das Andenken daran lebendig zu erhalten. Das Reformationsjahrhundert ist die Schöpfungszeit der englischen Freiheit und folglich der Protestantismus die Seele des ganzen Staats- und Kirchenwesens. Während Deutschland und die Schweiz durch die unvollständige Reformation zerrissen und geschwächt wurden, stiegen England und Holland, wo die Erneuerung der Kirche eine durchgreifende war, zu Eintracht und Macht empor und während in Deutschland der heillose dreissigjährige Krieg eine ewige Scheidewand zwischen den beiden Religionstheilen aufrichtete und die neue Zeit durch eine unübersteigliche Kluft von der alten trennte, bewirkte die englische Revolution eine grössere Verbreitung und eine festere Begründung des protestantischen Lehrbegriffs und erscheint dennoch den Engländern bis auf den heutigen Tag als ein beklagenswerthes Ereigniss, weil dadurch die neue Zeit der Blüthe von der alten, in der die Wurzeln und der Stamm ruhten, vorübergehend getrennt wurde. Diese der ganzen Nation inwohnende Pietät für die Reformationszeit äussert sich besonders in dem hohen Interesse für alle literarischen Produkte dieser Periode. Die veraltete ins Unendliche ausgesponnene und von puritanischem Zelotismus durchwehte Geschichte der englischen Märtyrer von John Fox, das kolossale Sammelwerk von Strype, die grossen Reformationsgeschichten von Gilb. Burnet und Andern werden in prachtvollen Editionen

immer wieder von Neuem unter das Volk gebracht und finden Käufer und Leser in Menge; Biographien und Monographien, die in Masse erscheinen, wecken das Interesse für das Einzelne und erhalten minder wichtige Ereignisse und untergeordnete Persönlichkeiten im Andenken des Volks. Der Geschichtsunterricht der Jugend ist lediglich auf die alte Welt und auf die Landesgeschichte beschränkt und in dieser ist es wieder vorzugsweise die neuere mit Heinrich VIII. beginnende Zeit, die bis ins Einzelnste, bis zu den Mährchen und Anekdoten herab dem Gedächtnisse eingeprägt wird. Dies ist der Boden, auf dem sich der praktische Engländer bewegt, hier findet er lauter bekannte Zustände, lauter heimische Ideenkreise, lauter Einrichtungen, die entweder noch bestehen oder leicht aus dem Bestehenden erhellen; nicht die romantischen Gebilde des Mittelalters füllen die Phantasie der englischen Jünglinge, sondern die Grossthaten der neuern Geschichte; die Ruinen zerstörter Klöster und Abteien fesseln nur das Interesse sentimentaler Alterthumsschwärmer; die thatensüchtige Jugend ergötzt sich an der blühenden Welt, die auf diesen Trümmern emporwuchs und schaut mit stolzem Nationalgefühl auf die „hölzernen Mauern Altenglands“, durch die drei Welttheile, dem thatkräftigen Insellande zinspflichtig wurden; mögen auch immerhin in dem Zion schirmenden Oxford einige beklommene Herzen die Errungenschaft der Reformation von sich werfen und im Schoosse der alleinbeseligenden Kirche Ruhe für ihr geängstetes Gemüth suchen, die lebensfrohe Jugend jubelt noch immer am 5. November über die Errettung von dem papistischen Pulvercomplott und höhnt in Guy Fawkes die Feinde der Staatskirche.

Noch stärker und lebendiger ist das Interesse für die Reformationszeit in Schottland; nicht als ob auch hier die kircliche Neuerung eine so glorreiche Zeit begründet hätte, wie in dem Nachbarlande; vielmehr hat der strenge Eifer des harten Knox und das engherzige poesielose Presbyterianerthum wesentlich beigetragen, die Rohheit und Barbarei, die noch im 15. und 16. Jahrhundert über Schottland lag, fester und dauerhafter zu machen; hier ist es der Glaubenseifer und die streng-religiöse Richtung des Volkes, die das Interesse wach erhält. Denn neben den materiellen Anliegen, die in der Seele des Schottländers einen grossen Raum einnehmen, ist der Eifer für protestantisches Christenthum und kirchliche Gläubigkeit die bedeutendste Triebfeder aller seiner Handlungen; für die poetische Welt, welche phantasiereiche Dichter in die schottischen Hochlande und die Alpengegenden der Schweiz verlegten, hat der fremde Leser mehr Sinn und Mitgefühl als der nüchterne Ein-

geborne. An der starren Orthodoxie des presbyterianischen Schotten scheiterten alle Versuche des Staats, durch Begründung des Episcopalsystems kirchliche und politische Uniformität in beiden Reichen herbeizuführen, und derselbe Geist, der einst die Streiter des Herrn unter die Fahne des Covenants geschaart, der durch den Ruf: „Zu Euern Gezelten, Israel!" das ganze Volk ohne Rücksicht auf Stand, Geschlecht und Lebensalter zum Kampfe beseelt, lebt noch heute frisch und kräftig in der Brust des strengen Presbyterianers. Es ist der Geist des puritanischen Democratismus und der kirchlichen Freiheit und Gleichheit, der Geist des Hasses und der Feindschaft gegen jede Hierarchie, Cäsareopapie und aristokratische Bevorzugung auf religiösem Gebiete, derselbe starre, trotzige Sinn, den einst Knox gegen Maria Stuart kund gab und der vor kurzem zur Gründung der Freikirche führte, als man in Gefahr stand, dem Einfluss der Regierung und der Einwirkung aristokratischer Patrone anheimzufallen.

Bei solcher Anhänglichkeit des schottischen Volks an die kirchlichen Formen und Satzungen, wie sie von dem strengen Reformator und seinen gleichgesinnten Zeitgenossen entworfen worden, ist das Interesse für das religiöse Leben der Vorfahren sehr begreiflich. Die Fortschritte der Cultur haben auf das presbyterianische Kirchenthum keinen mildernden Einfluss geübt; das schottische Zion trägt noch immer den polemischen Charakter der Reformationszeit; der Geist eines Knox und Andreas Melville herrscht noch jetzt auf den Kanzeln und den Lehrstühlen von Edinburg und St. Andrews; noch immer ist über dem Tweed und den Cheviothügeln die christliche Liebe nur auf den gleichdenkenden rechtgläubigen Bruder beschränkt; was also vor drei Jahrhunderten für Religion und Kirche geschrieben und gelehrt ward, findet noch jetzt seine volle Geltung und mit den Kämpfen und Siegen, mit den Leiden und Drangsalen der damaligen Gläubigen fühlt das lebende Geschlecht noch immer die innigste Sympathie. Darum ist die Literatur über die schottische Kirche so ausserordentlich reich, weil das ganze Volk sich dafür interessirt und wo religiöser Eifer nicht wirkt, da übt Nationalgefühl und Parteigeist seine Macht. Und damit sich möglichst Viele an dem kirchlich-literarischen Nationaleigenthum betheiligen können, bilden sich Gesellschaften oder Vereine zur Herausgabe wichtiger Werke aus früherer Zeit, eine Sitte, die in Grossbritannien, wo alles Gemeinnützige vom Volke selbst ohne Zuthun der Regierung ausgeht, schon manches Grosse und Edle zu Tage gefördert hat. Diese Gesellschaften, an deren Spitze ein geeigneter mit entscheidender Vollmacht über die zu treffende Wahl ausgerüsteter Ausschuss steht, und die durch die rege Theilnahme

aller Gebildeten an solchen Bestrebungen über bedeutende Geldmittel zu verfügen haben, lassen ältere theils vergriffene und vergessene, theils blos in Manuscript vorhandene Werke auf eigene Kosten drucken und an die Mitglieder vertheilen, und da es hiebei nicht auf Gewinn abgesehen ist, so können bei der zahlreichen Betheiligung die Einzelnen um geringe Kosten bedeutende Erwerbungen machen. Derartige Vereine bestehen in Edinburg (Wodrow-Gesellschaft; Bannatyne-Club), in Glasgow (Maitland-Club), in Aberdeen (Spalding-Club) und andern Orten; alle ihre Werke zeichnen sich durch prachtvolle typographische Ausstattung aus. Da der Hauptzweck dieser Gesellschaften die möglichst grosse Verbreitung nützlicher, Frömmigkeit und Religiosität befördernder Bücher ist, so sind sie mit ihren Publicationen sehr freigebig. Auch gegen fremde Bibliotheken beweisen sie ihre Liberalität durch Gratissendungen und besonders hat sich die Heidelberger Universitätsbibliothek schon mehrmal einer solchen Gunst zu erfreuen gehabt. Vor Jahren erhielt sie von dem Bannatyne-Club eine Anzahl Werke über schottische Kirchen- und Profangeschichte und im Laufe des verflossenen Jahres hat die seit Mai 1841 „zur Herausgabe der Werke der Reformatoren und ältern Kirchenschriftsteller der reformirten Kirche in Schottland" gestiftete Wodrow-Gesellschaft sie mit einer Reihe so wichtiger Werke über die Reformationszeit und die darauf folgenden kirchlichen Kämpfe bedacht, dass wir uns gedrungen fühlen, durch einige kurze Notizen darüber unsern Dank für die werthvolle Gabe auszusprechen. —

Das bedeutendste Werk der ganzen Sammlung ist:

*The history of the Kirk of Scotland, by Mr. David Calderwood, some time minister of Crailing. Edited from the original manuscript preserved in the British Museum, by the Rev. Thomas Thomson. Edinburgh, printed for the Wodrow-Society 1842—1845. 7 Bände in gr. 8.*

Dieses werthvolle Werk, aus dem alle schottischen Kirchen- und Profanhistoriker, wie Robertson, Cook, M'Crie u. A. ihre Nachrichten über das Reformationsjahrhundert geschöpft haben, war früher nur in Handschriften vorhanden, welche die Nachkommen des Verfassers dem britischen Museum zum Geschenke gemacht hatten. Es rührt von einem gelehrten Geistlichen aus Jacobs VI. (I.) Zeiten her, der zur Vertheidigung seiner „geliebten Kirche" zahlreiche Schriften verfasst und darüber harte Schicksale erduldet. „Da die Geschichte (sagt der Her-

ausgeber in der Vorrede) sich hauptsächlich um Kampf und Leiden dreht, wobei die Fürsten und Gewaltigen der Erde und der Finsterniss die Feinde waren, so war es ein glückliches Geschick, dass die Erzählung dieses Kampfes in die Hände eines Mannes kam, den der Monarch vergebens einzuschüchtern und die ganze Hierarchie umsonst zum Schweigen zu bringen sich bemüht hatten. Sein eigenes Herz scheint auch mit besonderer Liebe sich zu dieser ihm angemessenen Beschäftigung hingezogen gefühlt zu haben, so dass er nach seiner Rückkehr aus der Verbannung viele Jahre mit dem Sammeln und Anordnen des Materials für dieses wichtige Unternehmen zubrachte. Endlich, als er sein 73. Jahr erreicht, gewährte ihm die allgemeine Kirchenversammlung zur Vollendung seines Werks einen Jahrgehalt von 800 L. schottischer Währung. Zwei Jahre nachher starb Calderwood, aber der Zweck seines Lebens, die Abfassung einer Geschichte unserer Nationalkirche vom Anfange der Reformation bis zum Ende der Regierung Jacobs VI. war erreicht.“ Diese Geschichte war von doppelter Art: 1) Ein grosses Sammelwerk von 3136 Seiten, das alle Documente und Materialien enthielt, von dem aber nur noch 1117 Seiten in 3 Bänden vorhanden sind. 2) Eine ausgearbeitete und geordnete Geschichte in 3 Folianten von 2013 Seiten. Dieses letztere Werk ist die vorliegende von der Wodrow-Gesellschaft in 7 starken prachtvollen Octavbänden herausgegebene Kirchengeschichte. Die unverbürgte Nachricht, dass Calderwood noch ein drittes compendiöses Werk über denselben Gegenstand verfasst habe, scheint Veranlassung zu einer literarischen Fälschung gegeben zu haben. Schon im Jahre 1678 nämlich erschien unter dem Titel: „Calderwood's True history of the Kirk of Scotland“ ein gedruckter Folioband, den man lange für einen Auszug aus dem grössern handschriftlichen Werke hielt, der aber wahrscheinlich von einem der unter Karl II. verfolgten schottischen Geistlichen herrührt. Aber auch dieser „gedruckte Calderwood“ enthält wichtige Nachrichten und Urkunden über die letzten Jahrzehnte des sechzehnten und die ersten des siebenzehnten Jahrhunderts.

Es kann unser Zweck nicht sein, näher auf den kirchenhistorischen Inhalt der Calderwood'schen Geschichte einzugehen, und doch ist der Inhalt das Bedeutendste daran. Als geschichtliches Kunstwerk ist sie ohne allen Werth, da sie weder durch Schönheit des Styls und der Darstellung noch durch grossartige Auffassung oder Anordnung ausgezeichnet ist. Der Verfasser steht auf engkirchlichem Standpunkte; sein Gesichtskreis ist beschränkt, sein Urtheil erhebt sich nicht über die Grundsätze einer dürren, puritanischen Moral; sein Herz fühlt nur Mitleid mit

den Leiden der Glaubensbrüder und Hass gegen die Andersdenkenden. Humanität ist ihm eben so fremd, wie philosophische Auffassung menschlicher Dinge; er beklagt die über die presbyterianische Kirche verhängten Verfolgungen und Bedrückungen, aber nicht mit dem Unwillen, den jede freie edle Seele über Intoleranz und Geisteszwang empfindet, sondern mit dem Ingrimm eines Besiegten, den es schmerzt, dass die Verfolgten nicht die Verfolger sind; bei dem Märtyrertod der ersten Bekenner der evangelischen Lehre jammert er, dass der böse Feind durch die Priester, seine Diener, so grosse Gewalt habe über die Kinder des Lichts, aber in dem Meuchelmorde des Cardinals Beton sieht er die gerechte Strafe des Himmels wegen seines Hasses gegen die neue Lehre.

Der erste Band, der nach einer kurzen Einleitung über die ältere schottische Geschichte und die Lollarden mit Jacobs V. Regierungsantritt (1514) beginnt und mit dem Tode der Regentin Maria v. Guise (1560) endigt, schliesst sich in Ton, Sprache und Form an Knoxens Reformationsgeschichte an, aus der Manches entlehnt ist. Beide Werke tragen die parteiische, streng puritanische Färbung die sich im feindseligsten Hasse gegen den Papismns und dessen Träger und Schützer, den Klerus und den Hof, und im unbedingten Preisen der Meinungsgenossen und ihrer Sache kund gibt. — Der zweite Band schildert die Einführung der Reformation in Schottland, die Entstehung und den Inhalt des Glaubensbekenntnisses, des Disciplinbuchs und der Liturgie, und die Verhandlungen der zwanzig ersten allgemeinen Kirchenversammlungen, wobei die eiteln Versuche, die durch die Raubsucht des Adels herbeigeführte Verarmung des presbyterianischen Kirche und Geistlichkeit zu heben, das grösste Interesse in Anspruch nehmen. Neben diesen kirchlichen Dingen werden auch die tragischen Geschicke Maria's während ihres Aufenthalts in Schottland, ihre Flucht und ihre Haft in England und Murray's Ermordung (1570) durch die Hamiltons erzählt; für die Schicksale seiner unglücklichen Königin hat der strenge Presbyterianer kein Gefühl, ihre Anhänglichkeit an den „papistischen Götzendienst", mit dessen Cultus sie ihre Schlosskapelle entweihte, erscheint ihm so sündhaft, dass schon darum Gottes Strafgerechtigkeit ein so hartes Verhängniss auf sie herabschicken musste, wenn auch ihre übrigen Verbrechen nicht so gross und offenkundig gewesen wären. Eine abergläubische, engherzige Teleologie verbunden mit dem Glauben an Ahnungen und Prophezeihungen findet sich bei allen presbyterianischen Schriftstellern der Reformationszeit; menschliches Elend, plötzlicher Tod, Wahnsinn gelten ihnen als sichtbare Zeichen des Himmels, die sich auf dem Haupte des Gottlosen und Ungläubigen

sammeln. Auch wir glauben an eine höhere Macht, deren Walten sich im Grossen der Weltgeschichte kund gibt, sind aber der Meinung, dass der menschliche Geist zu kurzsichtig und beschränkt sei, um deren Absichten im Einzelnen erfassen und nachweisen zu können. Der Vorzug der presbyterianischen Orthodoxie vor der römisch-katholischen „Abgötterei" scheint uns keineswegs so gross, dass darum der Allmächtige die ewigen Gesetze gerade so eingerichtet haben sollte, damit jene den Sieg erlange; auch stimmt es keineswegs mit der christlichen Vergeltungslehre nach dem Tode, dass man schon hier den Thaten und Gesinnungen auf sichtbare Weise den entsprechenden Lohn folgen lässt. Die merkwürdige Unterredung, worin Knox der Königin sagte, dass „die Kinder Gottes" ihren götzendienerischen Fürsten und Obrigkeiten mit eben so viel Recht gewaffneten Widerstand leisten dürften, als es Kindern gestattet sei, ihren wahnsinnigen Vater zu fesseln, um ihn von verderblichen Handlungen abzuhalten, wird von Calderwood mit sichtlichem Wohlgefallen und mit der grössten Umständlichkeit erzählt.

Der dritte Band befasst sich mit den verhängnissvollen Jahren von 1570—1583, während welcher das unglückliche Land von blutigen Parteikämpfen zerrissen ward, Murray's Nachfolger in der Regentschaft eines gewaltsamen Todes starb und der letzte Regent Morton, ein in die tragischen Geschicke des schottischen Hofes tief verflochtener Mann, auf dem Blutgerüste endete. In kirchlicher Hinsicht bilden das letzte Ringen und der Hintritt des gewaltigen Reformators Knox, Andreas Melville's Kampf gegen Bischofmacht und Bischoftitel und die Errichtung der Presbyterien als vermittelnder Kirchenbehörde zwischen der Gemeinde (Kirchensession) und der Generalsynode den Mittelpunkt der Darstellung. So wenig man auch mit der Natur des schottischen Reformators sympathisiren mag, seine Kühnheit, Kraft, Charakterstärke müssen Jedermann imponiren. Der unerschrockene Geist der alttestamentlichen Propheten war in ihm wiedererstanden; er sprach und handelte wie ihm der zornige Jehovah, der die Sünden der Väter am Enkel und am Urenkel heimzusuchen drohte, eingab, ohne Rücksicht auf irdische Verhältnisse, ohne Menschenfurcht und ohne Selbstsucht. Er war ein Mann der That, der sich berufen fühlte zum Dienste jenes gewaltigen Herrn der Heerschaaren und der dieser Berufung mit aller Energie seiner starken Seele Folge leistete. Noch wenige Wochen vor seinem Tode schwankte der gelähmte Kreis gestützt auf einen Staab und geleitet von einem Diener durch die Strassen von Edinburg nach der Kirche, um von der Kanzel seinen Fluch auf den Urheber der Bartholomäusnacht herabzuschleudern.

Der 4. Band geht bis zum Jahr 1589 und umfasst die trübseligste Periode der schottischen Geschichte — die ersten Regierungsjahre Jacobs VI. während der Haft und Hinrichtung seiner Mutter in England. Bei keinem Fürsten möchten die contrastirenden Eigenschaften, Hochmuth und Ohnmacht, Dünkel und Unfähigkeit, Feigheit und Trotz so innig verbunden gewesen sein als in diesem unköniglichsten aller Könige, unter dessen Regierung in Schottland eine völlige Anarchie herrschte. Der furchtsame, friedliebende Fürst, den der Anblick eines entblössten Schwertes zittern machte, war nicht im Stande, den rohen, allzeit schlagfertigen, Feudaladel, der theils aus angeborener Fehdelust, theils aus Parteiwuth, für oder gegen die vertriebene Königin, theils aus Selbstsucht und Leidenschaft stets zum Kampf und zur Empörung bereit war, in Ordnung zu halten. Unfähig selbst zu regieren, war er doch zu hochmüthig, um selbständigen, charaktervollen und klugen Rathgebern sein Vertrauen zuzuwenden; er verschwendete Gunst und Gnade in ungemessener Weise an unwürdige, geckenhafte Günstlinge, die durch körperliche Schönheit und Wohlgestalt das Herz des Königs, dem dieser Vorzug gänzlich abging, gewonnen, unbekümmert um die Meinung des Volkes, das alle Noth und alles Elend diesen Lieblingen Schuld gab und den Waffen der empörten Grossen, die den Monarchen zur Entfernung dieser unwürdigen und übermüthigen Günstlinge zwingen wollten, Erfolg wünschte. Gegen die presbyterianische Kirche mit ihren demokratischen Einrichtungen und gegen die strengen Geistlichen, die auf der Kanzel und in den kirchlichen Versammlungen über Hoch und Niedrig eine furchtbare Geissel schwangen und mit rücksichtsloser Derbheit alle Gebrechen und Schäden des Staats und der Kirche, alle Sünden des Hofes und des Familenlebens ihrer scharfen Rüge unterzogen, fühlte Jacob einen unüberwindlichen Hass; allein er hatte nichs den Muth, seines Herzens Meinung kund zu geben; knirrschend fügte er sich dem geistlichen Joche, priess wohl mitunter die presbyterianische Kirche als die reinste, die das apostolische Gepräge am vollkommensten an sich trüge, nahm hie und da thätigen Antheil an den theologischen Disputationen und gelehrten Kämpfen (wobei er mit innigem Wohlgefallen seine pedantische und dünkelhafte Schulmeisternatur an den Tag legte) — aber sein Bestreben, das dem Volke und der Geistlichkeit so verhasste Episcopalsystem in Schottland zu begründen, seine Nachsicht und Milde gegen einheimische und fremde Katholiken, von denen er mehrere in seiner nächsten Umgebung duldete, indess das Volk sie lieber an den Pranger gestellt hätte, und seine wiederholten Versuche, die schrankenlose Freiheit und Kühnheit des presby-

terianischen Priesterthums zu brechen, gaben seine eigentliche Gesinnung kund. Die Geistlichen ahneten diese in der Tiefe seiner Seele verschlossene Gesinnung und geriethen über die Heuchelei in Wuth. In ihrem Zorne vergassen sie ihre Stellung zu dem Herrscher des Landes und erlaubten sich eine in Monarchien unerhörte Sprache; Knoxens Geist und Prophetenkühnheit schwebte über der ganzen Corporation. Der gänzliche Mangel an Würde, Haltung und Majestät in Jacob begünstigte ihr Gebahren; sie hatten das Volk auf ihrer Seite und durften im Vertrauen auf diesen Schutz die ärgsten Invectivnen gegen den König und seinen Hof schleudern. — Am erbärmlichsten erscheint Jacobs Benehmen seiner Mutter Maria Stuart und der Königin Elisabeth gegenüber. Er hatte nie Liebe zu seiner Mutter gefühlt, die ihm von Jugend auf als Mörderin seines Vaters, als eine abgöttische Frau, die durch ihren Götzendienst sich und das Land in Elend gestürzt, dargestellt worden war; ihre Haft war ihm ganz recht, denn ihre Rückkehr nach Schottland hätte ihn in eine untergeordnete Stellung gebracht; und wenn je einmal ein kindliches Gefühl in ihm aufkam, oder die Vorstellungen fremder Höfe an sein Gewissen schlugen, so fiel es der klugen Elisabeth, die den König und seinen Adel im Sold hatte, nicht schwer, ihn zu beschwichtigen und diese Regungen zu unterdrücken. Sie hatte ein sicheres Mittel, ihn fügsam zu machen — die unbestimmte Erbfolge in England. Als das lange bedrohte Haupt der Unglücklichen endlich fiel, „konnte Jacob seine innere Freude nicht verbergen, obschon er nach *Aussen traurig* schien“; ohne Mühe gelang es dem englischen Gesandten, ihn *von jeder* feindlichen Demonstration abzuhalten; er nahm das dargebotene Sühnegeld von 2000 L. St. für das Blut der Mutter, und — schwieg.

Der 5. Band enthält die kirchlichen und politischen Begebenheiten Schottlands bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Jacobs Brautfahrt nach Dänemark, womit das Buch anhebt, war die grösste Heldenthat zu der sich dieser unritterliche König aufschwang; auf sie blickte er noch in seinem Alter mit Stolz und Freude und begünstigte daher später die ähnliche aber erfolglose Brautfahrt seines Sohnes Karl und seines Günstlings Buckingham nach Spanien. Aber des Königs Stellung zur Geistlichkeit und zum Volke wurde nach seiner Vermählung nicht freundlicher als zuvor. Eine Anzahl katholischer Edelleute (Huntley, Errol u. a.) hatten mit Philipp II. ein Complott zur Einführung des Romanismus in Schottland gebildet. Einige verschlagene, kühne Jesuiten machten die Zwischenträger. Durch die Wachsamkeit der presbyterianischen Geistli-

chen wurde der Plan entdeckt und die Schuldigen verhaftet. Statt nun über die Betheiligten ein strenges Strafgericht zu verhängen und dadurch alle ähnliche Versuche für die Zukunft niederzuschlagen, behandelte Jacob die Angeklagten mit auffallender Schonung und Milde, sei es aus innerer Sympathie, sei es, dass er nach der Gunst der englischen und auswärtigen Katholiken strebte, um bei einem dereinstigen Thronwechsel in England ihrer Unterstützung theilhaftig zu werden. Diese Nachsicht, welche die Betheiligten zur Beharrlichkeit ermuthigte, reizte den Zorn der presbyterianischen Geistlichen im höchsten Grade. Die Kanzel, die sie zur Tribüne umgeschaffen, auf der das öffentliche Leben und alle politischen Begebenheiten und Zeitfragen verhandelt wurden, ertönte von ihren Klagen und Invectiven. Die Prediger der Hauptsadt erdreisteten sich, an den in der Kirche anwesenden König vermessene Fragen, Anreden und Beschwerden zu richten; sie wendeten Stellen des alten Testaments auf ihn an, drohten ihm mit den Aussprüchen der Propheten, beschuldigten ihn einer geheimen Vorliebe für Abgötterei, durch die er über sich und sein Land den Zorn Jehovas herabziehen werde, wie einst die götzendienerischen Könige Israels. Was half es ihm, dass er einige der verwegensten mit gerichtlichen Proceduren verfolgte und zur Flucht nöthigte — die ganze Priesterschaft war von demselben Geiste beseelt, Alle standen für Einen, Alle verfochten dieselbe Sache, namentlich seitdem es ihnen gelungen war, im Jahr 1592 der Presbyterialform in ganz Schottland Eingang zu verschaffen und dadurch die kirchliche Disciplin und den religiösen Demokratismus noch strenger und fester zu begründen. Jacob besass zu wenig Würde und Majestät, als dass er die Kühnheit der Prediger hätte in Schranken halten können; sein zweideutiges Handeln und das Bewusstsein seiner Unaufrichtigkeit und Doppelzüngigkeit raubte ihm die Kraft und den Nachdruck, die nur ein gutes Gewissen verleiht; wie konnte der schwache König Jacob der strengen, aber ehrlichen und rechtschaffenen Geistlichkeit gegenüber eine Haltung gewinnen, er der öffentlich für einen Eiferer der protestantischen Kirche gelten wollte und heimlich Jesuiten und Papisten begünstigte; er der sich als warmen Anhänger der presbyterianischen Gleichheit gerirte, dabei aber nie den Gedanken an Begründung des Episcopalsystems in Schottland aufgab und kurz vor seiner Uebersiedelung nach England in zweien wider seinen Willen veröffentlichten Werken: „das wahre Gesetz freier (d. h. absoluter) Monarchien“ und „Basilikon Doron“ seine nach unumschränkter Königsgewalt im Staate und nach dem hierarchischen Episcopalismus in der Kirche zielenden Absichten kund gab? Die englische

Episcopalkirche stand ihm als Ideal vor der Seele; sie hatte in seinen Augen einen hohen Vorzug vor der römisch-katholischen Kirchenform, weil jene dem König den Platz einräumt, den in der letztern der Papst inne hat. Allein wie sehr er sich Mühe gab, der bischöflichen Einrichtung in Schottland Geltung zu verschaffen, wie sehr er hoffte, durch schlaue Verleihung des Rechts parlamentarischer Repräsentation an die Kirche, die Ehrgeizigen für seine Absichten zu gewinnen — an dem demokratischen Gleichheitssinn der schottischen Prediger scheiterten alle Versuche. Im Gefühle ihrer Macht und ihres Einflusses beim Volke verschmähten sie jeden Glanz, jede Erhebung von Seiten des Throns. Sie wollten im Parlamente nicht vertreten sein, weil sie sich stark genug fühlten ohne weltliche Autorität ihre Macht und ihr Ansehen zu behaupten; sie wollten keine hierarchische Rangordnung, die den Ehrgeizigen und Stolzen zum Abfall von der gemeinsamen Sache verlockt, durch Verleihung hohen Ansehens an einzelne Bevorzugte über die grosse Masse der niedern Geistlichen Geringschätzung und Missachtung gebracht und durch Begründung einer Rangverschiedenheit ihre Eintracht und ihr gemeinsames Streben nach einem gemeinsamen Ziele gestört hätte. Es war weniger der Glaube an die göttliche Einsetzung ihrer Kirchenform als die richtige Einsicht, dass ihre Macht hauptsächlich in der demokratischen Gleichheit und in der apostolischen Armuth der Diener der Kirche beruhe, die sie zum hartnäckigen Kampf gegen des Königs hierarchische Bestrebungen beseelte; es war nicht apostolische Demuth, es war priesterliche Herrschsucht, die sich gegen jeden Rangunterschied sträubte, es war ein unbeugsamer demokratischer Stolz, ein starker Corporationsgeist, der den presbyterianischen Klerus zum Verfechter priesterlicher Gleichheit machte. Darum waren gerade die begabtesten, gelehrtesten und thatkräftigsten Prediger, die am ersten auf Beförderung hätten rechnen können, die eifrigsten Antagonisten der bischöflichen Ordnung; nur charakterschwache unbedeutende Männer, denen der Muth oder die Kraft zum eignen Aufschwung fehlte, griffen nach der fremden Gunst, die ihnen Rang und Auszeichnung ohne Mühe und eignes Ringen zutheilte. In Andreas Melville lebte ein Geist wie einst in Gregor VII. und Innocenz III.

Mit Jacobs Erhebung auf den englischen Thron beginnt für die schottische Kirche eine verhängnissvolle Zeit, die Calderwood, ein standhafter Verfechter der presbyterianischen Gleichheit, für die er Kerker und Verbannung erduldete, im 6. u. 7. Bande seiner bis zu Jacobs Tod (1625) reichenden Geschichte geschildert hat. Die Episcopalkirche

mit ihrem königlichen Primat, ihrem aristokratisch-royalistischen Klerus, ihrer beschränkten Redefreiheit, ihrem glänzenden ceremoniellen Kultus und dem gänzlichen Mangel aller Stimmberechtigung der Gemeinde — lauter Einrichtungen, die von einer despotischen jedem Democratismus feindseligen Herrschernatur ausgingen — fand des Königs vollen Beifall. War er früher nach dem Grundsatze der Gleichheit Aller vor Gott mit dem geringsten Gliede der Gemeinde auf eine Linie gestellt und der strengen Disciplin und Rüge der Geistlichen unterworfen gewesen, so wurde er jetzt von den durch Elisabeth an knechtische Unterwürfigkeit gewöhnten Bischöfen nahe an die Gottheit selbst gerükt; hatte man früher seine Einmischung in theologische und kirchliche Sachen entschieden abgelehnt, so priess man ihn jetzt als die Quelle aller kirchlichen Macht und Weisheit rühmte seine theologische Gelehrsamkeit in prunkvollen Panegyriken und verherrlichte ihn als einen von dem Herrn ganz besonders Erleuchteten. Kein Wunder, dass der König in seinem beschränkten Hochmuth das Episcopalsystem mit dem der Königsmacht so förderlichen Institut der hohen Commission auch in Schottland zu begründen und den langen presbyterianischen Predigt-Gottesdienst durch einen prunkvollern ceremoniellen Cultus zu verdrängen wünschte. Unumwunden sprach er jetzt seinen Grundsatz aus: „Kein Bischof! Kein König!“ und schritt nun nicht mehr auf Umwegen, sondern mit königlicher Herrschergewalt zur Einführung des Bischofthums und zur Vernichtung der demokratischen Presbyterien und der in selbständiger Macht handelnden Kirchenversammlung. Nachdem man die letztere aufs Unbestimmte vertagt und eine Anzahl widerstrebender Geistlichen, darunter den kühnen Vorkämpfer für presbyterianische Freiheit und Gleichheit Andreas Melville, durch Verbannung oder Verhaftung entfernt hatte, wurden zwei Erzbischöfe und 17 Bischöfe der schottischen Kirche vorgesetzt und der königliche Primat angeordnet (1606). Spottswood, der Kirchenhistoriker, ein sanfter, ruhiger Mann, den alle Episcopale als Zierde der schottischen Kirche preisen, ging auf des Königs Absichten ein und erlangte den erzbischöflichen Stuhl von Glasgow und dann die Würde eines Primas von St. Andrews; sein Rivale Calderwood, ein eifriges Glied des presbyterianischen Opposition, die dem Episcopalsystem einen beharrlichen Widerstand entgegensetzte, zog sich Amtsentetzung, Haft und Verfolgung zu.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Publicationen der Wodrow-Society.

(Schluss.)

Denn König Jacob hatte seinen Sinn auf eine allmählige Uniformirung der Kirche in beiden Reihen gesetzt; der Plan war ihm zu theuer, als dass er sich durch die Protestationen der Presbyterianer hätte abschrecken lassen: durch Druck und Verfolgung sollte der Widerstand gebrochen werden. Wer sich nicht fügte, erlitt Gewalt und als endlich im Jahr 1621 die 5 Artikel von Perth unter harten Kämpfen Anerkennung fanden, da glaubte Jacob die Dränger und Peiniger seiner Jugend für immer besiegt zu haben. Aber er sah nur die Fügsamen und Schwachen, die sich durch die königliche Gnade blenden, durch irdische Vortheile verlocken liessen; er bemerkte nicht die gegnerisch gesinnten Anhänger der presbyterianischen Gleichheit, die das Herz des Volks besassen, die in engen Kreisen von Gleichgesinnten den Geist des Widerstandes und des Hasses nährten gegen eine Königsfamilie, die dem Gewissen der Unterthanen Gewalt anthat. Während Jacob und sein Sohn ihr Herz an der unbeschränkten Königsmacht in Kirche und Staat weideten, entzündeten die langen Gebete und die leidenschaftlichen Predigten der verfolgten und entsetzten presbyterianischen Geistlichen, die ihren bittern Groll in starrer Brust verschlossen hielten, eine Gluth, die zuletzt in mächtige Flammen aufschlug und den Thron der Stuarts verzehrte.

An Calderwoods grosse Geschichte reihen wir Row's kurze chronikartige Darstellung derselben Ereignisse:

*The history of the Kirk of Scotland from the year 1558 to August 1637. By John Row, Minister of Carnock: with a continuation to July 1639, by his son, John Row, principal of King's College, Aberdeen. Edinburgh 1842.*

Johann Row (1568—1646) Prediger zu Carnock, war der dritte Sohn des Reformators John Row (1526—1580), der in Gemeinschaft mit Knox und drei andern Theologen im Jahr 1560 das schottische Glaubensbekenntniss und das erste Disciplinbuch entworfen hat.

Er benutzte bei seiner Geschichte (die bisher nur in etlichen Manuscripten vorhanden gewesen, nunmehr aber gleichzeitig von der Wodrow-Gesellschaft in 1 Octavband und von dem Maitland-Club in 2 Quartbänden herausgegeben wurde) theils die schriftlichen Notizen seines Schwiegervaters David Fergusson, theils seine eigenen Lebenserfahrungen, welcher letztere Umstand dem Werke eine grössere Wichtigkeit und eine eigene Frische und Lebendigkeit verleiht. Wie aus der Inschrift des Grabsteins erhellt, den der Herausgeber in seiner dem Werke vorgesetzten Lebensbeschreibung abbilden liess, war John Row acerrimus veritatis et foederis Scoticani asssertor, hierarchias pseudo-episcopalis et Romanorum rituum cordicitus osor: in frequenti symmistarum apostasia cubi instar constantissimus; doch geht sowohl aus der Haltung seiner Geschichte als aus seinen Lebensschicksalen hervor, dass er ein gemässigter Presbyterianer war, der zwar dem aufgedrungenen Episcopalsystem widerstrebte und einer Ladung der hohen Commission nicht Folge leistete, sich aber dabei doch mit solcher Vorsicht und Mässigung benahm, dass er mit keiner weitern Strafe belegt wurde, als mit dem wenig beachteten Verbote, Predigten ausserhalb seines Pfarrsprengels zu halten. Erst bei der Darstellung der Willkürmaassregeln Karls I., nimmt Row einen schärfern, gereiztern Ton an.

Nie war der Presbyterianismus in grösserer Gefahr als in dem dritten Decennium des siebenzehnten Jahrhunderts, wo ein stolzer, herrschsüchtiger und durchgreifender Monarch mit dem Plan umging, die von Jacob begonnene kirchliche Uniformität der beiden Reiche zu vervollständigen und die ganze Kirchenform in Verfassung und Cultus der römisch-katholischen zu nähern. Zu dem Zweck liess Karl durch den Erzbischof Laud (dessen Grundsätze vom göttlichen Rechte der Könige in Staat und Kirche und vom leidenden Gehorsam der Völker der herrischen Natur des Königs eben so sehr zusagten, wie dessen Neigung für kirchliche Ceremonien und pomphaften Gottesdienst seiner geheimen von der katholischen Königin genährten Vorliebe für den Katholicismus) die englische Liturgie revidiren und das Ceremonienwesen vermehren und gebot dann, dass die schottische Kirche in Lehre, Cultus und Verfassung vollkommen nach diesen neuen Vorschriften eingerichtet werde. Ein prunkvoller, reichbesoldeter Prälatenstand sollte den demokratischen Stolz und die presbyterianische Gleichheit vollends brechen und Ehrgeiz, Egoismus und menschliche Schwachheit unter den Predigern wecken, die bischöflichen Gerichtshöfe und die mit königlicher Herrschergewalt ausgerüstete hohe Commission sollten die Synoden und Presbyterien gänzlich verdrän-

gen und ersetzen; ein neues geistliches Gesetzbuch sollte der legislativen Macht der Kirchenversammlung ein Ende machen, das allgemeine Gebetbuch den freien Gebeten und Predigten Schranken setzen und der anglikanische Ornat und Kirchenschmuck die Erinnerung an die alte Zeit der kirchlichen Freiheit und Dürftigkeit allmählig tilgen. Aber Karls Streben scheiterte an der Energie und Glaubenskraft des Volks, dessen heiligste Güter er angetastet. Der Tumult in der Kathedralkirche zu Edinburg (1637), der die Gründung des Covenants zur Folge hatte, macht den Schluss der Row'schen Kirchengeschichte. Die Abhandlungen, die unter dem Namen Coronis angehängt sind, scheinen apokryphisch und die in Form eines Tagebuchs ausgefürte Fortsetzung bis zum Jahr 1639 ist ohne Bedeutung.

In formeller Hinsicht hat Row vor seinem ältern Zeitgenossen Calderwood manche Vorzüge. Seine Darstellung ist einfach, naiv und durch eingestreute Anecdoten unterhaltend; sein Stil ist klar und nicht ohne Reiz, und der ruhige und herzliche Ton seiner Erzählung, besonders in dem ältern Theile der Geschichte, wo ihn die Thatsachen noch nicht so nahe herührten und eine mehr objective Haltung gestatteten, muss jeden Leser ansprechen. Row besitzt alle Gaben eines volksthümlichen Chronisten; Schade! dass er das poesielose, einförmige Kirchenwesen Schottlands zum auschliesslichen Objeckte seiner Darstellung gemacht; denn erst wo er abbricht erhält das Presbyterianerthum mit seinem finstern Fanatismus eine grossartige welthistorische Bedeutung und einen poetischen Strich. —

Ein drittes höchst wichtiges Werk, aus dem Calderwood und Row einen Theil ihrer historischen Erzählung geschöpft haben, ist:

*The Autobiography and diary of Mr. James Melvill, minister of Kilrenny, in Fife, and Professor of Theology in the University of St. Andrews With a continuation of the diary. Edited from Manuscripts in the libraries of the faculty of Advocates and University of Edinburgh, by Robert Pitcairn Esq. Edinb. 1842.*

In den Annalen der schottischen Kirche während Jacobs VI. Regierungszeit steht der Name Melville unter den Streitern für presbyterianische Freiheit und Gleichheit gegen Prälatenthum und Hierarchie oben an. Andreas Melville, dessen Leben der kenntnissreiche Thomas M'Crie in zwei Bänden der Welt kund gemacht hat, war eine

der kühnsten und kräftigsten Naturen des sehszehnten Jahrhunderts, an Muth, Charakter und demokratischen Grundsätzen dem Reformator Knox ähnlich, aber an Geist, Gelehrsamkeit und vielseitiger Bildung demselben überlegen. Beladen mit dem Zorne des Königs, dessen Pläne an dem charakterfesten Manne einen unüberwindlichen Widersacher fanden, musste er nach der Errichtung des Episcopats in Schottland seine alten Tage in der Fremde beschliessen, indem er es vorzog, als Verbannter zu Sedan das Brod der Trübsal mit gutem Gewissen zu essen, als eine Prälatenstelle durch das Opfer seiner Ueberzeugung und seiner Ehre zu erkaufen. James Melville (1556—1614), der Verfasser des vorliegenden Tagebuchs, das die Hauptquelle des erwähnten Werks von M'Crie bildet, war der Neffe und treue Mitarbeiter des vorigen. Sanft und nachgiebig von Charakter lehnte er sich ganz an seinen Oheim an und handelte stets in dessen Sinn, wenn auch mit weniger Energie und Starrheit. Seine Kenntnisse, seine Beredsamkeit und seine Geschäftsgewandtheit machten ihn zu einem thätigen Mitgliede der Generalversammlungen, bei denen er nie fehlte; und da er wegen seines feinen Benehmens und seines liebenswürdigen Charakters auch bei Hofe weniger gehasst war, als seine Meinungsgenossen, so bediente man sich seiner gewöhnlich bei allen Verhandlungen zwischen dem König und der Synode. Einem solchen Manne wäre es leicht gewesen, einen der höchsten Posten in der neuorganisirten Episcobalkirche Schottlands zu erwerben, aber auch er beharrte bis an seinen Tod bei den Grundsätzen, die er sein ganzes Leben hindurch verfochten. Mit seinem Oheim und 4 andern Geistlichen nach London berufen (1606) vertheidigte er die presbyterianische Kirchenform mit solcher Festigkeit, dass der König, der ihn umsonst durch ein in Aussicht gestelltes Bisthum zu gewinnen gesucht, es für gerathen hielt, ihn zuerst in Newcastel, dann in Berwick zurückzuhalten. Hier starb er im Jahr 1614. Noch auf seinem Todbette sprach er zu den Umstehenden: „Während meines Lebens habe ich stets die Hierarchie als eine ungesetzliche und unchristliche Einrichtung gehasst und bekämpft und musste darum als Verbannter leben, und dass ich in denselben Ansichten sterbe, davon seid ihr alle Zeugen.“ Sein ausführliches Tagebuch geht mit der Forsetzung bis zum Jahr 1610 und bildet einen Octavband von mehr als 900 Seiten. Hinsichtlich des Inhalts ist dasselbe von grosser Wichtigkeit, da es die Erfahrungen und Beobachtungen eines, in das kirchliche Leben der Zeit tief verflochtenen Mannes enthält, dessen Urtheile und Angaben von höchster Glaubwürdigkeit sind; denn Melvill war ein allgemein geachteter, nach Wahrheit strebender Geistlicher,

den Parteieifer und Leidenschaft keineswegs einseitig, vorurtheilsvoll und blind gemacht; — hinsichtlich der Form ist es weniger ausgezeichnet, die Darstellung ist breit und ermüdend, der Styl ohne Reiz und die Erzählung nicht so einfach, leicht und naiv wie bei Row. —

Melvill's Zeit- und Gesinnungsgenosse war Robert Bruce, Prediger zu Edinburg, ein Mann von eben so unbeugsamem Charakter und eben so unwandelbarer Anhänglichkeit an die Grundsätze der presbyterianischen Freiheit und Unabhängigkeit wie Andreas Melville. Er war einer der kühnsten und unwandelbarsten Kämpfer für „die Rechte und Freiheiten der Kirche Christi" und einer der thätigsten Förderer der Parlamentsakte vom Jahr 1592, die bis auf den heutigen Tag als der grosse Freibrief des Presbyterianismus betrachtet wird. Andreas Melvill, sein Kampfgenosse nannte ihn „einen Helden, geschmückt mit jeder Tugend, einen standhaften Bekenner und beinahe Märtyrer des Herrn Jesus" und Livingston, von dem weiter unten die Rede sein wird, sagte „dass nach seiner Meinung seit den Tagen der Apostel nie ein Mann mit grösserer Gewalt gesprochen habe, als Robert Bruce". Die Lebensbeschreibung dieses Mannes von Robert Wodrow nebst einer Anzahl dazu gehöriger Briefe und Documente und siebenzehn Predigten finden sich in dem folgenden Werke:

*Sermons by the Rev. Robert Bruce minister of Edinburgh, Reprinted from the original edition of MDXC and MDXCI. with Collections for his life, by the Rev. Robert Wodrow minister of Eastwood. Now first printed from the manuscript in the library of the University of Glasgow. Edited by the Rev. Will. Cunningham D. D. Trinity college church, Edinburgh. Edinburgh 1843.*

Bruce's öffentliches Leben ist zu innig mit der Geschichte des presbyterianischen Kirchenwesens seiner Zeit verflochten, als dass hier einige biographische Notizen genügend sein könnten. Nur über seine Verbannung wollen wir einige Worte beifügen. Im Jahr 1600 wurde Schottland plötzlich durch die Nachricht von einer mysteriösen Verschwörung, durch welche bei einer Jagdpartie des Königs Leben in solcher Gefahr geschwebt habe, dass seine Rettung wie ein Wunder erscheinen musste, in Bestürzung und Unruhe versetzt. Der über die Begebenheit veröffentlichte Bericht enthielt so viele wunderbare und unglaubliche Umstände und das ganze Erreigniss trug einen so geheimniss-

vollen, abentheuerlichen Charakter, dass Viele Zweifel über den wirklichen Thatbestand hegten und eine Mystification argwöhnten, um den Mord der angeblichen Urheber Lord Gowrie und seines Bruders Ruthven, sehr angesehener und geachteter Männer, zu verhüllen. Als nun an die Geistlichkeit die Aufforderung erging, nicht nur für die Rettung des Königs öffentliche Dankgebete zu halten, wozu sich alle bereit zeigten, sondern der Versammlung auch die nähern Umstände der Verschwörung mitzutheilen, wie der Bericht sie angegeben, weigerten sich mehrere, das für Wahrheit auszugeben, was ihnen zweifelhaft schien. Durch Drohungen und Strafen wurden die meisten der Renitenten bewogen, dem Wunsche des Königs zu willfahren, nur Robert Bruce, der angesehenste Prediger Edinburgs beharrte bei seiner Weigerung und wurde darum verbannt. Wie es ihm von dem an erging, wollen wir mit den Worten M'Crie's und Andreas Mellvill's Leben angeben: „Von dem Augenblick an, wo Bruce von Edinburg entfernt wurde, ward der Beschluss gefasst, er solle nie wieder zurück kehren. Er wurde mit der Hoffnung hingehalten, dass er wieder in seine Stelle eingesetzt werden sollte, aber die ihm vorgelegten Bedingungen waren entweder der Art, dass er sie nothwendig verwerfen musste, oder man nahm sie zurück, wenn er ihnen beizutreten bereit war; später wurde er verfolgt bis zu seinem Tod (über dreissig Jahre lang) durch die niedrige Eifersucht der Bischöfe, die sein Betragen ausspioniren liessen, bei Hofe Denunciationen wider ihn einreichten und bewirkten, dass man seinen Verbannungsort von Zeit zu Zeit änderte und ihn von einem Ende des Reichs zum andern schleppte. Die ganze Behandlung, die dieser charakterfeste Diener des Evangeliums erfuhr, war schmachvoll für die Regierung. Zugegeben auch, dass er sich zu scrupulös benahm, dass er in Bezug auf Gowrie's Schuld einen Grad von Gewissheit verlangte, der nicht gerade vonnöthen war, um die von ihm begehrte öffentliche Bekanntmachung zu rechtfertigen, dass Stolz nicht der letzte seiner Beweggründe war und dass er zu sehr den Ehrenpunkt hervorhob (was nicht Jederman zugeben wird) so hätten ihm doch seine hochherzige Gesinnung und Ehrlichkeit, die er überall beurkundete, seine grossen Talente und ausgezeichneten Verdienste um Kirche und Staat, nicht zu reden von seiner Abkunft und Verwandtschaft, eine ganz andere Behandlung sichern sollen. Aber der Hof hasste ihn wegen seiner Treue und fürchtete seinen Einfluss bei der Opposition gegen Jacobs Lieblingsplan. Eine zweite Rücksicht, die Bruce's Begnadigung hoffnungslos machte, war das Bewusstsein des Königs, dass er demselben schweres Unrecht zugefügt.“ Bruce's Lebensbeschreibung von Wod-

row, die gleich dem übrigen Inhalte, zum erstenmal hier abgedruckt erscheint, ist mehr eine Zusammenstellung alles Materials, was sich auf dessen Geschichte bezieht als eine ausgearbeitete Biographie. Für die Erkenntniss der kirchlichen Zustände Schottlands in jener Zeit sind sowohl die biographischen Notizen als die beigefügten Briefe von Wichtigkeit.

Folgendes Werk

*The miscellany of the Wodrow-Society: containing tracts and original letters, chiefly relating to the ecclesiastical affairs of Scotland during the sixteenth and seventeenth centuries. Selected and edited by David Laing Esq. vol. I. Edinb. 1844.*

wovon bis jetzt nur der erste Band vorliegt, ist für den Historiker, der sich auf Forschungen über die schottische Kirchen- und Profangeschichte während des 16. und 17. Jahrhunderts einlässt, von der grössten Bedeutung, so wenig es auch zur allgemeinen Lectüre geeignet sein mag. Es ist eine Sammlung von höchst seltenen grösstentheils zum erstenmal aus Handschriften abgedruckten Actenstücken über die Reformationsgeschichte. Ueber den Plan äussert sich der Herausgeber: „Die Periode, die gegenwärtige Sammlung umfassen soll, erstreckt sich von der ersten Morgenröthe der Reformation in Schottland, bis bald nach der Revolution, wo die presbyterianische Kirchenverfassung endlich wiederhergestellt ward. Die Auswahl beschränkt sich auf solche Artikel, die entweder einiges Licht über die kirchlichen Angelegenheiten verbreiten oder interessant zu sein scheinen als literarische Reliquien irgend eines der treuesten und ergebensten Diener der schottischen Kirche im 16. und 17. Jahrhundert."

Der vorliegende mit Facsimile's und typographischen Curiositäten ausgeschmückte Band enthält: 1) Das Glaubensbekenntniss der helvetischen Kirchen, aus dem Lateinischen ins Englische übersetzt von dem bekannten Märtyrer Georg Wishart (1536). 2) Die in Wittenberg gehaltene lateinische Disputation eines schottischen Katholiken (Jacob Melville) mit einigen Lutheranern; zuerst gedruckt in Bologna 1530. 3) Die von einem Manuscript abgedruckte alterthümliche Geschichte der schottischen Zustände vom Juli 1558 bis April 1560. 4) Die merkwürdige Vertheidigungsschrift des katholischen Abtes Kennedy von Crossraguell († 1564) eines der gelehrtesten und würdigsten Apologeten der römisch-katholischen Kirche (Ane Compendius Tractive conforme to the scripturis of almychtie God, ressoun and authoritie, declaring the nerrest

and onlie way, to establische the conscience of ane christian man, in all materis (quhilks ar in debate) concernyng Fayth and religioun A. D. 1558). Da diese Abhandlung das Bedeutendste war, was der katholische Klerus in Schottland den Neuerern entgegenzusetzen hatte, so rief sie viele Gegenschriften hervor; eine solche von Kennedy's Jugendfreunde und Studiengenosse in Paris Davidson († 1572) verfasste Gegenschrift findet sich hinter dem „kurzen Tractat" abgedruckt. Eine den Abhandlungen vorgesetzte genaue Zusammenstellung aller biographischen Notizen über die Verfasser erleichtert das Verständniss und erhöht den Werth. 5) Ein Brief desselben Kennedy vom Jahr 1559 an den Erzbischof Beton von Glasgow, dem jener seinen mit John Willock geführten Streit über die Messe und seine darauf bezügliche Correspondenz mittheilt. Auch diesem Aktenstücke ist ein Abriss der Biographie Willocks des eifrigsten und thätigsten Mitarbeiters von Knox an dem Werke der Reformation vorgedruckt. 6) Einige Briefe (darunter einer von dem Regenten Morton) an John Campbell, einen Freund von Knox und Förderer der Reformation. 7) Calvin's Katechismus in lateinischen Jamben von Robert Pont, einem evangelischen Geistlichen (1573). 8) Ein Verzeichniss der Geistlichen und „Leser" der schottischen Kirche im Jahr 1574 und ihrer Besoldungen nebst einer Einleitung über die älteste Kirchenform und die Besoldungsregulirungen der Geistlichen. 9) Briefe und Papiere des Herrn Jacob Carmichael, Predigers zu Haddington, aus den Jahren 1582—1586. Carmichael war ein Freund von Andreas und Jacob Melvill und gleich diesen als Eiferer für das Presbyterianerthum von Jacob VI. verfolgt. 10) Eine Reihe von Schriften betreffend die Rechtfertigung der Kirche von Schottland gegen die in der Paulskirche zu London im Jahr 1589 von Bancroft gehaltene Predigt. Dr. Rich. Bancroft, nachmals Primat von England, war der erste englische Prälat, der die Grundsätze der presbyterianischen Kirche von der Gleichheit der Geistlichen anfocht und die Vorzüge der englischen Kirche vor der schottischen dadurch darzuthun suchte, dass er die göttliche Einsetzung des Bischofthums und die ursprüngliche Verschiedenheit des Standes der Bischöfe und Presbyter nachzuweisen sich bestrebte. 11) Zehn Briefe, die der schottische Prediger John Welsch, Schwiegersohn und Gesinnungsgenosse des Reformators Knox, aus Frankreich, wo er nach seiner Verbannung eine Pfarrstelle bei einer huguenottischen Gemeinde bekleidete, an Robert Boyd von Trochrig in den Jahren 1607—1619 geschrieben hat. Welsch, von dem die „biographischen Denkwürdigkeiten der Wodrow-Gesellschaft", deren wir weiter unten

Erwähnung thun werden, eine Lebensbeschreibung enthalten, war einer der standhaftesten und muthigsten Vertheidiger des Presbyterianerthums gegen den von König Jacob begünstigten Prälatismus, wesshalb er die letzten Jahre seines Lebens in der Verbannung zubringen musste. Alle Versuche, ihm die Erlaubniss zur Rückkehr nach Schottland zu erwirken, scheiterten an dem Zorne des Monarchen. Er starb fern von der Heimath im Jahre 1622. 12) Die Form der Ordination der Geistlichen und der Consecration der Erzbischöfe und Bischöfe, wie sie im Jahr 1620 in Uebung war. — Der vorliegende erste Band dieses Sammelwerks (aus dem wir einige weniger wichtige Aktenstücke in der obigen Aufzählung übergangen haben) ergänzt die schottische Reformationsgeschichte von Keith, der seine Abneignng gegen das Presbyterianerthum auf die schottische Reformation übertrug und daher den Bemühungen und Erzeugnissen der römischen Partei grössere Aufmerksamkeit und Liebe zuwandte als den Bestrebungen der Neuerer, die dagegen in den meisten schottischen Geschichtswerken ausschliessliche Geltung finden. Von dieser Einseitigkeit ist das gegenwärtige Sammelwerk frei, es betrachtet alle entschiedenen Aeusserungen kirchlicher Gesinnung ohne Rücksicht auf die Tendenz. Es wäre höchst wünschenswerh, wenn in den folgenden Bänden mit derselben Unparteilichkeit und Unbefangenheit die Meinungsäusserungen der Episcopalen und Presbyterianer, der Royalisten und Republikaner mitgetheilt würden, wie in diesem Bande die Ansichten der Katholiken und Evangelisch-Gesinnten, und für uns wäre es höchst erfreulich, wenn die Wodrow-Gesellschaft bei Herausgabe der folgenden Theile ihre Liberalität abermals gegen uns bewähren wollte.

Denselben Wunsch haben wir auch bei folgendem Werke auszusprechen:

*Select works of Robert Rollock, principal of the University of Edinburgh, reprinted from the original editions. Edited by Will. M. Gunn, Esq. vol. II. Edinburgh, 1844.*

um so mehr als der vorliegende zweite Band, den die Wodrow-Gesellschaft vor dem ersten drucken liess und welcher Vorlesungen (lectures) über die Passion, Auferstehung und Himmelfahrt Jesu enthält, für uns weniger Bedeutung hat, als der erste haben würde, der ein Jahr später erscheinen und ausser mehreren Predigten und exegetischen Arbeiten eine ausführliche Lebensbeschreibung des Verfassers enthalten sollte. Rollock, gegen das Ende seines Lebens Prediger in Edinburg, war ein geschätzter Exeget, dessen biblische Commentare von Beza und andern Theo-

logen mit grosser Achtung erwähnt wurden. Er lebte von 1555—1599, erreichte also kein hohes Alter.

Hier wollen wir folgendes Werk anschliessen:

*An apologetical narration of the state and government of the Kirk of Scotland since the Reformation by William Scot, minister of Cupar; und Certaine Records touching the estate of the Kirk in the years 1605 u. 1606 by John Forbes, minister of Alford. Edinb. 1846.*

welches die Wodrow-Gesellschaft so eben ihren frühern Gaben beigefügt hat. Wir sind über diese neue Sendung um so mehr erfreut, als dadurch die Hoffnung erhöht wird, die Gesellschaft werde bei ihren folgenden Publicationen auch fernerhin unsere Bibliothek wohlwollend bedenken. Das Werk enthält den geschichtlichen Nachlass zweier schottischen Geistlichen aus der Zeit Jacobs VI. William Scot war ein Freund und Gesinnungsgenosse der beiden Melvilles Calderwoods und Row's und einer jener presbyterianischen Geistlichen, die der König im Jahre 1606 nach London beschied, um ihnen bessere Begriffe über das Episcopalsystem beizubringen, und sein Name wird immer unter denen genannt, die sich bei den Verhandlungen am meisten hervorgethan. Dass er jedoch wieder nach Schottland zurückkehren durfte und in seinem geistlichen Amte belassen wurde, beweist, dass er sich vorsichtiger, klüger und gemässigter benommen haben muss, als viele seiner Amtsgenossen. Wie Row blieb auch Scot unter dem bischöflichen Regimente den Grundsätzen von kirchlicher Freiheit und geistlicher Gleichheit getreu; da er aber kein Eiferer und Vorfechter war und sich nicht zum Märtyrerthum hindrängte, so liess ihn der bischöfliche Gerichtshof in Ruhe. Er erreichte ein Alter von 84 Jahren (✝ 1642) und erlebte noch die Widergeburt der Presbyterialverfassung und die Gründung des Covenants unter Karl I. Mit Beziehung auf ihn sagt Wodrow in den handschriftlichen biographischen Notizen, die dem Werke vorgedruckt sind: „Es war eine glückliche Vorsehung für diese Kirche, dass wir noch einige wenige alte Diener des Evangeliums besassen, die gesehen und Theil genommen hatten an dem Ruhme des ersten und reinsten Zustandes der Kirche, die überstanden hatten die lange dunkle Wolke vierzigjähriger Verderbniss vom Jahre 1597 bis 1637 und ihre Priesterkleidung bewahrt und rein gehalten. Sie waren von grossem Nutzen beim Wiederaufbau unserer verödeten Orte im Jahre

1638, namentlich Männer von solchem Ernste, solcher Klugheit und Weisheit wie Herr W. Scot."

Ueber den Inhalt äussert sich der Herausgeber (David Laing) in der Vorrede: „Dieses Werk bietet einen kurzen aber umfassenden Ueberblick über die kirchlichen Angelegenheiten von der Reformation im Jahre 1560 bis zum Zusammentritt des Parlaments nach der Ankunft Karls I. in Schottland im Jahre 1633. Es behandelt also eine Periode unserer Kirchengeschichte, die ausführlicher erzählt und beleuchtet wurde von Calderwood (der indessen Scots apologetische Erzählung benutzt zu haben scheint) und andern spätern Schriftstellern. Der persönliche Antheil jedoch, den der Autor an vielen der spätern von ihm dargestellten Begebenheiten nahm, verleiht dem Werke einen Grad von Werth, den es ohne diesen Umstand nicht besitzen möchte. — Scots apologetische Erzählung wird den Gliedern der Wodrow-Gesellschaft dargeboten nicht als ein Werk, das Anspruch auf grosse historische Wichtigkeit macht, aber als ein Buch, das der Erhaltung durch eine solche Gesellschaft würdig ist, wäre es auch nur, um als literarisches Denkmal eines Mannes zu dienen, der während eines langen Lebens und in Zeiten von ungewöhnlicher Schwierigkeit sich so hoher nnd gerechter Achtung erfreute wegen seines Eifers und seiner Treue in seinen priesterlichen Functionen und der so ausgebreitete Kenntnisse mit so seltener Bescheidenheit und so hoher Urtheilskraft verband."

Die zweite Schrift von John Forbes dreht sich hauptsächlich um die im Jahre 1605 ohne königliche Erlaubniss von einer Anzahl presbyterianischer Prediger angeordnete Generalsynode in Aberdeen und die darauf gegründete gerichtliche Procedur und Bestrafung der Theilnehmer. John Forbes, der Verfasser vorliegender Darstellung, ein Mann von hoher Abkunft und von kirchlichem Eifer beseelt, war zum Moderator (Präsidenten) dieser Versammlung gewählt worden, und da er und der frühere John Welsch als die Häupter der presbyterianischen Opposition galten, so traf sie der Zorn des Monarchen in erhöhtem Grade. Sie wurden in getrennten Zellen eingekerkert und von allem Verkehr mit ihren Freunden abgeschlossen, indess den übrigen zwölf Theilnehmern eine minder schwere Haft auferlegt ward. Da jedoch bei der gegen sie eingeleiteten Gerichtshandlung Alle gleiche Gesinnung an den Tag legten, ihr Verfahren als auf altem Rechte und Herkommen beruhend rechtfertigten und den königlichen Gerichtshof als einen weltlichen, dem kraft der Selbständigkeit der schottischen Kirche, in dieser rein geistlichen Angelegenheit keine Macht zustehe, entschieden verwar-

fen, so wurde auch über Alle die Strafe lebenslänglicher Verbannung aus dem britischen Insellande verhängt. Wie beredt auch Forbes und Welsch ihre Sache führten und die Ungerechtigkeit des Richterspruchs bewiesen — König Jacob wollte den puritanischen Starrsinn brechen und bestätigte das durch ein übereiltes Verfahren eines parteiisch zusammengesetzten Gerichtes und durch Anwendung eines veralteten Gesetzes erlangte Urtheil. „Am 7. November 1606 bestiegen die verurtheilten 14 Geistlichen in Leith das Schiff, das sie nach Frankreich bringen sollte. Bei ihrer Einschiffung erfolgte eine ergreifende Scene. Viele ihrer Freunde waren versammelt, um ihnen Lebewohl zu sagen. Vor dem Eintreten fielen sie am Ufer auf ihre Kniee und beteten mit grosser Inbrunst, was die Zuschauer tief erschütterte; und nachdem sie freudigen Herzens den 23. Psalm angestimmt, nahmen sie Abschied von ihren Brüdern und Bekannten, bestiegen das Schiff und landeten ungefährdet in Frankreich. Dies war das Resultat eines Gerichtsverfahrens gegen Forbes und seine Gefährten, das der grösste Theil der Gebildeten Schottlands als tyrannisch und widerrechtlich betrachtete und das ihren Abscheu gegen das Episcopat und ihren Widerwillen gegen die Bischöfe, in denen sie die Hauptanstifter sowohl dieser als aller übrigen strengen Massregeln gegen die Presbyterianer erblickten, erhöhte.“ Forbes hatte dasselbe Schicksal wie Welsch. Alle Versuche, ihm die Rückkehr in seine Heimath zu erwirken, schlugen fehl. Er durchwanderte die meisten protestantischen Länder Europa's und als er endlich in Holland eine Pfarrstelle fand, die ihn und seine Familie kümmerlich nährte, hatte er noch von der Rachsucht Jacobs, der ihm die Ruhestätte missgönnte, zu leiden. Niedergebeugt von Kummer und Sorgen fand Forbes sein Grab in fremder Erde. Er starb 1634 und erlebte nicht mehr den Umschwung der Dinge, der die Gedrückten erhob und die Stolzen demüthigte.

---

Ueber die Zeit, wo das Presbyterianerthum nicht nur in Schottland einen vollständigen Sieg über seine Widersacher davon trug, sondern wo sogar in England die Lehre von kirchlicher Freiheit und Gleichheit sich auf den Trümmern des Bischofthums und des Thrones aufbaute, befindet sich in der übersendeten Sammlung kein ausführliches Werk. Nur die Autobiographie des John Livingston, eines jener presbyterianischen Geistlichen, die den Covenant ins Leben riefen, die fanatisirten Schaaren ins Feld führten und mit Bibelsprüchen, Gebeten und feurigen Predigten den Muth und den Glaubenseifer der Streiter wach erhielten, ist in folgendem Werke enthalten:

*Select Biographies. Edited for the Wodrow-Society, chiefly from manuscripts in the library of the faculty of Advocates, by the Rev. W. K. Tweedie. Vol. I. Edinb. 1845.*

Aus der kurzen, trockenen Lebensbeschreibung des ehrlichen, treuherzigen Presbyterianers, der seine ganze rastlose Lebensthätigkeit der Begründung und Erhaltung des alten demokratischen Kirchenwesens widmete, lernen wir freilich die grossartige Zeit nur unvollkommen kennen, aber die Schicksale, Thaten und Leiden des Einzelnen lassen doch auf den geschichtlichen Hintergrund, auf die mächtigen Kämpfe und Bestrebungen der Nation schliessen.

Als die Losung zum Kampfe gegen den aufgedrungenen „Baaldienst" gegeben war und der eigensinnige König dem Willen der Nation mit gewohntem Starrsinn widerstand, wurde unter Fasten und Beten der Covenant erneuert und zuerst in Edinburg, dann im ganzen Lande mit Begeisterung unterzeichnet. „Ich war zugegen (erzählt Livingston) als in Lanerk und in verschiedenen andern Pfarreien nach der Morgenpredigt der Covenant gelesen und beschworen ward und ich darf versichern, dass ich in meinem ganzen Leben nie solche vom Geiste Gottes ausgegangene Bewegung sah; gewöhnlich strömte die ganze Bevölkerung des Orts aus eigenem Antriebe zusammen und ich habe wiederholt gesehen, wie mehr als tausend Menschen ihre Hände auf einmal in die Höhe streckten und dabei Thränen vergossen, so dass im ganzen Lande alles Volk, mit Ausnahme einiger offenkundigen Papisten und der wenigen, die niedriger Zwecke halber den Bischöfen anhingen, dem Bunde (Covenant) Gottes zur Reformation der Religion wider Prälatenthum und Ceremonie beitraten." Dieselbe Begeisterung, die sich bei der Stiftung des heiligen Covenants kund gab, beseelte die Streiter zu Kampf und Sieg. Livingston, der im zweiten Jahre als Feldprediger mit dem Heere zog, das Karls I. Truppen zurückschlug, eine drohende Stellung auf der englischen Grenze einnahm und dem langen Parliament in London einen mächtigen Schutz und Rückhalt in seinem Kampf gegen das Königthum und anglikanische Priesterthum bot, schildert den Geist und die Haltung der Truppen folgendermassen: „Mir wurde von dem Presbyterium der Armee aufgetragen, eine Erzählung von dem Gefechte bei Newburn zu entwerfen. — Es war sehr erbaulich wahrzunehmen, dass wenn wir zu einem Nachtquartier kamen, fast im ganzen Heere nichts zu bemerken war, als Psalmensingen, Beten und Bibellesen bei den einzelnen Soldaten in ihren Zelten, und wie man mir sagte, war

dies im vorhergehenden Jahre, als die Armee bei Dunce-Law lag, noch mehr der Fall.“ Was vermochten Karls zagende Miethtruppen gegen solche von Glaubenseifer durchdrungene Streiter, die unter Psalmengesang und Gebet ins Feld zogen und denen die ganze trotzige Nation, die sich ohne Zuthun der Regierung eine eigene Volksvertretung (die Tafeln) geschaffen, als Rückhalt diente? und welche Hoffnung konnte der königliche Bevollmächtigte Hamilton auf den Erfolg seines Vermittlungsgeschäfts setzen, als bei seinem Einzug in Edinburg 700 Geistliche und 60,000 trotzige Presbyterianer in imponirender Ruhe eine Gasse bildeten, durch die jener ziehen musste? Was vorauszusehen war, erfolgte. Die Generalversammlung in Glasgow im November 1638 vernichtete mit einem einzigen Schlage alle kirchlichen Schöpfungen der beiden Stuart'schen Könige und verlieh dem Presbyterianerthum eine Macht, wie dasselbe sie nie vorher besessen. Die Bischöfe traf Entsetzung und Kirchenbann, die Episcopalverfassung wurde aufgehoben, das Gebetbuch mit seiner Liturgie und seinem ceremoniösen Cultus entfernt und der Generalsynode ihre autonomische Gewalt zurückgegeben. Nun konnten sich die Geistlichen wieder in freien Predigten und langen Gebeten voll Inbrunst ergehen, und der Gebrauch, den sie von dieser Freiheit sowohl bei dem König machten, als dieser sich vor seinen puritanischen Feinden in das schottische Lager geflüchtet, als bei dessen Sohne, als derselbe nach des Vaters blutigem Ende in Schottland landete und dort als König anerkannt ward, bewies, dass mit der Freiheit auch die ganze demokratische Strenge und Unbeugsamkeit wiedergekehrt sei. Das Uebermass des kirchlichen Eifers, das die schottischen Prediger gegen den lebenslustigen, aber leichtsinnigen und charakterlosen Karl II. (dessen zweideutiges Benehmen während der Unterhandlungen über seine Rückkehr nach Schottland von Livingston, einem der an ihn abgeordneten Deputirten, anschaulich geschildert ist) bewiesen, erzeugte in diesem Fürsten bittern Hass gegen das Presbyterianerthum und zog demselben in der Folge neue Niederlagen und Drangsale zu.

Zwei und zwanzig Jahre lang (1638—1660) herrschte die presbyterianische Kirchenform in ihrer strengsten Consequenz in Schottland. Die Generalsynode übte eine Macht, vor der sich Alles beugte, Staat und Regierung erhielten eine kirchliche Färbung, presbyterianische Geistliche leiteten die Unterhandlungen mit England; Geistliche entschieden über Krieg und Frieden; das Presbyterium der Armee und die Feldprediger griffen in die strategischen Anordnungen des Heeres ein, eine neue, mächtige Hierarchie, gehoben durch den Grundsatz priesterlicher Gleich-

heit und durch den Fanatismus des Volks, drohte die ganze Nation in die Fesseln eines theokratischen Regiments zu schlagen; ein neues Propheten- und Priesterthum masste sich das Mittleramt an zwischen einem zürnenden Gott und einem sündhaften Volke. — Diese Energie des Presbyterianerthums, das über König und Prälatismus triumphirte, imponirte den Engländern, die aus Hass gegen den aristokratischen Episcopalismus und das königliche Papstthum dem Puritanismus huldigten; sie schlossen mit den Schotten einen feierlichen Bund und adoptirten die demokratische Synodalverfassung, die in dem Nachbarlande so sichtbare Wunder gewirkt und das Herrenthum so leicht und so schnell in den Staub getreten. Aber in dem aristokratischen England konnte das ungewohnte Kirchenwesen keinen festen Boden gewinnen. Der Adel und die grosse Masse des Volks trugen lieber das gewohnte Joch der bischöflichen Hierarchie, das ihnen leichter vorkam, als die Zuchtruthe, die ein presbyterianischer Priesterstand mit demokratischer Derbheit und Schonungslosigkeit über Hoch und Niedrig schwang; und die Indepententen, die jedes geistliche Regiment verwarfen und der Kirchengemeinde autonomische Rechte in religiösen Dingen beilegten, murrten, dass der kirchliche Despotismus nur eine andere Form angenommen und dass nun statt einiger wenigen Bischöfe eine zahllose Schaar von Geistlichen ihre Zwingherrschaft übten. Cromwells Schwert und Klugheit verschaffte den republikanischen Grundsätzen der letztern den Sieg; aber der Plan des Protektors, die drei Reiche und vielleicht auch das Calvinische Holland zu einer kirchlichen und staatlichen Gesammtrepublik zu vereinigen, fand eben so heftigen Widerstand bei den Presbyterianern, die an der Idee eines alttestamentlichen Königthums unter priesterlicher Bevormundung festhielten, als deren eigenes Streben, der Synodalverfassung eine dauernde Herrschaft zu verleihen, an dem aristokratisch-hierarchischen Sinne der Engländer. Auch in dem katholischen Irland misslang Cromwells kühner Plan, wenn schon das Schwert der Sieger die unglückliche Insel dergestalt umwandelte, dass Livingston, der vor der Revolution viele Jahre in Irland geweilt, im Jahre 1656 in vielen Gegenden lauter neue Bewohner fand.

„Als im Jahre 1660 die Kunde erscholl, dass der König zurückgerufen wurde, so sah ich deutlich, dass dies einen Umsturz des ganzen Werks der Reformation und eine harte Prüfung über alle Anhänger derselben herbeiführen würde.“ Mit diesen Worten leitet Livingston die schwere Zeit der Trübsal und Verfolgung ein, die unter Karl II. über Schottland erging und durch die er selbst genöthigt ward, in seinen alten Tagen ein Asyl auf fremdem Boden zu suchen und in Rotterdam

mit vielen Leidensgefährten als Verbannter zu leben. Der Tod raffte ihn dahin (1672), ehe er die Erlösung erschaute. Ausser seiner Lebensbeschreibung hat Livingston werthvolle biographische Notizen und Charakteristiken der ausgezeichnetsten schottischen Geistlichen vor und während seiner Zeit hinterlassen, die nebst einer Biographie des energischen Predigers John Welsch und anderen Schriften kirchenhistorischen Inhalts in dem obenerwähnten Werke abgedruckt sind.

Ueber die Tage der Trauer und Noth unter Karl II. liegen leider keine Werke vor. Wodrow, dessen Namen der Verein zu seiner Standarte gemacht und dessen Correspondenz wir später erwähnen werden, hat ein anerkannt treffliches Werk über die Leiden der Kirche Schottlands unter den letzten Stuarts verfasst, das aber die Wodrow-Gesellschaft nicht neu edirt hat. Neben diesem Buche sind die Denkwürdigkeiten des Historikers Gilbert Burnet, über seine eigene Zeit, die bedeutendste Quelle. Von den Stuarts konnte man, wie von den Bourbonen, sagen, dass sie in der Fremde nichts gelernt und nichts vergessen hätten. Karl II., im Herzen Papist, brachte alle Vorurtheile seiner Familie auf den Thron zurück; Unbeschränktheit der Königsmacht in Staat und Kirche war auch sein Ziel, und sein Streben war um so unheilvoller als es sich auf die Charakterlosigkeit und die corruptionsfähige Natur der Menschen stützte und er dem verzweifelten Grundsatz aller Leichtsinnigen und Gewissenlosen huldigte post me deluvium. Leider! fand er in England und Schottland willfährige Werkzeuge zu seinem Despotismus. Die Stürme der Revolution hatten die kräftigsten Männer dahingerafft; das nachgeborene Epigonengeschlecht liess sich im ersten Enthusiasmus für das restaurirte Königthum williger das Joch der Selbstherrlichkeit auflegen als seine Väter. — Am schwersten lag die Hand des Schicksals auf Schottland. In dem verhassten Presbyterianerthum, das während der Republik durch Abschüttelung der Patronatsrechte seinen demokratischen Charakter vervollständigt hatte, sah der König die Quelle alles Unheils, das seine Familie betroffen; er selbst hatte unter dem schweren Joche der schottischen Geistlichkeit die bittersten Tage seines Lebens zugebracht; ihre strenge Sittenlehre wie ihr kunst- und poesieloser Cultus widerstrebten seiner ganzen Natur — alles wirkte zusammen, um ihn zum unversöhnlichen Feind der presbyterianischen Kirche und ihres übermüthigen Priesterstandes zu machen und er erklärte beiden einen Krieg auf Leben und Tod, einen Krieg der blutigsten, unversöhnlichsten Rache.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Publicationen der Wodrow-Society.

(Schluss.)

Er liess die Generalsynode von Glasgow für aufrührerisch erklären, cassirte ihre Beschlüsse und machte die Abschwörung des Covenants und den Eid für das königliche Primat und die bischöfliche Einrichtung zur Bedingung jeder Anstellung in Kirche und Staat. Ueber 400 eidweigernde Geistliche wurden ihrer Stellen beraubt und durch unfähige und missachtete Prediger ersetzt, und als die Verfolgten zuerst in Privathäusern, dann bei wachsendem Zudrange der Gleichgesinnten im freien Felde religiöse Versammlungen anordneten, wurden diese durch Soldaten auseinander getrieben und durch strenge Edikte nicht nur alle derartigen Zusammenkünfte untersagt, sondern auch allen Unterthanen geboten, dem Gottesdienste ihres Kirchspiels und nur diesem beizuwohnen. Wer sich der Communion oder der Predigt entzog, wer bei einem abgesetzten oder fremden Geistlichen seine religiösen Bedürfnisse befriedigte, wurde an Gut und Freiheit geschädigt; die Wohnungen der Hartnäckigen wurden mit schweren Einquartierungen heimgesucht — auch Schottland hat seine Dragonaden aufzuweisen! Der Druck war unerträglich und dennoch kam es zu keiner allgemeinen Erhebung wie in frühern Tagen. Die Revolution mit ihren Leiden und Schrecknissen war noch in zu frischem Andenken; sie hatte die Energie gebrochen, den Muth gelähmt; man hatte sich in der republikanischen Zeit zu sehr nach Wiederherstellung des Königthums gesehnt, als dass man so bald einen neuen Angriff gewagt hätte. Einzelne Aufstände, wie gerecht sie auch erschienen, fanden keine Unterstützung und endigten mit dem blutigen Untergange der Verwegenen; das Volk betrauerte ihr Loos und beweinte sie als Märtyrer, aber es empörte sich nicht. Der Erzbischof Sharp, der hartherzige Vollstrecker der königlichen Befehle, fiel durch die Hand einiger kühnen Verschwörer; der grösste Theil der Nation erblikte darin ein Strafgericht des Himmels für schwere Versündigung, sah aber dennoch ruhig zu, wie an den Mördern blutige Strafe genommen ward und furchtbare Inquisitionsgerichte unerhörte Tyrannei und Gewissenszwang im gan-

zen Lande ausübten. Nur ihre gottesdienstlichen Versammlungen im freien Felde, in stillen Thälern, auf moorigen Haiden liessen sie sich nicht rauben; sie schlugen Gut, Freiheit, Familienglück in die Schanze, aber in ihren Gewissen, an ihrem Seelenheil wollten sie nicht geschädigt sein; und um nicht schutzlos ihren Peinigern zu unterliegen, zogen sie mit Wehr und Waffen dahin. Da geschah es, dass eine Truppenabtheilung eine solche gewaffnete Feldversammlung mit Gewalt auseinander treiben wollte; die Covenanters setzten sich zur Wehre, schlugen die Angreifer zurück und verfolgten den Feind. Dies gab das Signal zu einer Erhebung. Wie in frühern Tagen zogen Schaaren von Gleichgesinnten zu den Siegern, der Aufstand griff um sich, die Zeit der Vergeltung schien gekommen. Aber die Unbefangenheit und das alte Selbstvertrauen war von den Presbyterianern gewichen; Zwietracht, Unschlüssigkeit und die Furcht vor einer neuen Thronumwälzung schwächten die Streitkräfte der Covenanters; das Treffen bei Bothwell-Bridge (1679) entschied wider sie und lieferte 1200 in englische Kriegsgefangenschaft, aus der ein grosser Theil als Sclaven nach den Barbadoes-Inseln verkauft wurden, aber fast grösstentheils im Meere umkamen. Diese Niederlage war der Anfang jener blutigen Verfolgungsjahre, welche die Schotten als „Mordzeit“ bezeichnen und die an die gräuelvollsten Scenen fanatischer Glaubenswuth erinnern. Damals war das Presbyterianerthum gross im Dulden wie früher im Handeln; auch in diesen Tagen der Trübsal und Verfolgung hatte die Lehre von kirchlicher Freiheit und Gleichheit einen poetischen Strich. Sie liessen den Leib tödten und sich der irdischen Güter berauben, aber den Glauben, von dem das Heil ihrer Seele und das ewige Leben abhing, hielten sie mit allen Kräften fest.

Unter Jacob II., einem Eiferer für die römisch-katholische Kirche, zu der er öffentlich übergetreten, wurden die strengen Gesetze gegen Presbyterianer und Dissidenten abgeschafft und ein Toleranzedikt erlassen, das der Restauration des Papismus den Weg bahnen sollte. Aber sein unbesonnener Glaubenseifer und seine eben so unklugen als ungesetzlichen Massregeln zu Gunsten der Katholiken erzeugten in England, wo man längst die Ueberzeugung gewonnen, dass von den Stuarts weniger die Wohlfahrt des Landes als das Gedeihen der römischen Kirche und die Mehrung der Königsgewalt erstrebt werde, eine Revolution, die auf Schottland eben so folgenreich rückwirkte, wie einst die Siege des Covenants auf die englische Nation. Jacob II. und seine katholischen Nachkommen starben in der Fremde, indess unter seinem Schwiegersohne, Wilhelm von Oranien, die Freiheit Englands und Schottlands in Kirche

und Staat fröhlich aufblühte, Der kinderlose Monarch hatte nicht das ehrgeizige, herrschsüchtige Streben, die Königsmacht auf Kosten der nationalen Freiheit zu erhöhen; er bestätigte die bill of rights, welche die alten Rechte der Nation gegen künftige Gewaltstreiche sicher stellte, ohne der Würde der Krone zu nahe zu treten; als Calvinist hatte er keine besondere Anhänglichkeit an das Bischofthum, er willigte daher in Schottland in die Abschaffung des Episcopats und Supremats und in die Wiederherstellung der Synodalverfassung und wurde somit der Begründer des Presbyterianerthums auf neuer gemässigter Grundlage. Der Plan des Königs, auch die Anhänger des Prälatismus in ihren Stellen und kirchlichen Rechten zu schützen, scheiterte an dem Widerstande der Presbyterianer gegen die halbe Massregel, die eine neue Spaltung in der Nation hervorgerufen hätte und an dem vaterländischen und religiösen Eifer des Schotten Castares, der seinen Einfluss als königlicher Kaplan zur Aufhebung dieser Bestimmung benutzte. Alle Jacobiten und Episcopalen verloren ihre Stellen und schieden aus der schottischen Kirche aus, dessgleichen auch die eifrigen Anhänger des Covenants, welche die strengen Bestimmungen dieser Bundesurkunde als Standarte des Presbyterianerthums aufgepflanzt sehen wollten. Die grosse Mehrzahl des Volks dagegen schloss sich der gemässigten Nationalkirche an, die jedoch das Patronat als Aussaat neuer Kämpfe und Spaltungen in ihrem Schoosse trug.

Die Union Schottlands und Fnglands unter der Königin Anna im *Jahre 1707* war nur eine staatliche, keineswegs auch eine kirchliche *Vereinigung*. Doch betrachteten dic eifrigen Presbyterianer die Union als eine Niederlage, da die schottische Nation im englischen Parliamente nur schwach vertreten ist, anglikanische, der presbyterianischen Kirche feindlich gesinnte Bischöfe im Oberhaus Sitz und Stimme haben und der Fortbestand der Testakte, durch welche die höhern Staatsämter blos den Episcopalen zugänglich blieben, viele ehrgeizige zum Uebertritt verleiten konnte, was während der Zeit des Indifferentismus und der kirchlichen Lauheit, die dieser Union folgte, häufig eintrat.

An diesen Verhandlungen nahm Robert Wodrow (1679—1734), von dem unsere Gesellschaft den Namen trägt und mit dessen umfassender Correspondenz wir unsere Notizen schliessen, vielfachen Antheil. In der Vorrede zu diesen Briefen, die folgenden Titel führen:

*The correspondence of the Rev. Robert Wodrow, minister of Eastwood, and author of the history of the sufferings of the church*

*of Scotland. Edited from manuscripts in the library of the faculty of Advocates by the Rev. Thomas M'Crie. 3 Voll. Edinb. 1842. 1843.*

sagt der Herausgeber von Wodrow's Charakter: „Obwohl vorzugsweise ein Mann des Friedens und sogar aus äusserster Furcht vor Streit und Zwiespalt geneigt, sich (wie er bei mehreren Gelegenheiten gethan) Massregeln zu fügen, die er beklagte und Grundsätze gelten zu lassen, die er missbilligte, so kann über seinen gesunden Sinn, seinen ächten Werth und seine vollkommene Ehrenhaftigkeit unter allen Vorurtheilsfreien nur eine Meinung obwalten. Seine Vaterlandsliebe und seine Gesinnung kamen zum Vorschein in dem thätigen Antheil, den er an allen öffentlichen Fragen des Tages, insonderheit an denen über die Union nahm, wobei er sich durch seine standhafte Opposition keiner geringen Gefahr aussetzte. An allen Controversen, die während seines Lebens die Kirche beunruhigten, nahm er mehr oder weniger Antheil und kein Vorhaben, das nur im Entferntesten die Interessen der Religion berührte, konnte daheim oder im Auslande in der politischen Welt ins Werk gesetzt werden, ohne dass das Auge und die thätige Feder dieses wachsamen Wächters der Kirche darauf gerichtet gewesen wären. Der unersättlichen Wissbegierde, die kleinsten Begebenheiten des Tages zu erforschen, kam nur der unermüdliche Fleiss gleich, mit dem er sie aufzeichnete. Innerhalb seines Bereiches entging ihm nichts, und Alles, was er sich angeeignet, wurde aufbewahrt. Die Correspondenz eines solchen Mannes muss von unschätzbarem Werthe sein für den Forscher der Geschichte und der Sitten vergangener Zeiten.“ Ist es auch nicht zu läugnen, dass der briefliche Verkehr eines durch seine Gelehrsamkeit und seine historischen Forschungen auf dem Gebiete der einheimischen Kirchengeschichte allgemein geachteten Mannes mit seinen in Staat, Kirche und Wissenschaft ausgezeichnetsten Zeitgenossen manche für die Geschichte und das kirchliche Leben nicht unwichtige Notizen enthalten mag, so gehört doch die ganze Pietät nnd Ehrfurcht eines Engländers und Schottländers für vergangene Zustände und Personen dazu, um diese Briefe, die Wodrow selbst mit regelrechtem Sinn und, wie es scheint, nicht ohne Ostentation gesammelt und in grosse Bände eingetragen und eingeheftet hatte, noch heute zu lesen. Denn da jene Periode, aus welcher diese Correspondenz stammt (1709—1731), an grossartigen Begebenheiten ärmer war, als irgend eine andere in der schottischen Kirchen- und Profangeschichte, viele Briefe auch ohne alles Interesse sind, so muss nothwendig das Meiste diese umfangreichen Sammlung von untergeordnetem Werthe sein

und würde es noch mehr sein, hätte nicht der Herausgeber (Thomas M'Crie der Sohn) werthvolle Anmerkungen und biographische Notizen über alle in den Briefen vorkommende Personen beigefügt und das Ganze durch einen umfassenden Index zugänglicher gemacht. Doch scheint die entschuldigende Bemerkung, womit er die Vorrede des dritten Bandes schliesst und worin er mehr auf den künftigen Nutzen als auf die gegenwärtige Unterhaltung hinweis't, anzudeuten, dass er selbst die Dürftigkeit und Trockenheit des Stoffes gefühlt, aber aus Pietät die Unterdrückung des Unwesentlichen gescheut habe.

Was dem Inhalte an Interesse abgeht, wird keineswegs durch die Form ersetzt. Styl und Sprache zeugen von solcher Nachlässigkeit und Ungeübtheit, dass der Herausgeber in der Vorrede zum ersten Bande die total inattention to the graces of composition and a sad absence of literary taste eines Zeitgenossen von Addison entschuldigen und durch eine Vorliebe für das heimische Idiom erklären zu müssen glaubte.

Heidelberg, um Weihnachten 1846.

**Dr. G. Weber.**

---

## Zur neuesten Brief- und Denkschriften-literatur Englands.

(S. No. 54 und 55 des Jahrgangs 1846.)

---

*The letters and journals of Robert Baillie, A. M. Principal of the University of Glasgow. 1637—1662. Edited from the authors manuscripts, by David Laing, Esq. In three Volumes. Edinburgh 1841. 8. D. h.: Briefe und Tagebücher Robert Baillie's, Principals der Universität Glasgow, nach des Verfassers Handschrift herausgegeben von David Laing.*

Ein Bernischer Schultheiss des achtzehnten Jahrhunderts, wegen seiner Ordens- und Sternenliebhaberei scherzweise der Sternenträger oder Sternifax zubenannt, liess aus Gemächlichkeit im Geheimen die Rathhausuhr um eine halbe Stunde zurückstellen. Da kam ein andersgesinnter Nachfolger. „Ihr sollt, sprach er zu dem etwas verblüfften Wächter, die Uhr nicht nach den Sternen, sondern, wie es sonst üblich war und schicklich ist, nach der Sonne richten.“ — Dieses bedeutsame Wort passt auf viele Gelehrte, insonderheit Theologen, der früheren und noch laufenden Zeit. Lüstern nach Orden, Kreuzen

und andern Zeichen der regierenden Macht folgten und folgen sie nicht dem strengen Ausspruch ihres Gewissens und Gedankens, sondern den Wetterfahnen der wechselnden Hof- und Volkslaune; ihr Compass ist die Gunst der Mächtigen, das freundliche Winken und Lächeln der schreienden Menge. Es gab und gibt würdige Ausnahmen, Gelehrte und Theologen, welche die Sonne, nicht den wandelbaren Stern als Richtungspunkt ihres Zeitmessers unverwandten Blickes festhalten und dadurch Befähigung gewinnen, practisch wie wissenschaftlich, auf den vorwärts strebenden Gang ihres Volks und ihres Jahrhunderts ohne Geräusch und dennoch nachhaltig einzuwirken. Diesen selbständigen, bescheidenen und kräftigen Ehrenmännern gehört auch Robert Baillie an. Geboren am 30. April 1602 zu Glasgow und ebendaselbst gegen Ende des Augustmonats 1662 verstorben, hat Baillie, Sohn eines wohlhabenden und angesehenen Kaufmanns, nach vollendeten Studien als Pfarrer, zuletzt als Universitätsrector in seiner Vaterstadt durch Lehre, Schrift und That belebend gewirkt, in die entscheidenden Aufgaben und Fragen seines anfangs gährenden, darauf revolutionär bewegten Zeitalters bald als Prediger und Abgeordneter zu den wichtigsten Kirchenversammlungen, bald als Diplomat und politischer Unterhändler, endlich als Schriftsteller eingegriffen, meistens Umsicht und glückliches Urtheil, stets unbiegsame Redlichkeit, glühende Wissbegier, frommen, gegenüber den Grundlehren des protestantisch-presbyterianischen Bekenntnisses unerschütterlichen Sinn, in gefährlichen Augenblicken wahrhaften Heldenmuth und jugendliche Bescheidenheit entwickelt. Er hasste die Republik und das bischöflich-anglikanische Kirchensystem eben so aufrichtig, als er die konstitutionelle Monarchie und die presbyterianisch-körperschaftliche Einrichtung der christlichen Gemeinden hochachtete. Papst und Katholicismus waren ihm ein Gräuel, welcher wenigstens für Schott- und England auf immer müsse abgeschafft werden; die Einheit des protestantischen Bekenntnisses hielt er bei allen Wechseln der Formen für keinen unausführbaren Gedanken, welchen man so gut als die katholische Kirche es thue, festhalten und nach der Möglichkeit entwickeln dürfe. Des bittersten Hasses gegen wirkliche oder vermeinte Kirchen- und Staatsfeinde war der sonst milde Mann wohl fähig; davon zeugen viele Flugschriften über den Erzbischof Laud und den Grafen von Strafford, die Stützen des von der politisch-kirchlichen Opposition bekämpften Regiments. Wider beide hohe Beamten fasste Baillie als Schottischer Commissär gleich nach der Eröffnung des langen Parlaments eine heftige

Anklage ab und verstärkte diese durch die Flugschriften: „Vergleichung zwischen der Liturgie (der anglikanischen) und dem Messbuch“, Gegengift wider den Arminianismus, „Gesetzwidrigkeit des beschränkten Episcopats“ u. s. w. (S. Laing im memoir of the life of Baillie. S. 42.) Nicht minder scharf urtheilte der seinem Wesen nach menschenfreundliche, aber hier von Parteileidenschaft bewältigte Schotte über Strafford. „Wenn wir seinen Kopf haben, heisst es in einem Briefe, dann werden alle Sachen sanft ablaufen.“ — Es geschah aber bekanntlich gerade das Gegentheil. Schwärmerischem, etwa persönlich mit dem Schwert dreinschlagenden Kriegseifer war Baillie fremd, wie sein Benehmen während des ersten Schottischen Feldzugs vom Jahre 1639 beweist. „Unser Beruf, heisst es in einem Briefe, lautet auf Beten und Predigen“ (I. 111). — Ein bedeutendes, natürlich erst sehr spät gewürdigtes Verdienst erwarb sich Baillie um die Aufklärung der Zeitgeschichte. Diess geschah namentlich durch die vorliegenden Briefe und Tagebücher. Sie betreffen kirchliche und weltliche Angelegenheiten in fast ununterbrochener Reihenfolge vom Jänner 1637 bis zum Mai 1662, zeichnen manche Begebenheiten mit der Schärfe eines theilnehmenden, hochgebildeten Augenzeugen, beleuchten andere durch Actenstücke und offizielle Depeschen, geben über gleichzeitige Ereignisse auf dem Festlande, z. B. in Betreff des dreissigjährigen Krieges, gedrängte Nachrichten und erläutern vielfach die Literaturgeschichte. — Salmasius, Vossius, Spanheim, *Buxtorff*, *Gisbert* Voet (Voetius), F. Usher (Usserius) und andere namhafte Gelehrte treten mehrmals hervor. Der nächst Shakespeare vielleicht grösste Dichter Englands, John Milton, wird dagegen von dem eifrigen Königsfreund als Republikaner bei der Stuart'schen Rückkehr verächtlich unter das alte Eisen geworfen. „Gottes Gerechtigkeit, sagt Baillie (III. 443), brachte den Peters, Harrison und Andere zu einem schmachvollen Tod, die Gebeine Oliver Cromwells, Bradshaw's, Ireton's, Pride's an den Galgen zu Tiburne, die Goodwins, den blinden Milton, den Owen, Sterrie, Lockier und Andere dieses verrufenen Gesindels (Malefical crew) in Ungnade und Elend.“ Auch Milton's Privatlehrer, der Geistliche Thomas Young, Verfasser der Flugschriften: Sonntag (dies dominica) und Smectymnus, wird einmal erwähnt. (S. I. 366 und die Anmerkung Laing's.) Der im Auslande so gut als unbekannte Dichter Panter, welcher in lateinischen Hexametern Wallis

(Valliadis libri tres) besang und dem Könige Karl widmete, bekommt seine Kritik. Sie anerkennt das poetische Talent, tadelt aber scharf die katholisirende Dichtung des an der Universität St. Andrews lehrenden Theologen. Er sei geistvoll, in allen Wissenschaften etwas bewandert, aber als Theolog ohne Tiefe und Gründlichkeit, preise der englischen Jugend einen neuen Studiengang an, laut welchem man mit den päpstlichen Meistern und Vätern beginnen, mit den protestantischen Neuerern endigen solle, stecke ganz in der römisch-katholischen Rechtfertigungslehre und in irrigen Grundsätzen des Arminius. (I. 149.) — Manche Briefe, besonders an den im Haag verweilenden Dr. Spang, gleichen förmlichen Berichten; sie geben eine genaue Einsicht in den Lauf der wichtigsten Tagesbegebenheiten und können geradezu als eine Hauptquelle historischer Belehrung dienen. Derselbe Fall tritt ein, wenn der Verfasser als Bevollmächtigter Rechenschaft ablegt. Dagegen enthalten die Mittheilungen an Frau und Freunde gewöhnlich Charakteristiken der Sitten, Lebensgewohnheiten und Privatereignisse, oft mit Frische und Anschaulichkeit ausgeführte, graphische Zeichnungen, welche in kurzen, schlichten Worten ein Bild der behandelten Verhältnisse geben. Aber auch in solchen Kleinigkeiten verläugnet sich der gottesfürchtige, ernste Theolog nicht; überall sieht er die Fügungen und Winke des Höchsten, gleich wie ihm in der Fremde stets das Schottische Heimathland vorschwebt. Jedoch kommt das alles natürlich, ohne Zwang und frömmelnde Salbaderei. So beschreibt er z. B. seinem Weibe in Kilkenny bei Glasgow die eilftägige Novemberreise von Newcastle nach London (1640) auf eine eben so lebendige als erbauliche Art. „Montags, heisst es, kamen wir früh Morgens vor Sonnenaufgang in London an, Alle, Ross und Mann, in der besten Gesundheit; mit uns reisten mehre Kaufleute und Bediente derselben auf kleinen Kleppern. Die Wege waren ausserordentlich schlecht und tief, die Tagereisen lang, ununterbrochen, Viele von uns an das Reisen nicht gewöhnt. Niemand befand sich besser als ich mit meinem Burschen und den kleinen Kleppern. Von Killwinning bis London strauchelte ich nicht ein einmal; das ist die Frucht Deines Gebets. Ich war auch auf dem ganzen Wege muthig und fühlte Gottes Anwesenheit in meinem Geiste. — Wir hatten grosse Ausgaben; ihre (der Engländer) Wirthshäuser sind Paläste; kein Wunder, wenn der Gast geschnürt wird; für die ziemlich ordinären Mahlzeiten mussten wir, Mann und Ross, bei 16 und 17 Pfund Sterling zahlen, für drei Schüsseln kleiner Bachkrebse zwei bis vier Schillinge.“ (I. 272.)

Nach diesen, die Gemüths- und Denkart Baillie's bezeichnenden Bemerkungen erscheint es zweckmässig etliche Bruchstücke der historischen Denkwürdigkeiten als Beweise einer vortrefflichen Beobachtungsgabe, meistens wörtlich, zu geben. Das Schottenlager, bei Dunsehill unweit Berwick im Sommer 1639 gegenüber den Engländern aufgeschlagen, wird auf folgende Weise geschildert. „Ein Blick auf unsern braven, reichen Hügel hätte Dir wohl gethan, lieber Vetter Spang, wie ich oft mit Freuden meine Augen dahin richtete. Denn auch ich, sagt der Zaunkönig, war mit den Uebrigen als wohl bestallter Prediger unsers Grafschaftsadels in Gesellschaft Lord Eglintouns spät dort angelangt. Einem halben Dutzend wackerer Burschen verschaffte ich Musketen und Piken und meinem Bedienten ein breites Schwert. Ich selber trug nach der Tagessitte einen Degen und ein Paar Holländerpistolen am Sattel. Das galt jedoch nur allfälligen Strassenräubern und Schnapphähnen; denn unser Beruf lautet auf Beten und Predigen. Bei 40 grössere und kleinere Geschütze umgaben gen Süd und Ost die Spitze unseres Hügels. Rund umher an den Seiten liegen unsere Regimenter, — die Obristen biwachten in linnenen, hohen und weiten Zelten, die Hauptleute in kleinern, die Soldaten in hölzernen, mit Stroh und Moos bedekten Hütten. — Man findet auch etliche Compagnien Hochländer (highlanders) unter Hauptmann Buchanan und andere in Erskine's Regiment. Die in unser Lager kommenden Engländer staunen dieses Volk mit den bunten Zengen (playds), den Tartschen (targes) und Dolchen (dorlachs) verwundert an. Unsere Hauptmänner sind meistens Barone und Edelleute (gentlemen) von gutem Schrot und Korn, unsere Leutenants auswärts gediente Soldaten. Jede Compagnie hat eine neue Fahne mit dem Schottischen Wappen und der Aufschrift in goldenen Buchstaben: „Für Christi Krone und den Covenant!" Sie flattert vor des Hauptmanns Zelt. Der Obergeneral (Alexander Lesley) hatte ein wahrhaft königliches Zelt; man schlug es jedoch nicht auf. Seine beständige Leibwache bildeten etliche Hunderte unserer Advokaten; sie waren Musketiere und standen unter dem Befehl Durie's und Hope's stets schlagfertig, mit brennenden Lunten. Täglich versammelte sich der Kriegsrath im Schloss, die Geistlichkeit in Lord Rothe's geräumigem Zelt. Persönlich setzt in jeder Nacht der Obergeneral mit dem Quartiermeister Baylie die Feldwachen aus. — Unsere Soldaten sind frisch und muthig, meistens junge, starke Bauernbursche mit fröhlichem Angesicht; nur das Geld für ihre Her- und Rückreise macht einige Schwierigkeit; — sie gewinnen täglich an Waffenübung und Kampflust; der eine drängt den andern vor-

wärts; die Gegenwart des Adels und der geliebten Geistlichkeit erhebt die Herzen; gute Predigten und Gebete, jeden Morgen und Abend bei Trommelschall unter freiem Himmel abgehalten, mannichfaltige Beweise und Zeichen der guten Sache, Lesley's Geschicklichkeit und Glück, — diese Umstände mehren täglich die Streitlust. Du würdest dich innig freuen, könntest du des Morgens, vorzüglich aber des Abends hören, wie Etliche in den Zelten Psalmen singen, Andere beten und noch Andere in der heiligen Schrift lesen. Freilich findet man in etlichen Quartieren auch Flucher, Schwörer und Lärmmacher, Alle bereuen aber sogleich den Unfug und geloben Besserung. Ich selbst befand mich niemals in einer schönern Gemüthsstimmung, als seit der Abreise und Heimkehr; denn ich war wie ein Mensch, welcher von der Welt Abschied genommen und den Entschluss gefasst hat, in diesem Dienst zu sterben." (I, 211 sqq.)

Wenn man mit diesem sittlich-religiösen Ernst, der für ihren Covenant und ihre Landesfreiheit begeisterten Schotten das sinnlich bequeme, abgespannte und gewöhnliche Wesen des englischen Heeres unter dem König Karl I. vergleicht, so ist der dem letztern schmähliche Ausgang nicht mehr befremdlich.

Den berühmten Straffordischen Process, auf welchen sich etliche Monate lang die ganze Kraft des Parlaments und der Nation richtete, hat Baillie, als Augen- und Ohrenzeuge sorgfältig und ausführlich beschrieben. (I, 313—353). Sein Bericht an das Presbyterium zu Irvine trägt zwar einen amtlichen Charakter, verläugnet aber niemals den Grundzug der Vertraulichkeit, wie denn eben desshalb manche pikante Aeusserlichkeiten und Nebenumstände aufgenommen werden. Räumlichkeit, Personen, Haltung und Ton, Gang und Wechsel des grossen Rechtsstreites werden genau beschrieben, mehrere bisher unbekannte Umstände und Thatsachen hervorgehoben, die Leidenschaften, Ränke und Bestrebungen der Parteien lichtvoll geschildert. Der ganze Abschnitt ist ein wahrer Gewinnst für die Geschichte; er ergänzt manches Lücken- und Räthselhafte, bezeichnet einen Grimm und Blutdurst der Opposition, wie ihn kaum die Schreckensmänner Frankreichs besassen, jedoch immer so, dass Rechtsform, Advokatenkniffe und Buchstaben den schon vonvornherein beschlossenen Untergang des Angeklagten begleiten. Nachdem der Verfasser den Sitzungssaal in Westminster, die Bänke, Uniformen der Parlamentsglieder u. s. w. genau beschrieben hat, fährt er also fort: „Durch Begünstigung erhielten wir einen Platz innerhalb des Geländers unter den

Gemeinden. Das Haus füllte sich täglich vor 7 Uhr; gegen 8 Uhr kam der Graf Strafford in seiner Barke vom Tower, begleitet vom Lieutenant (Balfour) und von einer Wache der Musketiere und Hellebardiere. Die Lords in ihren Rothröcken setzten sich um 8 Uhr; der König kam gewöhnlich eine halbe Stunde früher; er ging jedoch nicht zu seinem Thron; denn das hätte die Handlung unterbrochen; es ist nämlich in England die Ordnung, dass der König, wenn er erscheint, nach Belieben sprechen darf, Niemand aber in seiner Gegenwart zum Worte kommt. Hinter dem Thron hatte man desshalb zwei Lauben (bedeckte Sperrsitze) angebracht: in der einen sassen der Herzog von Vanden (Vendome?), der Herzog von Vallet und andere französische Herren, in der andern der König, die Königin, die Prinzessin Marie, der Churprinz (Ruprecht von der Pfalz?) und etliche Hoffräulein. Die Gitter (tirles), welche sie verbergen sollten, brach der König eigenhändig nieder. (brake down). So sassen sie im Angesicht Aller, jedoch fast so wenig beachtet, als wenn sie gar nicht zugegen gewesen wären; denn die Lords sassen alle bedeckt; die Glieder des Unterhauses und alle Andern ausgenommen die Französischen Herrn, blieben unbedeckt, wenn die Lords kamen, sonst aber nicht. Ziemlich viele Damen befanden sich aber in den Logen, für welche sie schweres Geld zahlten. Täglich sah man dergestalt die glänzendste Gesellschaft, welche die Insel nur bieten konnte. Der Ernst war jedoch nicht so, wie ich ihn erwartete; draussen vor der Thüre gab es oft heftiges Geschrei und Lärmen; in der Zwischenzeit, wenn Strafford seine Antworten zurüstete, sahen die Herrn regelmässig zu ihren Füssen, gingen umher und plauderten. Dasselbe thaten die im Unterhause, oft nur zu laut. Nach zehn Uhr verspeiste man öffentlich nicht nur Zuckerwerk, sondern auch Fleisch und Brod; dabei gingen Bier- und Weinflaschen häufig ohne Gläser von Mund zu Mund. Das alles geschah unter den Augen des Königs! ja, Etliche wandten den Rücken und liessen unter die Bänke, auf welchen man sass, — das Wasser laufen. — Niemand ging aus der Thür, um wiederzukehren, die Sitzungen dauerten oft bis zwei, drei, vier oder fünf Uhr." (I, 315. 316). —

Wie tief musste nicht bei solchen Sitten, die Achtung vor dem Thron gesunken seyn! Und wie übel berathen war Karl, wenn er mit Verzichtleistung auf die herkömmliche Etikette, die bergenden Gitter oder Vorhänge beseitigen und durch die Gegenwart seiner, nun nicht mehr königlichen Person, den Richtern imponiren wollte! — „Auffallend, bemerkt Baillie an einer andern Stelle (S. 323), ist es bei diessem gros-

sen Process, dass überhaupt nichts diktirt, sondern alles in ununterbrochener Rede gesprochen und von den Schreibern so gut es gehet aufgenommen wird. Der Richter, welcher keine Notizen besitzt, hat daher bei der Fällung des Urtheils viel im Gedächtniss zu behalten. Wenn Maynard, das vorzüglichste Mitglied des Anklageausschusses, sprach, lag Mr. Glynne auf der Lauer, beobachtete das eine und andere, und drückte sich dann so pikant aus, dass er sechs bis siebenmal den lautesten Beifall des Hauses erndtete.“ —

Unter den Actenstücken, welche die Stellung Englands zum Auslande betreffen, verdienen unserm Dafürhalten noch besonders zwei auf die Schweiz bezügliche Briefe Aufmerksamkeit. Die Reformation des XVI. Jahrhunderts knüpfte natürlich für katholische wie protestantische Kreise neue Freund- und Feindschaften an; das Gleichartige suchte und fand gewöhnlich wahlverwandte Bundesgenossen. Freilich diente in beiden Feldlagern bisweilen der Glaube als Aushängeschild und Mittel, allein im Ganzen, — davon ist hier nur die Rede — wurden kirchlich-konfessionelle Verhältnisse und Beziehungen leicht auch politisch-diplomatische. Daher wuchs in manchen Gebieten des Festlandes, namentlich wo ein gewisses Gleichgewicht der Parteien bestand, die volksthümliche Zerrissenheit; der katholischen, für Abwehr und Angriff gerüsteten Propaganda trat die reformirte, mit gleichen Kräften ausgestattet entgegen. Denn hier war der Gedanke der Glaubenseinheit trotz des hin und wieder zerbröckelnden Sectenwesens eben so lebendig als thatkräftig. Schwieriger gestaltete sich dagegen für die neuen Bundesverhältnisse die Auffindung eines protestantischen Centrums. Während dasselbe bei den Katholischen naturgemäss in dem Papst und einseitig conservativen Kaiserthum hervortrat, mussten die Protestanten den leitenden Vorort oder Hegemon gewöhnlich in einem unbehülflichen föderativen Ausschuss suchen, welcher theils heimische, theils ausländische Stoffe enthielt und mit ihnen die Keime der Abschwächung empfing. So kamen für Deutschland anfangs Frankreich, später Schweden in das Centrum der evangelischen Bewegung, jenes aus eigennützig berechnenden, dieses aus mehr innerlichen, auf Wahlverwandtschaft des Stammes und Bekenntnisses ruhenden Gründen der Diplomatik. Die specifischen Unterschiede springen dabei leicht hervor; Richelieu war daheim ein eifriger Katholik, auswärts ein guter Protestant; dem Vater Saturnus gleich verzehrte er, Freund der Unruhen und revolutionären Bewegun-

gen, im günstigen Augenblick bei unersättlichem Wolfshunger seine eigenen Kinder. Gustav Adolf dagegen dachte, fühlte und starb als evangelischer Glaubensheld; seine hier und dort durchschimmernden Herrschaftsentwürfe haben einen religiös-sittlichen Boden, welchen neuere Maulwürfe umsonst aufzuwühlen und zu verunzieren suchen. Aehnliche Verhältnisse wie das Teutsche, durch die Glaubenstrennung entschieden gespaltene Reich entwickelt seit der Reformation die Eidgenossenschaft. Lage, Sitten, Verfassung weisen sie seit dem Ende der mit Marignano (1515) verblutenden Militärtendenz und erobernden Politik mehr und mehr auf die Schranken der durch die burgundisch-italiänischen Kriege ziemlich abgerundeten Heimath an. Während nun die katholischen Cantone neben dem Centrum ihres geistlich-kirchlichen Oberhauptes einen auswärtigen Bundesgenossen in Frankreich suchen, tritt für die Evangelischen England hervor; es übernimmt, jedoch geräuschloser und bescheidener, die Rolle, welche Schweden im siebenzehnten Jahrhundert für die Protestanten Teutschlands spielt. Wahlverwandtschaft des Bekenntnisses, später auch der Verfassungsprincipien und selbst der Sitten, macht das konstitutionelle protestantische Grossbritannien allmählig zu einem natürlichen Bundesgenosssen der Schweiz, zunächst der evangelischen. Diese Stellung wird um so fester, je weniger Eigennutz und Eroberungsgier sie begleiten; man gedachte nur der moralisch-intellectuellen Gegenseitigkeit, welche die Reformation für beide Völker gebracht hatte, und erkannte in dem vielfach gleichartigen Kirchen- und Staatswesen einen natürlichen Hebel freundschaftlichen Verkehrs. Zwingli, Calvin, Bullinger und andere Vordermänner der neuen Richtung wirkten frühzeitig auf Eng- und Schottland zurück. Viele jenseit des Canals aus frei schaffender Kraft entsprossene Einrichtungen und Formen fanden umgekehrt wieder in der Schweiz Anklang. Wie innig war z. B. das durch manche noch vorhandene Briefe beurkundete Verhältniss zwischen dem ehrwürdigen Bullinger von Zürich und der tugendhaften, unglücklichen Johanna Grey! — Was Gefühl, kirchlich - religiöse Sympathie angebahnt hatten, bildete allmählig die zum klaren Selbstbewusstseyn ihrer Zwecke und Kräfte herangereifte Politik vollkommen aus. Hatte schon Elisabeth den Plan gehabt, mit den südteutschen Staaten Baden, Pfalz, Würtemberg*) und den evangelischen Cantonen eine

---

*) Die Originalien dieser merkwürdigen Verhandlung befinden sich zu

engere Verbindung aufzurichten, so verfolgte nach einem langen Zwischenraum die Englische Republik diesen Gedanken gegenüber der reformirten und selbst katholischen Schweiz. Gleich wie letztere den unnatürlichen Krieg mit den niederländischen Generalstaaten durch freundliche Dazwischenkunft (1654) mit beseitigte und eine ausserordentliche Ehrenbotschaft gen London sandte, hat England fortan mit Beihülfe evangelischer Schweizer die Waldensischen Glaubensgenossen gerettet (1655) und einen bleibenden Botschafter in der Schweiz angestellt. Man wählte für diesen schwierigen und wichtigen Platz kenntnissvolle, ausgezeichnete Persönlichkeiten, welche mehr durch Weisheit und Charakterstärke, denn durch provisorisches Klugheitsraffinement und Ränkemachen zu wirken trachteten. Davon zeugen neben andern Männern Dr. John Peel, Abgeordneter Cromwell's und Verfasser äusserst lehrreicher Briefe, in dem ersten Jahrzehent des achtzehnten Jahrhunderts Stanyan, welcher einen gründlichen Bericht über die damalige Lage der Eidgenossenschaft abgefasst hat. Entschieden betrachtete fortan die Brittische Politik, welche daheim durch die Beendigung der Revolution die Rechte des Fürsten und Volks gesichert sahe, (1688) die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft trotz vielfacher Parteiwirren als nothwendig für das Gleichgewicht Europa's und als Ehrensache für einen mächtigen, auf konstitutionellen Grundlagen ruhenden Staat.. Aus diesem Princip floss der Widerstand Englands gegen die Reaction der Französischen Revolution auf den alten Bund der Eidgenossen. Es ist nicht die Absicht, die Umtriebe Wickham's gegen den Andrang heimischer und fremder Gährungs- und Lebenskräfte zu vertheidigen — denn jene haben sich selbst gerichtet — wohl aber anzudeuten, dass die Brittische Diplomatik gegenüber der Schweizerischen Unabhängigkeit von jeher auf dem doppelten Boden der konfessionell-moralischen Mitleidenschaft (Sympathie) und des staatsbürgerlich-konstitionellen Nutzens ruhete. Bei diesem Gang und Stand der gegenseitigen Beziehungen blieb auch die Form der Regierungsorgane immer nur Nebensache. Der bereits ziemlich aristokratisch ausgeprägte Staat Bern z. B. vorschmähete es nicht, den flüchtigen Republikanern Englands, Ludlow und Genossen, eine Schirmstätte wider die Stuarts und Orleans zu gewähren, der Brittische Gesandte

---

Lucern in der Balthaser'schen Bibliothek, Copien in dem alten von Füssli in den achtziger Jahren herausgegebenen Schweizermuseum.

Burnaby aber verschluckte schweigend die Pille, welche ihm die katholisch-aristokratische Regierung Freiburgs dafür schickte, dass er in einem unbewachten Augenblick die Ausweisung des Stuartischen Kronprätendenten Eduard gefordert hatte (1748)*). Für die gegenwärtigen, ziemlich verwickelten Beziehungen der Schweiz gelten im Grunde die bereits angedeuteten Regeln der Diplomatik. Oesterreich hält das katholisch-aristokratische Interesse fest, und ihm folgt stossweise die gesammte Teutsche Bundesbevölkerung; Frankreich, welches die Rolle Richelieu's unter ganz andern Formen übernommen hat, möchte seine eigenen Kinder verzehren, d. h. hier die über das Mass etwa hinausgreifenden Revolutiönchen von Genf, Basel, Waadt- und Bernland auf die eine oder andere Weise eindämmen; England endlich ist durch konfessionelle Sympathien und den Gang seiner alten historischen Politik gleichsam eingeladen, die emporgehobenen Hauptarme der fremden Diplomatik auseinanderzuhalten, ohne dass es sich dabei viel um die Abentheuerlichkeiten einzelner Cantonalverwaltungen zu bekümmern hätte. — Diess ist, glaubt Referent, die Mission, welche Grossbritannien bei einer den Schweizern allfällig drohenden Dazwischenkunft des Auslandes nicht nur anerkennen, sondern auch bethätigen wird.

Das oben berührte Document, dessen Gehalt und Bedeutsamkeit die vorstehenden Betrachtungen nachweisen sollten, betrifft den Schottisch-Englischen Bürger- und Religionskrieg. Schon hatten beide Theile kräftig gerüstet, stand ein englisches Heer bereit unter dem König Karl I. an die Gränze vorzurücken und diese im günstigen Augenblick zu überschreiten. Der Continent lag noch grössteutheils in den letzten Zuckungen der dreissigjährigen Glaubensfehde; protestantische und katholische Fanatiker waren bemüht, das auf dem Festlande ausgehende Feuer jenseit der Meerenge von neuem anzuschüren; jede Seite, der Engländer und Schotte, vermeinte im vollsten Recht zu stehen; man wollte den geschürzten Knoten mit dem Schwert zerhauen; Niemand ahndete die

*) Freiburg schrieb: „Mein Herr! Der Brief, welchen sie unter dem 18. dieses Monats (September) an unsern kleinen und grossen Rath richteten, erschien uns so wenig bemessen in seinen Ausdrücken und so wenig schicklich gegenüber einem souveränen Staat · dass wir glauben, nicht darauf antworten zu müssen. Ueberdiess könnte die Art der Fassung uns am mindesten bewegen, Sie, mein Herr, über die Constitution und die Souveränetät unseres Staates irgendwie um Rath anzugehen." (S. Monnard, Hist. de la Confédération Suisse I. 499.)

Folgen. In diesem kritischen Augenblick wenden sich die **Geistlichen** und **Professoren** der reformirten Schweizerkantone **Zürich**, **Bern** u. s. w. (21. März 1639) mit dringenden Friedensmahnungen an den damals einflussreichen, ja, gewaltigen Erzbischof **Laud** von Canterbury und beschwören ihn im Namen Gottes wie der Christenheit, bei dem Könige für den Frieden zu arbeiten. Die Bittsteller, welche natürlich in der höflichsten Form auftreten, gebrauchen hauptsächlich zwei Gründe, die **Einheit** der **evangelisch-christlichen** Kirche und die gräuliche Unnatur jedweden **Bürger-** und **Religionskrieges**. „Es ist, heisst es unter anderm, in der Natur begründet und durch apostolisches Zeugniss bestätigt, dass, wenn ein Glied leidet, der ganze Körper es mitempfindet und fühlt, gleich wie über die Ehre des Einen sich Alle freuen. Weil wir nun Alle dieselbe Gemeinschaft der Heiligen anerkennen, wird Ew. Eminenz unsern Brief freundlich annehmen. Hochdieselben wissen, welche unsägliche Missgeschicke unser **Teutschland***) seit mehr denn 20 Jahren überströmten, namentlich die **Pfalz**, sonst die blühendste Landschaft des gesammten Reichs. Es wäre unnöthig, Eurer Herrlichkeit die verschiedenartigen, bisher unerhörten Gräuel zu berichten, von welchen jene Lande seit Jahren heimgesucht wurden. Das kommende Geschlecht wird, wenn nicht anders die zweite Ankunft Christi jede Nachwelt unmöglich macht, auf die Kunde solcher Missethaten hin zusammenschauern, gleichwie das Gefühl derselben die Zeitgenossen darniederdrückte. Wir gestehen es frei, nichts erfüllte unser Gemüth mit tieferm Schmerz, als die von unsern Freunden überlieferte Kunde, es habe der sehr erlauchte und mächtige König Grossbritanniens ein Heer gerüstet wider seine eigenen eingebornen **Schotten**, sein eigenes (peculiar) oder angestammtes Volk, die Nation seiner Geburt, so ihn und seine Altvordern nährte und erzog (bred). Mit Schweizerischer Freimüthigkeit geben wir Ew. Eminenz zu bedenken, wie in den gegenwärtigen, traurigen Tagen der Christenheit die reformirte Kirche kein grösserer Schmerz treffen könnte, als der über die dortigen (Englisch-Schottischen) **Wirren** und **Stösse** (sturrs). Wir lieben, ehren und achten aufrichtig Ihr Vaterland, Ihren König, Ihre Rechtsverfassung; alle fromme Herzen, deren Zahl in unserm fernen Lande nicht gering ist, wünschen nichts sehnlicher als das Glück, den Frieden, das Wachsthum Grossbritannischer Lande.

*) De jure verliess die **Schweizerische** Eidgenossenschaft bekanntlich erst seit dem Westphälischen Frieden den Teutschen Reichsverband.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 6. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Laing: Letters and journals of Robert Baillie.

(Schluss.)

Diese unsere Zuneigung ist nicht von heute oder gestern; wir haben sie von den Altvordern mit der Achtung gegen die Englische und Schottische Kirche ererbt; — Friede und Wohlfahrt derselben liegen uns am Herzen. Wir alle wissen, wie furchtbar schrecklich Bürgerkrieg ist, wenn er die Bande und Pflichten gegenüber den Nachbarn, Blut- und Glaubensgenossen, dem Fürsten und Volk durchbricht, Alles zur Raserei und Tollheit entflammt, welche nichts Göttliches und Menschliches beachten. Wenn nun solche Strafruthe in Folge des göttlichen Zornes über Euer Land käme, welche Freude und höhnische Nachrede würden Eure Waffen bei dem gemeinsamen Feind, welche Trauer und Kümmerniss bei der reformirten wahren, katholischen, rechtgläubigen Kirche erwecken!" —

Laud antwortete am 30. April höflich, aber ablehnend. „Die Schotten, war der Inhalt seines Schreibens, müssten als Rebellen behandelt und durch Gewalt zum Gehorsam gegen Gott und den König gebracht werden; alle Mittel und Wege der Güte hätten nichts gefruchtet, nur den Starrsinn der Unruhstifter, welche unter dem Deckmantel der Religion nach Herrschaft strebten, erhöht." (Baillie II, 431 sqq.)

Unvermeidlich würde fortan der Bürgerkrieg, und mit ihm begann die Tragödie der Englischen Revolution. —

*(Fortsetzung folgt.)*

---

*Der Konstanzer Sturm im Jahre 1548 von Georg Vögeli, mit ergänzenden Zusätzen aus des gleichzeitigen Chronisten Christoph Schultheiss spanischem Ueberfall der Stadt Constanz und urkundlichen Beilagen. Aus den Handschriften des städtischen Archivs herausgegeben. Belle-Vue bei Constanz, Verlagsbuchhandlung zu Belle-Vue. 1846. 8. X Vorrede. 183 S.*

Die alte, ehrenfeste Reichsstadt Constanz, in welcher Kaiser Friedrich der Rothbart den gleichnamigen Frieden mit den Lombar-

den abschloss oder den Sühnvertrag zwischen der Monarchie und Republick aufrichtete, der Böhme Huss den Opfertod geläuterter Glaubensbegriffe fand, zeichnete sich gegenüber der kirchlich-politischen Bewegung des sechszehnten Jahrhunderts durch drei charakteristische Merkmale aus, durch zeitgemässe, den günstigen Augenblick ergreifende Kraft, entschiedene, halbe Wege des Reformationsprincips meidende, auf sittlich-geistigem Selbstbewusstsein ruhende Umsicht und heldenmüthige Treue gegen das erwählte Panier des neuen Bekenntnisses. Kaum hatten sich nämlich von Teutschland und der Schweiz her die ersten bestimmten Regungen wider den alten, vielfach gebrechlichen Kirchen- und Glaubensbestand kund gethan, als die Konstanzer nicht durch fremde, sondern einheimische Prediger und Sendboden vorwärts gedrängt in hellen Haufen der evangelischen Lehre das Thor öffneten und mit einem Schlage die dafür nothwendigen Einrichtungen trafen (1527). „Zu Konstanz, bemerkt darüber der Züricherische Chronist Holzhalb (Handschrift S. 169), darinnen der Bischoff sammt den Thumherren, Pfaffen, Mönchen eine grosse Gewalt übten und ein widerwertig wesen ware wider die Evangelische Lehr, warend nichts desto weniger Prediger, die das Evangelium verkünten und sich dem Wyhbischoff Melchior Falti, dem Bruder Antonio Pirata und anderen widerwertigeu mit schreiben und predigen widersetzten. Und warend nämlich disse, Doct. Johannes Zwick, Mr. Ambrosius Blarer, Johannes Spreiter, Jacob Winder, Johann Wanner, Alexius Ebertsch, Bartolome Metzler, alle von Konstanz, und brachte ihr predigen, dass sich zeitlich mit Gott anhebte vil frucht unter den Burgern."

Diesen hier erwähnten thatkräftigen Beförderern der Reformation muss man vor allen den klugen, standhaften und heldenmüthigen Stadtschreiber Georg Vögelin beifügen, dessen Leben und Charakter der gelehrte Herausgeber des bisher nur bruchstückweise gedruckten Büchleins vortrefflich beschrieben hat. Für die Treue und Hingebung, mit welcher die Bürgerschaft die Reformation und was ihr anhing bis zum letzten Augenblick vertheidigte, bedarf es keines andern Zeugnisses als der schlichten, wahrhaften Darstellung des mit dem Jahr 1548 über Konstanz einbrechenden Verhängnisses. Vögelin fasste diese Relation des unglücklichen Kampfes, an welchem er, trotz des vorgerückten Alters, rühmlichen Antheil genommen hatte, zu Zürich in der Verbannung ab; sie bleibt ein schönes Denkmal für die Charakterstärke und Bildung des in den Greisenjahren noch jugendlich ungebeugten Mannes und liefert,

verbunden mit den erläuternden Zusätzen und Ergänzungen ein anschauliches Bild jener für Konstanz ehrenvollen Schreckenstage. Denn eine kleine von allen Seiten her durch Verrath, Tücke und Uebermacht bedrängte und unter das Joch gebeugte Bevölkerung hat bei mannhafter Abwehr für die unbefangen richtende Geschichte reinern Nachruhm gefunden als der auf Ueberzahl, Ränke und Wortbruch gestützte Sieger. Auch der Wohlstand und die Rührigkeit des geistigen Lebens versiegten mit der Reformation und Reichsfreiheit allmählig für Konstanz; denn es war schwer, wo nicht unmöglich, die einmal gebrochenen, ursprünglichen Lebenskräfte aufzufrischen und der Stockung des sonst lebhaften Blutumlaufes durch Restauration veralteter Dinge zu begegnen. „Also vergingen, bemerkt wehmüthig der Geschichtschreiber (S. 59), die christenlichen Schulen sampt dem Buchgewerk, dadurch bissher die christlich Religion gefördert, gieng auch ab alle Zucht und Ordnung, und ward gepflanzet Abgötterey und falsche leer, auch wuchs darnebent uff täglich schand und laster, also das sich der tag in die nacht und das licht in Finsterniss verwandelt, und die Kostantzer ire nachpuren wyt übertreffen in üppigkeit, als die, denen Christus nit also trüwlich geprediget was.“ —

**Kortüm.**

---

*The Persian cuneiform inscription at Behistun, decyphered and translated with a memoir on Persion cuneiform inscriptions in general, and on that of Behistun in particular by Major H. C. Rawlinson, political agent at Baghdad. London, Parker. 1846. 8. LXX und 52 S.*

Dieses Werk, schon lange angekündigt, wurde von Allen, die sich mit Entzifferung und Erklärung der Keilinschriften beschäftigen, mit Sehnsucht und grossen Hoffnungen erwartet. Endlich ist es im September des abgelaufenen Jahres erschienen und hat unsere Erwartungen nicht nur befriedigt, sondern in jeder Beziehung weit übertroffen, sowohl was die Wichtigkeit des Denkmals betrifft, als auch in Hinsicht auf die Vollkommenheit und Zuverlässigkeit der Uebersetzung. Wir beeilen uns, vorerst eine gedrängte Uebersicht des reichen Inhalts des höchstwichtigen Werks zu geben, und behalten uns vor, einzelne Punkte in einem zweiten Artikel ausführlicher zu behandeln.

Es ist bekannt, dass sich längs der Strasse, die von Bagdad nach Hamadan führt, ungefähr eine Stunde nördlich von Kermanshah in Kurdistan, in einer Länge von etwa sechs Stunden eine hohe Felsenwand hinzieht, die an ihrem westlichen Ende Takibostan, an ihrem östlichen aber Bisitun, Bisutun oder Behistun genannt wird, und an mehreren Stellen mit Sculpturen und Inschriften aus sehr verschiedener Zeit bedeckt ist. Man hat in diesem Berg, gewiss nicht mit Unrecht, das Βαγίστανον des Diodorus Siculus, das Βάπτανα des Isidorus von Charax zu erkennen geglaubt, und den Namen Baghistan aus dem Neupersischen, wo bagh Garten heisst, als Ort der Gärten erklärt. Vielleicht ist es richtiger, die Erklärung des Namens im Altpersischen zu suchen, wo baga, bagi die Bedeutung deus hat, so dass Bagistan so viel als Ort der Götter, eine Erklärung, die durch die Bemerkung Diodors, der Berg sey dem Zeus geweiht (ἔστι μὲν ἱερὸν Διός), bestätigt wird, und an sich schon hinreichen würde, um begreiflich zu machen, warum von den ältesten Zeiten vorzüglich an diesem heiligen Berge Sculpturen und Inschriften angebracht wurden.

Von diesen verschiedenen Sculpturen ist es diejenige, welche Ritter als die zweite im neunten Bande der Erdkunde S. 352 beschreibt, die uns hier beschäftigt. Die grosse Masse der Keilinschriften, zu deren Copirung nach Ker Porter's Urtheil mehr als ein ganzer Monat Zeit nöthig wäre, und die Schwierigkeit, ihnen nahe zu kommen, hatten bis jetzt verhindert, dass die Reisenden mehr als eine Zeichnung der Figuren mitbrachten. Es war ein Würtemberger, Bellino, der aus Grotefends Mittheilungen so rühmlich bekannt ist (und über dessen Lebensumstände der Unterzeichnete gerne Näheres erfahren würde, da er im Sinne hat, eine Geschichte der Entdeckung und Bekanntmachung der Keilinschriften in einem folgenden Hefte seiner Beiträge zu liefern), welcher zuerst die Absicht hatte, diese Inschriften zu copiren. Er wurde aber auf der Reise von der Cholera ergriffen und starb in Mosul im November 1820. Der zweite, der auszog, um diesen Schatz zu heben, war wiederum ein Deutscher, der unglückliche Schulz, der, nachdem er am See Wan eine grosse Masse von Keilinschriften copirt hatte, als er dem Ziel seiner Reise schon nahe war, von raubgierigen Kurden ermordet wurde. Endlich gelang es dem Muth und der Ausdauer Rawlinson's, eine sehr genaue und vollständige Abschrift sämmtlicher Keilschriften von Bagistan zu Stande zu bringen, und, was noch mehr ist, sie zugleich im Zusammenhang zu erklären und zu übersetzen. Er sandte seine Abschrift der Inschriften der ersten Art (denn sie sind in den

gewöhnlichen drei Arten der achämenidischen Keilschriften verfasst) und die Uebersetzung und fünf Kapitel einer ausführlichen Schrift über die Keilinschriften von Bagdad, wo er wohnt, nach London an die asiatische Gesellschaft, und diese hat nun den vollständigen Text und die Uebersetzung und die zwei ersten Kapitel des Werks in dem Buche veröffentlicht, dessen Inhalt wir jetzt genauer angeben wollen.

Das Buch wird durch eine Steintafel eröffnet, auf welcher die allgemeine Ansicht der Sculpturen, der Figuren sowohl als der Inschriften gegeben ist. Das Hauptbild ist der König Darius, hinter ihm steht ein Bogenschütze und ein Lanzenträger, über ihm schwebt sein Ferwer, den Fuss setzt er auf den am Boden vor ihm liegenden, die Hände emporstreckenden Pseudosmerdis, vor ihm stehen, gegen ihn gekehrt, die Hände auf den Rücken gebunden und alle mit einem Strick um den Hals, neun Rebellen, von denen der neunte durch eine hohe spitzige Mütze ausgezeichnet, von den übrigen etwas entfernt ist, was daher kommt, dass er erst später, als das Denkmal schon fertig oder doch in Arbeit war, hinzugefügt wurde. Eine künstlerisch bessere Zeichnung des Denkmals erinnern wir uns in F l a n d i n's Werk gesehen zu haben. Eine zweite Tafel gibt noch genauer die Verhältnisse der Figuren und die Stellung der kleinern Inschriften, die sie umgeben. Hierauf folgen auf sechs Tafeln die Inschriften der ersten Art, oder die sogenannten persischen, im Ganzen, wenn ich recht gezählt habe, 520 Zeilen, die meisten in der Länge von 40 Zeichen, einige jedoch viel kürzer, und leider viele mit beträchtlichen Lücken oder auch ganz zerstört. Aber was als lesbar übrig bleibt, ist immer noch bei weitem mehr, als alles zusammengenommen, was bis jetzt bekannt war. Es folgt nun auf 26 Seiten, Zeile für Zeile, die lateinische Umschreibung mit interlinearer lateinischer Uebersetzung. Hierauf folgt von Seite XXVII bis XXXIX eine englische Uebersetzung, und sodann bis S. LXXI Noten zum Text, worin mit grosser Sorgfalt angegeben ist, was sicher gelesen und was zweifelhaft ist. Hierauf beginnt mit neuer Paginirung die Abhandlung, deren zwei erste Kapitel 52 Seiten einnehmen.

Ehe wir über die Inschrift selbst berichten, wollen wir mit dem Inhalt dieser Abhandlung bekannt machen. Das erste Kapitel ist überschrieben: „Vorläufige Bemerkungen", und erstreckt sich über 18 Seiten. Es enthält die Geschichte über Entzifferung und Erklärung der Keilinschriften, insbesondere die Erzählung der Entdeckungen R a w l i n s o n's selbst. Im Jahre 1835 befand sich R a w l i n s o n in Kermanshah und begann sich mit den Keilinschriften zu beschäftigen. Er wusste damals

nur, dass Grotefend die Namen einiger Achämeniden gelesen hatte, ohne weder dessen Alphabet zu kennen, noch die Inschriften, welche derselbe zu Grund gelegt hatte. Er suchte nun in den Inschriften von Hamadan, die er selbst copirt hatte, solche Namen, und fand ungefähr auf dem nämlichen Weg, wie Grotefend, die Namen Hystaspes, Darius und Xerxes. Er verglich nun diese Inschriften mit dem Anfang der grossen Inschrift von Bagistan, und ein glücklicher Zufall wollte, dass gerade dieser Anfang mehrere aus Herodot bekannte Eigennamen enthält, so dass es ihm gelang, in kurzer Zeit 18 Buchstaben so zu bestimmen, wie er sie noch jetzt liest. Im Herbst 1836 kam er nach Teheran und hatte dort zuerst Gelegenheit, Grotefend's Alphabet in Heeren's Ideen kennen zu lernen, überzeugte sich aber bald, dass er selbst schon viel weiter als Grotefend gekommen war. Im Jahre 1837 copirte er alle Theile der grossen Inschrift von Bagistan, die er damals zu lesen im Stande war, schickte der asiatischen Gesellschaft die zwei ersten Sätze mit seiner Uebersetzung, nach welcher sie Lassen S. 164 wiedergab, und erhielt hierauf das mémoire Burnouf's und dessen Commentar zum Yaçna im Sommer 1838 zugeschickt. Dem Studium des Zend, das ihm nun möglich war, schreibt der Verfasser grossentheils das Gedeihen seiner Uebersetzungen zu. Aus Burnouf's Alphabet eignete er sich das k und nach einigen Zweifeln das gh an. In dieser Zeit erhielt er auch die Werke von Niebuhr, Le Brun und Porter und konnte also nun auch die Inschriften von Persepolis, die ihm bisher gefehlt hatten, zu Hülfe nehmen. Im Jahre 1839 lebte Rawlinson in Bagdad und wollte hier, ehe er seine Ansichten über die Keilinschriften bekannt machte, sich noch eine genauere Kenntniss des Sanskrits erwerben. In dieser Zeit erhielt er einen Brief von Lassen und lernte daraus, merkwürdiger Weise erst damals, den von Beer entdeckten Buchstaben j (y) kennen. Nun begann der Verfasser eine Uebersetzung der Inschrift von Bagistan mit einer ausführlichen Erklärung auszuarbeiten, und hoffte dieselbe im Frühjahr 1840 herausgeben zu können, als er plötzlich von der Regierung nach Afghanistan geschickt wurde, wo er in politischen Geschäften, über die er uns nichts Näheres sagt, als dass sie ihn von aller literarischen Thätigkeit abgezogen hätten, bis zum Jahre 1843 blieb. Im December dieses Jahres kam er wieder nach Bagdad und widmete seinen Fleiss mit neuem Eifer den Keilinschriften. Er erhielt von Westergaard und dessen Begleiter Dittel neue Abschriften von Persepolis und insbesondere von Nakhshi-Rustam, und er kam, wie es scheint, im Herbst 1845 (er sagt im Herbst des verflossenen

Jahres, aber es ist nirgends angegeben, in welchem Jahre er dieses schreibt) zum dritten Mal an den Felsen von Bagistan, und es gelang ihm nun, die ganze persische Inschrift zu copiren, und beträchtliche Theile der medischen und babylonischen. Von den Mühseligkeiten und Gefahren dieser Unternehmung, sagt er, wolle er hier nicht sprechen; sie seyen der Art, dass ein Mann von ordentlichen Nerven sie glücklich bestehen könne, aber doch zugleich von der Art, dass bisher alle Reisenden so gescheidt gewesen seyen, die Inschriften nur von der Ferne zu betrachten. Aus einer andern Stelle in den Noten zum Text können wir uns einen Begriff von seiner Ausdauer machen; er sagt dort: diese Zeilen könnten vielleicht noch vollständiger gelesen werden, denn er habe sie des Abends copirt, und ermüdet von zwölfstündiger ununterbrochener Arbeit. Zuletzt erhielt der Verf. auch noch Lassen's zweite Schrift, die er aber nur noch in den Noten benutzen konnte.

Nachdem wir diesen gedrängten Bericht über die Fortschritte der Entzifferung und Uebersetzung Rawlinson's mit aufrichtiger Bewunderung gegeben haben, sey es vergönnt, zu sagen, dass eine einzige Stelle in diesem Kapitel uns sehr unangenehm berührt hat, wo Rawlinson, übrigens ganz ohne seine Schuld, da er selbst nicht deutsch versteht, nach den Berichten Anderer urtheilend, in Beziehung auf Grotefend einen Ausdruck gebraucht, der völlig ungerecht ist. Dass Grotefend in dem ersten Buche Lassen's das Wahre vom Falschen nicht sogleich unterscheiden konnte, war bei der grossen Mangelhaftigkeit dieses Buches sehr natürlich, und dass er mit der Art, wie er von Lassen behandelt wurde, nicht zufrieden war, war noch natürlicher; aber niemals war es ihm eingefallen, das von ihm früher aufgestellte Alphabet für unverbesserlich zu erklären, und Niemand war je geneigter als er, sich über weitere Entdeckungen und Fortschritte in dem von ihm eröffneten Felde zu freuen. Wir gehen nun über zum zweiten Kapitel, welches die Ueberschrift trägt: Von der Keilschrift im Allgemeinen. Nachdem der Verf. bemerkt hat, dass er, da seine Studien sich hauptsächlich nur auf die drei Schriftarten der achämenidischen Denkmäler beziehen, über die übrigen Arten von Keilschriften nicht mit Zuversicht reden könne, wirft er die Frage auf, ob wohl die Keilschrift ebenso wie die chinesische, ägyptische und phönicische Schrift aus ursprünglicher Bilderschrift sich allmählich entwickelt habe? eine Frage, die allerdings von grosser Wichtigkeit ist, die wir aber vorerst mit dem Verf. unbeantwortet lassen können, um die drei Hauptarten, in welche die Keilschrift zerfällt, zu betrachten, welche der Verf. die babylonische, medische und persische nennt.

Die babylonische, welche Rawlinson lieber die semitische Keilschrift nennen möchte, umfasst alle Keilschriften der complicirten Art. Die Unterschiede, die man unter diesen selbst bemerkt, sind nach Botta nur Varietäten eines und desselben Schriftsystems; Rawlinson dagegen glaubt, dass die assyrische und die babylonische Schrift im engern Sinne als zwei verschiedene Gattungen bezeichnet werden müssen, zu denen als dritte die elymäische komme, welche erst in zwei Inschriften in der Gegend von Mal-Amir, der alten Stadt der Uxier, von Layard, dem einzigen Engländer, der bis jetzt in diese Gegend vorgedrungen, gefunden worden sey. Die babylonische Gattung zerfällt wieder in zwei Arten, die zusammengesetztere, welche die ursprüngliche sey, da sie auf den Backsteinen gefunden werde, mit welchen die ältesten Städte der Ebene von Shinar, nämlich Babylon, Erech, Accad und Calneh gebaut waren, und die einfachere, die auf den Denkmälern der Achämeniden die dritte Stelle einnimmt. Von dieser einfachern oder achämenidisch-babylonischen Keilschrift scheint Rawlinson diejenigen Beispiele nicht zu kennen, welche Grotefend in mehreren früheren Bänden der Zeitschrift für die Kunde des Morg. bekannt gemacht hat; er scheint nicht zu wissen, dass Grotefend auf babylonischen Backsteinen den Namen des Darius und die Königstitel ganz ebenso geschrieben nachgewiesen hat, wie sie sich auf den Inschriften von Persepolis finden. Die assyrische Gattung wird ebenfalls in zwei Unterarten getheilt, die medoassyrische, wie sie sich auf den Denkmälern von Van und in der Inschrift von Malatia findet, und die eigentlich assyrische, wie sie von Botta in Khorsabad gefunden wurde. Was die Entzifferung der semitischen Keilschrift betrifft, so bemerkt Rawlinson, er habe sich nur mit der achämenidisch-babylonischen Unterart beschäftigt, und zwar nur wie sie sich in Persepolis, Hamadan und Behistun finde, und er habe von den Eigennamen ein ziemlich ausgedehntes Alphabet erhalten, im übrigen aber über die Sprache der Inschriften noch nichts ermittelt. Vielleicht irrt sich Rawlinson, wenn er als eine ausgemachte Sache annimmt, dass die Sprache oder die Sprachen aller Gattungen der complicirten Keilschrift semitische seyen.

Die zweite Hauptart der Keilschrift ist die medische, die nach Rawlinson vielleicht richtiger die scythische genannt würde. Es ist diejenige, die in den achämenidischen Denkmälern die zweite Stelle einnimmt und sie wird nur auf diesen Denkmälern gefunden, und mit Ausnahme von zwei Inschriften, eine in Persepolis und eine in Bagistan, kommt sie nur in Uebersetzungen persischer Texte vor. Westergaard

hat begonnen, diese Gattung zu entziffern; aber die Arbeiten des dänischen Gelehrten waren unserm Verf. noch unbekannt, und es zeigt sich, dass dieser in seinen Entzifferungsversuchen auf Ergebnisse gekommen ist, die von denen Westergaard's ziemlich verschieden sind; z. B. er behauptet, diese Schrift vermeide das r, während bei Westergaard's Alphabet das r sehr oft vorkommt. Was die Sprache dieser Inschriften betrifft, so haben bekanntlich die Untersuchungen Westergaard's auf Wörter und Formen geführt, die bis jetzt keiner bekannten Sprache zugewiesen werden können. Nicht glücklicher scheint Rawlinson gewesen zu seyn; in vielen will er scythische, d. h. türkische und tartarische Analogien geltend machen; die Declination sey fast ganz die türkische. Andererseits sey aber die Construction im Allgemeinen eher arisch als scythisch; die Pronomina dagegen seyen semitisch, die Adverbia wieder arisch gebildet; und die Verba würden hinten nach scythischen, vorn nach keltischen Regeln verändert. Substantiva und Verba habe er nur wenige identificiren können, und diese seyen meistens türkisch; einigemal habe er Wörter gefunden, die ohne Zweifel semitisch seyen, und eine grosse Zahl persischer Wörter seyen unverändert aufgenommen. Man wird eingestehen, dass diess eine sonderbare Sprache seyn muss. Hoffen wir, dass die medischen Inschriften von Bagistan bald veröffentlicht werden; es wird dann wohl gelingen, die Sprache zu erkennen.

Die dritte Hauptart ist diejenige, welche in den achämenidischen Denkmälern die erste Stelle einnimmt, und welche man jetzt allgemein die persische nennt; sie findet sich nur auf Denkmälern der Achämeniden. Seit Alexander scheint der Gebrauch der Keilschrift gänzlich aufgehört zu haben, und schon zur Zeit Ardeschirs-Babegan scheint man die Keilschrift nicht gelesen zu haben. „Diese Inschriften, sagt der Verf., waren wenigstens zwanzig Jahrhunderte lang ein versiegelter Brief; ihre Geheimnisse zu enthüllen, war der Bildung Europa's vorbehalten, und es ist mein fester Glaube, dass die Entdeckungen, die bereits gemacht sind, nur ein Vorspiel sind zu andern von viel grösserer Wichtigkeit."

Was der Verf. bei Gelegenheit der persischen Keilschrift von den alten in Persien gebräuchlichen Schriftarten sagt, wollen wir hier unberührt lassen, da er an einer spätern Stelle ausführlicher davon sprechen will. Ebenso wollen wir auf seine Ansicht über die Zendsprache, sie sey eine später gemachte, und über den Zendavesta, er sey erst nach Alexander verfasst, hier nicht weiter eingehen.

Wir wenden uns nun zu der Uebersetzung der Inschriften selbst. Es versteht sich von selbst, dass dieselbe, wie der Verf. selbst öfters

bemerkt, im Einzelnen noch vieler Verbesserungen fähig ist, im Ganzen genommen ist sie aber gewiss richtig. Der Unterzeichnete glaubt zwar schon jetzt, manches Wort, manche Stelle anders fassen zu müssen, will aber, ohne längeres Studium und ehe die weitern Kapitel der Abhandlung erschienen sind, in eine Kritik nicht eingehen, sondern hier nur, nach der Uebersetzung Rawlinson's, den Inhalt dieser Inschriften mittheilen. Es lautet also die grosse Hauptinschrift mit Weglassung unwichtigerer und undeutlicherer Stellen also:

„Ich Darius, der grosse König, der König der Könige, der König von Persien, der König der Länder, des Hystaspes Sohn, des Arsames Enkel, ein Achämenide. Spricht König Darius: Mein Vater Wistaspa (Hystaspes); Wistaspa's Vater Arsama, Arsama's Vater Arijaramna, Arijaramna's Vater Tschispis, Tschispis Vater Hakhamanis. Spricht König Darius: Desswegen heissen wir Achämeniden; von Alters her sind wir unbesiegt, von Alters sind die unsers Stammes Könige. Spricht König Darius (diesen sich immer wiederholenden Satz lasse ich nun weg): 8 meines Stammes waren vor mir Könige; ich bin der neunte. Durch die Gnade des Auramazda bin ich König; Auramazda verlieh mir das Reich. Diess sind die Länder, die mir gehörten, deren König ich war durch die Gnade des Auramazda: Persien, Susiana, Babylonia, Assyria, Arabia, Aegypten, die des Meeres, Sparda, Jonia, Armenia, Kappadocia, Parthia, Aria, Chorasmia, Bactria, Sogdiana, Sacia, Thatagydia, Arachotia, Mecia; in allem 23 Länder. Diess die Länder, welche mir gehörten, durch die Gnade des Auramazda mir unterworfen waren, mir Tribut brachten. Was ihnen von mir befohlen wurde bei Tag oder bei Nacht, das thaten sie. — Diess ist, was von mir geschah, bevor ich König wurde. Cambyses (Cabughija) des Cyrus Sohn, von unserm Stamme, war früher hier König. Dieses Cambyses Bruder war Bartija (Smerdis), von gleicher Mutter und gleichem Vater mit Cambyses. Nachher tödtete Cambyses diesen Bartija. Dann ging Cambyses nach Aegypten. Als Cambyses nach Aegypten gegangen war, wurde das Land irreligiös, hierauf nahm die Lüge überhand im Lande, in Persien, Medien und in andern Ländern. Hierauf war ein Mensch, ein Mager, Namens Gumata, der stand auf vom Berge Arakadris am 14ten Tage des Monats Vijakhna, und log: ich bin Bartija, der Sohn des Cyrus, der Bruder des Cambyses; hierauf wurde das ganze Land aufrührerisch und fiel von Cambyses zu jenem ab, Persien und Medien, und andere Länder; er riss das Reich an sich am 9ten Tage des Monats Garmapada. Hierauf starb Cambyses sehr erzürnt. — Es war kein Mensch, kein Perser, kein Meder, keiner unsers Stammes,

der den Gumata den Mager des Reiches berauben konnte; das Land fürchtete ihn, alle gehorchten ihm, bis ich aufstand. Hierauf betete ich zu Auramazda; Auramazda half mir; es was der 10 Tag des Monats Bagajadis, als ich mit treuen Menschen jenen Gumata, den Mager, erschlug und diejenigen, welche seine ersten Genossen waren, in der Burg Sictachotes im Lande Nisäa in Medien; ich entriss ihm das Reich, durch die Gnade des Auramazda wurde ich König. Auramazda verlieh mir das Reich. Das Reich, das unserm Stamme entrissen war, erlangte ich wieder, und befestigte es; wie es vor Alters war, so machte ich es. Die Gesetze, welche Gumata, der Mager, eingeführt hatte, hob ich auf. — Diess ist was ich that, als ich König war. Als ich den Gumata, den Mager, getödtet hatte, stand ein Mann auf, Atrina, der Sohn des Upadarma im Lande Susa, und sprach: ich bin der König von Susa; hierauf wurden die Susianer abtrünnig und fielen zu diesem Atrina ab; er wurde König in Susa: und ein Mensch in Babylon, Natitabirus mit Namen, der Sohn des Aina —; der stand auf und betrog das Land Babylon: ich bin Nabukhadratschar, der Sohn des Nabunita, hierauf fiel ihm das ganze Land Babylon zu. Hierauf schickte ich nach Susa, und Atrina wurde gebunden zu mir geführt, und ich tödtete ihn. Hierauf zog ich nach Babylon, und das Heer des Natitabirus stand am Tigris; Auramazda half mir, durch die Gnade des Auramazda setzte ich über den Tigris und schlug das Heer des Natitabirus am 27ten Tag des Monats Atrijatija. Hierauf zog ich gegen Babylon. Bei Babylon ist eine Stadt Zazana am Euphrat: hieher kam Natitabirus mit seinem Heere, und wir lieferten eine Schlacht. Auramazda half mir; durch die Gnade des Auramazda schlug ich das Heer des Natitabirus am zweiten Tage des Monats Anamaka. Hierauf zog sich Natitabirus mit treuen Reitern nach Babylon zurück, ich zog vor Babylon, und eroberte es, und nahm den Natitabirus gefangen und tödte ihn. Als ich in Babylon war, wurden diese Länder abtrünnig von mir, Persien, Susiana, Media, Assyria, Armenia, Parthia, Margiana, Sattagydia, Sacia. Ein Mensch, Wartija mit Namen, des Tschitschikris Sohn, wohnte in der Stadt Kuganaka in Persien; der stand auf im Lande Susa und sprach: ich bin Umanis, der König von Susa. Hierauf zog ich gegen Susa, und die Susianer fürchteten sich vor mir, und nahmen den Wartija gefangen, und tödteten ihn. Es war ein Mensch Frawartis (Phraortes) mit Namen, ein Meder, der stand auf im Lande Medien und sprach: ich bin Kschathrita, der Sohn des Uwakschatara (Cyaxares): hierauf wurde Medien abtrünnig von mir und fiel diesem Frawartis zu. Aber das persische und medische

Heer, das bei mir war, blieb treu. Ich schickte den Perser Vidarna (Hydarnes), der mir gehorsam war, und machte ihn zu ihrem Anführer und sprach zu ihnen: lebt wohl, schlaget das medische Heer, das nicht mein heisst. Hierauf zog Vidarna mit dem Heere ab; als er nach Medien gekommen war, bei der Stadt Wa... in Medien lieferte er eine Schlacht. Auramazda half mir; durch die Gnade des Auramazda schlug das Heer des Vidarna das aufrührerische Heer am 6ten Tage des Monats Anamaka. Hierauf blieb mein Heer in der Gegend Kapada in Medien, bis ich nach Medien kam. Hierauf schickte ich den Armenier Dadarsis, meinen Getreuen, nach Armenien, und sprach zu ihm: lebe wohl, schlage das aufrührerische Heer, das nicht mein heisst. Hierauf ging Dadarsis ab: die Rebellen sammelten sich und lieferten eine Schlacht bei einem Dorfe Namens —, und Auramazda u. s. w. am 6ten Tage des Monats Thurawahara. Zum zweiten Mal versammelten sich die Aufrührer bei der Burg Tigra in Armenien, und lieferten eine Schlacht; Auramazda u. s. w. am 18ten Tage des Monats Thurawahara. Zum dritten Mal sammelten sich die Rebellen bei der Burg — in Armenien; Auramazda u. s. w. am 9ten Tage des Monats Thaigartschis; und Dadarsis wartete, bis ich nach Medien kam. Hierauf war ein Perser Namens Wumisa, mein Getreuer; ihn schickte ich nach Armenien, und sprach zu ihm: Lebe wohl; schlage das aufrührerische Heer, das nicht mein heisst; hierauf zog Wumisa ab, und die Rebellen sammelten sich bei — in Assyrien und lieferten eine Schlacht. Auramazda u. s. w. am 15ten Tage des Monats Anamaka. Zum zweiten Mal sammelten sich die Rebellen gegen Wumisa in der Gegend Autijara in Armenien; Auramazda u. s. w. im Monat Thurawahara zu Anfang. Hierauf blieb Wumisa in Armenien, bis ich nach Medien kam. Dann rückte ich aus; ich zog von Babylon nach Medien; bei Gudrus, einer Stadt Mediens, kam mir Frawartis, welcher König von Medien hiess, entgegen, und wir lieferten eine Schlacht. Auramazda u. s. w. am 26ten Tage des Monats —. Hierauf zog sich Frawartis mit treuen Reitern nach Raga in Medien; ich schickte ein Heer gegen ihn, und Frawartis wurde gefangen und zu mir gebracht; ich schnitt ihm Nase, Ohren und Lippen ab und schickte ihn nach —; an meinem Thore wurde er gebunden gehalten; das ganze Land sah ihn, dann liess ich ihn in Hagamatana (Ecbatana) kreuzigen, und seine ersten Anhänger. Ein Mensch, Tschitratakhma mit Namen, ein Asapartier, wurde abtrünnig von mir und sprach: ich bin König von Asapartien, aus dem Geschlechte des Uwakhshatara (Cyaxares). Hierauf schickte ich das persische und medische Heer, machte den Khamaspada, einen Meder, meinen Getreuen, zu

ihrem Anführer und sprach zu ihnen: lebet wohl, schlaget das rebellische Heer, das nicht mein heisst. Und Khamaspada zog ab mit dem Heere und focht mit Tschitratakhma. Auramazda u. s. w.; mein Heer besiegte das rebellische, und nahm den Tschitratakhma gefangen, und brachte ihn zu mir; und ich schnitt ihm Nase und Ohren ab und brachte ihn nach —; an meiner Thüre wurde er gebunden gehalten; das ganze Land sah ihn; dann liess ich ihn kreuzigen in Arbira (Arbela). Diess ist, was ich in Medien that.

Auf gleiche Weise wird nun ein Aufstand der Parther und Hyrcanier erzählt, welche von Hystaspes, dem Vater des Darius, geschlagen wurden. Dann empört sich die Provinz Margiana, unter Phraates, der von Dadarsis geschlagen wird. Dann empören sich die Perser unter Weisdates, der sich ebenfalls für Smerdis, den Sohn des Cyrus, ausgibt. Artabardes schlägt sie. Weisdates hatte Truppen nach Arachotia gesandt, gegen Wimana, den Satrap dieser Provinz. Sie wurden geschlagen bei Capiscania, und zum zweiten Mal bei Gadytia, zum dritten Mal bei Arsada. Indessen hatten sich die Babylonier zum zweiten Mal empört unter einem Armenier Aracus, der sich wiederum für Nabukhudratschar, den Sohn des Nabunita ausgab. Darius schickte den Meder Widafra, der Babylon eroberte.

Diess ist der Inhalt der drei ersten Tafeln; die vierte ist weniger gut erhalten. Zuerst wird das Vorige recapitulirt und die neun gefangenen Könige werden namentlich aufgezählt. Dann wird den Nachfolgern empfohlen, dieses Denkmal der Thaten des Darius unversehrt zu erhalten; wer es erhalte, dem solle Auramazda gnädig seyn, dass er viele Kinder bekomme, und lange lebe; wer es aber beschädige, den solle Auramazda bestrafen, dass er keine Kinder bekomme u. s. w. Zuletzt werden sechs Perser aufgezählt, die dem Darius zuerst gegen den Mager Gumata, den Pseudosmerdis, beistanden; leider sind die Namen nicht vollständig erhalten, doch glaubt Rawlinson Herodots Namen Intaphernes, Otanes, Gobryas, Hydarnes, Megabyzus und Aspathines zu erkennen.

Die fünfte Tafel, die so sehr gelitten hat, dass sie unmöglich übersetzt werden kann, scheint die Erzählung zweier weitern Empörungen enthalten zu haben, eines Susianers und des Scythen Sarukha; gegen den erstern schickte Darius den Gubaruwa (Gobryas); den zweiten besiegte er selbst. Diese Tafel und das dazu gehörige Bild des Sarukha wurden nachträglich eingehauen, als das ursprüngliche Denkmal schon fertig war. Es bleiben nun noch die kleinern Inschriften übrig, die bei den Figuren angebracht sind; sie enthalten die Namen jeder Figur.

Bei Darius steht der Anfang der grossen Inschrift wiederholt; die Figur, die zu Boden liegt, hat die Inschrift: Diess ist Gumata, der Mager, ein Betrüger, welcher sprach: ich bin Bardius, der Sohn des Cyrus, der König. Ebenso wird angegeben, dass die erste stehende Person Atrina sey, die zweite Naditabira, die dritte Phraortes, die vierte Martius, die fünfte Sitratachmes, die sechste Weisdates, die siebente Aracus, die achte Phraates und die neunte Sarukha.

Diess ist im Auszug der Inhalt der Inschriften. Die Wichtigkeit derselben für alte Geschichte und Geographie ist so auffallend, dass wir uns in dieser Beziehung aller weitern Bemerkung enthalten können.

In Beziehung auf die vollständigere Kenntniss der altpersischen Sprache (so nennen wir vorerst die Sprache dieser Inschriften, obgleich wir diese Benennung nicht für ganz richtig halten), die wir aus diesem Denkmal gewinnen, ziehen wir ebenfalls vor, genauere und ausführlichere Angaben so lange zu verschieben, bis die weitern Kapitel des Rawlinson'schen Werkes erschienen seyn werden. Vorerst aber sey dem Unterzeichneten gestattet, seine Freude darüber zu äussern, dass er in vielen Ansichten, die er zuerst im ersten Heft seiner Beiträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften ausgesprochen hat, mit Rawlinson zusammentrifft. Insbesondere hat es mich gefreut, dass meine Lesung des Buchstabens, den Lassen K'h bezeichnete, durch Rawlinson völlig bestätigt wird. Manches dagegen muss nun berichtigt werden; z. B. das Wörtchen nij, in dem ich eine Präposition hatte finden wollen, ist nun als Negation erwiesen, und die Stellen, in denen es vorkommt, erhalten nun eine ganz andere, leicht zu findende, Uebersetzung. In Beziehung auf hac'â wird völlig bestätigt, was ich behauptete, dass es immer eine Präposition sey; aber hac'âm, das mir viele Mühe gemacht hatte, wird von Rawlinson als zusammengesetzt aus hac'â und dem enklitischen Ablativ des Pronomens der ersten Person mat, ma, erklärt, hac'âma, a me. Meine Erklärung von utamij und tjamij fällt weg, und diejenige, die Windischmann in den Münchner gelehrten Anzeigen in der Beurtheilung meiner Schrift zuerst ausgesprochen hat, wird über allen Zweifel erhoben. Dasjenige, was ich zum Theil schon vor mehr als Jahresfrist für ein zweites Heft ausgearbeitet hatte, ist nun grossentheils unnöthig geworden; z. B. der Beweis, dass das Wort, welches Dâtija gelesen und generosus übersetzt wird, dicit bedeute. In jedem Fall halte ich nun für gerathen, mit dem Drucke dieses zweiten Hefts so lange zu warten, bis Rawlinson's Werk ganz in unsern Händen ist.

*Die Grabschrift des Darius zu Nakschi-Rustam, erläutert von Dr. Ferdinand Hitzig. Zürich. Orell. 1847.*

Es war von dem gelehrten Züricher Theologen ein Beweis grossen Muthes, dass er mit einer Uebersetzung dieser Grabschrift in dem Augenblick hervorzutreten wagte, als man gerade die Rawlinson'sche Schrift erwartete; und es wäre völlig ungerecht, wenn man diese Uebersetzung von dem Standpunkte aus, der durch Rawlinson's Werk gewonnen ist, beurtheilen wollte. Es ist nun sehr leicht, eine viel richtigere Uebersetzung zu liefern; aber nichts desto weniger ist Hitzig's Schrift eine sehr erfreuliche Erscheinung, theils durch manche einzelne scharfsinnige und treffende Bemerkung, theils überhaupt desswegen, weil sie die so sehr wünschenswerthe Theilnahme gründlicher Kenner des alten Testaments an dem Werke der Erklärung der Keilschriften als erster Beitrag eröffnet. Schon die persischen Inschriften können manches Licht aus dem alten Testament erhalten; noch mehr wird diess der Fall seyn, wenn die Inschriften der zweiten Art, die sogenannten medischen, die ich keineswegs für medisch halte, und in denen das semitische Element schon von Bedeutung zu seyn scheint, und wenn die der dritten Art und die babylonischen und assyrischen, die zwar schwerlich ganz semitisch sind, wie Rawlinson glaubt, aber doch gewiss viele semitische Beimischung enthalten, uns beschäftigen werden. Die Erklärung dieser Inschriften wird ohne die Theilnahme der Kenner des alten Testaments nicht vollendet werden können, und vielleicht wird auch die Erklärung des alten Testaments durch diese Inschriften nicht unbeträchtlich gefördert werden.

Je mehr positive Elemente der Erklärung, je mehr Text vorliegt, desto weniger wird man den gefährlichen Grundsatz: wagen gewinnt, zu dem sich Hitzig S. 68 bekennt, anzuwenden nöthig haben. In dieser Schrift hat der Verf. vielleicht zu viel Gebrauch davon gemacht, z. B. wenn er S. 15 aus ... us paçâ .:. herausbringt Cyrus Passârgadas exstruxit, in einer Inschrift, die sich gewiss weder auf Cyrus noch auf Pasargada bezieht, oder wenn er S. 38 in prâgmtâ das griechische πράγματα erkennt, das Darius von Histiaeus oder Demarat gehört haben könne; oder wenn er S. 68 çqudra für das griechische σφόδρα erklärt, oder wenn er gar S. 54, statt sich nach der medischen Uebersetzung zu richten, vielmehr diese nach seiner Uebersetzung der persischen Inschrift verbessern will, und sich über die grobe Unwissenheit des medischen Uebersetzers lustig macht. Die grosse Gelehrsamkeit des Verf., die

ihn zu jeder Anomalie sogleich eine Menge Analogien finden lässt, verleitet ihn zuweilen, Regeln aufzustellen, die alle Sicherheit der Forschung unmöglich machen. Z. B. S. 10 will er anâ mit dem griechischen ἅμα zusammenstellen. Er stellt also die Regel auf, altpersisch werde n für m gesetzt; so soll nun auch anijanâ für anijamâ stehen; hingegen S. 16 soll tarçamija für tarçanija stehen, so dass also auch umgekehrt altpersisch m für n gesetzt wird; und nun kann man überall, wie man's gerade braucht, m für n oder n für m setzen, und auf diese Art freilich alles mögliche herauslesen, was man finden will.

Der Verf. zeigt überall eine gründliche Kenntniss des Sanskrit und des Zend, und es ist daher sehr zu wünschen, dass er, der alle nöthigen Kenntnisse vereinigt, fortfahre, vom alten Testament her unsere Inschriften aufzuhellen; und ich freue mich, dass meine Schrift es ist, wie die Vorrede besagt, die Hrn. Hitzig veranlasste, sich mit den Keilinschriften zu beschäftigen. Diese Vorrede handelt fast ausschliesslich von meiner Polemik mit Lassen. Die Orientalisten in Darmstadt sollen sehr unfreundlich von mir gesprochen haben, und man dürfe mir den Ton, die ungemeine Grobheit meiner Schrift nicht ungerügt hingehen lassen. Hr. Hitzig will sich aber als Landsmann meiner annehmen, und verhüten, dass das Urtheil gegen mich nicht ungerecht ausfalle. Das ist sehr schön und freundlich von ihm. Er zeigt, dass eigentlich Lassen es ist, der den Streit begonnen, und findet dann, einige Grobheit thue uns Deutschen ganz gut. Statt mir aber Grobheit vorzuwerfen, wogegen ich mich verwahre, da ich, wie ich meine, nie ins Gemeine falle, würden die Orientalisten besser thun, auch nur einen einzigen Punkt nachzuweisen, in dem ich gegen Lassen nicht vollkommen Recht habe. Denn obgleich es nach fast zwei Jahren schon spät ist, so würde ich doch noch jetzt bereit seyn, die erhobenen Beschuldigungen zurückzunehmen, wenn man mir dazu nur eine Möglichkeit zeigte. Uebrigens ist nicht hier der Ort, diesen Streit fortzuführen; ich werde eine andere Gelegenheit finden, über Lassen und mein Verhältniss zu ihm Aufklärungen zu geben, und hoffe, dass die Orientalisten, die in Darmstadt unfreundlich von mir sprachen, zuletzt freundlicher gestimmt seyn werden.

Karlsruhe.

**A. Holtzmann.**

Nr. 7. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Lauriacum und seine römischen Alterthümer. Von* Joseph Gaisberger, *regul. Chorherrn von St. Florian und k. k. Professor der Geschichte und Philologie. — Mit 8 lithographirten Tafeln. Linz, 1846. Verlag der akademischen Kunst-, Musik- und Buchhandlung von Friedr. Eurich und Sohn. V und 69 Seiten in gr. 8.*

Rhein und Donau waren einige Jahrhunderte lang der Hauptschauplatz römischer Eroberungen, römischer Ansiedelungen, römischen Lebens in Deutschland: schon dieses merkwürdige Volk hat diese beiden Ströme, nicht durch einen Kanal, wohl aber durch einen in seiner Ausdehnung wahrhaft riesenhaften Wall, die sogenannte Teufelsmauer, mit einander verbunden. Am Rhein und an der Donau zeigte sich aber auch von jeher das regste Bestreben, jene längst untergegangene Zeit auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung, so gut es geht, wieder aufleben zu lassen, sie in den noch vorhandenen grösseren oder kleineren Ueberresten und Denkmälern den Zeitgenossen wieder zur Anschauung zu bringen. Namentlich am Rheine hat sich in neuester Zeit in dieser Hinsicht eine ausserordentliche Thätigkeit entwickelt: Zeugniss geben, um aus Vielem nur Eines anzuführen, die in so rascher Folge und mit so reichem Inhalte erscheinenden Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande; aber auch vom Osten her, von der Donau, wird uns von Zeit zu Zeit eine dankenswerthe Gabe geboten. Ref. glaubt das obengenannte kleine Werk mit vollem Rechte als eine solche bezeichnen zu dürfen. Professor Gaisberger, ein fleissiger Mitarbeiter der in Linz erscheinenden Zeitschrift des Francisco-Carolinums, hat schon im vierten Bande derselben vor einigen Jahren eine sehr verdienstliche Arbeit mitgetheilt, Joviacum, welchen alten Römerort er gestützt auf die Zeugnisse der Geschichtschreiber wie besonders auf alle alten und neueren bekannt gewordenen Ausgrabungen und Funde im heutigen österreichischen Dorfe Schlögen, unweit des Städtchens Aschach an der Donau nachgewiesen hat. Der in diesem Jahre ausgegebene achte Band jener Zeitschrift ist mit einer grösseren Abhandlung desselben Verf. eröffnet, welche er unter obigem Titel auch in besonderem Abdruck hat

erscheinen lassen. Die Arbeiten östreichischer Gelehrten werden, zumal wenn sie in Zeitschriften enthalten sind, oder in Monographien bestehen, nicht selten im übrigen Deutschland weniger bekannt und verbreitet, als sie es verdienen: es möchte daher gerechtfertigt erscheinen, wenn hier von der obigen Schrift ein etwas ausführlicheres Referat gegeben wird, als dieselbe nach ihrem Umfange eigentlich anzusprechen hat.

Das Werkchen zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste, vorgelesen in der Generalversammlung des Francisco-Carolinums in Linz, bespricht Lauriacum, sein Alter, seine Bedeutung und seine Geschicke; die zweite behandelt ausführlich die in älterer und neuerer Zeit gefundenen und jetzt noch bekannten Alterthümer und zwar unter einem dreifachen Gesichtspunkte: I. Alterthümer, die auf das Kriegswesen Bezug haben: Lager, Legionsziegel, Inschriften auf Lauriacensische Truppenabtheilungen sich beziehend. II. Alterthümer, die auf den religiösen Cultus Bezug haben: Altäre, Götterbilder in Stein und Bronze, Grabdenkmale mit Abbildungen und Inschriften. III. Alterthümer, die auf das häusliche Leben Bezug haben: a) Hausgeräthe und Werkzeuge; b) Schmuck und Luxusgegenstände. Schon diese Uebersicht deutet auf reiches Material. Ein sehr sauber gearbeitetes Kärtchen der Stadt Enns und ihrer nächsten Umgebung veranschaulicht die Gegend, in welcher Lauriacum stand, sieben lithographirte Tafeln geben sämmtliche behandelte Alterthümer in getreuen Abbildungen. Wir haben hier laut Vorrede IV zumal in Abtheilung I. und III. nur Lauriacensia, ohne Beimischung von anderwärts gefundenen Alterthümern, gesammelt von dem ehemaligen Bürgermeister Kain in Enns und grösstentheils heute noch vorhanden.

Lauriacum war zur Zeit seiner Blüthe jedenfalls eine grosse weitausgedehnte Stadt. „Die ewig grünende Sage — S. 3 — bezeichnet die Orte St. Florian und Ebelsberg als die Endpunkte ihrer Vorstädte. Sie lag — S. 5 — nordwestlich der heutigen Stadt Enns im stumpfen Winkel des Dreiecks, dessen eine Seite von der mächtigen Donau, dessen andere von der einmündenden Enns gebildet wird; ein strategisch sehr wichtiger Punkt, der von dem kriegsgeübten Römervolke nicht unbeachtet gelassen werden konnte.“ Aus dem Schweigen des Ptolemäus über diese Stadt, wie aus deren wahrscheinlichen Anführung in der Peutinger-Tafel — für Blaboriciaco ist Lauriaco zu lesen — und ihrer öfteren Nennung im Itinerarium Antonini, besonders aber aus den Zeitverhältnissen sucht Professor G a i s b e r g e r S. 6 und 7 zu erweisen, dass Lauriacum gleich dem nur 26 römische Meilen entfernten Ovilabis — Wels — zur Zeit des menschenvertilgenden Markomannenkrieges zwischen 167

bis 174 von dem Kaiser Mark Aurel angelegt und nach ihm, wie ein „unbezweifelter Römerstein“ beweise, „Colonia Aureliana Lauriacensis“ genannt worden sey.

Man kann, was die Zeit der Entstehung betrifft, des Verf. Ansicht gelten lassen, wie sie auch die vieler früheren Forscher von Welser und Cluver bis auf Mannert und Muchar ist (vgl. dessen römisches Norikum I. S. 164). Die Zeitverhältnisse unter Mark Aurel möchten indessen jedenfalls den Hauptbeweis dafür abgeben; denn das Zeugniss aus der Peutinger-Tafel ist stets ein unsicheres, und auf das Schweigen des Ptolemäus über diese Stadt legt Professor Gaisberger offenbar ein zu grosses Gewicht. Das Prädikat, das er demselben S. 4 beilegt: „ausgezeichnet durch vollständige Aufzählung der (zu seiner Zeit?) vorhandenen Orte“, dürfte diesem Geographen gerade für die Aufzählung der Orte in Rhätien und Noricum am wenigsten zukommen (vgl. Mannert, Geogr. der Griechen und Römer III. S. 653). Der römische Denkstein ferner, der wie die Entstehung durch Mark Aurel, so auch den Namen Colonia Aureliana Lauriacensis beweisen soll, mag allerdings „ungezweifelt antik“ seyn, der Verf. hat aber, seiner Ansicht zu liebe, die ihm gewiss bekannten grossen Bedenken Wesseling's in der Note ad itinerar. Anton. S. 235 und Muchar's röm. Norik. I. 163 zu wenig oder vielmehr gar nicht berücksichtigt. Der Stein wurde in der Nähe Roms an der via Flaminia gefunden; der Lesart Aurelia oder Aureliana steht eine andere Aug. — Augusta — entgegen, und es ist durchaus *kein sicheres* Anzeichen vorhanden, das uns berechtigte, die Abbreviatur *Laur. mit* Uebergehung italischer Städte auf das weit entfernte ufernorische Lauriacum zu beziehen.

Ueber den Namen der Stadt, Lauriacum, oder wie er später gewöhnlich angeführt wird, Laureacum, finden wir gar nichts bemerkt; die Ausdrücke, S. 7, die Stadt sey von Mark Aurel „angelegt“, gleich nachher „sie sei von ihm ins Daseyn gerufen worden“, müssen beinahe schliessen lassen, dass, wie der Verf. der Stadt einen durchaus römischen Ursprung gibt, er auch den Namen für römisch hält. Das Letztere wäre so wenig richtig, als es das Erstere ist. Lauriacum bestand lange vor Ankunft der Römer als alte Keltenstadt im nachher sogenannten Noricum ripense; der Name Lauriacum hat sicherlich mit laurus ebenso wenig etwas zu thun, als er etwa aus Aureliacum hervorgegangen ist; das eine nahm Lazius, das andere Apian an, beide bekanntlich grosse und bewährte Etymologen!! Lazius, um doch auch ein Curiosum hier anzuführen, der Lauriacum von den litteris laureatis ableitet, welche

Mark Aurel von hier aus nach Rom gesandt habe, lässt alles Ernstes die heutige Stadt Enns aus den Endsilben von laureac-ens-is durch die germanischen Barbaren entstehen!! (Lazius, comment. l. XII. p. 1073.) — Lauriacum ist unfehlbar die latinisirte Form des alten keltischen Namens, der sich noch in dem kleinen Dorfe „Lorch" unweit Enns erhalten hat. Es ist diess ein in den von Kelten bewohnten Ländern häufig vorkommender Ortsname. Ein anderes Lauriacum findet sich selbst auf gewöhnlichen Karten der alten Welt im römischen Zehntlande, gerade an dem Punkte, wo der Pfahlgraben einen Winkel bildet und sich nördlich wendet, die heutige Stadt Lorch im Würtembergischen. Lorch und Lorchhausen finden sich ausserdem am Rhein, im Nassauischen; Lauriacum am nächsten steht „Lörrach" im Grossherzogthum Baden. Vgl. die vortreffliche Urgeschichte des badischen Landes von Mone, II. S. 110, wo alle diese Namen: Lahr, Lorch, Lörrach von der Wurzel lár, gäl. und ir. „Grundfläche, Hausflur", dann von lárach gäl. und ir. „Lage eines Gebäudes, Situation" abgeleitet sind. Ref. macht ausser Lorch, das sich in Oestreich und Würtemberg findet, nur noch aufmerksam auf die Mur, das alte Mureola und Muregg in Steiermark, und die Murr, Dorf Murr und Murrhardt in Würtemberg, die vicani Murrenses auf einer Inschrift bei Stälin, Würtemberg. Geschichte I. S. 91, ferner die Enns in Oestreich und die Enns in Würtemberg. Ihre Ableitung Mone, ebendaselbst S. 83, 84.

Nach den sichersten Zeugnissen, die recht gut zusammengestellt sind, war Lauriacum, wenn nicht früher, jedenfalls seit Septimius Severus theilweise Ausgangs- theilweise Mittelpunkt mehrerer der bedeutendsten römischen Strassen in Noricum und Pannonien; es war Standort eines Theiles der von Mark Aurel errichteten zweiten italischen Legion nebst ihrem Befehlshaber; alle bisher aufgefundenen offenbar aus sehr verschiedenen Zeiten stammenden Legionsziegel — Tafel II. enthält genaue Abbildungen derselben — nennen die zweite, keiner die dritte, so dass des Lambeccius Vermuthung, im Itinerar. Anton. S. 248—249 sei Legio II. anstatt III. zu lesen, hier eine neue Bestätigung erhält. Ausserdem nennt die Notitia „Lanzenträger von Lauriacum" „lanciarii lauriacenses", deren Schild, im Vorbeigehen gesagt, nicht zehn, wie es S. 31 heisst, sondern acht Eisenspitzen in rothem Felde enthält. Eine noch von Justus Lipsius copirte Steininschrift in Wien gibt Kunde von den „Auxiliares lauriacenses" nach S. 31 eine Art „Landmiliz aus Landeseingebornen", die im Jahre 370 n. Chr. ein wichtiges Bollwerk an der Donau aufführten. Lauriacum hatte ferner eine eigene Schild-

fabrik, nicht Waffenfabrik, wie es S. 12 heisst; die Notitia unterscheidet ausdrücklich fabricae armorum et scutariae; in Sirmium z. B. bestanden beide. Nach S. 11 finden sich nordwestlich der Stadt Enns noch unverkennbare Spuren des einstigen römischen Lagers, das S. 26 näher beschrieben wird. Es ist heute noch unter dem Namen der „Burg" bekannt, und war von jeher Hauptfundort von Waffen, Legionsziegeln, Geräthschaften und Münzen. Aber auch eine Flotte nebst ihrem Präfecten lag bei Lauriacum. Dass sie bedeutend war, beweist eine Nachricht des Ammian: Gratian vom Bodensee aus seinem Oheim Valens nach Pannonien zu Hilfe eilend, habe sich in Lauriacum eingeschifft. S. 9. Eine Andeutung der einstigen Lage des Hafens findet sich nach S. 12 vielleicht noch im Ausdruck „Enghagen", wie eine Uferstrecke nahe der Mündung des Lorcherbaches in die Donau heute noch heisst.

So bestand Lauriacum während der ganzen Dauer der Römerherrschaft in jenen Landen als bedeutende, starkbefestigte, mit allen Vertheidigungsmitteln wohl ausgerüstete Stadt; ja, nach bestimmten und sicheren Zeugnissen des Eugippius im Leben des h. Severin hielt sie allein sich noch, S. 12, als selbst Hauptpunkte wie Batava castra, Ovilabis, Juvavium u. A. dem Völkersturme bereits gefallen waren. Das Christenthum hatte hier frühzeitig tiefe Wurzeln geschlagen, S. 14 ff.; schon zu Diocletians Zeiten finden wir hier feurige Bekenner und Blutzeugen; der h. Severin, der längere Zeit in Lauriacum lebte und wirkte, fand bei seiner Ankunft im Jahre 451 eine förmliche christliche Gemeinde und mehrere christliche Kirchen. Erst die wilden Avaren, welche im siebenten Jahrhundert die Sitze der nach Italien gezogenen Longobarden einnahmen, zerstörten die Stadt zu wiederholten Malen, am ärgsten im Jahre 737. Damals wurde der Bischofssitz für immer von Lauriacum nach Passau verlegt.

Karl der Grosse machte, S. 19, auf seinem Zuge gegen die Avaren an den Ruinen und Trümmern der Römerstadt Halt und beging hier eine dreitägige religiöse Feier. Später entstand zum Schutze gegen die immer wieder andringenden Barbaren ein mächtiges Gränzschloss, „die Anesburg". Aber gerade das Entstehen der heutigen Stadt Enns gab Veranlassung zum gänzlichen Verschwinden des alten Lauriacum; denn um Material zu dem neuen Baue zu gewinnen, wurde, wie es bei so vielen Städten der Fall war, in den Ruinen der alten Stadt kein Stein auf dem andern gelassen.

Der Inhalt der zweiten Abtheilung, „Lauriacums römische Alterthümer", wurde in der kurzen Darstellung des geschichtlichen Verlaufes

theilweise schon berührt und angegeben; hier nur noch ein Paar Bemerkungen. Nach S. 24 hat sich aus Lauriacum nur „Römisches“ erhalten, kein eigenthümliches Denkmal der alten Noriker. Es ist das bei fast allen Römerstädten in Deutschland der Fall, so z. B. in der viel bedeutenderen rhätischen Augusta Vindelicum, wo mit Ausnahme der ihrem Ursprunge nach noch streitigen Nordendorfer Funde, alle erhaltenen Ueberreste, zumal die vielen Steindenkmäler, uns Römer, römische Kleidung, römische Geräthe und Schmucksachen zeigen. Um so mehr war Ref. überrascht, während dieses Sommers auf einer antiquarischen Reise durch Steiermark in Gratz sowohl als namentlich auf Schloss Seggau bei Leibnitz, wo noch über 100 zum Theil sehr gut erhaltene Steindenkmäler aus der Römercolonie Solva sich aufbewahrt finden, auf den Abbildungen, die sie enthalten, zum Theil Römer, zum Theil aber auch Noriker in ihrer eigenthümlichen Landestracht dargestellt zu sehen. Es ist diess besonders bei den Abbildungen der Frauen der Fall, und die altnorische Frauentracht liesse sich nach denselben mit allen zugehörigen Zierathen und theilweise sehr eigenthümlichen Schmucksachen ohne viele Mühe ganz getreu wieder darstellen. (Vgl. die eben nicht vorzüglichen Abbildungen bei Muchar, Geschichte des Herzogth. Steiermark I. Tafel IV ff.) Auf Schloss Seggau befindet sich auch noch eine schön gearbeitete Europa, auf dem Stiere die Fluth durchfurchend, wie sie Vinandus Pighius mit seinem fürstlichen Zöglinge im Jahre 1574 in Lauriacum sah, bewunderte und beschrieb. (Vgl. Vinand. Pigh. Hercul. prodic. S. 139.)

S. 33 ff. behandelt Professor Gaisberger ausführlich eine auch schon von Andern mitgetheilte und vielfach besprochene Inschrift, welche sich auf einem bei Maria Anger in der Burg gefundenen, jetzt im fürstl. Auersperger. Schlosse Ensegg aufbewahrten Steine findet. Die letzten Zeilen dieses den Nymphen von einem Mallius Vicarius und Valerius Crispinus gewidmeten Votifsteines sind ruinirt. AED auf der vorletzten Zeile ist ganz leserlich; den Inhalt der letzten Zeile geben die früheren mit OI oder OR IVVEN. Unser Verf. scheint das Richtige gefunden zu haben, wenn er liest: AED — OL IVVEN. Aber mit der Erklärung desselben ist Referent nicht einverstanden. Obige Abbreviaturen werden nämlich erklärt: Aediles collegii juvenum, wonach wir also in Lauriacum ein collegium juvenum und für dasselbe eigene Aedilen bekämen, worüber S. 36 und 37 ausführlich gehandelt ist. Abgesehen nämlich davon, dass die Abbreviatur von Collegium sich auf hundert Inschsiften gegen eine COLL. findet und nicht COL., auch abgesehen davon, dass es nicht leicht eine gewöhnlichere Abbreviatur gibt als die: AED. COL. für Aedilis

coloniae etc., so würden die Aediles collegii juvenum oder juventutis auf dem grossen und weiten Felde der Epigraphik ganz singulär dastehen, sie lassen sich weder durch eine der vielen Tausende erhaltener Inschriften, noch durch irgend eine Stelle eines alten Schriftstellers nachweisen. Am wenigsten wohl in einer so weit entfernten Provincialstadt, die denn doch keineswegs zu den grössten und bedeutendsten gerechnet werden kann. Ref. verkennt durchaus nicht die Bedeutung und weite Ausbreitung, welche die verschiedenen Collegia zumal in der spätern Kaiserzeit im ganzen Umfange der römischen Monarchie hatten; es lässt sich aber doch nicht wohl denken, dass während wir gerade durch inschriftliche Steine vielfache Nachrichten über diese „Innungen", ihre gesellschaftlichen Einrichtungen und Beamten überkommen haben, nur der Aedilen, wenn solche bestanden, keine Inschrift, mit Ausnahme der unsrigen, sollte Erwähnung gethan haben! — Unser Verf. fühlt die Schwierigkeit, Aediles collegii juvenum zu erweisen selbst, und deutet in der Note zu S. 37 eine andere mögliche Erklärung an, nämlich Aediles coloniae Juvensis, welche er bei anderer Gelegenheit auszuführen verspricht. Möge er das bald thun; das Juvense der Notitia, wo der praefectus legionis primae Noricorum etc. sein Standquartier hatte, ist ihm keinenfalls unbekannt.

An einer andern Stelle, in der Note zu S. 44, wird geklagt, dass eine genaue Untersuchung obiger Inschrift, wie mehrerer anderer durch das unselige, auch in neuester Zeit noch so gewöhnliche, Uebertünchen unmöglich gemacht worden sey. Möge es bei dieser Gelegenheit dem Ref. vergönnt seyn, an einem recht schlagenden Beispiele nachzuweisen, *wie in Folge* dieses Uebertünchens falsche Inschriften verbreitet werden und *sich* Jahrhunderte lang erhalten können. Seit Peutinger, Apian und Welser erscheint durch eine lange Reihe von Alterthumsforschern bis auf den hochverdienten v. Raiser, Orelli und v. Hefner in seinem römischen Bayern herab als in Augsburg befindlich ein Römerstein mit der Inschrift: Mercurius, cujus sedes a tergo sunt etc. (Vgl., um nur einen anzuführen: v. Raiser, die röm. Alterthümer zu Augsburg etc. 1820. S. 26.) Und doch hat, wie sich Ref. wiederholt, auch noch in neuester Zeit durch die genaueste Besichtigung überzeugte, die Inschrift wohl nie so gelautet. Der ächt antike Votifstein, der früher in dem Peutinger'schen Hause eingemauert war und sich jetzt im Antiquarium romanum in Augsburg befindet, enthält in schönen, grossen Uncialen deutlich die Worte: Mercurio cujus sedes — sunt. Bei dem in Frage stehenden Worte, welches das letzte der zweiten Zeile ausmacht, ist der Stein beschädigt, aber trotz der Beschädigung erkennt man noch

als ursprüngliche Sigla: AEP, die zweite Hälfte des letzten Buchstabens, wenn er ein R war, ist zerstört. Das A ist durchaus nicht, wie es nach der übrigen Beschaffenheit und den räumlichen Verhältnissen der Inschrift sicherlich der Fall wäre, wenn es A TERGO heissen sollte, von den folgenden Buchstaben getrennt, sondern erscheint mit ihnen zu einem Worte vereinigt. Nicht ganz entschieden ferner ist es, ob der zweite Buchstaben wirklich ein T enthielt und nicht etwa bloss E war, denn auch dieser Stein ist, wie seine Brüder auf Schloss Ensegg in den Uncialen mit gelber Farbe übertüncht. Die zwei Buchstaben GO, für die ursprünglich kein Raum auf dem Stein war, sind mit gelber Farbe ohne Weiteres an den Rand des Steines hingemalt, so dass als ursprüngliche Lesart nur angenommen werden kann: AER oder AER und zwar: als ein Wort. Merkwürdiger Weise findet sich bei Muratori 45, 9 eine Andeutung der ursprünglichen Lesart, oder vielleicht diese selbst, indem er gibt: Mercurio cujus sedes AETER sunt. Orelli, der diess in seiner Inscript. collect. I. S. 286 anführt, fügt, weil er sich ganz auf von Raiser als αὐτόπτης verlässt, und weil Muratori den Stein nach Vienne in Frankreich verlegt, bei: „Muratorius corrupte. und: habent sua fata etiam inscriptiones.“ Ref., der sich hier weder auf eine Erklärung, noch auf eine fortlaufende Geschichte dieser merkwürdigen Inschrift einlassen kann, bemerkt nur noch: der erste und älteste schriftliche Zeuge für dieselbe ist wohl Conrad Peutinger, in dessen Hause sich der Stein befand, und dem daher alle Folgenden um so getroster nachgeschrieben haben. Er gibt sie in der Ausgabe seiner Inschriften von 1520 mit grossen Buchstaben und ohne alles Bedenken als: Mercurius cujus sedes a tergo sunt. Wie zuverlässig und glaubwürdig aber die Angaben des sonst hochverdienten Augsburger Rathsherrn hinsichtlich der Inschriften sind, beweist gleich die bei ihm unmittelbar darauf folgende, die sich ebenfalls in seinem Hause befand. Er gibt sie:

AELI. CRIS.
TENTI IVL. M. etc.

Unmöglich kann er den Stein angesehen haben. Denn die Inschrift desselben ist ausser an den defecten oder ganz verdorbenen Stellen, zumal in den zwei ersten Zeilen, ganz gut lesbar. v. Raiser, röm. Alterth. S. 63, und nach ihm die Folgenden geben sie:

AELI CRIS
NI IVL MA etc.

von Raiser fügt bei: „Der Name Crisnus klinge nicht römisch.“ Darin hat er vollkommen Recht, dieser angebliche Aelius Crisnus hat

aber auch nie so geheissen, sondern wie man bei genauer Besichtigung der Inschrift leicht findet, Aelius Crispinus, und wird so, wenigstens seinem cognomen nach, ein Namensbruder des Valerius Crispinus in Lauriacum. Die Sache ist ganz einfach: das P ist auf dem theilweise sehr schadhaften Steine ruinirt, wohl ist aber besonders auf den Abbildungen bei Peutinger, theilweise selbst bei v. Kaiser der leere Raum für diesen Buchstaben leicht zu erkennen, das I ist als litera ligata in dem N der nächsten Zeile enthalten.

Auf S. 40 der angezeigten Schrift werden wir mit der aus vielen Gliedern bestehenden Familie der Barbier bekannt gemacht, die ursprünglich italischer Abkunft, — nach der Steininschrift gehörten sie zu der ländlichen tribus Velina, — nach Noricum übersiedelten und besonders in Aemona zu hohen Würden gelangten.

Professor Gaisberger, der sich auf S. 47 No. 1 hinsichtlich eines von Lazius angeführten und dann auch von Späteren mehrfach erwähnten Steines so vorsichtig erweist, nahm dagegen S. 44 die Inschrift auf C. Julius Vectius auf und erläutert sie. Lazius führt übrigens den Stein als in castro gefunden auf: nicht in moenibus civitatis. (Vgl. Lazius, commentarr. Lib. XII. Frankf. Ausg. S. 1085.) Es kommt darauf nichts an, denn Lazius hat sich hier geirrt; der Stein gehört nach Rom, wohin ihn Apian, Gruter und Andere versetzen.

Von Gebäuden aus der Römerzeit hat sich, wie es scheint, erweislich gar nichts erhalten; wir lesen nur S. 19: „Noch immer schauen aus den kolossalen Thoren, den massiven Mauern der Stadt die alten Römersteine hernieder, als sprechende Zeugen der Wandlung, des steten Wechsels und sichern Hinfalls alles dessen, was irdischen Ursprungs ist.“ Die auf den lithographirten Tafeln dargestellten Kunstdenkmale haben durch die Unbill der Zeit und durch die Zerstörungslust der Menschen zu sehr gelitten, als dass man über den künstlerischen Werth derselben urtheilen könnte, dagegen zeigen mehrere der abgebildeten Bronzen und Terracotten unverkennbar einen hohen Grad von Kunstfertigkeit, so namentlich der vortreffliche Jupiter, und Osiris mit dem Sperberkopfe. Beide werden in der Sammlung des Museums Francisco-Carolinum in Linz aufbewahrt, welche überhaupt, wie sich Ref. letzten Sommer überzeugte, eine grosse Menge der merkwürdigsten und sehenswerthesten Alterthümer besitzt. Namentlich könnten die Freunde des Keltischen in Linz manches gewiss ächt keltische Stück aus den Fundgruben von Hallstadt und vom Dürrnberge bei Hallein finden.

Professor Gaisberger hat es jedenfalls verstanden, die disjecta

membra einer längst untergegangenen Stadt so viel als möglich wieder zu einem Ganzen zu verbinden und uns durch ihre Zusammenstellung und Erklärung einigermassen ein Bild des alten Lauriacum vor die Augen zu führen. Möge er seinen Fleiss und seine Forschungsgabe bald einer andern alten Römerstadt zuwenden; an interessanten Punkten fehlt es längs der Donau nicht; vor Allem indess dürfte die römische Lentia ihre Wiederherstellung von ihm erwarten.

Im Dezember 1846. **Burkhard.**

---

*Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation, beschrieben von Dr. August Em. Reuss, Brunnenarzte in Bilin in Böhmen, mit Abbildungen der neuen oder weniger bekannten Arten, gezeichnet von Joseph Rubesch, Kustos des fürstl. Lobkowitzischen Mineralienkabinets zu Bilin. Mit 51 lithographirten Tafeln. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung und Druckerei. 1845—1846. gr. 4. IV und 148 S.*

Böhmen gehört zu den in mineralogischer und geognostischer Beziehung besonders interessanten Ländern. Während seine merkwürdigen Erzlagerstätten von Przibram, Zinnwald, Schlackenwald, Mies, Joachimsthal u. s. w. dem Mineralogen und Bergmann ein reiches Feld bieten, gewähren die so verbreiteten Uebergangs- und Kreide-Gebilde dem Geologen und Petrefactologen Stoff zu mannigfachen Untersuchungen. Vieles ist in Böhmen bereits für Mineralogie und Geologie geschehen. Die „Gesellschaft des vaterländischen Museums", welche in dem ehrwürdigen Prag ihren Sitz hat, bewies seit einer Reihe von Jahren, dass es ihr um die Kenntniss ihrer Heimath Ernst sei. Hauptsächlich wurde früher im Gebiete der Mineralogie Schätzenswerthes geleistet; den eifrigen Forschungen des gründlichen Mineralogen Zippe verdanken wir eine ausführliche Schilderung der Mineralien Böhmens. (Vgl. Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen, die Mineralien Böhmens, nach ihren geognostischen Verhältnissen beschrieben von Zippe.) Von Reuss dem Aelteren, Zippe, Paulus und Anderen besitzen wir einige Schriften geologischen Inhaltes über verschiedene Theile des Böhmer-Landes. Aber noch fehlte es an einer umfassenden geologischen Beschreibung der Uebergangs- und Kreide-Gebilde, die auf petrefactologische Principien gestützt wäre, dem jetzigen Standpuncte dieser Wissenschaften angemessen. Das eine ist indess, und das andere wird geschehen.

Eine sorgsame, treffliche Darstellung der Kreide-Formation liegt vor uns, und eine Beschreibung des Uebergangs-Gebirges dürfen wir bald erwarten. Welche petrefactologischen Schätze sind aber auch in öffentlichen und Privat-Sammlungen in Prag angehäuft; namentlich Versteinerungen aus dem Thonschiefer von seltener Schönheit, besonders die in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Trilobiten in ungemeiner Zahl. Wir hoffen recht bald das Werk über die Versteinerungen der böhmischen Uebergangs-Formation erscheinen zu sehen; für jetzt wollen wir uns einer Betrachtung des bereits erschienenen zuwenden.

Der Name Reuss — in Böhmen von älterer Zeit her von gutem Klang — hat sich aufs neue vortheilhaft bekannt gemacht. Wir besitzen schon frühere Mittheilungen über die Kreide-Gebilde Böhmens von Reuss, Zippe und Geinitz. (Vgl. Geognostische Skizzen aus Böhmen. Die Umgebungen von Teplitz und Bilin. Prag, 1840. — Die Kreide-Gebilde des westlichen Böhmens. Prag, 1844. — Characteristik der Schichten und Petrefacten des sächsisch-böhmischen Kreide-Gebirges; Dresden und Leipzig, 1839—1842 u. A.) Aber erst in vorliegendem, trefflichem Werke gewinnen wir einen vollständigen Ueberblick über die so merkwürdigen, geologischen und petrefactologischen Verhältnisse der Kreide-Formation. Ausser der huldvollen Unterstützung des Erzherzogs Stephan — der nicht allein für Geologie von einem lebhaften Interesse beseelt, sondern auch in die Tiefen der Wissenschaft eingedrungen ist — hatte sich Dr. Reuss der Hülfe manches Sachkundigen zu erfreuen; wir nennen besonders die Namen Corda, Geinitz, Zippe und Rubesch. Wir können hier nicht — ohne uns allzugrosser Weitläuftigkeit schuldig zu machen — der Beschreibung der verschiedenen Thier-Reste, welche durch vorzügliche Abbildungen von Rubesch, Corda und Reuss gezeichnet, erläutert ist, folgen; wir wollen uns vielmehr gleich den (S. 115) angeführten Resultaten zuwenden.

Die böhmische Kreide-Formation zerfällt nach den Untersuchungen von Reuss, in vier Schicht-Gruppen, die sich zum Theil schon durch ihre petrographischen Charactere, noch mehr aber durch ihre Versteinerungen unterscheiden. — Es sind, von den jüngsten Schichten angefangen:

1) Der obere Quadersandstein.
2) Der Plänerkalk.
3) Der Plänermergel.
4) Der untere Quadersandstein.

Beginnen wir unsere kurze Betrachtung der böhmischen Kreide-Gebilde mit deren unterstem oder tiefsten Gliede.

I. Der untere Quader ist das am allgemeinsten verbreitete Glied der ganzen böhmischen Kreide-Formation; wo dieselbe im nördlichen, mittleren und östlichen Böhmen zu Tage geht, fehlt der untere Quader nie. Er ist zugleich das mächtigste Kreide-Gebilde, indem er in der Gegend von Eulau und Tetschen eine Mächtigkeit von 1500 Fuss erreicht. Characteristisch für den unteren Quader ist die Veränderlichkeit in seiner petrographischen Beschaffenheit und der Wechsel in seinen Petrefacten, was eine Trennung in einzelne Glieder nothwendig macht.

1. Der eigentliche untere Quader bildet im nördlichen und östlichen Böhmen eine grosse zusammenhängende Masse, die bei Raitza, Tyssa und Königswald beginnt, von vielen basaltischen und phonolithischen Kuppen durchbrochen, durch den nördlichen Theil des Leitmeritzer Kreises, den Bunzlauer, Bidschower, Königgrätzer Kreis sich bis an die Ostgrenze Böhmens erstreckt, nordwärts von dem Rumburger Granite, von dem Zuge des Jeschken, von den Sudeten, vom bunten Sandsteine und dem Kohlen-Gebirge von Trautenau, Nachod und Braunau, ostwärts von dem mährisch-glatzischen Gebirge begrenzt wird. — Der untere Quader ist gewöhnlich ein Sandstein mit mehr oder weniger thonigem Bindemittel, stets aber ohne Kalk-Gehalt von weisser, oder gelblicher Farbe, bald fein-, bald grobkörnig oder auch conglomeratartig, indem er nuss- bis faustgrosse Quarz- und Schiefer-Geschiebe umschliesst. — An fremdartigen Beimengungen ist der untere Quader arm; hie und da findet sich Barytspath. Bisweilen sind dem Sandsteine Lagen glimmerig-sandigen Thones (wie bei Weberschan) oder von schwarzem thonigem Schiefer mit vielen Landpflanzen (wie bei Perutz) untergeordnet, oder es liegen kleine Braunkohlen-Flötze darin. In der Nähe basaltischer Gebilde setzen stockförmige Massen thonigen Braun-Eisensteins im unteren Quader auf. — Sehr ungleichmässig ist in demselben die Vertheilung der organischen Reste; bisweilen sind sie an einzelnen Stellen chaotisch durcheinander gehäuft, oder sie fehlen auf weite Strecken gänzlich. Die untersten, conglomeratartigen Schichten sind stets leer an Petrefacten. Als besonders reiche Fundstätten gelten die Umgebungen von Tyssa und Kreibitz im Leitmeritzer Kreis, von Zloseyn im Kaurzimer Kreis u. s. w. Als sogenannte Leitmuscheln des unteren Quaders sind zu betrachten: Dentalium glabrum Gein., Rostellaria Parkinsoni Mant., R. Reussii Gein., Natica vulgaris Reuss, Turritella granulata Sow., T. alternans Roem., Nerinea longissima Reuss, Protocardia Hillana Beyr., Lucina lenticularis Goldf., Nucula porrecta Reuss, Pectunculus umbonatus Sow., Arca glabra Sow., Venus faba Sow., Gervillia solenoides Defr., Ino-

ceramus concentricus Park., I. mytiloides Mant., Pecten versicostatus Lam., P. aequicostatus Lam., Ostrea macroptera Sow., O. carinata Lam., Exogyra columba Goldf., und Terebratula alata Brongn. Fast sämmtliche Versteinerungen sind Steinkerne, was deren Bestimmung sehr erschwert; merkwürdig ist, dass der kohlensaure Kalk der Schalen gänzlich verschwunden ist. Wenigstens bemerkt man im Muttergesteine keine Spur desselben.

2. Ueber den tiefsten Schichten des unteren Quaders erscheint in der Gegend von Malnitz, Drahomischel und Tuchorzitz im Saazer Kreise und an andern Orten ein gelblicher Sandstein, fest, mit kalkigem Bindemittel. Reuss nennt diese Felsart wegen der Menge in ihr vorkommender Exogyren den Exogyren-Sandstein. Die grössere Anzahl seiner Petrefacten stimmt mit denen des unteren Quaders überein. Leitmuscheln sind: Rostellaria Parkinsoni Mant., Natica vulgaris Reuss, Turritella granulata Sow., Venus faba Sow., Pecten laevis Nilss., P. acuminatus Gein., P. aequicostatus Lam., Lima pseudocardium Reuss, L. multicostata Gein., L. plana Roem., L. aspera Mant., Ostrea vesicularis Lam., O. trapezoidea Gein., Exogyra columba Goldf., E. haliotoidea Sow., E. plicatula Lam., Terebratula alata Lam., T. hippopus Roem. Die Ostrea trapezoidea hat man bis jetzt nur in dem Exogyren-Sandsteine gefunden.

3. Der „Exogyren-Sandstein" wird bei Drahomischel, Malnitz und Tuchorzitz u. a. O. von einem Grünsand-artigen Gebilde überlagert, das sich durch seine petrefactologischen Charactere als selbstständiges Glied der Kreide-Formation darstellt. Als Leitmuscheln führt der Verf. an: Nautilus elegans Sow., Ammonites rhotomagensis Defr., Pleurotomaria secans d'Orb., Cardium pustulosum v. Münst., Protocardia Hillana Beyr., Lucina lenticularis Goldf., Pectunculus lens Nilss., Arca glabra Sow., Panopaea gurgites Brongn., Perna cretacea Reuss, Lima pseudocardium Reuss, L. multicostata Hein.

4. Der Plänersandstein ruht an vielen Orten auf dem Grünsandstein; wo überhaupt die Kreide-Formation vorhanden, fehlt er fast nirgends. Doch übersteigt er an keinem Orte die Mächtigkeit von 20—120 Fuss. Der Plänersandstein — ein bald lockeres, bald festeres, meist licht-gelbes, kalkhaltiges, sandiges Gestein — zeigt grosse Beständigkeit in seiner petrographischen Beschaffenheit. Knollen von Eisenkies sind häufig, kleine Quarz-Drusen seltener in ihm. An Versteinerungen ist der Plänersandstein keineswegs reich. So ist derselbe im Königgrätzer Kreise auf ganze Strecken Petrefacten-leer; er führt dort überhaupt ausser

Steinkernen von Inoceramus mytiloides Mant. kaum andere organische Reste. Nur die Gegenden von Trziblitz, Hradek, Schelbowitz haben mehr Petrefacten aufzuweisen, hauptsächlich: Klytia Leachii Reuss, Nautilus simplex Sow., N. elegans Sow., Ammonites peramplus Sow., A. rhotomagensis Defr., Pinna decussata Goldf., Avicula anomala Sow., Inoceramus mytiloides Mant., Pecten divaricatus Reuss, P. Dujardini Roem., Lima pseudocardium Reuss, L. multicostata Gein., Exogyra columba Goldf., Terebratula alata Brongn. Demnach hat Plänersandstein den grösseren Theil seiner Petrefacten mit den tieferen Schichten des unteren Quaders gemein; nur die erstgenannte Versteinerung und einige Fische erscheinen zum erste Male in ihm.

5. Die Hippuriten-Schichten, auf geringen Raum beschränkt, sind nur als lokale Bildungen zu betrachten. Sie finden sich bei Kutschlin und am Hradisch bei Bilin im Leitmeritzer Kreis, bei Hollubitz nnd Deberno im Rakonitzer Kreis und im Kaurzimer Kreis in den Umgebungen von Weltrus. — Der Hippuritenkalkstein ist von weisser, gelblicher oder licht-grauer Farbe; enthält Glimmerblättchen und Quarzkörner, oft auch grössere Geschiebe von Quarz, Gneiss, Thonschiefer oder Diorit. Auf den Klüften des Gesteins trifft man bisweilen weingelbe Barytspath-Krystalle. In der Gegend von Kutschlin können als Leitmuscheln gelten: Pterocera gigantea Reuss, Natica nodosa Gein., N. dichotoma Gein., Cardium alternans Reuss, Lima aequicostata Gein., L. aspera Mant., Spondylus striatus Goldf., Ostrea diluviana Lin., O. operculata Reuss, Terebratula gallina Brongn., T. latissima Sow., Hippurites undulatus Gein., H. Germari Gein., H. ellipticus Gein. und H. falcatus Boem. Andere Versteinerungen zählt Reuss (S. 119) als in der Nähe von Koriczan vorherrschend auf. Aus allem geht indessen hervor, dass keine einzige der häufigen Species des Hippuritenkalkes eine Leitmuschel des Plänerkalkes ist. Daher kann man jenen mit Recht zum unteren Quader zählen.

II. Ein eigenthümliches Glied der Kreide-Formation ist der Plänermergel. Von dem unteren Quader scharf geschieden, geht er zuweilen in den ihn bedeckenden Plänerkalk über. Seine Verbreitung ist bedeutend; er findet sich beinahe überall im westlichen und südlichen Theile des Leitmeritzer Kreises, an den Ufern der Eger im Saazer Kreis und hauptsächlich im Königgrätzer Kreis. Der Plänermergel ist von lichtgrauer Farbe, häufig in dünne Platten getheilt; eine fast nie in demselben fehlende Beimengung ist Gypsspath. Das Gebilde hat einen beträchtlichen Reichthum an Petrefacten aufzuweisen, unter welchen vor-

zugsweise zu nennen sind: Dentalium medium Sow., Cerithium trimonile Michel., Fasciolaria Roemeri Reuss, Rostellaria Parkinsoni Mant., R. Reussii Gein., R. calcarata Sow., Solarium decemcostatum v. Buch, Turbo concinnus Roem., Pleurotomaria sublaevis Gein., Litorina rotundata Sow., Natica vulgaris Reuss, Cardita tenuicosta d'Orb., Nucula pectinata Sow., N. semilunaris v. Buch, N. producta Nilss., Arca undulata Reuss, A. striatula Reuss, Tellina concentrica Reuss, Venus laminosa Reuss, Inoceramus Brongniarti Park., I. concentricus Park., I. planus v. Münst., Pecten Nilssoni Goldf., Ostrea proteus Reuss. Turbinolia conulus Phill.

III. Der Plänerkalk zerfällt, seiner Versteinerungen wegen, in einen oberen und unteren. Ersterer ist bald ein dichter, bald ein krystallinischer Kalkstein, oder ein Kalkmergel, und gewöhnlich in mehrere Zoll starke Platten getrennt. Von Beimengungen finden sich Kalkspath und Eisenkies, letzterer auch als Vererzungsmittel. Im westlichen Theile des Leitmeritzer Kreises ist der obere Plänerkalk bedeutend verbreitet. Den Ansichten von Reuss zufolge dürfte das Gebilde den genannten Kreis im Zusammenhange bedeckt haben, ehe durch die phonolithischen und basaltischen Eruptionen mächtige Störungen hervorgerufen wurden. Der obere Plänerkalk ist stets sehr reich an Versteinerungen, so zumal in den Umgebungen von Teplitz, Kutschlin, Brozan und Hundorf, die hierin dem bekannten sächsischen Fundorte Strehlen nicht nachstehen. Als characteristisch für den oberen Plänerkalk nennt der Verf. folgende: Ptychodus latissimus Ag., Corax heterodon Reuss, Otodus appendiculatus Ag., Oxyrrhina Mantellii Ag., Klytia Leachii Reuss, Nautilus elegans Sow., Ammonites peramplus Sow., A. Mantellii Sow., Scaphites aequalis Sow., Pleurotomaria linearis Mant., Cardium alutaceuum v. Münst., Arca Roemeri Gein., Inoceramus Brongniarti Park., I. Cuvieri Sow., I. striatus Mant., I. latus Mant., Lima Hoperi Mant., Spondylus spinosus Goldf., Terebratula plicatilis Sow., T. pisum Sow., T. octoplicata Sow., T. Mantelliana Sow., T. striatula Mant., T. gracilis Schloth., T. carnea Sow., T. semiglobosa Sow., Micraster cor anguinum Ag., Ananchytes ovata Lam., Cyphosoma granulosum Ag., Scyphia angustata Roem., S. radiata Reuss, Tragos globularis Reuss. — Die untere Abtheilung des Plänerkalkes erscheint nicht wie die obere in ausgedehnten Zügen; dieselbe ist vielmehr nur als Lokalbildung zu betrachten. So tritt der untere Plänerkalk bei Daun an der Eger als ein plattenförmiger Kalkmergel auf, der eben nicht reich an Versteinerungen ist. Am häufigsten findet man in ihm: Nautilus simplex Sow.,

Ammonites rhotomagensis Defr., Natica vulgaris Reuss, Turritella multistriata Reuss, Cardium intermedium Reuss, Arca Roemeri Gein., Pecten membranaceus Nilss., Lima elongata Sow. und Exogyra lateralis Reuss. Allerdings unterscheidet sich der untere Plänerkalk vom oberen durch die angeführten Petrefacten. — Reuss nennt hier (S. 122 ff.) noch mehrere zum unteren Plänerkalk gehörende Gebilde, so wie die oben schon erwähnten Conglomerat-Schichten. Sie umschliessen zahlreiche Quarz-, Gneiss- und Porphyr-Brocken, auch fehlen selten Glimmerblättchen und glaukonische Körner. Diess ist zumal bei Kutschlin der Fall; dort erfüllt das Gestein — ein fester krystallinischer Kalkstein mit vielen hellen Quarzkörnern — eine Spalte im Gneiss. Reuss nennt von da folgende Versteinerungen: Terebratula rostrata Sow., Lima aspera Mant., Ostrea diluviana Lin., Nerinea Geinitzii Goldf., Caprina laminea Gein., Astraea parallela Reuss und Harmodytes cretaceus Reuss.

IV. Der obere Quader liegt auf dem bereits beschriebenen unteren Quadersandstein, in petrographischer Hinsicht wenig von demselben verschieden. Ueberhaupt ist der obere Quader ein Glied der böhmischen Kreide-Formation, worüber noch manche Räthsel zu lösen sind. Ausserdem ist derselbe sehr arm an Versteinerungen, oft gelingt es nicht, wie Reuss bemerkt, auf meilenweite Strecken eine einzige aufzufinden. Mit Sicherheit führt der Verf. folgende an: Terebratula alata Lam., T. octoplicata Sow., Ostrea macroptera Sow., Exogyra columba Goldf., Pecten versicostatus Lam., P. asper Lam., Lima multicostata Gein., Inoceramus mytiloides Mant., I. Cripsii Mant., Pinna tetragona Sow., Cidaris vesiculosa. — Diess sind alles Petrefacten, welche sich auch im unteren Quader finden, für den oberen lässt sich keine einzige Art als charakteristisch nennen.

V. Kreidepetrefacten auf secundärer Lagerstätte. Bekanntlich hat man in dem Conglomerate von Meronitz und in dem Pyropensande von Podsedlitz und Trziblitz schon früher Petrefacten gefunden. Ihre Zahl belauft sich nach des Verf. Angabe bis jetzt auf 74 Species. Davon hat man 14 bisher noch in keinem Gliede der böhmischen Kreide-Formation gefunden; Reuss glaubt, dass sie aus dem Plänermergel stammen. Die Versteinerungen an den genannten Orten sind zum Theil in Eisenkies oder in Braun-Eisenstein umgewandelt.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 8. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Reuss: Böhmische Kreideformation.

(Schluss.)

Jedenfalls scheint es ausser Zweifel, dass nebst dem Serpentin, (aus welchem der Pyrop stammt) nebst dem Granit, Gneiss, Granulit, Glimmerschiefer (den Muttergesteinen des Granates, Disthens, Saphirs, Turmalins, Korundes u. s. w.) und den basaltischen Gesteinen, die ehedem den Chrysolith, Titanit, Augit und Hornblende umschlossen, auch Lager von Plänerkalk und Plänermergel das Material zu den secundären Bildungen von Merouitz, Trziblitz und Podsedlitz lieferten. Nach der Zerstörung der Felsarten blieben nur die härteren Theile derselben, die Petrefacten übrig, um Kunde von einer Katastrophe zu geben, die — wie Reuss mit Recht bemerkt — sonst wahrscheinlich selbst dem aufmerksamen Forscher fremd geblieben wäre.

Wir konnten bei unserem kurzen Berichte nicht auf die Vergleichungen eingehen, welche der Verf. zwischen den Gliedern der böhmischen und der englischen Kreide-Formation anstellt; dagegen gestatten wir uns noch aus der grossen Tabelle am Schluss folgende, in hohem Grade interessante Resultate hervorzuheben.

*Die* böhmische Kreide-Formation hat die bedeutende Zahl von 776 Petrefacten-Arten aufzuweisen, welche 195 Gattungen angehören. Der Plänerkalk ist unter allen Gliedern der Gruppe am reichsten an Versteinerungen; denn die untere Abtheilung desselben beherbergt 325, die obere nur 158 Arten. Dann folgt der Plänermergel mit 304 Arten und der untere Quader mit 262. Der obere Quader hat bis jetzt nur 10 Species geliefert. Unter sämmtlichen Thier-Geschlechtern ist besonders häufig die Classe der Acephalen, welche 267 Arten bietet, dann die Molusken mit 122 Arten, die Polyparien mit 117, die Foraminiferen mit 113, die Fische mit 61 Arten. An Crustaceen ist Böhmens Kreide-Formation arm, von 29 Arten gehören den Decajoden nur 6 an. Ebenso ist die Zahl der Radiarien gering. Von Pflanzen kennt man bis jetzt nur 26 Arten.

Die Fische sind am zahlreichsten im unteren Plänerkalk; der Plänermergel und untere Quader führen nur vereinzelte Haifisch-Zähne. Der

obere Quader hat noch keine Spur davon geliefert. — Die Crustaceen sind sehr wenig verbreitet; nur Klytia Leachii ist unter den Decapoden etwas häufiger. Die kleinen Cytherinen sind in der grössten Anzahl der Arten im Plänermergel, in der bedeutendsten Menge der Individuen im Plänerkalk vorhanden. — Die Anneliden treten besonders im Plänerkalk auf. Unter den Cephalopoden sind nur wenige Arten sehr verbreitet, wie Nautilus elegans, A. rhotomagensis und peramplus und Scaphites aequalis. Merkwürdig ist die grosse Seltenheit von Belemniten in der böhmischen Kreide-Formation; so fehlt B. mucronatus gänzlich. Die Gasteropoden herrschen einigermassen im Plänermergel und unteren Quader. Die Conchiferen finden sich zumal im unteren Quader und manche Art in ungewöhnlicher Menge, besonders aus der Familie der Pertiniden und Arcaciden. Die Radiarien sind in der böhmischen Kreide-Formation viel weniger entwickelt, als in der norddeutschen und französischen. Von den 21 Arten gehören 17 den Echiniden an. — Aeusserst mannigfaltig zeigen sich die Polyparien; bis jetzt kennt man 117 Arten in Böhmen; die Bryozoen und Amorphozoen walten vor. Die Polyparien sind zumal für die untere Abtheilung des Plänerkalks characteristisch. — Die Foraminiferen sind gleichfalls sehr verbreitet; der Verf. hat schon an 113 Arten gefunden, davon gehören 51 den Stichostegiern, 48 den Helicostegiern, 14 den Enallostegiern. Sie sind vorzugsweise im Plänermergel zu Hause; auch im Plänerkalk. — Von den 26 bestimmten Pflanzen-Arten stammen fast alle aus dem unteren Quader, nur drei aus dem Plänermergel und eine ist dem Plänerkalk eigenthümlich.

Im Ganzen betrachtet, wäre die Petrefacten-Vertheilung folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Der obere Quader besitzt . . . | 10 | Arten. |
| Der obere Plänerkalk besitzt . . | 158 | „ |
| Der untere Plänerkalk besitzt . . | 325 | „ |
| Der Plänermergel besitzt . . . | 304 | „ |
| Der untere Quader besitzt . . . | 262 | „ |

Schon oben haben wir der seltenen Schönheit und Deutlichkeit der 51 Tafeln erwähnt; sie wurden, wie bemerkt, theils von Rubesch's Meisterhand, theils mit Corda's seltenem Talente ausgeführt. Wenn solche Männer vereint wirken, kann nur Vorzügliches geleistet werden, wie wir hier an dem Werke des Hrn. Reuss ein Beispiel haben.

Der Verf. sagt am Schlusse seines Vorworts: „Ebenso danke ich Hrn. Schweizerbart, der den Verlag meines Werkes gütigst übernahm und es mit nicht geringen Opfern zweckmässig und schön ausstattete.“ In der That verdient Hr. Schweizerbart Dank, den Dank aller

Freunde der Geologie und Petrefactenkunde; er hat auf's neue ein lobenswerthes Beispiel gegeben, wie er nicht von kleinlichem Speculations-Geiste beseelt ist, sondern es sich zur Freude macht, tüchtige, die Wissenscheft fördernde Werke als Verlags-Artikel zu übernehmen.

**G. Leonhard.**

---

*Der Geist der Differential- und Integral-Rechnung. Nebst einer neuen und gründlicheren Theorie der bestimmten Integrale von Dr. Martin Ohm, Ritter etc. Mit einer Figurentafel. Erlangen. 1846. XXVIII. und 42 und 170 S.*

Die vorliegende Schrift ist eine Fortsetzung der von demselben Herrn Verfasser in Berlin 1842 erschienenen: „Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniss zur Schule“, welch letztere derselbe nunmehr als „Erste Abhandlung“ bezeichnet, während die vorliegende dazu die zweite bildet. Diese letztere nun hat einen doppelten Zweck. Einerseits will sie auch den Formeln der Differential- und Integral-Rechnung die Allgemeinheit zutheilen, welche die erste Abhandlung für die dort behandelten in Anspruch nimmt, eine Allgemeinheit, die absieht von jedem Inhalte und einzig und allein die Form betrachtet, mit der die verschiedenen Operationen vorgenommen werden. In der „Ersten Abhandlung“ sagt nämlich der Herr Verf.: „Als Inhalt der mathematischen Analysis musste er (der Verf.) bezeichnen: „„Die Kenntniss der *Gegensätze* und der Beziehungen, in denen die sieben Operationen (also die *Summen*, Differenzen, Produkte, Quotienten, Potenzen, Wurzeln und Logarithmen in ihrer allgemeinsten Bedeutung) zu einander stehen.““ — Die Gegensätze und Beziehungen werden ausgesprochen in allgemeinen Gleichungen zwischen allgemeinen Ausdrücken, in denen die Operationszeichen das Wesen ausmachen, die Buchstaben dagegen nur die Träger sind, an welchen diese Operationszeichen haften, so dass diese Buchstaben weder Grössen, noch Zahlen vorstellen, sondern ganz inhaltlos gedacht sind. — Diese allgemeinen Ausdrücke können auch unendliche Reihen seyn, wenn sie nur nach ganzen Potenzen eines solchen Trägers fortlaufen, d. h. die Form der ganzen Funktionen haben.“ — Anderseits — und dies ist ein wesentliches Verdienst der Schrift, will sie eine gründliche und strenge Theorie der bestimmten Integrale geben. Abgesehen von einer Einleitung, die wesentlich zu der schon angeführten ersten Abhandlung gehört, theilt sie

sich ab in fünf Kapitel mit 49 §§, über deren Inhalt wir besonders sprechen wollen.

Das erste Kapitel (§. 1—8) beschäftigt sich mit der Ableitungs- (Differential-) Rechnung. Als nächste Aufgabe stellt der Herr Verf. die folgende: „Den Ausdruck f(x+h) (der aus einer beliebig gegebenen Funktion f(x), in welcher x noch ganz allgemein als ein blosser Träger der Operationen gedacht wird, dadurch hervorgeht, dass überall, wo x steht, x+h statt x gesetzt wird) in eine nach ganzen Potenzen von h fortlaufende Reihe zu verwandeln und zunächst den Koeffizienten des ersten, mit h afficirten Gliedes, welcher durch df(x) bezeichnet und Differential-Koeffizient genannt wird, zu finden.“ Alle bis jetzt bekannten Funktionen der Analysis lassen sich, sagt der Herr Verf., in unendliche Reihen, die nach ganzen Potenzen von h fortschreiten, verwandeln, wie dies in der ersten Abhandlung, seinen Grundzügen nach, gezeigt worden; dadurch also sey der Beweis geliefert, dass diese Verwandlung möglich sey, und es sey nicht weiter nöthig, solchen Beweis vorher zu liefern.

Dagegen muss nur bemerkt werden: Zuerst hat man sich darüber zu verständigen, was denn eine unendliche Reihe sey. Der Herr Verf. sagt freilich in der ersten Abhandlung (§. 43):

„In der ganzen Funktion von x vom $n^{ten}$ Grade, d. h. in der Form

$$a + bx + cx^2 + \ldots\ldots + px^{n-1} + qx^n, \qquad (1)$$

kann man sich die positive ganze Zahl n so gross denken als man nur immer will; also kann man sich solche auch unendlich gross denken, d. h. immer grösser noch, als jede noch so gross gedachte oder bestimmte Zahl; also ist dadurch das Daseyn der nach ganzen Potenzen von x fortlaufenden unendlichen Reihe mit Nothwendigkeit gegeben.“ — Diese Erklärung kann aber keineswegs befriedigen; denn die vorgelegte Form (1), wie gross auch n sey, ist eben immer endlich, sie wird nie unendlich. Dieser Erklärung mag die von Hrn. Prof. Dirksen in dem Meisterwerke: „Organon der gesammten transcendenten Analysis. Berlin. 1845.“ gegenüber gestellt werden: „Eine Reihe wird eine unendliche Reihe genannt, in sofern mit ihrem Progressionsact die Bestimmung verbunden ist, dass der Act der Erzeugung ihrer einzelnen Glieder mit keinem Gliede irgend eines Index als beendigt, sondern als ins Unbegrenzte fortgesetzt gedacht werden solle.“

Halten wir diese, offenbar tiefer in das Wesen der Sache eingehende Ansicht fest, so erscheint die Aufgabe, eine geschlossene (aus einer bestimmten, endlichen Anzahl von Gliedern bestehende) Funktion in eine

unendliche Reihe zu verwandeln, als ein Widerspruch, da geschlossene Funktion und unendliche Reihe zwei verschiedene Dinge sind. Man müsste die Aufgabe nach dem angeführten Werke von Dirksen so stellen: *Die* unendliche (konvergente) Reihe zu suchen, deren Glieder (das Gesetz ihrer Erzeugung) so beschaffen sind, dass sie immer mehr gegen die gegebene Funktion konvergiren. Aber eben darum auch kann von einer Entwicklung einer Funktion in eine allgemeine (weder konvergente noch divergente) unendliche Reihe nicht die Rede seyn. Wenn der Herr Verf. in der ersten Abhandlung setzt:

$$\frac{1}{1+x} = 1 - x + x^2 - x^3 + x -^4 \ldots\ldots \text{ in inf},$$

so ist dies eben unrichtig. Es ist und bleibt der endliche Ausdruck $\frac{1}{1+x}$ gleich dem ebenfalls endlichen:

$$1 - x + x^2 - x^3 + x^4 - \ldots\ldots + (-x)_n + \frac{(-x)^{n+1}}{1+x}$$

wie gross man auch immer n denken mag. Eine unendliche Reihe ist ihrem Wesen nach etwas immerdar erst im Werden Begriffenes und kann also nicht dem schon Bestehenden gleich seyn. Darum drängt sich bei der Behandlung der unendlichen Reihen vor Allem die Frage nach ihrer Konvergenz oder Divergenz auf und es kann dieselbe nicht umgangen werden. Allgemeine unendliche Reihen im Sinne des Herrn Verf. *können somit* allgemeinen (geschlossenen) Funktionen nicht gleich seyn; *eben so* wenig sind sie in dieser Allgemeinheit einer Anwendung fähig, können also überhaupt, in soferne sie etwa divergent sind, nicht zugelassen werden. Man kann nun freilich einwenden, wie es denn komme, dass bei Anwendung von divergenten unendlichen Reihen oft richtige Resultate zum Vorschein kommen. Diese Entgegnung ist aber nicht entscheidend, indem sich leicht zeigen lässt, dass bei Anwendung von unendlichen Reihen, die nur innerhalb gewisser Grenzen konvergent (giltig) sind, Resultate erzielt werden, die unter gewissen Bedingungen auch über jene Gränzen hinaus Geltung haben müssen.

Ist somit von vorn herein die Verwandlung einer allgemeinen Funktion in eine allgemeine unendliche Reihe nicht zulässig, so kann man auch nicht, wie der Herr Verf. thut, die Differential-Rechnung auf den allgemeinen Taylor'schen Lehrsatz gründen, und man wird eben doch zur Methode der Gränzen seine Zuflucht nehmen müssen. Die strenge Begründung des Taylor'schen Satzes ist in dieser Methode ohnehin

keinem Zweifel unterworfen, und die in §. 8. der vorliegenden Schrift gemachten Untersuchungen bieten sich alsdann unmittelbar dar.

Das zweite Kapitel (§. 9—20) enthält in zwei Abtheilungen die Lehre von den Integralen entwickelt gegebener Fnnktionen. Die erste Abtheilung namentlich behandelt die unbestimmten Integrale. Die Erklärung dessen, was ein unbestimmtes Integral ist, fliesst natürlich aus dem Wesen der Integralrechnung, die man als Umkehrung der Differentialrechnung aufzufassen hat, und es ist jedenfalls besser, von dieser einfachen Erklärung auszugehen, als wie Moigno („Vorlesungen über die Integralrechnung. Vorzüglich nach den Methoden von A. L. Cauchy.") von den bestimmten Integralen auszugehen. Der Herr Verf. behandelt hier in dieser Abtheilung die allgemeinen Integrationsmethoden für die algebraischen und transcendenten Funktionen übersichtlich, wie solche denn in den Lehrbüchern vorkommen. Dabei aber macht er darauf aufmerksam, dass den Buchstaben nicht bestimmte Werthe unterzulegen seyen, sondern dass sie ganz allgemein (in dem oben erwähnten Sinne) betrachtet werden müssen Diese allgemeine Betrachtug, absehend von jedem Inhalte, muss auch durchaus festgehalten werden, sobald es sich um Operationen, wie die Integration eine ist, handelt, und erst dadurch ist man im Stande, etwas Allgemeingiltiges für diese Operationen aufzustellen. — Zu der Anmerkung in §. 13. dürfte vielleicht beigefügt werden, dass die Formel

$$\int \frac{1}{\mathrm{Sin}\,x\,\mathrm{Cos}\,x}\,dx = \log(c\,\mathrm{tg}\,x),$$

wenn c eine beliebige Konstante ist, den Unterschied aufhebt.

Die zweite Abtheilung behandelt die allgemein bestimmten Integrale. Es ist ein wesentliches Verdienst dieser Schrift, den Unterschied zwischen diesen und den numerisch bestimmten Integralen scharf hervorgehoben zu haben, indem, zumal für den Anfänger, leicht Verwirrung entsteht, wenn derselbe nicht streng festgehalten wird. Diese Abtheilung zeigt klar, wie wichtig es ist, während der Operationen an geschlossenen Formen die Allgemeinheit festzuhalten und nicht zu schnell diese allgemeinere Form aufzugeben (§. 18). Dabei macht Ref. auf das Integrationsverfahren in §. 18. Anm. 2. aufmerksam, das in vielen Fällen sehr leicht zum Ziele führt. Die Bezeichnungsweise der allgemein bestimmten Integrale scheint, im Gegensatze zu den numerisch bestimmten, nicht unzweckmässig,

Das dritte Kapitel (§. 21—31) handelt von dem Uebergang der Formgleichungen in Zahlengleichungen, dem Gang der reellen Werthe

einer Funktion, dem unendlich Grossen und dem unendlich Kleinen, dem Lagrange-Taylor'schen und dem Lagrange-Maclaurin'schen Lehrsatze und der Leibnitz'schen Differentialrechnung. Der Herr Verf. behandelt hier die Lehre von den unendlich kleinen Zahlen und ihren verschiedenen Ordnungen, und weist nach, dass wenn k eine unendlich kleine Grösse ist und man hat:

$$a + b\,k + c\,k^2 + \ldots + p\,k^{n-1} + q\,k_n$$
$$= a_1 + b_1\,k + c_1\,k^2 + \ldots + p_1\,k^{n-1} + q_1\,k_n$$

nothwendig $a = a_1$, $b = b_1$ etc. seyn müsse (§. 23). Sodann entwickelt er den Rest der Taylor'schen Reihe auf ähnliche Weise, wie Cauchy in seinen Vorlesungen über Differentialrechnung verfährt, und endlich verallgemeinert er die gefundenen Resultate durch Einführung der imaginären Formen. Gibt man die Entwicklungsweise des ersten Kapitels als gerechtfertigt zu, so steht dieses dritte Kapitel an seiner gehörigen Stelle; im entgegengesetzten Falle wäre der grösste Theil desselben ganz anders ausgefallen, da dasselbe als Anwendung der Differentialrechnung den Lagrange-Taylor'schen Satz aufzustellen hätte, der die Aufgabe hinsichtlich der Entwickelung der Funktionen in unendliche Reihen in dem weiter oben angegebenen Sinne zu lösen hat und löst, wodurch denn auch alle die Methoden, gewisse Funktionen in unendliche Reihen zu verwandeln, überflüssig werden.

Das vierte Kapitel (§. 32—42) enthält die Lehre von den numerisch bestimmten Integralen. Dieses mit dem fünften sind weitaus die interessantesten und lehrreichsten Abschnitte des Werkes, da sie einen tief eingehenden und gründlichen Blick in das Wesen der Integralrechnung gestatten. Der Herr Verf. betrachtet zuerst die numerisch bestimmten Integrale mit reellen Gränzen und sodann auch mit imaginären Gränzen. Dabei untersucht er beständig, in wieferne die im zweiten Kapitel aufgestellten allgemeinen Formeln hier Geltung haben und macht genau aufmerksam auf die Fälle, in denen dies Statt hat oder nicht (§. 32. 36. 37. 38. 42). Dabei macht Ref. auf den §. 36 aufmerksam, der schlagend zeigt, wie aufmerksam man mit numerisch bestimmten Integralen umzugehen habe.

Das fünfte Kapitel endlich (§. 43—49) handelt von den numerisch unendlichen Reihen und von den numerisch bestimmten Integralen mit unendlich grossen Grenzen. Der Herr Verf. stellt in diesem Kapitel die Regeln zusammen, nach denen die Konvergenz einer unendlichen Reihe zu beurtheilen ist, so wie er zeigt, auf welche Art man bei einem bestimmten Integral mit unendlichen Gränzen über dessen Konvergenz oder Divergenz sich vergewissern kann. Ref. macht dabei auf die in-

teressanten §§. 45 und 46 aufmerksam. Dass die Lehre von der Konvergenz oder Divergenz der unendlichen Reihen vor aller Aufstellung unendlicher Reihen nach der Ansicht des Ref. abgehandelt werden sollte, braucht wohl nicht wiederholt zu werden.

Aus dieser übersichtlichen Anzeige des Inhalts ist ersichtlich, dass das vorliegende Werk Gegenstände behandelt, welche für die Wissenschaft von grösster Wichtigkeit sind, wie denn auch diese Gegenstände mit einer Schärfe und Gründlichkeit behandelt sind, die den Leser dem Hrn. Verf. zu Dank verpflichten müssen, wenn er auch nicht überall mit demselben einverstanden sein sollte. Bei der in gewissen Beziehungen abgeschlossenen Vollständigkeit der hier behandelten Gegenstände lässt sich Neues nicht erwarten, was denn die Schrift auch nicht geben will; aber ein wesentliches Verdienst hat sie, dass sie die Grundsätze der Wissenschaft scharf zu begründen sucht, worauf ja auch die ganze Richtung des Hrn. Verf. geht. Der angehende Freund der Mathematik wird in ihr reichen Stoff zum Nachdenken und zur Uebung finden und es wird kein Leser sie ohne Befriedigung aus der Hand legen. Die am Schlusse versprochene „dritte Abtheilung" wird, wie es sehr zu wünschen ist, hoffentlich die Freunde eines gründlichen Studiums der Mathematik bald erfreuen.

**Dr. J. Dienger.**

---

*Michael Akominatos von Chonä, Erzbischof von Athen. Nachrichten über sein Leben und seine Schriften, mit Beifügung der letztern, so weit sie bekannt sind, im Original und in deutscher Uebersetzung. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Athens im Mittelalter. Von Dr. Adolf Ellisen. Göttingen. Druck und Verlag der Dietrich'schen Buchhandlung. 1846. XIV und 146 S. in 8.*

Dieser Beitrag, wie ihn der Titel ankündigt, wird schon darum alle Beachtung verdienen, da er zur Aufhellung einer Periode Griechenlands dient, welche früher fast in ein gänzliches Dunkel gehüllt, erst in neuester Zeit durch die Bemühungen einiger Gelehrten aufzudämmern beginnt, die aber noch gar sehr des Lichtes bedarf, insbesondere auch zur Lösung der grossen Streitfrage über die heutige Bevölkerung Griechenlands und ihre Abkunft. Aber nicht blos für die politische Geschichte dieser noch so wenig erhellten Zeit, auch für die Kunde der Literatur und den Charakter derselben, wie er in den letzten Erzeugnissen des hellenischen Geistes, wenn man anders noch diesen Namen gebrauchen

kann, sich kund gibt und theilweise, neben dem tiefen Abstand von den Productionen nicht blos etwa der ältern classischen Zeit, sondern selbst noch der ersten christlichen Jahrhunderte, auch noch einzelne, sich erhebende Lichtfunken und den Ausdruck höherer und edler Gefühle durchschimmern lässt, die wir neben so mancher Spielerei in Form und Ausdruck, neben so manchem Schwulst und Bombast, keineswegs verkennen dürfen. Allerdings bietet die noch wenig durchforschte, zum Theil noch nicht einmal durch den Druck bekannt gewordene Literatur jener Zeit in den auf uns gekommenen Resten grössere Schwierigkeiten, als andere, durch die Form und die Sprache, wenn auch nicht durch den Inhalt, anlockende Theile auf dem weiten Gebiete der hellenischen Literatur, und Wenige besitzen den Muth und die Ausdauer, der zur Ueberwindung dieser Schwierigkeiten nothwendig ist, Wenige die Gedult, Zeit und Mühe dem Studium einer Literatur sich zuzuwenden, die durch die Form, wie selbst durch den Inhalt oftmals uns abstosst, aber doch manche, noch nicht benutzte Körner besitzt, die zur Vervollständigung unserer mangelhaften Kunde griechischer Zustände im Mittelalter wesentlich beitragen können und uns zugleich dann auch besser den Gang oder vielmehr den Verfall und die Ausartung der Literatur in Schrift und Sprache verfolgen lassen. Auch von dieser Seite aus werden wir den vorliegenden Beitrag dankbar aufzunehmen haben und den Wunsch daran knüpfen, auf diesem noch so wenig angebauten Felde noch manche ähnliche Beiträge nachfolgen zu sehen, in welchen auf gleiche Weise Sorgfalt und Genauigkeit, Gründlichkeit der Forschung und Gewandheit der Darstellung mit kritischer Schärfe sich verbindet: Eigenschaften, die in diesem Beitrag überall hervortreten. Als Einleitung zu der Lebensschilderung eines byzantinisch-griechischen Gelehrten, der als Kirchenfürst, zumal in einer bedrängnissvollen Zeit, auch auf die äusseren Ereignisse, vermöge seiner Stellung, einen wesentlichen Einfluss ausübte, geht voraus ein einleitender Ueberblick der Schicksale Athen's im Mittelalter bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. Dass um diese Zeit Athen und Attika noch keineswegs so ganz verödet, so ganz slavisirt gewesen, wie der berühmte Begründer der Ansicht von der Slavisirung des alten Hellas und der slavischen Abkunft seiner jetzigen Bewohner anzunehmen geneigt ist, sucht der Verf. gegen diesen aus einigen speciellen Punkten darzuthun, so wenig er sonst die traurige Lage der Stadt wie des sie umgebenden Landes in Abrede zu stellen beabsichtigt. Hoffentlich bringen uns weiter fortgesetzte Forschungen und vielleicht auch neu aufgefundene Quellen jener Zeit (obwohl wir darauf kaum besondere Hoffnung setzen) noch

nähere Aufschlüsse über den Zustand Athen's und Attika's in dieser, der abendländischen Herrschaft zunächst vorausgehenden Periode.

Nun folgt mit §. 2 die Jugendzeit des Michael Akominatos, geschildert zugleich mit der seines Bruders Niketas, der ihm ja selbst zur Pflege, in Constantinopel, wo er seine Jugendbildung erhielt, übergeben und anvertraut war. Leider schwebt noch über gar Manchem, was zu einer näheren Kenntniss dieser Verhältnisse gehört, ein Dunkel, das wohl erst dann einigermassen wird gelüftet werden können, wenn die zahlreichen, noch handschriftlich in verschiedenen Bibliotheken vorfindlichen Schriften dieses Michael Akominatos ans Tageslicht gezogen und durch den Druck veröffentlicht sind, namentlich die zahlreichen Briefe, von denen noch so wenige erst bekannt sind. Dann werden sich wohl auch manche Zeitabschnitte und merkwürdige Punkte im Leben des Mannes näher bestimmen lassen, wo jetzt nur allgemeine Angaben möglich sind. Diess gilt z. B. gleich von der Geburt, die der Verf. nur „vermuthlich in den vierziger Jahren des zwölften Jahrhunderts, also zu Anfang der langen Regierung des Kaisers Manuel Komnenos" (1143—1180) ansetzen kann (S. 8); sein Geburtsort ist jedenfalls Chonä, das frühere Colossä, in Phrygien. Dass der Vater ein wohlhabender, auch angesehener Mann gewesen, und in einflussreichen Familienverbindungen gestanden, ist eine gewiss nicht unbegründete Vermuthung des Verf., der auch unter den Lehrern des jungen Michael zu Constantinopel die beiden Brüder Johannes und Isaak Tzetzes vermuthet (S. 9). Hier hofft Ref. von der Bekanntmachung der Schriften des Michael doch noch nähere Aufschlüsse, was den Jugendunterricht, die gelehrte, wissenschaftliche Bildung, sowohl die theologische als insbesondere die alt-classische, die Lehrer, unter denen sich Michael bildete, und Anderes betrifft, weil wir gerade darüber in dem Wenigen, was jetzt bekannt ist, kaum irgend eine Angabe oder Notiz finden, ausser etwa in der Trauerrede auf den Erzbischof Eustathius zu Thessalonich, der früher zu Constantinopel gelehrt hatte, und hier auch, wie in dieser Rede ausgeführt wird, den Michael unter seinen Schülern zählte. Wie er dann zur erzbischöflichen Würde gelangt, und zu welcher Zeit, welche Stellen er vorher bekleidet oder welche andere Dienste er geleistet, wissen wir bis jetzt ebensowenig: aus der eigenen, gelegentlich geäusserten Angabe, dass er seinem bischöflichen Amte dreisig Jahre vorgestanden, schliesst der Verf. (S. 12), dass er dasselbe in den mittleren siebenziger Jahren des zwölften Jahrhunderts angetreten. Mit dieser, allerdings nicht ganz genauen Bestimmung wird man sich begnügen müssen, bis speciellere Data vorliegen,

die eine nähere Bestimmung möglich machen. Um diese Zeit also, in den letzten Decennien des zwölften Jahrhunderts, ward Michael Akominatos zum Erzbischof von Athen erhoben; einflussreiche Familienverbindungen mögen vielleicht dazu beigetragen haben, verstärkt durch den Ruf gelehrter Bildung und einer kirchlichen Beredsamkeit, die, im Geschmacke jener Zeit, nach den noch jetzt vorliegenden Proben, und von diesem Standpunkt aus beurtheilt, allerdings für ausgezeichnet gelten musste, um so mehr, da sie von streng byzantinischer Rechtgläubigkeit getragen war und in der Bibel, in öfterer Anwendung von Bibelstellen und dergleichen wurzelte. Vielleicht bringt die bis jetzt blos handschriftlich vorhandene Antrittsrede bei Uebernahme seiner erzbischöflichen Würde zu Athen einige Aufschlüsse darüber. Immerhin war die Zeit eine gedrückte, die Lage des Reiches eine bedrängte, die Zustände der einzelnen Provinzen und Theile des schwachen Reichs, anarchisch zu nennen. In Folge dessen erhoben sich aller Orten einzelne Dynasten, ihre Unabhängigkeit erzwingend und die benachbarten Gegenden feindlich überziehend und verheerend. Einen solchen Zug unternahm auch Leon Sguros, der sich in Argolis und Korinth festgesetzt, wider Athen und Attika. Das Benehmen des geistlichen Fürsten bei dieser Gelegenheit betrachtet der Verf., der uns davon nach dem Berichte des Niketas, des Bruders, eine Schilderung entwirft, als den eigentlichen Glanzpunkt seines Lebens. Nachdem Michael vergeblich versucht hatte, durch Mahnungen und Bitten den wilden Abentheurer von der Stadt fern zu halten, ward er der Mittelpunkt ernster Gegenwehr, die den Häuptling nöthigte, sein Unternehmen aufzugeben, nachdem er an den untern Theilen der Stadt seine Verheerungsgelüste ausgelassen. Die Akropolis war es, an der die Geschosse der Andringlinge abgleiteten, und welche den Abzug der Feinde bewirkte: sie muss also damals noch als eine sichere Veste, als eine Art von Citadelle bestanden haben, während die am Fusse liegende Stadt offen da lag oder doch durch keine festen Mauern geschützt war. Um so auffallender ist es, wie nach einer so muthigen Vertheidigung, der Markgraf Bonifacius von Montferrat, nachdem er den Durchgang durch die Thermopylen über Sguros erzwungen, in die Akropolis eine starke Besatzung legen konnte, ohne dass wir in den — freilich dürftigen Nachrichten über die Besetzung des attischen Landes und der Stadt Athen durch die Lateiner etwas Näheres darüber hören, ob diese ohne Kampf in Folge griechischer Schwäche und Nachgiebigkeit (wie wir allerdings glauben möchten) oder nach einem Kampfe, als Eroberer eingezogen sind. Michael, der griechische Erzbischof, verliess Athen und begab

sich, wie hier gezeigt wird, nach der Insel Keos, um dort den Rest seiner Tage zu verleben: ein römischer Bischof nahm zu Athen seine Stelle ein. Hier, auf der Insel Keos, traf ihn die Trauerkunde von dem Tode seines geliebten Bruders Niketas; hier hat er auch die Tage seines bis an sein Ende (wie die von hier aus geschriebenen Briefe zeigen können) thätigen Lebens beschlossen, ohne dass wir jedoch Tag und Jahr seines Todes näher kennen: dass er um 1215 noch gelebt, folgert der Verf. (S. 43) mit Grund aus der Ueberschrift eines Briefes, der an einen Patriarchen Manuel gerichtet ist, der kein anderer als Manuel Charitopulos seyn könne, welcher in jenem Jahre zu dieser Würde zu Nicäa gelangte.

Der andere Theil dieser Schrift von §. 7 S. 44 ff. an hat es mit den Schriften des Michael Akominatos zu thun, die zuerst durch den gelehrten Bandini zu Florenz in seinem Catalogus Codd. Graecc. in Bibliothec. Laurent. und in einer das Jahr zuvor erschienenen, mit dem Abdruck in dem Catalogus gleich lautenden Epistola de Michaele Acominato ejusque scriptis einigermassen bekannt geworden sind. Einzelnes ist seitdem auch von Andern darüber beigebracht, Einiges auch herausgegeben worden; der Verf., dem Verzeichniss von Bandini folgend, führt nun der Reihe nach die einzelnen Schriften, Reden oder Homilien, wie Briefe, auf und knüpft daran theils einzelne weitere Betrachtungen, theils lässt er da, wo Etwas bereits von dem griechischen Texte bekannt geworden, diesen selbst folgen, begleitet mit einer deutschen, daneben gedruckten Uebersetzung, die uns wohl zeigen kann, mit welcher Gewandheit und in welcher fliessenden deutschen Sprache der Verf. das zum Uebersetzen oft höchst schwierige Original, bei der oft gekünstelten, geschraubten, bald spielenden, bald schwerfällig sich hinschleppenden Sprache, wiederzugeben verstanden hat. Zuerst kommt das (bei Tafel schon gedruckte) Vorwort, das ein anderer Byzantiner den nun folgenden Schriften des Michael als eine Art von Einleitung oder Vorrede vorangeschickt hat; eine, wie zu erwarten, zum Lob des Michael ausfallende Charakteristik desselben, des Tons seiner Schriften und dergleichen gebend und in andern allgemeinen Phrasen sich ergehend; (hätte der unbekannte Verfasser lieber dafür uns ein genaues Verzeichniss der Schriften des Michael gegeben, so würde er uns mehr zu Dank verpflichtet haben): nun folgen einige Reden und Homilien, darunter auch eine auf Palmsonntag, von welcher eine lateinische Uebersetzung in Fr. Combefis. Bibliothec. patr. concionat. (T. IV. p. 419 ed. Venet.) sich findet, nach der hier ein gedrängter deutscher Auszug gegeben ist,

der gewiss genügen kann, um einen Begriff der Art von geistlicher Beredsamkeit zu geben, in welcher Michael, nach den Begriffen und Ansichten seiner Zeitgenossen, sich so sehr auszeichnete. Unter den nun weiter folgenden Reden und Homilien finden wir auch die Lobrede auf den Kaiser Isaac Angelos erwähnt: wozu wir bemerken, dass seitdem der Wunsch des Verf. S. VI in Erfüllung gegangen, indem diese Rede nun im Druck erschienen ist: Michaelis Acominati Athen. metropolit. Panegyricus Isaacio Angelo post Andronicum Comnenum regno pulsum dictus Constantinopoli; primus edidit Th. L. F. Tafel. Tubingae 1846 in 4. Die historischen Beziehungen dieser Rede rechtfertigen allerdings ihre Bekanntmachung und unterscheiden sie dadurch vortheilhaft vor andern Reden eines bloss theologischen Inhalts, der schwerlich in seiner ganzen Fassung und Darstellung abendländische Leser anziehen kann. Dieselbe Bedeutung zollen wir auch gern der ebenfalls von Tafel, aber schon früher, wie bekannt, herausgegebenen Leichenrede auf den bekannten, für die classische Literatur durch seine hinterlassenen Compilationen so wichtigen Eustathios, Erzbischof von Thessalonich. Der Verf. theilt diese Rede vollständig nach dem griechischen Texte, der mit einer deutschen Uebersetzung begleitet ist, mit, und schickt in gleicher Weise sechs an Eustathios gerichtete Briefe des Michael voraus; sie lassen das innige Verhältniss, das zwischen diesen beiden gelehrten und classisch gebildeten byzantinischen Kirchenfürsten des zwölften Jahrhunderts bestand, durchweg erkennen. Die Trauerrede selbst zeigt die Theilnahme des überlebenden Freundes, der allen Glanz seiner byzantinischen Kirchenberedsamkeit, die hier noch ziemlich natürlich im Vergleich mit andern ähnlichen Produkten jener Zeit erscheint, obwohl nicht ohne manche Uebertreibungen, wie sie der Zeitgeschmack liebte und verlangte, anwendet, um den hingeschiedenen Lehrer, Freund und Bischof würdig zu ehren und zu verherrlichen. Sucht man nähere, speciellere Angaben darin, wie sie für uns ein besonderes Interesse haben könnten, etwa über die classischen Studien des Erzbischofs von Thessalonich, seine Beschäftigung mit Homer, mit Pindar und ihren gelehrten Auslegern und dergleichen, so wird man sich freilich getäuscht finden, indem der Panegyricus mit aller seiner überströmenden Fülle sich doch immer mehr im Allgemeinen hält, und in dieser Weise die Verdienste des Hingeschiedenen um die Stadt, um die ihm anvertraute Heerde, um die Wissenschaft, um den Unterricht und die Jugendbildung und dergleichen durchgeht. Eine warme Theilnahme für den Hingeschiedenen, ein inniges und tiefes Gefühl der trauernden Liebe spricht sich überall aus: selbst

geschmacklose Bilder und Spielereien der Rede, wie sie in derartigen Producten der spätern byzantinischen Zeit uns so oft entgegentreten und uns unangenehm berühren, treten hier etwas zurück, ebenso wie höfische und niedrige Schmeichelei, die diesem Manne, der einer bessern Zeit würdig war, fremd geblieben zu seyn scheint. Allerdings fehlt es, wie schon bemerkt, hier nicht an Uebertreibungen, die aus dem panegyrischen Geiste dieser Beredsamkeit sich wohl erklären, wenn auch nicht rechtfertigen oder entschuldigen lassen. Eine solche Stelle finden wir z. B. schon in dieser Rede bald nach dem Eingang; wir wollen sie hier nach der Uebersetzung des Verf. und zugleich als eine Probe derselben, die unser günstiges, darüber ausgesprochenes Urtheil bestätigen mag, mittheilen:

„Wehe über das gemeinsame Leid! Wehe über das Missgeschick des ganzen Erdkreises! Ein Stern des Lebens war noch übrig, eine Fackel des Wortes, ein grosses Licht der Welt, eine Sonne in unserer Priesterschaft. Und jetzt (o Verwirrung des Alls!) ja jetzt — doch wie, kühne Zunge, magst du es aussprechen? — ist auch diese erloschen, untergegangen, ist hin für uns auf immer. Wie ertrugst du es nur o Sonne, nicht mehr die dir gegenüber sich erhebende Erdensonne zu sehen, die den unter dir Wandelnden war, was du den übrigen Sternen? So ist nun wüste Finsterniss über das All ausgegossen und lichtloses Dunkel umfing unser Leben und des Unglücks sternlose Nacht; und wie einst die Aegypter in greifbarer Finsterniss (ὑπὸ ψηλαφητῷ σκότῳ nach Exod. IX, 21) irrend, sehnen wir Hirten durch die Vernunft (λογικῶς) uns nach ihm, der an Hirtenweisheit so weit wie der Führer die Heerde, Alle überragte, wir Männer der Wissenschaft sehnen uns nach ihm, dem König des Wissens und dem Vater der Wohlredenheit. Denn mit mehr Recht könnte der grosse Eustathios des königlichen Namens sich rühmen, als jener attische Sophist, da er ja an Weisheit so viel königlicher (πολὺ βασιλεύτερος) war. Auch die heilige Synode sucht ihr durchdringendstes Auge und die Stimme, die so königliche Worte rings verkündete und zum äussersten Ziele drang.“

Nun wird Thessalonich, die in Trauer um ihren Hirten, der sich um sie so verdient gemacht, versunkene Stadt, eingeführt, dann die Stadt, welche Zeuge seiner früheren Wirksamkeit war, Constantinopel, „nicht etwa blos in sofern er ihr ein würdiger Schmuck und ein glänzender Stern geworden war, sondern, indem er den in ihrem Bereich mit saurem Schweiss gesammelten Schatz der Weisheit freigebig den Fleissigen mittheilte, als ein gemeinsames Prytaneum der Rede und ein allumfassender Heerd der Weisheit,

ja als ein zweiter Helikon dastehend? Denn er war ein unverschlossener Garten und ein volltragender Acker, den der Herr segnete, und eine unversiegelte Quelle der Rede" u. s. w. In dieser Art und Weise fährt nun Michael fort, die Eigenschaften des Eustathios als Lehrer und seinen Einfluss auf die Schüler, unter denen ja Michael selbst gewesen war, zu erheben, dann ebenso seine Beredsamkeit, seine Tugend und übrigen Vorzüge. Vielfache Beziehungen auf Bibelstellen, auf denkwürdige Sprüche des Alterthums laufen überall mit unter; der Uebersetzer hat sorgfältig dieselben überall in den Noten nachgewiesen, welche den Text dieser und der übrigen hier mitgetheilten Reden und Briefe begleiten und auch sonst manche Erörterung bringen. Nun folgt die, ebenfalls durch Tafel zuerst in ihrem griechischen Text bekannt gewordene Rede, oder vielmehr das Memoir (Ὑπομνηστικόν) an den Kaiser Alexios den Komnenen, welchen der Verf. mit allem Grunde für den Kaiser Alexios III. Angelos, nimmt, der nach der Entthronung seines Bruders Isaac, sich Komnenos nannte und 1206 starb, nachdem er von 1195 bis 1203 als Kaiser regiert hatte. Dieses Memoir gibt einen beachtenswerthen Beitrag zur Kenntniss der Zustände Athens in der der fränkischen Herrschaft unmittelbar vorausgehenden Zeit, des Verhaltens der byzantinischen Beamtenwelt, ihrer Erpressungen und dergleichen, während es zugleich zeigt, dass dem geistlichen Hirten der Stadt auch die äussere Wohlfahrt seiner Gläubigen am Herzen lag. Von der Trauerrede auf den Bruder Niketas, die bekanntlich in einer lateinischen Uebersetzung von Pet. Morell (bei dessen Ausgabe der Geschichte des *Nicetas Paris* 1566 und daraus einigemal wiederholt, Bibl. Patr. Lugdun. T. XXV. Colon. T. XII.) vollständig vorliegt, theilt uns der Verf., der diese etwas weitschweifige und auch in andern Beziehungen minder, als die Rede auf Eustathios ansprechende Monodie richtig S. 128 beurtheilt hat, nur das mit, was vom Originaltext bis jetzt bekannt ist und den Schluss bildet.

Von den übrigen Reden dieses Michael kennen wir bis jetzt wenig mehr als die Aufschriften und einzelne Bruchstücke des Anfangs oder des Schlusses; noch weniger sind uns die Briefe bekannt, deren Zahl, nach den davon bekannten Aufschriften bis auf hundert achtzig reicht. Der Verf. theilt nach Bandini's Angaben Alles, was wir darüber wissen, genau mit, und begleitet diess mit manchen Zusätzen oder Bemerkungen. Den Schluss bildet die Mittheilung eines dem Michael zugeschriebenen Gedichtes in Jamben auf das alte Athen und dessen Grösse im Vergleich und im Hinblick auf das gegenwärtige, ihm so wenig

ähnliche Athen. Boissonade hat diese Verse zuerst aus einer Pariser Handschrift in seinen Anecdd. V. p. 373 ff. mitgetheilt; hiernach gibt unser Verf. den griechischen Text, begleitet mit einer wohlgelungenen deutschen Uebertragung: und dann folgen als Schluss die schönen lateinischen Verse, welche Peter Morell zum Lobe dieses Michael, seiner lateinischen Uebersetzung der Trauerrede des Michael auf seinen Bruder Niketas beifügte, hier ebenfalls mit einer deutschen Uebersetzung in Versen begleitet. Die letzte Seite (146) gibt eine Tabelle der byzantinischen Kaiser, die in den Schriften des Michael vorkommen, oder mit ihm selbst in Berührung kamen, zur bequemen übersichtlichen Anschauung der (mehrfach verwickelten) Verwandtschaft- und Successionsverhältnisse.

**Ch. Bähr.**

# Kurze Anzeigen.

*Neuere Phonologie, für das Englische, Italienische, Französische: als Theorie vom Naturleben der Sprache, wie es in Wortbildung, Aussprache, Wortbiegung, Wort- und Satzgefüg sich wahrnehmen lässt. Ein Beitrag für lebendiges und rationelles Sprachstudium von M. Wocher. Ulm, 1846. XII und 226 Seiten.*

Da wir schon in einem frühern Jahrgange dieser Zeitschrift ein ähnliches Buch desselben Verfassers ausführlich besprochen haben, so wollen wir, den Leser darauf verweisend, von dem vorliegenden Buche in möglichster Kürze Nachricht geben. Wir können diess um so mehr, als Hr. Wocher in seinen phonologischen Betrachtungen nicht etwa auf einen sicheren Standpunct gelangt ist, sondern nur das Gebiet verändert hat: während er uns früher seine Theorie am Altdeutschen zu veranschaulichen suchte, thut er es jetzt in ganz gleicher Weise am Englischen, Italienischen und Französichen. Die Ansicht aber, die Hr. Wocher schon früher und auch jetzt wieder von der sogenannten Phonologie aufgestellt hat, lässt sich in kurzen Worten so geben: In jeder Silbe, jedem Wort ist die Verbindung der Buchstaben von dem Bedürfniss des Sprachorgans bedingt, welches überall so viel nur möglich, Bequemlaut und Leichtigkeit der Aussprache verlangt. Nehmen wir also das Wort Gast als Beispiel, so haben wir uns mit Hrn. Wocher folgende Vorstellung davon zu bilden: die darin vorkommenden Consonanten G-st vertragen bei der Quantität, die diesem Worte zukommt, am bequemsten für das Sprachorgan den Vocal a, darum heisst es Gast und nicht z. B. Gost, und wiederum, wenn gleich die Consonanten als das festere und stetigere Element der Sprache die Träger der Wurzeln und Stämme sind, so können die Vocale nach dem Gesetz der Bequemlichkeit doch in einem gewissen Grad Einfluss üben und in dem gegebenen Fall darf man sagen, dass der Sprachgeist um der Bequemlichkeit des Sprachorgans zu genügen, ebenso gut G aus Rücksicht auf a als a aus Rücksicht auf G-st gewählt habe, dass also, wenn der Lateiner hostis (= peregrinus Cic. de Off. I, 12) sagte, der Deutsche aber Gast, nicht etwa Hast, die Abweichung beider Sprachen daher rühre, dass dem lateinischen Sprachorgan hostis, vem deutschen aber Gast am bequemsten gewesen sey.

*(Schluss folgt.)*

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Wir glauben, indem wir ein Beispiel zu Hülfe genommen und es mit dem Lateinischen verglichen haben, den Leser auf eine ebenso bequeme als kurze Weise schon ziemlich in Stand gesetzt zu haben, um die Richtung von Hrn. Wocher's Sprachstudium errathen zu können. Doch sind wir noch nicht fertig und fühlen uns in einer gewissen Verlegenheit, wie wir das, was noch übrig bleibt, beibringen sollen. Nicht genug, dass der Sprachgeist bei jeder einzelnen Silbe, bei jedem einzelnen Worte darauf Rücksicht nehmen musste, was dem Sprachorgan bequem und leicht auszusprechen wäre, nein, auch für die zusammenhängende Rede hatte er Vorkehrungen zu treffen: jedes Glied, Silbe oder Wort, musste so ausfallen, dass es in Verbindung mit andern dem Bedürfniss des Sprachorgans genügte. Wenn der Leser diese Relation unglaublich findet, so möge er uns erlauben, des Verf. eigene Worte anzuführen. „Auch zwischen Wörtern und Wörtern im lebendigen Geweb eines Satzes (woran „man bei der gewöhnlichen Auffassung und Behandlung der Sprachen gar nicht „denkt) besteht ein organisches inniges Verhältniss. — Wenn bei einer abge„rissenen Silbe es oft schwer seyn mag, ob wir sie leichter mit a oder e oder „einem andern Vocal sprechen, so gewinnt die phonetische Wahrnehmung eine „ganz andere Bestimmtheit und Sicherheit im Kontext mit andern Silben und „*Wörtern*; so wäre vielleicht bei flüchtigem Aussprechen ga oder gè nahezu „*gleich bequem*, anders aber im Wort: der Gast, die Gäste; diu ga„lauba, der geloube; da wirkt Endung und Artikel.“ Aber wenn der Artikel der daran Schuld seyn soll, dass es Gast heisst, und wiederum der pluralische Artikel die den Umlaut Gäste bewirken soll, woher kommt es denn, dass es auch im Genitiv Plural der Gäste und nicht der Gaste heisst? Ferner: was sagt denn Hr. Wocher dazu, wenn wir ihm umgekehrt diu gelouba und dër geloube nachweisen? Es ist im höchsten Grade unrecht, wenn man, um solche Liebhabereien plausibel zu machen, seine Zuflucht zu unhaltbaren Erfindungen nimmt. Uebrigens abgesehen selbst von so trüglichen Beispielen, die ein historisches Studium ganz anders zu deuten weiss, wird Niemand Hrn. Wocher glauben, dass zwischen zwei Wörtern oder gar ganzen Sätzen eine solche Rücksicht bequemer Aussprache Statt finde. Soll die Phonologie zu Ehren kommen, so muss man es ganz anders anfangen, als Hr. Wocher, der Jahre lang die Bewegungen der Sprachorgane durch den Spiegel beobachtet und Fingeroperationen, wie er es selbst nennt, und Gott weiss was anwendet, und dessenungeachtet uns kein halb Dutzend feste Regeln aufweisen kann, die wir als allgemeine Grundlage eines wissenschaftlichen Studiums der

Phonologie gebrauchen könnten. So viel scheint uns nach dem Gang aller Wissenschaften sicher, dass man erst in erschöpfender Weise zu erforschen habe, was gebräuchlich und nicht gebräuchlich sey, ehe man nach dem Grunde des einen oder des andern fragen dürfe. Hätten wir Musse, der Phonologie obzuliegen, so würden wir damit unsere Forschungen beginnen, dass wir die deutschen Wurzeln verzeichneten und zwar in folgender Weise:

I. Wurzeln, die mit einem Vocal anfangen, und a) mit einem oder b) mehreren Consonanten schliessen.

II. Wurzeln, die a) mit einem oder b) mit mehreren Consonanten anfangen und schliessen.

Die Consonanten würden wir wieder nach den Sprachorganen abtheilen, und wenn diess geschehen wäre, so würden wir vor allem andern die verwandten Sprachen, die griechische und lateinische, vergleichen, um zu sehen, welche Buchstabenverhältnisse sowohl in der deutschen als auch in den andern Sprachen vorkämen, ferner welche entweder nur der einen oder nur der andern geläufig wären, und endlich welche in keiner von allen sich finden. In ähnlicher Weise würden wir sofort auch unwurzelhafte Theile der Sprachen behandeln. Endlich könnten wir denn auch wohl zu den Mitteln für den Wohl- und Bequemlaut, zur Syncope und Apocope und dergleichen, wodurch Hiatus und ähnliche Uebelstände vermieden werden, übergehen und hierbei dürfte es etwa am Orte seyn, das Wort in seiner Beziehung zu den es umgebenden Wörtern zu betrachten. Zuletzt würden wir aber die Frage, warum mag diess alles so und nicht anders seyn? anknüpfen und damit das Ganze beschliessen. Diese Idee sind wir hier kurz anzudeuten schuldig gewesen, damit Hr. Wocher sehe, dass wir unsern Tadel gegen ihn nicht etwa blindlings, sondern aus vollster Ueberzeugung wiederholt haben. Möge er diese unsere Ansicht wenigstens der Prüfung werth halten.

---

*Vergleichendes Wörterbuch der gothischen Sprache von L. Diefenbach. Erster Band. Frankf. a. M. 1846. XVI und 488 S.*

Diese lexikalische Arbeit, die von viel Kenntnissen und Gründlichkeit zeugt, ist zwar zunächst nur für die gothische Sprache bestimmt, doch sind dabei alle verwandte, sowohl deutsche als nicht deutsche Sprachen in einer Weise berücksichtigt, dass auch die Lexicographie im allgemeinen sowie das sprachvergleichende Studium wesentlich dadurch gefördert worden ist. Selbst Laien, denen es um ursprüngliche Form und Bedeutung deutscher Wörter zu thun ist, werden manche erwünschte Aufschlüsse darin finden, denn obgleich diess Buch wie gesagt eigentlich nur den gothischen Sprachschatz umfasst, der bei den wenigen überlieferten Denkmalen nicht sehr gross seyn kann, so ist durch die vergleichende Methode sehr viel Anlass zu gelegentlicher Besprechung altdeutscher Wörter, die das Gothische uns nicht erhalten hat, vorhanden gewesen. Was das Mittelhochdeutsche betrifft, so scheint es etwas weniger als das Althochdeutsche bedacht worden zu seyn. Wir vermissen nicht nur manche Wörter, deren Erwähnung ganz nahe lag, z. B. S. 1 uop, vgl. Lachm. zu Nib. 1462, 2, sondern manchmal ist auch ihre Bedeutung zu unvollständig

angegeben worden, z. B. S. 270 bei bulge, welches auch Sack, Beutel bedeutet und so im Otnit und trojanischen Kriege vorkommt. Bei væle, S. 376, hätte nicht so wohl das lateinische palla, als velum, französisch voile, woraus es entlehnt scheint, verglichen werden müssen; und wenn die Bedeutung seidnes Frauengewand richtig ist, so hätte doch beigefügt werden müssen, dass die væle auch von Tuch und bei Männern im Gebrauch gewesen ist. Vgl. Parz. 301, 28. 302, 1, woraus man zugleich die den fremden Ursprung verrathende Nebenform faile kennen lernt. Unter den Hilfsmitteln sehen wir Ziemann's Wörterbuch angeführt, welches aber nur mit grosser Vorsicht zu gebrauchen ist. Das Wort warf, Ufer, Kreis, Kampfplatz, welches wir S. 194 angeführt finden, ist ohne Zweifel Ziemann entlehnt, der aber keine Autorität beigefügt hat, obgleich sie sehr wünschenswerth gewesen wäre. Dagegen beklagen wir, dass wir Wackernagel's Wörterbuch nicht von Hrn. Diefenbach benützt finden, welches ihm doch gewiss sehr zu Statten gekommen wäre. Möchte er bei den noch folgenden beiden Bänden, die er innerhalb 2 Jahren zu vollenden gedenkt, diesen Wink nicht unbeachtet lassen.

---

*Ueber die Betonung mehrsilbiger Wörter in Suchenwirt's Versen, von A. Koberstein. 8 S.*

Schon in einer frühern, lateinischen Abhandlung, die 1842 unter dem Titel Quaestiones Suchenwirtianae in Naumburg erschien und die wir, wenn uns unser Gedächtniss nicht trügt, in diesen Jahrbüchern anzeigten, widmete der Hr. Verf. S. 3—5 ein Capitel diesem Gegenstande, doch eine umfassendere Behandlung musste Hr. Koberstein, dessen nächster Zweck damals grammatische Untersuchungen über Suchenwirt war, sich vorbehalten, an einem andern Orte nachzuholen. Diess ist nun hier geschehen und zwar mit einer Einsicht und Gewissenhaftigkeit, wie man sie von einem solchen Manne erwarten darf. Das Ganze, wenngleich nur die Metrik eines einzelnen Dichters betreffend, ist nichts desto weniger ein sehr schätzbarer Beitrag zur deutschen Verskunst und Wortbetonung des XIV. Jahrhunderts und darf Jedem, der hieran Interesse nimmt, bestens empfohlen werden.

Heidelberg, am 6. Januar 1847. **K. A. Hahn.**

---

*Jahreshefte des Würtembergischen Alterthumsvereins (auf schönstem Papier in gr. Folio): Erstes Heft, Stuttgart 1844, 6 S. mit 4 Tafeln Abbildungen. Zweites Heft, Stuttgart 1845, 4 S. mit 3 Tafeln Abbildungen. Nebst den Rechenschaftsberichten (in gr. 4.): Erster Rechenschaftsbericht des Würtembergischen Alterthumsvereines für das Jahr 1844; 22 S. Zweiter Rechenschaftsbericht — für das Jahr 1845; 16 S. Und Sitzungen des Würtembergischen Alterthumsvereines. Unter dem Protectorat Seiner Majestät des Königs. Stuttgart 1843 (in gr. 8.).*

Während sich überall in unserm deutschen Vaterlande, seit es durch seine grosse Siegesschlacht bei Leipzig in dem Jahre 1813 seine Selbstständigkeit wieder

gewonnen hat, in dem hohen Selbstgefühle, dass wir wieder unter von fremdem Gebote unabhängigen eignen theueren Fürsten freie Deutschen sind, Geschichts- und Alterthumsvereine gebildet haben, ist das für Wissenschaft und Kunst so rege Würtemberg nicht zurückgeblieben. Es haben sich vielmehr der Reihe nach daselbst erhoben in den Jahren:

1822 in dem Junius, der Würtembergische Verein für Vaterlandskunde mit des so hochverdienten unvergesslichen J. G. D. Memminger Jahrbüchern und der von neuem herausgegebenen und ergänzten vorzüglichen Würtembergischen Münz- und Medaillenkunde von Christian Bender;

1832 in dem Februar, der archäologische Verein zu Rottweil mit seinen sehr interessanten Mittheilungen;

1841 in dem Märze, der Verein für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben mit seinen vortrefflichen Verhandlungen, mit seinem so meisterhaft ausgeführten „Bartholomäus Zeytblom und seine Altarbilder auf dem Heerberge“ und mit seinem nicht minder gelungenen „Zur Architectur und Ornamentik des deutschen Mittelalters. Aus dem Münster zu Ulm“;

1841 in dem Märze, der Alterthumsverein in dem kleinen für die Werke der Vorzeit doch so gross empfänglichen Zabergaue;

1843 in dem Junius, unser obengenannter ausgezeichneter Würtembergischer Alterthumsverein zu Stuttgart, an welchen sich noch zwei Hülfsvereine angeschlossen haben: einer in dem Dezember 1843 zu Oehringen und einer zu Hohenzollern-Sigmaringen in dem Märze 1845; und

1844 in dem Julius, ein Alterthumsverein in Calw.

Dazu ist eben jetzt im Begriff sich zu erheben ein historischer Verein für das fränkische Würtemberg und seine Grenzen. Derselbe hat bereits seine Satzungen festgesetzt und seine Beitrittseinladung mit denselben ergehen lassen. Er hofft, sich noch in dem Laufe dieses Jahres 1846 förmlich zu constituiren und mit dem neuen Jahre 1847 seine geordnete Wirksamkeit beginnen zu können. Wir wünschen ihm kräftiges Entstehen und fröhliches Aufblühen.

Uns aber geht hier an der Würtembergische Alterthumsverein in der Residenzstadt des Königreiches selbst, welcher, als „ein allgemeiner für ganz Würtemberg“, die andern Vereine alle überragen zu wollen scheint. Sein Zweck ist, die Denkmäler der Vorzeit, welche geschichtlichen oder Kunstwerth haben, vor Zerstörung oder Entfremdung, vor Beschädigung oder Verunstaltung zu bewahren; auch sie der Betrachtung zugänglich zu machen. Er wird sich bemühen, den Sinn für vaterländisches Alterthum im weitesten Umfang, und vornehmlich das Verständniss der alten Kunst bei allen Klassen der Gesellschaft einheimisch zu machen. Und die Gegenstände, welchen er seine Sorgfalt und Aufmerksamkeit widmet, sind: 1) Reste der keltisch-römischen Zeit (wir möchten lieber sagen: der keltischen, altgermanischen, römischen, alemannischen und fränkischen Zeit), sowohl Strassen, Befestigungen, Wohnplätze, Grabstätten (die auch in den Statuten hätten genannt werden dürfen) und dergleichen, als Geräthschaften und Bilderwerk jeder Art; 2) die Denkmäler des Mittelalters, von der Völkerwanderung bis in die neue Zeit herab; und 3) lebendige Reste der Vorzeit: Tracht, Sprache, Sitten und Einrichtungen, abergläubische Meinungen und Gebräuche, Sagen und Lieder des Volkes u. s. w. Zur Beförderung archäologischer Kenntnisse gibt der Verein Jahreshefte heraus. Diese enthalten

Abbildungen mit beigegebener Erklärung, Nachrichten über Gegenstände der Alterthumswissenschaft, und den jährlichen Bericht über den Gang und die Leistungen des Vereins. Zur Aufbringung der Mittel zu diesen Leistungen wurden Actien geschaffen, deren Abnahme zu einem jährlichen Beitrage von 2 Gulden und 42 Kreuzern verpflichtet. Die Zahl dieser Actien ist unbeschränkt. Ein Mitglied kann ihrer so viele nehmen, als ihm beliebt. Und wie sehr der Verein bereits schon erstarkt ist, beweiset, dass an dem Schlusse des Jahres 1845 die erfreuliche Zahl der Mitglieder 498 und die der Actien 750 betrug. Seine Majestät der König hat allein 50 Actien genommen. Und ausserdem, dass der Verein sich selbst mit den andern würtembergischen Vereinen allen in freundschaftliche Verbindung gesetzt hat, sind ihm sogar auswärtige Vereine, namentlich der historische Verein von und für Oberbayern und die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften in München auf das freundlichste entgegen gekommen; und er steht bereits nicht nur mit diesen, sondern auch noch mit sechzehn andern auswärtigen historischen und antiquarischen Vereinen, zum gegenseitigen Austausche der Vereinsschriften, in dem Bunde.

Den nähern Inhalt der erwähnten Rechenschaftsberichte bilden: I. Das Verzeichniss der Mitglieder, vor denen der König selbst als Protector voransteht und dem das ganze kön. Haus und eine lange Reihe von Prinzen und Fürsten folgt. II. Das Verzeichniss der Geschenke, welche besonders reichlich dargebracht hat der edle für die Alterthumswissenschaft zu frühe zu den Vätern gegangene Oberst v. Hövel, und unter denen besonders zu bemerken sind: die aus den Gräbern zwischen Zuffenhausen und Kornwestheim gewonnenen und von dem königl. würtemberg. Finanzministerium durch die königl. Eisenbahncommission übergebenen Schwerter, Lanzenspitzen, Zierathen von Erz, farbigen Korallen aus Thon, Menschenschedel und Knochen. Uebersicht der Verbindungen des Vereins mit andern Vereinen. IV, Eingegangene Notizen und *(schriftliche)* Materialien. V. Verhandlungen des Vereins mit Behörden und Privaten *in Betreff* der Erhaltung oder Erwerbung von Alterthümern, namentlich dass alle Bilder, aus Kirchen z. B., welche dem Staate gehören, vorbehaltlich des Eigenthumsrechtes des Staates, in die Vereinssammlung zur Ausstellung und Anschauung gebracht werden dürfen. VI. Wünsche, und VII. Auszug aus der ersten Jahresrechnung vom 1. Juli 1843 — 1844, nach welchem die höchst bedeutende Einnahme 2017 Gulden 40 Kreuzer und die Ausgabe 1985 Gulden 54 Kreuzer betrug, also auf neue Rechnung noch ein Rest von 31 Gulden 46 Kreuzern blieb. Zu den Wünschen gehört besonders, dass die Mitglieder möchten den Vereinsausschuss zu Stuttgart benachrichtigen: von den deutschen Grabdenkmälern ihrer Umgegenden, von ganzen Bildern, Grabschilden, Tafeln mit Wappen, Sinnbildern, Inschriften und Tafeln mit blossen Inschriften, von alten Urkunden angehängten Sigillen und von alten unter dem Volk noch lebenden Sagen, Mährchen und Liedern; und dass die Mitglieder sich bestreben möchten, auch möglichst viele Todtenhügel und Gräber der Vorzeit zu öffnen. Und damit die Nachgrabungen auf die rechte Weise und mit grösster Genauigkeit, zumal bei Eröffnung von Todtenhügeln, angestellt werden, wird selbst eine Anweisung dazu gegeben. Mit dieser können wir jedoch nicht übereinstimmen. Wir haben nämlich eine grosse Anzahl von Todtenhügeln geöffnet und alle mögliche Weisen der Aufgrabung derselben, auch die Abschnitt-weise, die hier vorgeschlagen

wird, wiederholt versucht. Wir haben aber dieselbe als sehr unbequem und oft in dem Geschäfte hindernd gefunden, und sind dann auf die concentrische Aufgrabungsweise gekommen, und haben diese als die in jeder Hinsicht geeignetste für die Sache selbst und als die zugleich am meisten Zeit und Geld ersparende erprobt und fest beibehalten. Wir haben uns auch über dieselbe mit den sehr erfahrenen Vorstehern des Nassauischen Vereines in Wiesbaden wohl besprochen: und auch diese haben uns ihre vollkommenste Zustimmung gegeben. Weil jedoch hier der Ort nicht ist, diese concentrische Ausgrabungsweise selbst näher zu beschreiben, so verweisen wir auf unsere Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel S. 29 und 30 und S. 72 ff. und auf unsere Jahresberichte IV, S. 9 und V, S. 14, sowie auf die Annalen des Vereins für Nass. Alterthumskunde Bd. II, Hft. 2, S. 66—68 und S. 178.

Den eigentlichen Inhalt des ersten Jahresheftes des Würtembergischen Alterthumsvereines selbst, das mit einer edel-schön geschriebenen Chronik des Vereines beginnt und mit einer höchst geistvollen Deutung der von Dr. Fellner geschenkten Verzierungen des Umschlages und des Textes dieses ersten Jahresheftes schliesst, bilden vier vortreffliche Tafeln und deren Erklärung. Die erste Tafel nämlich stellt ein seltenes Meisterstück mittelalterischer Holzschnitzekunst, den Altar der Herrgottskirche eine Viertelstunde von Kreglingen, einem kleinen Städtchen in dem Tauberthale unterhalb Rothenburg, dar; und die zweite Tafel gibt in grösserm Massstabe ein einzelnes Bild dieses Altares, Mariä Verkündigung oder den, früher sogenannten, englischen Gruss unten auf dem rechten Flügel dieses Altares. Und wenn man staunt, ein solches Wunderwerk der Kunst an einem an sich so unbedeutenden Orte zu finden, so bemerken wir, dass Papst Bonifacius IX. diese Herrgottskirche in dem Jahre 1394 mit dem Ablasse begabte und der Besuch derselben von Wallfahrern nun überaus zahlreich war. An gewissen Tagen strömte das Volk hier zusammen, zuweilen in solcher Menge, dass das ganze Thal bis auf die Spitze der Berge, so weit man das Gotteshaus erblicken kann, mit Menschen besetzt war. Dann mussten zwölf Priester, die grösstentheils von Würzburg kamen, den Gottesdienst verrichten. Von jener Zeit her sind an der Rückseite der Chorstühle noch Gebetsformeln und Ablassbriefe mit werthvollen Holzschnitten angeklebt. Nur von der Sage berichtet, aber darum nicht unwahrscheinlich ist es, dass auch der Dominicaner Tetzel diesen Zusammenfluss von Gläubigen zu seinem Ablasshandel benützt hat. Das Vermögen, dessen sich die Herrgottskirche bei so günstigen Verhältnissen sicherlich erfreute und das durch Stiftungen noch vermehrt wurde, gab ohne Zweifel Anlass, dass gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, — denn auf diese Zeit muss man aus dem Kunstgeschmacke des Altars schliessen, — derselbe, wohl durch Jacob Mühlholzer von Windsheim, vier bis fünf Meilen ostwärts von Kreglingen, zur Ausführung kam. — Auf der dritten Tafel sehen wir das Thor an dem Kloster zu Comburg bei Hall an dem Kocher und an demselben die Architectur eines Thorgebäudes, welches gewiss nicht viele seines Gleichen zählt, als höchst sauber in Sandstein ausgeführt und sowohl im Ganzen als im Einzelnen die schönsten Verhältnisse zeigend. Dem Kloster aber ging eine Burg voran, auf welcher schon in dem eilften Jahrhunderte ein mächtiges fränkisches Grafengeschlecht hausete. Das Kloster ist von einem der letzten Sprösslinge desselben, von Burkhard, in dem Jahre 1078 für Benedictiner

gestiftet worden. Dieser liess zum Behuf des Baues desselben die Comburg abbrechen und ward selbst Mönch in dem Kloster, das an ihre Stelle trat. — Die vierte Tafel endlich enthält in der Grösse des Urbildes und in schönster Farbenpracht vier Spielkarten eines Kartenspieles aus dem fünfzehnten Jahrhunderte, das einen Theil der königlichen Kunstkammer zu Stuttgart ausmacht. Und was auf sehr belehrend-interessante Weise über diese und die Spielkarten überhaupt gesagt wird, bitten wir unsere Freunde selbst zu lesen.

In dem zweiten Jahreshefte eröffnet das erste seiner drei Blätter eine Reihe von Abbildungen, welche die eilf Standbilder der würtembergischen Grafen darstellen, mit welchen Herzog Friedrich I., † 1608, welcher sie in Sandstein ausführen liess, den Chor der Stuttgarter Stiftskirche schmückte. Und zwar sind zwei dieser Standbilder hier zunächst in Abbildung gegeben: Ulrich, der Sohn Graf Eberhard's, des Greiners, berühmt durch den Heldentod, welchen er in dem Kampfe mit den Städten bei Döffingen den 23. August 1388 starb, und Graf Eberhard der Milde, reg. 1392 bis 1417, welcher die Schlegler besiegte. — Die zweite besonders meisterhaft ausgeführte Tafel hat die schöne Zeichnung des ehernen Grabdenkmales des weisen und tapfern Grafen Eitel Friedrich IX. von Zollern und seiner reitzenden Gemahlin Magdalena, gebornen Markgräfin von Brandenburg, in der Stadtkirche zu Hechingen. Sie erschienen als besonders der Abbildung werth. Denn der Graf war einer der auserlesenen Freunde und vornehmsten Rathgeber Kaiser Maximilian's I., des „letzten Ritters". Gleich tüchtig in dem geheimen Rathe wie als Feldoberster, empfing er von dem Kaiser das goldene Vliess, das ihn auch auf dem Grabmale schmückt, das Amt des ersten Kammerrichters bei dem neuen Reichskammergerichte und für sich und seine Nachkommen die Würde der Reichskämmerer. Und seine Gemahlin wurde die Stammmutter aller jetzt lebenden Fürsten von Hohenzollern-Hechingen und Sigmaringen. Um ihren Hals trägt sie die Insignien des Brandenburger Schwanenordens. Und zu den Füssen des Grafen liegt ein Löwe, zu denen der Gräfin ein Hund. Beide Thiere aber sind keine Wappenbilder, sondern allgemeine Sinnbilder: der Löwe bedeutet die männliche Kraft, der Hund die weibliche Treue. — Auf der dritten Tafel erscheinen Herzog Eberhard's prächtiges Schwert und Rosenkranz. Das erstere diente nicht für gewöhnliche Benützung, sondern wir haben hier eines jener Prunkschwerter, welche Fürsten des Mittelalters als Zeichen der richterlichen Gewalt unter ihren Abzeichen führten. Dass es dem ersten Herzoge von Würtemberg, Eberhard im Bart, angehört habe, gibt dessen wohlbekannter Palmbaum zu erkennen. Die Jahreszahl 1495, welche wir auf der Rückseite des Griffes lesen, erinnert an den glanzreichsten Augenblick in Eberhard's Leben, an den Reichstag zu Worms, auf welchem er von Kaiser Maximilian die Herzogswürde bekam (21. Juli 1495). Bei dieser hohen Feierlichkeit stellte der Kaiser dem Neuerhobenen dieses Schwert zu; und es hat für Würtemberg, wo man es seitdem sorgsam bewahrt hat, einen doppelten Werth, als Urkunde an einen der edelsten Fürsten, welche Deutschland besessen hat, und an den ritterlichen Maximilian, welcher einen so Hochverdienten, wie Eberharden, zu würdigen wusste. Ueberhaupt sind alle abgebildeten Personen und Gegenstände gut gewählt, sowohl in geschichtlicher, als in künstlerischer Hinsicht. — Zum Schlusse endlich wird uns dargeboten eine Erklärung der Aufnahmsurkunde oder des Diploms des Vereines. Den

Rand derselben umzieht nämlich eine symbolische Darstellung der schon genannten Gegenstände, über welche der Verein seine Thätigkeit zu verbreiten bezweckt und meist bereits verbreitet hat. „Alle diese Bilder," schliesst diese Deutung, „sind umrankt von Epheu, dem Symbol der Dauer. Damit soll nicht nur auf die Unvergänglichkeit des Ruhmes, der grossen Männern und Zeiten gesichert bleibt, sondern auch auf die Verpflichtung hingewiesen seyn, die jedem späteren Geschlechte gebietet, auch die Werke der Vorfahren zu erhalten. Denn nur die verdienen selbst eine Erinnerung von sich zu hinterlassen, welche gleiche Ehre dem Andenken und den Schöpfungen derer angedeihen lassen, die vor ihnen da waren. Nur der hat eine Zukunft, für welchen es eine ehrwürdige Vergangenheit gibt." — Und wir selbst schliessen vertrauensvoll mit dem Wunsche: möge dieser Verein umsichtsvoll und vielseitig also fortstreben, wie er preiswürdig begonnen; möchten alle andern Vereine mit ihm und unter sich überhaupt in Liebe und Treue zusammen wirken! Dann wird die ganze Vergangenheit sich uns mehr und mehr in einem weit vollkommnern Lichte darstellen, als sie bisher geschauet und erkannt worden ist.

**C. Wilhelmi.**

---

*Optische Untersuchungen. Von Johann August Grunert, Doctor der Philosophie, Professor der Mathematik in Greifswald u. s. f. Erster Theil. Allgemeine Theorie der Fernröhre und Mikroskope. Mit einer Figurentafel. Leipzig, 1846. Bei E. B. Schweickert. X und 251 S.*

Auch unter dem besondern Titel:

*Allgemeine Theorie der Fernröhre und Mikroskope, zugleich als ein Lehrbuch der elementaren Optik. Von Johann August Grunert u. s. f.*

Der Hr. Verf. stellte sich durch das vorliegende Buch, dem bald weitere Ausarbeitungen nachfolgen werden, den Zweck, durch strenge Herleitung der Gesetze der Optik (Katoptrik und Dioptrik) namentlich der Praxis feste Anhaltspunkte zu geben, denn „die Klagen der ausübenden Künstler über dte Mangelhaftigkeit der ältern Theorie sind hinreichend bekannt; und wenn man die vielen Vernachlässigungen, welche sich dieselbe gestattete, sorgfältig in Ueberlegung nimmt, so kann man in diese Klagen nur einstimmen, und muss es natürlich finden, dass in dieser älteren Theorie die Praxis nicht hinreichende Unterstützung finden konnte, und sich mehr einem blossen Probiren zu überlassen genöthigt war, wenn etwas Tüchtiges zu Tage gefördert werden sollte."

Dem vorliegenden ersten Theile will — wie schon bemerkt — der Hr. Verf. unmittelbar einen zweiten folgen lassen, welcher die Theorie der achromatischen Objective für Fernröhre enthalten soll. Dessgleichen wird er später die Theorie der Oculare bearbeiten und „die Theorie der optischen Instrumente aus weit umfassenderen Gesichtspunkten darstellen, als diess bisher geschehen ist."

Die Schrift selbst zerfällt in sechs Kapitel, denen zwei Anhänge sich anschliessen. Das erste Kapitel, überschrieben: „die Grundgesetze", enthält den

experimentellen Beweis der drei Grundgesetze der Lehre vom Lichte, die den in dieser Abhandlung behandelten Lehren als Unterlage dienen, das Gesetz der geradlinigen Fortpflanzung der Lichtstrahlen, das der Reflexion und das der Brechung der Lichtstrahlen. Der Hr. Verfasser gibt namentlich unter Anderm eine einfache Methode, um das zweite dieser Gesetze nachzuweisen (§. 2). Man braucht dazu nur ein Brett mit vier Stäbchen, die in gleichem Abstande vom Brette Marken haben, und eine spiegelnde Fläche, die auf einem Fusse befestigt ist, so dass sie durch Drehung leicht auf verschiedene Art gestellt werden kann. Der Beweis, dass die dortigen Winkel M O A und N O A' gleich sind, wäre vielleicht dadurch zu liefern, dass man auf M N in O eine Senkrechte errichte, alsdann das ganze System sich um dieselbe um 180⁰ drehen liesse und, bemerkend, dass wenn der einfallende Strahl sich von O A' gegen O N bewegt, der zurückgeworfene sich von O A gegen O M bewegen muss (was sich vermittelst der angegebenen Vorrichtung zeigen lässt), schlösse, dass O A in O A' und umgekehrt fallen muss, indem sonst, weil der Winkel A O A' ungeändert bleibt, der einfallende Strahl gegen (oder von) O N sich bewegen könnte, während der zurückgeworfene sich von (oder gegen) O M bewegt. — Behufs einer umfassenderen Behandlung führt der Hr. Verf. in §. 4 einige allgemeinere Bezeichnungen ein.

Das zweite Kapitel trägt die Ueberschrift: „Die Grundformeln." Es behandelt dasselbe zuerst in §. 5, 6, 7, Aufgaben, die eigentlich mehr dem Gebiete der analytischen Geometrie angehören, jedoch hier, als unumgänglich nothwendig zu den folgenden Entwicklungen nicht übergangen werden konnten und die auch in dieser Darstellungsweise sich nicht häufig in Lehrbüchern der analytischen Geometrie vorfinden dürften. Zuerst nämlich leitet der Hr. Verf. die Gleichung einer durch einen bestimmten Punkt gehenden Geraden ab, wenn man ihre Winkel mit den Koordinatenaxen kennt; sodann betrachtet er die Verhältnisse, die zwischen den Koëffizienten der Gleichungen dreier Geraden bestehen, wenn diese Geraden sämmtlich von einem Punkte im Raume ausgehen und in einer, durch denselben Punkt gehenden Ebene liegen, deren Gleichung ebenfalls gegeben ist, und führt dabei besonders den Fall ein, wenn das Verhältniss der Sinus der Winkel, welche zwei dieser Geraden mit der dritten machen, konstant ist (wie diess bei der Reflexion und Refraktion des Lichtes Statt hat). Die gleiche Frage wird in §. 7 abermals behandelt, unter der Voraussetzung jedoch, dass man die Winkel kenne, welche die drei Linien mit angenommenen, rechtwinklichen Koordinatenaxen machen. Nachdem in §. 8, nach Vorgang des Schlusses von §. 7 diese Formeln als anwendbar auf den Fall der Reflexion und Refraktion des Lichts erklärt worden sind, schreitet der Hr. Verfasser in §. 9 zur Bestimmung des abgelenkten (reflektirten oder refraktirten) Strahls, wenn man den einfallenden Strahl und die reflektirende (refraktirende) Ebene ihrer Lage nach kennt. Diese Bestimmung wird, durch Anwendung der früher entwickelten Formeln vollständig und ganz allgemein durchgeführt und besonders auch (wie schon im Frühern) sehr genau die Kriterien angegeben, nach denen man etwa vorkommende Doppelzeichen beim Ausziehen der Quadratwurzel spezialisiren kann. Auch dieser Paragraph enthält einen, in die analytische Geometrie gehörigen Satz, der in folgender Weise ausgesprochen wird:

„Wenn ($p' \; q' \; r'$) und ($p'' \; q'' \; r''$) zwei beliebige Punkte sind, so haben, je nachdem diese beiden Punkte auf derselben Seite oder auf entgegengesetzten Seiten der durch die Gleichung

$$Ax + By + Cz + D = 0$$

charakterisirten Ebene liegen, die Grössen

$$Ap' + Bq' + Cr' + D \text{ und } Ap'' + Bq'' + Cr'' + D$$

gleiche oder entgegengesetzte Vorzeichen.“

Am Schlusse des §. 9 wendet der Hr. Verf. die gefundenen Formeln auf den speziellen Fall der Reflexion an und zeigt, dass alle Lichtstrahlen, die von irgend einem Punkte des Raumes aus auf eine Ebene fallen, so von derselben zurückgeworfen werden, dass die Verlängerungen aller reflektirten Strahlen sich in einem und demselben Punkte schneiden, der so liegt, dass er und der Ausgangspunkt der Lichtstrahlen auf verschiedenen Seiten der reflektirenden Ebene sind, jedoch dass die diese beiden Punkte verbindende Gerade senkrecht auf der Reflexionsebene steht und von ihr halbirt wird; ein Satz, den man freilich auch auf einfachere Art beweisen kann, wie er denn auch hier als einfachste Anwendung der gegebenen Formeln auftritt. In §. 10 betrachtet der Hr. Verf. nun die Aufgabe, den abgelenkten Strahl aus der bekannten Lage des einfallenden Strahles zu bestimmen, wenn die ablenkende Fläche eine durch ihre Gleichung gegebene Kugelfläche ist. Die gefundenen Formeln werden in §. 11 nochmals übersichtlich dargestellt, und behufs der leichtern Rechnung einige Hilfswinkel eingeführt. Der §. 12 erweitert diese Betrachtungen und liefert als eines der Hauptresultate folgenden Satz:

„Geht von einem Punkte, dessen rechtwinkliche Koordinaten p q r seyen, ein Lichtstrahl aus, der die Kugelfläche in einem Punkte ($p_{,}$ $q_{,}$ $r_{,}$) trifft; verlängert man den abgelenkten Strahl, der dem einfallenden entspricht, nöthigen Falls über ($p_{,}$ $q_{,}$ $r_{,}$) hinaus, bis er die von (p q r) durch den Mittelpunkt der Kugel gezogene Gerade trifft; heist $E_{,}$ die (positive) Entfernung dieses letztern Punktes vom Mittelpunkte; heisst ferner $E_{,}^{(1)}$ die Entfernung vom Mittelpunkte desjenigen Punktes, dem der eben erwähnte Durchschnittspunkt sich nähert, wenn der von (p q r) ausgehende einfallende Strahl sich der durch (p q r) und den Kugelmittelpunkt gezogenen Geraden nähert so ist

$$\frac{1}{E_{,}} \pm \frac{\mu}{E_{,}^{(1)}} = \mp \frac{1+\mu}{R_{,}}$$

worin $\mu$ das Brechungsverhältniss bedeutet (Sinus des Ablenkungswinkels dividirt durch Sinus des Einfallswinkels), welches im Falle der Reflexion $= 1$, im Falle der Refraktion aber negativ zu nehmen ist; $R_{,}$ bedeutet den Halbmesser der Kugel, der positiv oder negativ zu nehmen ist, je nachdem der einfallende Strahl die konkave oder konvexe Seite der Kugel trifft. Im ersten Gliede der Gleichung ist ferner das obere oder untere Zeichen zu wählen, je nachdem die beiden Punkte, denen $E_{,}$ und $E_{,}^{(1)}$ entsprechen, auf der nämlichen Seite des Mittelpunkts liegen, oder nicht; im zweiten Gliede aber ist das obere oder untere Zeichen zu wählen, je nachdem der von (p q r) ausgehende Strahl, nach der Richtung der Bewegung des Lichtes gerechnet, sich der von (p q r) nach dem Mittelpunkte gezogenen Linie oder ihrer Verlängerung über (p q r) hinaus nähert.“ Der Punkt, dem $E_{,}^{(1)}$ entspricht [illegible] später das Bild des Punktes (p q r).

Das dritte Kapitel: „Von den Kugelflächensystemen" betrachtet die Verbindung mehrerer halben Kugelflächen, deren Mittelpunkte in einer geraden Linie liegen und bestimmt die Lage der Bilder eines leuchtenden Punktes in den auf einander folgenden Kugelflächen, indem unter dem Bild des leuchtenden Punktes in der ersten Kugelfläche der Punkt verstanden wird, dessen Entfernung vom Kugelmittelpunkte so eben $E_{(1)}$ geheissen hat; unter Bild des leuchtenden Punktes in der zweiten Kugelfläche das Bild des ersten Bildes u. s. f. Am Schlusse werden die Formeln auf ein System (zuerst von einer dann) von zwei Kugelflächen angewandt und der Fall besonders betrachtet, wenn der leuchtende Punkt weit entfernt ist.

Das vierte Kapitel: „Von den Spiegel und Linsensystemen" betrachtet nun die Zusammensetzung einer Reihe von Linsen und Spiegeln und bestimmt die Lage der Bilder für jedes einzelne Element (Linse oder Spiegel) in aller Strenge durch Anwendung der in §. 19 eingeführten Kettenbrüche. Des Raumes wegen enthält sich Ref., die in §. 21 aufgestellten Sätze hier auszusprechen.

Das fünfte Kapitel: „Von zwei eine gemeinschaftliche Axe habenden Spiegel- und Linsensystemen im Allgemeinen" betrachtet die bei Verbindungen zweier solcher Systeme auftretenden Verhältnisse, um dieselben im

sechsten Kapitel: „Allgemeine Theorie der Fernröhre und Mikroskope" auf diese Instrumente anzuwenden. Es werden in diesem Kapitel die Vergrösserung, die Oeffnungen der Elemente wegen der Helligkeit und wegen des Gesichtsfeldes und die Stellung der Bilder gegen das Objekt durch die vorangegangenen Entwicklungen bestimmt und die gefundenen Formeln zum Schlusse angewandt auf die Betrachtung der zwei einfachen Fälle, wenn sowohl das Objektivsystem als auch das Okularsystem aus einer doppelt konvexen Linse, und wenn das Objektvsysem dagegen aus einer doppelt konvexen, das Okularsystem dagegen aus einer doppelt konkaven Linse besteht.

Den Schluss des Werkes bilden zwei Anhänge.

Der erste: „Von den einem gegebenen Halbkreise oder einer gegebenen Halbkugelfläche entsprechenden Bildern gegebener Kurven" lehrt die Gleichung der Kurve (Fläche) finden, die das Bild einer gegebenen Kurve (Fläche) ist, wenn die reflektirende oder refraktirende Fläche (oder Kurve) eine Halbkugel (Halbkreis) ist. Die Formeln werden angewandt auf den speziellen Fall, in dem die Licht ausstrahlende Kurve eine gerade Linie ist, und indem sie ein Kreis ist. Im ersten Falle ergibt sich, dass das Bild ein Kegelschnitt ist.

Der zweite: „Ueber die Reflexion bei Kegelschnitten" betrachtet die Lage des Bildes eines Punktes, wenn die reflektirende Linie ein Kegelschnitt ist, und bestimmt diese Lage für alle Fälle.

Diess ist eine kurze Uebersicht des reichen Inhalts des vorliegenden Buches, das — wie der Name seines Verfassers dafür bürgt — mit sorgfältiger Genauigkeit und Klarheit die in ihm vorgetragenen Lehren behandelt. Möge es bei seiner auch äusserlich guten Ausstattung recht vielen Nutzen stiften.

---

*Lehrbuch der Arithmetik für höhere Bildungsanstalten. Aus historischen und psychologischen Grundlagen für die Zwecke des Unterrichts neu entwickelt von Dr. Theodor Wittstein. Erste Abtheilung. Die Operationen an einfachen rationalen Zahlen. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1846. XV und 74 S.*

Wenn auch nicht in Abrede zu stellen ist, dass die Zahl der Lehrbücher für elementare Mathematik Legion ist, und sonach das Erscheinen eines neuen Buches nur durch besondere, gewichtige Gründe zu rechtfertigen ist, so ist dagegen doch auch nicht zu läugnen, dass Lehrbücher, die den pädagogischen Zweck vor Augen haben, den jeder Unterricht erreichen soll — wahre Bildung des Menschen durch Erkenntniss, klare, deutliche Erkenntniss — nicht gerade so häufig sind. Ein solches Buch aber glauben wir in dem vorliegenden, seinem ersten Theile nach zu schliessen, begrüssen zu können. Doch lassen wir den Verf über den Zweck seines Buches selbst sprechen. Er sagt unter Anderm:

„Es möchten hauptsächlich zwei Eigenthümlichkeiten seyn, die das vorliegende Lehrbuch charakterisiren, indem sie auf die Gestaltung desselben vorzugsweise Einfluss gehabt haben, und unter ihnen ist die erste die Art der wissenschaftlichen Systematik, welche hier durchzuführen versucht worden ist. Wenn eine Wissenschaft beginnen soll, so entsteht immer zuerst die Frage nach demjenigen Stoffe, dessen sie als eines gegebenen sich zu bemächtigen habe, um ihn sodann nach ihrer Weise zu behandeln; diesen Stoff machen für die Arithmetik die Zahlen aus, aber es würde offenbar zu weit gegangen seyn, wenn man das Gesammtgebiet aller Zahlen, als ein von vorn herein gegebenes ansehen wollte . . . und es bleibt mithin die Reihe der absoluten ganzen Zahlen das Einzige, was als der gegebene Stoff der Arithmetik braucht angesehen zu werden.“

„Die zweite Eigenthümlichkeit, welche ich dem vorliegenden Lehrbuche der Arithmetik zu geben gesucht und desshalb auf dem Titel kurz angedeutet habe, besteht in der räumlichen Auffassung, welcher hier durchgängig die arithmetischen Objekte unterworfen werden.“

Diese zweite Auffassungsweise, die übrigens — wie der Verf. bemerkt — mit Geometrie oder geometrischen Figuren, die man so oft in rein arithmetische Untersuchungen verwebt, Nichts gemein hat, ist auch in Wahrheit sehr beachtenswerth, da sie eine Klarheit der Anschauung gewährt, wie sonst nicht leicht eine andere Methode. Mit dem, was der Hr. Verf. in der lesenswerthen Einleitung (S. XI) hinsichtlich der polytechnischen Schulen und dem Verhältniss der höhern Bürgerschulen zu denselben sagt, ist Ref. um so mehr einverstanden, da er auch selbst schon an anderm Orte die gleiche Ansicht ausgesprochen hat.

Der Gang, den die Schrift einhält, ist folgender:

Die absoluten ganzen Zahlen, als das allein Gegebene der Arithmetik ansehend, werden nun diese Zahlen vor Allem einer nähern Untersuchung unterzogen. Die Reihe dieser Zahlen denkt man sich vorgestellt unter dem Bilde einer Reihe von Punkte, die in gleichem Abstande in gerader Linie geordnet sind. Die Reihe geht nach einer Seite hin unbegränzt von einem Anfangspunkte

aus fort. Geht man in dieser Zahlenreihe von einer Zahl zu einer andern nach einer vorgezeichneten Weise fort, so **rechnet** man. Als **Rechnungsarten** sind drei aufzuzählen: Addiren, Multipliziren, Potenziren. **Addiren** heisst von einer gegebenen Zahl a um so viele Intervalle (Schritte) vorwärts gehen, als eine andere Zahl b anzeigt; **multipliziren** heisst eine gegebene Zahl a so viel mal als Theil setzen, als eine andere ebenfalls gegebene Zahl b anzeigt; und **potenziren** heisst eine gegebene Zahl a so viel mal als Faktor setzen, wie eine andere gegebene Zahl b anzeigt. Aus dem Addiren folgt das **Subtrahiren**, als Umgekehrtes; es ist also ein Rückschreiten in der Zahlenreihe. Dessgleichen ergibt sich als Umgekehrtes des Multiplizirens das **Dividiren**, indem man die Zahl sucht, die b mal als Faktor gesetzt, die gegebene Zahl c erzeugt. Als Umgekehrtes des Potenzirens tritt das **Ausziehen der Wurzel** und das **Aufsuchen des Logarithmus** auf; ersteres als Suchen derjenigen Zahl, die b mal als Faktor gesetzt, die gegebene Zahl c erzeugt; letzteres als Suchen der Zahl von Faktoren, jeder gleich a, die eine gegebene Zahl c hervorbringen. So sind denn an den absoluten ganzen Zahlen alle Rechnungsarten zum Vorschein gekommen.

Beim Subtrahiren, dem Rückwärtsschreiten in der natürlichen Zahlenreihe tritt der Begriff der **negativen** Zahl auf; positive und negative Zahlen unterscheiden sich also, beide sind aber **algebraische** Zahlen. Dabei muss Ref. bemerken, dass der Anfang des §. 31: „Jede algebraische Zahl, mit Ausschluss der Null, kann als zusammengesetzt aus einem **Vorzeichen** und einer **absoluten Zahl** betrachtet werden;“ ihm nicht deutlich erscheint, da doch gewiss das **Vorzeichen** nicht zur **Zahl** gehört, sondern bloss zur **Ziffer** und diese zwei Dinge wohl verschieden sind. Sind nun die negativen Zahlen eingeführt, so müssen die oben genannten Rechnungsarten auch mit denselben ausgeführt werden, was für die Addition (Subtraktion) und Multiplikation (Division) geschieht. Die Zahl Null, wenn man sie mit dem Verf. Zahl nennen *will*, als Mittelding, Uebergang, zwischen positiven und negativen Zahlen, muss mithin auch in kurze Betrachtung gezogen werden. Von der Null aus dehnt sich somit jetzt das System der **ganzen** Zahlen (Zahlenlinie) nach zwei Seiten hin unbegränzt aus. So wie bei der Subtraktion eine neue Art Zahlen aufgetreten ist, so treten bei der Division die **Brüche** auf, die die Division ermöglichen, indem sie zwischen ganzen Zahlen liegen, und also durch sie die Zahlenreihe **interpolirt** wird. Sie sind algebraisch (positiv oder negativ). Auch mit ihnen müssen die obigen Rechnungsarten durchgeführt werden. Als Anhang ergibt sich bei unserm Buche die unendlich grosse Zahl. Dabei aber muss von Seiten des Ref. bemerkt werden, dass er hierin ganz der **Ohm**'schen Ansicht beipflichtet (Geist der math. Analysis), dass $\frac{1}{0}$ eine in der Rechnung durchaus **unzulässige** Form ist, da der Begriff des Dividirens dabei aufgehoben ist. Nur dadurch, dass der Verf. diese unzulässige Form eingeführt hat, war es ihm möglich, in §. 69 zu sagen, dass „$+\infty$ und $-\infty$ in gewisser (?) Hinsicht als identisch angesehen werden müssten“, was — beiläufig gesagt — hiesse, die von 0 ausgehende, nach zwei Seiten unbegränzt fortschreitende Zahlenlinie kehre in sich selbst zurück, was doch wohl von einer **geraden Linie** nicht behauptet werden kann.

Die Untersuchung der Brüche führt unmittelbar zu der Frage, in welchem Falle eine Interpolation der natürlichen Reihe der (ganzen) Zahlen nicht nothwendig sey, um einen Bruch darzustellen, d. h. zu der Frage von der Theilbarkeit der Zahlen, die der Verf. im vierten Abschnitt betrachtet, und dabei den grössten gemeinschaftlichen Theiler finden, so wie einen Bruch in einen Kettenbruch verwandeln lehrt.

So wie Addition und Multiplikation mit negativen ganzen Zahlen und mit algebraischen Brüchen vollzogen werden konnte, so muss es auch die Potenzirung. Dabei aber muss Ref. gestehen, hat er die frühere Klarheit vermisst. Wenn es §. 95 heisst: „Potenziren (mit algebraischen ganzen Exponenten) heisst, die Basis selbst, oder ihr Umgekehrtes, so viel mal als Faktor setzen, als der Zahlwerth des Exponenten angibt, je nachdem das Zeichen des Exponenten $+$ oder $-$ ist“, so ist vor Allem höchst zweideutig, was denn das Umgekehrte einer Zahl sey, denn die Hinweisung auf §. 64 genügt nicht, da dort bloss gesagt ist, was das Umgekehrte genannt wird, und nicht was es sey. Als Definition ist der erste Satz des §. 95 nicht zulässig, da ja dadurch der systematische Fortschritt unterbrochen würde. Am einfachsten wäre wohl dadurch zu helfen, dass man die Reihe von Potenzen der Grundzahl a mit negativen Exponenten durch fortgesetzte Division mit a aus der Reihe der Potenzen derselben Grundzahl mit positiven Exponenten entstehen liesse; die Potenzen mit Bruchexponenten würden dann als Interpolationen erscheinen und so der Anfang des §. 98 wegbleiben, gegen den die gleichen Ausstellungen zu machen sind. Als Gegensätze treten hier die irrationalen und imaginären Zahlen auf, deren Behandlung jedoch auf später verschoben wird.

Gegen die Anmerkung 1 in §. 102 dürfte vielleicht bemerkt werden, dass nach der in §. 23 aufgestellten Erklärung dessen, was unter einer Wurzel zu verstehen ist, doch wohl nur für $\sqrt{}(+9)$ derjenige Werth zu wählen ist, aus dem $+9$ entstanden ist, welche Ansicht doch gewiss die unmittelbar sich ergebende ist. Kennt man aber nicht die Entstehungsweise von $+9$, so ist freilich $\sqrt{}(+9) = \pm 3$. Das dort angeführte Beispiel ist unzulässig; denn sagen, es solle „das Quadrat einer Anzahl von Personen dem Quadrate von $-3$ gleich seyn“, ist eine Aufgabe, die einer Lösung nur desswegen fähig ist, weil das Quadrat von $-3$ zufällig dem von $+3$ gleich ist, welches letztere auch in Wahrheit gemeint ist.

Die Potenzen mit dem Exponenten $\infty$ sind von dem oben angeführten Gesichtspunkte aus unzulässig. — Das Ausziehen der Wurzel und Aufsuchen des Logarithmus wird ferner auch auf negative ganze Zahlen und algebraische Brüche ausgedehnt.

Logarithmen für die Grundzahl 1, log 0 und log $\infty$ sind in der Rechnung unzulässig, und also auszuscheiden, wenn nicht Verwirrung einreissen soll. Ganz verwerflilch sind die Beziehungen $\overset{0}{\log}\,0$, $\overset{\infty}{\log}\,\infty$, $\overset{0}{\log}\,\infty$, $\overset{\infty}{\log}\,0$ (§. 122), die jeder Erklärungsweise, die man von ihnen auf dieser Stufe geben wollte, sich entziehen, eben darum aber fähig sind, chaotische Verwirrung einzuführen, wenn man sie gebraucht. Die Gleichung $\overset{9}{\log}\,(-27) = \overset{9}{\log}\,(27)$ ist ebenfalls nicht zulässig, da die Formen $\overset{9}{\log}\,(-27)$ und $\overset{9}{\log}\,(27)$ doch nicht ein und dasselbe

sind, und ihre scheinbare Gleichheit nur dadurch zum Vorschein kommt, dass eben $9^{\frac{3}{2}}$ gleich $\pm$ 27 seyn kann.

Abgesehen von den angeführten geringen Abweichungen ist Ref. mit den Ansichten des Hrn. Verf. ganz einverstanden und der Ueberzeugung, dass der vorliegende Theil (der auch besonders abgegeben wird) die Arithmetik in ihren Elementen auf eine klare und mit Bewusstseyn fortschreitende Art begründe; so dass die Schrift jedem Freunde einer solchen Weise, namentlich aber dem Lehrer an höhern Unterrichtsanstalten, der entwickeltere Schüler zu unterrichten hat, sehr zu empfehlen ist.

---

*Lehrbuch der Arithmetik u. s. f. von Dr. Theodor Wittstein. Zweite Abtheilung. Die Operationen an zusammengesetzten Zahlen. Hannover etc. 1846. V und 135 S.*

Ueber den Zweck, der durch diese zweite Abtheilung erreicht werden soll, spricht sich der Verf. so aus:

„Als den eigentlichen Kern der Arithmetik kann man, wie schon früher gesagt, denjenigen Entwickelungsgang betrachten, welcher, von den absoluten ganzen Zahlen und den daran sich lehnenden Begriffen der drei Grnndoperationen ausgehend, durch einen stufenmässigen Fortgang nach und nach zu den algebraischen ganzen Zahlen, zu den Brüchen, den irrationalen Zahlen und den imaginären Zahlen gelangt. Unter dem thatsächlich vorhandenen Material der Arithmetik aber, so wie sich dieses im Laufe der Zeit gebildet hat, gibt es eine Menge von Parthieen, welche auf jenem geraden Fortgange nicht erreicht werden; Parthieen, welche der Aufstellung irgend eines besonden Gesichtspunktes oder der Hervorhebung irgend eines besondern Begriffs ihr Daseyn verdanken, und demnach gleichsam wie Aeste und Zweige in den ursprünglichen Stamm der Arithmethik eingefügt sind. Solche Seiten-Wissenschaften — wenn ich mich so ausdrücken darf — welche man mit der Haupt-Wissenschaft, von welcher sie nur Ausläufer sind, nicht verwechseln darf, und welche man nach Gefallen hinzufügen oder weglassen kann, ohne dadurch in der Arithmetik selbst etwas zu ändern, machen den Inhalt der vorliegenden zweiten Abtheilung aus; jedoch mit der nothwendigen Rücksicht, dass hier nicht nur die Beschränkung auf das Gebiet der rationalen Zahlen noch streng festgehalten werden, sondern auch eine ungezwungene Anknüpfung an frühere Lehren erreichbar seyn musste."

Der erste Abschnitt der zweiten Abtheilung nun behandelt die Rechnung mit zusammengesetzten Zahlen im Allgemeinen, indem unter einer **zusammengesetzten Zahl** jeder Ausdruck verstanden wird, welcher irgend Zahlzeichen durch irgend welche Operationen verbunden enthält. Solche sind z. B. $a+b$, $ab$, $a^b$, $\overset{b}{\log}\, a$. Die Rechnurg mit solchen Grössen wird nun für die drei Grundrechnungsarten vollzogen, und eine Reihe interessanter, wenn freilich auch schon bekannter Sätze aufgestellt. Ref. hätte es lieber gesehen, wenn die Gleichung $\sqrt[n]{((a))} . \sqrt[n]{((b))} = \sqrt[n]{((ab))}$ nicht aufgestellt wäre, da sie in einem Sinne wahr, im andern aber auch nicht wahr ist, je nachdem man einen

Wurzelwerth wählt Freilich entspricht immer ein gewisser Werth der zweiten Seite einem der ersten, aber in soferne ist diese Gleichung noch zweideutig. Aehnliches wäre bei andern Anlässen dieses Abschnittes zu bemerken, wie bei der Gleichung $\sqrt[c]{\left(\left(\sqrt[b]{((a))}\right)\right)} = \sqrt[bc]{((a))}$ u. s. f. Da doch später bei Einführung der imaginären Zahlen, solche Gleichungen nicht bestehen können, so wäre es gut, sie gar nicht einzuführen und das ihnen auf dieser Stufe Entsprechende lieber nebenbei zu bemerken.

Der zweite Abschnitt handet von den Gleichungen. Der Verf. lehrt zuerst mit Glenichungen rechnen. Dabei muss Ref., wie bei der ersten Abtheilung, bemerken, dass er die in S. 19 aufgestellten Gleichungen und Ungleichungen $\infty - \infty \gtrless \infty - \infty$ als bedeutungslos ansehen muss, weil der $\infty$ das Merkmal einer Zahl abgeht, mit ihr also nicht mehr gerechnet werden kann. Das Gleiche gilt hinsichtlich des in §. 27 Gesagten. In §. 33 dieses Abschnitts führt der Verf. auch den in seinen Anwendungen wichtigen Satz auf, dass

$$\frac{a}{f} = \frac{b}{g}\ \frac{c}{h} = \ldots \frac{a+b+c+\ldots}{f+g+h+\ldots} = \frac{pa+qb+rc+\ldots}{pf+qg+rh+\ldots} = \sqrt[r]{\left(\frac{a^n+b^n+c^n+\ldots}{f^n+g^n+h^n+\ldots}\right)}$$

u. s. f. Ferner lehrt er, die Gleichungen aufzulösen, geht jedoh dabei nicht über den zweiten Grad hinaus, da die höhern Grade zu irrationalen und imaginären Zahlen führen, welche hier noch nicht betrachtet wurden. Die unbestimmten Gleichungen des ersten Grades fallen ebenfalls in den Kreis der Betrachtung, deren Auflösung vermittelst der Kettenbrüche in §. 54 gezeigt wird.

Der dritte Abschnitt behandelt die Theorie der Zahlensysteme und ist einer der in jeder Beziehung interessantesten des Werkes. Die Grundzahl des Zahlensystems ist im Allgemeinen willkührlich, vorzugsweise aber wird das dekadische Zahlensystem betrachtet. Zuerst zeigt der Verf., wie man irgend eine Zahl in einem beliebigen Zahlensystem ausdrücken kann, wenn diese Zahl ganz und sodann, wenn sie ein Bruch ist, wobei man auf die Entstehung der Dezimalbrüche unmittelbar geführt wird. Sodann zeigt er, auf welche Weise die Grundrechnungsarten in irgend einem Zahlensystem vollzogen werden müssen, wenn das Resultat als Zahl in gleichen Systeme soll ausgedrückt werden und bemerkt dabei sie mancherlei Erleichterungsmittel, wie die dekadische Ergänzung u. s. f. Zugleich zeigt er, in wie ferne man mit bloss annäherungsweise richtigen Zahlen rechnen und auf die Genauigkeit des Resultates zählen kann. In §. 81 lehrt er die Fourier'sche Divisionsmethode kennen, die vor allen andern abgekürzten Rechnungsweisen so wesentliche Vorzüge hat. Eine höchst interessante und sehr abkürzende Methode der Quadratwurzelausziehung findet sich in §. 95 angegeben, so wie die diesem Paragraph vorangehenden Paragraphen über diesen Gegenstand höchst lehrreiche Aufschlüsse erhalten.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Diese Methode verlangt bloss die Kenntniss der ersten Ziffer der Quadratwurzel, die übrigen ergeben sich alle durch Anwendung der Fourierschen Divisionsmethode. Ebenso enthält §. 97 einen fruchtbaren Satz, von dem später in §. 122 Anwendung gemacht wird. Der ganze Abschnitt ist, wie schon gesagt, in jeder Beziehung sehr lehrreich und zum Studium sehr zu empfehlen. Die eingeführten Bezeichnungen sind zweckmässig.

Der vierte Abschnitt handelt von der Theilbarkeit dekadischer Zahlen. Er stellt zuerst die Merkmale auf, an denen man unterscheiden kann, ob eine im dekadischen Zahlensystem ausgedrückte Zahl durch eine andere theilbar ist; sodann zeigt er die Entstehung geschlossener und periodischer Dezimalbrüche. Klar und deutlich wird nachgewiesen, wie man für jeden Bruch, der einen periodischen Dezimalbruch erzeugt, zum Voraus die Anzahl der Ziffern der Periode bestimmen kann, indem der Satz aufgestellt wird, dass der Bruch $\frac{a}{b}$, wenn er einen periodischen Dezimalbruch erzeugt, einen solchen von so viel Stellen in der Periode gibt, als die kleinste Zahl, die mit lauter 9 geschrieben wird, und in der b aufgeht, solche 9 enthält. Da also 7 in 999999, aber in keiner kleineren Zahl, die mit lauter 9 geschrieben ist, aufgeht, so hat der aus $\frac{1}{7}$ entstehende Dezimalbruch 6 Stellen in der Periode. Ist also allgemein die kleinste Zahl, die mit lauter 9 geschrieben wird, und in der b aufgeht, mit n Neuner geschrieben, so hat der aus $\frac{a}{b}$ entstehende Dezimalbruch n Stellen in der Periode. Dass aber ein solches Aufgehen in einer solchen Zahl Statt haben muss, lehrt der in §. 112 bewiesene Satz, der ein spezieller Fall des Fermatschen Satzes ist.

Der letzte Abschnitt endlich behandelt die Theorie der logarithmischen Systeme. Zuerst wird die Berechnung des Logarithmus in irgend einem Zahlensysteme gelehrt und diess dann auf den speziellen Fall des dekadischen Systems angewandt. Behufs der leichtern Rechnung ist in §. 121 eine Hilfstafel gegeben und in §. 122 eine abgekürzte Berechnungsweise angeführt, die der in §. 95 gelehrten Methode der Quadratwurzelausziehung analog ist. Zuletzt werden die Einrichtungen der logarithmischen Tafeln erklärt und namentlich auch (§. 127) die Gründe der bekannten Interpolationsweise dieser Tafeln angegeben. In §. 129 wird zum Schlusse die Einrichtung und der Gebrauch der bekannten Gauss'schen Tafel aufgeführt.

Dieses ist übersichtlich der Inhalt der zweiten Abtheilung. Sie zeigt uns in noch höherm Grade, als die erste, dass ihr Verfasser einen Beruf hat, ein Lehrbuch der Arithmetik zu schreiben, und nicht, wie das so häufig geschieht, eben auch ein Buch geschrieben hat, um seinen Namen gedruckt zu sehen. Die Klarheit und Deutlichkeit, die strenge Folgerichtigkeit und der systematische Zusammenhang, die das ganze Buch charakterisiren, empfehlen es jedem Freunde der Wissenschaft, vorzugsweise aber dem Lehrer der Mathematik, da es ihm eine Menge Winke und Rathschläge ertheilt, die für ihn von grosser Wichtigkeit seyn müssen. Wir sind sehr begierig, den dritten Theil des Buches zu sehen und versprechen uns von demselben, den ersten zwei Theilen nach zu urtheilen, für einen wissenschaftlichen Unterricht in der Arithmetik wichtige Aufschlüsse.

---

*Grundriss der reinen Mathematik, oder Leitfaden für den Unterricht in der gesammten Elementar-Mathematik. Zum Gebrauche für die obern Klassen der Gymnasien und höheren Lehranstalten. Von J. C. H. Ludowieg, Artillerie-Capitän a. D. und Oberlehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Stade. Erste Abtheilung. Arithmetik und Algebra. Mit Einschluss der Combinationslehre und einigen Theilen der höhern Algebra. Hannover. 1844. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 270 S.*

Das vorliegende Lehrbuch soll für die Hand der Schüler bestimmt seyn, und eben daher dürfte sich auch seine Gedrängtheit, fast möchte man manchmal sagen, Armuth, erklären. Es enthält die Grundoperationen in ganzen Zahlen; die Lehre von der Theilbarkeit der Zahlen; die Brüche; die Rechnungsarten mit Potenzen, Wurzelgrössen und Logarithmen; die Lehre von den Proportionen, Progressionen und Kettenbrüchen; die Combinationslehre und Etwas von den höhern Gleichungen; endlich Etwas über die arithmetischen Reihen höherer Ordnung.

Neue Aufschlüsse über diese Punkte haben wir darin nicht finden können, auch ist die Darstellungsweise darin manchmal sehr gedrängt; was nun freilich in dem schon angegebenen Zwecke seinen Grund haben dürfte. Dem Lehrer bleibt es eben überlassen, zu ergänzen. Doch ist Manches darin deutlich abgehandelt, so namentlich die Lehre von den entgegengesetzten Zahlen u. s. f.

Was Ref. beim Durchlesen als mangelhaft erschienen ist, möchte unter Anderm Folgendes seyn:

Bei den Dezimalbrüchen ist die Rückverwandlung in gemeine Brüche nicht aufgeführt, was doch unmittelbar bei denselben zu geschehen hätte und nicht erst §. 224. Sodann fehlt die Angabe des Grundes, warum manche Brüche, in Dezimalbrüche verwandelt, ihre erste Stelle nicht wiederholen, während sie spätere Stellen doch wiederholen.

Die Lehre von den einfachen Gleichungen steht doch gar zu mager da, indem nicht einmal eine allgemeine Gleichung mit drei Unbekannten gelöst ist.

Imaginäre Grössen als Unmöglichkeiten darstellen (§. 120) heisst, sie eben ausstreichen aus der Reihe der Grössen. Sie sind unmöglich in dem Sinne, dass sie in dem gewöhnlichen Systeme positiver und negativer Zahlen nicht

angegeben und auch nicht durch Näherung gefunden werden können; sonst aber sind sie eben so möglich, wie die negativen Zahlen, deren Idee anfänglich auch der Idee einer Zahl zu widerstreiten scheint.

Die Ausziehung der Quadrat- und Kubikwurzel (§. 136, 155) hätte doch etwas ausführlicher erörtert werden sollen, während bloss die Regel für die Berechnung hingesetzt ist. Ein Schüler, der für sich selbst diess zu studiren sucht, wird sich dabei nicht zurecht finden.

Die Combinationslehre hätte füglich ihrem grössten Theile nach wegbleiben können. Ref. ist in dieser Hinsicht der festen Ueberzeugung, dass wohl die meisten Schüler, und auch die fähigen, nur mit Unlust diesen Theil der Analysis studiren; ja diese Lehre fähig ist, ihnen die Lust zu weiterm Studium von für sie todten Formeln, für das sie dann Mathematik ansehen, zu verleiden. Das Wenige, was etwa nöthig wäre, liesse sich leicht erklären und könnte mit in den Beweis, bei dem man es braucht, verflochten werden. Uebrigens kann der binomische Satz bekanntlich leicht auch ohne Begriffe der combinatorischen Formeln bewiesen werden und zu etwas Anderm sind sie in unserm Buche nicht gebraucht. Ihre Stelle ist an einem andern Orte zu suchen, als im Unterrichte an Lehranstalten, bei denen diesem Unterrichte gemeiniglich nicht gar zu viele Zeit gewidmet ist. — Die Behandlung dieses Theils im Buche selbst ist jedoch klar und verständlich.

Was den allgemeinen Beweis des binomischen Satzes in §. 279 ff. betrifft, so treten dort unendliche Reihen auf, die, bevor sie eingeführt werden dürfen, als konvengent müssen erkannt seyn; anders ist es nicht erlaubt, zu setzen

$$f(m) = 1 + mz + \frac{m.(m-1)}{1.2}z^2 + \ldots$$

Die Erweiterung in §. 280 für den Exponenten $\sqrt{-1}$ ist gewiss eine der considérations bien fines, von denen Lacroix in der Anmerkung zu Seite 190 spricht, denn der Hr. Verf. gibt gewiss selbst zu, dass kein Schüler sie versteht.

Die Anwendung der Methode der unbestimmten Koeffizienten (§. 284 ff.) ist so lange nicht erlaubt, als nicht nachgewiesen ist, dass die entstehende Reihe konvengent ist; was aber bei derlei Unbestimmtheit unmöglich ist. Zu neuen Entwicklungen ist sie darum selten zu gebrauchen, und nur dann ist sie gut anwendbar, wenn man schon weiss, dass eine Funktion sich in eine Reihe entwickeln lasse und vielleicht die Koeffizienten aus dem Gedächtniss verloren hat. Anders geht man im Ungewissen, und kann möglicher Weise Wahres und Falsches in bunter Mischung als Resultat erhalten.

Die Gleichungen höherer Grade, die §. 294 ff. abgehandelt wurden, sind noch viel dürftiger bedacht, als die mit mehreren Unbekannten. Man lernt höchstens etwa die kommensurabeln Wurzeln einer Gleichung finden und auch vielleicht sich einer schon genäherten noch weiter nähern. Der Satz von Descartes ist bekanntlich nicht von der Allgemeinheit, dass es sich der Mühe lohnte, ihn weitläufig zu erklären; dagegen ist es heute wohl nicht zu umgehen, dass der bekannte Sturm'sche Satz aufgenommen werde, durch den man die Anzahl der reellen Wurzeln einer Gleichung genau bestimmen kann. Dass aber jede Gleichung eines höhern Grades auch wirklich Wurzeln habe,

darf man nicht so ohne Weiteres annehmen (§. 296), sondern es muss diess bewiesen werden.

Neben diesen Punkten, die Ref. beim Durchlesen aufgefallen sind, enthält jedoch, wie schon gesagt, die Schrift Manches, das gut dargestellt ist, und sie wird, in der Hand eines guten Lehrers, auch ihren Nutzen stiften. So sind die arithmetischen Reihen höherer Ordnung und die figurirten Zahlen klar abgehandelt, so wie auch das über die Progressionen, Kettenbrüche, Logarithmen u. s. f. Gesagte wohl ohne grosse mündliche Anleitung verständlich ist. Ein Buch, das der Schüler soll in die Hände bekommen, muss entweder bloss die zu erweisenden Sätze enthalten, und so dem Lehrer das Diktiren ersparen, oder aber müssen die Beweise doch in einer gewissen Vollständigkeit gegeben werden, so dass der Schüler durch Privatfleiss sich aus dem Handbuche selbst Etwas erlernen könne.

---

*Die höhere Gewerbeschule zu Hannover. Von Karl Karmarsch, erstem Direktor dieser Lehranstalt u. s. f. Zweite, sehr erweiterte Auflage. Mit Abbildungen des Gebäudes der Anstalt. Hannover, 1844. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 206 Seiten.*

Die vorliegende Schrift ist bestimmt, dem für die betreffende Anstalt sich interessirenden Publikum den Zustand und die innere Einrichtung derselben vor Augen zu legen. Sie enthält neben einer allgemeinen Einleitung, die sich über die Wichtigkeit der Gewerbe im Staate, und über die Wichtigkeit gewisser Studien für die Gewerbe verbreitet,

a) die spezielle Aufzählung der Lehrgegenstände der Schule mit ausführlichem Programme derselben. Die Lehrfächer sind: reine Mathematik (höhere Mathematik), angewandte Mathematik, Maschinenlehre, praktische Geometrie, Baukunst, Naturgeschichte, Physik, Chemie, Technologie, Zeichnen, Bossiren. Dabei ist ausserdem bemerkt, wie der Unterricht auf die einzelnen Tage und Stunden vertheilt ist, und welche Fächer und wie lange derjenige die Anstalt zu besuchen habe, der sich dem Technischen, dem Baufache u. s. w. widmen will;

b) die Bedingungen der Aufnahme, die Schulgesetze, die Art der Erhebung und die Summe des Schulgeldes, die Stipendien- und Prämien-Vertheilung. — Das Schulgeld ist an der Anstalt so gestellt, dass es in der Regel 10 Thaler für's Jahr nicht übersteigt; es ist nach den einzelnen Fächern, die der Zögling besucht, berechnet;

c) die Aufzählung der Sammlungen der Anstalt, die, nach den Angaben des Buches, reichhaltig und sehr mannigfaltig sind;

d) die Art der Leitung und äussern Stellung der Anstalt;

e) eine kurzgefasste Geschichte (Chronik) der Anstalt;

f) Personal-Notizen über die noch (1844) angestellten Lehrer, so wie über die abgegangenen;

g) einen Rechenschaftsbericht über die Wirksamkeit und die Erfolge der Anstalt von 1831—1842, mit fünf Beilagen, behufs der leichtern Uebersicht; und

h) einen Anhang, in dem die niedern Gewerbschulen (22) des Königreichs Hannover aufgezählt und kurz charakterisirt sind.

Bei der Wichtigkeit, welche das Gewerbewesen und überhaupt die Industrie für unsere Zeit ganz besonders hat, muss nothwendig das allgemeine Interesse sich immer mehr und mehr denjenigen Anstalten zuwenden, die vermöge der Bildung, die sie zu gewähren im Stande sind, einzig und allein dem Gewerbewesen von wesentlichem Nutzen seyn können. Es ist daher, um einigermassen ein Urtheil über eine solche Anstalt fällen zu können — was besonders für diejenigen von Wichtigkeit ist, die eine derartige Schule benutzen wollen, oder die ihre Angehörigen an eine solche bringen wollen — nothwendig, dass sie (die Anstalt) öffentlich auftrete, und klar und deutlich ihre ganze Organisation dem Volke vor Augen lege, da auch einzig und allein im Lichte der Oeffentlichkeit für solche Anstalten Heil ist. Diess hat in der vorliegenden Schrift der erste Direktor der höheren Gewerbeschule in Hannover für seine Anstalt gethan und wir empfehlen daher diese Schrift denen, die sich für jene Anstalt interessiren.

Auf den speziellen Inhalt einzugehen, müssen wir uns enthalten, da — um ein Urtheil fällen zu können — nothwendig lokale Kenntnisse sowohl, als auch die in den Umständen liegenden Bedingungen des Entstehens und Fortgehens einer derartigen Anstalt als zur Kenntniss gebracht, erfordert werden.

**Dr. J. Dienger.**

---

*Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde. Nach der Anlage von J. S. Vater neu bearbeitet und herausgegeben von B. Jülg. Berlin 1847. In der Nicolaischen Buchhandlung. XII und 592 S. in gr. 8.*

Es bedarf für den, der einen Blick in dieses Buch werfen will, kaum der Erinnerung, dass wir hier nicht sowohl eine neue Auflage der im Jahre 1815 von J. S. Vater herausgegebenen Literatur der Grammatiken und Lexika erhalten, sondern vielmehr eine gänzliche Umarbeitung, welche das Ganze zu einem neuen Werke gestaltet hat, in welchem der seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag riesenhaft angeschwollene Stoff verarbeitet und wohl geordnet und gesichtet jetzt vor uns liegt. Denn die Fülle des Materials, das während des bemerkten, mehr als dreissigjährigen Zeitraumes hinzugekommen, erschien, als man Hand an die neue Ausgabe legte, so bedeutend, dass es, wie der Verf. in der Vorrede bemerkt, zunächst darauf ankam, aus der Masse des Vorhandenen das Zweckmässige und Brauchbare auszuwählen. Es ward desshalb die Arbeit an Mehrere vertheilt, welche das Werk „mit mehr oder weniger Glück und wechselnder Ausdauer“ bis zu dem achtzehnten Bogen fortführten, welcher zur Hälfte gedruckt (also bis S. 280 incl.) vorlag, als der auf dem Titel genannte Herausgeber die alleinige Bearbeitung der noch fehlenden Theile übernahm und so das Ganze in einer Weise, die nur unsern vollen Dank hervorrufen kann, auch zu Ende geführt hat. Diess erklärt, wie auch die Vorrede bemerkt, manche Ungleichheiten, die hier und dort zwischen dem ersten, von Mehreren bearbeiteten Theile und dem andern, der des Verf. ausschliessliches Werk ist, hervortreten; diess erklärt auch die mancherlei Berichtigungen des Letztern, welche zum Theil in die Vorrede S. VI aufgenommen wurden, zum Theil und insbesondere als Nachträge und Berichtigungen, in einem besondern, als Anhang dienenden Abschnitt von S. 451—541 am Schlusse beigefügt sind;

es folgen dann noch zwei äusserst sorgfältig gearbeitete und umfassende, durch die Natur des Werkes allerdings nothwendig gewordene Register; ein Sachregister (über Namen der Völker, Orte, Dialekte und dergleichen) S. 541—563 und ein Autorenregister S. 564—593. „Ich hätte", schreibt der Verf. in Bezug auf diese Nachträge und Berichtigungen, „wie Jedermann einsieht, unter Artikeln, wie Arabisch, Armenisch, Dänisch, Hebräisch, Holländisch, Italienisch und manchen andern noch eine beträchtliche Anzahl oft nicht unbedeutender Werke hinzuzufügen gehabt, um die Literatur auch nur einigermassen vollständig anzugeben, aber ich gestehe offen, dass mir die Masse des noch Anzuführenden zu gross war, um diess zu thun, und beschränkte mich daher nur darauf, solche Artikel bloss durch Angabe von seltenen und weniger bekannten Werken zu vervollständigen. Oft war ich auch durch frühere Auslassungen genöthigt, Sprachen von Völkern unter Artikel zu bringen, wo sie nicht oder nur entfernt hingehören: so z. B. musste ich die Mandschu unter Tungusen bringen, Abenaken unter Wapanachki und so noch an vielen Stellen." Weiter schreibt der Verf. (S. VIII seq.): „Bei bekannteren Sprachen konnte aus der Masse des Vorhandenen natürlich nur das Wichtigste angeführt und nie in solcher Ausdehnung Rücksicht auf sie genommen werden, wie bei den weniger bekannten. Bei diesen hingegen habe ich alle mir bekannt gewordenen grammatischen und lexikalischen Schriften angeführt. Manches war mir aber auch unmöglich zu erhalten und oft wollte ich lieber den Titel eines Buches ganz unterdrücken, als eine zweifelhafte und unsichere Angabe liefern." Wir billigen diess vollkommen, weil wir, durch eigene Erfahrung belehrt, wissen, wie viel Unheil in die Literaturgeschichte und deren Behandlung durch blosses Titelabschreiben gekommen ist, und wie ein auf diese Weise eingeführter Irrthum sich so leicht weiter fortpflanzt und eben dadurch jede Berichtigung um so schwieriger und mühevoller macht. Wir sehen aber daraus auch zugleich die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verf. seine Aufgabe betrachtet hat und werden dann auch um so mehr Vertrauen in seine schwierige und mühevolle Arbeit setzen, von der nur Solche einen Begriff sich machen können, die in ähnlichen Leistungen sich irgend wie versucht haben. Denn es gilt hier ja nichts Geringeres als ein Verzeichniss der sprachlichen Literatur und der zu ihrer Kenntniss, zu ihrem Studium nöthigen Hülfsmittel aufzustellen, das alle Sprachen und somit auch alle Völker der Erde, und diese wieder nach ihren einzelnen, in der Sprache, d. h. in der Dialektsverschiedenheit sich kundgebenden Verzweigungen und Abtheilungen umfasst! Wer erschrickt nicht vor einer solchen Aufgabe, zumal wenn man bedenkt, dass hier nicht etwa bloss diejenigen Sprachen und Völker der alten und neuen Welt gemeint sind, die eine historische Bedeutung erlangt und mehr oder minder eine Literatur, wenn auch selbst eine verhältnissmässig nicht umfangreiche oder bedeutende, hinterlassen haben oder eine solche zu bilden im Begriffe stehen, sondern dass alle Sprachen aller Stämme und Horden, aller Nomaden und Wilden Asia's, Afrika's, Amerika's und der Südsee aufgenommen und berücksichtigt sind, demnach eine Masse von Sprachen, Mundarten und Völkern hier vorgeführt werden, deren Namen Hunderte gewiss hier zum ersten Male vernehmen, die uns zum grossen Theile erst durch die Bestrebungen der christlichen Missionäre bekannt geworden sind: wie denn auch in dieser Be-

ziehung dieses Werk eine besondere Bedeutung anspricht. Erwägt man diess Alles, so wird man dann im Stande seyn, sich einen Begriff zu machen von dem Umfang der Aufgabe, von der Schwierigkeit, dieselbe in einer solchen Weise, wie der Verf. gethan, auch zu lösen; von den mühevollen Studien, die dazu erforderlich waren, und und eine Kraft, einen Muth, eine Ausdauer, wie sie in der That Wenigen gegeben ist, erheischen; von den zur Lösung einer solchen Aufgabe nöthigen, umfassenden Sprachkenntnissen, wie sie ebenso Wenige besitzen, zumal auf Gebieten, die meistens von denen, welche historischen oder literärischen Forschungen sich hingeben, minder beachtet zu werden pflegen, eben weil es über des Einzelnen Kräfte hinausgeht, neben dem Studium der alt-classischen und der neueren Sprachen des westlichen Europa's, auch noch die übrigen, mehr dem Osten zugewendeten Sprachgebiete auf gleiche Weise zu umfassen! Wir werden darum dem, der ein solches Werk unternommen und durchgeführt, die gerechteste Anerkennung nicht versagen dürfen und seinem Streben nach möglichster Vollständigkeit und Genauigkeit in allen einzelnen Angaben um so mehr allen Dank zu zollen haben, je schwieriger beides hier zu erzielen war. Und doch weiss Jeder, und hat es Jeder, der je Aehnliches versucht, an sich zur Genüge erfahren, wie da, wo es sich um Tausende von einzelnen Notizen und Angaben handelt, einzelne Versehen fast unvermeidbar sind, ebenso wie alle Vollständigkeit doch nur eine relative seyn kann. Darum hat der Verf. sich entschlossen, später in einem eigenen Nachtrage diesem Bedürfnisse abzuhelfen, und hier die nöthigen Ergänzungen wie Berichtigungen zu liefern; diess ist jedenfalls das beste Mittel, dieses Buch stets au courant zu halten, einer Veraltung, die dasselbe nach Verlauf eines Zeitraumes treffen könnte, vorzubeugen, und dabei den Werth des bereits Gegebenen zu erhalten. Seinem Wunsche, zur Erreichung dieses Zweckes durch Mittheilungen sich unterstützt zu sehen, zu entsprechen, fügen wir Einiges bei, was uns bei der Durchsicht des Einzelnen, mehr gelegentlich als absichtlich, aufgestossen ist, und zunächst in den ersten achtzehn Bogen des Werkes enthalten ist; wir wollen mit dieser geringen Gabe dem Verf. nur unsere Theilnahme und zugleich unsern Dank zu erkennen geben. Die Anordnung des Werkes, bemerken wir noch vorher, ist eine alphabetische, in sofern die einzelnen Sprachen nach der alphabetischen Ordnung der Volksnamen auf einander folgen, und so bei jedem Volke, nach einer kurzen Einleitung über Charakter und Abstammung der Sprache, dann die seine Sprache und deren Bau und Ausdrucksweise, so wie die die eigentliche Grammatik betreffenden Werke angeführt werden: wobei denn auch die einzelnen Dialekte und Verschiedenheiten der Mundarten ebenso berücksichtigt werden und die betreffenden Unterabtheilungen bilden: auch sind manchmal bei einzelnen Wörtern noch besondere Notizen über Werth, Charakter, Bestimmung oder Veranlassung derselben beigefügt. Jedenfalls ist die alphabetische Anordnung, schon um des Gebrauches eines solchen Werkes willen — und dieser ist doch wahrhaftig gerade bei derartigen Werken nicht gering anzuschlagen — einer mehr systematischen Ordnung nach den einzelnen grossen Sprachstämmen vorzuziehen, da diese in der consequenten Durchführung grossen Schwierigkeiten unterliegt, wo nicht rein unmöglich wird, indem sie eine Kenntniss der einzelnen Sprachen erfordert, wie wir sie bei so vielen gar noch nicht besitzen, um hiernach ihre Abstammung, oder ihre Verhältnisse und Beziehun-

gen zu einem Hauptstamm näher zu bestimmen und ihnen demgemäss ihre richtige Stellung anzuweisen.

Bei der ägyptischen Sprache, wo S. 4 ff. von den Hieroglyphen die Rede ist, wird Bunsen's Werk (Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Hamburg 1845. 8.) nun immerhin auch anzuführen seyn; wir würden hier auch Benfey: Ueber das Verhältniss der ägypt. Sprache z. semitisch. Sprachstamm Leipzig 1844. 8. nachträglich anführen, wenn wir nicht dieses Buch später S. 351 bei den semitischen Sprachen erwähnt gefunden hätten. — S. 71 lesen wir, wie das sogenannte Churwälsch, oder das Romanische, das noch jetzt in einzelnen Theile von Graubündten gesprochen wird, aus der Verschmelzung des Lateinischen und der ursprünglichen Landessprache entstanden, und wie dasselbe in frühester Zeit manche etruskische Wörter, aber nicht Formen aufgenommen, so habe es später besonders germanische und italienische Einflüsse erlitten, ohne jedoch zu einer solchen Mengsprache herabgesunken zu seyn, dass das sprüchwörtliche Kauderwälsch sich mit Recht darauf anwenden liesse. Wir erkennen gerne germanische und italienische Einflüsse in dieser alten lingua Romana, Einflüsse, die sich insbesondere jetzt, wie wir an Ort und Stelle uns überzeugt haben, mehr als je geltend machen und diesem Rest altrömischer Zunge, trotz aller Abgeschiedenheit der sie Redenden in ihren durch hohe Gebirge abgeschlossenen Thälern, einen kaum vermeidbaren Untergang früher oder später drohen; aber wir erkennen in dieser Sprache nur einen Rest derselben romanischen Sprache, die auch in andern Theilen des von Römern beherrschten Europa's geredet ward, hier aber dann aus sich neue Sprachen herausbildete, während diess in den engen Thälern der durch hohe Alpen ringsherum eingeschlossenen Gebirgswelt Graubündten's, bei dem Mangel oder doch der Dürftigkeit des Verkehrs mit der übrigen Welt unterblieb, eben desshalb die Sprache im Ganzen auf ein und derselben Stufe stehen blieb und nur durch italienische oder deutsche Einflüsse, die ebenso unvermeidlich sind, und in Folge des genäherten und vermehrten Verkehrs immer mehr sich vervielfältigen, Veränderungen erlitt, die sie ihrem ursprünglichen Charakter immer mehr entfremden. Ob etruskische Wörter sich in diesem Romanisch finden, bezweifeln wir: wenigstens ist noch kein genügender und sicherer Beweis darüber geführt worden, und Steub's Versuch, der jedenfalls hier auf S. 71 anzuführen war, (wir finden ihn später S. 116 bei der etruskischen Sprache erwähnt: Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern, München 1844. 8.), hat keineswegs noch die Sache zur Gewissheit gebracht, indem die etruskische Wurzel so mancher Ortsnamen im heutigen Graubündten, wo Romanisch gesprochen wird, noch nicht auf eine Weise nachgewiesen ist, die unsere Bedenken beseitigen könnte, wie diess auch von mehreren Gelehrten, ja neuerdings in Italien sogar von einem italienischen Gelehrten in der Rivista Europea 1845 p. 534 f. und 1846 p. 174 ff. nachgewiesen worden ist. Ist doch der Grund, auf welchen diese Ansicht sich stützt, selbst kaum mehr als eine Hypothese zu nennen, die erst durch diese sprachlichen Belege erhärtet und zur Gewissheit gebracht werden soll: wir meinen die historische Anknüpfung der alten Etrusker an die Bewohner der rhätischen Gebirge: eine Hypothese, die zwar neuerdings einen eifrigen Verfechter an dem verstorbenen Grafen Giovanelli erhalten hat, über dessen Schriften: Dei Rezi, dell' origine de' Popoli

d'Italia e d'una iscrizione rezio-etrusca, Trento 1844. 8. und Le antichità Rezio-Etrusche scoperto presso Matrai nel 1845, ibid. 1846. 8. ein andermal in diesen Jahrbüchern gehandelt werden soll. Es sind in neuerer Zeit von mehreren Gelehrten einzelne, höchst dankbar anzuerkennende Beitsäge für etrurische Sprache und Schrift geliefert worden: eine neue, umfassende Behandlung des Gegenstandes wäre zumal jetzt, wo die Zahl der auf einzelnen Denkmalen vorgefundenen Namen in Schrift so bedeutend vermehrt worden ist, gewiss an der Zeit und könnte über diese Sprache, die noch so sehr im Dunkeln liegt, mehr Licht wohl bringen. — S. 149, wo die Schriften über die verschiedenen griechischen Dialekte angeführt werden, ist zwar Thomas Magister nach der Ausgabe von Ritschl 1832 angeführt, aber die ältere, wegen ihres Commentar's unentbehrliche Ausgabe von J. N. Bernard (Lugdun. Batav. 1757. 8.) fehlt. Uebrigens bemerken wir hier, dass sogar die Speciallexica zu einigen griechischen Autoren angeführt werden, was ebenso bei den lateinischen Autoren der Fall ist; bei den letztern fiel uns auf, unter den Lexicis des Cicero p. 221 sq., den einst so gefeierten, in so vielen Ausgaben verbreiteten Nizolius, der noch im vorigen Jahrhundert durch J. Facciolati zu Padua 1734 und erst neuerdings zu London 1820 in drei Octavbänden wieder abgedruckt ward, weil er allerdings noch nicht ganz entbehrlich ist, unerwähnt zu finden. Anderes, was wir bei den romanischen Sprachen anzuführen hätten, übergehen wir für jetzt, indem wir nur bemerken, dass bei den verschiedenen aus dem Romanischen hervorgegangenen Sprachen (Italienisch, Spanisch, Französisch u. s. w.) auch alle einzelnen, so zahlreichen Dialekte dieser Sprachen berücksichtigt sind. Bei dem Spanischen, wo S. 377 Bouterweck's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit angeführt ist, wäre jetzt wohl noch beizufügen L. Carus: Darstellung der spanischen Literatur im Mittelalter. Mainz 1846. II Voll. 8., insbesondere wegen des Abschnittes über die Sprache, Bd. I. S. 68—134. In den Nachträgen finden wir S. 488: Pape, Griechisch-Deutsches Wörterbuch, Braunschweig 1845 und 1846 aufgeführt, während schon oben S. 147 dasselbe, und zwar selbst richtiger mit der Jahreszahl 1842, wo der erste und dritte Band erschien, angeführt ist. Ebenso ist S. 539 das bekannte Werk von Borrow: The Zincali, nachgetragen: wir finden es inzwischen schon oben S. 449, und zwar dort noch genauer angeführt.

---

*Aufgaben zu lateinischen Stylübungen für die obersten Classen deutscher Mittelschulen. Nebst einer doppelten Beigabe: I. Lateinische Themata zu Aufsätzen und Reden. II. Votiftafeln für Fr. Jacobs, G. Hermann und A. Böckh. Herausgegeben von Karl Fr. Süpfle, Hofrath und Professor am Grossherzogl. Lyceum zu Carlsruhe. Heidelberg. Druck und Verlag von Julius Groos. 1847. XII. und 298 S. in 8.*

Die stylistischen Uebungsbücher des Verfassers, auch in diesen Jahrbüchern mehrfach früher besprochen, haben sich bereits auf so vielen gelehrten Schulen Deutschlands, auch ausserhalb Baden, ihre Bahn gebrochen und sind allerwärts als so zweckmässige Hülfsmittel bei dem Unterricht in der lateinischen Sprache anerkannt worden, dass wir nicht zweifeln, es werde auch diesem weiteren Versuche, der an die früher erschienenen und für die mittleren

Schulclassen bestimmten Uebungsbücher sich anreihend, für die Bedürfnisse der obersten Classen, und selbst noch weiter hinaus zu sorgen sucht, die gleiche Beachtung zu Theil werden. Wir dürfen diess aber mit allem Rechte erwarten von einer Leistung, welche als die gereifte Frucht vieljähriger auf diesem Gebiete gesammelten Erfahrungen, verbunden mit eben so eifrigen und unermüdet fortgesetzten, diesem Kreise zugewendeten Studien, gelten kann. Zwar ist noch in neuester Zeit das Gebiet, auf dem auch diese Schrift erwachsen ist, mehrfachen Angriffen und Befehdungen unterlegen, und zwar nicht blos von Seiten des rohen Materialismus oder eines blinden und beschränkten Teutomanismus, was beides manchmal mit einander Hand in Hand geht, sondern selbst da, wo man es am wenigsten erwarten sollte: denn den Wächtern des classischen Alterthums und den Bewahrern einer darauf gestützten und dadurch allein auch erfolgreichen Jugendbildung sollte man am ersten zutrauen, dass sie in ihre eigne Wissenschaft so viel Einsicht haben, um zu begreifen, wie ohne die sogenannten Stylübungen, es seyen gegebene oder freie, nie ein Eindringen in den Geist und das Wesen der lateinischen Sprache, als der Sprache der Wissenschaft und der gelehrten Bildung, zu erwarten steht, mithin ein Aneignen der in dieser Sprache liegenden Bildungselemente, die wir doch vor Allem erstreben wollen, eben so wenig stattfinden kann. Freilich wird es vor Allem dann aber auch darauf ankommen, dass solche Uebungen zweckmässig geleitet werden, dass der Stoff dazu passend, nach Form wie nach Inhalt, ausgewählt sey, und der Schüler dadurch nicht frühzeitig mit einer Abneigung und mit einem Widerwillen erfüllt werde wider das, was zu seiner wissenschaftlichen, ja zu seiner ganzen formalen Geistesbildung so nothwendig ist. Allerdings, und das wollen wir nicht läugnen, hat verkehrte Auffassung und Behandlung dieses Unterrichtsgegenstandes unendlich geschadet, und diese Uebungen theilweise in einen Ruf gebracht, wovon der Nachhall selbst bis zu der letzten Philologenversammlung gedrungen ist. Darum hat der Verf. p. V. gewiss Recht, wenn er für die Anweisung im Lateinschreiben Lehrer verlangt, die vor Allem selbst ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen, die selbst gute Stylisten sind, die selbst durch die ermüdenden und beschwerlichen Correcturen in ihrem Eifer für die Sache nicht erkalten, die, setzen wir hinzu, insbesondere sich überzeugen, dass von der grösseren Sorgfalt, welche sie diesen Uebungen zuwenden, auch der Erfolg und die ganze Stimmung des Schülers abhängig und bedingt ist. Aber damit allein wird es auch noch nicht gethan seyn: das bemerkt der Verfasser ausdrücklich, und darum eben verlangt er eine besondere Rücksichtsnahme auf den Stoff der stylistischen Aufgaben, welcher so gewählt seyn soll, dass er der Bildungsstufe der Jugend angemessen, ihrem Fassungsvermögen entsprechend und überhaupt für sie anziehend sey, darum auch mit dem Zwecke des Nutzens die nöthige Abwechslung vereinige, und jede Einseitigkeit, jede Wiederholung und dergleichen mehr vermeide. Hier tritt eine zweite Schwierigkeit ein, an welcher Manche schon sich gestossen haben, bald bloss und ausschliesslich antike Stoffe wählend, und zwar in einer dem Antiken ganz nachgebildeten Form (was wir für das Ungeeignetste ansehen, weil das, was dadurch erzielt werden soll, das Eindringen in den Geist und das Wesen der fremden Sprache, gerade nicht erzielt wird, wohl aber auf die Bildung des deutschen Styls in einer höchst nachtheiligen, den gesunden Sinn des Schülers verletzenden Weise einge-

wirkt wird), bald zu sehr in die Neuzeit und die moderne Begriffswelt sich versenkend und dadurch Schwierigkeiten hervorrufend, welche junge Gemüther mehr abstossen als anziehen. Die trefflichen Winke, die der Verf. in dieser Beziehung gibt, die Warnungen, die Rathschläge, die er ertheilt, sollten, als die Stimme eines so erfahrenen und gründlich gebildeten Schulmannes, um so mehr beachtet und befolgt werden, da sie dann gewiss dazu dienen können, Vorurtheile, die der guten Sache nachtheilig sind, zu beseitigen und Missstände zu heben, die hier gerade doppelt nachtheilig in ihren Folgen sich darstellen. Er selbst hat den Stoff seiner Uebungen in drei Abtheilungen zerlegt: die erste bringt Aufgaben geschichtlichen Inhalts, und zwar (was wir durchaus billigen müssen) der alten Geschichte entnommen, der Geschichte Alexander's des Grossen und seiner Züge; dann aus der römischen Geschichte die Einsprache des Appius Claudius wider den Abschluss des Friedens mit Pyrrhus, die Zerstörung Carthago's und der Krieg des M. Licinius Crassus mit den Parthern. Die zweite Abtheilung ist gemischten Inhalts, aber auch der alten Welt angehörig; sie enthält Charakterschilderungen, Aufgaben betrachtender und räsonnirender Art, z. B. über den Muth des Cäsar, über den Ehrgeiz des Marius, über die Ansicht des Sophocles von den göttlichen und menschlichen Verhältnissen, über Plutarch, über Octavian u. s. w. Die dritte Abtheilung bringt eine Anzahl Reden, und zwar die Leichenrede des Pericles auf die im Krieg gefallenen Athener, mit einer zweckmässigen Einleitung über Pericles und seine Rednergabe; dann von Demosthenes die drei olynthischen Reden und ein aus der Rede für den Kranz ausgewähltes Stück. Darauf folgt die bekannte, in neuester Zeit aus manchen nicht fern liegenden Ursachen passend wieder hervorgezogene Rede des Basilius, in welcher dieser grosse christliche Redner und Kirchenlehrer die Jugend zur eifrigen und emsigen Lectüre der griechischen (heidnischen) Schriftsteller aufmuntert. Den Schluss macht eine Rede der neueren Zeit: der schöne und geschmackvolle Vortrag S t a l l b a u m's über die Gränzlinien der öffentlichen Erziehung.

Was die weitere Einrichtung dieser Aufgaben, d. h. der den deutschen Text begleitenden Noten und Bemerkungen, und der darin angegebenen Wörter, Redensarten und sonstigen grammatischen oder lexicographischen Bemerkungen betrifft, so ist diess aus den ähnlichen Uebungsbüchern des Verf. so bekannt, dass eine ausführlichere Erörterung darüber in der That nicht nöthig erscheint, und die Bemerkung genügen kann, dass auch hier ein weises Maass in allen Angaben beobachtet und der wahrhaft praktische Zweck, der durch diese Uebungen erreicht werden soll, auch wahrhaft gefördert ist. Dass zu diesen Anmerkungen ein eigenes Register am Schluss hinzugekommen, wird dem Gebrauch des Ganzen nur eben so förderlich seyn. Diesem Register gehen zwei Anhänge voraus, die auch auf dem Titel sich angegeben finden: sie sind etwas Neues, was wir in ähnlichen Uebungsbüchern bisher nicht gefunden haben, namentlich die in dem ersten Anhang angegebenen 138 Themata zu freien lateinischen Aufsätzen, in welchen der Schüler sich versuchen soll. Die Nützlichkeit und selbst Nothwendigkeit derartiger Aufsätze, wenn anders der oben angedeutete Zweck aller solcher Uebungen erreicht werden soll, ist so einleuchtend, dass wir uns eben wegen des darüber neuerdings entstandenen Geredes doppelt freuen, von einem so einsichtsvollen und erfahrenen Gelehrten,

wie der Herausgeber ist, diesen Gegenstand in einer solchen Weise beachtet, und durch die vorgelegten Themata, die eine reiche Auswahl je nach der einzelnen Individualität der Schüler bieten, so sehr für die Anwendung unterstützt zu sehen. Sie sind eben so mannigfach als abwechselnd in ihrem Inhalt wie in ihrer Behandlungsweise, erfordern aber allerdings auch einen gewandten und geschickten Lehrer, welcher nachzuhelfen versteht da, wo es nöthig ist, während er andrerseits dem Schüler den freien Spielraum nicht verengt, der diesem selbst die Behandlung des Gegenstandes anziehend macht und zu eigener Kraftanstrengung ihn anregt, damit aber — und das dünkt auch uns die Hauptsache — in ihm Liebe zur Sache selbst erweckt. Wünschen wir, dass auch dieser neue Versuch des Verfassers gleiche Anerkennung und auch gleiche Verbreitung allerwärts finden und zur Förderung einer gründlichen und classischen Bildung unserer Jugend beitragen möge!

**Ch. Bähr.**

---

*Handbuch der Geographie von Dr. W. F. Volger, Director der Realschule des Johanneums in Lüneburg. Zweiter Theil. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Hannover. Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1847. 632 S. in gr. 8.*

Unter Verweisung auf die Anzeige des ersten Bandes dieses so zweckmässig angelegten und durch die Erfahrung bewährten Handbuchs in diesen Jahrbüchern Jahrgg. 1846. p. 319. wird die Vollendung desselben mit dem Erscheinen dieses zweiten Bandes um so eher hier zur Sprache zu bringen seyn, als die gleiche Vollständigkeit und Genauigkeit alles Details, verbunden mit der praktischen Nützlichkeit für den Schulunterricht, auch diesen Band in gleicher Weise wie seinen Vorgänger empfiehlt. Er enthält Russland nebst Polen, den (damals noch bestehenden) Freistaat Krakau und das Königreich Gallizien, das eigentliche Ungarn sammt Kroatien, der Militärgränze u. s. w. Siebenbürgen, Griechenland und die Türkei, worauf Asien, Afrika, Amerika und Australien folgt. Genaue Register zu beiden Bänden fehlen am Schlusse nicht.

---

*Grundriss der Geschichte der deutschen Literatur von Dr. Johann Wilhelm Schäfer, ordentlichem Lehrer an der Hauptschule zu Bremen. Vierte verbesserte Auflage. Bremen. Verlag von A. D. Geisler. 1847. XII. und 175 S. in gr. 8.*

Auch dieses, den Zwecken des Unterrichts zunächst gewidmete, Büchlein kann mit allem Rechte empfohlen werden, wenn in der That bei einem so bekannten und verbreiteten, jetzt zum vierten Mal, seit dem ersten Erscheinen im Jahre 1836, ausgegebenen Schulbuch noch eine solche Empfehlung nothwendig erscheinen könnte, wie sie in früheren Anzeigen früherer Ausgaben (s. diese Jahrbb. 1836. p. 208. 1839. p. 1207 ff.) ausgesprochen und auch näher begründet ward. Wir haben daher hier nur kurz anzugeben, worin die neue vierte Ausgabe von ihren Vorgängern sich unterscheidet. Sie zeigt keine Vermehrung des Materials (was bei solchen Schriften gewöhnlich der Fall ist, aber, wie so manche Beispiele zeigen, auch oftmals das Buch seiner ursprünglichen

Bestimmung entfremdet und ihm die praktische Nützlichkeit für den Unterricht entzieht), wohl aber ein Streben, im Einzelnen durch grössere Bestimmtheit und selbst Gedrängtheit den Grundriss seiner nächsten Bestimmung immer entsprechender zu machen, ohne die Resultate der neuesten Forschungen unbenutzt zu lassen; für den Lehrer, wie auch für strebsame Schüler, die weiter sich mit dem Gegenstand bekannt machen wollen, hat der Verf. ohnehin durch sein nach ganz gleichem Plan ausgearbeitetes Handbuch in zwei Theilen (s. diese Jahrbb. 1843. p. 621 ff. 1844. p. 796.) gut gesorgt. Neu hinzugekommen in dieser vierten Ausgabe ist eine Zeittafel, welche die bedeutenderen Erscheinungen auf dem Gebiete deutscher Literatur, nach Jahren geordnet, vorführt; dagegen aber ist, namentlich in den letzten Abschnitten, auch Einzelnes weggefallen, was für die Jugend und ihre Anschauungsweise minder geeignet erschien oder die Parteifragen der Zeit berührte, was man gewiss nur billigen kann. —

---

*Römische Zeittafeln von Rom's Gründung bis auf Augustus' Tod von Dr. Ernst Wilhelm Fischer. Altona. Johann Friedrich Hammerich. 1846. IV. 481 und XV. S. in gr. 4.*

Auch mit dem Seitentitel:

*Griechische und römische Zeittafeln von Dr. Ernst Wilhelm Fischer. Zweite Abtheilung. Römische Zeittafeln von Rom's Gründung bis auf Augustus' Tod. u. s. w.*

Die erste und zweite Lieferung dieser Zeittafeln, welche, wie der eine Titel auch jetzt noch zeigt, griechische und römische Zeittafeln, wiewohl im Einzelnen natürlich getrennt von einander, enthielten, ward in diesen Jahrbüchern Jahrgg. 1841. p. 479 f. angezeigt. Seit dieser Zeit ist der eine der beiden damaligen Mitarbeiter (Dr. Soetbeer) zurückgetreten, während der andere (Dr. Fischer) rüstigen, aber darum keineswegs übereilten Schrittes das begonnene Unternehmen wenigstens in der einen, die römischen Zeittafeln betreffenden Abtheilung fortgesetzt und auch in gleichmässiger Weise bis zu dem als Endpunkt angenommenen Tod des Augustus fortgeführt hat, so dass nun ein doch einigermassen abgeschlossenes und vollendetes Ganze vor uns liegt, das nicht blos die äussere, politische Geschichte, sondern auch die Literärgeschichte in seinen Kreis gezogen hat, und hier auch bei jedem Jahr die in dasselbe fallenden, also in diesem Jahr publicirten, Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur eingetragen hat, mithin wir über Abfassung und Erscheinen jeder einzelnen Schrift des Cicero (um nur dieses Beispiel anzuführen, was eben so gut auch von andern Autoren, z. B. Virgilius, Ovidius, Horatius, hinsichtlich ihrer einzelnen Schriften und Dichtungen gelten kann) hier die betreffende Notiz finden. Dass die äussere Geschichte mit grosser Sorgfalt, Genauigkeit und Vollständigkeit in allem Detail behandelt ist, lag ohnehin im Plane des Werkes, das wir auch jetzt, wie früher bei seinem ersten Erscheinen, mit allem Rechte empfehlen; zur Erörterung einzelner, für die Chronologie wichtiger und bedeutender Punkte sollen noch besondere Abhandlungen folgen, deren baldigem Erscheinen gewiss mit uns Viele verlangend ent-

gegensehen, indem auf diese Weise die Sicherheit nicht blos einzelner bestrittener chronologischer Angaben, auf welche hier doch so Vieles ankommt, sondern auch des Ganzen erwirkt, und über Zweifel gestellt wird. So soll darin, wie wir aus S. 469. in den Nachträgen ersehen, eine nähere Untersuchung über das Jahr der Gründung Rom's und über die darauf sich beziehende Catonische Aëra, wie die in diesen Zeittafeln recipirte Varronische und deren Verhältniss zu den Capitolinischen Fasten folgen. Die Form der Anlage der Zeittafeln ist allerdings von Clinton entnommen, weil sie als die zweckmässigste erscheint; im Uebrigen trägt die Arbeit den Charakter der Selbstständigkeit in allen Theilen, so wie der Benutzung dessen, was die Werke deutscher Gelehrten für die Zwecke dieser Zeittafeln darboten, an sich; und wird sich Jeder, der in das Werk einen Blick werfen und dasselbe näher prüfen will, bald überzeugen, dass es aus eigenen, gewissenhaften Studien hervorgegangen ist, die ihm auch, bei der Brauchbarkeit des Ganzen, eine günstige Aufnahme unter uns sichern werden, um so mehr, da Clinton's Werk für die römische Geschichte in der hier vollständig behandelten Periode nicht genügen kann, ohnehin der ganze Theil bis zur Ankunft des Pyrrhus in Italien dort ganz fehlt und erst die nach Augustus' Tode (mit welchem diese Zeittafeln schliessen) folgende Periode von Clinton neuerdings in einem eigenen Bande ausführlicher behandelt ist (Fasti Romani. The civil and literary chronology of Rome and Constantinople from the death of Augustus to the death of Justin II. Vol. I. Tables. Oxford. 1845. 4to.). Eine Fortsetzung der vom Verf. begonnenen griechischen Zeittafeln in ähnlicher Weise, wie die jetzt gelieferten römischen möchte der Gegenstand unserer nächsten Wünsche seyn. Was die vorliegenden römischen betrifft, so haben wir noch die vergleichende Tabelle der Consularfasten (auf XV. besonders paginirten Seiten), welche bis zum Jahr der Stadt 757 reichen, und die höchst brauchbaren Register am Schlusse zu nennen, welche zuerst ein Verzeichniss aller der in den Zeittafeln vorkommenden römischen Magistrate, mit der jedesmaligen Angabe des betreffenden Jahres enthalten, dann ein ähnliches Verzeichniss der Leges, Rogationes, Senatus consulta, so wie der Colonien Rom's, und zuletzt noch ein literarhistorischer Index. Von S. 469 ff. an folgen noch einige Berichtigungen und Nachträge.

---

*Die ehemaligen breisgauischen Stände, dargestellt nach ihrem Ursprunge, ihrer Verfassung, ihren Leistungen und Schicksalen. Von Dr. Josef Bader, grossherzogl. badischem Archiv-Assessor, Mitglied der geschichtsforschenden Gesellschaft zu Freiburg und des Alterthumsvereins zu Baden. Mit einer Karte und Stammtafel. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1846. XXXII. und 278 S. in gr. 8.*

Als vor Kurzem in einem grösseren Staate Deutschlands die Aufhebung einer Verfassung erfolgte, die sich noch keines dreihundertjährigen Bestandes zu erfreuen hatte, erhob sich in allen deutschen Landen die Stimme der Klage und der Wunsch einer Wiederherstellung des verletzten Rechtszustandes; als im Jahre 1806 durch eine Hofcommission die landständische Verfassung, deren Gegenstand diese Schrift ist, für aufgehoben und das Recht der Landesrepräsentation für erloschen erklärt ward, erregte diess wohl, wie wir hier S. 277. lesen, in

dem Lande, das es betraf, eine laute Unzufriedenheit, und rief auch eine Vorstellung des einen der drei betheiligten Stände, der Ritterschaft, hervor, die wir hier S. 208 ff. lesen; allein im Ganzen ging das Ereigniss spurlos vorüber unter dem Druck einer Zeit, die so Vieles und noch Grösseres und Bedeutenderes hatte einstürzen sehen. Diess kann und wird aber unsere Theilnahme eben so wenig mindern, als die Erwägung, ob diese Jahrhunderte lang bestehende und blühende landständische Verfassung eine auch für unsere Zeit angemessene gewesen, ob sie nach ihrer Aufhebung durch etwas Besseres später ersetzt worden: worauf die Antwort jedenfalls nicht so leicht ist, als Mancher wohl zu glauben geneigt seyn dürfte. Jedenfalls wird die Darstellung dieser Landstandschaft, ihres Bestehens und Wirkens seit dem fünfzehnten Jahrhundert bis in den Anfang des neunzehnten herab, nicht blos einen neuen Beitrag zur Geschichte der landständischen Verhältnisse Deutschlands und deren Ausbildung in den verschiedenen Theilen desselben und unter verschiedenen äusseren Verhältnissen bilden, sondern auch in gleicher Weise zur Geschichte der in dem jetzigen Grossherzogthum Baden vereinigten Landestheile manche Aufklärung, manches Licht uns bringen, was, da das Ganze grossentheils auf handschriftlichen Quellen und Documenten beruht, doppelte Beachtung verdienen muss. Eben desshalb mag es uns vergönnt seyn, den Gesetzen dieses Institutes gemäss, einfach den Inhalt der Schrift anzugeben, um damit auf diesen neuen Beitrag zur Erweiterung und Vervollständigung unserer Landesgeschichte aus bisher unbenutzten Quellen aufmerksam zu machen. Nicht eine fortlaufende, mit einzelnen Belegen ausgestattete Schilderung ist es, welche dieser Beitrag bringt, sondern eine Reihe von einzelnen Aufsätzen und Documenten, die hier theils wörtlich, theils auch mit einigen Auslassungen ausserwesentlicher Dinge, auf einander folgen und zugleich mit den nöthigen Einleitungen oder auch mit weiteren erklärenden Erörterungen des Verfassers versehen sind, der auf diese Weise, indem er grossentheils die Quellen selbst reden liess, ein getreues und lebendiges Bild des Ganzen vorzuführen beabsichtigt hat. Zu diesem Zweck hat er als Einleitung eine allgemeine geographisch-geschichtliche Schilderung des unter östreichischer Herrschaft zuletzt stehenden Breisgaues und seiner einzelnen, nach und nach dieser Herrschaft zugefallenen Bestandtheile vorausgeschickt, zu der auch das beigefügte Kärtchen gehört, das eine bequeme Anschauung dieses ganzen, über dreissig Quadratmeilen umfassenden Territoriums gewährt. Nun folgt, die Reihe der einzelnen Mittheilungen eröffnend, eine vom Verfasser selbst als das Wichtigste unter diesen Mittheilungen erkannte „Relation über die Untersuchung der Verfassung, Rechte und Freiheiten des Breisgaues“, welche in vier Abschnitten den Ursprung der breisgauischen Stände, ihre Verfassung, dann die Gewohnheiten und Privilegien des Landes, das ständische Steuerwesen (dieses am ausführlichsten) bespricht und vom Verfasser mit einigen weitern Bemerkungen, die sich auf den im ersten Abschnitt besprochenen Ursprung der Stände beziehen, begleitet ist. Es erscheint hier diese Relation in einer abgekürzten Fassung; sie selbst wird als das Werk des Abbé Weiss und des Magistratsrathes Dr. Deisch zu Freiburg bezeichnet, welche zur Abfassung derselben von den Ständen des Breisgaues im Jahr 1798 beauftragt waren; eine Hauptabsicht dabei war, die Aufrechthaltung der Verfassung auch bei dem Uebergange an einen neuen Landesherrn (damals den

Herzog von Modena) zu erwirken und einer dessfalls an den Kaiser von Oestreich zu richtenden Vorstellung als Unterstützung zu dienen. Nun folgt S. 54 ff. eine ähnliche Deduction: „über die breisgauische Landeshoheit“ von dem vorderöstreichischen Kammerrath von Beaurieux im Jahre 1741, begleitet mit manchen Bemerkungen des Verfassers; dann S. 75 ff.: „Die burgundische Pfandschaft“, nach der von einem Breisacher (wie der Verfasser vermuthet) über Hagenbach bald nach dem burgundischen Krieg verfassten Reimhistorie; darauf S. 94 ff.: „Geschichte des bösen Pfennings“, ein Auszug aus einer grösseren Arbeit des verstorbenen Oberamtmanns Walchner über diesen Gegenstand. Nun folgen verschiedene officielle Aktenstücke im Abdruck. S. 110 ff.: Memoranda, welche bei der landesfürstlichen Kommission von denen vorderöstreichischen Landständen zu observiren wären, 1706.; S. 115 ff. Kurzes Diarium über den 1710 zu Freiburg gehaltenen Landtag; S. 120 ff. Wahrhafter Entwurf der breisgauischen Stände und ihrer erlittenen Kriegsbeschwerden von 1701 bis 1712; nebst einem Anhang. S. 131 ff. Vorstellung der breisgauischen Stände an Maria Theresia vom 11. December 1778. An diese Aktenstücke, von denen einige ein trauriges und abschreckendes Bild der Masse von Leiden darstellen, welche der spanische Successionskrieg über die gesegneten Auen des Breisgaues gebracht hat, schliesst sich S. 137 ff. eine „aktenmässige Geschichte des breisgauischen Landsturmes“, ein Auszug, wie die Note bemerkt, aus einigen in den Landsturmsakten enthaltenen Relationen, mit Ergänzungen aus den Akten selbst. Dieser werthvolle Beitrag zur Geschichte der Revolutionskriege kann zeigen, mit welcher Kraft und muthigen Ausdauer schon im Jahre 1796 ein deutscher Volksstamm *in Masse* sich erhob und tapfer gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlandes ankämpfte. Nun folgt S. 168 ff. Auszug aus einem im Jahr 1801 durch Herrn von Summerau auf landesfürstlichen Befehl verfassten Memoire über das Breisgau; S. 172 ff. Briefstellen über die traurige Lage des Breisgaues von 1800 bis 1803, und die Bemühungen der Stände zur Abhülfe derselben; S. 191 ff. Vorstellung des breisgauischen landständischen Konsesses an Kaiser Franz II., vom 12. Oktober 1801; S. 194 ff. eine ähnliche Vorstellung an Napoleon, damals noch ersten Konsul, vom 12. November 1801. Eine ebenfalls aus authentischen Quellen geschöpfte Mittheilung über den letzten Syndicus der breisgauer Landstände, Dr. Engelberger, S. 196 ff. bildet sammt der schon oben erwähnten Vorstellung der Ritterschaft des Breisgaues bei ihrer Aufhebung (S. 208 ff.) den Schluss dieser Mittheilungen, auf welche noch eine allgemeine Darstellung der Leistungen und Schicksale der breisgauischen Landstände folgt, zunächst aus dem Archiv derselben und den dort befindlichen Akten entnommen, und vom Beginn der Stände bis auf deren oben erwähnte Aufhebung vom Verfasser durchgeführt.

## Berichtigung.

Man lese in Nr. 55. von 1846. S. 879. Z. 18. von unten: ächt deutscher, nicht: nicht deutscher.

Nr. 11. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Zur Geschichtsliteratur der Schweiz.

(Fortsetzung von No. 35 und 36 der Jahrbücher 1846.)

*Felix Hemmerlin von Zürich. Neu nach den Quellen bearbeitet von Balthasar Reber, v. d. m. u. phil. Dr. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1846. 498 S. in gr. 8.*

Das funfzehnte Jahrhundert bezeichnet vielfach den stellenweisen Uebergang aus dem Mittelalter in eine neue Zeit. Denn im staatsbürgerlichen, kirchlichen und culturgeschichtlichen Kreise werden grosse und tief eingreifende Aenderungen theils vorbereitet, theils wirklich ausgeführt. Die wachsende Abschwächung des teutschen Reichs durch fürstliche Landeshoheit, städtisch-landschaftliche Einigungen und römische Rechtsherrschaft, der Aufgang und Verfall des neu-burgundischen Zwischenreichs, auf dessen Kosten Habsburg, die französische Monarchie und die schweizerische Eidgenossenschaft erstarken, die italiänischen, für den Arrondirungseifer der Nachbarstaaten unternommenen Heerfahrten, die Besitznahme Ost-Europas durch die in das abendländische Bürgerrecht gleichsam aufgenommenen Osmanen, endlich die Entdeckungen und Fortschritte in beiden Indien zu Gunsten der Spanier und Portugiesen, — diese Ereignisse bilden gemach den Stand der mittelalterlichen Staatenwelt um. Gleichzeitig wirken classische Gelehrsamkeit und Kritik, Druckerpresse, Kirchenconcilien und Hussitenkriege, Volkselend und Bauernkriege wider das Princip der christlich-kirchlichen Einheit, die Papstgewalt oder Hierarchie. Aber sie widersteht dem ungelenken Anprall, welcher einen sauern, ätzenden Gährungsstoff zurücklässt; die Wunden heilen nur oberflächlich aus; ja, frische Gebrechen mehren den Krankheitsstoff, welcher wie ein schleichendes Fieber in den Eingeweiden der Christenheit sitzt. Schrittlings vorgehende Reformen werden stolz verschmäht; ihnen abwehrend begegnen, heisst Weisheit des Kirchenregiments; nothdürftig die Fugen im morschen Fahrzeuge verstopfen und den Leck provisorisch überkleistern, — das gilt als höchste

Steuermannskunst. „Nach uns die Sündfluth!“ rufen die Lenker der geistlichen und weltlichen Staaten und leben in den Tag hinein, gerade wie heute. So bricht denn nach langem Zerren und Hinhalten die sturmvolle Krisis des sechszehnten Jahrhunderts aus und zerreisst mittelst einer durchgreifenden Kirchen-, Sitten- und selbst Staatsrevolution den bisherigen grossartigen Einheitsbegriff der abendländischen Christenheit. — Für diese, dem tausendjährigen Process des auch dann noch nicht überwältigten Mittelalters feindselige Reaction enthält die Zeit Hemmerlins vielfach vorbereitende Kräfte und Anstalten, wie sie in einer eigentlichen Uebergangsperiode zweier Zeitenwenden hervorzutreten pflegen. Unruhe und Missbehagen gegenüber den laufenden Verhältnissen, Feuer und Schärfe der Gedanken bei den Sprechern, aber Mangel an Thatkraft und Plan, roher Massendrang, mehr Instinct denn klarer Begriff, gleichmässiges Ergreifen und Aufgeben verschiedener Zielpunkte und Richtungen, rasche Umkehr zur alten Gewohnheit, wenn die neue scheitert, gewaltige, Gefahren und Tod verachtende Leidenschaft, wie sie den meisten Völkern des Mittelalters beiwohnt, auf der einen, raffinirende, selbstsüchtige, fast neuere Verstandesklügelei auf der andern Seite, hier der sinnlich-plastische Glaubensdrang, dort die atomistisch zerlegende Prüfung (Scepsis) und kühle Gleichgültigkeit, überall aber Bewegung, Drängen, Vorwärtsschieben und daher eine Unzahl grösserer oder kleinerer Fehden wider den staatlichen, kirchlichen, wissenschaftlich-sittlichen Bestand der alten Dinge —, diese und verwandte Characterzüge bietet das funfzehnte Jahrhundert, besonders in der letzten Hälfte. Man möchte sich nur wundern, wenn einem jetzt ziemlich unbekannten, auf enge Schranken seines Beobachtens und Wirkens angewiesenen Zeitgenossen und Gelehrten eine bedeutende Wichtigkeit der Zeugenschaft beigelegt, dem gemäss eine umfangreiche biographisch-literarische Darstellung gewidmet wird. Aber gerade Menschen überlegener Bildung, lebhaften, rührigen Geistes und reizbarer aufstrebender Ehrliebe, welche nicht frei bleibt von Eitelkeit und Liebe zur Gemächlichkeit, können von ihrem friedlichen, bescheidenen Standpunkte aus viel und scharf beobachten, die grossen Schwingungen des Zeitalters, insonderheit geistiger Art, in ihren kleinen Wirkungskreisen gleichsam auffangen und festhalten, hier und dort selbst veranlassen, vorbereiten. Ganz treu und unbefangen bleibt die Stellung freilich nicht. Von ihr gilt was Heyne 1789 seinem Schwiegersohne Forster schrieb: „Sey doch

jeder froh mit seinem kleinen Plätzchen, aus dem er in die Welt hinausgucken und über sie lachen kann! Mischte sich nur nicht immer Galle drein!" (Forster's Briefwechsel I. 790.) — Die Eigenthümlichkeit Hemmerlin's war überdiess so durch Natur, Studium und Leben entwickelt, dass sie mehr empfänglich denn schöpferisch in die kirchlichen und politischen Zeitbewegungen eingreifen und in Wort und That für und wider die Aufgabe der Gegenwart arbeiten konnte. „Für die Schweiz hatte er nämlich, sagt der Biograph (S. 12), die eigene Bedeutung, dass er, während der zwei ersten Jahrhunderte ihres Bestehens, während dieser ihrer Glanzzeit, welche so viele Helden des Schwerts und des Staats aufzuweisen hat, dass er da prangen darf als der einzige gelehrte Held im Umkreis der Eidgenossenschaft. Diese beiden so Männerreichen Jahrhunderte haben nur einen Gelehrten geboren, und der war Hemmerlin. Und es ist bezeichnend, dass gerade Zürich, der gebildetste Ort der Eidgenossen, ihr Haupt, ihr Auge, wie sie es nannten, dass diese Stadt, die Wiege so mancher Helden jener andern Art, auch die Wiege seyn durfte des einzigen Gelehrten der grossen eidgenössischen Zeit." Dieses Urtheil ist in so ferne unbedingt richtig, als der fragliche Zürcher die grösste schriftstellerische, fast populäre Rührigkeit und den weitesten Umfang gediegener Kenntnisse besass; denn er war Theolog, Humanist und ein in beiden Rechten, dem römischen und kirchlichen, erfahrner Jurist, endlich Redner und Dichter. Dagegen muss man den Ausspruch beschränken gegenüber der nicht unglücklichen Concurrenz, welche in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts für das juristisch-historische Fach der bernische, im Aargau geborne Stadtschreiber Thüring Frickard (Fryker) und für die Humanitätswissenschaft — classische Philologie, — der bernische Patricier, Decan Albert v. Bonstetten*), erhoben. Neben der seinen schweizerischen Zeitgenossen allerdings überlegenen Gelehrsamkeit, zu welcher auf teutschen und italiänischen Hochschulen der Grund gelegt wurde, hatte Hemmerlin einen lebhaften, immer beschäftigten Geist und angebornen Mutterwitz. Dieser äusserte sich in vielen Stellen der hinterlassenen Schriften und trieb in den gesellschaftlichen Verhältnissen manche Feindschaft und Widerwärtigkeit hervor; er war scharf, ein unzertrennlicher, selbst im Missgeschick treuer Lebensgefährte. So

*) Ueber ihn vergleiche Gall Morel im dritten Bande des von dem historischen Vereine der fünf Orte herausgegebenen Geschichtsfreundes.

erklärt Kaiser Karl im Gerichtshandel (processus iudiciarius S. 272), Juristen seyen seltene Fremdlinge im Himmel, kann ebendaselbst der heilige Geist zu Basel nichts ausrichten, wird in dem Aufsatz über Kirchenfreiheit (de libertate ecclesiastica S. 345) der Klerus hinsichtlich der Menge und anderer Eigenschaften den Wölfen verglichen, der stolze Zürchersche Chorherr Waldenburg, Nachkomme Davids oder Sohn eines gekrönten (coronatus) Vaters (Mönches) und einer Braut (sponsa) des Königs der Könige genannt (epistola contra quendam superbum clericum S. 375), bei der Uebergabe an den Guardian der Luzernischen Minoriten scherzweise bemerkt, er (Hemmerlin), der einst Doctor gewesen und Glied der höhern Geistlichkeit (praelatus clericorum ordinis maiorum) sei nun Sclave der Kleinen (ordinis totius mundi minorum S. 436), im Thurmkerker zu Kastel die zufällige Zertrümmerung des Klopfhammers für ein tröstendes Wortspiel benutzt, laut welchem ein kleiner Hammer (malleolus) Neid erweckt habe (S. 422), kurz, bei jedem traurigen und fröhlichen Begebniss die munterste, bald unschuldige, bald bissige Laune entfaltet. — Hemmerlin ist aber auch eine haushälterische, materielles Gut erwerbende Natur, welche feindselig der mönchischen Armuth und Rauhheit das Leben anständig geniesst, das nicht unbeträchtliche väterliche Erbtheil zusammenhält, durch Anhäufung der Aemter und geistlichen Würden mehrt, ein gemächliches, übrigens gastfreies Haus führt, sich im bürgerlich-chorherrlichen Wohlstande gefällt und schon desshalb dem kargen, mühsamen Bauernwesen eine gewisse städtisch-aristokratische Abneigung entgegensetzt. Diese wird zur fanatischen Leidenschaft, sobald ihm die Schwyzer und Eidgenossen im Zürcherkriege (1443) sein Landgut zerstört, die Quellen der Wohlhäbigkeit grösstentheils verstopft haben. Kein kühner Reformator, sondern mehr witzig-populärer Spötter über laufende Missbräuche und Gebrechen, durch die vielfachen Fäden einer angenehmen, gemächlichen Lebensart an den Bestand der wirklichen Dinge gebunden, tritt dieser Erasmus des funfzehnten Jahrhunderts beim Beginn seines practischen und literarischen Wirkens sehr behutsam auf, greift die Untern und Unbedeutenderen an, bevor er sich an die Höhern wagt (S. 151); er geräth erst dann in dauernde Zornesflammen, wenn man entweder sein starkes, unter bescheidenen Formen verstecktes Selbstgefühl oder seinen haushälterischen Trieb und gemächlichen Lebenskreis verletzt hat. Einmal im Missgeschick zeigt er eine wahrhaft heldenmüthige Stärke des

Duldens, wie sie im günstigen Augenblick des planmässigen Angriffs angewandt vielleicht zu nachhaltigen Endergebnissen eines Reformators führen konnte. Demnach waren Sprödigkeit und Milde, weltkluge Umsicht und starrer Eigensinn, sittlicher Ernst und reizbare Selbstsucht, Unruhe und Gemächlichkeit in dem Character so merkwürdig gemischt, dass Hemmerlin mit Grossem beginnen, mit Kleinem endigen musste. So entstand das bekannte Sprichwort vom „Meister Hemmerlin.“ „Es gilt, sagt Bullinger, von einem, der sich etwas unternommen, das er nit glücklich ausführt, und doch etwas ist und seyn will.“ — (S. 416.) Wer das gemächliche Stillleben dieses literarischen Oppositionsmannes im grünen Schloss zu Zürich während der Blüthezeit näher zu erforschen wünscht, lese die vom Hausherrn gegebene weitläufige Schilderung (S. 44)! „Mein Studierplatz, heisst es da neben Anderm, ist von einem blumigen Garten umschlossen, und selbst von zierlichen Geräthen, Büchern, Pulten, Lesestühlen, Tafeln (Gemälden) u. s. w. so ausgeschmückt, dass von gar vielen, und so auch von mir selber etwas Schöneres bei einem einfachen Doctor des canonischen Rechts in ganz Deutschland nicht ist gefunden worden. — Und gerade unter dem Studierzimmer befindet sich ein Altan oder Söller mit eisernen Stäben umgeben, welcher Ort seit vielen Jahren von lieblich singenden Vögeln aller Gattungen beständig umjubelt wird, und wo sich besonders zur Zeit der Sommerferien grosse Gesellschaften von Freunden und Tischgenossen häufig zu versammeln pflegen.“ — Man sieht, der reiche Chorherr und Pfründensammler hielt einen förmlichen Salon für lebensmuntere, reformsüchtige Geister, welche wohl manchen Trunk gethan und manchen Plan des socialen Fortschritts mögen besprochen haben. Sobald nun dieses gemächliche Leben durch die zügellosen Schwyzer Reding's gestört war, warf sich Hemmerlin mit ganzer Kraft der österreichisch-stadtaristokratischen Partei in die Arme, tauchte die Feder in Galle, schrieb wider Schwyz und die Eidgenossenschaft, griff darnach Persönlichkeitshändel mit besonderer Hitze auf und beschloss ein fortan jammervolles Leben im Lande der Riesen (terra gigantum) als Gefangener der Luzernischen Franziskaner-Minoritenmönche zwischen 1457 und 1464 (S. 490). — Es bedarf nach diesen Andeutungen keines weiteren Beweises für die literarisch-practische Wichtigkeit Hemmerlin's; er gibt eben in Folge seines eigenthümlichen Characters ein Bild der Zeit, zunächst gegenüber der Schweiz, dann auch der gesammten europäischen

Christenheit. Die vorstehende Biographie aber hat auf befriedigende Weise ihre nicht leichte Aufgabe gelöst, indem sie theils einen vollständigen Stoff liefert, theils diesen so gliedert, dass die Hauptpersönlichkeit sich meistens in den eigenen Schriften darstellt und dem Leser ein hinlänglich freies Urtheil öffnet. Kurze Uebersichten der chronologisch geordneten Erzeugnisse gehen grösseren Auszügen und Bruchstücken voran, welche oft wörtlich aus dem Lateinischen übersetzt den Grundstein der dann von andern Seiten her vervollständigten Lebensnachrichten liefern. So wachsen denn der Held, die kleinere und grössere Welt desselben, aus eigenen Kräften und Stoffen hervor und treten klar vor die Augen des Beobachters. Letzterer kann ohne Schaden für das Ganze bald dieses bald jenes Stück herausgreifen und in der Mannichfaltigkeit des Stoffes wie in der Schärfe und Bestimmtheit der Form Reiz zur allmähligen Vervollständigung des Gesammtbildes finden. Einen ähnlichen Gang sollte und könnte man auch für andere, überwiegende Persönlichkeiten der Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die neuere Zeit einschlagen, z. B. für Ulrich von Hutten, dessen Schriften geordnet, theilweise dargelegt und erläutert den Kern einer wirklichen Lebensbeschreibung liefern würden. Das Werk ist übrigens so abgestuft, dass die Einleitung (S. 1—45) die Bedeutung und Schriften Hemmerlin's, die bisherigen Bearbeitungen seines Lebens und Wirkens erörtert, der erste Abschnitt (S. 46—97) die Bildungszeit, der zweite (S. 98—410) die Arbeiten und Kämpfe, der dritte (S. 411—490) die Leiden des unglücklichen Mannes behandeln, und eine Reihe von eingeschalteten Capiteln die wichtigsten Momente der einzelnen Hauptstücke hervorhebt. So entwickelt sich ein kleines Drama, welches reich ist an lebendigen, anschaulichen Scenen; sie müssen auf den Gelehrten und das gebildete Publicum eine anziehende Kraft ausüben, in jedem Fall die Kenntniss der Dinge des funfzehnten Jahrhunderts bedeutend erweitern. Der Verf. hat mit ausgezeichneter Sorgfalt und Vollständigkeit den Gegenstand, wahrscheinlich bis zur einstweiligen Erschöpfung, behandelt und viele handschriftliche, in Zürich, Solothurn und anderswo aufbewahrte Nachrichten in die bisher gedruckten Schriften Hemmerlin's eingeflochten, daneben meistens unparteiisch die Freunde und Feinde seines Helden gewürdigt. Wenn er jedoch S. 375 den Chorherrn Waldenburg von Zürich einen plumphochmüthigen und unwissenden Menschen nennt, so scheint das letztere Merkmal nicht zu passen. Denn einem Chorherrn Waldenburg in Zürich schickte Albert von Bonstetten allerlei

Bücher, unter andern den Servius, zur Benutzung, was natürlich für das Gegentheil der Unwissenheit zeugen würde. (S. Geschichtsfreund, 4. Lieferung, S. 12.) Jedoch gilt hier dieser Einwurf nur für den Fall der noch nicht hinlänglich gesicherten Personalidentität. — Als Proben Hemmerlin'scher Schreibart können am besten etliche Stellen der berühmten Abhandlung über den Adel (de nobilitate) dienen. Verfasst zwischen 1444 und 1450 feiert sie die Tugenden und Vorzüge des Adels, tritt die Bauern als ein gemeines und rohes Geschlecht darnieder, schleudert im 33. Capitel wüthende Blitze gegen die wider Zürich-Habsburg im Toggenburger Kriege verbündeten Eidgenossen. Das Buch ist reich an Gelehrsamkeit, Parteihass und schneidendem Witz. Beide, das Gespräch führende Theile, ein Edelmann und ein Bauer, überbieten einander in schonungslosen, oft groben Beschuldigungen; der erstere gewinnt endlich die Obhand und bekehrt den Nebenmann. Der stärkste Ausfall trifft dabei die Schwitzer, eine stark-leibige, wild-kriegerische, verschlagene Abart von Landleuten, welche nicht den Acker bauen, wie andere gewöhnliche Bauern, sondern sich mit dem Vieh- und Hirtenwesen beschäftigen. „Sie schämen sich nicht, heisst es S. 251, vor aller Welt mit dem Namen Kuhmelker zu prahlen und stecken desshalb haarige Kuhschwänze auf ihre Hüte und Kappen als Feldzeichen, wie die Adelichen Pfauen- oder Straussenfedern auf ihren Helmen wallen lassen. Ja, in der Stadt Baden, welche dermalen von ihnen besetzt ist, haben etliche Schwitzer Kühe an die Hörner gepackt und sind mit Trommelschall durch die Gassen der Stadt gewalzt; sie schämten sich sogar nicht, ihre Kühe zu satteln und förmlich zu kuhreiten (vaccare). In Constanz lief eine Kuh vor Aller Augen mit Geschrei etlichen Häuptern dieses Schwitzervolks nach, wie wenn sie Verwandte und Brüder wären. Das geschah wahrscheinlich aus einem natürlichen Antrieb, wie der Hund jedem Koch oder Fleischer nacheilt; denn das ist ganz ausgemacht, dass überall, wo ein Haufe dieser Menschen sich sammelt, dass da ein Dunst wie von Kuh- und Ochsenschweiss beim Pflügen aufsteigt, oder wie aus einem vollgedrängten Viehstall, wenn er zur kalten Winterszeit geöffnet wird; daher kann man mit ihnen nicht lange zusammenseyn."

Diesem Bauern- und Democratenhass setzt der angeführte Gerichshandel (processus iudiciarius) die Krone auf. Der Adel und die Zürcher stehen auf der einen, die Schwitzer und Genossen auf der andern Seite, jene als Kläger auf Mord, Brand, Raub und Kirchenfrevel, diese als halsstarrige Beklagte. Gott der Allmächtige hält im

Himmel ein offenes Ding, verurtheilt die abwesenden Frevler, welche vor allem an der Sihl bei Zürich die Capelle des heiligen Jacob durch Mord und Feuer geschändet haben (1443), zum Tode. Die Vollziehung des Spruchs überträgt der dafür ernannte Erzvater Jacob dem Kaiser Karl dem Grossen, dem Kleinod der Franken, dieser dem allgeliebten Sohn und Dauphin Karl, Erstgebornem Königs Karl von Frankreich. So endet als vergeltender Gegenschlag der Kampf bei St. Jacob unweit Basel (26. August 1444); die Besten und Wildesten der Schwitzer und Genossen, bei 4000 Mann, liegen auf der Wahlstatt; der Delphin, des Crocodils Mörder, hat an dem schrecklichsten Volk die Rache vollzogen. „Und nun, lautet der Schluss, war Freude auf Erden und im Himmel. Der Prophet Joel kam und kündigte den Sieg an dem Karl und allen himmlischen Schaaren und stimmte ein Triumphlied an (Cap. 2), eben so Jesaias (Cap. 5.), eben so Salomo Sprüche (Cap. 25.) und Weisheit (Cap. 10.) Und so sind die Zürcher frei geworden durch die himmlischen Mächte und werden frei bleiben in Zukunft durch dessen Kraft, der da herrscht von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Diesen bitter-schönen Erguss eines masslosen Parteihasses, welcher für die Befriedigung seiner Plane ein doppeltes Bündniss mit Fremden suchte und fand, hat der arme Verfasser, nur der Abdruck einer politisch-kirchlichen Richtung, persönlich schwer gebüsst. Er wurde nach Jahren, als der Friede den grimmen Bürgerkrieg beendigt hatte, auf Betrieb der grollenden Demokraten und Mönchspriesterschaft inmitten der rauschenden Fastnachtfreuden den 18. Februar 1554 in seinem Wohnhause von Laien, das heisst wohl den Eidgenossen, verhaftet, unter dem Zuströmen von mehr als 3000 Menschen, gefesselt, auf sein eigenes Pferd gesetzt und wie ein Dieb oder Räuber zunächst in die Kerker des erzürnten Bischofs von Constanz, dann gen Lucern abgeführt. Die Züricher, deren Sache der kecke Schriftgelehrte verfochten hatte, schaueten ruhig dem jetzt anschwellenden Leiden ihres einst hochgeehrten Mitbürgers zu; denn man wollte ja ein patriotisches Opfer haben und durch eines Menschen Haft die Freiheit und Ruhe von Tausenden erkaufen. Es ist deutlich, die politische Opfer- und Auslieferungstheorie hatte schon im 15. Jahrhundert practische Wichtigkeit. Umsonst sucht Herr Reber das Benehmen der Grosshansen einigermassen zu entschuldigen und den Ausgangspunkt der Rache in dem Groll der kleinen Stiftsherrn, etlicher Chorherrn und Consorten, nachzuweisen. (S. 419.) Nein, nicht kirchliche Parteiung allein, sondern auch politisch-kirchliche, hat den armen Hemmerlin in's

Elend gebracht, und der Starkmuth, mit welchem er sein nicht ganz unverschuldetes Unglück trägt, gibt sühnenden Ersatz für manche Leichtfertigkeit, vor allem aber die Lehre, dass in revolutionären Zeiten eine entschiedene Stellung sicherer ist, als eine halbe und vermittelnde. Denn Hemmerlin's Angriffe auf die Kirche, deren Cölibat, zahlreiche, unwissende und unsittliche Geistlichkeit scharf gerügt werden, (S. 346.) galt mehr den Aussenwerken, denn dem Mittelpunkte; sie erweckten Hass, nicht Furcht; das politische Benehmen aber überschritt die Schranken des Gesetzes und der Sitte; es hinterliess bei den Parteigenossen Reue und Schaam, gleichzeitig die schnöde Lust, sich des bei veränderten Angelegenheiten unbequem gewordenen Wortführers auf gute Manier und unter dem Schein der geistlichen Anrüchigkeit zu entledigen. Guarda e passa! — Referent hält das vorliegende Buch für eine gründlich ausgeführte, zeitgemässe Erscheinung, in welcher neben dem Gelehrten auch das gebildete Publicum manches Brauchbare und Beherzigenswerthe finden wird.

---

*Beiträge zur Geschichte und Literatur, vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Herausgegeben von Dr. Kurz und Weissenbach. Erster Band. Zweites Heft. Aarau. Sauerländer. 1846. S. 137—287.*

Das zweite Heft dieser Sammlung, deren Verdienstlichkeit bereits Herr Geh. Rath Schlosser in den Jahrbüchern*) bezeichnet hat, enthält folgende Stücke: Urkunden über das Haus Habsburg, gesammelt und mitgetheilt von Weissenbach (Fortsetzung); über das Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen, von Wilh. Wackernagel (Fortsetzung); Bruchstücke eines altdeutschen Drama's von einigen alten Pergamentstreifen des Klosters Muri entnommen und mitgetheilt von K. Oehler; drei Urkunden über die Rechte des Freiamts auf dem rechten Reussufer, der Vogtei Berkon und der Stadt Bremgarten im 14. Jahrhundert, mit Bemerkungen zur Landes- und Rechtsgeschichte von Weissenbach, (Fortsetzung) und Beschreibung einer Handschrift Christof Silbereisens, Abts von Wettingen, von E. Fröhlich.

---

*) November und Decemberheft 1846. p. 830 ff.

Für die allgemeine Literar- und Weltgeschichte sind die von Wackernagel, Oehler und Fröhlich gegebenen Beiträge von besonderm Interesse. Das von Oehler entdeckte und hier das erstemal mitgetheilte Bruchstück gehört den sogeheissenen Passions- und Osterspielen an. „Es ist, urtheilt der Herausgeber, eines der ältesten und durch Reichthum innerer Bewegung merkwürdigsten; Sprache und Münzbenennungen (Schillinge, Pfennige u. s. w.) weisen auf Obersachsen als Vaterland hin; es war offenbar zur Aufführung bestimmt; Schrift und Sprache deuten auf das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts hin. Die Auferstehung Christi bildet den Gegenstand des ziemlich ausgearbeiteten Drama's. Die Muster dieser dialogisirten Osterspiele waren lateinisch; sie wurden von den Geistlichen in der Kirche aufgeführt, aber 1210 durch Papst Gregor (soll wohl heissen: Innocenz III.) verboten." — Das merkwürdige, hier abgedruckte Bruchstück enthält neun Scenen; Pilatus, der Paltenere (Pilger), Juden, Krämer, Johannes und Frauen, Christus, der Teufel und arme Seelen, Antonius, Grabwächter, Cumpreht, der Knecht und andere Personen treten auf; manche Stellen sind wirklich lebendig; das Ganze bildet ein artiges auto da fe, ein geistliches Drama. — Die von Fröhlich, dem Verfasser des beliebten jungen Deutsch-Michels, gelieferte Beschreibung der Chronik Silbereisens, Abts von Wettingen, (1563—159[illegible]) enthält manche für Literatur, Kunst und Geschichte lehrreiche Züge. Der Raum verbietet dem Referenten in das Einzelne einzugehen; er begnügt sich daher mit einem schönen, für unsere Geldmäkler- und Wortmacherzeit wichtigen Spruch:

Bl. I. Sprüch Aniani.

„Gellt (Geld) kan thun.
Gellt kan lassen.
Gellt kan hinfürgan.
So Armuot muss da hinten stan."

Diese Worte sollten die Herrn Socialisten auf ihr bisher unbestimmtes Banner setzen.

*Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte. Von der Einführung im Frühjahr 1803 bis zu ihrer Auflösung in den letzten Tagen des Jahrs 1813. Aus den Urquellen, vorzüglich den eidgenössischen und bernischen Archiven, besonders Briefwechseln u. s. w. dargestellt von Anton von Tillier. 2 Bände 8. 1845 und 1846. Zürich bei Friedrich Schulthess.*

Allerdings hat Napoleon Bonaparte mit Beihülfe der Helvetischen Consulta in der Mediations- oder Vermittelungsacte ein im Ganzen durch Umsicht, Mässigung und geschickten Gebrauch des historischen und abstract-philosophischen Princips ausgezeichnetes Werk der Gesetzgebung niedergelegt. Denn es gelang ihm, die bisher schneidenden und einander bekämpfenden Kräfte des alten Föderalismus und der neuen Centralisation vielfach auszugleichen, die schroffen Parteien der Aristocratie und Democratie mittelst eines, beide Pole umfassenden Mediums zu verschmelzen und dadurch, wenigstens grösstentheils, den Frieden der von fünfjährigen Revolutionsstürmen erschütterten Eidgenossenschaft wiederherzustellen. Daher blüheten auch Handel, Gewerbe, Künste und Wissenschaften bei noch ungeschwächter Volkskraft, redlicher, weiser Verwaltung, unläugbar gutem Willen und Talent bedeutender Staatsmänner von neuem auf; im Allgemeinen walteten Frieden und Versöhnlichkeit. Jedoch fehlte mit dem Fortschritt der Französischen Eroberungen während der Republik und des Kaiserthums eine natürliche, ja, unabweisbare Bedingung der Volkswohlfahrt, — die äussere Unabhängigkeit. Denn die Schweiz musste nicht nur in Folge des am 27. September 1803 abgeschlossenen Schutz- und Trutzbündnisses wie der 16000 Krieger fordernden Militärcapitulation auf die Ansprüche der formell anerkannten Neutralität verzichten und die Heerfahrten ihres Protectors unterstützen, sondern auch manchen Eingriff in ihre innern Angelegenheiten ohne Widerstreben dulden. Die englische Handelssperre fand unnachsichtliche Vollziehung; Douaniers lauerten selbst am Rhonegletscher; Wallis wurde ohne weiteres dem Reich einverleibt, die Presse ängstlich überwacht, das hier oder da auf der Tagesatzung gefallene freie Wort z. B. eines Siedler, aufgehoben, hinterbracht und mittelst eines ungnädigen Murrens gerügt, die tapfere Soldschaar meistens auf die Vorposten gestellt, durch des Feindes Kugeln gelichtet, nach etlichen Monaten von neuem ergänzt, einem stets

abnehmenden und sich wieder füllenden Monde gleich, endlich sogar der Canton Tessin unter nichtigem Vorwande militärisch besetzt und trotz tagsatzlicher Protestationen bis zum Wendepunkt des kaiserlichen Glücks in der Schwebe zwischen Tod und Leben gehalten; erst die Leipziger Schlacht verschaffte hier der Eidgenossenschaft, welche ihrerseits aus übertriebener Gefälligkeit nur für Frankreich Werbungen gestattete, freiere Luft. Dazu kamen die wetterwendischen Launen und politischen Plane des gewaltigen Schutzherrn; bald wollte er an einem schönem Morgen den unruhigen Nachbarn, wie er sich ausdrückte, einen beständigen Landammann hinsetzen, bald sie durch Vereinigung mit dem sinn- und stammverwandten Tyrol zu einer kräftigen Bergbundsgenossenschaft erheben. (Tillner I, 338 und von Muralt's Leben des Bürgermeisters Hans von Reinhard. S. 171 sqq.) Bei dem allen behielt Napoleon ein gewisses Wohlwollen gegen die Schweiz, sei es aus politischen Gründen oder aus Achtung vor seiner ersten bürgerlich-militärischen Laufbahn und Characterentwicklung oder endlich aus Liebhaberei für das Mediationswerk die ziemlich reife Frucht seiner legislativen Umsicht und Besonnenheit. Wie leicht wäre es sonst gewesen, den letzten Bund freier Staaten in den allgemeinen Schmelztiegel zu werfen, welcher die französische Republik, Teutsches Reichs- und Fürstenland, ja, das Erbtheil des heiligen Petrus aufgefasst und umgewandelt hatte! — Diesen, nicht nur für die Schweiz, sondern auch für die allgemeine Geschichte Europas, namentlich Frankreichs und Teutschlands, wichtigen Zeitabschnitt der Mediationsherrschaft beschreibt das vorliegende Buch. Es stützt sich hinsichtlich der Quellen neben Druckschriften auf archivalische, briefliche und mündliche Nachrichten, welchen persönliche Beobachtungen, Gefühle und Gedanken des den Ereignissen durch Alter und Umgang nahe gerückten Verfassers beitreten. Er besitzt so ziemlich alle Vortheile der Gleichzeitigkeit; „er konnte, wie es in dem Vorwort heisst, zwar nicht thatkräftig in die Geschichte der Jugendjahre eingreifen, aber die Erscheinungen der Aussenwelt mit vollem Bewusstsein aufgreifen, die Verhältnisse, unter denen die Begebenheiten ins Leben traten, erkennen und begreifen, das gesammte Leben der Zeit auch der spätern Erinnerung einprägen.“ In Folge dieser vielfach günstigen Umstände ist es geschehen, dass der Verfasser ein eben so sorgfältig treues als klares und wohl abgestuftes Gemälde des von ihm gewählten Abschnittes der Schweizergeschichte liefert. Er berücksichtigt alle Seiten der Entwicklung, den Staat, die Kirche und Sitte, die

Wissenschaft und Kunst, den Zusammenstoss und ausgleichenden Process der körperlichen (materiellen) und geistigen (intellectuellen) Kräfte; er vernachlässigt nie den ursächlichen Zusammenhang der äussern Begebenheiten und ihrer innern, treibenden Hebel, oder den ächten, von ideal-philosophischen Quer- und Flachköpfen vornehm belächelten Pragmatismus. Die Eintheilung ist kurz folgende: das erste, den ersten Band (S. 508) ausfüllende Buch enthält in sechszehn Capiteln die pragmatische Geschichte von der Einführung der Vermittlungsacte im März 1803 bis zur grossen Völkerschlacht von Leipzig im October 1813, das zweite die innere Entwicklungsgeschichte in zehn Capiteln (zweiter Band S. 1—334), das dritte in sechs Capiteln (S. 334—436) die letzten Begebnisse der Vermittlungszeit von der Schlacht von Leipzig bis zur Aufhebung der Vermittlung durch den Einmarsch der verbündeten Heere und die Uebereinkunft vom 29. December 1813. — Wie genau die innern Angelegenheiten behandelt sind, erhellt schon aus dem Inhalt der einzelnen darauf bezüglichen Abschnitte; so betrifft das erste Capitel die allgemeine Verfassung der Eidgenossenschaft, besonders des Cantons Bern (II, S. 1. , ), das zweite einzelne Verwaltungszweige, Kriegswesen, Wehrstand (S. 30.), das dritte allgemein eidgenössische und bernische Hülfsquellen, Verwaltung der öffentlichen Einkünfte (S. 43.), das vierte Justiz- und Polizeiverwaltung (S. 65.), das fünfte das Bauwesen (S. 94.), das sechste das Kirchenwesen (S. 96.), das siebente (S. 160.) mit vorzüglicher Sorgfalt den Bildungsstand, das achte (S. 267) die Volkswirthschaft oder Ackerbau, Gewerbfleiss, Handel u. s. w.; das neunte Sitten und Lebensart des Schweizerischen Volks in seinen verschiedenen Ständen (S. 292.), das zehnte (S. 329.) die Schlusslage bei dem Eintritt der nahenden Crisis, welche nun in dem dritten Buche weitläufiger dargestellt wird. Der Verfasser zeigt bei diesem schwierigen, vielfach missverstandenen Wendepunkt, dem Einmarsch der Verbündeten und Zusammensturz der Mediationsacte, dass die Nothwendigkeit drängender Ereignisse, die unbehülfliche, weder für Krieg noch Frieden entschlossene Handlungsweise der obersten Behörden, die zu sehr an den Gang des Auslandes, insonderheit Frankreichs gewöhnte Stimmung der Massen, welche mit den Leitern an Napoleons Glück glaubten, vor allem aber militärisch-strategische Gründe von Seiten der Verbündeten zu der bekannten, des alten Schweizernamens unwürdigen Entwirrung des Knotens führten.

Die berüchtigten Umtriebe des Herrn Grafen von Senft-Pilsach zu Bern, welche hier nach den Acten entwickelt werden, und des sogeheissenen Waldshuter, von etlichen Jung-Bernern aufgerichteten Comités, — diese und ähnliche Dinge wurden mit Recht nur als untergeordnete Triebfedern jenes bedeutenden Ereignisses aufgefasst und geschildert*). Der Hauptkern lag wie in dem damaligen, feurigen Umschwunge der verbündeten Kräfte, so in dem matten, gleichsam unvorbereiteten und verwöhnten Stande der Eidgenossen. Sie mussten entweder für oder wider den Kaiser-Protector die Waffen ergreifen, nicht aber eine Parteilosigkeit anrufen, welche bei dem Gegensatz der einander bekämpfenden Mächte rein unmöglich erschien. Wenn Napoleon zu Regensburg dem Zürcherschen Bürgermeister Reinhard sagt: „Mir gegenüber ist Eure Neutralität ein Wort ohne Sinn; sie kann Euch nur so lange als ich will dienen" (Tillier I, 337.), wenn er, der Eidgenossenschaft zu Schutz und Trutz verbündet (Herbst 1803) über Basel und Schaffhausen im Oesterreichischen Kriege (1809) Reiterei, Fussvolk und Geschütz ziehen lässt, sich aber später mit der Unwissenheit entschuldigt (I, 336), wenn er ferner ununterbrochen 16000 Schweizer auf seinen Schlachtfeldern beschäftigt und nichtsdestoweniger seit Jahren (1811) den Canton Tessin besetzt hält; war da die eidgenössische Neutralität gegenüber Frankreich eine Wirklichkeit oder ein Traum, ein leeres Wort? Man entscheidet sich leicht für den letzten Fall. Die Schweiz musste daher, wie gesagt, entweder das freilich sehr abhängige Verhältniss zu Frankreich beibehalten oder bei allerdings hinlänglich angewachsenem Beschwerde- und Klagestoff den günstigen Augenblick ergreifen und dem Protector trotz seiner frühern, unläugbaren Verdienste der Fehdehandschuh hinwerfen. Da nun aber keines von beiden geschah, so forderte die Folgerichtigkeit, dass die Verbündeten die Neutralität für unstatthaft und nur den Feinden vortheilhaft erklärten, oder den Durchmarsch beschlossen und ausführten. Dagegen war es eben so unklug, als gewaltthätig, die Vermittlungsacte als aufgelöst hinzustellen und sich dadurch entgegen den Proclamationen in die innern Angelegenheiten der Schweiz, welche man doch als halb befreundet betrachtete, einzumischen und einen vieljährigen Sturm politi-

*) Vergleiche darüber den vom Verfasser nicht angezogenen vortrefflichen Bericht über die Bernische Staatsverwaltung. (Von Zeerleder.) Bern 1831.

scher Leidenschaften zu erwecken. Denn die Mediationsacte hatte bei manchen Fehlern im Ganzen den Schwerpunkt des wirklichen Lebens getroffen, während die spätere Reconstituirung der Schweiz sowohl in Betreff des Bundes, als der einzelnen Cantone vielfach hinter dem Leben zurückblieb.

Schliesslich kann Referent nicht umhin, als Probe der Darstellungsweise etliche Bruchstücke aus dem gehaltreichen Gespräche zu geben, welches Napoleon am 25. April 1809 mit dem Schweizerischen Abgeordneten, Herrn von Reinhard, anknüpfte. „Wie wäre es, sagte der Kaiser, wenn ich Euch, statt der Neutralität durch Vereinigung des Tyrols mit der Schweiz Kraft und Consistenz verleihen würde? Dieses Land, welches ich eigentlich verbrennen sollte, hat Aehnlichkeit mit Euch in Sitten und physischen Mitteln; es würde bei allen zukünftigen Ereignissen Eure Kräfte verstärken. Es besitzt den nämlichen Freiheitsdurst wie Ihr und würde sich mit Eurer Verfassung gut vertragen. Man würde einen oder zwei Cantone daraus bilden. Für mich würde ich einzig nur freie Heer- und Etappenstrassen für die Verbindungen Deutschlands mit Italien vorbehalten. Ihr würdet dagegen eine neue Handelsstrasse und einen Absatz für Eure Fabriken gewinnen. Dadurch würdet Ihr auch wieder in die natürliche Verbindung mit den deutschen Staaten gelangen." — Der Kaiser kam nun auf die alten Verhältnisse der Schweiz mit Deutschland zu sprechen und fuhr dann in höchst merkwürdiger Weise fort: „Ihr könntet einst Euer eigenes Opfer werden. (la dupe de vous-mêmes). Alle übrigen Staaten vergrössern sich, schliessen Euch ein und werden kriegerischer in meiner Schule. Ihr, Ihr bleibet schwach und klein. Wollt Ihr Euch der Gefahr aussetzen, dass ich Euch an einem schönen Morgen einen beständigen Landammann hinsetze? Bei dem Ausbruch des ersten künftigen Kriegs seid Ihr verloren. Es hält zwar schwer, einen neuen Krieg vorauszusetzen; denn wer soll nach dem Untergange Oesterreichs (?) diesen Krieg anheben? Für die Schweiz erblicke ich nur Vortheile in dem, was ich ihr vorschlage. Eröffnen Sie nach Ihrer Rückkehr diese meine Absichten einigen Ihrer ausgezeichnetsten Männer, und treten Sie recht gründlich mit ihnen darüber ein!" — Aber des Eroberers grossartige*) Ansichten fanden bei dem grauen Bürgermeister wenig Anklang; niemand war weniger geeignet als Reinhard für Veränderungen zu wirken, die sein Vaterland aus dem den

*) listige?

Schweizerischen Staatsmännern gewohnten Geleise herausbrächten, welches die meisten derselben mit angebornen und eingepfropften Vorurtheilen für den höchsten Gipfel des Glücks hielten. — Napoleon, von den nüchternen Bemerkungen, mit denen der eidgenössisshe Gesandte den kühnen Gedanken einer grossen kräftigen Bergbundsgenossenschaft ablehnte, gelangweilt, gab ziemlich trockene Entlassung." —

Sollte nicht Reinhard, kann man dagegen fragen, das Richtigere erkannt und eine im Fall der Verwirklichung des Napoleon'schen Vergrösserungsplanes 1813 unvermeidlich gewordene Lebensgefahr von seinem Vaterlande abgeleitet haben?

---

*Geschichte des Königreichs Neapel von 1734 bis 1825 von Pietro Colletta. Aus dem Italienischen übertragen von A. Leber, Professor zu Heidelberg. Erster Theil. Grimma, Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs. 1845. 340 S. kl. 8.*

Pietro Colletta, einer angesehenen Familie Italiens entsprossen und am 23. Jänner 1775 zu Neapel geboren, gehörte, könnte man die Richtung kurz zusammenfassen, der reformatorisch-revolutionären Nationalpartei an, welche durch Wort und That das tief gesunkene Vaterland heben, allmähligen Fortschritten der Verwaltung und Gesetzgebung im günstigen entscheidenden Augenblick die Beihülfe durchgreifender Kraft und selbst Gewalt als Bürgschaft schönerer Tage zugesellen wollte. Ohne Eigennutz und Selbstsucht der frei gewählten Sache treu, hat er, wie manche edle Freunde und Genossen betrogen und bitter getäuscht, nach redlicher Besorgung höherer Friedens- und Kriegsämter den Sturz der Revolutionsregierung im Jahre 1820 durch den Kerker in Neapel und Mähren, später in Folge eines von Oesterreich vollzogenen Gnadenacts durch die mildere Strafe des Verbannten gebüsst, und zu Florenz, wo er 1831 starb, in der Aufgabe des vaterländischen Geschichtschreibers für sich Trost, für Andere Belehrung gefunden. Nicht leichtfertig, sondern mit dem Ernst eines reifen, durch Leben und Denken gebildeten Mannes wurde das Werk begonnen und binnen zehn Jahren ausgeführt, bisweilen mit sichtbarem Hinblick auf die Muster des Alterthums, namentlich Tacitus, dessen sittlich-praktische Richtung hin und wieder durchschimmert.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 12. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Colletta: Geschichte von Neapel, übersetzt von Leber.

(Schluss.)

Auch die Vaterlandsliebe des Neapolitaners erinnert bisweilen an den Römer; sie ist glühend, aber männlich, ohne alle verführerische Weichlichkeit, Schmeichelei und Prunksucht; das Volk und die Grossen bekommen einen treuen Spiegel ihrer Gebrechen und Blössen, kein Afterbild erträumter Tugend und Vollkommenheit; auch der leiseste Hang zur nationalen Eitelkeit und wohlgefälligen Koketterie mit dem Publicum, besonders dem jugendlichen, wird als unwürdig des Historikers unterdrückt, dagegen nach Gebühr jeder schöne Zug im Leben des Volks und der Regierung bereitwillig anerkannt und als Zeuge des Bessern mit Freuden begrüsst. „Unserm Vaterlande, heisst es, thut keine Täuschung, wohl aber ein treuer Spiegel Noth, der ihm seine politische Ruhelosigkeit, seine unüberlegten Massregeln beim Handeln, sein Unvermögen, etwas Begonnenes auszuführen, seinen Hang zum Argwohn, seine Schmähsucht gegen grosse Männer und seinen Verrath an den Gefährten, und nach dem durch so viele Irrthümer herbeigeführten Einsturz des aufgerichteten Gebäudes, seine schimpfliche Ruhe und seine häufige Freude über die Trümmer desselben vor Augen halte.“ (Siehe die von dem Uebersetzer vorangestellten Lebensnachrichten S. 23.) Dieser strengen Ansicht gemäss werden der Aberglaube und Fanatismus, die Neuerungssucht und der Wankelmuth des Neapolitaners bei jeder schicklichen Gelegenheit als Warnungszeichen hervorgehoben; ein Verfahren, welches nur wenige Geschichtschreiber der Neuern aus Furcht vor der öffentlichen Ungunst eingehalten haben. Ebenso rücksichtslos bekommen einzelne Bürgerclassen und Berufsarten, wenn sie es verdienen, ihre Abfertigung; der stolze, träge und dabei schlaue Priester, der bequeme, dem Lebensgenuss und Prunk nachgehende Adelige, der gemächliche, gegenüber dem Hof und den Vornehmen geschmeidige Bürger, der oft träge und abergläubige Bauer,

vor allen aber der raffinirte, selbstsüchtige Jurist werden scharf gezeichnet. „Unsere Gerichtsleute, heisst es neben Anderm, sind feig in Gefahren, niederträchtig im Unglück, Schmeichler jeder Gewalt, voll Vertrauen auf die ihnen eigenen Ränke, gewohnt, die abgeschmacktesten Meinungen zu vertheidigen, glücklich bei Streitigkeiten, eifersüchtig unter einander vermöge ihres Berufes, oft Gegner, immer Freunde (S. 198.). Von ihnen, den Juristen, hat man gelernt, dass Friedensschlüsse, die man aus Noth geschlossen hätte, ungültig, Schwüre, die das Gewissen nicht gebilligt, unverbindlich seyen, Verträge, welche der König mit seinen Unterthanen eingegangen hatte, ihn nicht bänden, weil der König mit seinen Vasallen keinen Vertrag schlösse, ferner dass man die Eroberung eines Landes mit dem Namen der Besetzung beschönigte und Empörung nannte, was nur ein rechtmässiger Gehorsam des Volks war, und so viele andere Verdrehungen der Wahrheit und Gerechtigkeit, welche wir in unsern Tagen gehört und erduldet haben“ (S. 200.). Bei dem allen nährt der Verf. eine glühende Vaterlandsliebe, welche ihn natürlich antreibt, jede nur einigermassen erfreuliche That der Heimath in etwas stark aufgetragenen Farben hervorzuheben. So wird S. 148 weitläufig gemeldet, wie ein neapolitanischer Dragoner in spanischen Diensten zu Fuss sieben ungarische Reiter tödtet, etliche verwundet und die übrigen — es war eine ganze Schaar — in die Flucht schlägt; ein andermal (S. 186) erzählt, wie einem zweiten Horatius Cocles vergleichbar im Jahre 1746 ein neapolitanischer Sergeant von riesenhafter Grösse und Stärke die Magrabrücke im Angesichte des zahlreichen Feindes zerstört und sich dann schwimmend mit vier Kampfgefährten rettet. Dagegen schleppt der Historiker eine Schwäche oder, wie Andere vielleicht glauben, eine Tugend mit sich herum, den oft stark betonten Glauben an die riesenhaften Fortschritte der neuern Zeit und ihrer Civilisation (S. 117.). In Folge dieses Vorurtheils begegnet es denn hin und wieder, dass frühere Einrichtungen, Sitten und Bräuche mit der sogeheissenen Civilisationselle gemessen und beurtheilt werden. Jedoch hebt sich dieser Optimismus, welcher in der Vergangenheit lauter Rückschritte, in der Gegenwart entschiedenes, gesinnungstüchtiges Vorwärtsgehen entdeckt, in Folge der häufig winzigen und beschämenden Endergebnisse wieder auf und führt zum bescheidenen, die Zeiten aus und durch sich erklärenden Standpunkte gemach zurück. „Auch die Nachwelt, heisst es daher S. 118, wenn sie unsere Geschichte liest und findet, dass die Hindernisse, gegen welche unser Menschenalter vergebens sich anstrengte, für sie leicht zu

überwinden sind, wird uns feig nennen, die wir doch in der Politik dadurch fehlten, dass wir zu viel wollten oder wagten." — Man erkennt leicht aus dem Gesagten, dass der Verf. sich nicht mit den rein äusserlichen, in die Sinnenwelt eintretenden Erscheinungen begnügt; er spürt den Ursachen und Hebeln nach, berücksichtigt auf gleiche Weise die innere, für Sitten, Gesetzgebung, Wissenschaften und Künste thätige Entwicklung und die äussere, in Kriegen, Staats- und Handelsverträgen hervortretende Geschichte. In dem ersten Kreise zumal werden oft treffliche Schilderungen, namentlich in Bezug auf Gesetzgebung und Rechtspflege, gegeben, bisweilen auch anmuthige Episoden eingeschaltet, welche den Stand der Kulturverhältnisse scharf hervortreten lassen. Dahin darf man rechnen die Erzählung vom Schlossbau zu Caserta (S. 175—177), vom Bau des St. Carlostheaters (S. 171—174), vom Erdbeben in Calabrien, ein äusserst lebendiges und ergreifendes Gemälde (S. 283—297), von der Wiederauffindung Herculanum's und Pompeji's (S. 177—181) u. s. w. Eine gedrängte Darstellung der französischen Revolution, welche nicht umgangen werden konnte, schliesst den ersten Band; er geht von 1734 oder der Regierung Karls von Bourbon bis zum Jahre 1790, als in welchem die französischen Angelegenheiten mittelbar auf Italien und Neapel einzuwirken beginnen.

Die Uebersetzung des Hrn. Prof. Leber, dessen Vorwort über Colletta lehrreiche Nachrichten gibt, hält Ref. demnach für durchaus zeitgemäss und daneben für gelungen, so weit es sich um Treue und Schreibart handelt. In Folge der Entfernung des Druckorts haben sich jedoch einzelne Versehen eingeschlichen, welche den Sinn stören und den Leser aufhalten. So heisst es S. 147: „das Volk durchzog schaarenweise die Ehre bei Stadt (die Ebene bei der Stadt?); S. 153: „der König liess den Marsch beschleunigen, als ein heftiger Sumpf (Sturm?) die Einen aufhielt"; S. 154: „auf dem Hügel der Kapuziner war der Artilleriepark und die Kriegsmaschine (?) aufgestellt"; S. 210: „So trug der wahre aber (oder?) vermeintliche Befehl Karls." — Weitere Nachlässigkeiten finden sich nicht. Es ist daher zu wünschen, dass die Fortsetzung des tüchtigen Werkes bald erscheinen und dem gebildeten Publicum Teutschlands eine ebenso lehrreiche als angenehme Bekanntschaft mit einem vorwärtsstrebenden Historiker Italiens verschaffe.

**Kortüm.**

*Geological observations on the Volcanic Islands, visited during the voyage of H. M. S. Beagle, together with some brief notices on the geology of Australia and the Cape of good hope. By Charles Darwin, vice-president of the geological society and naturalis to the expedition. London; Smith, Elder and Co., 65, Cornhill. 1844. 8. VII, 175.* —

Wenige der vielen, in neuerer Zeit unternommenen Reisen, waren für die Wissenschaft so erfolgreich, als die Darwins. Er wohnte als Naturforscher einer Expedition bei, welche von der englischen Regierung unter dem Capitän Fitzroy auf dem Schiffe „Beagle“ nach der Südspitze von Amerika geschickt wurde. Die ganze Reise dauerte fünf Jahre (1832 — 1836); während dieser Zeit besuchte Darwin die Inseln des grünen Vorgebirges, Südamerika, Feuerland, die Falklands-Inseln, die Chiloe- und Galapagos-Eilande, Otaheiti, Neuholland, Neuseeland, Van Diemens Land, die Keeling-Inseln, Mauritius, St. Helena, und die Azoren. In einem grösseren Werke hat Darwin die wichtigsten Ergebnisse seiner langen Wanderung mitgetheilt — ein buntes Gemälde, worin er mit glühenden Farben die seltsamen Sitten und Gebräuche in jenen fernen Gegenden schildert, ihre wundersame Flora und Fauna, so wie deren geognostische Beschaffenheit beschreibt. Das deutsche Publicum verdankt Herrn Dr. E. Dieffenbach eine gelungene Uebersetzung der Reisen Darwins. (Braunschweig, bei Vieweg, 1844. 2 Thle.), die auch allenthalben die gerechte Anerkennung gefunden hat. Nicht allein die entlegenen, wenig bekannten Regionen, welche der englische Naturforscher durchstreifte, seine geistreiche Darstellung, seine gediegenen und ausgebreiteten Kenntnisse verleihen dem Werke besonderen Werth. Später entschloss er sich, bei der grossen Vorliebe die jetzt überall, und zumal auf den britischen Inseln, für Geologie herrscht, seine geognostischen Beobachtungen in einzelnen Schriften herauszugeben; bereits sind zwei erschienen: on the structure and distribution of Coral Reefs, und unser vorliegendes Werk; ein drittes, „on the geology of South-America“ soll unter der Presse sein.

Kaum dürfte sich ein Gegenstand von so hoher Bedeutung für Geologie und physische Geographie finden, als die vulkanischen Inseln. Geraume Zeit lag früher dieser Zweig des Wissens brach, man war nur dürftig über die eigentliche Beschaffenheit der merkwürdigen Eilande, über ihr Verhältniss zu noch thätigen Feuerbergen des Festlandes unterrichtet. Da brach das classische Werk: physikalische Beschreibung der canari-

schen Inseln dem Studium eine neue Bahn; die scharfsinnigen darin aufgestellten Lehren über Central- und Reihen Vulkane — zu bekannt, als dass sie hier einer weiteren Erwähnung bedürften — regten auf würdige Weise zur Nacheiferung an und seit einer Reihe von Jahren gelangte man durch die Untersuchungen deutscher, französischer und englischer Naturforscher in fernen Gegenden zu erfreulichen Resultaten; zu den besonders wichtigen dürfen wir die Mittheilungen zählen, welche wir durch Darwin erhalten. Die vulkanischen Eilande im atlantischen und stillen Ocean — denn nur mit diesen befasst sich vorliegendes Werk — gewährten dem reisenden Briten ein reiches Feld für seine Beobachtungen, aus welchen wir nun das Wichtigste hervorzuheben uns erlauben.

Erstes Kapitel. St. Jago. (S. 1. — 22.)

Die Insel St. Jago gehört bekanntlich zu den capverdischen Eilanden. Sie misst ungefähr dreissig Meilen in die Länge, zehn bis zwölf in die Breite. Vom Meere aus gesehen bietet sie einen eigenthümlichen Anblick; neben kleinen, kegelförmigen Hügeln von rother Farbe erheben sich andere, mehr unregelmässig, mit platten Gipfeln aus den Lava-Terassen. In grösserer Ferne, im Innern des Landes bemerkt man eine mächtige Berg-Reihe, mehrere tausend Fuss hoch. St. Jago besitzt keinen thätigen Vulkan.

Die älteste Gesteine, welche an der Küste bei Porto Praya — dem Hauptorte der Insel — zu Tage gehen, sind vulkanischen Ursprungs; sie werden ungleichmässig von Kalk-Ablagerungen bedeckt, die zahlreiche Petrefacten einer älteren Tertiär-Epoche enthalten. Ueber diese Kalk-Schichten hat sich in wiederhohlten Ergüssen vom Innern des Eilandes neuere Lava gebreitet; aus ihr bestehen auch die oben erwähnten Kegel.

Von höchst verschiedener mineralogischer Beschaffenheit sind die älteren vulkanischen Felsarten. In einer braunen, schwarzen oder grauen basaltischen Grundmasse liegen häufig Krystalle von Olivin, Augit, Hornblende, Glimmer und bisweilen von glasigem Feldspath. Ein sehr gewöhnliches Gestein besteht fast nur aus Krystallen von Augit und Olivin. Ausserdem erscheinen noch Tuffe und Mandelsteine.

Die Kalk-Ablagerung, welche die älteren vulkanischen Gesteine bedeckt, fällt schon von weitem in's Auge wegen ihrer weissen Farbe und der seltenen Regelmässigkeit, mit welcher sie sich in horizontaler Linie auf eine bedeutende Strecke hinzieht. Sie liegt gegen sechszig Fuss über dem Meere und hat eine Mächtigkeit von zwanzig Fuss. Von besonderem Interesse sind die Wirkungen, welche die darüber fliessende Lava auf das Kalk-Gebilde ausgeübt hat. Dasselbe ist an der Grenze,

bis zu einem Fuss tief, völlig verändert. Man kann gegen die vulkanische Felsart hin die merkwürdigsten Stufen der Veränderung beobachten; den Uebergang aus einem Gestein, theilweise aus Muschel-Schalen, aus Corallen-Resten bestehend, in eine Felsmasse, wo auch das schärfste Auge keine Spur organischer Ueberbleibsel bemerkt. — Die Veränderung, welche die Kalk-Schichten erlitten, ist eine doppelte; sie sind entweder zu einem weissen, feinkörnigen, krystallinischen Sandstein [?] geworden, oder zu einem harten, dichten Kalkstein. Der untere Theil der Lava-Masse hat bei seinem Fliessen über den Kalk Massen desselben losgerissen und umschlossen; diese zeigen sich als der schönste, rein weisse, krystallinische Kalkstein. Die basaltische Lava selbst ist von lichtegrauer Farbe, zellig und enthält kleine Olivin-Körner. Nicht selten kommt säulenförmige Absonderung vor. Auf der kleinen Quail-Insel (im Busen von Porto Praya gelegen) ist die Lava in horizontale Platten getheilt, die wieder von verticalen Spalten durchzogen sind, und auf diese Weise die zierlichsten, symmetrischsten Säulen bilden.

Die neuern Laven wurden von den kegelförmigen Hügeln ergossen, die sich schroff aus dem ebenen Küstenland erheben. Einer derselben, der Red Hill, verdient besondere Aufmerksamkeit. Er erreicht ungefähr eine höhe von 600 Fuss, und besteht aus einem glänzend rothen, höchst schlackigen Gestein von basaltischer Natur. Auf der einen Seite des Hügels bemerkt man eine Höhlung, wahrscheinlich ein ehemaliger Krater. Segelt man längs der Küste hin, so sieht man deutlich, wie sich ein beträchtlicher Laven-Strom von dem Red Hill über eine Klippen-Reihe von ungefähr hundert und zwanzig Fuss Höhe in die See ergossen hat. Die erwähnte Klippen-Reihe hängt mit jener zusammen, welche das Ufer bildet, und begrenzt die Ebene zu beiden Seiten des Hügels. Es ist daher unzweifelhaft, dass der Laven-Erguss aus dem Red Hill nach Entstehung der Ufer-Klippen statt fand, dem widerspricht auch die höchst schlackige Beschaffenheit der Lava nicht. Merkwürdig aber ist das Auftreten von Kalk in der Nähe der Hügel-Spitze; auf den ersten Blick glaubt man eine Meeres-Ablagerung vor sich zu haben; dies ist aber nicht der Fall. Die Kalk-Lagen sind ungemein weiss, erdig und so lose, dass sie dem Druck des Fingers nicht widerstehen. Durch eine Loupe betrachtet, ergiebt sich der Kalk keineswegs als völlig rein; allenthalben zeigen sich kleine Schlacken-Theilchen mit ihm verbunden. Aus Allem scheint hervorzugehen, dass der Kalk beim Ausbruch der Lava mit aus der Erdtiefe hervorgebracht, und mit dieser, als sie noch flüssig war, gemengt wurde.

Es wurde bereits der Hügel, durch ihre abgeplatteten Gipfel ausgezeichnet, gedacht. Terassen-artig erheben sie sich aus den sie umgebenden, erstarrten Lava-Strömen; sie scheinen mit den, am Ufer zu Tage gehenden, älteren Gesteinen in Verbindung zu stehen. Wesentlich verschieden sind der obere und untere Theil dieser Hügel; ersterer ist gewöhnlich basaltischer Natur, Schlacken- oder Mandelstein-artig, bald zeigt sich der Basalt feinkörnig oder krystallinisch und geht alsdann in Augitfels über, reich am Olivin. Auch hier treten Kalkmassen auf, theils erdig, theils krystallinisch, Parthieen glasiger Lava umschliessend. Im Ganzen unterscheiden sich die Gesteine, welche den oberen Theil dieser abgeplatteten Hügel bilden, wenig von den basaltischen Laven; sie sind nur dichter, enthalten Augit-Krystalle und grössere Olivin-Körner. Jedenfalls gehören sie einer älteren Epoche an. Zugleich mit den basaltischen Felsarten erscheinen Wacke-Gebilde, die man aber auch an der Küste, und namentlich auf der Quail-Insel bemerkt. Sie bestehen sämmtlich aus einer lichte gelblich grünen thonigen Substanz, im trockenen Zustande bröckelig, im nassen fettig. Bisweilen zeigt sie sich aber noch von herrlicher grüner Farbe, mit durchscheinenden Ecken. Vor dem Löthrohr fliesst das Gestein zur dunkel grauen, oder schwarzen Perle, die leicht magnetisch wirkt. Dies eigenthümliche Gebilde dürfte, nach Darwin's Untersuchungen ein zersetzter und umgewandelter Olivin sein; es lassen sich die vollständigsten Uebergänge vom frischen, unveränderten Olivin in die grüne Thon-Substanz verfolgen.

Der untere Theil der Hügel besteht meist aus dichten oder feinkörnigen eisenreichen feldspathigen Gesteinen, die häufig Glimmer und Achat-Schnüre enthalten. Sie sind mehr oder weniger im Zustande der Verwitterung und umschliessen zahlreiche schwarze Körner, die wohl von zersetzter Hornblende (oder von Augit) herrühren. Diese Gesteine, die man auf den ersten Blick für metamorphosirte sedimentäre Gebilde halten könnte, führen die wesentlichen Bestandtheile der Trachytes; sie sind nur durch ihre Weichheit und die mangelnden Krystalle glasigen Feldspathes verschieden. Aber unter den Hügeln, aus dem genannten Gestein bestehend, treten kleine Phonolith-Kegel auf, reich an glasigem Feldspath und an Hornblende-Nadeln. Die feldspathigen und phonolithischen Felsmassen entstiegen vor den, sie bedeckenden Basalten dem Schosse der Erde und erst später folgten die Ergüsse basaltischer Lava. Die kleine Insel war demnach wiederholt der Schauplatz vulkanischer Thätigkeit. Indessen dürfte innerhalb der historischen Zeit, seit die Insel bewohnt ist, kein Ausbruch statt gefunden haben.

Was die Beobachtungen des Verfassers betrifft, so ist hauptsächlich zu bedauern, dass derselbe seinen Aufenthalt nur auf die Küsten-Gegenden beschränken musste. In das innere Land, in die Nähe des gigantischen Pico Antonio (6,950 Pariser Fuss über dem Meere gelegen) kam Darwin leider nicht. Den früherer Mittheilungen, namentlich denen von Smith zu folge, findet man nirgends auf St. Jago eigentliche, characteristiche Lava-Ströme. Dem widersprechen auch Darwins Angaben nicht, der stets mehr von basaltischer als von wahrer Lava spricht. — Hinsichtlich der Veränderung des Olivins zu der thonigen Substanz ist zu bemerken, das keineswegs an der Thatsache selbst, nur an der Menge des, zu ganzen Thon-Massen gewordenen Olivins einigermassen zu zweifeln ist, da sich das Mineral nur in körnigen Parthieen in den basaltischen Gesteinen eingeschlossen findet.

Zweites Capitel. Fernando Noronha. — Terceira. — Tahiti. — Mauritius. — St. Pauls-Felsen. (S. 23 — 33.)

Die Insel Fernando Noronha liegt im atlantischen Ocean unter 3° 50′ s. B. und ungefähr 230 Meilen von Südamerikas Küste. Sie besteht eigentlich aus mehreren Eilanden, die zusammen neun Meilen in die Länge und drei in die Breite messen. Alles deutet auf einen vulkanischen Ursprung, wenn auch kein Krater vorhanden. Erwähnung verdient ein eigenthümlicher, steiler Phonolith-Kegel von 1000 Fusss Höhe. Das Gestein ist in der Nähe des Gipfels säulenförmig abgesondert und enthält zahlreiche Feldspath-Krystalle und Hornblende-Nadeln.

Terceira gehört bekanntlich zur Azoren-Gruppe; ihren Namen verdankt die Insel dem Umstande, dass sie die dritte der Azoren war, welche (angeblich 1445) entdekt wurde. Die mittleren Theile des Eilandes bestehn aus unregelmässig gewölbten Bergmassen von geringer Höhe. Trachyt st das vorherrschende Gestein, häufig von Strömen basaltischer Lava bedeckt, die besonders in den Küsten-Regionen verbreitet ist. Gar leicht kann man oft den Lauf verfolgen, welchen solche Ströme von ihren Kràteren aus machten. — In dem mittleren Theil der Insel ist eine Stelle, wo fortwährend heisse Dämpfe aus der Erd-Tiefe hervorbrechen; sie üben einen merkwürdigen Einfluss auf den Trachyt aus. Seine Grundmasse wird zuerst erdig, bekommt alsdann rothe Flekcn durch Oxydation des Eisens, das Gestein wird immer weicher, und zuletzt verschwinden auch die Feldspath-Krystalle. Das Ganze ist zu einer weissen Thon-Masse geworden. An einigen Stellen die vollkommen weiss sind, bemerkt man keine Spur von Eisen, an anderen von schön rother Farbe scheint es sich in grösserer Menge abgesetzt zu haben; noch andere

Stellen zeigen sich gefleckt. Manche Parthieen des Thones sind so rein weiss wie die schönste Kreide. Die Eingeborenen bedienen sich dessen zum Weissen der Häuser. Die Ursache warum das Eisen an einigen Punkten ganz verschwunden, an anderm dicht dabei sich angehäuft hat, ist räthselhaft; indessen sind ähnliche Fälle bekannt. (Spallanzani, Dolomien und Hoffmann sahen solche Phänomene auf den vulkanischen Eilanden Italiens. Dolomieu führt an (Mémoire sur les Isles Ponces, p. 86) dass auf der Ponza-Insel das Eisen sich wiederholt in kleinen Adern abgesetzt habe. Die genannten Naturforscher sind keineswegs gegen die Ansicht, dass solche Dämpfe Kieselerde absetzen; auch hat man unlängst die Beobachtung gemacht, dass heisse Dämpfe Kieselerde zu zersetzen vermögen. — Bekannt ist, dass in der neuesten Zeit (1841) die Insel Terceira von heftigen Erdbeben zu leiden hatte; ein grosser Theil der Häuser der Stadt Praya stürtzte ein.

Tahiti oder Otaheiti, wie bekannt die bedeutendste der Gesellschafts- oder Societäts-Inseln, die mitunter auch der Georgische Archipel genannt werden. Darwin besuchte nur einen Theil der nordwestlichen Seite des Eilandes Sie besteht aus vulkanischen Gesteinen, Basalt mit Augit-Krystallen und mit Olivin, Mandelstein u. s. w. In dem Thale von Tia-Auru sind Basalte ungemein häufig; sie enthalten viel Olivin; manche Abänderungen sind nur aus Anhäufungen zahlreicher Augit-Krystalle gebildet. Viele Basalt-Blöcke liegen umher, die in ihren Höhlungen Chabasie- und Mesotyp-Krystalle enthalten; bald sind die Blasenräume völlig, bald nur halb mit diesen Substanzen gefüllt. — Bei seinem kurzen Aufenthalte gelangte Darwin leider nicht zum Tobreonu auf Otaheiti, dem Haupt-Vulkan der ganzen Insel-Gruppe der an Höhe dem Aetna nicht nachstehen soll.

Die Mauritius oder Moritz-Insel, ehedem auch Ile de France genannt, gewährt, schon vom Meere aus gesehen, einen gar eigenthümlichen Anblick. Aus den freundlichen Ebenen bebauten Landes, das nur schwach gegen die See abfällt, erheben sich kühne, malerische Bergformen, pittoreske Felsmassen. Unwillkührlich drängt sich der Gedanke auf, ob nicht einst das Meer den Fuss jener Höhen umwogt habe. Dieser Gedanke erhält Wahrscheinlichkeit durch manche Thatsachen. Zwischen der Tamarin-Bucht und dem grossen schwarzen Fluss beobachtete Darwin zwei Hügel aus Corallen-Gebilden bestehend. Der untere Theil derselben ist ein harter, kalkiger Sandstein, der obere wird aus kalkigen Blöcken mit Astraea und Madrepora und Basalt-Fragmenten zusammen gesetzt. Die Schichten der eigentlichen Ablagerungen fallen gegen die Küste

zu unter Winkeln von 8° und 18°; schroff erheben sie sich zu einer Höhe von zwanzig Fuss aus ebener Fläche, die mit Trümmern organischer Reste bedeckt ist. Noch an anderen Orten erscheinen derartige Gebilde. An der Küste, nördlich von dem Hauptorte Port Louis, wird die Lava auf weite Strecke hin von einem Conglomerate bedeckt, das aus Corallen und Muschel-Schalen, durch Eisen gefärbt, besteht. Aehnliche Kalk-Bänke hat Bory de St. Vincent geschildert. (Wir erlauben uns beizufügen, dass nicht allein auf Mauritius sich solche Corallen-Bänke finden, fast die ganze Insel ist von Corallen-Riffen umgeben, wir nennen nur die Eilande Ambou, die „Ile aux Cannoniers“ u. s. w.) Die zackigen Berge um Port Louis steigen zu einer Höhe von 2000 bis 3000 Fuss an; sie sind aus Basalt gebildet, der meist dicht, Krystalle von Augit und Hornblende enthält. Das Innere der Insel ist mehr eben, aus Lava-Strömen bestehend, die um und zwischen den Basalt-Bergen hin flossen. Aus der Mitte der Insel scheint der Laven-Erguss gekommen zu sein. Alle Thatsachen sprechen deutlich für eine allmählige, succesive Emporhebung des Eilandes. (Der merkwürdigen Kieselguhr, die sich auf Mauritius zwischen Pflanzen und Wurzeln findet, der sogenannten „Lava-Asche“, gedenkt Darwin nicht; sie besteht bekanntlich aus zarten Infusorien-Panzern).

Die Felsen-Gruppe von St. Paul liegt 0° 58′ n. B. und 29° 15′ w. L. Sie ist 350 Meilen von der Insel Fernando Noronha, 540 Meilen von Amerikas-Küste entfernt; ihr höchster Punkt ist kaum 50 Fuss über den Meeresspiegel erhaben und der ganze Umfang des Eilandes beträgt nicht eine Meile. Auffallend ist der Umstand, dass St. Paul keineswegs vulkanischer Bildung ist; man findet nur quarzige und feldspathige Gesteine von Serpentin-Adern durchzogen.

Drittes Capitel. Ascension. (S. 34—73).

Die merkwürdige Insel liegt im atlantischen Meere, nordwestlich von St. Helena, unter 4° ö. L. und 8° s. B. Sie hat die Form eines Dreieckes. Der höchste Punkt von Ascension steigt zu 2,870 Fuss über das Meer empor. Die ganze Insel ist ohne Zweifel vulkanischen Ursprungs. In ihrem südöstlichen, dem erhabensten Theile treten ausgezeichnete Trachyte und ähnliche Gesteine auf. Fast rund um das Eiland ziehen sich schwarze, schroffe Lava-Gebilde, aus denen nur hier und da noch eine Trachyt-Kuppe hervorragt.

Basaltische Gesteine. Die basaltische Lava ist bald mehr oder weniger zellig, von schwarzer Farbe und enthält kleine Krystalle glasigen

Feldspathes so wie Olivin. Die Ströme scheinen wenig Flüssigkeit gehabt zu haben, vielmehr schon in einem gewissen Grade von Erstarrung gewesen zu sein. Die Seitenwälle und ihr unteres Ende sind ungemein steil, wohl zwanzig bis dreissig Fuss hoch. Die Oberfläche ist äusserst rauh; aus gewisser Ferne glaubt man auf ihr kleine Kratere zu sehen. Diese Erhöhungen bestehen aus dem nämlichen, verschlackten Basalt, der grosse Tendenz zur Säulenbildung zeigt. Viele der basaltischen Ströme kann man bis zu den Eruptions-Puncten an der Basis der Haupt-Trachytmasse verfolgen, oder zu isolirten, kegelförmigen Hügeln, deren es an den nördlichen und westlichen Gestaden des Eilandes viele giebt; Darwin zählte von einem erhabenen Punkte gegen dreissig solcher Hügel. Die meisten derselben haben abgeplattete Gipfel und neigen sich sämmtlich gegen S. O., woher der Passat-Wind kommt. Der Grund liegt wahrscheinlich darin, dass die ausgeworfenen Massen und die Asche während Ausbrüchen stets einer gewissen Seite zugeweht wurden.

Vulkanische Bomben. Sie liegen in grosser Anzahl, oft weit von den Eruptions-Punkten entfernt, umher. Ihre Grösse wechselt von der eines Apfels bis zum Durchmesser mehrerer Fusse; sie sind sphäroidisch oder birnförmig gestaltet, der eine (hintere) Theil unregelmässig, mit hervorstehenden Parthieen und bisweilen concav. Die Aussenfläche der Bomben ist meist rauh, höckerig, die innere Strucktur ist bald schlackig, dicht, oder sie zeigen sich ganz zellig. Die einzelnen Poren haben ungefähr einen Durchmesser von dem Zehntheil eines Zolles; gegen die Rinde zu nehmen sie an Grösse ab, und werden ganz gleichmässig von einer Lava-Schale (ein drittel Zoll dick) umschlossen. Diese Schale umhüllt wieder eine zellige Lava, und auf diese folgt erst die äussere, rauhe Rinde. Eine Erklärung der merkwürdigen Form ist nicht so schwierig. Eine Masse zähflüssiger, schlackiger Materie wird mit einer schnellen, rotirenden Bewegung in die Luft geworfen. Während nun die äusserste Kruste sich abkühlt, erhärtet, lässt, durch die Centrifugalkraft veranlasst, der Druck in den inneren Theilen der Bombe nach und es ist den heissen Dämpfen gestattet, ihre Zellen zu erweitern, aber durch dieselbe Macht gegen die schon erkaltende Kruste getrieben, finden sie in deren Nähe immer grösseren Widerstand, werden immer kleiner bis sie ganz verschwinden. Geologen haben schon behauptet, dass die äussere Form einer Bombe gleichsam die Geschichte ihrer Luftreise erzählt; so kann auch die innere Structur ein gleiches Zeugniss ablegen. — Bory St. Vincent (Vogage aux quatres Isles d' Afrique, Vol. I. p. 222) beschreibt Lava-Kugeln von ähnlicher Structur von der Insel Bourbon; nach seiner

Erklärung sollten dieselben, gleich Schnee-Ballen, vom Krater-Rande herabgerollt sein. Beudant schildert (Voyage en Hongrie, II. p. 214): Obsidian-Kugeln, selten von einem grösseren Durchmesser als sechs bis acht Zoll, die er auf dem Boden fand. Sie sind stets oval, oft in der Mitte ausgebreitet, sogar spindelförmig; auf ihrer Oberfläche bemerkt man concentrische Ringe und Furchen, alle unter rechten Winkeln zur Axe; das Innere ist dicht und glasig. Beudant ist der Ansicht, dass die Massen mit einer rotirenden Bewegung um ihre Axe in die Luft geschleudert wurden und dass so die Ringe entstanden.

Ausgeworfene Granit-Fragmente. — In der Nähe des „grünen Berges" — sogenannt wegen der ihn bedeckenden Pflanzenhülle; er ist ungefähr 2,250 Fuss hoch — findet man nicht selten fremde Gesteine von den Lava-Massen umschlossen. Sie sind fast alle granitischer Natur, hart, glänzend und sichtlich verändert. Darwin erhielt unter andern: Syenit, bestehend aus weissem krystallinischem Feldspath, aus Quarz und kleinen, schimmernden Hornblende-Krystallen; eine rothe Felsart, aus Feldspath, Quarz und aus dunkelen Theilchen eines zersetzten Minerals zusammengesetzt; ferner ein Gestein, das zuerst nur eine Anhäufung von grossen Labrador-Krystallen schien, bei näherer Untersuchung bemerkt man aber auch Feldspath, Glimmer und Horblende-Theilchen. Bekanntlich gehören von Vulkanen ausgeworfene, nicht völlig veränderte Granite, keineswegs zu den häufigen Erscheinungen; schon Daubeny sagt: (on Volcanos, p. 386): im allgemeinen sind Massen bekannter primitiver Gesteine, d. h. solcher, die gänzlich unseren Graniten, Gneissen u. s. w. gleichen, selten in Laven; die vom Vesuv ausgeworfenen Substanzen, denen wir den Namen Granit beilegen, sind gewöhnlich nur Zusammenhäufungen von Nephelin, Glimmer und Augit.

Trachyt-Gebilde. Sie nehmen den erhabeneren, nördlichen und südöstlichen Theil des Eilandes ein. Der Trachyt ist von lichtebrauner Farbe, mit dunkelen Flecken. Er enthält zerbrochene und gekrümmte Krystalle glasigen Feldspathes, Körner von Eisenglanz und schwarze microscopische Punkte, wahrscheinlich von Hornblende; der grössere Theil der Hügel besteht indessen aus Trachyt-Tuff. Ausserdem finden sich Obsidian, Hornstein und feldspathige Gebilde. Kraterförmige Gestalt lässt keiner der Hügel wahrnehmen; aber Spuren bedeutender Störungen sind nicht zu verkennen. Spalten in den Gestein-Wänden die noch offen oder mit losem Material erfüllt sind. Im Trachyt-Gebiete drangen mehrere basaltische Ströme empor. Unfern des Gipfels des grünen Berges erscheint ein schwarzer, zelliger Basalt der kleine Krystalle

glasigen Feldspathes enthält, die ein eigenthümliches, gerundetes Ansehen haben.

Erblickt man den oben erwähnten Trachyt-Tuff als grosse Masse, so glaubt man einen sedimentären Tuff vor sich zu haben; „ich konnte mich kaum überzeugen“ sagt Darwin „dass dies nicht der Fall war.“ Andere Geologen stiessen wohl auf ähnliche Schwierigkeiten in Trachyt-Regionen. Trachyt-Tuff bildet entweder isolirte Hügel, oder erscheint verbunden mit säulenförmigem Trachyt. Ein bestimmter Zusammenhang zwischen beiden lässt sich nirgend beobachten. Der Tuff enthält, wie der Trachyt, zahlreiche Krystalle glasigen Feldspathes; er wird von vielen höchst eigenthümlichen Gängen durchzogen. Auch umschliesst derselbe Fragmente eines dunkelfarbigen Gesteins, dessen Zellen mit Trachyt-Tuff erfüllt sind; unter den Fragmenten bemerkt man bisweilen Bruchstücke von Porphyr (dieser Porphyr ist dunkelfarbig, enthält zahlreiche, oft zerbrochene, weisse Feldspath-Krystalle und zersetzte Eisenglanz-Krystalle und krystallinische Parthien eines Minerals, das Darwin für Analcim halten zu müssen glaubt; demnach dürfte das Gestein ein Augit- oder Diorit-Porphyr sein). Alle die eingeschlossenen Fragmente gleichen ungemein solchen, wie man sie häufig in eigentlichen sedimentären Tuffen findet. Indess ist die Thatsache bekannt dass Trachyte, Phonolithe und Laven gar nicht selten fremdartige Gestein-Bruchstücke mit sich führen. Darwin sieht besonders die Anwesenheit der Krystalle glasigen Feldspathes als Beweis für die nicht sedimentäre Abkunft des Trachyt-Tuffes an.

Gänge im Trachyt-Tuffe. Diese Adern sind ausserordentlich zahlreich, und durchsetzen die verschiedenen Tuff-Abänderungen. Sie enthalten viel glasigen Feldspath, schwarze microscopische Punkte, wie in dem angrenzenden Tuff; aber ihre Grundmasse ist verschieden, glänzend und hart. Die Mächtigkeit der Adern ist sehr ungleich, zwischen einem Zehntheil eines Zolles und einem Zoll; sie sind unter den verschiedensten Winkeln zum Horizont geneigt, oft horizontal und durchsetzen einander. Wegen ihrer grösseren Härte stehen sie häufig aus dem weichen und zersetzten Tuff hervor. (Aehnliche Phänomene kann man bei den bekannten Granit-Gängen in Granit am Heidelberger Schlossberge beobachten; der ältere Granit ist manchmal so zersetzt und gebräch, dass er sich von Felswänden mit Fingern ablösen lässt, während der Gang-Granit noch seine gewöhnliche, nicht unbedeutende Härte zeigt). Darwin vergleicht die sonderbaren Gänge — die keineswegs die Beschaffenheit später eingedrungener haben — mit den eisenhaltigen Bän-

dern, die, aus einer Art Ausscheidungs-Process hervorgegangen, sich in Sandsteinen häufig finden, zumal im neuen rothen Sandstein Englands. Eine Menge von Jaspis- und Kieselsinter-Adern, die in dem nämlichen Hügel mit den eben geschilderten kleinen Gängen auftreten, beweisen, dass ein bedeutender Ueberschuss von Kieselerde vorhanden war. Da die fraglichen Adern sich nur durch ihre Härte wesentlich vom trachytischen Tuff unterscheiden, so dürften sie einer Segregation oder Infiltration kieseliger Materie eben so gut ihre Entstehung verdanken, wie die eisenreichen Bänder in vielen sedimentären Gesteinen.

Kieselsinter und Jaspis. Der Kieselsinter ist bald von rein weisser, bald von gelblich weisser Farbe und kommt in unregelmässigen Massen im Trachyt-Tuff vor, meist umschlossen von gewundenen, harten aderförmigen Parthieen eines veränderten Trachytes. Auch der Jaspis findet sich auf ähnliche Weise und in einem angrenzenden, zelligen Basalt.

Concretionen in Bimsstein-Tuff. An einem de[illegible]en geschilderten Trachyt-Hügel bemerkt man ein höchst eigenthümliches Lager zersetzter Fragmente von Bimsstein, zu einem Tuff-artigen Gebilde verbunden, das seltsame Concretionen enthält. Dieselben sind sphäroidal, haben einen Durchmesser von einem halben bis zu drei Zoll und sind in concentrischen Lagen vertheilt. Sie gleichen in ihrem Aeussern und der Art und Weise des Vorkommens den Feuersteinen in der Kreide.

Bildung von Kalk-Ablagerungen an dem Meeresufer. An vielen Stellen am Gestade trifft man beträchtliche Anhäufungen kleiner, rundlicher Muschel- und Corallen-Theilchen, von weisslicher und gelblicher Farbe, mit wenigen Fragmenten vulkanischer Gesteine gemengt. Bis zu einer Tiefe von ein paar Fussen sind dieselben zu einer Felsmasse verbunden, die zu Bausteinen verwendet wird. Dies geschieht nur mit den weicheren Abänderungen. Den Berichten der Eingeborenen nach, bildet sich das Gestein innerhalb eines Jahres. Das Cement ist kalkige Materie; gewöhnlich sieht man rundliche Theilchen von Muscheln und vulkanischer Felsart in einer Hülle von kohlensaurem Kalk. Nur äusserst selten sind einigermassen vollkommene Muschel-Reste in der Masse. Merkwürdig bleibt immer der Umstand, dass diesses kalkige Gebilde von Ascension, das an der Erdoberfläche entsteht, eine Härte hat, gleich festem Marmor.

Obsidian-Formation. Die Obsidian-artigen Gesteine finden sich innerhalb des trachytischen Districtes, am westlichen Fusse des grünen Berges, unter welchem sie mit beträchtlicher Neigung einfallen. Sie sind nur stellenweise entblösst, häufig bedeckt durch ausgeworfenes Material. Desshalb lässt sich auch kein bestimmtes Urtheil über ihr Ver-

hältniss zum Trachyt fällen. Drei ausgezeichnete Obsidian-Lagen treten auf im Wechsel mit anderen eigenthümlichen Gesteinen, von welchen man ungefähr fünf Haupt-Abänderungen aufzählen kann, die in einander übergehen. Ein graues, Thonschiefer-ähnliches Gebilde; ein blaugraues oder lichtebraunes, derbes Gestein; eine der vorigen ziemlich gleiche Felsart, aber mit zahlreichen, zarten, weissen Streifen bedeckt; eine krystallinische Felsmasse mit Krystallen glasigen Feldspathes und ein Grünstein-artiges Gestein.

Viertes Capitel. St. Helena. (S. 73 — 97).

Die ganze Insel ist bekanntlich vulkanischer Abkunft. Leonhard sagt darüber: heutiges Tages findet man hier allerdings weder Feuerberge, noch Kennzeichen, die sie hinterliessen; es sind keine Lavenströme, keine Kratere vorhanden; aber von den höchsten Spitzen bis hinab in die Tiefen unterirdischer Räume, in welche, mit betäubendem Rauschen schäumende Brandungen sich stürtzen, zeigen nicht zu erkennende Spuren einstiger vulkanischer Erschütterungen, gewaltthätiger Ereignisse, die das Eiland entstehen liessen. Schon aus der Ferne erblicken Seereisende am Horizont den kahlen, ins Röthliche spielenden Scheitel der Felsen-Insel, deren Früh-Geschichte keineswegs ohne Interesse ist, und die als Verweisungs-Stätte Napoleons in neueren Jahren Welt-Berühmtheit erlangte. (Vergleich populäre Geologie, V. S. 498). — Der Umfang der Insel beträgt ungefähr acht und zwanzig Meilen. Der mittlere und grössere Theil besteht aus feldspathigen Gesteinen, im höchsten Grade zersetzt und verschieden gefärbten Thon-Schichten nicht unähnlich. Das ganze Eiland ist gleichsam mit Basalt-Wällen verschanzt, die dasselbe nach allen Seiten umgeben; sie steigen in, oft gegen tausend Fuss hohen, Klippen an. Nur an einigen Orten sind diese gigantischen Basalt-Wälle von feldspathigen Laven durchbrochen. Die Basalte sind von schwarzer Farbe, zellig, und enthalten zahlreiche Krystalle glasigen Feldspathes, Titaneisen, Augit und Olivin. Sie treten nur in den Küsten-Gegenden auf. In den meisten vulkanischen Districten gehen sonst trachytische Laven den basaltischen an Alter voran; hier aber ist ein mächtiger Pfeiler trachytischer Natur nach den Basalt-Gebilden hervorgedrungen und die feldspathigen Laven selbst sind wieder von zahlreichen Gängen mit grossen Augit-Krystallen durchzogen.

Flagstaff- und Barn-Hügel. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die, schon durch ihre Formen auf der nordöstlichen Seite der Insel hervortretenden Hügel. Der breite, eckige Barn-Hügel besteht aus Basalt; der kegelförmige Flagstaff aus feldspathigem Gestein. Beide Höhen

sind vereint durch einen scharfen Rücken aus basaltischer Lava zusammengesetzt, und werden von zahlreichen höchst merkwürdigen Gängen durchzogen, die meist nach N. N. W. und S. S. O. streichen. Dieselben sind wohl zu einem Melaphyr- ähnlichen Gebilde zu zählen; fast sämmtliche Gänge haben ein eigenthümliches, glasiges Mineral zur Decke, das manchen glasigen Hüllen von Lava-Strömen gleicht. (Solche glasige Sahlbänder gehören zu den sonderbaren, wiewohl auch an anderen Orten nachgewiesenen Phänomenen. Lyell bemerkt: (Principles of Geology, IV. Cap. X. p. 9), ein ähnliches Vorkommen in den Gängen von Atrio del Cavallo. Mackenzie führt an: (Travels in Iceland, p. 372) dass „alle Adern in Island auf ihren Seiten eine glasige Materie hätten." Capit. Carmichael sagt von den Gängen auf Tristan d'Acunha einem vulkanischen Eilande im atlantischen Meere — dass deren Seiten, wo sie in Berührung mit anderen Gesteinen treten, wie halbverglasst seien. — Merkwürdig ist auch die grosse Gleichförmigkeit, welche die Gänge an den Flagstaff- und Barn-Hügeln in ihrer Mächtigkeit zeigen. Seale hat (Geognosy of the Island of St. Helena, plate V.) am letzteren Hügel einen Gang beobachtet, der auf eine Höhe von 1260 Fuss nur vier Zoll an Breite abnimmt; am Fusse des Hügels misst er neun Fuss, acht Fuss acht Zoll am Gipfel.

Im inneren Theil der Insel zieht sich, wie schon oben gesagt wurde, ein hoher, gekrümmter Rücken hin; er besteht aus grauer, feldspathiger Lava und aus rothen Tuff-Gebilden. An einigen Stellen wird der Rücken von einem hohen Wall überragt, der in der Nähe vom „Dianen-Gipfel" (dem erhabensten Punkte des Eilandes, gegen 2700 Fuss über dem Meere) äusserst schmal ist. Darwin sah auf den Galapagos-Inseln, in der Nähe von Krateren, ähnliche Wälle; auch die Piks von Cotopaxi und Teneriffa sollen nach Humboldt gleiche Strucktur zeigen. Darwin glaubt aus verschiedenen Gründen schliessen zu müssen, dass der gekrümmte Rücken, der letzte Rest eines Kraters sei. Im Süden des Rückens erstreckt sich ein kleines Thal, in welchem zahlreiche kleine Tuff-Hügel emporragen. Zwischen denselben treten Phonolith-Kegel auf. Das Erscheinen solcher phonolitischen Kuppen mitten unter den Lava-Gebilden ist eine merkwürdige Thatsache in der Geologie von St. Helena, um so mehr da die Phonolithe nach den, vom Mittelpunkt der Insel aus, ergossenen Gesteinen an die Erdoberfläche gelangten.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 13. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Darwin: On Volcanic Islands.

(Schluss.)

Nicht ohne Interesse ist eine Vergleichung der äusseren Gestaltung von Ascension mit St. Helena. Dort sind die Laven-Ströme glasig, als ob sie eben ergossen worden wären; sie lassen sich leicht bis zu Krateren, denen sie entquollen, verfolgen. Nirgends beobachtet man einen Gang, und die Küsten-Gegenden sind sehr niedrig. Seit den dreihundert und vierzig Jahren, dass man Ascension kennt, herrscht die grösste Ruhe, auch keine Spur vulkanischer Thätigkeit zeigte sich mehr, hingegen kann man auf St. Helena keinen einzigen Laven-Strom verfolgen; nur die schwachen Umrisse eines Kraters ahnt man in dem oben beschriebenen Rücken; nicht allein die Thäler, auch die Oberfläche der höchsten Hügel sind von Gängen durchzogen; an vielen Orten treten die nackten Gipfel pittoresker Kegel empor.

Fünftes Capitel. Galapagos-Inseln. (S. 97—117).

Die Insel-Gruppe liegt unter dem Aequator, fünf bis sechshundert Meilen von der Westküste Südamerikas entfernt; sie besteht aus fünf Haupt-Inseln und einigen kleineren. Alle sind vulkanischen Ursprungs; die Laven-Ströme verrathen eine gewisse Neuheit, die grösseren Eilande erreichen eine Höhe von drei bis viertausend Fuss. Auf sämmtlichen Inseln kann man gewiss über tausend Kratere zählen. Sie sind verschiedener Art; entweder aus schlackiger Lava, oder aus braunem Tuff gebildet. Darwin führt als wichtigere Eilande an: Chatam, Albemarle, Narborough, James, Charles, Hoods, Barrington, Indefatigable, Bindloes, Tower, Abingdon, Wenmann und Culpepper. Die erstgenannte Insel Chatam verdient, ihrer geologischen Verhältnisse wegen, besondere Aufmerksamkeit.

Chatam. Auf dem östlichen Ende dieses Eilandes finden sich zwei Kratere von Tuff; der eine aus erhärteter Asche gebildet, der andere aus einem eigenthümlichen lichtebraunen Gestein, das zahlreiche zerbrochene Augit- und Olivin-Krystalle, sowie Schlacken-Theilchen umschliesst und von Kalk-Schnüren durchzogen ist. Genauere Untersu-

chungen ergaben, dass das merkwürdige Gebilde aus einer chemischen Verwandlung schlackiger Felsarten hervorgegangen ist. Die Lage dicht an der Küste aller der so zusammengesetzten Kratere macht es wahrscheinlich, dass sie bei ihrem Entstehen sich in der See befanden. Dafü spricht der Umstand, dass auf der ganzen Insel-Gruppe Asche-Lagen vermisst werden. Es fragt sich nur, hat erhitztes Wasser innerhalb der Kratere die sonderbare Veränderung an den vulkanischen Gesteinen hervorgebracht, und ihnen das harzähnliche Aussehen verliehen? Oder hat der verbundene Kalk dabei eine Rolle gespielt? (Es wird hiebei an das Phänomen auf der Insel St. Jago erinnert). Ein mächtiger Lava-Strom, der über kalkigen Boden geflossen, ist an der Berührungs-Stelle zu einer harzartigen Substanz geworden, dem veränderten Tuff auf den Galapagos-Inseln ähnlich. — Chatams östliches Ende ist mit einer grossen Anzahl kleiner basaltischer Kratere bedeckt. Ströme schwarzer, basaltischer Lava, reich an glasigem Feldspath und Olivin, wurden von vielen — aber nicht von allen — dieser Kratere ergossen. Die Oberfläche der neueren Ströme ist ungemein rauh, von Spalten durchzogen; bei den älteren ist dies weniger der Fall.

Eiland Albemarle. Die Insel besteht aus fünf grossen Krateren, die, so wie jener auf dem nahegelegenen Eilande Narborough, einander in Form und Höhe gleich kommen. Der südlichste ist 4700 Fuss hoch; zwei andere haben 3720 Fuss Höhe, ein dritter ist nur 50 Fuss erhabener, und die andern scheinen nicht viel niedriger. Drei derselben liegen in einer Linie und ihre Kratere zeigen sich in derselben Richtung verlängert. — Darwin untersuchte bei Tagus oder Banks Cove einen grossen Laven-Strom, der auf eine bedeutende einstige Flüssigkeit schliessen lässt; er hat an der Küste eine Breite von einigen Meilen. In der dunkelen, nicht sehr zelligen Grundmasse liegen breite, zerbrochene Albit-Krystalle. Man kann diese Lava, obgleich es auf den ersten Blick so scheinen dürfte, nicht als eine porphyrartige betrachten; denn die Albite sind völlig umschlossen und durchdrungen von Lava — gleich fremdartigen, eingebakkenen Gesteins-Bruchstücken. Sie sind von ähnlicher Beschaffenheit, wie die Leucite am Vesuv, wie die Olivin-Fragmente in der Lava auf Lanzerota. L. v. Buch bemerkt über letztere: die Lava enthält sehr häufig Olivin-Massen, so gross und so schön, als die vom Weissenstein bei Cassel, und höchst auffallend stehen diese Olivine wie Knöpfe über der Oberfläche der Lava hervor. Offenbar waren sie als nicht zerschmolzene Massen durch die Viscosität der ihnen anhangenden Lava zurück gehalten, als das Umgebende tieferen Orten zufloss. Daher ist es leicht, die Oli-

vine aus der Lava heraus zuschlagen. Ueberall, wo Zacken aus der Oberfläche hervorstehen, ist gewiss eine solche Olivin-Masse am Gipfel, manche wie Köpfe gross. Scheint das Feuer stärker auf den Olivin zu wirken, so wird er braun, auch wohl perlgrau und matt, und die Masse der Lava dringt zwischen die zersprengten Körner und löst sie auf. — (Vergl. Beschreibung der Canarischen Inseln; S. 303.) Man glaubte früher im allgemeinen, dass Laven reich an grossen Krystallen, nur einen geringen Flüssigkeits-Grad hatten; bei der Lava von dem Albemarle-Eilande scheint dies nicht der Fall. Die Zusammensetzung der Laven dürfte im Gegentheil ohne wesentlichen Einfluss auf deren Flüssigkeit sein. So zeigen sich auf der Insel Chatam einige Laven-Ströme, die viel glasigen Albit und auch etwas Olivin enthalten, so rauh, dass man sie mit einem während eines Sturmes gefrorenen Meere vergleichen könnte; hingegen der grosse Lavenstrom auf der Insel Albemarle ist glatt, wie die Oberfläche eines Sees.

James-Eiland hat zwei Kratere von Tuff. Der eine liegt landeinwärts, ungefähr anderthalb Meilen von Porto Grande; er ist kreisförmig, hat gegen eine drittel Meile im Durchmesser und vierhundert Fuss Tiefe. Der untere Theil des Kraters ist, bis zu einer Höhe von hundert bis hundert und fünfzig Fuss, von einem schroffen Basalt-Wall gebildet. Der obere Theil des Kraters besteht aus Schichten veränderten Tuffes. Der andere Krater liegt nur wenige Meilen entfernt, und ist merkwürdig wegen seiner Gestalt und seines Umfanges. Der Gipfel steigt bis zu 1200 Fuss über das Meer empor, und die innere Höhlung ist 600 Fuss tief. Im Schlunde des erstgenannten Kraters findet sich ein Salzsee. Derselbe ist rund, vom schönsten Kranze grüner Pflanzen umgeben. Das Wasser, nur wenige Zoll tief, ruht auf krystallisirtem Salze.

Sechstes Capitel. Trachyt und Basalt. — Vertheilung der vulkanischen Inseln (S. 117 — 130). Ohne uns einer allzugrossen Weitläuftigkeit schuldig zu machen, lässt sich aus diesem Capitel nur schwer ein Auszug geben; wir gehen desshalb gleich zur Betrachtung des Inhaltes vom siebenten Capitel über.

Siebentes Capitel. — Neu-Süd-Wales. — Van Diemens Land. — Neu Seeland. — Cap der guten Hoffnung (S. 130 — 152).

Bekanntlich ist Australien unter allen Erdtheilen der einförmigste; eine wahrhaft tödtende Monotonie characterisirt alle Gegenden, die auch nur wenig durchforscht sind. Zu den bekannteren gehört die Ostküste Australiens, Neu-Süd-Wales genannt. In einer Entfernung von ungefähr zwanzig Meilen von der Küste erhebt sich das Land allmählig zu

einer schlecht bewaldeten, nur von Schluchten durchzogenen Bergebene von zwei bis dreitausend Fuss Höhe. Dies sind die „blauen Berge,“ deren Namen freilich eher eine Reihe kühner, phantastischer Bergformen erwarten lässt, als ein sanft ansteigendes Plateau. Sandstein ist die vorherrschende Felsart; er erscheint in einer Mächtigkeit von wenigstens 1200 Fuss und besteht aus Quarz-Körnern, durch ein weisses, erdiges (thoniges) Bindemittel zusammengehalten. Die im Sandstein eingeschlossenen Quarz-Fragmente nehmen mit den oberen Schichten an Grösse und Häufigkeit zu. Ein ähnliches Vorkommen sah Darwin in der grossen Sandstein-Formation am Cap der guten Hoffnung. (Wir erlauben uns, ein gleiches Phänomen, das wir vielfach in den Umgebungen Heidelbergs zu beobachten Gelegenheit hatten, hier anzuführen. Im badischen Odenwalde kann man häufig bemerken, dass, je höher man auf Sandsteinbergen steigt, der Sandstein häufiger und grössere Quarz-Geschiebe einschliesst, und dabei überhaupt grobkörniger, krystallinischer wird; auf dem Heiligenberg, Gaisberg und Königstuhl bei Heidelberg trifft man dies, und besonders ausgezeichent auf dem Kniebis. — Vergl. G. Leonhard, geognost. Skizze des Grossherzogthums Baden. S. 67).

Van Diemens Land liegt bekanntlich im Süden von Neu-Holland, durch die gegen 30 Meilen breite Bass-Strasse davon getrennt. Der südliche Tneil dieser Insel besteht wesentlich aus Grünstein-Bergen, die oft einen syenitischen Character annehmen, und viel Hypersthen enthalten. Auf dem Grünstein ruhen Schichten, zahlreiche Corallen und Muscheln führend. Letztere wurden Sowerby von Darwin vorgelegt; er fand darunter zwei Arten von Producten und sechs Arten von Spiriferen. Zwei derselben, P. rugata und S. rotundata gleichen den britischen Bergkalk-Versteinerungen. Lonsdale untersuchte die Corallen; es sind sechs neue Arten, drei Geschlechtern angehörig; Arten dieser Geschlechter kommen in den silurischen, devonischen und Kohlen-Schichten vor. Lonsdale bemerkt, dass sämmtliche Petrefacten einen unzweifelhaften paläozoischen Character tragen, und dass die sie umschliessenden Schichten wahrscheinlich dem devonischen System entsprechen. Die mineralische Zusammensetzung derselben ist sehr verschieden; es treten Grauwacke, Thon- und Kieselschiefer, Sandstein und Kalkstein auf. Die Küsten an der „Storm Bay“ bestehen aus Sandstein, der oft in Schiefer übergeht, und mit Lagern unreiner Kohle wechselt; die Schichten zeigen oft heftige Störungen. So beobachtete Darwin bei der Stadt Hobart einen basaltischen Gang in dem Sandstein-Districte, der eine Mächtigkeit von hundert Ellen besitzt; auf der einen Seite des Ganges

fallen die Schichten unter einem Winkel von 60° ein, auf der anderen stehen sie völlig auf dem Kopfe, und sind sehr verändert. Granitische Gesteine herrschen am König Georgs Sund, Australiens südwestlicher Spitze. Die Reihen niedrer granitischer Berge gleichen denen, welche Darwin bei Rio Janeiro beobachtete, und wie sie Humboldt bei Venezuela sah. An vielen Orten werden die granitischen Gesteine von Trapp-Gebilden durchschnitten. Die tieferen Regionen am König Georgs Sund sind von eisenhaltigem Sandstein bedeckt; auch Kalk-Ablagerungen erscheinen häufig. Letztere sind jugendlichen Alters und können nach des Verfassers Ansicht nur mit den Corallen-Riffen des indischen und stillen Oceans verglichen werden. — Den Aufenthalt in Australien rechnet Darwin gerade nicht zu den angenehmsten Erinnerungen seiner Reisen. Interessant ist, was derselbe in seinem grössern Werke (Naturwissenschaftliche Reisen, übersetzt von Dieffenbach, II. S. 231) über Australien sagt: Lebe wohl, Australien! du bist ein heranwachsendes Kind, und wirst ohne Zweifel einst eine grosse Königin des Südens sein; aber du *bist* zu gross und zu ehrgeizig für unsere Liebe, und doch nicht gross genug für unsere Achtung. Ich verlasse deine Ufer ohne Kummer unb Bedauern."

Cap der guten Hoffnung. — Das Werkchen schliesst mit einigen geognostischen Bemerkungen über das Cap der guten Hoffnung. — Das Fundamental-Gestein ist Granit, bedeckt von Thonschiefer; letzterer geht in ein schiefriges Gestein über, das sich an vielen Stellen, oft bis zu einer Tiefe von zwanzig Fuss, in ein bleiches, sandsteinartiges Gebilde zersetzt zeigt. Letzteres wurde irrthümlich von einigen Beobachtern für eine besondere Formation gehalten. — Ausserordentlich verbreitet ist Sandstein. Seine Schichten liegen meist horizontal und bisweilen erreicht der Sandstein eine Mächtigkeit von 2000 Fuss. Er ist bald durch Eisen gefärbt, bald rein weiss, und wird nicht selten von Quarz-Adern durchzogen, die Quarz-Krystalle umschliessen.

Wir fügen unserem Berichte noch den Wunsch bei, dass Darwin recht bald sein neuestes Werk, „on the geology of South-America" dem Publicum übergeben möge.

**G. Leonhard.**

*Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriss der deutschen Literaturgeschichte als Anhang, für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung. Von Dr. Georg Weber, Hauptlehrer bei der höhern Bürgerschule in Heidelberg. Leipzig, Engelmann 1847. Ein Octavband von 884 Seiten. Preis 2 Thlr.*

Der Verfasser des obigen Lehrbuchs erlaubt sich, die Leser der Heidelberger Jahrbücher durch eine kurze Selbstanzeige auf diese neue Bearbeitung der Weltgeschichte aufmerksam zu machen. Da es bei einem solchen Buche hauptsächlich auf den Standpunkt ankommt, von welchem aus der Verfasser die welthistorischen Ereignisse und die literarischen Leistungen auffasst und beurtheilt, und auf den Zweck und das Ziel, die ihm bei der Bearbeitung vorgeschwebt, so glaube ich diese Selbstanzeige am richtigsten zu fassen, wenn ich einige Stellen der Vorrede, worin sich der Verfasser über Plan und Tendenz des Buches näher ausspricht, mittheile.

Nachdem der Verfasser bemerkt, dass das vorliegende Buch seine Entstehung zunächst dem Umstande verdanke, dass er seinem geschichtlichen Unterrichte ein umfassendes Lehrbuch, das den Anfängern nicht zu schwer, den Reifern nicht zu gehaltlos sein sollte, zum Grunde zu legen wünschte, beklagt er, dass der Geschichtsunterricht weder auf den Gelehrten-Schulen, noch auf den Real- und Höhern Bürgerschulen als ein Hauptlehrzweig angesehen werde, indem bei den einen die alten Sprachen, bei den andern die exacten Wissenschaften so sehr das Uebergewicht hätten, dass dort gelehrtes philologisches Wissen, hier praktische reale Kenntnisse und Fertigkeiten vorzugsweise beachtet würden. Sei dieser mangelhafte und ungenügende Geschichtsunterricht schon für den Gymnasialschüler, dem doch weitere Wege der Bildung offen stünden, und der auf dem soliden Boden der alten Cultur fusse, ein grosses Uebel, wie viel mehr für den Realschüler, der von der Schule meistens ins bürgerliche Leben übergehe und das Versäumte nicht auf einem langen Bildungsgang nachholen könne; bei diesem habe ein mangelhafter Geschichtsunterricht eine mangelhafte Menschenbildung zur Folge. Scheine es daher wünschenswerth, dass auf den Gelehrtenschulen das klassische Alterthum eine breitere realistische Basis erhalte, indem man die Geschichte als ebenbürtigen Zweig den antiken Sprachen und Literaturen an die Seite stelle, so sei es noch mehr zu wünschen, dass man die geschichtlichen Wissenschaften zur Grundlage der Real- und Höhern

Bürgerschulen mache; auf diese Weise würden beide einander näher rücken, in beiden würde das Ethische die Unterlage bilden, in beiden ächte Menschenbildung Ziel und Zweck sein.

Hierauf geht der Verfasser auf den Zweck und die Aufgabe der Real- und Höhern Bürgerschulen über, die er als Bildungsanstalten für's öffentliche bürgerliche Leben auffasst, deren Aufgabe sei, eine vollständige Bürgerbildung zu erzielen; „sollen sie aber dieser Bestimmung genügen, so müssen sie als ein in sich geschlossenes Ganze dastehen, wo der Zögling alles findet, was ihm dereinst als gebildeten Bürger zu wissen frommt; der hier ertheilte Unterricht darf nicht als Stückwerk erscheinen, dessen Ergänzung einer andern Anstalt überlassen bleibt — er mag nach dem Bildungsgrad der Bevölkerung mehr oder weniger umfassend und tief, allein immerhin muss er vollständig sein.“ Nun sei aber die einzig sichere Basis jeder Bürgerbildung die Geschichte ein Satz, dessen Wahrheit der Verfasser näher begründet und dann fortfährt: „Soll der Geschichtsunterricht diese Aufgabe lösen, so muss er möglichst umfassend sein; er muss Cultur und Literatur berücksichtigen, muss Religionswesen und Staatsverfassung in sein Bereich ziehen, muss Sitten, Denkweise und Lebenszustände darstellen und würdigen, er muss die Lebensthätigkeit der nach Völkern gesonderten Menschheit in ihrer Totalität auffassen. Nicht als ob ich verlangte, dass diese Seite des geschichtlichen Lebens erschöpfend behandelt werden sollte; solche Forderungen würden eine gänzliche Misskennung des jugendlichen Fassungsvermögens und der Bestimmung einer Lehranstalt beurkunden; ich meine nur, dass man die Geschichte als ein lebendiges Ganze erfasse, dass, wie wenig man auch ins Einzelne eingehen mag, doch jede Aeusserung des geistigen und praktischen Nationallebens gewürdigt werde; ich verlange nur, dass man die Geschichte nicht als Sache des blossen Gedächtnisses betrachte, sondern als eine wirkende und schaffende Welt, in der sich die Thaten und Bestrebungen, die Meinungen und Denkungsarten vergangener Geschlechter abspiegeln und wo der Lebende Belehrung und Unterweisung finde für Alles, was in der Gegenwart seinen Geist beschäftigt, seine Wissbegierde reizt; dass der geschichtliche Inhalt nicht als ein geschehener, sondern als ein geschehender sich darstelle, an dem sich das Herz erwärme, der Charakter bilde, die Urtheilskraft schärfe; denn nur dann, wenn das jugendliche Gemüth das Grosse und Erhabene der geschichtlichen Thaten und Erscheinungen mitfühlt, über das Schlechte und Gemeine Unwillen empfindet, wirkt die Geschichte bildend. — Für eine derartige Behandlung der Weltgeschichte müssen

auch die Lehrbücher einen grössern Umfang und eine andere Gestalt erhalten; sie müssen sich über alle Seiten der geschichtlichen Lebensthätigkeit der verschiedenen Völker erstrecken; sie müssen die historischen Erscheinungen in eine lebendige Erzählung einkleiden und in einen pragmatischen Zusammenhang bringen, damit die Phantasie der Lesenden oder Hörenden geweckt und zugleich der denkende Geist durch Darlegung von Ursache und Wirkung beschäftigt und befriedigt werde; ein solches Lehrbuch darf weder ein registerartiges Repertorium von Namen, Zahlen und Begebenheiten sein, noch ein leichtes Lesebuch für Kinder; in jenem Falle wäre es trocken und reizlos, in diesem würde der Ernst und die Würde des Gegenstandes verletzt werden; es muss alle wichtigen Momente in conciser aber klarer und verständlicher Darstellung und in edler Sprache dem jugendlichen Geiste, der gefessselt und beschäftigt werden soll, vorführen; es muss in Ton, Haltung und Stil die grossartigen Ereignisse von erhabener, poetischer Natur vor den gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens auszeichnen; es muss suchen, durch Wärme der Darstellung Theilnahme und Begeisterung für das Hohe und Edle in Gesinnung und That zu erzeugen."

„Diese Ansichten leiteten den Verfasser bei der Ausarbeitung des vorliegenden Lehrbuchs. Seit einer Reihe von Jahren dem Geschichtsunterrichte und den historischen Studien zugewendet, glaubt er nicht unberufen sich dieser Arbeit unterzogen zu haben; doch ist er weit von dem Dünkel entfernt, dass darin den hohen Anforderungen, die er in Obigem gestellt, vollständig genügt worden. Er tröstet sich mit dem Gedanken, dass auch das blosse Streben nach einem hohen Ziel ehrenvoll sei, und dieses Streben nimmt er in vollem Umfang für sich in Anspruch. Seine Absicht war, der empfänglichen Jugend und dem gebildeten Bürger ein Buch in die Hand zu geben, worin sie die ihnen nothwendige geschichtliche Belehrung in gedrungener Kürze vereinigt fänden, so dass das Staatsleben, das Religionswesen und die Culturzustände der bedeutendsten Völker aller Zeiten in ihren merkwürdigsten Perioden dargestellt würden, die neue und neueste Geschichte jedoch als die näher liegende eine umfassendere Behandlung erführe als die des Mittelalters und der alten Welt. So weit es mit der wissenschaftlichen Haltung, nach der vor Allem gestrebt ward, vereinbar war, wurde den Völkern, die sich in einem freien bürgerlichen Staatsleben bewegten und noch bewegen, grössere Aufmerksamkeit zugewendet, ohne dass der Verfasser jedoch dabei irgend einen andern Zweck im Auge gehabt hätte, als diejenigen Zustände hervorzuheben, wo die Bestimmung des Staatsbürgers

und das Staatsleben selbst seinem Ziele und seiner Vollendung am nächsten gerückt war und wo die Cultur ihre weiteste Verbreitung hatte; solche Zustände sind an keine bestimmte Staatsform geknüpft, daher auch keine als absolut gut gepriesen ward. — Was die religiösen und kirchlichen Zustände betrifft, so war der Verfasser bemüht, sich auf einem möglichst unparteiischen Standpunkte zu halten; er ist weit entfernt, die alte Heidenwelt mit ihrer Lebensfreude, ihrer patriotischen Tugend und ihrer männlichen Kraft zu verdammen, weil ihr Blick mehr der Erde als dem Himmel zugekehrt war; ihm mangelt nicht der Sinn für den Wunder- und Aberglauben einer geistig armen Zeit, nicht die Empfänglichkeit für das beschauliche Gemüthsleben der Mystiker im Mittelalter, nicht das Verständniss der hohen Kraft, die in der Entsagungsidee der Bettlerorden gelegen, auch nicht die Würdigung der heiligen Macht, die der Kirche und dem Papstthume inwohnte und die Kreuzzüge in's Leben rief, aber auch nicht die warme Theilnahme und Begeisterung für die Reformationskämpfe mit ihrer freimachenden Idee; nirgends wird man den Verfasser von engem Confessionsglauben beherrscht finden; jedes reine Streben, jede ächte Menschennatur hat vor seinen Augen gleiche Geltung; nur der menschenfeindliche Fanatismus und alle äussersten Richtungen, die der ächten Bürger- und Menschenbildung hemmend oder zerstörend entgegentreten, sind ihm zuwider, der engherzige Sekten- und Symbolglauben und die kirchliche Ausschliesslichkeit, die sich allein beseligende Kraft zulegen; der finstere Romanismus und sein feindlicher Bruder, der Pietismus; aber auch das eitle Trachten, sich von der kirchlichen Gemeinschaft abzulösen und die wühlerische Gewalt, die den Boden der Religion untergräbt und eine sittliche Barbarei herbeizuführen droht." Von dem Buch selbst heisst es dann: „Meine Absicht war, den ganzen geschichtlichen Stoff, wie er in 4 Jahren an einer Lehranstalt behandelt werden kann, in ein Werk von vier Cursus zusammenzufassen, und zwar so, dass in der Vorstellung und Behandlung ein stufenmässiges Fortschreiten, wie es der zunehmenden Reife und dem erstarkenden Fassungsvermögen der Schüler entsprechend zu sein schien, beobachtet ward. Die Verschiedenheit des Drucks ward theils zur Erleichterung der Uebersicht (ein Vorzug, nach dem ich besonders gestrebt), theils der Raumersparung wegen angeordnet und wird den Lehrer schneller aufmerksam machen, was er etwa als schwieriger oder als weniger geeignet vorerst übergehen dürfe. — Der Abriss der deutschen Literaturgeschichte im Anhang ist für einen vom Geschichts-Unterrichte getrennten Literatur-Cursus von reiferen Schülern bestimmt."

Ein genaues Inhaltsverzeichniss, aus dem ich folgende Hauptpunkte herausheben will, erleichtert die Uebersicht und den Gebrauch des Buchs. Der Erste Cursus enthält nach einigen einleitenden Betrachtungen über Menschenstämme, Staatsformen, Religions- und Cultus-Arten des Heidenthums, die Geschichte der alten Welt und zerfällt in 3 Abschnitte: Morgenländische Völker; griechische Welt; Römerreich. — Der Zweite Cursus behandelt zuerst unter der Ueberschrift: Völkerwanderung und Begründung des Monotheismus die Zeit von Constantin bis auf Karl den Grossen und dann das christliche Mittelalter, wobei das deutsche Kaiserthum bis auf Maximilian den Halt- und Mittelpunkt des mittelalterlichen Staats- nnd Völkerlebens und der kirchlichen und literarischen Bildung abgibt, und dann die Geschichte der übrigen europäischen Staaten im Zusammenhang angereiht wird. Der dritte Cursus enthält die neue Zeit unter folgenden Abtheilungen: I. Die Vorboten der neuen Zeit: a) Erfindungen und Entdeckungen. b) Das Wiederaufleben der Künste und Wissenschaften. II. Das Zeitalter der Reformation: a) Die Begründung der neuen Zustände unter Karl V. b) Die Zeit der Gegenreformation. c) Zustand der Cultur und Literatur von der Reformation bis auf Ludwig XIV. III. Das siebenzehnte Jahrhundert: a) die Zeiten des dreissigjährigen Kriegs und der englischen Thronumwälzung; b) Das Zeitalter Ludwigs XIV. und der unumschränkten Fürstenmacht, bis zum Ende des siebenjährigeu Kriegs. Der vierte Cursus umfasst das Revolutions-Zeitalter und zerfällt in folgende Hauptabschnitte: I. Die Vorbereitungen zur Revolution; a) die Literatur der Aufklärung; b) die Freiheitskämpfe der Nord-Amerikaner; c) die Reformationsversuche der Regenten und Minister. II. Die französische Revolution; a) die letzten Zeiten der unumschränkten Königsmacht; b) die constituirende Versammlung; d) das republikanische Frankreich unter der Herrschaft des Nationalconvents; e) Frankreich unter der Directorialregierung. III. Napoleon Bonaparte's Machtherrschaft: a) das Consulat; b) das französische Kaiserreich. IV. Auflösung des Kaiserreichs und Begründung neuer Zustände. V. Die Völker und Staaten Europa's von der Stiftung des heiligen Bundes bis zur Julirevolution. Die Geschichte der deutschen Literatur im Anhang ist in 3 Abschnitte getheilt. Der erste Abschnitt enthält die Altdeutsche Dichtung in 2 Abtheilungen: a) die heidnische Volkspoesie und die Dichtungen der Geistlichen und b) die ritterliche Minnedichtung. Der zweite Abschnitt behandelt die deutsche Volksliteratur im 15. und 16. Jahrhundert;

der dritte Abschnitt umfasst die Neuere Literatur in 2 Abtheilungen: a) die Periode der Nachahmung bis auf Klopstock; b) Deutschlands klassische Literatur. —

**Dr. G. Weber.**

---

*Theodori Guilielmi Johannis Juynboll commentarii in historiam gentis Samaritanae. Lugduni Batavorum apud S. et J. Luchtmans academie typographos. 1846. XII. und 168 p. in 4.*

Schon der unsterbliche de Sacy, welcher trotz seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, doch überall dieselbe Gründlichkeit und Tiefe mit Klarheit und Scharfsinn paarte, hat auch die Samaritaner in das reiche Gebiet seiner Untersuchungen gezogen, und nach einer kurzen Darstellung ihres Ursprungs, ihrer Geschichte, Religion und Sitten, die Correspondenz herausgegeben, die sie zu verschiedenen Zeiten mit Europäischen Gelehrten geführt *). Dieses Völklein, oder eigentlich besser diese jüdische Sekte, denn die Samaritaner haben zu keiner Zeit einen unabhängigen Staat gebildet, verdient schon darum, dass ihm das gelehrte Europa ein historisches Denkmal setze, weil es, trotz dem geistigen und materiellen Drucke, den es seit seinem Entstehen abwechselnd von Assyrern, Persern, Griechen, Juden, Römern und Mohammedanern zu dulden hatte, dennoch seinen Glauben, seine heiligen Bücher, seine Sprache und geweihte Stätte bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Der genannte Orientalist hielt es schon für seine Pflicht, gewissermassen den letzten Seufzer dieses merkwürdigen Völkleins aufzunehmen und den kommenden Geschlechtern die letzten Spuren ihres Daseyns zu überliefern, weil schon zu seiner Zeit nur noch wenige Familien in Jafa und Naplus (Sichem) übrig waren, die zusammen nur etwa 200 Seelen betrugen. Nach dem Berichte eines neuern Reisenden **) ist die Zahl der Samaritaner auf etwa 150 Seelen zusammengeschmolzen, welche in Naplus, in der Nähe des heiligen Berges Gerizim wohnen, nach dem sie an ihren Festtagen wallfahren. Es ist also wahrscheinlich, da sie selbst mit den Juden keine Ehe eingehen, dass sie bald ganz erlöschen werden, und man kann daher vorliegendes Werk als ihren Grabstein ansehen.

Mehr als die äusseren Schicksale der Samaritaner beschäftigte in

*) Not. et extr. des manuscrits de la biblioth. du Roi T. XII.
**) Robinson und Smith T. III. p. 315 ff.

früherer Zeit die christlichen Gelehrten der samaritanische Pentateuch, der nicht nur durch unzählige kleinere Varianten und bedeutendere Zusätze und Auslassungen, sondern auch durch die Schrift von dem der übrigen Juden sich unterscheidet. Nicht minder gespannt war man auf die Version des Pentateuchs, in samaritanischer Schrift und samaritanischem Dialekte, welcher eine Mischung von hebräischer, syrischer und chaldäischer Sprache ist, jedoch sowohl in grammatikalischer als in lexicalischer Beziehung viele Eigenheiten hat. J. Scaliger lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Bibelforscher auf diesen Gegenstand und im Jahre 1616 kaufte Pietro della Valle zu Damask den samaritanischen Text des Pentateuchs, welcher dann zuerst in der Pariser Polyglotte gedruckt erschien und dessen Ursprung und Character besonders von Gesenius gründlich erörtert wurden *). Eine zum Gebrauche der Samaritaner verfasste arabische Version der Bücher Moses ward schon früher von De Sacy im 49. Bande der „memoires de l'acad. des inscript. et belles lettres" näher bekannt gemacht. Scaliger hatte selbst mehrere Briefe an Samaritaner nach Kahira und Naplus geschrieben, welche dieselben auch im Jahre 1589 beantworteten. Scaliger war aber schon todt, als diese Briefe nach Europa kamen. Robert Huntington, damals englischer Geistlicher in Haleb, später Bischof von Raphoe, war der erste Europäer, der selbst (im J. 1671) mit den Samaritanern in Naplus verkehrte, und da er ihre Sprache und Schrift kannte, so war es ihm leicht, sie glauben zu lassen, es befänden sich auch von ihren Glaubensgenossen in England, und sie zu überreden, ihnen ein Exemplar der Bücher Moses zu schicken, nebst einem Schreiben, in welchem sie ihre wichtigsten Dogmen und Ceremonien auseinandersetzten. So entstand eine Correspondenz zwischen englichen Gelehrten, die theils in ihrem, theils im Namen angeblicher samaritanischer Gemeinden in England schrieben, und den Häuptern der Gemeinde von Sichem, welche mehrere Jahre dauerte und den Arbeiten eines Cellarius und Anderer über die Religion der Samaritaner, zur Grundlage diente. Im Jahr 1684 knüpfte auch J. Ludolf, durch Vermittlung eines Juden aus Hebron, der durch Frankfurt reiste, einen Briefwechsel mit den Samaritanern von Naplus an, aus dem sich einige neue Aufschlüsse ergaben, welche besonders Bruns **) in seinen Arbeiten über diese Sekte benützte. Nun trat in

*) Diss. de pentateuchi Samaritani origine et indole etc. Halle 1815.

**) S. Eichhorn's Repertor. für bibl. und morgenländ. Literatur Bd. XIII. S. 292 ff., und Stäudlin, Beitrage zur Philos. und Gesch. der Religion.

der weitern Erforschung dieses Theiles der Religionsgeschichte ein Stillstand ein, bis die französische Regierung, angeregt von dem gelehrten Senator Gregorius, ihren Consulen in Syrien auftrug, weitere Erkundigungen über die Samaritaner einzuziehen. Es langten im Jahre 1808 mehrere Antworten in Paris an, die jedoch eher verwirren, als aufklären konnten, weil diese verschiedenen Diplomaten sich an Juden gewendet hatten, die mit Hass und Verachtung auf die Samaritaner, von ihnen Kuthim genannt, herabsehen, und daher in ihrer Schilderung entweder von Vorurtheilen befangen, oder unwahr waren. G. Corancez, damals Generalconsul von Aleppo, schlug allein den rechten Weg ein, indem er unmittelbar einen Brief an die Samaritaner richtete, welcher eine Reihe von Fragen über ihre Dogmen und Ceremonien enthielt, und die auch der Geistliche Salameh oder Schelomoh erwiederte. Diesem schrieb dann bald de Sacy einen arabischen Brief, welcher im Jahre 1811 beantwortet wurde. Zwei andere Briefe erhielt Letzterer noch im Jahre 1820, von denen der eine, an ihn selbst, in arabischer Sprache verfasst war, der Andere, an die angeblichen Samaritaner von Paris, in hebräischer Sprache. Aus allen diesen Briefen, welche früher einzeln, von verschiedenen Gelehrten, dann zusammen in der Ursprache und mit einer französischen Uebersetzung von de Sacy herausgegeben wurden, ergiebt sich, dass der Unterschied zwischen den Karaiten und Samaritanern nicht so gross ist, als man früher glaubte, obgleich Erstere natürlich die Ansicht Letzterer über die Heiligkeit des Berges Gerizim *nicht* theilen. Den Glauben an die Einheit Gottes haben sie mit den übrigen Israeliten gemein, und halten es für eben so sündhaft, irgend einem andern Wesen göttliche Verehrung zu zollen. Die in Europa lange verbreitet gewesene Meinung, sie beten eine Taube an, war entweder eine Verläumdung, oder beruhte auf einem Missverständnisse, ebenso die Behauptung Lobstein's, die Samaritaner beteten die Sonne an. Wie die andern Israeliten glauben sie, dass die Verbindlichkeit des Opferdienstes mit der Zerstörung des Tempels aufgehört habe, und dass an dessen Stelle das Gebet getreten sei, nur das Osterlamm wird von ihnen noch mit allen vorgeschriebenen Ceremonien auf dem Berge Gerizim geopfert; dass sie aber ausser diesem auch noch auf dem Berge Ebal einem dort begrabenen Heiligen ein Lamm opfern, ist ebenfalls Verläumdung. Im Glauben an die Engel stimmen sie mit den Sadducärern überein, die sie mehr als Attribute oder Ausflüsse der Gottheit, denn als eingene geschaffene Wesen betrachten. Die Auferstehung der Todten und das jüngste Gericht läugnen sie eben so wenig als die andern Israe-

liten, obgleich sie aus den heiligen Büchern nur mit Mühe heraus interpretirt werden kann. Auch an einen Messias, den sie Hathab nennen, und der den wahren Cultus auf dem Berge Gerizim herstellen soll, glauben sie. Im Eherechte unterscheiden sie sich namentlich in zwei Punkten von den übrigen Israeliten. Sie gestatten einem Manne zwei Frauen zumal zu heuraten, stirbt aber die Eine, so darf er ihr keine Nebenbuhlerin geben. Erst nach dem Tode der zweiten, darf er sich wieder mit einer Andern verheuraten. Die Bibelstelle, auf welche die Juden das Gebot gründen, die Wittwe des kinderlos verstorbenen Bruders zu heurathen, deuten die Samaritaner allgemeiner, indem sie dem Worte Bruder nur den Sinn Nächsten, Glaubensgenossen beilegen.

Während man aber de Sacy und seinen Vorgängern die nähere Kenntniss des modernen Zustandes der Samaritaner verdankt, hat sich seit Cellarius kein europäischer Gelehrter gründlich mit ihrer eigentlichen politischen Literatur- und Culturgeschichte beschäftigt. Wohl sind einzelne sie betreffende Fragen von Bertheau, Hengstenberg, Jost, Uhlemann und Andern erörtert worden, dem gelehrten Verfasser des vorliegenden Werkes bleibt aber das anerkennenswerthe Verdienst, mit kritischem Scharfsinn und unermüdlichen Sammlerfleisse ihre ganze Geschichte bis auf die neueste Zeit zusammengetragen, geordnet und gesichtet zu haben. Wir können hier dem Verf. in seinen geistreichen Untersuchungen nicht folgen, schon aus der Angabe der Methode, die er dabei befolgt, ergiebt sich aber, mit welcher Gründlichkeit er seinen Gegenstand behandelt hat. Nach einer kurzen Einleitung, in welcher von den Vorarbeiten und den Quellen zur Geschichte der Samaritaner, so wie von dem frühern Zustande der nördlichen und südlichen Stämme Palästinas die Rede ist, geht der Verf. im ersten Abschnitte §. 1—5. zu dem Namen und Ursprung der Samaritaner über und wiederlegt vollständig die Meinung Hengstenbergs, welcher in den Samaritanern nur Abkömmlinge eingewanderter Colonisten sieht, während sie in der That wohl mit Fremden vermischt wurden, doch der Mehrzahl nach Ueberbleibsel des Königreichs Ephraim sind. Bei dieser Erörterung verbreitet sich der Verf. über die verschiedenen Bibelstellen, in welchen von den exilirten Israeliten die Rede ist, so wie von den Ländern, nach welchen sie vertrieben wurden, und von den Colonisten, welche Palästina wieder bevölkerten und mit den Samaritanern in Berührung kamen. Der 6. §. handelt von den Ländern und Städten, wo einst Samaritaner lebten, sowohl in Palästina als im übrigen Syrien, in Egypten, in Arabien und im römischen Reiche. Der 7. und letzte §. des ersten Abschnitts

verbreitet sich über die Literatur der Samaritaner nach folgenden drei Perioden: 1) Von Erbauung des Tempels auf dem Berge Gerizim bis zur Invasion der Römer. 2) Von der Herrschaft der Römer bis zur Eroberung Palästinas durch die Araber. 3) Von dem Einfalle der Araber bis auf die neueste Zeit. Der zweite Abschnitt umfasst dann die politische Geschichte der Samaritaner von der Rückkehr der Juden aus dem Exil bis auf unsere Tage und die verschiedenen Schicksale derselben unter den Persern, unter Alexander, den Ptolomäern, Seleuciden, jüdischen Königen, Römern und Muselmännern, und in allen diesen Theilen sehen wir, dass H. Juynboll nichts versäumt hat, um die Aufgabe, die er sich gestellt hat, so weit es die spärlichen Quellen über diesen Gegenstand gestatten, zur Befriedigung der Gelehrten zu lössen. Bei einer so gründlichen Kenntniss der Literatur und Geschichte der Samaritaner, wie sie sich in diesem Werke bewährt, kann man daher auch mit freudiger Erwartung der baldigen Herausgabe des Buches Josua, oder der Chronik der Samaritaner nach dem einzigen Leidener Codex entgegensehen, welche der Verfasser in der Vorrede dem Publikum verheisst, und der er eine besondere Abhandlung über dieses Buch vorausschicken und eine lateinische Uebersetzung mit Anmerkungen nachfolgen lassen wird.

---

*Ouvrages Arabes publiés par R. P. A. Dozy 1. livraison. Commentaire historique sur le poème d'Ibn Abdoun par Ibn-Badroun, publié pour la prémière fois, précédé d'une introduction et accompagné de notes, d'un glossaire et d'un index des noms propres par R. P. A. Dozy. Leyde, chez S. et J. Luchtmans. 1846. 248 S. 8.*

H. Dozy, durch seine auch in diesen Blättern besprochene Geschichte der Abbadiden, so wie durch sein Wörterbuch der Kleidungsstücke der Araber unter den Orientalisten rühmlich bekannt, hat sich an die Spitze eines Unternehmens gestellt, das von allen Freunden und Gönnern der orientalischen Literatur Anerkennung und Unterstützung, und von seinen Fachgenossen, die sich in einer ähnlichen günstigen Lage befinden, Nachahmung verdient. Er hat den löblichen Vorsatz gefasst, die bedeutendsten arabischen Handschriften, welche die Bibliothek zu Leiden besitzt, an der er angestellt ist, nach und nach durch den Druck zu veröffentlichen, sich aber genöthigt gesehen, weil wegen des geringeringen Absatzes ähnlicher Werke, sich selten Buchhändler finden, die sie auf ihre Kosten in Verlag nehmen, nicht nur die Orientalisten und

Vorsteher öffentlicher Bibliotheken, sondern überhaupt alle diejenigen, welchen die Beförderung der Wissenschaft im Allgemeinen, und der morgenländischen Studien insbesondere am Herzen liegt, aufzufordern, entweder durch freiwillige Geschenke, oder durch Subscription auf die zu edirenden Werke zur Ausführung dieses, aus reiner Liebe zur Wissenschaft hervorgegangenen Planes, beizutragen. Folgende drei Werke sollen zuerst in jährlichen Lieferungen von 16 Bogen zum Subscriptionspreise von 5 holländischen Gulden erscheinen, zu denen die Subscribenten noch Abhandlungen über andere seltene Handschriften gratis erhalten sollen, sobald ihre Zahl gross genug sein wird, um die Kosten zu decken.

1) Ibn Badrun's historischer Commentar zu dem Gedichte des Ibn Abdun, von welchem bereits die ersten 16 Bogen vorliegen. Das Trauergedicht des spanischen Dichters Ibn Abdun auf den Sturz der Aftasiden, welche in Badajoz den Sitz ihrer Regierung hatten, ist unter den Arabern wegen der umfassenden historischen Kenntnissen, welche der Verfasser in demselben bewährt hat, zu einer grossen Berühmtheit gelangt. Der gelehrte Ibn Badrun, welcher im 6. Jahrhunderte der Hidjrah lebte, hat es gleichsam als einen Rahmen benützt, um in der Form eines Commentars fast die ganze den Arabern jener Zeit bekannte Geschichte, besonders die der Perser und Araber, daran zu knüpfen, und wenn auch dieser Commentar nicht immer dem Historiker als sicherer Führer zur Seite stehen kann, so hat er doch das vor vielen andern eigentlichen Geschichtswerken der Araber voraus, dass er eben so unterhaltend als belehrend ist, weil er die historischen Thatsachen mit frischen lebendigen Farben malt und mit pikanten Anekdoten ausschmückt, durch welche wir mit dem Geiste, den Sitten und Gebräuchen der alten Araber inniger vertraut werden. Mit der Herausgabe dieses Werkes, von welchem die Leidener Bibliothek vier Handschriften besitzt, hatte sich schon H. Hoogvliet beschäftigt, als er aber ohngefähr die Hälfte des Textes zum Drucke vorbereitet hatte, überraschte ihn der Tod und H. Dozy setzte die Arbeit fort, indem er auch noch, in zweifelhaften Fällen, einen von Ibn Athir verfassten Commentar zu diesem Gedichte, mit dem des Ibn Badrun verglich, welchen jener benützt und zuweilen ausgeschrieben hat.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 14. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Ouvrages Arabes publiés par Dozy.

(Schluss.)

2) Die Reise des Ibn Djobeir, welcher im Jahre 578 d. H. Spanien verliess, um nach Mekka zu pilgern und zugleich Egypten, Arabien, Mesopotamien, und andere östliche Länder besuchte. Diese Reiseberichte sind, wie sich bereits aus mehreren von H. Amari im Journal Asiatique de Paris mitgetheilten Fragmenten ergibt, für die nähere Kenntniss der Statistik, Kultur und Politik jener Zeit von höchster Wichtigkeit; denn sie enthalten nicht nur eine genaue Beschreibung der Länder und Städte, sondern auch eine Schilderung der bedeutenden Männer, mit welchen der Verfasser in Berührung gekommen und liefern überhaupt ein treues Gemälde des ganzen Lebens im Osten in den Tagen des grossen Saladin.

3) Eine Geschichte Nordafrikas von dem ersten Einfalle der Araber bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts der Hidjrah, welche den Titel hat: „Albajan Almoghrib fi Achbari-l-Maghrib“ und ausser der Geschichte der Nordafrikanischen Staaten, auch noch die Spaniens enthält bis zum Jahre 368 d. H. Dieses Werk, das nach der Versicherung des H. Dozy ein ganz neues Licht über die Geschichte der Omejjaden in Spanien wirft und auch die der Muselmännischen Dynastien in Afrika in vielen Beziehungen ergänzt und erläutert, befindet sich, so viel bis jetzt bekannt ist, einzig auf der Bibliothek zu Leyden und eine baldige Herausgabe desselben thut um so mehr Noth, als die Handschrift alt und schon vielfach beschädigt ist. Wir wundern uns daher dass H. Dozy nicht damit begonnen hat, um auch sogleich diejenigen Gelehrten — und ihre Zahl ist leider nicht gering — für sein Unternehmen zu gewinnen, die nur für diejenigen Theile der morgenländischen Geschichte Interesse haben, die mit der Abendländischen in engerer Beziehung stehen.

Im vorliegenden Hefte findet man, nach der Einleitung des Commentators, zuerst die Geschichte der verschiedenen persischen Dynastien und der Eroberungen Alexanders des Grossen bis zum Tode Jezdedjerds, natürlich wie bei allen Orientalen ohne alle Kritik und mit

Legenden und Anekdoten reichlich ausgeschmückt. So heisst es z. B. gleich S. 8: „Die Gelehrten seien über den Ursprung der Perser nicht einig. Manche behaupten sie stammen von Faris Ibn Basur Ibn Sam Ibn Nuh (Noa) ab, andere von Joseph, dem Sohne Jakobs, nach Andern von Hadram Ibn Arfachschad Ibn Sam (Schem) Ibn Nuh, dessen Söhne tapfere Ritter (Faris) waren, daher ihnen der Name Fars gegeben wurde. Viele lassen die Perser von den Töchtern Lots Rischa und Rauscha abstammen, manche hingegen von Buwan Ibn Iran Ibn Alaswad u. s. w." Bemerkenswerth ist, was man über den Ursprung des Wortes Zendik (S. 28.) liesst, welches bekanntlich in der Geschichte des Islams besonders von Mahdi bis Mamun häufig vorkommt und gleichbedeutend mit Freigeist und Atheist ist. „Zur Zeit des Mani" heisst es, „kam der Name Zanadika (plur. von Zendik) auf. Die Magier hatten nämlich ein Buch, welches Alschei Walssei hiess und dazu einen Commentar, der den Namen Zend führte, man nannte daher Zendin alle diejenigen, welche zu dem Buche irgend einen Zusatz machten. Die Araber entlehnten dann dieses Wort von den Persern und machten Zendik daraus und während ursprünglich dieser Name den Dualisten beigelegt wurde, belegte man nachher damit alle diejenigen, welche das Geschaffensein der Welt und die Auferstehung läugnen. Das genannte Buch empfiengen die Perser von Zaraduscht (Zoroaster), den sie für einen Propheten halten und der ein abtrünniger Diener des Propheten Schaja (Jesaias) war u. s. w." Eine ähnliche Erklärung des Wortes Zendik giebt auch Masudi in seinen goldenen Wiesen. (S. journal Asiat. de Paris Sèrie III. t. 2. p. 131.) An die Geschichte der Perser reiht sich die der Griechen und Römer bis auf Cäsar, die aber nur fünf Seiten (S. 47—52) einnimmt. Dann folgen (S. 52—75) die Sagen von den untergegangenen Stämmen Arabiens, Ad Thamud, Tasm, Djorham und Andern. S. 76 beginnt die Geschichte der Könige von Jemen, in welcher der Verfasser besonders Masudi und Ibn Koteiba folgt und wo, wie bei den Persern mehrere vorkommen, die über 300 Jahre regiert haben, so dass man also auch diese Parthie in das Gebiet der Sagen verweisen muss. Kürzer, aber mit mehr historischer Färbung wird (S. 87—97) von den Fürsten von Hira und den Gassaniden gehandelt, worauf dann (S. 97—103) die schon von de Sacy ausführlich mitgetheilten Sagen von der Zerstörung des Dammes zu Mareb und der Auswanderung des Amru Ibn Amir Muzeikija, folgen. Die folgenden 24 Seiten beschäftigen sich mit den Kriegen der arabischen Stämme Bekr und Tabhlig, dann Abs und Dsubian, die ebenfalls schon, theils durch de Sacy, theils durch Fresnel in Europa

bekannt gemacht worden sind. Den Schluss der vorislamitischen Geschichte bildet (S. 129—133) die Erzählung der Vorfälle zwischen Chosru Perwis, Numan, Mundsir und Zeid Ibn Adij.

Den Anfang der Islamitischen Geschichte bildet (S. 134—140) die Darstellung des Märtyrertodes des Chubeib Ibn Adij, Djafar und Hamza, über die man des Referenten „Mohamed“ und über Erstere auch den ersten Band der Zeitschrift für Kunde des Morgenlandes vergleichen kann. S. 140—47 enthalten die Kriege der Araber gegen die Perser unter Omar, welche Referent im ersten Bande seiner „Geschichte der Chalifen“ ausführlich behandelt hat. Dann kommt (S. 148—158) die Ermordung Othmans durch Kinana Ibn Beschir Altudjibij, nicht Alnadjibi, wie Referent nach einer fehlerhaften Handschrift geschrieben und die Kameelschlacht, an welche eine Biographie des in derselben gefallenen Zubeir geknüpft wird und die Schlacht von Siffin, in welcher Ammar Ibn Jasir blieb. Ganz vortrefflich wird dann von S. 158 bis 168*) die Verschwörung der Charidjiten gegen Ali, Muawia und Amru beschrieben, dann die Ermordung Ali's, der Heldentod Husein's und die wunderbare Rettung Amru's. Von Muawia aber werden mehr Sagen und Anekdoten, als geschichtliche Thatsachen in den folgenden vierzehn Seiten erzählt. Mit historischer Treue wird hierauf die Schlacht von Merdj Rahit dargestellt, ferner die am Zab, zwischen Ibrahim Ibn Alaschtar und Ubeid Allah Ibn Zijad, die in Djatlik, zwischen Abd Almalik und Mussab Ibn Zubeir und die frühere bei Kufa, zwischen Mussab und Muchtar. Auch die Belagerung von Mekka und der Tod des Abd Allah Ibn *Zubeir* **) wird kurz und wahr geschildert. (184—199.) Vielfach abweichend von den Quellen, welche Referent benützt hat, ist die folgende Erzählung der Empörung des Amru Ibn Said Alaschdak gegen Abd Almalik***). Amru verlangte, ehe Abd Almalik in den Krieg gegen Mussab zog, von ihm als Thronfolger ernannt zu werden, Abd Almalik schwieg und entfernte sich. Amru war auch bei dem Heere und erst in der dritten Nacht entwich er und kehrte heimlich nach Damask zurück, während er nach andern Quellen von Abd Almalik selbst zum

*) S. 164 Z. 9. ist ohne Zweifel in statt an zu lesen.

**) S. 196 Z. 17. ist jumaththal statt jumthal zu lesen; er fürchtete nämlich verstümmelt zu werden. S. 197 hätte wohl „Alohubcibeini“ in den Text aufgenommen werden dürfen.

***) S. 200 Z. 14 scheint min oder man zu fehlen, es muss man min heissen.

Gouverneur von Damask ernannt ward. Auch der Friedensschluss lautet hier ganz verschieden von Tabari und Andern. Amru sollte nicht nur begnadigt, sondern wirklich zum Thronfolger ernannt werden, ja eigentlich zum Mitregenten, denn er sollte das Recht haben, eben so viele Statthalter zu ernennen, als Abd Almalik, wie er eine Art Leibwache aus der Staatskasse zu unterhalten und sogar den öffentlichen Schatz zu verwalten. Als er am Tage seiner Ermordung in's Schloss ging, folgten ihm 4000 bewaffnete Krieger, während nach Masudi sein Gefolge nur aus 500 und nach Tabari sogar nur aus 100 Mann bestand. Von einem Tumulte in der Moschee ist keine Rede, sondern bloss vor dem Thore des Schlosses, an welchem unter Andern auch Welid war, der verwundet ward.

Von Abd Almalik springt nun der Verfasser oder vielmehr der Dichter, (S. 202) zu Welid II., so dass wir nichts von der Regierung Welids I., Suleimans, Omars II., Jezid's II. und Hischams erfahren und auch von Welid nur einige Anekdoten über seine Irreligiosität und Vergnügungssucht. Mit um so grösssërem Wohlgefallen verweilt aber dann der Commentator (S. 211—224) bei den Begebenheiten, welche den Untergang der Omejjaden herbeiführten und bald nach demselben sich ereigneten. Den Anfang macht die, auch in andern Quellen vorkommende Sage von dem Vorherwissen der Omejjaden, dass ihr Reich auf einen Abbasiden übergehen würde, dessen Mutter zu den Benu Harith gehört. Welid und Suleiman sollen daher dem Mohammed Ibn Ali, Vater des Saffah, nicht gestattet haben, Reitha, welche aus diesem Stamme war, zu heirathen und erst unter dem frommen Omar konnte diese Ehe vollzogen werden. Möglich wäre es indessen, dass ein solches Verbot wirklich statt fand, weil die Omejjaden eine Allianz zwischen den ehrgeizigen Abbasiden und den zahlreichen Benu Harith zu verhindern suchten. Hieran schliesst sich eine andere Sage oder absichtlich erdichtete Lüge, die auch schon Ibn Challikan, Elmakin und Andere erwähnen, um den Abbasiden einen legitimen Boden zu bahnen. Nach dem Tode Huseins sollen sich die Schiiten dem Mohammed Ibn Alhanafijeh zugewendet und ihn als ihren Imam anerkannt haben. Von Mohammed gieng die Imamswürde auf seinen Sohn Abu Haschim über, dieser ward vom Chalifen Suleiman vergiftet und übertrug sterbend seine Rechte dem Abbasiden Mohammed Ibn Ali oder eigentlich auf dessen Sohn Ibrahim und Abd Allah dem spätern Chalifen Assafah. Den besten Beweis von der Erdichtung dieses Mährchens liefert ein Brief des Chalifen Manssur an den Aliden Mohammed Ibn Abd Allah, der sich in Medina empörte. In diesem Briefe, den

Referent, nach Tabari und Ibn Chaldun, im zweiten Bande seiner „Geschichte der Chalifen" mittheilen wird, sucht Manssur auf jede Weise die Rechtmässigkeit seiner Ansprüche auf den Thron darzuthun und doch erwähnt er nichts von diesem ganzen Vorfalle und der angeblichen Entsagung der Aliden zu Gunsten der Abbasiden, sondern stützt seine Legitimität besonders darauf, dass Frauen keine geistliche Würde erben können und daher nach Mohammeds Tode sein Oheim Abbas der nächste Erbe war. Es folgen nun mehrere andere Sagen vom Imam Ibrahim, Assafah und Abu Musslim. Ueber die Jugend dieses furchtbaren Missionärs oder Emisärs weicht der Commentator von andern Quellen ab. Mohammed soll ihn als Kind auf der Strasse gefunden und gross gezogen haben, während er nach Andern entweder ein Sklave des Isa Ibn Makal oder dessen Hausmeister war. (S. Geschichte der Chalifen I. S. 628.)

S. 225 und 226 sind dem Treffen von Fach in Folge der Empörung der Aliden unter Hadi gewidmet. Der gelehrte Herausgeber schreibt Fadj und setzt in einer Note hinzu: In D. locus perperam fach vocatur; caet. Codd. ut in textu." Referent weiss nicht, was H. Dozy bestimmt, Fadj vorzuziehen, er hat in den meisten Handschriften, darunter auch bei Ibn Chaldun, Fach gefunden. Letzteres findet sich auch im Kamus als „Maudhiun bimekkah" was wohl in der Nähe von Mekka bedeutet, wo Abd Allah Ibn Omar begraben liegt. Auch bei Nawawi (ed. Wüstenfeld p. 360) liesst man; „Nach einigen ward er (Abd Allah) in Fach begraben und Fach (bilchai-l-Mudjamati) ist ein Ort in der Nähe von Mekka." Bei Jafci (Handschr. der kgl. Bibl. zn Paris) heisst es: „Fach liegt zur Linken auf dem Wege von Mina nach Mekka" und in einer andern Handschrift: (Cod. Goth. Nro. 245.) Fach liegt eine Farsach weit von Mekka. Noch ist zu bemerken, dass im Texte S. 223. Z. 10. die Worte „Ibn Hasan" sich dreimal wiederholen müssen, hier also, wie bei Abulfeda I. 52 einmal fehlen, Es heisst bei Ibn Chaldun (f. 24 des Leidener Cod.) ausdrücklich: Husein Ibn Ali Ibn Hasan Almuthallath (des 3ten) Ibn Hasan Almuthanna (des 2ten) Ibn Hasan Assibt (des Enkels des Propheten). Eben so kömmt er auf der Stammtafel der Aliden f. 201 vor.

Die folgenden 20 Seiten (227—247) sind ausschliesslich den Barmakiden gewidmet, enthalten jedoch wenig, was sich nicht auch bei Tabari, Masudi oder Ibn Challikan fände. Neu und höchst interessant ist (S. 239) der Brief des Barmakiden Jahja an Harun Arraschid. Den Schluss dieses Heftes bildet der Anfang der Geschichte Emins.

Indem nun vorliegendes Heft durch die Correktheit des Textes

**einen neuen Beweis von der Tüchtigkeit und Gewissenhaftigkeit des Herausgebers liefert, so kann Referent nur den Wunsch wiederholen, dass derselbe durch einen starken Absatz des Werks oder sonstige Unterstützung, wie er sie bereits bei Gelehrten und andern hochstehenden Männern gefunden hat, in den Stand gesetzt werde, seine ausgezeichneten Arbeiten ohne Unterbrechung fortzusetzen.**

**Weil.**

---

*I. Geschichte der Reformation im Grossherzogthum Baden. Nach grossentheils handschriftlichen Quellen bearbeitet von Karl Friedrich Vierordt, Grossh. Hofrath und Professor an dem Lyceum zu Karlsruhe, Ritter des Zähringer Löwen-Ordens. Karlsruhe, Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1847. VI und 527. S. 8.*

*II. Die Aufhebung des freien adeligen Collegiat-Stiftes auf dem St. Michelsberge bei Sunsheim, vorzüglich nach der lateinischen Chronik von Sinsheim und nach meistens noch ungedruckten Pergamenten, Kopial-Büchern und Acten des Grossherzoglich Badischen General-Landes-Archives in Karlsruhe. Ein Beitrag zu der Geschichte der Klöster in der ehemaligen Churpfalz bei Rhein von Karl Wilhelmi, erstem ev. prot. Pfarrer in Sinsheim u. s. w. Baden-Baden. Buchhandlung und Buchdruckerei von Scotzniovsky. 1846. 58 S. gr. 8.*

*III. The Zurich letters, (second series) comprising the correspondence of several english bischops and others, with some of the Helvetian reformers, during the reign of queen Elizabeth. Translated from authenticated copies of the autographs, and edited for the Parker Society, by the rev. Hastings Robinson. D. D. F. A. S., rector of great warley, essex; and formerly fellow of St. John's college, Cambridge. Cambridge: printed at the universiti press. 1845. Erste Abtheilung XXIII und 377 S. Zweite Abtheilung VI. und 207 S. gr. 8.*

*IV. Geschichte des Kronstädter Gymnasiums. Eine Festgabe zur dritten Säcularfeier desselben von Joseph Dück, Gymnasiallehrer. Nebst dem Honterus'schen Reformationsbüchlein und einigen Briefen aus der Reformationszeit, als Zugabe. Kronstadt, Druck und Verlag von Johann Gött. 1845. VIII. und 148 S. Zugaben 50 S. 8.*

I. Mit wahrer Freude erfüllt Referent den Wunsch der verehrlichen

Redaction das voranstehende Werk in diesen Blättern anzuzeigen. Es erhält erst durch dasselbe unser Grossherzogthum eine Geschichte der Reformation, und zwar von ihrem Ursprung an bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts. Der Herr Verfasser widmete diesem Werke seit einer langen Reihe von Jahren die meisten freien Stunden, welche ihm seine Berufsgeschäfte übrig liessen, und wenn wissenschaftliche Tüchtigkeit, Anstrengung und Beharrlichkeit, so wie Redlichkeit der Bestrebungen einem Werke volles Recht auf dankbare Aufnahme geben, so ist es das vor uns liegende.

Vor Allem ist bei der Beurtheilung desselben die Schwierigkeit zu beachten, welche bei der Ausarbeitung in der Zusammensetzung des Grossherzogthums aus so vielen Gebieten, wie sie S. 104 ff. von dem Verfasser aufgezählt sind, lag. Nur für einen Theil derselben konnten gute Vorarbeiten benutzt werden.

Um zu beweisen, wie viel wir dem wackeren Herrn Verfasser der Schrift verdanken, geben wir folgende — nicht aus der Vorrede entnommene — Darlegung der literarischen Hülfsmittel, welche er benutzte.

Nur die Reformationsgeschichte derjenigen unterländischen Gegenden, die ehemals zur Rheinpfalz gehörten, hat schon früher einige Bearbeiter gefunden und ist erst neulich durch die treffliche Geschichte der rheinischen Pfalz von Häusser bedeutend vervollständigt worden. Was hier etwa Neues hinzugefügt werden konnte, bestand in Wenigem, z. B. über den evangelischen Geistlichen Jacob Other S. 238 ff.; aus Neudeckers Actenstücken aus der Zeit der Reformation die Briefe Jacob Sturms S. 340; über die erste Kirchenvisitation in der Pfalz die Benutzung der „Relation der gehaltenen Kirchenvisitation in der Churfürstlichen Pfalz, gethan dem Durchlauchtigsten hochgebornen Fürsten und Herrn Ott Heinrich durch ihr Churfürstlichen Gnaden verordnete Kirchenvisitatores anno 1556 I. die Nov.“ aus den Archivalien von Strassburg und Karlsruhe S. 451 ff.

Eine Bearbeitung der Markgrafschaft Baden ist noch gar nie im Druck erschienen und weder bei Schöpflin noch in Sachs und Baders Landesgeschichte stehen die Ereignisse, Verordnungen u. s. w. aus dem Anfange der Reformationsjahre unter der Regierung des Markgrafen Philipp I., welche wir S. 156 ff., 242 ff., 324 ff., finden. Eben so wenig wird von den genannten Schriftstellern die Einführung der Reformation in Baden-Baden unter Markgraf Philibert (bei Vierordt S. 441 ff.) und deren Ueberwältigung (daselbst S. 510 ff.) unter seinem Sohne Philipp II., dem Jesuitenzögling, behandelt. Aus spärlichen Ue-

berresten musste von dem Verfasser Alles zusammengelesen werden, um mehr geben zu können, als jene drei Schriftsteller mit ihren allgemeinen Angaben enthalten.

Vorderöstreich hat zwar eine „Geschichte der vorderöstreichischen Staaten. St. Blasien 1790." 2 Bände. Dieses Buch, welches von einem St. Blasischen Mönche, Franz Kreuter verfasst, aber anonym erschienen ist, enthält für die Geschichte evangelischer Bewegungen Nichts. Was der Hr. Verfasser wusste, verschwieg er. Was Hr. Vierordt gibt, hat er — was er auch in der Vorrede S. IV. sagt — aus den zahlreichen Programmen und übrigen Schriften Heinrich Schreiber's gesammelt. Dahin gehören S. 163—178., S. 191—202., 274 ff., 504 ff.

Ueber die Reformation in dem Fürstenbergischen Kinzigthal (S. 308 ff., 388 ff.) fand der Herr Verfasser Manches in Ernst Münchs Geschichte von Fürstenberg, das Meiste aber schöpfte er aus den Archivalien von Donaueschingen, welche der Gymnasialdirector Fickler ihm verschaffte, dessen Programme zwar auch historischen Inhalts sind, aber ohne Bezug auf die Reformation.

Konstanz ist diejenige badische Stadt, welche am frühesten eine gedruckte, historische Beschreibung erhalten hat, ja sogar drei, nämlich von Bucelin, Speth und Eberlin. Viel ergiebiger waren für die vor uns liegende Schrift die drei Chronisten Vögeli, Schultheiss und Mangold, welche in der Reformationszeit geschrieben haben und deren merkwürdige Manuscripte auf seltsame Weise der Vertilgung entgangen sind. Ein Theil dieser Urkunden ist vor ganz kurzer Zeit, als Herrn Vierordt's Schrift schon erschienen war, durch Herrn Hofrath Issel dahier in dessen verdienstvoller Schrift*) „der Konstanzer Sturm im Jahre 1548" veröffentlicht worden.

Am Schwierigsten und Mühevollsten aber war es für den Herrn Verfasser die nöthigen Notizen aus Dorf- und Pfarrei-Acten zu sammeln für die Geschichte von der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, welche S. 319 ff. und S. 492 ff. erzählt wird; von der Reichsstadt Gengenbach S. 314 ff. und S. 395 ff.; von der Reichsritterschaft im Odenwald S. 480 und Or-

*) Der vollständige Titel ist: „Der Konstanzer Sturm im Jahre 1548 von Georg Vögeli, mit ergänzenden Zusätzen aus des gleichzeitigen Chronisten Christoph Schultheiss spanischem Ueberfall der Stadt Konstanz mit urkundlichen Beilagen. Aus den Handschriften des städtischen Archivs herausgegeben. Mit dem Bildnisse des Ambrosius Blavrerus. Belle-Vue, bei Konstanz. 1846."

tenau S. 484, Geroldseck S. 486; von bischöflichen Gebieten, welche zwar ihre Geschichte (catalogos episcoporum) haben, aber keine, welche von den evangelischen Bewegungen der Unterthanen redet.

Wir gehen nun zu dem Inhalte des Werkes selber über.

Voran steht eine Einleitung (S. 1—104), welche zuerst eine Uebersicht des Ganzen gibt und dann in kräftigen Zügen das Jahrhundert vor der Reformation schildert und zeigt, „wie lebhaft auch unter unsern Voreltern das Bedürfniss gefühlt wurde, eine dem Geiste des ursprünglichen Christenthumes angemessenere Gestalt wieder zu geben." Die Schilderung bezieht sich besonders auf die päpstliche Gewalt, auf die Bischöfe und die niederen Geistlichen, auf die Klöster und Stifte, auf Sekten vor der Reformation, auf Elemente kirchlicher Reformen in bürgerlichen Unruhen, auf Universitäten und Schulen u. s. w.

Hierauf folgt das Werk selbst in 4 Abschnitten.

Der erste Abschnitt umfasst die Zeit vom Jahre 1517—1530 Uebergabe der Augsburger Confession. (S. 107—297). Aus den Unterabtheilungen heben wir heraus: Luther in Heidelberg im Jahre 1518; Verbreitung der Reformation in den drei folgenden Jahren; Luther in Worms im Jahre 1521; Schicksale der evangelischen Lehre 1521—1530 in verschiedenen Landestheilen; bürgerliche Unruhen der Hauensteiner u. s. w.; Thomas Münzer; der Bauernaufstand; Reichstage zu Speier 1526 und 1529, und zu Augsburg 1530. Schicksale der evangelischen Lehre unter streng katholischen Herrn.

Der zweite Abschnitt geht vom Jahre 1530 bis zum Ausbruche des ersten Religionskrieges im Jahre 1546. (S. 297—361.) Aus den Unterabtheilungen theilen wir folgende Ueberschriften mit: weiteres Gedeihen der evangelischen Kirche in Konstanz; Reformationseinführung in den damals würtenbergischem Theilen des Landes; Reformationseinführung in der Fürstenbergischen Herrschaft Kinzigthal und Landvogtei Ortenau, in der Reichsstadt Gengenbach, in der Grafschaft Hanau-Lichtenberg; abwechselnde Schicksale der evangelischen Lehre in der Markgrafschaft Baden, in der Rheinpfalz; fortwährende Zunahme der evangelischen Kirche in dem Kraichgau und in der Grafschaft Wertheim; Verfolgung der Wiedertäufer; die geistlichen Fürsten.

Der dritte Abschnitt beginnt mit dem Jahre 1546 und geht bis zum Augsburgischen Religionsfrieden im Jahre 1555. (S. 361—418.) Unterabtheilungen sind: Sieg des Kaisers über die evangelischen Reichsstände; das kaiserliche Interim; Untergang der evangelischen Kirche in Konstanz, im Fürstenbergischen Kinzigthale und in der Landvogtei Or-

tenau; der gedrückte Zustand der evangelischen Kirche in den übrigen Landestheilen; die zwei ersten Stadien der Kirchenversammlung zu Trient 1545—1547 und 1551—1552; Sieg der Protestanten 1552 und Religionsfrieden 1555.

Der vierte Abschnitt gibt die Geschichte vom Jahre 1555 bis zur Unterdrückung der evangelischen Kirche in der Markgrafschaft Baden-Baden 1571. (S. 418 — 523.) Nach einer gedrängten Uebersicht dieses Zeitabschnittes schildern die Unterabtheilungen: die Reformation in der Markgrafschaft Baden-Durlach, in Baden-Baden und in der Kurpfalz; das Religionsgespräch zu Maulbronn (1564) und dessen Folgen; das Auto da Fe zu Heidelberg; die kirchlichen Veränderungen in den andern evangelischen Landestheilen und nach einem Blicke auf die katholischen Gebiete, die Wiedereinführung des katholischen Glaubens in der Markgrafschaft Baden-Baden. Als „Schluss" werden dann die Schicksale des Protestantismus in seinen Verhältnissen nach Aussen und Innen in anschaulicher Uebersicht angedeutet.

Somit haben wir den Hauptinhalt dieser Schrift gegeben und diess absichtlich mit einer gewissen Ausführlichkeit gethan, um auf die Reichhaltigkeit derselben aufmerksam zu machen.

Nun sei es uns gestattet, Einiges aus der Schrift selbst mitzutheilen, eines Theils, weil es bis jetzt weniger bekannt ist, andern Theils aber, um zu zeigen, wie der Verfasser seinen Stoff behandelte.

S. 323 wird erzählt: „Im Geiste der ächten Reformation" hatte auf den Wunsch des Grafen von Hanau-Lichtenberg, Philipp IV., der berühmte Strassburger Theolog Butzer ein Gutachten über einzelne kirchliche Einrichtungen entworfen. Dann heisst es weiter: „Ihm verdanken wir auch die noch jetzt bestehende Grundform der Verwaltung des Hanau-Lichtenbergischen Kirchenvermögens, welches in fortwährendem Segen blüht, während es in einem grossen Landestheile die Beute der Gewalt geworden ist. Butzer legte in jenem Gutachten dem Grafen vor Allem ans Herz, dass das Kirchengut nicht den Menschen gehöre, und nur zum Frommen der Kirchen und Schulen verwendet werden dürfe. Bisher hatte jede einzelne Gemeinde ihren Heiligen-Meier oder Heiligen-Schöffen oder Fabrikpfleger gehalten; jetzt wurden, da viele derselben sich Nachlässigkeiten zu Schulden kommen liessen, alle kirchliche Gefälle vereinigt und einem einzigen Kirchenschaffner übertragen, der einerseits an die Pfarrer und Lehrer die Besoldung, andererseits zu gottesdienstlichen Bedürfnissen und besonders zum Kir-

chenbau, wo dieser nicht aus andern Quellen zu bestreiten war, den schuldigen Beitrag verabreichte."

S. 404 gibt der Hr. Verf. den bis jetzt wenig bekannten Inhalt des Schauspiels Eusebia an, welches schon früher verfasst, der erste Vorstand des hiesigen Pädagogiums, Antonius Schorus, im Jahre 1550 von seinen Schülern in seinem Hause hatte aufführen lassen und desshalb bei dem Kaiser verklagt wurde. In diesem schildert die christl. Kirche in Gestalt einer Jungfrau ihre trostlose Lage zuerst dem Papste und dann der Reihe nach den 7 mächtigsten Regenten von Europa. „Der Papst schickt sie fort, weil er mit einträglicheren Dingen beschäftigt sei, Pallien und Cardinalshüte zuschneide. Der Kaiser, welcher zwischen zwei Priestern sitzt und das Pater noster in der Hand hält, weisst die Jungfrau mit den bedeutsamen Worten ab, er könne sich, da er beten müsse, nicht mit ihr befassen. Nicht besser ergeht es ihr bei den Königen. Der demagogische Schluss vollends lässt die von den Thüren der Grossen weggewiesene Eusebia bei dem Volke kräftige Theilnahme und Schutz finden."

Wir gehen nun zu einzelnen Bemerkungen über.

S. 75 und 197 führt der Herr Verfasser den Johann Oekolampadius (Hausschein) als Lehrer an der hiesigen Universität an. Dieses war er nie. Wohl aber Erzieher des Pfalzgrafen Wolfgang, Bruders des Kurfürsten Ludwigs V. (Häusser, Geschichte der rheinischen Pfalz, Th. I. S. 540.) Auch wurde er im Jahre 1522 von der Artisten-Facultät als Professor der griechischen Sprache vorgeschlagen, aber der academische Senat ging nicht auf den Vorschlag ein. Die Worte lauten in den Actis ord. philos. Tom. III. fol. 103. b.: „Universitatis antesignani re comperta quam tepidissime, ut hactenus semper consueverunt, huic negotio insudarunt, privatae rei fortassis potius quam publicae timidi." Die Zeit war, wie Ullmann in den theologischen Studien und Kritiken (zum Leben des Oekolampadius 1845. Hft. 1. S. 164.) sagt, trotz allem dem, was Philipp der Aufrichtige und Dalberg, was Agricola, Reuchlin u. A. in Heidelberg gethan, noch nicht gekommen, dass sich die einflussreichen Häupter der positiven Facultäten für einen Humanisten und reformatorischen Mann interessiren konnten.

S. 111 heisst es von Franz Irenicus (Friedlib), er sei im Jahre 1518 Rector der Katharinenschule in Heidelberg gewesen. Allein eine Schule dieses Namens war nie hier, sondern ein Contubernium Divae Catharinae, dessen Vorsteher (moderator) Irenicus im Jahre 1518 war. Ausführlicher und mit genauer Angabe der hierher gehörigen Stel-

len aus den Acten der philosophischen Facultät haben wir über das genannte Contubernium und Irenicus gehandelt in: Lycei Heidelbergensis origines et progressus p. 9. 135. 136.

S. 113 wird die Behauptung aufgestellt, als sei Luther auf seiner Reise von Augsburg (im Jahre 1518) nicht durch unsere Gegend gekommen. Wir bezweifeln dieses. Luther vermied wohl auf dieser Reise absichtlich unsere Stadt, übernachtete aber wahrscheinlich in dem Augustiner-Kloster bei Neuenheim, von welchem heute noch die vordere Seite steht, und das Lutherhaus genannt wird. Die weitere Reise ging dann über Mannheim.

Soviel als Beweis, mit welcher Aufmerksamkeit und Achtung wir diese verdienstvolle Schrift des würdigen Herrn Verfassers gelesen und geprüft haben, und wir können demselben im Interesse der Wissenschaft, und namentlich unserer vaterländischen Geschichte nur noch den sehnlichsten Wunsch aussprechen, die Geschichte des Protestantismus vom Jahre 1571 an bis auf die neuesten Zeiten, welche er bereits ebenfalls schon ausgearbeitet, und von der er uns im Schlussparagraphen (S. 520 bis 523), wie wir oben gesagt, eine anschauliche Uebersicht gegeben hat, recht bald in einem zweiten Bande nachfolgen zu lassen, und demselben ein Register über das ganze Werk beizufügen. Wir verkennen das Beschwerliche einer solchen Arbeit nicht, aber es wird der Gebrauch dieses an Stoff so reichhaltigen Werkes durch ein Register noch viel erhöht werden.

Für schönen und correcten Druck und gutes Papier hat die Verlags-Handlung auf das Befriedigendste gesorgt.

---

II. Der Herr Verfasser gibt uns in dieser Schrift aus den auf dem Titel genannten Quellen eine eben so interessante, als für die Geschichte der Kurpfalz bei Rhein sehr wichtige, mit dem grössten Fleisse und von den gründlichsten Kenntnissen zeugenden, Monographie über die Aufhebung des Stiftes Sinsheim.

Er geht von den Anfängen der Reformation in der Kurpfalz aus und zeigt, wie gerade in unserm Kraichgaue*) schon in den Jahren 1521 und 1522 die Reformation sich erhob, begünstigt und unterstützt

*) Eine Schrift: „Die ersten Spuren der Reformation im Rittercantone Kraichgau" von dem ausgezeichneten Kenner und Forscher der pfälzischen Geschichte, Herrn Pfarrer Joh. Hormuth in Altlussheim, welche bereits völlig ausgearbeitet ist, wird, wie wir wünschen, recht bald im Drucke erscheinen.

von Vielen vom Adel, wie besonders von den Herren von Helmstatt, von Gemmingen, von Sickingen, von Göler, von Landschaden von Steinach. Dann zeigt er, welchen Fortgang dieselbe unter den pfälzischen Kurfürsten Ludwig V., Friedrich II. und Otto Heinrich hatte.

Hierauf geht der Herr Verfasser zu der urkundlichen Darstellung der Geschichte des genannten Stiftes über.

Es war dasselbe ursprünglich eine Ecclesia, d. i. eine Kirche mit einem Kloster, welche gegen Ende des zehnten Jahrhunderts der berühmte Herzog Otto von Kärnthen und Graf von Verona gestiftet hatte. Später wurde es in eine freie adelige Ritterabtei umgewandelt, in welcher nur von der freien adeligen Ritterschaft Geborene Aufnahme fanden. Anfangs blühte die Abtei herrlich heran in Zucht und wissenschaftlicher Thätigkeit; später aber, besonders unter dem Decan Wernher Nothaft von Hohenberg (im Jahre 1542) „verweltlichte, wie „es S. 12 heisst, sich Alles in dem Stifte immer mehr. Die Stiftsherrn „führten einen unchristlichen, unadeligen, verbotenen und sträflichen Le„benswandel, besonders mit schlechten Frauenspersonen, und übten die „übelste Oeconomie, des Stiftes Güter und Gefälle sündhaft und unnütze „verschwendend. Noch heisst ein Pfad, welcher von Rohrbach her hin„ten in das Stift hineinführt, der Hurenpfad. Solches gottlose Wesen „konnte aber jetzt um so weniger ohne Aergerniss fortgeführt werden, „als der mit der Reformation wieder erwachte, lichtere und reinere „christliche Geist des Evangeliums vor Allem Unsträflichkeit des Daseins „von solchen vornehmen Herrn in einem geistlichen Kloster forderte.“ Ernste Mahnungen blieben fruchtlos und so hob denn Kurfürst Friedrich III. das Stift im Jahre 1565 auf, und verordnete, dass die Gefälle desselben dem Pädagogium in Heidelberg zugewendet wurden. Zugleich verband er damit ein Convict, in welchem 40, theils adelige, theils bürgerliche Stipendiaten frei erhalten wurden.

Gegen die Aufhebung protestirten zwar die Canoniker und der der Reformation noch nicht beigetretene Adel des Kraichgaues auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1566, und auch später, aber ohne Erfolg.

Nach dem Fürstentage zu Regensburg, unter der Regierung des Kurfürsten Friedrichs V. nahm zwar im Jahre 1623 der Bischof von Speier das Stift wieder in Besitz. Aber als im Jahre 1649 die Baiern die Unterpfalz geräumt hatten und der Kurfürst Karl Ludwig wieder in den Besitz derselben gekommen war, zog er es wieder ein. Der damalige Decan und das Capitel sandten zwar von Bruchsal aus

eine Protestation an den Kurfürsten, aber er gab weder auf dieselbe eine Resolution, noch sind weitere andere Schritte geschehen. Das Stift war und blieb aufgehoben, und seine Gefälle fliessen jetzt in das evangelische Kirchen-Aerarium.

---

III. Die Parker Society, welche die Herausgabe dieser Schriften besorgt, wurde, wie wir aus dem Werke selbst entnehmen, im Jahre 1840 gegründet. Die Mitglieder derselben bestehen zunächst aus den ersten Würdeträgern der englisch-protestantischen Kirche (High Church), und ihre Namen in dem Jahresberichte, welcher diesem Werke beigegeben ist, S. 12 — 14 aufgeführt. Die Gesellschaft hält jedes Jahr eine Plenar-Versammlung und wählt einen Ausschuss für das laufende Jahr. Dieser besteht aus 26 Mitgliedern, wovon 16 „Kirchenmänner" sein müssen. Der jetzige Präsident der Gesellschaft ist Lord Ashley. Im vorigen Jahre zählte sie 9000 Mitglieder oder Abonnenten. Der Abonnent verpflichtet sich nur auf Ein Jahr. Der jährliche Beitrag ist Ein Pfund Sterling, wofür das Mitglied 4 Bände erhält, wie der vorliegende ist. Der jetzige Geschäftsführer der Gesellschaft ist William Thomas Esq.

Die Absicht der Gesellschaft ist überhaupt die Werke der berühmtesten Reformatoren der englischen Kirche durch den Druck zu veröffentlichen; zunächst aber sollen diejenigen Schriften ihrer Reformatoren erscheinen, welche die Periode von Eduard VI. Thronbesteigung (1547) bis zu dem Tode der Königin Elisabeth (1603) umfassen. Zugleich liegt es aber auch mit in dem Plane, alle Manuscripte, welche von den Reformatoren des Auslandes herrühren, und sich auffinden lassen, ebenfalls aufzunehmen. Ein Verzeichniss der bereits gedruckten Schriften, so wie derjenigen, welche zunächst zu erwarten sind, findet sich in dem beigefügten Jahresberichte S. 15 16.

Der vor uns liegende Band (Epistolae Tigurinae) enthält 141 Briefe aus den Jahren 1558 bis 1602. Voran steht, nach einem chronologisch geordneten Verzeichnisse dieser Briefe, (S. 1 bis 353) eine englische Uebersetzung derselben, welcher besonders historische Anmerkungen beigefügt sind. In einer zweiten Abtheilung folgt dann, ebenfalls nach einem Inhaltsverzeichniss, der lateinische Text dieser Briefe (S. 1 bis 207).

Unter den Briefen erwähnen wir besonders die von und an die Königin Elisabeth, Zwingli, Calvin, Beza, Zanchius (d. d. Heidelberg, 22. Juli 1576 und d. d. Neustadt, 24. September 1571), Joh. Sturm, Richard Cox, Abraham Musculus, Josias Simler, Peter Martyr, Heinrich Bullinger, Philipp Sidney, Laurentius Humfredus, Thomas Sampson, Conradus Hubertus, Franz Rusellus, Antonius Coocus, Richard Hilles, Johann Wolf u. a.

Einer der interessantesten Briefe ist der 62te (in der zweiten Abtheilung S. 93 bis 97) von Georg Wither, Rector zu Danbury (ohne

Datum) an den Kurfürsten von der Pfalz, **Friedrich III.**, in welchem er unter Anderm sagt: „Satan quoniam aperto Marte nihil officere valuit, ex insidiis ecclesiam Anglicanam adoritur: et quoniam integrum papismum restituere non valet, ad Lutheranismum, sed sensim et gradatim nos reducere conatur." Darauf giebt er eine kurze Geschichte der englischen Kirche und ihres damaligen Zustandes und fügt dann die Worte hinzu: „Quare si quid gratia vel auctoritate apud serenissimam reginam nostram vales, id in tam pia causa ad medendum tantis ecclesiae malis, ad papismi memoriam omnem ad aeternum damnandam, experiare quaesumus et rogamus. — — Et si nobis et ecclesiae nostrae, quod nos certo nobis persuademus, consultum esse cupis, princeps optime, summopere cavendum est, ut ab regina omnem culpam in episcopos amoveas, qui apud ipsam monitorum officium, prout decet parque est, satis libere non faciunt."

Beigegeben sind dem Werke sorgfältige Nachbildungen von Handschriften, wie die der Königin Elisabeth, Peter Martyrs, Calvins, Sidney's u. a., so wie ein vollständiges Register (S. 367 bis 377), durch welches der Gebrauch des Buches sehr erleichtert wird.

Wie wichtig dieses Werk für die Geschichte der damaligen Zeit ist, haben wir wohl nicht nöthig besonders anzuführen, wohl aber möchten wir den Wunsch aussprechen, dass das ganze Werk von öffentlichen Bibliotheken angeschafft, und dadurch mehr in Deutschland bekannt und benutzt werde, als es bis jetzt der Fall ist.

---

IV. Diese Schrift steht durch die in ihr dargebotenen, grössten Theils bis jetzt ungedruckten Briefen der Reformatoren, zu deren Charakteristik sie einen wesentlichen Beitrag liefern, so wie auch durch die Reformatio ecclesiae Coronensis ac totius Barcensis provinciae vom Jahre 1543, mit dem unmittelbar vorhergehenden Werke in gewisser Verbindung.

Da jedoch den Hauptinhalt dieses Werkes die Geschichte des Gymnasiums zu Kronstadt ausmacht, so wollen wir über dasselbe Einiges mittheilen.

Gegründet wurde es am 1. December 1544. Früher war wohl schon eine Schule in Kronstadt, aber sie war theils durch die stürmischen Zeitumstände, theils und hauptsächlich durch die Nachlässigkeit derer, welchen die Jugendbildung anvertraut war, gänzlich in Verfall gerathen. Das Verdienst, sie wieder in das Leben gerufen zu haben, gebührt dem **Johannes Honterus**, dem Wiedererwecker geistiger Regsamkeit und Thätigkeit in Siebenbürgen, welchen **Luther** einen von der Vorsehung den Siebenbürgen gesandten **Apostel des Herrn** nennt. Als dieser im Jahre 1543 bei dem Uebertritte seiner Vaterstadt zum evangelischen Glaubensbekenntnisse mit dem Pfarramte zugleich die Aufsicht über die Schulen erhielt, so überreichte er einem „hochweisen Senate" seine Constitutio scholae Coronensis, in welchem vornemlich die classische Literatur das bildende Element ausmachte.

Nach der Erzählung der Gründung der Anstalt und der Darstellung der ursprünglichen innern Organisation derselben, theilt der Herr Verfasser in historisch chronologischer Ordnung die spätern Schicksale der Schule mit. Damit verbindet er zugleich auch kurze biographische Skizzen der jedesmaligen Lenker der Anstalt.

Der Raum gestattet uns nicht, weiter in die Geschichte der Anstalt einzugehen; wir begnügen uns daher nur im Allgemeinen anzuführen, dass dieselbe von ihrer Gründung an bis zum Ende des siebzehnten Jahrhunderts fortwährend auf gleicher Stufe stand mit ähnlichen Humanitätsanstalten des grossen deutschen Landes. Dieses beweisen zur Genüge die Männer, welche in jener Zeit theils an der Schule wirkten, theils aus derselben hervorgingen, wie Honterus, Valentin Wagner, Helner Albelius, Albrich, Greissing, Fronius. Aber gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts fing die Schule an, hinter ihren deutschen Schwesteranstalten zurückzubleiben. Damit sie nun ihren alten Ruhm wieder erlange, schliesst der Herr Verfasser seine Schrift mit der Aufforderung an die Vorsteher und Bürger der Stadt, dadurch den dreihundertjährigen Geburtstag der Schule auf eine würdige Weise zu feiern, dass sie dieselbe wieder zu einem neuen Leben rufen. Und wir hoffen und wünschen, dass dieser Ruf nicht erfolglos verhallte.

Die erste Beilage der Schrift macht die ausführliche und sorgfältig abgefasste Constitutio scholae Coronensis (S. 123 bis 128) aus; die zweite gibt die Geschenke, Vermächtnisse und Widmungen zu Gunsten der Kronstädter evangelischen Schulen; die dritte ein Verzeichniss der Stadtpfarrer und Rectoren seit der Reformation.

Als Zugaben sind beigefügt die Reformatio ecclesiae Coronensis (S. 1—22), und 22 Briefe aus der Reformationszeit:

Von Luther, Melanchthon und Bugenhagen an Matthias Romassi; von denselben an Honterus; von Sigismund Gellei (Gelog) an Melanchthon und Leonhard Stöckel; von Matthias Illyricus, von Caspar Peucerus, von N. N., der von Melanchthon bestellte Urtheiler des griechischen Katechismus Wagner's an diesen und Wagner's Antwort an denselben; von Melanchthon an den Herrmannstädter Senat; von Wagner an Melanchthon; von der theologischen Facultät in Wittenberg an Johann II., König von Ungarn; von Georg Major an den Richter Lucas Hirscher; von Stephan Balthori an den Kronstädter Magistrat, von Petrus Bogner an Martin Olthardus.

Der Reinertrag dieses Werkchens, welchem der Herr Verfasser als Titelkupfer das nach einem Holzschnitte aus dem sechszehnten Jahrhundert möglichst getreu lithographirte Bildniss des Begründers der Schule, Johannes Honterus, beigefügt, ist zum Besten des Gymnasiums bestimmt.

**Hautz.**

Nr. 15. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Ueber das neuentdeckte angebliche Gedicht des Ariost, Rinaldo Ardito.*

Die Italiener spüren fortwährend ihre Bibliotheken und Archive aus, um unedirte Werke ihrer Lieblingsdichter zu finden, mit dem wohlgemeinten Zweck, den Ruhm derselben zu vergrössern. Wie viele Sonette und Abhandlungen sind schon dem Dante zugeschrieben worden! Die Pietät, womit man auch das kleinste aufgefundene Werk der berühmten Dichter aufnimmmt und an die schon bekannten Schätze anreiht, hat denn auch schon manche grobe und auch alberne Betrügereien hervorgerufen. Man weiss, dass Viele noch für die sogenannten Veglie als ein Werk des Tasso schwärmen, obgleich schon längst Caspar von Orelli (in seinen Beiträgen zur Geschichte der italienischen Poesie, Heft I., S. 101.) mit vielem Scharfsinn den Betrug aufgedeckt und diese Veglie als ein untergeschobenes Werk des Herausgebers Compagnoni hingestellt hat. Man weiss, dass sich das Publicum später doch wieder durch den Betrug eines gewissen Alberti täuschen liess, der eine von den Romantikern so schwärmerisch aufgenommene Correspondenz zwischen Tasso und der Prinzessin Eleonore fabrizirte und sie dann als eine sehr wichtige Reliquie des unglücklichen Dichters herausgab. Auf diesen Betrug machte zuerst Herr Professor Witte (ich glaube, in den Blättern für literarische Unterhaltung) aufmerksam.

Hier wird uns nun wieder eine Reliquie eines sehr beliebten Dichters, des Ariosto, angeboten, unter dem Titel Rinaldo Ardito di Lodovico Ariosto. Frammenti inediti publicati sul manoscritto originale da J. Giampieri e G. Aiazzi. Firenze 1846. Das Ganze ist nur der Anfang eines grössern Rittergedichts aus der Karlssage, und besteht aus fünf sehr lückenhaften Gesängen. Es ist gewiss für die Geschichte der italienischen Literatur von grosser Wichtigkeit, dass Jeder, der Beruf dazu zu haben glaubt, seine Meinung über dies Werk zur endlichen Ermittlung seiner Aechtheit oder Unächtheit abgibt; und in diesem Sinne lasse ich hier die meinige folgen, ohne Prätension, Andere zu überzeugen, sondern in der Absicht, etwaige Einwürfe hervorzurufen, damit vielleicht die Wahrheit zuletzt ans Licht trete. Es kommt mir dabei nicht entfernt in

den Sinn, als ob die Herausgeber das Publikum hätten täuschen wollen. Ich glaube vielmehr, dass sie mit vollkommner Ueberzeugung, ein Gedicht Ariost's vor sich zu haben, zu Werk gegangen sind. Aber ich bin für meinen Theil überzeugt, dass sie sich getäuscht haben, und dass das vorliegende poetische Fragment nicht von Ariost ist, und zwar aus äussern und noch mehr aus innern Gründen.

Die italienischen Herausgeber lassen sich nur auf äussere und sehr oberflächliche Beweismittel ein, um das Gedicht als ein Werk Ariost's darzustellen, und diese sind schwach genug. Antonfrancesco Doni, dem unter allen Zeitgenossen Ariost's am wenigsten zu trauen ist, der sich durch mancherlei literarischen Spuk wichtig zu machen suchte, ist der Einzige, der von diesem Gedicht etwas sagt; alle übrigen Schriftsteller jener Zeit schweigen davon, oder stellen es geradezu in Abrede. Man braucht nun nur die gemeine Denkungsart und den unzuverlässigen und unehrenhaften Charakter des Doni zu kennen (z. B. schon aus Tiraboschi's Literaturgeschichte), um ihm in solchen wichtigen Dingen keinen Glauben beizumessen. Was aber noch bedeutender ist, Ariost's Sohn, Virginio, kannte alle Schriften seines Vaters, sammelte dessen lateinische Poesien, gab auch das unter dem Namen Cinque Canti bekannte Fragment des letzten Gedichts von Ariost heraus, erwähnt aber mit keinem Wort des Rinaldo Ardito. Warum sollte Ariost dieses letztere Gedicht seinen vertrautesten Freunden verheimlicht und nur dem elenden Doni gezeigt haben? Dieses Räthsel geben auch die Herausgeber, lassen es aber in Ueberzeugung der Aechtheit des Werkes unaufgelöst und berufen sich mit vieler Ruhe auf einen künftigen Oedippus. Dagegen führen sie ein Zeugniss vom Jahr 1840 von allen Bibliothekaren und einem Schreiblehrer in Ferrara an, wonach die Schriftzüge in diesem Rinaldo mit denen in dem noch vorhandenen Manuscript des Orlando furioso vollkommne Aehnlichkeit haben sollen. Es fehlen natürlich hier die Mittel, diesen Umstand zu untersuchen, wir wollen ihn daher dahingestellt sein lassen, auch an der Rechtlichkeit der Unterschriebenen nicht zweifeln, aber uns doch daran erinnern, dass durch die aufgefundene Correspondenz des Tasso auch Viele getäucht wurden. Aus der Aehnlichkeit der durch Feuchtigkeit entstandenen Flecken im Papier wird dann noch bewiesen, dass das Manuscript des Rinaldo mit den Manuscripten des Ariost lange Zeit zusammen aufbewahrt war. Dies mag wohl der Fall sein, aber weiter beweisen diese Flecken auch nicht das Geringste. Der schlimmste Umstand bleibt immer, dass Ariost starb, kurz nachdem der von ihm überwachte und verbesserte Druck des rasenden Roland grade beendigt war,

und dass unter den von ihm hinterlassenen Manuscripten der Rinaldo von gar Niemanden erwähnt wird. Die Herausgeber wissen dies nicht anders zu erklären, als dass entweder das Verzeichniss nicht genau gemacht wurde, was ihnen aber selbst nicht wahrscheinlich ist, oder dass das Manuscript bei Ariost's Tod in den Händen eines Freundes war, der nachher aus unbekannten Gründen nichts davon laut werden liess. Das letztere scheint mir aber sehr unwahrscheinlich; denn das Gedicht, vorausgesetzt, dass es von Ariost wäre, befindet sich noch ganz in seiner rohen Gestalt, und war nicht geeignet, in fremde Hände gegeben zu werden, und wer weiss, wie Ariost arbeitete, fast täglich und stündlich ausstrich und verbesserte, der wird nicht glauben, dass er diese rohe Skizze aus dem Haus gegeben habe; auch bietet sie noch keine einzige Episode abgerundet und im Zusammenhang dar, so dass für einen Freund dabei noch gar nichts zu beurtheilen war; und ein Freund Ariost's hätte endlich schwerlich ein selbst fragmentarisch hinterlassenes Werk eines so gefeierten Mannes in Vergessenheit vergraben.

Eine sehr missliche Sache ist es ferner, dass man von der Geschichte dieses Manuscriptes von Ariost's Tode an, während zweier Jahrhunderte, gar nichts angeben kann. Die Herausgeber wissen nur, dass es zuerst wieder im vorigen Jahrhundert in der Bibliothek des Arztes Gius. Lanzoni in Ferrara zum Vorschein kam, und von da in die Bibliothek des Marchese Bevilacqua wanderte. Irgendwo fand es zuerst Baruffaldi der in seiner Biographie von Ariost einige Stanzen mittheilt. Baruffaldi mag das Manuscript wohl gesehen haben, desswegen ist er aber noch *keine* Autorität für das Eigenthum des Ariost. Denn er beruft sich in seinen Angaben auf Mazzucchelli, der sich wieder auf Doni beruft; und wie wenig er selsbt davon verstand, beweist er gerade durch seine Beweisführung, dass das Werk von Ariost sein müsse; denn da stellt er die Bradamante als Geliebte (Donna) des Rinaldo hin.

Dabei bleibt es ganz ungewiss, wo denn Baruffaldi eigentlich das Manuscript gesehen hat, und von da an wieder eine grosse Lücke in der Geschichte desselben. Zuletzt haben die Herausgeber es von einem Kanonikus Vincenzio Faustini erhalten. Man sieht, dass durch alle diese Umstände nichts weniger als die Autorschaft des Ariost bewiesen ist, und ich begreife nicht, wie man auf so vage Angaben hin daran denken konnte. Die Herausgeber scheinen selbst beim Durchblicken ihrer Beweise eine gewisse Unbehaglichkeit gefühlt zu haben, denn sie suchen mit einem grossen Aufwand von Rhetorik dem schwachen Glauben des Lesers dessen ästhetisches Gefühl und Nationalstolz zu Hülfe zu schicken. Sie

meinen, wenn der Leser von ihrer Beweisführung der Aechtheit wenig befriedigt wäre, so werde dies reichlich durch das Vergnügen ersetzt werden, das ihm aus dem Durchlesen des Fragments erwachse, „welchem der Sänger des Furioso so leuchtende Spuren der Fruchtbarkeit seines unsterblichen Genius aufgedrückt habe; und wenn ihm irgend der Geschmack der guten Poesie übrig bleibt, und wenn ihm irgend ein Funke von Vaterlandsliebe die Adern erwärmt, so wird er sich freuen, erlebt zu haben, wie das Vermächtniss der italienischen Poesie vermehrt und wie mit neuem Laub aufgefrischt wurde der unsterbliche Kranz, der die verehrte Stirn des Dichters krönt, welcher, wenn Dante nicht wäre, als der erste verehrt würde."

Allen diesen Phrasen liesse sich einfach entgegensetzen, dass wenn der Leser seinen Ariost und das, was diesen gerade auszeichnet, kennt und dieses Fragment gelesen hat, er zu der Ueberzeugung kommen muss, dass es nicht von dem Sänger des rasenden Roland herrührt. Hier komme ich an die innern Gründe meines Zweifels, die ich von dem Geist und Charakter des Gedichts hernehme, und ich gestehe, dass sie mir sehr gewichtig scheinen. Ich will sie hier nach und nach an der kurzen Mittheilung des Inhalts entwickeln. Vom ersten Gesang ist nur ein kleiner Theil übrig, den ein Abentheuer des Feragut einleitet. Er hat im Kampf eine Fee getödtet, und ist darauf in ein Wasser gefallen; die Ursache und Schilderung dieses Falls fehlt hier. Er sinkt immer tiefer und hat schon sein Leben aufgegeben. Ein schönes Weib zieht ihn auf den Grund hinab und bringt ihn in ein Zimmer von Krystall. Sie hält ihm nun eine lange Erklärung, dass sie die Feindin der Fee sei, die er eben umgebracht habe, dass sie es sey, die ihm den bezauberten Schild gegeben, womit er die Fee getödtet habe. Dadurch könne er sich unter der unendlichen Menschenmenge ganz allein rühmen, heute einen solchen Triumph erlangt zu haben, durch den er nicht nur den Menschen angenehm sei, sondern sogar den Göttern Vergnügen gemacht habe. Denn die getödtete Fee sei eine Feindin aller derer gewesen, die eine Andere als sie geliebt hätten, und habe ausser ihren Liebhabern alle Menschen zu tödten gesucht. Daher habe Venus sie so gehasst, dass sie für ihre Rache schon lange ein passendes Werkzeug suche. Daher sey ihr nun Feragut für immer angenehm und solle zum Lohn für seine That künftig in der Liebe immer so glücklich seyn, als er bisher unglücklich war. Zuletzt sagt sie ihm noch, sie sei die Nymphe Liquezia, und da sie eine Wassernymphe sei, so sei sie die Najade Liquezia, und die Lieblingsdienerin der Venus. — Dies alles wird uns in einer unausste-

lichen geschwätzigen Breite vorgetragen, jeder Gedanke mehrmals in anderer Wendung wiederholt. Diese Unbeholfenheit und Mattigkeit in der Rede der Nymphe, wie sie sich besonders in der 10. und 11. Stanze kund gibt, ist nichts weniger als ariostisch. Eben so wenig die Schilderung, wie Feragut im Wasser untersinkt und gerettet wird, wozu der Dichter 3 Stanzen mit wässerigem Geschwätz und unpassenden Gleichnissen ausfüllt. Die Gleichnisse fangen damit an:

> Ormai tanto che dentro vi è caduto,
> Che non dovrebbe avec di ragion sete;
> Sapete come cadde Feraguto?
> Cum quale astuzia cade augello in rete.

Und als Feragut von der Nymphe herausgezogen wird, ist es ihm gerade, wie dem, „der aus Irrthum oder Unglück zum Tod verurtheilt ist und den Hals schon auf dem Block hat, und nun plötzlich begnadigt wird, ehe er mit Recht oder Unrecht stirbt, und der betäubt bleibt und dem Himmel dankt und fast vor Freude stirbt." Wie wenig muss man den *Geist* und feinen Geschmack des Ariost erfasst haben, wenn man ihm ein *so* elendes Gleichniss zuschreibt, worin der heldenhafte, unbändige Feragut mit dem armen Sünder verglichen wird. Wo hätte ferner ein Dichter wie Ariost eine Gelegenheit versäumt, die krystallne Wohnung der Nymphe mit seinen glühendsten Farben und seiner meisterhaften Plastik auszumalen?

Der zweite Gesang gibt uns noch mehr die Ueberzeugung, dass das *Gedicht* nicht von Ariost sein könne. Er beginnt mit einer Einleitung von drei Stanzen, die in ihrer trocknen Gelehrsamkeit und ängstlichen Orthodoxie keine Spur von ariostischem Geist an sich trägt. Sie enthält *eine* Entschuldigung, dass mit dem Heiden Feragut sich noch eine altheidnische Göttin unterhält, was bei den christlichen und gläubigen Rittern nicht vorkomme, und die Erklärung, dass, seit der Erlöser der Welt *den* dreieinigen Gott beweisen wollte, alle falschen Götter in die Hölle gefahren sind und als Diener des Pluto, dessen Reich allein stehen geblieben ist, für die Hölle arbeiten. Es lag durchaus nicht in der ganzen Richtung der Zeit Ariost's, dergleichen Untersuchungen in streng orthodoxem Sinne anzustellen. Man war durch Pulci und die florentinische Akademie auf viel freiere Wege gerathen, die grade Ariost gern eingeschlagen hat, und in demselben war die Poesie mächtig genug, um nicht die Venus und ihre Dienerinnen als allegorische Werkzeuge der Hölle darzustellen.

Feragut dankt der Nymphe sehr für ihren doppelten Beistand, erst

bei dem Kampf mit der Fee und dann in der Gefahr des Ertrinkens, und freut sich, dass er endlich in der Liebe glücklich sein soll. „Wenn du machst, sagt er ihr, dass ich fortan der Venus angenehm bin und mich in der Liebe nicht ferner so unglücklich finde, in der ich niemals begünstigt war, wenn ich nur einmal wenigstens darin glücklich bin, so werde ich mich dann immer für selig erachten. Denn so viel ist ein einziges Vergnügen einem Elenden werth, dass es ihn jedes vergangene Uebel vergessen macht.“ Glaubten die Herausgeber wirklich, die erbärmliche Figur wie dieser Feragut hier, sei aus dem Geist eines Ariost entsprungen; und der Dichter, der sich sein halbes Leben lang mit den Riesengestalten im Rasenden Roland beschäftigte, der unter diesen grade den Feragut als einen der grimmigsten, unbändigsten Helden darstellte, der sein wirkliches oder vermeintes Recht, besonders in der Liebe, immer mit Gewalt und wildem Kampf einforderte, ein solcher Dichter habe zuletzt sein poetisches Leben weggeworfen, um aus seinem Helden einen sentimentalen Träumer zu machen, der sich kindisch freut, dass er zufällig der Venus angenehm geworden ist, und dass eine Nymphe Liquezia seine Fürbitterin abgeben will? Und das nicht im Spott, wie etwa später Fortiguerra in seinem Ricciardetto den Feragut in einen Kapuziner verwandelt, sondern ganz im Ernst wie Einer, der es eben nicht besser weiss. Ariost hätte müssen seine ganze poetische Anschauungsweise in die entgegengesetzte umwandeln, das heisst, er hätte sich selbst aufgeben müssen. Er konnte wohl an einer Fortsetzung des Roland in demselben Sinne wie dieser arbeiten, wie er auch in den Cinque Canti gethan hat, aber nicht seine eignen Helden mit dem Charakter, wie sie ihn sein ganzes Leben beschäftigt hatten, zerstören. Es kommt aber noch ärger. Feragut ist zu vergnügt über sein Glück, als dass er nicht noch Zweifel hegen könnte. Um zu wissen, ob er den Versprechungen der Nymphe trauen könne, stellt er ihr die schwierige Frage, woher es komme, dass jener Göttin der Liebe, welche Andre zu entzünden pflege, ein so wässriger Ort gefallen könne. Die Nymphe freut sich, dass er so vernünftig frägt und dadurch der Liebe noch würdiger ist. Dann gibt sie ihm eine sehr subtile Erklärung, wie das Feuer sich im Wasser wohl erhalten könne, wie dies besonders in der Natur der Venus der Fall sei und mit ihrer mysteriösen Geburt aus dem Schaum des Meeres zusammenhänge (S. 7 — 10.). Die Antwort des Feragut auf diese Abhandlung ist denn gar zu albern, als dass sie uns nicht die Augen über den Dichter öffnen sollte (St. 11.). Feragut will nun aber doch noch ein sicheres Zeichen haben, wann der Fall eintrete, dass er

er mit Erfolg lieben könne. Sie sagt ihm, Amor und Venus seien immer treu, aber wenn er zu seinem Zweck kommen wolle, so müsse er ihr noch länger folgen, was er denn auch verspricht.

In der 15. Stanze wird der Faden einer nicht mehr vorhandenen Episode aus dem ersten Gesang wieder aufgenommen. Der Zauberer Malegis hatte dort die Gestalt des Roland angenommen, und als solcher eine lange Zeit die Liebe der Königin genossen. Als er sie verlassen hat, wünscht sie, dass es schon wieder Abend wäre, und schickt sogleich einen Boten mit einem Brief an den rechten Roland, den sie immer bei sich gehabt zu haben glaubt, um ihn auf die nächste Nacht wieder einzuladen. Roland ist erstaunt und schreibt der Königin zurück, sie müsse sich in der Person geirrt haben, er habe nie etwas mit ihr zu thun gehabt. Die Königin bricht in gar matte und selbst alberne Klagen über seine Undankbarkeit aus. Roland aber ahnt nach langem Nachsinnen, dass Jemand unter seinem Namen gesündigt haben könne; aber Keiner gleicht ihm, als Milo, der Königin eigener Sohn, und von diesem kann er ein solches Verbrechen nicht denken. Die Ueberlegung quält ihn den ganzen Tag. — In allem diesem bemerken wir keine Spur von der glühenden, üppigen Malerei des Ariost, sondern ganz die trockne gelehrte Steifigkeit welche sonst noch manchen unglücklichen Nachahmer des grossen Dichters und jedenfalls eine andere Zeit bezeichnet.

Malegis, der von diesen Aufklärungen nichts weiss, geht unterdessen die folgende Nacht wieder in Rolands Gestalt zur Königin. Sie zeigt dem vermeintlichen Roland erzürnt seinen Brief. Malegis, der den Zusammenhang ahnet, sagt ihr, es sei nur Scherz gewesen. Sie will sich eben dabei beruhigen, als ihr gemeldet wird, dass ihr Sohn Milo im Streit mit Roland ist, und dass der letztere wegen eines angethanen Schimpfs die Königin und ihr Reich verlassen will. Nach langem Verwundern und Hin- und Herlaufen merkt die Königin, dass ein falscher Roland bei ihr ist. Sie schliesst ihn ein und sammelt Truppen, um Rache zu nehmen. Aber der Zauberer Malegis entflieht und lässt den Geist Libichello auch in Rolands Gestalt zurück. Man will ihn gefangen nehmen, aber der Dämon tödtet viele. Auf das Geschrei kommen alle Ritter, auch Roland und Milo herbei. Da verwandelt sich der Dämon in einen Esel, schlägt aus, tobt fürchterlich herum, und verfolgt zuletzt mit seiner Brunst die Königin unter allgemeinem Lachen. Jetzt merkt Roland eine Zauberei und fängt an, den Esel zu beschwören. (Hier ist im Text eine Lücke).

Der Rest des zweiten Gesanges führt uns dann endlich den Rinaldo oder eigentlich Ranaldo vor. Wenn das Gedicht wirklich von Ariost

wäre, so wäre das das Unbegreiflichste, dass er, der sich sein ganzes Leben lang mit den Heldenthaten des Rinaldo beschäftigt hat, in seinen paar letzten Lebensjahren denselben Helden beharrlich Ranaldo und einmal Rainaldo sollte genannt haben. Wir werden hier mitten in eine grosse Schlacht zwischen den Heiden und Christen vor Paris geführt, wo Oliviero Heldenthaten verübt. Aber der Heide Baluganto verbreitet Schrecken und bringt die Christen ins Gedränge. Da reitet Bradamante vor, und tödtet eine Menge Feinde; auch Dudo zeigt grosse Tapferkeit. Ranaldo steht unterdessen bei den Sarazenen, zu denen er sich, verkleidet, als Spion geschlichen hat, und sieht der Schlacht zu. (Das ist durchaus kein ariostischer Heldencharakter, wie ihn im Roland die Paladine haben.) Er hat schon lange bei den Heiden gearbeitet, um viele der Fürsten zu Freunden des Kaisers zu machen. Den König der Kreter hat er schon zu dem Entschluss gebracht, sich taufen zu lassen und zu Karl überzugehen. Jetzt will er sich seiner Schwester Bradamante zu erkennen geben, um mit ihr seinen Hauptstreich zu verabreden. Er reizt sie also durch einen Angriff, und lockt sie durch seine Flucht an einen einsamen Ort. Hier zeigt er sich als ihr Bruder, offenbart ihr seinen Plan mit dem König von Oranien, damit sie ihn dem Dänen Ugiero mittheile. Dieser soll zwei Reiterhaufen auslesen und sogleich dem heidnischen Heere in die Flanke fallen, während Ranaldo dasselbe von hinten anfallen will. Bradamante reitet sogleich nach Paris und Ugiero bereitet Alles vor. Er wählt Namo und Ricciardetto mit ihren Schaaren, macht sie mit dem Plan bekannt, und sie rücken gleich aus. Ugiero selbst bleibt unterdessen bei Karl und schickt den Gano mit seiner Schaar ins dickste Treffen. Die Schlacht wüthet fort, Dudone wird gefangen genommen, die Christen fliehen. Bradamante und Ricciardetto setzen sich in Bewegung für den Plan des Ranaldo. Ugiero schickt ihnen noch den Turpin zu Hülfe. Ranaldo, als Heide verkleidet, erschlägt hinterrücks den Califa (eine solche Schlechtigkeit kommt auch nicht unter den Helden des Rasenden Roland vor), und wüthet gegen die Heiden; ebenso Bradamante und Namo von ihrer Seite. — In dieser ganzen Schilderung ist gar keine Abwechslung, kein Reiz der Malerei, kein grossartiger Zug. Ariost hätte die Erzählung von der Schlacht nicht so unendlich lang mit ewigen Wiederholungen hinausgedehnt. Dann sehen wir nirgends eine Verwicklung, die unser Interesse auf irgend eine Art spannte, wie das grade im Rasenden Roland den Hauptreiz ausmacht. Dass die Ritter ihr ganzes Treiben nur auf Schlachten gerichtet haben, die Besiegung der Feinde so ernstlich nehmen, und sich ihre Thaten, Abentheuer, Be-

strebungen und Kämpfe nicht um Damen, Feen, Zauberer u. s. w. drehen, ist auch gar nicht ariostisch. Und wie kann ein Dichter, der sich so ganz in die ritterliche Galantrie hineingelebt, der seine ganze Zeit und Kraft in der poetischen Schilderung des Lebens und der Thaten der Bradamante aufgeopfert, ihre glühende Liebe zu Rugiero mit allen Reizen ausgeschmückt und durch ihre Vereinigung mit diesem seinem Werk den wahren Schluss gegeben hat; wie kann derselbe Dichter dieselbe Bradamante nun so trocken und kalt erscheinen, sie gleichsam wieder von vorn anfangen lassen, ohne Liebe, ohne Beziehung zu ihrem Ritter, und so sein eignes schönstes Werk zerstören.

In der Einleitung zum dritten Gesang werden Zeitereignisse berührt, auf die allerdings in mehreren Gesängen des Rasenden Roland angespielt ist, was denn auch die Herausgeber für ihre Meinung besonders anführen; in der dritten Stanze wird sogar der Alfonso Estense der Signor invitto des Dichters genannt. Dies Alles beweist aber noch nicht, dass das Gedicht von Ariost ist. Eher lässt uns die Art, wie die Lobeserhebung gegen den Fürsten hier angebracht und durchgeführt ist, auf einen andern Dichter schliessen; ebenso, dass die lang erzählte Schlacht immer noch fortdauert und die Schilderung derselben eine ganz antiariostische Armuth der Erfindung zeigt. Eine Lücke im Fragment bringt uns einen andern Hauptbelden, den Roland, wieder vor die Anschauung. Dieser hat aber eben so wenig wie Rinaldo einen der Züge an sich, durch welche beide aus Ariost's grossem Gedicht so bekannt sind. Im vorigen Gesang erschien er schon als ein Ritter, der die Liebe ganz verschmäht, den ihre Anerbietung sogar beleidigt. Hier ist er aber noch deutlicher als der Roland der allerältesten Karlssagen dargestellt, und hat nicht die geringste Aehnlichkeit weder mit dem verliebten Roland des Bojardo, noch mit dem Rasenden des Ariosto. Er ist der alte, enthaltsame, keinen Verlockungen der Liebe zugängliche Paladin, der nur für die Ausbreitung des Glaubens, den Schutz und Sieg des Christenthums lebt und kämpft, und dessen Hauptgeschäft ist, bei den Heiden zu predigen und sie zu taufen. Dies ist gerade die Ansicht von den Paladinen, welche Ariost und seine nächsten Vorgänger und Nachfolger in seiner Manier verworfen hatten, indem sie das Hauptelement der Kirche aus ihren romantischen Epen ganz ausmerzten. — Ein gewisser König Fondrano, bei dem sich Roland grade aufhält, merkt an seinem Unglück im Krieg, dass sein Mahomed ein falscher Prophet sei, und beschliesst, ein Christ zu werden (Jo voglio seguir Cristo a' miei bisogni). „Da überredete ihn Roland freundlichst, dass er sich an der heiligen Quelle taufen lassen möchte, und Roland war

in der That sehr beredt, und gegen seine Freunde sehr gütig, eifersüchtig auf seinen Glauben und sehr klug, demüthig, keusch, treu, geduldig und fromm, und lebte stets in der Gnade Gottes.“ Er überredete auch richtig den Fredano, den stolzen Milo und eine Menge heidnischer Ritter, und taufte sie und wurde nicht müde im Taufen, und taufte zuletzt die ganze Stadt.

Feragut tritt aus seinem unterirdischen Zimmer heraus in eine blumige Ebene voll Lilien und Myrten. In diesem Garten fliegt ein kleiner Schütze und schiesst mit seinem Bogen oft nach einem Lorbeerbaum; er hat Pfeile von Blei und von Gold, die letztern machen, die erstern verscheuchen die Liebe. Auf einem goldnen Wagen sitzt die Königin Venus, einen goldnen Apfel in der Hand. Der Wagen, von vier Rossen gezogen, zeigt durch seine schnelle oder langsame, ungestüme oder schüchterne, immer verschiedene Bewegung die verschiedenartige Liebe der Menschen an und bewegt sich für Jeden einmal. Dem Wagen folgt eine lange Procession von fröhlichen und betrübten Leuten, welche die verschiedenen Arten der Liebe allegorisiren. Zuerst kommt die eheliche Liebe, dann die verliebten Jünglinge und Jungfrauen, dann die verschiedenen Arten von Ehebruch, der hier nach der Lehre der Mönche in 3 oder 4 Grade abgetheilt ist, dann die fleischliche Liebe zwischen nahen Verwandten, dann die verschiednen Arten der unnatürlichen, und zuletzt die allerschlimmste, die die Pforten des Paradieses ganz verschliesst, die Liebe zwischen Christen und Nichtchristen. Feragut kommt von dem Allem ganz ausser sich und wird so demüthig, dass er nichts weiter wünscht, als zu lieben. — Wenn man glauben kann, dass diese kalte, steife Allegorie, diese gelehrte todte Beschreibung des Reichs der Göttin der Liebe von Ariost sein könne, so muss man diesen doch auch gar nicht kennen, keine Ahnung von dem haben, worin Ariost grade seine Meisterschaft gezeigt hat. Ich halte es für ganz überflüssig, zum Vergleich an die Stellen im Rasenden Roland zu erinnern, wo von Liebe die Rede ist oder wo Ariost Allegorien angewandt hat. Beide Gedichte verhalten sich zu einander wie Leben und Tod.

Der vierte Gesang gibt uns zuerst die peinliche Fortsetzung von Feraguts Glück. Venus empfängt ihn sehr liebevoll und verspricht ihm noch einmal, zum Lohn dafür, dass er die Fee getödtet, soll er in der Liebe glücklich sein. Sie lässt in darauf den goldnen Apfel küssen, der Jeden beglückt. Die andern Seelen beneiden den Feragut um die schnelle Gunst, erhalten aber darüber von der Venus eine Rede voll Vorwürfe, und sind nun auf einmal zufrieden, beehren und loben den Heiden und

freuen sich über sein Glück. Venus beurlaubt ihn. Die Nymphe führt ihn aus dem Garten wieder an die Oberfläche der Erde. Er ist so erfreut über sein Glück, dass er gelobt, eine Pilgerschaft nach dem heiligen Grab Mohamed's anzutreten, und macht sich auch sogleich zu Fuss auf den Weg „nach Persien."

Unterdessen dauert vor Paris die Schlacht immer noch fort, und wird hier wieder durch zehn Stanzen beschrieben, bis ihr wieder eine Lücke im Text ein Ende macht. Nach dieser Lücke scheint denn der Kaiser Karl endlich den Sieg davongetragen zu haben. Er freut sich sehr darüber, besonders weil er jetzt zu seinem Hauptunternehmen, nach welchem all sein Sinnen geht, die Hände frei hat, nämlich zu der Eroberung Jerusalems und des heiligen Grabes. Er beschenkt seine Barone reichlich, um sie zum Beistand in dem neuen Kriegszug geneigt zu machen, den sie auch zusagen. Da wird ihm gemeldet, dass ein grosser Zug italienischer Fürsten und Ritter sich nähert, um an dem Kampf für Jerusalem Theil zu nehmen, dass sogar der Pabst mit allen Kardinälen und höhern Geistlichen ankommt, „um das Gesetz Mohammed's zu vernichten." Der Kaiser freut sich sehr und lobt den Pabst als gut katholisch, dass er ihm seinen apostolischen Segen bringt; mit diesem hofft er Wunder zu verrichten und den teuflischen Kultus Mohammed's aus dem gelobten Lande zu treiben. — Hier finden wir die letzte Bestätigung, dass das Gedicht nicht einmal aus der Zeit Ariost's, geschweige von ihm selbst sein kann. Das Hauptelement in demselben ist Verherrlichung der Kirche, Sieg des Christenthums durch die Waffen der Ritter und Vertilgung oder Bekehrung der Heiden, grade so, wie es auch in den ältesten Bearbeitungen der Karlssagen vorherrscht. Zur Zeit des Pulci und Ariost herrschte aber im Gegentheil ein Kampf gegen die Kirche und besonders in einem Geist wie Ariost, der sich mit solchem Behagen von den Bewegungen seiner Zeit fortziehen liess, hätte eine solche Weltansicht aus der alten Schule nie Platz, noch weniger eine dichterische Bearbeitung gefunden. Es ist hier nicht der Ort, die Entwicklung des italienischen Geistes und die verschiednen auf einander folgenden Richtungen und Gährungen der Zeiten an der künstlichen Bearbeitung der fremden Epen nachzuweisen. Ich habe dies in dem (unter der Presse befindlichen) zweiten Band meiner Geschichte der italienischen Poesie versucht, und muss darauf verweisen. Wenn es aber überhaupt einen Charakter gibt, an dem man die Zeiten, die Völker und die einzelnen Dichter kennt, so lässt sich mit vieler Bestimmtheit sagen, dass dieses traurige Gedicht unmöglich von Ariost sein könne. Es scheint mir aus mehreren Gründen eine Ueber-

setzung oder Bearbeitung eines alten Epos durch irgend einen sehr mittelmässigen Dichter zu sein, und wenn dieser wirklich zur Zeit Ariost's gelebt hätte, so müsste er einer von den damaligen vielen gelehrten Dichtern gewesen sein, die an den Fortschritten und Bedürfnissen der Zeit nicht den geringsten Antheil genommen haben. — Der Kaiser zieht also mit allen seinen Baronen dem Papst entgegen, das ganze Volk von Paris macht sich auf den Weg, und alle „scheinen Gott selbst mit allen seinen Engeln auf Erden zu erwarten.“ Nach diesem etwas starken Vergleich konnte der moderne Bearbeiter, der sich eben dadurch als einen gelehrten Dichter zu erkennen gibt, nicht umhin, eine Stanze gleichsam als Anmerkung einzuschieben, worin er sagt, dass eine solche Verehrung damals am Platz war, weil die Welt noch treue Hirten hatte, dass aber die jetzige Missachtung der Päpste ihren Grund in deren Sünden habe, indem sie sich unter den Schmeicheleien fett zu machen suchten, viel Simonie trieben und sogar die Kirchen verkauften. Wie kann man nur glauben, dass eine solche Pedanterie von dem Sänger des Rasenden Roland herrühre. Die darauf folgende lange Begegnung des Kaisers und Papstes hat durchaus den alten Charakter und dient offenbar nur zur Verherrlichung der christkatholischen Kirche, wobei an vielen Stellen Feindschaft gegen Mahomed und die Ketzer hervorleuchtet.

Als die Italiener unter Qualtiero ankommen, werden sie hochgeehrt, wobei der gelehrte Bearbeiter wieder eine Anmerkung einschieben muss, um auf den Unterschied zwischen der alten und seiner Zeit in Bezug auf italienische Tapferkeit aufmerksam zu machen; beiläufig wird noch zu Ehren der Kirche bemerkt, dass der Kaiser den König Desiderius nur desswegen habe besiegen können, weil Gott die sonst tapfern Longobarden, wegen ihrer Ketzerei, habe züchtigen wollen. Mitten unter den Festlichkeiten kommt der Papst an. Karl steigt schnell vom Pferde und küsst knieend den Pantoffel. Der ganze Einzug in Paris mit Processionen von Priestern, Musik, Weibern und Blumenstreuen, wird nun mit einer wichtigthuenden Breite erzählt, wobei es dem Dichter eine Hauptangelegenheit war, hervorzuheben, dass der Kaiser nicht neben dem Papst, sondern etwas hinter ihm ritt. Der Zug geht gleich in die Kirche, und der Papst ertheilt Allen seinen Segen. Doranio, ein eben erst getaufter Bekehrter, stellt dabei einen wichtigen Vergleich zwischen Mahomedismus und Christenthum an. „Er ist entzückt von dem ganzen Anblick, möchte um alle Schätze der Erde und des Meeres nicht mehr ein Heide sein, und nur das Christenleben scheint ihm menschlich, natürlich und gerecht.“ — Darauf geht Alles zur Ruhe.

In dem 5. Gesang finden wir den Ranaldo in Liebesverhältnissen mit der Ismonda. Die Geschichte, wie er zu dieser kam, fehlt in den frühern Gesängen. Sie sind gerade in einer Umarmung begriffen, als sie ein Lärm aufschreckt. — Bradamante läuft unterdessen auf der Spur ihres Bruders Ranaldo umher. Sie ist über die Pyrenäen gegangen, sucht ihn in ganz Spanien und kommt zuletzt nach Valencia. Da sieht sie viel Volk, das eine zum Feuertod verurtheilte Frau herausbegleitet. Bradamante fährt sogleich auf den Anführer der Truppen los, tödtet ihn und viele Andre, zerstreut alles Volk, und flieht mit der Frau. An einem einsamen Platz löst sie deren Bande und frägt nach ihrer Geschichte. — Ranaldo sucht die Ursache des Lärms, der ihn aufgeschreckt hat. Er sieht von dem Berg einen Stier mit drei Kühen herabkommen, und hinter ihnen einen gewaltigen Hirten mit einem Auge in der Stirn. Der Hirte ist in Spanien geboren, aber nun das unfruchtbare Land müde, und will nach Frankreich auswandern. Dieses Hervorheben Frankreichs über Spanien deutet auch auf ein älters französisches Original. — Wüthend über die Störung, geht Ranaldo gegen den Hirten. Er wird aber durch einen heftigen Stoss von dem Stier betäubt zu Boden geworfen, und Ismonda von dem Hirten zwischen die Kühe gejagt, und mit Schimpf in den Wald abgeführt. Als Ranaldo aus seiner Betäubung erwacht, macht er sich auf, Ismonda zu suchen. — Hier endigt das Fragment, welches wohl kaum den zehnten Theil des Gedichtes enthält.

Ich habe nun sowohl in ästhetischer Hinsicht an den einzelnen Stellen, die eines Ariost durchaus nicht würdig sind, als auch nach dem allgemeinen Charakter und der Tendenz des Gedichtes, wonach es sogar einer ganz andern Zeit angehört, meine Ueberzeugung zu begründen gesucht, dass Ariost nicht den geringsten Theil daran hat. Ich vermuthe auch, dass es nicht einmal ein originales italienisches Gedicht ist, wie diejenigen des Pulci, Bojardo und Ariost, hervorgegangen aus einer Verarbeitung der sämmtlichen Karls- und Athursagen, sondern dass es eine specielle Uebersetzung oder Bearbeitung eines bestimmten altfranzösischen Epos oder Romans ist, obgleich es mir bei den mangelnden Hülfsmittel nicht möglich gewesen ist, dem wahrscheinlichen Original auf die Spur zu kommen. Die grosse Breite, womit die Absicht Kaisers Karl, gegen Jerusalem zu ziehen, seine Vorbereitung dazu das Interesse und die Hülfe des Paptes dabei dargestellt ist, macht es wahrscheinlich, dass ein solcher Zug der Hauptgegenstand des ganzen Gedichtes sein sollte. Dazu könnte aber das bis jetzt allein bekannte

Gedicht über diesen Gegenstand, Charlemagne, an anglo-norman poem, wovon H. A. Keller in seinen altfranzösischen Sagen einen Auszug gibt, nicht zum Original gedient haben. Es wäre aber zu verwundern, wenn sich nicht noch ein anderes ähnliches Gedicht auffände, aus der Zeit, wo die Dichter sich die Verherrlichung der Kirche und die Bekehrung der Heiden so angelegen sein liessen. Wie dem auch sei, das Ganze trägt das Gepräge des hohen Alterthums in der romantischen Epenliteratur, und ich würde selbst die pedantische und ungelenke italienische Bearbeitung wenigstens in den Anfang des 15. Jahrhunderts versetzen, wenn mich nicht die Anführung von Alfons von Este irre machte. Wenn sich meine Vermuthungen bestätigen und sich das altfranzösische Original auffinden lässt, so haben die Herausgeber immerhin einen Beitrag zur epischen Literatur des Mittelalters geliefert. Wenn es aber gegen meine Ueberzeugung doch noch gelänge, die Autorschaft des Ariost zu diesem Nachwerk evident zu beweisen, so hätte der grosse Dichter durch diese Entdeckung Nichts gewonnen, aber Viel verloren.

**E. Ruth.**

## Zur Geschichte Romanischer Literatur.

*Histoire comparée des litératures Espagnole et Française. Ouvrage qui a remporté le prix proposé par l'Académie Française, au concours extraordinaire de 1842. Par Adolphe de Puibusque. Paris G. A. Dentu, Imprimeur-libraire, Palais Ryoal. 1844. 2 Octavbände von 560 und 543. Seiten.*

Unter der Bestimmung des Einflusses der spanischen Literatur auf die französische im Anfang des 17. Jahrhunderts — diess war zunächst die Aufgabe der Academie gewesen — versteht der Verfasser nicht bloss eine Parallele der schönsten Seiten dieser zwei hervorragenden Literaturen; er will vielmehr das Band, das sie innerlich verknüpft, die geheimen Verwandtschaften beider, die Bedingungen ihres gegenseitigen Verhältnisses aufzeigen, er will die Folgen nachweisen, die eine gut oder übel verstandene Nachahmung in dem Spiel wechselseitiger Einwirkungen hervorgebracht hat.

Beziehungen zwischen der spanischen Literatur zur französischen, bestehen aber schon vor dem 17. Jahrhundert, und hören mit diesem noch nicht auf. Sollten nun nicht Folgen ohne Ursachen, oder Ursachen

ohne Folgen bezeichnet werden, so war die engere Aufgabe viel weiter zu fassen, musste statt einer blossen Skizze ein ausgeführteres Gemälde entworfen werden. Das letztere ist zum entschiedenen Vortheil der Arbeit geschehen. Eine kürzere Einleitung mit dem Motto: Imitatione optimorum similia inveniendi facultas paratur (Plin. epist. VII. 9.) und allgemeinere Bemerkungen über Sprache und Literatur der Spanier und Franzosen gehen schicklich der Entwicklung des Einzelnen voran. L'histoire de leur littérature, sagt der Verf., a cela de particulier, que les analogies s'y montrent partout, et les ressemblances nulle part; on les voit alternativement se devancer et se suivre. Ausführlicher werden sofort die älteren spanischen Poesieen, das Gedicht vom Cid und das in leonischer Mundart geschriebene Poema de Alejandro Magno von Juan Lorenzo Segura de Astorga besprochen. Es ist zu bedauern, dass Herr Puibusque noch nicht den altfranzösischen Roman d'Alixandre von Lambert li Tors und Alexandre de Bernay, den 1846 Henri Michelant herausgegeben, benützen, und in diesem hervorragenden Beispiel die mittelalterliche epische Poesie Spaniens und Frankreichs vergleichen konnte.

Dem Fleisse des Verf. sind die geistlichen Poesieen des Gonzalo de Berceo und die verschiedenartigen Schriften des Königs Alphons X. nicht entgangen, der sich um die Festsetzung der castilischen Sprache die ausgezeichnetsten Verdienste erworben hat. — Es war nicht möglich die ältere castilische Dichtung zu schildern, ohne der Troubadours zu gedenken, für die es keine Alpen und keine Pyrenäen gab, denen wir in Barcelona, in Avignon, in Toulouse begegnen, die wir in Neapel, in Aix, in Valence und in Arles wieder finden. Dass dieselben die Poesie nicht als eine Kunst, sondern als eine Wissenschaft betrachtet, dass sie zuletzt einer gewissen Pedanterie und Spitzfindigkeit verfielen, hält der Verfasser für den Grundirrthum der provenzalischen Sänger. Wenn er aber hinzusetzt, dass sie nie die Kraft der Wahrheit besessen hätten, nie die Einfachheit, welche der Geschmack verlangt, so kann diess doch nur mit Einschränkung zugegeben werden; wir erinnern nur an die kriegerischen Lieder von Bertrand de Born, wir müssen fragen, ob es etwa dem glühenden Pierre Cardinal an Energie gefehlt, wir verweisen auf Boniface de Castellane, des despotischen Carl von Anjou heftigsten Gegner, der seinen Widerstand gegen den Grafen mit dem Leben büssen musste. — Von den Troubadours war nur ein Schritt zu den grossen Italienern des 14. Jahrhunderts, deren Abhängigkeitsverhältniss von den ersteren durch vortreffliche deutsche Werke genügend ins Licht gestellt worden ist. Dem Verf. dünkt es ein Glück, dass weder Frankreich noch

Spanien alsbald von den Italienern gelernt, weil sonst Europa statt des Reichthums seiner verschiedenen Literaturen wohl nur eine und eben dieselbe in drei oder vier Sprachen hervorgebracht haben würde. Dieser etwas paradoxe Satz soll durch eine Darlegung der schon vor italienischem Einfluss vorhandenen ähnlichen Richtungen der älteren spanischen und französischen Literatnr begründet werden. Der Verf. überhebt uns indessen der Mühe, seine Ansicht zu widerlegen, da er den Hauptpunkt, auf den es bei dieser Frage anzukommen scheint, später selbst berührt. Er gibt nämlich zu bedenken, dass in allen Literaturen ohne Zweifel Werke der Nachahmung sich mit selbstständigen Productionen verbinden, dass das Einfache und das Zusammengesetzte sich berühren, dass es aber einen unveräusserlichen Fonds gebe, den nationalen, dass Spanien dasjenige Land Europa's sei, welches diesen kostbaren Fonds mit der grössten Beharrlichkeit ausgebildet habe. Während, heisst es weiter, auf der Oberfläche der spanischen Poesie ausländische, mit mehr oder weniger Glück verpflanzte Blumen glänzten, fuhren die Apologe, die Satiren, die Romanzen, die Chroniken fort, castilische Sitten, Charakter und Geist zu schildern, und wenn gleich dieser volksthümliche Ausdruck mehr, als einmal getrübt worden ist, so ist er darum niemals unterbrochen worden. Diese Betrachtungen führen auf des Prinzen Don Juan Manuel Conde Lucanor, wovon Herr von Eichendorff unter dem Titel „der Graf Lucanor“ uns eine deutsche Uebertragung geboten hat. Mit der Charakteristik, die Herr Puibusque von jenem Buche gibt, werden unsere Leser gerne die des trefflichen Uebersetzers verbinden. Diese kleinen sinnreichen und einfachen Erzählungen, sagt der erstere, unterscheiden sich durch ihren deutlich ausgedrückten, moralischen Charakter, durch jenen Ton ernsthaften Scherzes, der nur den Spaniern eigen ist, von unsern Fabliaux. Nichts Unbestimmtes, nichts Declamatorisches, jede Sentenz ist eine eben so leicht verständliche, als ausführbare Lebensregel. Und nun unser Landsmann: „Der Reichthum eines grossartigen Lebens spiegelt sich überall in diesen Gedichten, die uns überdies unmittelbarer, als viele Historienbücher in die innerste Sinnweise jener wunderbaren Zeit einführen. Manches darin mag uns noch unbeholfen, Vieles aus der grossen Ferne der Zeiten fremd und wunderlich erscheinen; aber ein tüchtiger Verstand, Ehre, ächte Ritterlichkeit und Andacht gehen wie ein erfrischender Waldhauch durch das ganze Buch.“

*(Schluss folgt.)*

Nr. 16. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## A. de Puibusque: Histoire comparée des litératures Espagnole et Française.

(Schluss.)

An den Infanten Don Juan Manuel schliesst sich Juan Ruiz, Erzpriester zu Hita, an. Der Auffassung der Spanier, welche diesen Autor ihren Petronius genannt haben, stellt Herr Puibusque eine Parallele des Erzpriesters mit dem lustigen Pfarrer von Meudon entgegen. Es ist unmöglich, sagt er, mehr Spanier zu sein, als Juan Ruiz, mehr Franzos, als Rabelais, und lebendiger, als diese beiden Schriftsteller, den nationalen Charakter des Spottes in Frankreich und in Spanien auszudrücken. — Nicht weniger treffend sind des Verfassers Andeutungen über die Volkspoesie der Romanzen, über die erkünstelten Arbeiten des patriotischen Juan de Mena, über die achtungswerthen ersten Versuche spanischer Historiographie. Der Verfasser, der hiermit das Mittelalter verlässt, um das Wiederaufleben classischer Bildung im 16. Jahrhundert zu schildern, hat ganz richtig darauf hingewiesen, wie dieses grosse Ereigniss in ganz verschiedener Weise für die italienische, und in doppelter Beziehung für die französische Literatur Epoche gemacht hat. Wie Frankreich, ging *auch Spanien* in die Schule der grossen Meister, der Alten und der Italiener. Was die castilischen Dichter dadurch erreicht, zeigt der Verfasser an Boscan, Garcilaso de la Vega, Mendoza und den übrigen Anhängern der neuen Partei. Er setzt mit vielem Sinn für poetische Schönheit die Verdienste des Luis Ponce de Leon und des Fernando de Herrera auseinander. Passend reiht er an den ersteren den Luis de Granada und die Santa Theresa de Jesus an, zwei geistliche Autoren, die auf Diego de Estella und andere vorbereiten. Der Verfasser hat es bis hierher verschoben, von den Anfängen der dramatischen Dichtung der Spanier, von Rodrigo de Cota und Juan de la Enzina zu sprechen; im 5. Capitel handelt er umständlich von der bekannten, von v. Bülow unter dem Titel „Celestine, eine dramatische Novelle", auch ins Deutsche übertragenen Tragicomedia de Calisto y Melibea, und geht dann auf Bartolomeo de Torres Naharro über, den er den Boscan des Theaters

nennt. Hierauf folgen Nachrichten über das spanische Bühnenwesen, über die Werke des Lope de Rueda und eine Uebersetzung von einem der Pasos dieses Dichters. Wenn auch das, was der Verfasser hier und im Verfolg über die dramatische Dichtkunst der Spanier vorträgt, nicht auf eine Erschöpfung des Gegenstandes Anspruch machen kann, wie wir sie in den drei Bänden der Herrn von Schack besitzen, so können wir doch der geschickten Gruppirung, welche das Wichtigste mit befriedigender Klarheit hervortreten lässt, das gebührende Lob nicht versagen. Dasselbe gilt von der Darstellung des weiteren Verlaufes der spanischen Poesie, wo uns unter anderen die Franzisco Figueroa, Gil Polo und die beiden Argensola in scharfen Umrissen vorübergeführt werden und wo der Verfasser die zarten Lieder des Esteran Manuel de Villegas charakterisirt. Aus der hieran sich reihenden Geschichte der spanischen Epopoe heben wir die Kritik der Araucana des Alonzo de Ercilla y Zuñiga hervor. Unser Autor, der nun bis zu den grossen Unsterblichen der spanischen Poesie gelangt, widmet mit Recht dem herrlichen Miguel de Cervantes Saavedra einen längeren Abschnitt. Wir müssen dem Verfasser das Zeugniss geben, dass es ihm gelungen ist, den Leser auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus er die vielseitige Wirksamkeit jenes ausgezeichneten Mannes zu überschauen vermag. Alle Anerkennung verdient es, dass der Verfasser nach dem unendlich Vielen, was schon über Cervantes geschrieben worden, auch einiges Eigenthümliche bietet, z. B. sein Urtheil über die Vergleichung des Cervantes und Boccaccio, eine Parallele, die schon Gabriel Tellez gezogen hat. Die Ausbildung der spanischen Prosa durch Cervantes bildet den Anknüpfungspunkt zur Fortsetzung der oben unterbrochenen Geschichte der spanischen Historiographie. So schwierig es auch ist, von Lope de Vega zu reden, ohne sich einem einseitigen Enthusiasmus zu überlassen, so hat doch der Verfasser bei aller Verehrung „des Wunders der Natur“ die Schwächen eines der grössten, und wohl des fruchtbarsten aller Dichter nicht übersehen. — Nach einigen Winken über Quévedo und Don Manuel Melo wird die Epoche der Culturisten geschildert. Den Urprung dieses literarischen Phänomens, das Spanien und Italien gemein haben, jenes in dem nicht unbegabten Luis de Gongora de Argote, dieses, nur in etwas anderer Weise, in Marini, sucht Herr Puibusque mit Boileau jenseits der Alpen. Mit der Schule des Gongora, den Gracian und Lastañoso schliesst der erste Band, dem eine gute Anzahl gelehrter Noten zur Stütze und weiteren Ausführung des Textes beigegeben ist.

Mit dem zweiten Bande tritt der Verfasser seiner Aufgabe, einer

Darstellung des Einflusses spanischer Literatur auf die französische, näher. Die politischen Zustände, die denselben hervorbrachten, und seine Fortdauer begünstigten, mussten natürlich vor der Betrachtung der literarischen Erscheinungen entwickelt werden. Den Uebergang von der Politik zu den Letzteren vermittelt Antonio Perez. Unter den Franzosen hatte schon früher Philarète Chasles das Andenken dieses merkwürdigen Mannes erneuert, hat später Mignet sich mit ihm beschäftigt. Die Untersuchungen unseres Verfassers sind nach einer anderen Seite gerichtet. „Eine politische Persönlichkeit, sagt er, ist Antonio Perez unbekannt in der spanischen Literatur; er übt aber — was vermag nicht die Laune der Umstände — mehr Einfluss auf die französische Literatur, als die ganze Schule der Argensola.“

Und in der That, wie Vielen ist der berühmte Staatssekretär Philipp's II. überhaupt als Schriftsteller geläufig und insbesondere als ein solcher, der die französische Bildung zur Zeit der Henri IV. in irgend welcher Weise bestimmt hat? Ueber diese literarische Bedeutung des Antonio Perez, seiner Memoiren, seiner Briefe, die in Frankreich eine eigene Gattung schufen und Schule machten, hat Herr Puibusque interessante Belege gesammelt. — Durch den Hof hatte Antonio Perez den spanischen Gongorismus in Frankreich verbreitet; den Stil der italienischen Concettisten brachte Marini durch den Cirkel des Hôtel de Rambouillet zu grossem Ansehen in Paris. Das Wesentlichste der hierher gehörigen Erörterungen des Verfassers theilen wir in Folgendem mit. Der Ursprung jener Gesellschaft geht auf des hochangesehenen Jean de Vivonne, Marquis de Pisani (gest. 1599), Gemahlin Julie Savelli, aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Italiens, zurück. Allein erst durch ihre Tochter, Catherine de Vivonne, Marquise de Rambouillet und ihre Enkelin Julie d'Angenne, spätere Herzogin von Montausier, erlangten jene literarischen Vereinigungen das Uebergewicht, das sie in dem langen Zeitraum von 50 Jahren geltend gemacht haben. Um dieses zu begreifen, muss man wissen, dass Voiture, Balzac, Segrais, Cotin, Pascal und La Rochefoucauld sich in jenen Salons zusammenfanden, dass man dort den grossen Condé und den bejahrten Malherbe verehrte, Chapelain und das Fräulein von Scudéry bewunderte, dass dort Corneille und Bossuet ihre Palmen davon trugen. Im Hôtel de Rambouillet nun ward der Cavalier Marin, wie man ihn nannte, so festlich wie der Prinz von Condé empfangen; Stadt und Hof bewarben sich um alsbaldige Kenntniss der neugebornen Concetti des Meisters, dem der Abbé Desportes und der Bischof Bertaud vorgearbeitet hatten. Unter den Besuchern des Hôtel de Rembouillet neigte sich, nach

unserem Verfasser, Voiture, besser Monsieur de Voiture, — er schuf einen eigenen Style Voiturien, mehr zu den Italienern, zu der Art des Giambattista Marini, Balzac mehr zu den Spaniern hin, waren Ogier de Gombauld, einer der eifrigsten Mitgründer der französischen Académie, und Saint-Amand entschiedene Anhänger des Dichters des Adone, dessen achten Gesang Fréron in seinen Vrais Plaisirs, ou les Amours de Vénus et d'Adonis nachgeahmt hat.

Der Verfasser ist jetzt auf dem Punkt angekommen, wo sich zuerst auf der französischen Bühne eine Nachahmung spanischer Dichtung bekundet. Ueber Alexandre Hardy, einen Vielschreiber, der 800 Stücke verfertigt haben soll, wozu er den Cervantes und Lope de Vega geplündert, über Larivey und Pichou, die an derselben Quelle geschöpft, über Théophile Viaud, Mairet, Du Ryer, Tristan und noch andere jetzt vergessene Poeten finden wir das Nöthigste beisammen. Indem der Verfasser von den Vorgängern des Corneille berichtet, nennt er Jean Rotrou den Bedeutendsten unter ihnen. Wie viel dieser fruchtbare Dichter den Spaniern, vor allem dem Lope de Vega verdankt, ist im Text und in den Noten, die auch den zweiten Band begleiten, redlich verzeichnet worden. — Dass ein Franzos sich über die Mängel seiner grossen Dichter unbefangen aufkläre, ist allemal ein seltenes Ereigniss. Herr Puibusque befindet sich in Betreff der ersten Stücke des Pierre Corneille in diesem Fall. Wer die französische Critik näher kennt, den wird es nicht befremden, wenn wir ausdrücklich bemerken, dass unser Verfasser dem Guillen de Castro, welchem Pierre Corneille für den Cid verpflichtet ist, sein Recht widerfahren lässt. Den Diamante dagegen hält er — und hierüber sind die Ansichten getheilt — für den Uebersetzer des französischen Dichters. Eh bien! sagt der Verfasser, chaque fois que le grand homme (Corneille), aux prises avec un monde rebelle, sent qu'il va chanceler, il s'appuie sur le théâtre espagnol, et il retrouve aussitôt cette force de résistance que la terre prêtait à son fils Antée. Corneille's Nachahmungen des Calderon geben Gelegenheit, sich über den letzteren zu verbreiten, und ihn gegen Voltaire's leichtsinnige Spöttereien zu vertheidigen. Ausser den Genannten hat Corneille aber bekanntlich auch noch Lope de Vega und Alarcon benützt. Nachdem der Verfasser dieses im Einzelnen nachgewiesen, wobei er über Alarcon werthvolle Notizen bringt, geht er auf einige von Corneille's Zeitgenossen (darunter Scarron) über, die den unerschöpflichen Reichthum spanischer Poesie ausgebeutet haben.

Eine sehr belebte Schilderung des Unwesens, das sich der fran-

zösischen Gesellschaft und Literatur durch das Hôtel de Rambouillet nach und nach bemächtigt, leitet das Auftreten des Molière ein, der alle jene Unnatur und Geschmacklosigkeit durch seine Précieuses ridicules zu vernichten strebte. Denn Molière besass, was der Verf. seinen Landsleuten im Allgemeinen abspricht, wenn er sagt: En France, en effet, où tous les genres de courage abondent, il en est un très rare, le courage du bon sens. Zu gleicher Zeit mit Molière war Thomas Corneille in die dramatische Laufbahn eingetreten. Wenn er, wie noch viele Andere, die meisten seiner Stücke von den Spaniern entlehnte, so ward ihm dieses, nach den Erläuterungen des Verf., durch die spanischen Schauspieler, welche lange Zeit das Pariser Publicum anzogen, äusserst erleichtert. Was nun den Molière betrifft, so werden die Quellen des Dichters und sein Eigenthumsrecht weitläufig untersucht. Dabei ist von besonderem Interesse, was über die poetischen Bearbeitungen der Don Juan Fabel, und namentlich über Tirso de Molina aus Anlass von Molières Festin de Piere in dem vorliegenden Bande zusammengestellt ist. Wie viel Molière sich mit den Aerzten zu schaffen gemacht, ist Jedermann bekannt, dass aber Cervantes ein grosser Kenner der Heilkunde gewesen, und dass er dieses in seinem Don Quijote bewiesen, hätten ohne den Spanier Don Antonio Hernandez Morejon, der neuerdings hierüber geschrieben, wohl nur die wenigsten gedacht. Aus der Schrift des Morejon: Bellezas de la medicina práctica descubiertas en el Ingenioso caballero Don Quijote de la Mancha, hat unser Verf. Auszüge gegeben, die Manchem als Curiosum willkommen sein werden. —

Die französische Literatur, die der Verf. im Bisherigen als eine receptive dargestellt hat, zeigt er uns nun in ihrer Activität, und zwar zuerst in ihrer selbstständigen Wirkung auf Europa, und dann als Vermittlerin des spanischen Einflusses ausserhalb Frankreichs. Es muss für den französischen Verf. einnehmen, wenn dieser es nicht vergisst, das indirecte Verdienst der spanischen Gallicisten des 18. Jahrhunderts hervorzuheben, mit anderen Worten, wenn er die Bestrebungen der zahlreichen Afrancesados in sofern als wohlthätige bezeichnet, als durch sie hauptsächlich patriotisch gesinnte Männer zu ernsten Bemühungen, den fremden Einfluss zu überwinden, und vornehmlich die gesunkene spanische Nationalpoesie wieder zu beleben, angeregt worden sind.

In einer vergleichenden Geschichte der spanischen und französischen Literatur durfte das Verhältniss der beiderseitigen schönen Prosa nicht übergangen werden Nachdem schon früher Einzelnes berührt wor-

den, wird nun jenes Verhältniss nachträglich von den Ritter- und Schäferromanen bis zu den Le Sage und Florian dargelegt.

Zum Schlusse des Ganzen fasst der Verf. das Resultat seiner Unternehmungen übersichtlich zusammen, wobei er zugleich die Meinungen, welche Lord Holland (in Some account of the lives and writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro, London 1806) und Giovanni Andres (in seiner Literaturgeschichte) über den Einfluss des spanischen Theaters auf das französische geäussert, zu widerlegen unternimmt. Der Verf. hat aber, wenn er den Racine gegen den ersten der genannten Schriftsteller zu retten versucht, übersehen, dass der Dichter der Phèdre offenbar Vieles dem Rotrou entlehnt hat. Da nun der Letztere in den meisten seiner Stücke die Spanier nachgeahmt hat, so wird Racine wenigstens zu den mittelbaren Schülern derselben gerechnet werden müssen.

Wir wollen jedoch nicht mit Tadel von dem besprochenen Werke Abschied nehmen, das wir auch Anderen empfehlen möchten, wie wir ihm selbst viele Belehrung verdanken. Möchte es dem Verf. gefallen, seine ferneren Studien über französische und spanische Literatur der Oeffentlichkeit zu übergeben; möchte er uns namentlich auch über die neueste spanische Poesie unterrichten, von deren Zukunft er so schöne und begeisterte Erwartungen hegt.

**Dr. W. L. Holland.**

---

*Zur Alterthumskunde des Nordens von J. J. A. Worsaae. Enthaltend: I. Bleking'sche Denkmäler aus dem heidnischen Alterthum in ihrem Verhältniss zu den übrigen Scandinavischen und Europäischen Alterthumsdenkmälern. II. Runamo und die Braavalleschlacht. — Mit zwanzig lithographirten Tafeln. — Leipzig, Verlag von Leopold Voss. 1847. — II. und 130 Seiten in gr. 4. auf schönem Papiere.*

„Zur Alterthumskunde des Nordens“ nennt mit Recht Herr Worsaae seine vorgenannte, wieder ganz vortreffliche Schrift, denn sie umfasst nicht Ein Werk, sondern enthält zwei gänzlich verschiedne und von einander unabhängige Beiträge zu der Alterthumskunde „und Geschichte“ des Nordens. Wir behandeln und beurtheilen daher auch einen jeden dieser beiden schätzbaren Beiträge besonders.

I.

Der erste Beitrag, welcher den genannten Titel führt: „Bleking'sche Denkmäler u. s. w.“ steht mit den beiden bereits erschienenen Schriften Worsaae's, über welche wir auch in diesen unsern Jahrbüchern (Jahrgang 1844. Nr. 44. und Jahrgang 1846. Nr. 56.) gesprochen haben, mit „Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet“, und mit „die nationale Alterthumskunde in Deutschland, Reisebemerkungen“ in inniger Verbindung, dient zur weiteren Ausführung und Begründung des in denselben Gesagten und macht mit denselben ein geschlossenes Ganze aus. Herr Worsaae sagt selbst in der Vorrede: „Da ich in den beiden erwähnten kleinen Schriften nur kurze „Andeutungen habe geben dürfen, so habe ich es für meine Pflicht erachtet, meine Behauptung von dem Reichthum und der Bedeutung der „scandinavischen Alterthumsdenkmäler dadurch näher zu begründen, dass „ich auch mein Werk über die Bleking'schen Alterthümer (dänisch erschienen in Kopenhagen 1846.) ins Deutsche übertragen lasse. Dieses „enthält nämlich nicht blos eine Monographie über Denkmäler einer einzelnen Gegend Scandinaviens, sondern auch und namentlich eine ausführliche Vergleichung der übrigen scandinavischen und europäischen „Alterthumsdenkmäler, so wie den Versuch, daraus, mit besondrer Beziehung auf Scandinavien, den Gang der ersten Bevölkerung und der „Culturverhältnisse abzuleiten.“ Und es sind eben darum diese „Bleking'schen Denkmäler“ um so wichtiger, als Herr Worsaae in denselben den ersten, und zwar wohlgelungenen, Versuch macht, die älteste *Geschichte* der scandinavischen und deutschen Vorzeit nicht bloss auf, um Jahrhunderte spätere, Schriften über dieselbe, sondern mehr noch auf uns derselben unmittelbar hervorgegangene und jetzt noch grossentheils selbst vorhandene Denkmäler zu gründen. Als Repräsentanten aber gleichsam der Denkmäler des Nordens wählt er Bleking, eine der südlichsten und schönsten Landschaften Schwedens, welche, als im Westen an Schonen und in Norden an Samland angrenzend, in dem Uebergange zwischen den sanftern Ebenen und den wildern Felsengegenden liegt, und an aller Art Grabdenkmäler der Vorzeit unendlich reich ist, so dass die Uebersicht der Bleking'schen Grabdenkmäler zugleich als eine Uebersicht sämmtlicher Arten von gleichzeitigen Gräbern auf der scandinavischen Halbinsel betrachtet werden kann. Bleking ist nicht nur reich an der Klasse von Ueberresten aus dem Alterthum, die bisher bei wissenschaftlichen Untersuchungen gar zu viel übersehen worden ist, sondern es gewährt auch ein besonderes Interesse dadurch, dass es gerade an die

Gegend stösst, wo die Denkmäler einen ganz andren Charakter zu bekommen anfangen. Die Alterthumsdenkmäler Bleking's bilden so einen passenden Ausgangspunkt für eine Untersuchung über den Unterschied zwischen den scandinavischen Denkmälern.

Diese Grabdenkmäler sind aber überhaupt, gleich wie dieses der so gelehrte jetzige Etatsrath C. J. Thomsen zuerst erkannt hat, und gleich wie wir schon wiederholt in diesen unsern Jahrbüchern dargestellt haben, und hier noch klarer auseinandersetzen müssen, entschieden von dreierlei Art und drei verschiednen Perioden der Geschichte angehörend. Wir sehen in Bleking zuerst die Steindenkmäler aus einer Zeit, in welcher die Metalle noch unbekannt oder doch in der Regel unbenutzt waren, die Steinkisten oder „Hällkistor", wie die ältesten Gräber aus dem Steinalter daselbst heissen, die wenigstens in einigen Fällen drei bis sechs Ellen hoch, mit einem Haufen Steine oder Füllerde, mit einer „Steenrör" (Steinröhre, denn so heisst in Schweden ein solcher Steinhaufe) bedeckt gewesen sind, so wie in Schonen und Dänemark die Steingräber (Steendysser, und zwar die Langgräber und Rundgräber) und die Riesenbetten (Jättestnur). Diese enthalten unverbrannte Leichen, allerlei Geräthe aus Flintstein, gearbeitete Knochenstücke (Jagd- und Fischereigeräthe), Schmucksachen von Bernstein, thönerne Gefässe mit feiner lockern Erde, Scherben solcher, und Holzkohlen. Und diese Steindenkmäler befinden sich zuerst in Schweden, aber bloss in dem ganz südlichen und südwestlichen (sonst nirgends in Schweden, und eben so wenig in Norwegen); dann in ganz Dänemark, überall am meisten an den Küsten, so wie von da südöstlich an dem südlichen Ufer der Ostsee durch Mecklenburg und Pommern, und in den Flussgebieten der Oder und Elbe, in Brandenburg und vereinzelt in Thüringen; ferner ziehen sie sich südwestlich durch Hannover bis nach Nordholland, am meisten nach Drenthe und Ober-Yssel. Aber weder in dem südlichen Holland, noch in Belgien sind sie bisher gefunden worden. In dem nördlichen Frankreich dagegen kommen sie wieder zum Vorscheine, häufig in der Normandie und Bretagne. In grösster Zahl aber sammeln sie sich längs der Loire und an deren Nebenflüssen bis in das Auvergne-Gebirge hinein. Selbst an der Garonne und an dem Ursprung der Nebenflüsse derselben, so wie auch in der Provence und Dauphiné, an den Flüssen Rhone, Durance und Isère, wahrscheinlich auch in Spanien, ohne Zweifel in Portugall, so wie dazu noch in (Schottland) England, vornehmlich auf den Süd- und Westküsten, und in Irland werden sie angetroffen. Nie zeigen sie sich aber in der Mitte Europa's. Aechte Steingrä-

ber stehen aber auch an der Küste des Mittelländischen Meeres bei Marseille, und sehr wahrscheinlich nicht minder in Italien und Griechenland.

Alterthümer aus dem eigentlichen Bronzealter sind nicht nur einheimisch in den Gegenden im Westen und Süden, wo die Steingräber hervortreten, sondern sind zugleich über den ganzen südlichen und mittlern Theil von Europa ausgebreitet. Sie kommen sowohl lose in der Erde, als in Gräbern, und dann gemeinlich neben verbrannten Leichnamen, seltner bei nicht verbrannten, vor. Die Ueberreste von den verbrannten Leichnamen sind meistens entweder in Aschenkrügen zwischen kleine Steine oder in ganz kleine viereckige Steinkisten niedergelegt; die nicht verbrannten Leichen dagegen sind häufig in schmalen Steinkisten beigesetzt. Ohne Zweifel hat auch Russland Gräber und Denkmäler des Bronzealters in Menge. Besonders sind die Gräber aus dem letztern in Dänemark zahlreich. In Schweden gehen diese Gräber höher nach Norden hinauf, als die Grabstätten des Steinalters, aber auch nicht bis über Upland hinaus, und in dem nördlichen Schweden und in Norwegen finden sich die Gräber und Alterthümer des Bronzealters so gut wie gar nicht. Zu dem Bronzealter sind aber nur zu rechnen Waffen und schneidende Geräthschaften von Bronze (oder mitunter von gediegenem Kupfer) sammt den Geschmeiden und dem Hausgeräth, das in demselben Geschmacke gearbeitet ist, und namentlich aus derselben Metallmischung besteht: $^{9}/_{10}$ Kupfer und $^{1}/_{10}$ Zinn. Denn auch später in dem Eisenalter wurden Geschmeide aus Bronze verfertigt, allein diese lassen sich leicht von den ältern Bronzgeschmeiden unterscheiden, theils durch Form und Verzierungen, theils durch das Metall, das wohl auch zum grössten Theile Kupfer ist, aber anstatt des Zinnes gewöhnlich Zink oder Blei oder beides zusammen enthält. Von Waffen und schneidenden Geräthschaften aus Bronze sind besonders Messer und die meisselförmigen sogenannten Paalstäbe und Celte gewöhnlich. Je weiter man in dem Norden Europa's hinauf geht, desto mehr Ueberreste aus dem Bronzealter kommen zum Vorscheine. Die Bronzeschwerter, welche in dem Süden ziemlich spärlich getroffen werden, sieht man in England und Norddeutschland häufig. Den grössten Reichthum aber an Bronzesachen besitzen Irland, die südlichen Küsten der Ostsee bis nach West-Preussen und die dänischen Länder.

Dem Eisenalter endlich gehören an bei weitem die meisten, ja so gut wie alle Grabhügel in ganz Norwegen, sowohl an den Küsten, als in dem Innern des Landes. Sie bestehen aus Steinröhren (Röser), und sie bargen, mit einzelnen Ausnahmen, verbrannte Leichen und neben den-

selben u. a. Gefässe von Vegstein (Talkstein) mit eisernem Henkel oder Gefässe aus zusammengenieteten Eisenstücken; ausserdem eiserne Waffen, (Schwerter, Spiesse, Pfeile), Zäume, Würfel und Steine von Knochen zu einer Art Bretspiel, schalenförmige Schnallen und allerlei sonstiges Geschmeide. Den Gräbern aus diesem Zeitalter überhaupt sind besonders eigen, „mitunter" (wir möchten lieber sagen „häufig"), bei unverbrannten Leichen, kostbare Geschmeide von Gold und Silber und Mosaikperlen. Der Gräber aus dem Eisenalter befinden sich aber auffallend wenige nur in Dänemark. Dagegen kommen sie zahlreich vor in Mecklenburg, Brandenburg und beinahe ganz Deutschland, zumal in Süden, namentlich in Baden, Würtemberg, Baiern, dem Elsass und der Schweiz, und auf merkwürdige Weise stimmen die in Süddeutschland und der Schweiz gefundenen eisernen Waffen, Mosaikperlen, Schnallen und sonstige Geschmeide, ja auch die goldnen Bracteaten Sinsheims namentlich, mit den nordischen überein. Aus meiner vergleichenden Darstellung der Resultate der bis jetzt geschehenen Eröffnungen der uralten nicht römischen Grabstätten in der südlichen Hälfte Deutschlands in meinem siebenten, achten, neunten und eilften Jahresberichte, hat sich mir besonders ergeben, dass sich das westliche Donaugebiet durch viele Grabstätten aus dem Bronzealter, und das südliche Rheingebiet bis tief in die Schweiz hinein, durch viele Grabstätten aus dem Eisenalter auszeichnet; wiewohl auch weder dem erstern die Grabstätten aus dem Eisenalter, wie namentlich die so bedeutenden bei Nordendorf und bei Fridolfing, noch dem letztern die Grabstätten aus dem Bronzealter, wie namentlich die in dem Burstädter Walde bei dem einst so berühmten Lorsch, nicht mangeln.

Diese Gräberdenkmale und Grabalterthümer nun sind zugleich so gänzlich verschieden und streng von einander geschieden, zumal stehen die aus dem Steinalter so eigenthümlich da, dass man durchaus gar keinen etwa möglichen Uebergang der einen in die andere wahrnimmt, sondern drei gänzlich verschiedne Völkerstämme annehmen muss, von denen das eine das andere besiegt, der Völkerstamm mit dem Erze den mit dem Steine und der mit dem Eisen zuletzt den mit dem Erze überwunden hat. Und welches sind nun diese Völker, von denen das eine über das andre Meister geworden ist? — Die Beantwortung dieser Frage führt Herr Worsaae besonders trefflich durch. — Asien ist die Wiege der vom Anfange an, von Osten nach Westen gewanderten, und jetzt sogar immer fort noch nach Westen, selbst über den Atlantischen Ocean, strömenden Menschen, und als die ersten aus Asien herüber gekommenen Völker erscheinen die Finnen oder Lappen und die Kelten. Jene

wohnen noch in dem nördlichen Scandinavien und haben ursprünglich viel tiefer nach Süden herab, wohl selbst in Dänemark, gewohnt. Aber von diesen können die Denkmale aus dem Steinalter nicht seyn; die Finnen sind ursprünglich ein all zu rohes Volk gewesen, als dass sie solche ausserordentliche Denkmale hätten aufzuführen vermocht. Auch sind die Steingräber nur in Dänemark und dem südlichsten Schweden und nicht in dem nördlichen Schweden und in Norwegen, wo doch auch die Finnen eben so gut, ja noch länger und auf erhöheter Bildungsstufe gewohnt haben. Die Kelten umgekehrt, die auch überhaupt nie in Scandinavien gewohnt haben, standen auf einer zu hohen Stufe der Cultur und verarbeiteten Gold und Erz zu kunstvoll, als dass Denkmale von Menschen, die gar noch nicht den Gebrauch der Metalle kannten, ihnen könnten zugeeignet werden. Die Denkmale des Steinalters sind vielmehr von einem bisher unbeachteten Völkerstamme aufgeführt, welcher, ohne Kenntniss der Metalle, von der Jagd und Fischerei lebte; kam, als das mittlere Europa noch mit dichten Urwäldern und Morästen angefüllt war, und nicht in das Innere der Länder einzudringen vermochte, sondern sich an den Küsten der Meere ansiedelte; — von einem Völkerstamme, der weder zu den Finnen noch zu den Kelten gehörte, sondern in der Mitte zwischen beiden gestanden und gewissermassen den Uebergang von den herumwandernden Finnen zu den Ackerbau treibenden Kelten gebildet zu haben scheint. Dieser Stamm, welcher bloss eine vorbereitende Bestimmung gehabt hat, ist alsdann durch neu eingewanderte Völker unterjocht und verdrängt worden, ohne andre Denkmale zu hinterlassen, als die grossen Steinbauten und die so zu sagen, unvergänglichen Steingeräthe derselben. Nicht einmal den Namen oder die nächste Verwandtschaft dieses Volkstammes wissen wir anzugeben. Genug, es ist ein vorhistorischer Volksstamm, und das gibt uns erst einen Begriff, was für uralte Denkmäler die Steingräber sind. Wir müssen die Blüthezeit dieses vorgeschichtlichen Volkes in dem westlichen und nördlichen Europa wenigstens drei bis viertausend Jahre zurücksetzen. Und mittelst dieses Volkes ist ein neues Glied in der Cultur-Geschichte Europa's entdeckt.

Völkerstämme, welche die Bronzecultur nach Europa sogleich mitbrachten und die aus einer frühern Zeit daselbst wohnenden rohen Völkerschaften unterjochten, kamen weiter diesen nach aus Asien und offenbar verfolgten sie sowohl die alten Wege, auf welchen die ihnen vorangegangenen Völker nach Europa gewandert waren, längs den Küsten des mittelländischen Meeres und der Ostsee, als auch haben sie sich da-

bei neue Wege in das Innere Europa's gebahnt. Mit ihren bronzenen Geräthschaften konnten sie die Wälder ausrotten und den Boden anbauen. Doch haben sie sich ohne Zweifel bei ihrem Vordringen hauptsächlich an die Flussthäler gehalten und erst nach und nach die mehr unzugänglichen Felsengegenden angebaut. Diese Völkerstämme aber sind die thracischen und keltischen, die sich nach dem südlichen Europa wandten; und die so nahe verwandten skandinavischen und deutschen. Und die letztern theilten sich wohl entweder so, dass die deutschen Stämme längs den Flüssen gingen, welche in den südlichen Theil der Ostsee sich ergiessen; indess die skandinavischen Gothen weiter nach dem Norden hinauf über die Ostsee und den botmischen Meerbusen nach der skandinavischen Halbinsel übersetzten und in dem fruchtbaren Dänemark und dem südlichen Schweden sich ansiedelten und die dortigen Finnen zu ihren Sklaven machten; oder auch kamen die skandinavischen Völker zuerst längs den gedachten Flüssen nnd die deutschen Stämme nach ihnen. Das nördliche Schweden und felsige Norwegen wurden also von den skandinavischen Gothen noch nicht besetzt, sondern hier schweiften noch lange finnische Nomadenstämme in ungestörter Ruhe umher.

Das Eisenalter endlich entstand um die Zeit von Christi Geburt durch die Römer, durch ihre Handelsverbindungen und durch ihre Kriege und Siege. Wie sie mit dem Eisen überall siegten, so brachten sie es auch überall hin und führten sie anstatt der Bronzecultur überall die römische ein. Nach Norden in Sonderheit kam diese Eisencultur auch von Osten durch die zuletzt, ein paar Jahrhunderte nach Christus, bei dem Anfange der Völkerwanderung weiter eingewanderten skandinavischen Völkerstämme, durch die Svearen und Normänner, die jetzt auch das nördliche und nordöstliche Skandinavien besetzten. Die Svearen kamen aller Wahrscheinlichkeit nach zuerst und bildeten in Schweden das eigentliche alte Svithiod. Die Normänner gingen weiter nach dem Norden hinauf und suchten ihr Glück jenseits der Gebirge in Norwegen. Die ganze Cultur des Eisenalters, welche plötzlich in dem eigentlichen Schweden und Norwegen auftritt, hat so die römische Cultur zur Voraussetzung und zwar wirkt diese zuerst von Rom und dann, besonders nach Zerstörung des westlichen Römerreiches, von Byzanz aus. Daher das so ganz, nicht griechisch-römische, sondern byzantinische Gepräge, das so viele deutsche Alterthümer der ersten christlichen Zeit, wie z. B. die Nordendorfer an sich tragen; daher jene so auffallende Aehnlichkeit zwischen so vielen spätern christlich-deutschen und skandinavischen Alterthümern.

Also bieten die Alterthumsdenkmäler nicht bloss für die Bevölke-

rungs- und Culturgeschichte des skandinavischen Nordens, sondern auch für die ganz Europa's die wichtigsten Resultate. Sie weisen uns überhaupt darauf hin, dass überall die Küstenstrecken früher als die innern Länder bevölkert worden sind. Und man wird es ebenso als ausgemacht ansehen dürfen, dass die vorgeschichtlichen Völkerstämme, welche in dem Steinalter die Küsten bewohnten und mit ihren einfachen Geräthschaften aus Stein und Knochen vornehmlich von Jagd und Fischerei lebten, nicht die innern Länder bevölkert haben, die erst dann besetzt wurden, als verschiedne neue Völkerschaften einwanderten, welche Geräthschaften und Waffen von Bronze hatten und welche sich so gut wie über ganz Europa verbreiteten. Durch diese Völker wurde überall eine gemeinschaftliche Bronzecultur eingeführt, die zwar bald in Griechenland und Italien verdrängt ward, die aber in dem nördlichen und westlichen Europa sich lange erhielt, entweder bis die römische Cultur sich verbreitete, oder bis zur Zeit der Völkerwanderung, wo die meisten Länder neue Einwohner bekamen, welche Kenntniss des Eisens und die damit folgende höhere Cultur mitbrachten.

Dieses ist das Hauptresultat der ganzen geistvollen Hauptuntersuchung Worsaae's. Aber um diese durchzuführen, musste er viele kleinere Untersuchungen anstellen und so manche einzelne kleinere Darstellungen geben. Auch diese sind nicht minder wichtig und interessant. Wir wählen nur Einiges noch aus. Und da beschreibt Herr Worsaae besonders und stellt er uns in wohlgelungenen Abbildungen dar die hohe Mannigfaltigkeit der Gestalt der Steinröhren in dem Eisenalter. In den meisten Fällen nämlich sind diese Gräber mit Steinkreisen umgeben, welche entweder einige Ellen ausserhalb des Grabes laufen, oder auch an die übrigen Steine dicht anschliessen, gleichsam um diese zusammen zu halten. Andre runde Erdhügel haben eine viereckige Steinumzäunung, und häufig ist das Viereck mit einem grössern Steine an jeder Ecke geziert oder auch wird es von abwechselnd grossen und kleinen Steinen gebildet. Zugleich treten auch die Erdhügel in verschiedenen Formen hervor: es gibt auch viereckige und dreieckige, und die letztern haben entweder gerade Seiten, oder die Seiten sind mehr oder minder, selbst sehr stark eingebogen, oder auch bisweilen auswärts gebogen. Dazu sind sie nicht selten mit kleinen Steinen an dem Rande besetzt und sowohl auf der Mitte als an jedem Ende mit aufgerichteten Steinen geziert. Zuweilen auch sind die Erdhügel länglich und dann in einigen Fällen mit Steinen gerändert. Zu dieser Art Erdhügel scheinen auch gerechnet werden zu können einige merkwürdige länglich-runde, viereckige Vertiefungen, die mit niedrigen Erdwällen umgeben sind. Aber unter diesen

Steinsetzungen sind die eigenthümlichsten die, wie Schiffe, an ihren beiden Enden spitz zulaufenden Ovale oder Schiffssetzungen, welche offenbar Wikinggräber sind. Der Wiking wurde in seinem Schiffe verbrannt und die Asche wurde auf dem Lande mit einer Erdlage beigesetzt, das Grab aber mit Steinen in Form eines Schiffes umzäunt. Weil jedoch in dem Allgemeinen weder die Erdhügel, noch die Steinsetzungen sich sonderlich erhoben, so gab man ihnen durch grosse aufgerichtete Steine, durch die sogenannten Bauta- oder Gedächtnisssteine ein prächtiges Ansehen. Denn es galt als heilige, von Odin gebotene Pflicht, erhabene Steine zum Andenken biedrer Männer zu errichten, und damit diese recht sollten gesehen werden können, wurden sie gerne in der Nähe der Heerstrasse oder an erhabenen Stellen, zumal unfern des Gestades des Meeres aufgerichtet. Ja, auf diesen Bautasteinen steht bisweilen selbst Runenschrift. Und alle diese höchst mannigfaltigen Grabdenkmale sind oft nach allen ihren Arten in unglaublicher Menge zusammen gehäuft, gleichwie z. B. die, in Abbildung gegebene, Landzunge Hjortehammar zum Theile ganz mit solchen bedeckt ist. Die Ansicht, nach welcher diese Steinsetzungen auch Gerichtsstätten und Opferstätten seyn sollen, verwirft Herr Worsaae ganz, erinnernd vielmehr daran, dass die heiligen Versammlungsstätten entweder mit Zaunpfählen oder mit Haselstangen, die mit Bändern zusammengebunden waren, eingefriedigt wurden. (Man vergleiche mein „Island, Hvitramannaland, Grönland und Winland" S. 42.)

Mit besondrer Liebe verweilt Herr Worsaae auch bei dem Gebrauche und der Verbreitung des Kupfers. Er thut dar, dass Kupfer das Metall ist, welches am frühesten überall zu Waffen und Werkzeugen u. s. w. benützt worden ist, dass die Bronze-Cultur schon in Asien entstand und von den von da nach Europa gewanderten Völkerstämmen mitgebracht wurde. Und es stellt sich durch seine scharfsinnigen Untersuchungen als unzweifelhaft heraus, dass die Bronze-Cultur Europa's nicht das besondere Eigenthum eines einzelnen Volkes, sondern bei den verschiednen Völkerstämmen auf einer gewissen Stufe der Bildung allgemein verbreitet gewesen ist. Alle die irren Ansichten, welche diese Bronze-Cultur nur einem Volke, zumal allein nur den Kelten zueignen und das Bronzealter selbst hinter das Steinalter zurücksetzen wollen, schwinden so als höchst ungegründet in das Weite. „Die Bronze-Cultur, sagt Herr Worsaae, „wird demnach weder ausschliesslich keltisch, germanisch, slavisch, rö- „misch oder griechisch, sondern offenbar mit demselben Recht germanisch, „als griechisch, keltisch und slavisch, als römisch genannt werden kön- „nen." Und höchst anziehend und unterrichtend ist, was Herr Wor-

saae weiter sagt über das Fortschreiten der Bronze-Cultur von Süden nach Norden, und wie wir in dem Eisenalter dagegen deutlich wieder sehen eine gemeinschaftliche Stufe der Entwicklung für die eurpäischen Völker, die ersten Keime der neuen Cultur, die auf den Trümmern der untergegangenen römischen sich erheben sollte. Doch dieses Alles, müssen wir unsere Freunde bitten, bei Herrn Worsaae selbst nachzulesen. Sie werden gewiss ihre Befriedigung finden.

## II.

Die zweite Abhandlung Worsaae's „Runamo und Braavalle-schlacht, ein Beitrag zur archäologischen Kritik“, dient zur heilsamen Warnung für alle Gelehrte, wie sehr man sich hüten muss, dass man sich nicht in vorgefasste, irrige Ideen verstrickt, an diesen sein reiches Wissen eitel verschwendet, sich selbst und Andre eine Zeit lange in die Irre führt und am Ende in Unehren dasteht.

Die Braavalle-Schlacht, um das Jahr 700 nach Christi Geburt, ist eine der berühmtesten Schlachten, von denen uns die nordischen Sagen melden. Harald Hildetand, der gewaltige König von Dänemark, — heisst es — erreichte ein sehr hohes Alter, so dass zuletzt nicht allein das Volk mit seiner Schwäche unzufrieden wurde, sondern auch er selbst anfing, des Lebens überdrüssig zu werden. Um jedoch nicht eines natürlichen Todes auf dem Krankenlager zu sterben, sondern mit Ehren auf dem Wahlplatze zu fallen und in Wallhall einzugehen, forderte er den König Ring von Schweden heraus und bestimmte mit ihm Zeit und Ort der Schlacht. Und nachdem alle Zubereitungen zu derselben vollendet waren, zog Harald Hildetand mit einem sehr grossen Heere nach der Braavalle-Heide am Braavig, an der Grenze von Ostgötland und Södermanland. Hier war die blutige Schlacht, in welcher Harald Hildetand wirklich selbst fiel. Seine Leiche wurde auf einem prächtigen Scheiterhaufen verbrannt und die Asche in einem Hügel bei Leire beigesetzt.

Erst ungefähr 500 Jahre nach dieser Schlacht berichtet Saxo Grammaticus, dass dieser Harald Hildetand zum Andenken seines Vaters die Thaten desselben in einem flachen Felsen in Bleking habe eingraben lassen. Ja, diesen Felsen wusste Saxo noch zu zeigen und er beschreibt ihn als einen durch wunderbare Buchstabenzeichen sich auszeichnenden. Er erzählt zugleich, dass sein Zeitgenosse, der König Waldemar der Grosse von Dänemark, welcher von 1157 bis 1182 regierte und die Deutung dieser Inschrift kennen zu lernen wünschte, mehrere Runenverständige an Ort und Stelle geschickt habe; allein diese

hätten die Inschrift nicht zu erklären vermocht, weil die eingegrabenen Vertiefungen theils mit Unrath angefüllt, theils von den Fussgängern ausgetreten waren; denn ein Weg führte gerade über die Inschrift quer über den Felsen.

Nun vergingen abermals bei 500 Jahren, bis Ole Worm, der um die Runen-Literatur des Nordens so hochverdiente Arzt, die Aufmerksamkeit wieder auf jene Felseninschrift lenkte und dieselbe, um das Jahr 1460, untersuchen liess. Allein man fand nur noch Bruchstücke von Runenschrift, die überdiess bis auf ein einzelnes Wort durchaus unlesbar waren. Der Felsen selbst lag in dem Kirchspiele Hoby, Bräkneharde in Bleking, und hiess in dem Munde des Volkes: Runamo.

Nachdem aber so die Sache wieder angeregt war, wurden wiederholte Versuche gemacht, die Runenschrift zu untersuchen: 1724, 1747, 1753 und 1754; jedoch zur Deutung derselben kam durchaus keine neue Aufklärung zum Vorscheine, bis endlich ein schwedischer Alterthumsforscher, Brocman, 1762, und darauf der bekannte Alterthumsforscher M. F. Arendt von Altona, der bei seinen vielen Fussreisen zum Untersuchen ähnlicher Denkmäler in dem Jahre 1805 auch Runamo besah, die Behauptung aufstellte, dass sämmtliche Ritzen und Figuren in dem Gesteine bei Runamo nichts weiter seien, als eine Naturwirkung oder ein Naturspiel (lusus naturae).

Jetzt erhob sich rechter Streit; um die Sache endlich auf ächt wissenschaftlichem Wege zu entscheiden, sandte in dem Jahre 1833 die königlich dänische Gesellschaft der Wissenschaften, auf Antrieb des Bischofes von Seeland, Dr. P. E. Müller, eine eigene Commission nach dem Runamo. Sie ernannte zu derselben zwei Mitglieder ihrer historischen Classe, die Professoren Finn Magnusen und Chr. Molbech, und ein Mitglied ihrer physischen Classe, den Mineralogen und Geognosten G. Forchhammer. Diese begleitete zugleich der Landschaftsmaler F. Christensen. Und an dem 14. und 15. Julius stellten sie ihre Untersuchung an. Der Granitfelsen wurde, so weit es nöthig schien, sorgfältig gereinigt und dann wohl beschauet. Derselbe hat, wie der Granit-Gneus in ganz Scandinavien, oben, wo er sehr flach ist, Trappgänge, d. h. Risse, welche durch eine spätere unterirdische Revolution mit Trapp, einer vulkanischen Steinart, angefüllt sind. Das Verwittern hat auf denselben die ganz eigenthümliche Wirkung, dass er sich mit überaus vielen Rissen zerspaltet, die zum Theile auf der Scheidefläche zwischen dem Granite und dem Trappe senkrecht stehen, zum Theile dieselbe unter einem schiefen Winkel schneiden.

*(Schluss folgt.)*

## Worsaae: Alterthumskunde des Nordens.

(Schluss.)

Und in jenen Rissen nun glaubte Professor Forchhammer, welchem man als Naturkundigem, den Ausspruch hier überliess, zwei verschiedne Arten von Linien zu erkennen, theils natürliche, wie sie überall in den Trappgängen sind, theils künstliche, von Menschenhänden eingegrabene. Er untersuchte nunmehr jede einzelne Linie und zog diejenigen Striche, welche er für künstlich hielt, mit Kreide nach. Christensen zeichnete aber diese Striche, und Finn Magnusen erklärte endlich, es sey unzweifelhaft, dass die künstlichen Striche bei Runamo uralte Charactere, Runen, seyen. Jedoch es vergingen von Beendigung der Untersuchung, vom 15. Juli 1833 bis zum 22. Mai 1834, zehn volle Monate, ohne dass Finn Magnusen die vermeinte Inschrift auf gewöhnliche Weise zu lesen vermochte. Da endlich ging ihm, wie er meinte, am 22 Mai 1834 des Nachmittags das Licht auf: er kam zufälliger Weise auf den Einfall, das Lesen der Inschrift von hinten oder von der Rechten zur Linken zu versuchen und jetzt gelang ihm das Lesen der Inschrift vollkommen. Ueber die Deutung derselben müssen wir jedoch auch unsre Leser auf Worsaae's Abhandlung selbst verweisen. Genug, Finn Magnusen machte sogleich in dem Jahre 1834 seine Entdeckung vorläufig öffentlich bekannt, behielt sich jedoch vor, näher in den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Kopenhagen in einem ausführlichen Werke die Sache zu begründen.

Diese Lesung einer Inschrift, welche man bereits schon vor 600 Jahren für unlesbar erklärt hatte, musste natürlich das höchste Aufsehen und grosse Bewegung erregen. Man reisete, diese Inschrift zu sehen; aber nicht Alle hatten Augen, sie zu finden. Namentlich ging es dem berühmten schwedischen Chemiker, dem Baron Berzelius so: er reisete auch nach Runamo, konnte aber die sämmtlichen Figuren an dem dortigen Trappgange nur für natürliche Risse halten. Nichts desto weniger liess Finn Magnusen in dem Jahre 1841 sein grosses, seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit wegen so preiswürdiges Werk erscheinen:

„Runamo og Runerne“. Er und Forchhammer suchten bloss den Berzelius zu widerlegen und hielten darauf fest, dass sie den so merkwürdigen, aber dunklen Gegenstand aufgeklärt hätten. Aber die Stimme der Wahrheit schwieg darum nicht: auch der gelehrte Naturforscher Professor S. Nilsson in Lund erklärte sich völlig mit Berzelius einverstanden, dass die Figuren alle auf Runamo nur Naturspiel seyen. Allein man legte nicht das nöthige Gewicht auf diese Stimmen; Finn Magnusen hatte zu grosse Autorität; man stellte keine weitern Untersuchungen an, und der Glaube an die wirkliche Lesung der Inschrift stellte sich beinahe allgemein fest in dem dänischen Inlande und in dem Auslande. —

Da hat endlich Herr Worsaae die Sache zu ihrem Ende geführt. Auf zweien Reisen nach dem Runamo, schon in dem Jahre 1842 und in dem Sommer 1844, stellte er die genauesten Untersuchungen an; ja, er macht auch Andern Alles anschaulich durch eine ganze Anzahl der gelungensten, zum Theile uns die Gegenstände in ihrer natürlichen Grösse, wie z. B. ein Stück vom Trappgang des Runamo, gebenden Abbildungen. Und das Schluss-Resultat lautet: an dem Runamo-Trappgange stehen keine durch Kunst eingehauenen Figuren; die Linien, welche man an demselben schauet, sind nur natürliche Risse oder Spalten in dem Felsen.“ — Mit der Runamo-Inschrift ist es also nichts: es hat weder je eine solche bestanden, noch besteht eine solche.

Roma cave tibi!!

**K. Wilhelmi.**

---

*Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. Von Dr. Carl Hoffmeister. — Zweiter Theil S. 344. Dritter Theil S. 394. Stuttgart bei Bolz.*

Hoffmeister und Hinrichs weichen in dem Plane ihrer Schriften über Schiller so von einander ab, dass der Letzte nach der Sache, dem Inhalt, der Andere nach der Zeit, der innern und äussern Lebensentwicklung des Dichters die Werke desselben betrachtet. Jeder glaubt auf seinem Wege allein eine objective Darstellung zu geben. Hoffmeister spricht sich in der Vorrede S. VII ff. über seinen Plan aus. Hiergegen erklärt sich nun Hinrichs und hält dafür, dass auf diesem, von Hoffmeister eingeschlagenem, Wege nur eine subjective Darstellung möglich sey, und findet diesen subjectiven Zweck schon in dem Ti-

tel der Hoffmeister'schen Schrift ausgesprochen. Dieser Tadel ist aber weder an sich, noch auch in Bezug auf Hoffmeister gegründet. Schillers Leben und Geistesentwicklung ist keineswegs eine blos subjective und individuelle, sondern eine objective und allgemeine, und stellt die Entwicklung der deutschen Nation nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts dar, sowie unser Dichter denn überhaupt die Geschichte der europäischen Menschheit in seinem Leben und seinen Werken anticipirt hat. Und in diesem Sinne sucht sie auch Hoffmeister darzustellen. Er unterscheidet eine Sturm- und Drangperiode von den Räubern bis Don Carlos, eine Periode der geistigen Orientirung und Vertiefung durch die historische, philosophische und poetische Bildung und eine dritte, aus dieser zweiten hervorgehende, gereifte Kunstperiode.

Es kommt freilich darauf an, wie er diese drei Perioden darstellt. Es soll daher zunächst eine Uebersicht und dann eine Kritik hievon gegeben werden mit Ausschluss der dramatischen Werke der ersten und letzten Periode.

Der zweite Theil Hoffmeister's beginnt mit Schiller's zweitem Lebensabschnitt oder der Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung, die sich von Don Carlos — 1786 — bis zu den Horen — 1794 — erstreckt. Er beginnt diesen Theil also: Mit Don Carlos war ein poetischer Cyklus durchlaufen. Schiller hatte in der eingeschlagenen Richtung die höchste Aufgabe, wenn nicht vollkommen befriedigend, doch glänzend und ruhmvoll gelöst und seinem sittlich poetischen Trieb Genüge gethan. Nach den Bedingungen seiner damaligen Bildung vermochte er seine Weltansicht nicht höher zu entwicklen, und klarer zu deuten, als es im Don Carlos geschehen ist. Sein poetischer Genius verstummte in seiner Brust. So musste Don Carlos das letzte Wort Schiller's auf dem Standpunkt werden, den er bisher einnahm und er fühlte sich seiner Dichtkunst entfremdet, und von seinem, schon von Anfang vorhandenen philosophischen Interesse ergriffen. Dieses bemächtigte sich nun der Herrschaft und er vertiefte sich in sich selbst und begründete so eine zweite höhere, reifere Epoche seiner poetischen Laufbahn. Aber auch das äussere Leben machte seine Rechte geltend. Als die melodische Stimme der Muse verstummte, konnten die rauhen Missklänge der Welt nicht länger ungehört und unbeachtet bleiben. Jetzt, nach den herbsten Erfahrungen sah er ein, dass er auf die Ausübung seines Dichtertalents seine äussere Existenz nicht gründen könnte, und diese Einsicht hatte ihn bestimmt, nun sein Lebensglück seinem ausgezeichneten, intellectuellen Talente anzuvertrauen und durch An-

eignung einer Brodwissenschaft sich eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen. Lange mit sich uneins, entschied er sich endlich für das Geschichtsstudium. Schiller beginnt als Historiker da, wo er auch als Dramatiker mit seinen Räubern begonnen hatte und behandelt in dieser ganzen Periode dasselbe Thema historisch, welches er in der vorigen dramatisch abgeschlossen hatte. Die psychologische Novelle: „Verbrecher aus verlorener Ehre“ stellt sittliche, der Roman: „der Geisterseher“ religiöse Verirrungen dar. Schiller hatte seine politischen Zweifel in seinen drei ersten Dramen ausgesprochen und im letzten gelöst; vor diesen traten die schon in seiner frühesten Jugend neben ihnen bestandenen religiös-sittlichen zurück und jetzt hervor. Er hatte sich schon, als er die letzten Scenen des Don Carlos und die Freigeisterei aus Leidenschaft dichtete, mit dem Religiösen beschäftigt und mit der positiven Religion und Kirche in Widerstreit gestellt. Dieser tritt jetzt wieder bei ihm hervor in dem Geisterseher und den philosophischen Briefen. Diese letzten sind mit der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation und dem Anfange des Geistersehers in einem Jahre 1786 geschrieben und alle diese Schilderungen sind nur verschiedene Ausbrüche einer und derselben, im Dienste der eignen Selbstverständigung zugleich philosophirenden und dichtenden Vernunft. Nur der letzte Brief des Raphael an Julius ist ruhiger gehalten und auch erst später im Jahre 1789 verfasst. Es war eine schöne fruchtbare Zeit, diese Uebergangszeit von der Poesie zur Geschichte und Philosophie! Poesie und Philosophie waren noch innig mit einander verbunden und jede liess der Andern ihr Recht und machte sich ihre Vorzüge zu eigen. Im Geisterseher zeigt der denkende Dichter die Entwicklung religiöser Ideen, als eines besondern Zweiges der philosophischen Ueberzeugung; in den philosophischen Briefen stellt uns der dichtende Denker diesen philosophischen Entwicklungsprocess im Allgemeinen dar. Wie sich dann Carlos und Julius gleichen, so ist Wasa als politischer Held dieselbe Person, welche Raphael als philosophischer Forscher ist. Handelnd will jener dieselbe hohe Freiheit des Geistes verwirklichen, welche dieser denkend in sich ausgebildet hat. Man sieht, das Freiheitsideal Schiller's hatte sich von der äussern Welt, in welcher es nicht realisirt werden konnte, in den Busen seines Urhebers zurückgezogen. Die philosophischen Briefe sind ihrem idealen Wesen nach eine individuell gehaltene Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwicklung. Theil II. S. 35 — 40.

In Weimar fing Schiller an, die Alten fleissiger zu lesen; er

war durch Wieland auf sie hingewiesen. Von dieser Zeit an zeugen beinahe alle seine Schriften mehr oder weniger von seinem Studium der Alten und die ersten Früchte desselben waren metrische Uebersetzungen und die Götter Griechenlands. In Rudolstadt ward die Lectüre der Griechen fortgesetzt. Es war ein höchst glücklicher Griff, dass Schiller die Alten in seine Rudolstädter Einsamkeit mitnahm. Ein Wendepunkt seines äussern Lebens und die beginnende Beruhigung seines Gemüthes fielen auf diese Weise mit einem Wendepunkt seiner poetischen Ausbildung zusammen II. S. 79 f.

Die Götter Griechenlands liegen mit den letzten Acten des Don Carlos in der Thalia, der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation, dem Verbrecher aus verlorner Ehre, den philosophischen Briefen und dem Geisterseher in einer Reihe und schliessen den durch diese verschiedenartigen Schriften hindurchgeführten Ideengang ab. Alle diese Darstellungen behandeln, mit einer polemischen Tendenz gegen positive Religionsdogmen und kirchliche Lebenseinrichtungen, sittlich-religiöse Gegenstände. Schiller hatte schon im Don Carlos die vollkommenste Denkfreiheit in Anspruch genommen, und ihm hatten daher nur die Religionssätze Werth, von deren Wahrheit er sich denkend überzeugt hatte, und welche wenigstens in seiner rein menschlichen Natur einen Anklang fanden. Er hielt mit Kant die Erkenntniss der übersinnlichen Dinge für unerkennbar. Er hielt dafür, dass die irdische Bestimmung des Menschen nicht im Erkennen, sondern in der Thätigkeit liege. Er hatte einen Ersatz in den sittlichen Kräften des Menschen gefunden. Ihm ist *Tugend* die Thätigkeit, und das Laster Mangel des Handelns. Aber hierbei konnte er sich noch nicht beruhigen, er ging weiter und wie er früher der Wahrheit mit Kant das sittlich Gute ergänzend zur Seite setzte, so verband er jetzt mit beiden noch das Schöne. Er ging somit zur ästhetisch-religiösen Weltbetrachtung fort. Jetzt trat er den kirchlichen Formen und Lehren auch von dieser Seite entgegen. Denn in unserer Religion schienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berücksichtigt. So trat er denn als Anwalt dieser Rechte in den Göttern Griechenlands auf. Das Resultat der Götter Griechenlands führte der Dichter in dem verwandten Gedichte: „die Künstler“ über alle Polemik erhaben mit friedlichem, heiterem Geiste weiter aus. Wie im Don Carlos aus Schillers politischem Unmuth eine reine Idee emporstieg, so konnte erst in den Künstlern die ungetrübte Begeisterung der Liebe glühen, nachdem sich Schiller seines durch so viele Darstellungen hindurch getragenen ethisch-re-

ligiösen Missbehagens zuletzt in den Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieses Gedicht noch rückwärts schaut, indem es eine Ideenrichtung abschliesst, so haben die Künstler das Gesicht vorwärts gewendet, indem sie die Keime beinahe aller Ansichten über das Schöne und die Kunst enthalten, welche Schiller später in seinen ästhetischen Abhandlungen auseinandersetzte.

Wie in den Künstlern, so spricht sich auch in den gleichzeitig verfassten Briefen über Don Carlos ein friedlich gestimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Schiller hatte von nun an für immer alle directe Polemik gegen Staat und Kirche hinter sich, und obgleich der Zwiespalt zwischen diesen gegebenen Formen der Gesellschaft und der Welt seines Geistes nie ausgeglichen ward, so bereicherte und befestigte sich diese innere Welt nun so sehr, dass er in ihr ein sicheres Asyl fand. Es folgte nun auf die polemische Dichtung die elegische unmittelbar nach. S. 81 ff. S. 91 ff. S. 95.

Diese Wendung seines innern Lebens, jene beruhigte, mehr versöhnte und wehmüthige Stimmung hatten die äussern Lebensverhältnisse des Dichters, nämlich seine Bekanntschaft mit der von Lengefeldischen Familie und vor Allem mit Charlotte von Lengefeld, die er sich zu seiner Lebensgefährtin auserkohren hatte, veranlasst. Es war das Gefühl der Liebe und Freundschaft. S. 110. 112. 142 — 149.

Die kleinen historischen Arbeiten in Jena drücken überall die Ideen und Gefühle aus, welche Schiller's sittliches Leben begründen und durchglühen. Ihm verstand es sich von selbst, dass die Sittengesetze, welchen sich der einzelne Mensch zu unterwerfen hat, auch für ein ganzes Volk und für die ganze Menschheit gelten, und Moral und Politik waren ihm unzertrennlich verbunden. So gedenkt er in seiner Antrittsrede zu dem Gedichte: die Künstler, rührend seiner Zeit, weil sie das menschliche Jahrhundert sey. Im nächsten Aufsatze nennt er ausdrücklich Freiheit und Humanität als den Inbegriff aller moralischen Güter und die Ziele der Entwicklung unseres Geschlechts. In der „Sendung Moses“ kann er dem hebräischen Volke nur eine vorübergehende Bedeutung in der Weltgeschichte zuschreiben; denn er findet bei ihm beides nicht, weder den Mensch und das Selbstvertrauen der Freiheit, noch die holden Tugenden schöner Menschlichkeit. Dagegen lobt er aus gleichem Grunde in der folgenden Abhandlung die Gesetzgebung des Solon, welche die Humanität mit der Freiheit vereinigte und tadelt die Einrichtung des Lykurgus, welche den Menschen in dem

Staatsbürger ertödtete. In der Schrift: „über Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter“ erhebt er dann, sich ganz getreu, in Einer Hinsicht die mittlere und neue Zeit über das Alterthum, weil dieses nur die Nationalfreiheit kannte, in jenem sich aber die Menschenfreiheit entwickelte und er hebt hier und in dem ergänzenden Aufsatze: „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertat“ den eigentlichen Werth eines energischen Willens, einer glühenden Begeisterung, eines thatkräftigen Gemüthes, eines entschiedenen Charakters und der andern praktischen Kräfte der menschlichen Natur im Gegensatze zu der blos theoretischen Ausbildung auf eine vortreffliche Weise hervor. Ebenso ist in den drei Werken: Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangiengen, der Abfall der Niederlande und der dreissigjährige Krieg“ die religiöse Freiheit, für die in Frankreich, den Niederlanden und Deutschland gekämpft wurde, die grosse, den Geschichtsschreiber begeisternde Idee. S. 174—180. Der dreissigjährige Krieg ist mit dem Abfall der Niederlande unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunkt gestellt, nur dass Schillers Freiheitsidee in jenem weniger treiben und blühen konnte, als in diesem wegen seines Verhältnisses zur positiven Religion; und obgleich er ihn als Befreiungskrieg ansah und er desshalb sein Interesse erweckte, so ward ihm doch keine politische Freiheit durch ihn gegründet. S. 187—189. In der historischen Kunstform aber hat Schiller in dieser Geschichte den höchsten Gipfel erstiegen und er hatte damit seine Aufgabe gelöst und konnte nun zu andern Richtungen übergehen. Der Abfall der Niederlande verhält sich zu dem dreissigjährigen Krieg, wie das Schauspiel Don Carlos zu dem Drama Wallenstein. S. 192.

Schiller's literarische Thätigkeit für Geschichte in Jena erstreckt sich von dem Antritt seines Lehramtes 1789 bis zum Jahre 1792. Die Geschichte war ihm ein nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in seiner Selbstbildung, und nachdem sie ihn im Allgemeinen mit der Menschenwelt hinreichend bekannt gemacht und ihm ein erwünschtes Material des Wissens zugeführt hatte, hörte er auf, aus innerm Triebe sich mit ihr zu beschäftigen. Es trat nun sein philosophisches Interesse hervor. Nachdem sich Schiller erfahrungsmässig über die äussere Menschenwelt belehrt hatte, musste er sich denkend über den innern Menschen aufklären, so weit es in seiner Richtung lag. Sein philosophisches Interesse erhielt durch den Enthusiasmus für die Kant'sche Philosophie, welche damals in Jena herrschte, eine willkommene Nahrung. Wie in

Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, welche sich auf politische Verhältnisse erstreckte, bewirkte Kant gleichzeitig eine ebenso grosse Ideenrevolution in wissenschaftlichen Ansichten. Schiller'n hatte sein Geistesgang von selbst unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniss war, sich über seine theuersten Interessen durch die Kant'sche Philosophie zu verständigen. Bald fühlte er sich gedrungen, die Ausbeute seiner philosophischen Studien mitzutheilen. Schon im Sommer 1790 hielt er wöchentlich einmal Vorlesungen über die Tragödie. Aus diesen Vorlesungen sind die beiden Aufsätze: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ und „Ueber die tragische Kunst“ hervorgegangen. Sie sind das erste, was Schiller über philosophische Aesthetik drucken liess. S. 250—257.

Im Jahre 1791 erkrankte Schiller lebensgefährlich und wurde nie mehr vollkommen gesund. Bisher war sein Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeschichte, von jetzt an wird sein Leben eine Krankheitsgeschichte. Kaum war ihm wieder ein ernsteres Arbeiten gestattet, so wandte er sich, und zwar jetzt zuerst, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Er ergab sich der Kritik der Urtheilskraft und ward von ihr so hingerissen, dass er sich vornahm, nicht eher abzulassen, bis er die Kant'sche Philosophie ergründet hätte und so ging er auch noch zur Kritik der praktischen Vernunft über. Das Resultat dieser Studien ist die Vorlesung im Winter 1791 auf 1792 und die Thalia enthielt im Jahre 1793 die Erstlinge seiner Kant'schen Studien. Die erste Abhandlung war: „Anmuth und Würde“, auf welche noch zwei andere: „Vom Erhabenen“ und: „Zerstreute Betrachtungen über verschiedene Gegenstände“ folgten. Er verabredete ausserdem im Jahre 1792 mit Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menschen, aus welchen zwei Jahre später die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts hervorgingen. Sie sollten ein Gegenstück zu den philosophischen Briefen zwischen Julius und Raphael seyn. S. 258—264.

Im ersten Aufsatze, der sammt dem zweiten vor dem Studium der Kant'schen Schriften geschrieben ist, leitete Schiller das tragische Vergnügen aus dem Princip der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wissenschaftliche Genesis des Begriffs der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerstreit der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten stellt er eine allge-

meine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem besondern Abschnitte die Fundamentalgesetze der Kunstvorstellung des Erhabenen hervorgehen lässt und jene Theorie vervollständigend, spricht er in diesem fünften Aufsatze von dem mathematisch Erhabenen. Diese Aufsätze erheben sich von besondern Betrachtungen zur allgemeinen Theorie, sie beginnen mit dem Aeussern und enden mit dem Innern, und es zeigt sich ein bedeutender Fortschritt in den Einsichten und der Darstellung. Die Abhandlung „über Anmuth und Würde" übertrifft an Umfang und Werth Alles, was er bisher in der Aesthetik geleistet hat. In der Theorie der Würde stellt er sein Freiheitsprincip, in der Theorie der Anmuth sein zweites Lebenselement, die Humanität seines Herzens dar. Er versäumte aber nach dieser vorläufigen Orientirung über sich selbst das Schwierige, sich über sein ganzes sittliches Leben zugleich aufzuklären, desswegen hielt er sich in den nächstfolgenden Aufsätzen allein an sein Freiheitsprincip, auf welches er mit Kant das Erhabene gründete und kehrte erst in den Briefen über ästhetische Erziehung zur wissenschaftlichen Auffassung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie der Schönheit hervorgehen liess. Hiermit war der Kreis seines Philosophirens, welcher nicht über das Poetische und Sittliche hinausreichte, durchlaufen, so dass er wieder Dichter werden konnte. Beschränkt von seiner überwiegend sittlichen Natur, waren ihm die religiösen Ideen der Gottheit und Unsterblichkeit keine bewegenden Kräfte in seiner Weltansicht. Seine Religion war die Freiheit und Alles Ideale, was diese zu Tage förderte. S. 340f. 323f. 333f. I. 121.

Als sich Schiller in seiner Erwartung von der französischen Revolution bald arg getäuscht und er das Schicksal Ludwigs des Sechszehnten vollzogen sah, zog er sich ganz in die Welt des Geistes zurück. Die Kant'sche Philosophie gewährte vielen edlen Deutschen, was viele edle Franzosen in der Revolution suchten; und Schiller sprach ein prophetisches Wort über die französische Revolution aus. Er wandte sich von der politischen Welt ab. Es trat jetzt, nach W. von Humboldt's Worten, der seltenste Wendepunkt ein, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat. S. 341—44.

Hiermit endigt der zweite Lebensabschnitt über die wissenschaftliche Selbstverständigung von 1786—1794.

Es beginnt nun der dritte Lebensabschnitt oder die Periode der gereiften Kunstpoesie von den Horen 1794 — bis zu Schiller's Tod — 1805.

Im Mai 1794 kam Schiller aus seinem Geburtslande nach Jena

zurück und der wohlthätigste geistige Einfluss war von dieser Reise bemerkbar. Der Umgang mit W. von Humboldt gab ihm in Jena einen neuen grossen Reiz. In der Schule Dieses wurde er erst für den Umgang Göthe's reif. Der Plan zu den Horen sollte nun in Ausführung kommen; es wurde ihm jetzt Göthe's Freundschaft zu Theil und dieser gewonnen für die angekündigte Zeitschrift, welche das Band zwischen beiden Dichtern unzertrennlich knüpfte. Von dieser Zeit an ist fortwährend die Einwirkung Göthe's auf Schiller ein Hauptmoment bei allem seinem Streben und Dichten und ihm allein verdankt Schiller die Zeitigung seines poetischen Talents. Der wiederholte Ruf unsers Dichters nach Tübingen ward abgelehnt. III. Abtheilung S. 3 — 5. 11. 16 f. Im Jahre 1795 erschienen nun die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. In „Anmuth und Würde“ hatte Schiller eine Analytik des Schönen zu liefern versprochen. Die genannten Briefe entwicklen nun den Begriff und Ursprung des Schönen und weisen zugleich dessen Bedeutung für das menschliche Leben nach und schliessen sich durch das Letztere an „die Künstler“ an. S. 24. Der im Jahre 1797 geschriebene Aufsatz: „über das Erhabene“ ist eine Fortsetzung und „über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauche schöner Formen“ ein Zweig der Briefe, während eine spätere Abhandlung „über den moralischen Werth ästhetischer Sitten“ noch innerhalb der Briefe liegt. Cap. II.

Es erwacht nun Schiller's Verlangen zur Poesie aufs Neue, und im Jahre 1795 versuchte er sich wieder in der Poesie. Die lyrische Poesie, mit der er nun beginnt, hat drei Entwicklungsstufen. Die erste beginnt mit der zweiten Hälfte des Jahres 1795, und war so fruchtbar, dass im Sommer 1795 vierzig kleinere und grössere Gedichte entstanden; und es ist die metaphysische, weil der Dichter vom Studium der Philosophie unmittelbar kommend, vom Abstracten ausging. Das Jahr 1795 kann das Jahr der Ideendichtung heissen. Von dieser Dichtung stieg Schiller im Verlaufe seiner fortschreitenden Entwicklung zu einer gemischten oder mittleren Klasse herab, wo sich die Idee mit dem Wirklichen und Koncreten in Verbindung zu setzen suchte, bis er endlich bei der reinen, objectiven Dichtung anlangte. Vor allem suchte Schiller das Ideale durch das Reale dadurch zu beleben, dass er jenes entweder diesem entgegensetzte oder das Ideale durch die Merkmale, welche es mit dem Realen gemein hat, schilderte. Die Veranschaulichung geschah durch den Kontrast oder durch die Aehnlichkeit. In beiden Fällen wird das Ideale als dem Realen coordinirt gedacht und

auf dieser Nebenordnung ruht die erste Gattung der Ideenpoesie. Veranschaulicht durch den Contrast sind „Ideal und Leben“, die Blumenkrone der Briefe über ästhetische Erziehung des Menschen, „Würde der Frauen“, „der Genius“, „die Geschlechter und die Sänger der Vorzeit“, „die Sänger der Vorwelt“; veranschaulicht durch die Aehnlichkeit sind „die Macht des Gesanges“, das Distichon „Würde“, in welchem letztern der Gedanke ganz Gleichniss ist. Wenn in einem solchen Bilde die Idee ganz verschwiegen und nur zu errathen gegeben ist, entsteht die Allegorie. Wir besitzen nur in dieser Gattung „das Mädchen aus der Fremde“. Schiller versinnlicht ferner durch die Mythologie und Geschichte, so in der Elegie das „Glück“, die Epigramme „Odysseus und Columbus“. Eines der mächtigsten ästhetischen Hülfsmittel ist die symbolische Ansicht der Dinge. Dieses wendet er an in dem Schlusse „an die Freunde“, in den Künstlern, im Spaziergang. Die ganze Gestalt gibt diese Gattung in: „der Tanz“, „die Klage der Ceres“ und Andere. Absch. 7. Der Dichter geht von der ideellen Poesie zur didactischen über. Von der Nebenordnung der idealen und realen Welt geht er nämlich zur Ueber- und Unterordnung fort und so entsteht die zweite Gattung der Ideenpoesie. Hierher gehört die „Poesie des Lebens“. Wird eine allgemeine Idee durch einen erdichteten Fall versinnlicht, so entsteht die Fabel oder Parabel, je nachdem jener Fall ganz bestimmt und individuell oder unbestimmt ist. Wird eine Vorstellung durch ihre Merkmale geschildert, ohne dass man die Vorstellung nennt, so entsteht die Räthseldichtung. Unter die *Fabeln* und Parabeln gehören: „das verschleierte Bild zu Sais“, „Pegasus im Joche“, „Theilung der Erde.“ Die *Räthseldichtung* übte Schiller erst im Jahre 1802 in Gemeinschaft mit Göthe. Hierher gehören einige Epigramme, z. B. „die Führer des Lebens.“ Von dieser Art der Versinnlichung geht der Dichter zur verständigen oder didactischen Form über: wie in Licht und Wärme und „Breite und Tiefe“, „die Worte des Glaubens und die Worte des Wahns“, „die Antike an den nordischen Wanderer“, „die Antike in Paris.“

Schillers Ringen mit dem Philosophischen, um sich von der logischen Welt zu befreien, stellt sich eben in einer Reihe didactischer und satyrischer Gedichte dar, welche grossentheils schon einen epigrammatischen Charakter haben, und so den Uebergang vom Jahre der Ideendichtung 1795 zum Epigrammen- oder Xenienjahre 1796 machen. Cap. 9. Die meisten allgemeinen Epigramme vom Jahre 1796 stellte

Schiller unter dem Namen Votivtafeln zusammen. Es sind die goldnen Sprüche Schillers (des ersten epigrammatischen Dichters des deutschen Volkes), in welchen seine ganze Weltansicht in kurzen Sätzen bestimmt und körnig im Allgemeinen niedergelegt ist, während die Xenien, meist polemisch, sich auf besondere Zustände und Personen beziehen. Cap. 10. Wenn uns die allgemeinen Epigramme Schiller's Denkweise vor Augen führen, so machen uns die Xenien mit seiner Ansicht und seinen Urtheilen über die Zeitgenossen und Tagesliteratur bekannt. Sie giengen aus Schiller's höchsten Bestrebungen hervor. Der Hass stand in Dienste einer Idee. Luther verbrannte die päpstliche Bannbulle und Schiller schrieb die Xenien. Beide rissen sich unwiderruflich von ihrer Zeit los und giengen einer neuen Zeit entgegen, welche sie geschaut hatten. Auf die frühere Polemik zuerst gegen die politischen, dann die religiösen Dogmen und Einrichtungen konnte nur noch die literarische übrig bleiben und dieses sind die Xenien. Wie er bisher zu dem Allgemeinen das Besondere suchte, so gieng er bei der Xeniendichtung vom Individuellen zum Idealen über. Und wenn er früher durch Gefühl seine Gedichte allzusehr sentimental gefärbt hatte, so wurde ihm hier eine Enthaltsamkeit aller tiefern Herzensergiessungen auferlegt, welche ihn bald zu einer klaren mehr objectiven poetischen Darstellung führen sollte. So war die Xeniendichtung der Uebergang zu einer höhern Stufe. Durch die Xenien riss sich der Dichter von der abstracten Dichtung zuerst auf eine entschiedene Weise los. Er gelangte aber nicht unmittelbar zu der objectiven Gattung, welche nach Göthe das Allgemeine ganz im Besondern schauen lässt. Er gieng zunächst zu der mittleren, und dann erst zu der dritten über. Die Ideendichtung oder nach Göthe Allegorie, stellt das Allgemeine mittelst des Konkreten dar; die mittlere verbindet Allgemeines und Konkretes, als verschiedene Bestandtheile mit einander, die reine Poesie ergreift das Allgemeine ganz im Konkreten. Im ersten Fall denkt der Dichter, im dritten schaut er an, im mittleren halten sich Denken und Anschauen in seiner Seele das Gleichgewicht. Diese dritte ist die naive Form der Poesie und ist nach Göthe allein mit Recht die ächte Poesie, ihr Inhalt mag nun naiv oder sentimental seyn. Sie ist die individuelle, rein objective, plastische Darstellung. Schiller überschritt die mittlere nur in einzelnen Darstellungen. Cap. 12. Die mittlere und dritte oder höchste gehen häufig in einander über und können nicht mehr streng gesondert werden. Weit mehr Subjectives als im „Abend nach einem Gemälde“ ist in „der Elegie „Pompeji und Herkulanum“, und doch ist sie weit objectiver

gestaltet. Die Ideale „repräsentiren auf eine glänzende“ Weise die mittlere Form der Poesie. Die beiden ersten Arten sind Arten der sentimentalen, subjectiven, reflectirten Poesie, die dritte ist die naive. Nach dem Xenienjahr, zur Zeit der Abfassung des Wallenstein, warf sich Schiller auch in der Lyrik, seiner bisherigen Manier überdrüssig, mit Leidenschaft auf die dritte Form, doch später machte seine gewaltige Natur gegen die Göthe'schen Einflüsse, durch welche er besonders auf sie geführt worden war, ihre Rechte geltend, und er kehrte im letzten Lustrum seines Lebens in den meisten lyrischen Erzeugnissen zur sentimentalen, subjectiven Behandlung zurück. Aus dem innern Widerstreit Schiller's zwischen Verstand und Einbildung, Begriff und Anschauung ist ein Theil der Kraft und Macht, mit welcher uns seine Poesie ergreift, herzuleiten. Theil III. Cap. 12.

Als Schiller im Jahre 1795 von der Philosophie zur Poesie zurücktrat, bemächtigte sich seiner oft Verzagtheit und Misstrauen in sein eignes Dichtertalent und dieses hatte seinen guten Grund in dem *deutlichen* Bewusstsein des Uebergewichts seiner Abstractionskraft vor seinem Anschauungsvermögen, und dieses Bewusstsein musste ihm noch verstärkt werden, als er die Leichtigkeit sah, mit welcher Göthe's Genie sich äusserte, und er durch dessen Umgang und den Genuss seiner Poesie den ächten Geist der Poesie reiner und klarer, als früher vernahm. Er musste nicht bloss an seiner Productionskraft, sondern auch *an* seinen eignen poetischen Producten irre werden. So sah er sich *genöthigt* über die verschiedenen Arten der Dichtung, des antiken und modernen Geistes, oder der naiven und sentimentalen Dichtung nachzudenken und sich über sie und sein Verhältniss zu ihnen und Göthe ins klare zu setzen. So entstand der Aufsatz „über die naive und sentimentalische Dichtung“; das Resultat war die Ueberzeugung, dass seine sentimentalische Poesie ihren eigenthümlichen Werth neben der naiven Göthe's und der Alten habe, und dass beiden gleicher Rang neben einander zu geben sey. III. Cap. 3, 4.

In diesem Uebergang zur gereiften Poesie, in welchem Schiller selbst an sich irre zu werden anfieng, war es, wo er auch zwischen dem Epos und Drama schwankte. Schon längst hatte er die Idee gefasst, ein Epos zu schreiben und diese Idee stritt sich mit dramatischen Planen. Was aber in der Tiefe des Geistes entsprungen, das geht nicht vorüber, und so dichtete er in einem poetischen Wettstreit mit Göthe Balladen, welche in der Mitte zwischen dem Epos und Drama liegen, erzählend sind, wie das Epos, aber veranschaulichend oder vergegen-

wärtigend, wie das Drama. Es schlossen sich jetzt seine lyrische, wie dramatische Poesie der Ueberlieferung an. Er war nun endlich des innern Stoffes, den er bisher so vielgestaltig ausgeprägt hatte, müde, und indem sich bei ihm der Philosoph zurückzog, stellt sich gleich der Historiker ein. III. S. 287 f. Die Balladen sind wegen ihres überwiegenden Geschichtsstoffes mit einem eigenthümlichen Ideenstoff Schiller's nicht gut verträglich. Der ideale Gehalt am historischen Stoffe zieht von der Begebenheit ab zur innern Welt und beeinträchtigt und vernichtet dann die nach Aussen gekehrte, ruhige epische Betrachtung. Es entsteht die subjective Ballade, die Romanze, in welche der Dichter seine Denkweise reichlich gelegt hat. Die Balladen schliessen sich an Wallenstein an, und ihr Stoff ist immer aus der Geschichte oder Mythe genommen. III. S. 132. 293. 319—22. Es musste Schiller's plastischem Talente die Ideenpoesie bald zu kahl und unfruchtbar, die Balladendichtung aber seinem philosophischen Geiste zu eng erscheinen, so trat er von dem particulären Balladenstoff zu einem universal-historischen oder allgemein-menschlischen über, welcher nun seine Vernunft und Phantasie erfüllte. Das weite reale Menschenleben selbst, sowohl der Vergangenheit als Gegenwart, wie er es zu einer philosophischen Weltbetrachtung denkend und fühlend verarbeitet hatte, ward das Feld seiner Dichtung. Wie er früher die Poesie in die Metaphysik verfolgte, so setzte er ihr jetzt den Entwicklungsgang und die Schicksale der Menschheit zum Ziel vor. Er betrat ein neues eigenthümliches und fruchtbares Gebiet. Seine Dichtung überhaupt ist vorzugsweise eine Universalpoesie, wie andere Personen-, Familien- oder Volksdichter sind. Wie er in seinen Dramen den Gehalt der Weltgeschichte legte, so strebte auch seine lyrische und epische Poesie die ganze Menschheit zu umfassen. In dieser Universaldichtung schlugen alle eigenthümlichen Anlagen seines Geistes zusammen, begegnete sich der Historiker, der Philosoph und Poet und offenbart sich der allgemeine Character seines Dichters von der vortheilhaftesten Seite.

Die culturhistorischen Gedichte der frühern Zeit sind besonders „die Götter Griechenlands“ und „die Fürsten.“ Die nun vom Jahre 1795 folgenden culturhistorischen universellen Gedichte sind „der Spaziergang“ (1795.), „das eleusische Fest“ (1798.), „die vier Weltalter“ (1802.) und „das Lied von der Glocke“ (1799). Das erste zeigt alle Lebensverhältnisse des Menschen zur Natur, entweder ist der Mensch instinktartig eins mit der Natur, oder er beherrscht sie, ohne sich ihr entgegenzusetzen, oder er verläugnet sie

ganz oder er verbindet sich wieder auf ewig mit ihr, als der fertige Sohn der Vernunft. Das zweite stellt eine dreifache Entwicklungsstufe des Menschengeschlechts, den Jäger- und Nomadenstand, den Ackerbau und das Stadtleben dar und ergänzt durch die erste Stufe den Spaziergang. Dieser dagegen setzt das eleusische Fest dadurch gewissermassen fort, dass er auch den Verfall des städtischen Lebens darstellt und die Rückkehr des Menschen zur Natur andeutet. Die vier Weltalter sind ein culturhistorisches Bild des Entwicklungsganges der europäischen Menschheit, welches nun durch sein goldnes Zeitalter sich an den Spaziergang und an das eleusische Fest reiht, in welchem der allererste Zustand des Menschen ebenfalls als ein friedlicher und unschuldiger bezeichnet wird. In dem Spaziergang spricht sich eine betrachtende wehmüthige Stimmung, in dem eleusischen Feste eine begeisterte Freude aus; in den vier Weltaltern werden die verschiedenen Gestalten der Menschheit rein und unpartheiisch dargestellt und jede nach ihrem eigenthümlichen Gehalte und Werth gewürdigt.. Das Lied von der Glocke zerfällt in eine einleitende Betrachtung, in ein Gemälde des häuslichen und ein Gegenbild des öffentlichen Lebens und schliesslich in eine Skizzirung der religiösen Bestimmung der Glocke, und ist die himmlische Weihe der verschiedenen Lebensbetrachtungen; denn nachdem alle Kreise des menschlichen Lebens durchlaufen sind, hat der Dichter seinen Standpunkt über dem ganzen menschlichen Wesen im ewigbleibenden genommen. Das Bild des Hauses und Staats wird bis zu ihrer Auflösung fortgeführt und nun erst erhebt sich das Himmlische über beiden zerfallenen Formen des menschlichen Daseyns. Wie dieses Gedicht alle wesentliche Verhältnisse des Menschenlebens durchläuft, so geht es zugleich, nach Humbolds Ausdruck, die Tonleiter aller menschlichen Empfindungen durch. Von den übrigen Culturgedichten sind die persönlichen und häuslichen Momente, welche hier die Hälfte bilden, ausgeschlossen. IX. Cap. II. Insofern ist dieses eine Ergänzung dieser Seite. —

Aus dieser Darstellung Hoffmeister's ergiebt sich, dass derselbe keineswegs bloss subjective Zwecke verfolgt und überhaupt subjectiv in dem Sinne ist, wie ihm Hinrichs vorwirft. Wahr ist allerdings, dass die Eintheilung und Vertheilung, überhaupt Anordnung der Schrift besser seyn könnte. Es würde dann die Uebersicht, Einsicht und der Fortgang der Entwicklung einfacher, klarer und leichter übersehbar, und die grosse Breite und öfteren lästigen Wiederholungen würden dann vermieden, das Ganze weit kürzer und geniessbarer geworden seyn. So ist der Stoff allzusehr zersplittert und ermangelt der organisch-kunstvol-

len Darstellung. Der Verfasser hat seinen Stoff nicht zu bewältigen vermocht. Dass hiervon der ganze wissenschaftliche Standpunkt Hoffmeisters der Grund ist, kann nicht beweifelt werden. Er hätte von der neuern philosophischen Bilduug, die er so schnöde behandelt, auch für seine Methode Vieles lernen und formell wie materiell grossen Gewinn für seinen Zwek ziehen können. Die philosophische Bildung, seit Kant besonders, strebt sichtbar nach Gründung einer festen Methode und wenn auch die Hegel'sche sich als nicht ausreichend, die Wirklichkeit zu erklären, erwiesen hat, so hat sie doch einen grossen Schritt in der Entwicklung derselben gethan und selbst ihre Mängel dienen nur dazu, in der Lösung der Aufgabe weiter zu schreiten. Man muss aber auch die Anwendung der Hegel'schen Methode von Seiten mancher Anfänger wohl von diesen selbst unterscheiden. Denn bei diesen ist die Methode oft zur Karricatur geworden, und es ist nicht zu läugnen, dass dieses auch oft auf Hinrichs angewendet werden muss, besonders in dem lyrischen Theile.

In der Darstellung und Beurtheilung besonders der philosophischen Entwicklung des Dichters hat Hoffmeister gezeigt, dass er auch materiell seiner Aufgabe nicht vollständig gewachsen ist. Schiller's Verdienst ist hier offenbar ein grösseres und seine philosophischen Abhandlungen haben namentlich eine weit grössere Bedeutung für die Geschichte der Philosophie, als Hoffmeister zeigt. Er weist zwar darauf hin und auch noch, dass Schiller einen Fortschritt in der Geschichte der Philosophie begründet hat, aber er bezieht ihn nur auf Fries, während der Einfluss des Dichters sich weiter über Fries hinaus erstreckt. Dem Verfasser fehlt aber die Einsicht und das Verständniss dieser letzten, über Fries hinausgehenden Entwicklung und er schliesst seinen eignen philosophischen Standpunkt mit Fries ab. Dieser Dogmatismus verschliesst ihm den Eingang in die weitere philosophische Bildung, und die Erkenntniss des Verhältnisses derselben zu Schiller. Aber auch seine Kritik der Schiller'schen Kunstansichten ist desshalb nicht ganz entscheidend; es giebt noch einen höhern Standpunkt, aus welchem das Verhältniss der Kunst zu den andern Lebensgebieten und Weltsphären betrachtet werden muss, als der Verf. gegen den Dichter annimmt.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 18. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Hoffmeister: Schiller's Leben und Werke.

(Schluss.)

Dass übrigens Hoffmeister nicht Kantianer im engern Sinn ist, wie man ihm immer vorwirft, kann man aus dem dritten Theile S. 35 ff. ersehen. Er spricht hier entschieden als Anhänger von Fries. Uebrigens ist der gesunde Sinn des Verf. mächtiger, als sein theoretischer Standpunkt und z. B. urtheilt er auch meistens nach diesem, und sein Werk steht noch unübertroffen als ein herrliches Denkmal deutscher Gründlichkeit, Redlichkeit und Einsicht in Betreff des zu behandelnden Gegenstandes da, und Ref. will das Interesse an dieser Arbeit keineswegs durch diese Ausstellungen schwächen, sondern wünscht vielmehr, zur immer grössern Verbreitung desselben beizutragen, wesshalb er auch besonders eine so weitgehende Uebersicht von dem Werke hier gegeben hat. Es wird für alle folgenden Bearbeitungen Grundlage bleiben, und diejenigen, welche jetzt schon so abschätzig von ihm reden, mögen erst einmal zeigen, ob sie solches zu leisten im Stande sind, als hier geleistet ist. Es wird schwerlich sobald übertroffen werden; denn es wird nicht sobald ein Mann solche Studien in dem Dichter machen, als Hoffmeister gemacht hat, und sollte er ihn an Geist übertreffen, so wird ihm dieses nur durch Benutzung des Hoffmeister'schen Geistes möglich seyn.

Was nun endlich das Verhältniss Hoffmeister's zu Hinrichs in Ansehung des lyrischen Theils betrifft, so kann hier Hinrichs nicht mehr als ergänzend zu Hoffmeister in dem Sinne, wie dieses bei dem dramatischen Theile der Fall ist, angesehen werden. Die Zusammenstellung der einzelnen Gedichte, die Ueber- und Fortgänge eines zum andern, und die Analysirung derselben im Einzelnen, sind bei Hinrichs der Art, dass er mit Hoffmeister in keiner Hinsicht einen Vergleich aushält. In der Zusammenstellung der Gedichte herrscht eine unbegreifliche Willkühr, die noch durch die Uebergänge von einem zum andern übertroffen wird, es wird der Sinn im Allgemeinen und Einzelnen oft so gänzlich verfehlt, dass man die Möglichkeit dieser Erklä-

rung nur dann begreift, wenn man die subjective Tendenz des Verfassers überall festhält oder vor Augen hat.

Tadelnswerth ist aber schliesslich noch an beiden Verfassern, dass man bei ihnen unter Andern eines der wichtigsten, tief gedachtesten und dem Inhalte, wie der Form nach herrlichsten Gedichte, wie z. B. die Künstler, gar nicht im Einzelnen erklärt findet. Doch war es bei diesem Gedichte auch ausserdem desshalb nothwendig, es in seinen Grundideen zu analysiren, weil die späteren philosophischen Abhandlungen und Kunsttheorien zum Theil Ausführungen dieser Ideen sind. So muss man denn von dem bändereichen Werke über Schiller noch nach einem weitern sich umsehen, z. B. nach dem von Viehoff, um sich Auskunft zu holen.

**Sengler.**

---

*Dissertatio critica de antiquarum Aeschyli interpretationum ad genuinam lectionem restituendam usu et auctoritate, quam — pro gradu doctoratus summisque in philosophia — honoribus — rite ac legitime consequendis, publico ac solemni examini submittit Cornelius Marinus Francken, Mudanus. Trajecti ad Rhenum, apud Kemink et filium, typogr. MDCCCXLV. XVI. und 150 S. in gr. 8.*

Der Gegenstand dieser Schrift, die, wie die meisten der Art, welche in Holland erscheinen, durch eine fliessende Sprache und eine klare Darstellungsweise sich vortheilhaft empfiehlt, ist zunächst die Ermittelung dessen, was für die Texteskritik des Aeschylus aus den noch vorhandenen Scholien sich gewinnen lässt; es sind aber auch damit weitere kritische Bemerkungen verbunden, welche durch jenes Streben veranlasst, zunächst über zwei Stücke dieses Dichters, den Prometheus (pag. 1 ff.) und die Sieben gegen Theben (p. 61 ff.) sich erstrecken. Die dazu nothwendige Untersuchung über Beschaffenheit und Charakter der Scholien selbst findet sich in einer mit der Aufschrift Introitus bezeichneten Einleitung (p. I—XIV.), auf welche wir schon desshalb aufmerksam machen, weil die Aeschyleischen Scholien, die freilich unter dem, was uns von derartigen Erzeugnissen zu den griechischen Dramatikern überhaupt erhalten ist, eine im Ganzen niedere Stufe einnehmen, bis jetzt noch wenig untersucht worden sind, wiewohl eine solche Untersuchung selbst dann noch nothwendig erscheinen würde, wenn sie

ein blos negatives Resultat zur Folge hätte, was, wie durch die vorliegende Schrift sich herausstellt, doch keineswegs ganz der Fall ist. Ohnehin weiss Jeder, der mit Aeschylus sich näher beschäftigt hat, mit welchen Schwierigkeiten die Kritik in der Feststellung des Textes noch an gar manchen Stellen zu kämpfen hat, indem eine feste Grundlage desselben noch keineswegs in der Weise gewonnen ist, welche der Conjecturalkritik, die hier noch ziemlichen Spielraum hat, uns völlig überheben könnte. Die Scholien bringen theilweise Lesarten, die jedenfalls über die bis jetzt bekannt gewordenen Handschriften des Aeschylus hinausgehen; darum war eine genaue Vergleichung der Scholien mit dem Texte des Dichters, um darnach alle daraus hervorgehenden Abweichungen näher kennen zu lernen, die nächste Aufgabe des Verfassers*): die Prüfung dieser Ergebnisse, und die dadurch möglich gewordene Entscheidung über die Aufnahme oder Verwerflichkeit der einen oder andern dieser Lesarten bildet die weitere Aufgabe, deren Lösung uns in dieser Inauguralschrift einen schätzbaren Beitrag zur Kritik wie zur Exegese der beiden oben genannten Dramen erblicken lässt. Bekanntlich war es Robortellus, der zu Venedig 1553 zuerst Scholien zu Aeschylus herausgab, denen Victorius (1557) Einiges aus der mediceischen Handschrift hinzugefügt haben mag; dass er in dieser seiner Ausgabe, diesen griechischen Scholien auch Eigenes beigemischt, ist, wie der Verfasser gezeigt hat (p. IV. scq.), eine grundlose Behauptung; später fügten Stanley und Butler in ihren Ausgaben noch andere Scholien bei, Jener aus Oxforder Handschriften zum Prometheus und den Sieben gegen Theben, Dieser zu den Persern und Eumeniden. Was Morellius in seiner Ausgabe des Prometheus zu London 1772 von Scholien beifügte, hat keinen Werth; es sind eigentlich Scholien, welche der ersten Sammlung des Robortellus angehören, aber, wegen ihrer Werth-

*) Eine solche Aufgabe finden wir schon in einem 1835 zu München erschienenen Programm von C. Halm (Lectionum Aeschyll. Particula prior) p. 17. als etwas höchst Nothwendiges und Wünschenswerthes bezeichnet: „merito, heisst es dort, quis mirari possit incuriam ceterorum virorum, qui ad Aeschylum emendandum studia sua contulere, quod, quum in scholiis via sit monstrata, qua pergens quivis poetae suum reddere poterat, nemo eam ingredi scholiaque accuratius inspicere operae pretium habuit, cujus rei causam cum mecum reputarem, facile in eo positam intellexi, quod plerique scholia Aeschylea, quasi nihil frugi contineant, nimium despicere videntur; at quamvis magnam partem notae sint deterioris, tamen multis locis aut sola veram lectionem habent aut vestigia certe verae scripturae manifesto produnt."

losigkeit von Diesem, wie von seinen Nachfolgern weggelassen worden waren. Alles diess ward in Butler's Ausgabe zusammengestellt und ist daraus in die Ausgabe von Schütz übergegangen; in diesem Zustande aber, bei welchem genauere Sichtung und Ordnung, so wie Herstellung vielfacher Verderbnisse dringend Noth thut, ist es im Ganzen bis jetzt verblieben. Das erkannte der Verfasser dieser Schrift auch bald, und, indem er auf Abhülfe dieses Uebelstandes bedacht war, gelang es ihm, in der Leidner Bibliothek zwei Handschriften des Aeschylus, beide mit Scholien versehen, zu finden, welche für die Berichtigung und für die Erweiterung des Textes dieser Scholien allerdings manchen Beitrag liefern: beide Handschriften stammen aus der Bibliothek des Isaac Vossius, die eine, ältere, Papierhandschrift, welche die Scholien enthält, so wie sie Robortellus gab, sammt allem dem, was Dieser als überflüssige Zuthat byzantinischer Auslegung wegliess, dürfte dem dreizehnten Jahrhundert angehören, die andere aber jedenfalls weit später fallen, da sie als eine genaue und zierliche Abschrift der Pariser Handschrift nr. 2787, welche ins vierzehnte Jahrhundert verlegt wird, erscheint; die zum Prometheus gehörigen Scholien hatte übrigens schon Fähse in der zu Leipzig 1813 erschienenen Sylloge lectionum Graecarum etc. p. 3—67. daraus bekannt gemacht; was zu den Sieben gegen Theben sich darin findet, hat der Verfasser hier zuerst benutzt. Er unterscheidet nun eine doppelte Classe von Scholien; zu der ersten rechnet er die ältere Sammlung des Robortellus (und Morellius), zu der anderen neueren, die von Stanley und Butler hervorgezogenen Scholien; in der ersten Classe wird wieder dreifach unterschieden, und hier die erste Stelle den Scholien der mediceischen Handschrift zuerkannt, von welchen der Verfasser eine neue und genaue Vergleichung wünscht, die er „a Cobeti diligentia" (p. VIII.) erwartet, der jedoch, so weit Referent sich erinnert, vor einiger Zeit gestorben ist. Aber Franz hat zu seiner Bearbeitung der Orestie diese Handschrift des zehnten Jahrhunderts, in welcher die, in ihrer Fassung meist kurz gehaltenen Scholien, fast durchgehends mit Majuskeln geschrieben sind, mithin ein namhaftes Alter, gleich der Handschrift selbst, ansprechen, verglichen, und darüber auch das Nöthige, so weit es die Orestie betrifft, mitgetheilt; s. pag. 313 ff. vergl. 304 ff. Dort ist auch von den übrigen Handschriften des Aeschylus, die freilich dieser mediceischen, der ältesten unter den noch vorhandenen, meist nachstehen, die Rede; auch von Scholien, die wohl noch nicht benutzt sind, in vaticanischen Handschriften (pag. 303 not.). Somit ist die Untersuchung noch keineswegs abgeschlossen und für die Scholien selbst noch

Manches zu gewinnen, namentlich für die übrigen Stücke des Aeschylus, die nicht zur Oréstie gehören, also namentlich auch für die beiden, vom Verfasser zunächst in dieser Schrift behandelten Stücke. Die zweite Stelle in jener ersten Classe nehmen die in dem erwähnten ersten Leidner und, wie der Verfasser glaubt, in den meisten noch vorhandenen Handschriften befindlichen Scholien ein, welche eine schon weitläufigere Erklärung der Gedanken und des Sinnes geben; sie sind nach dem Verfasser das Werk eines spätern Lehrers, oder das von einem Schüler aufgenommene Dictat desselben, oder vielmehr, wie wir glauben, Excerpte und verstümmelte Reste aus einem solchen Dictat. An dritter und letzter Stelle erscheinen dann die Scholien der andern Leidner Handschrift, oder vielmehr ihres Originals, der Pariser Handschrift, obwohl auch hier Einiges aus ältern Quellen Entnommene (vgl. p. IX.) vorkommt. Die zweite Classe der Scholien wird vom Verfasser — und mit Recht — für neueren Ursprungs erklärt. Auffallend wird es immer bleiben, dass von den Bemühungen der alten Grammatiker, die doch gewiss nicht minder über Aeschylus, wie über Sophocles, Aristophanes, Pindar u. A. sich erstreckten, so Weniges sich erhalten, und dass diess Wenige in einer so entstellten und verstümmelten Gestalt sich befindet, zumal da es aus sehr secundären Quellen einer schon ungleich spätern Zeit stammt, daher auch Citate und Verweisungen auf ältere Schriftsteller und Ausleger darin kaum vorkommen, einige wenige Spuren abgerechnet, die der Verfasser sorgfältig S. X seq. zusammengestellt hat. Die Schrift (ὑπόμνημα) des Aristarchus über den Aeschyleischen Lycurgus, in den Scholien zu *Theocrit.* X. 18 erwähnt, konnte hier noch genannt werden, so wenig wir auch über Inhalt und Charakter dieser Schrift wissen (vgl. Bothe *Fragm.* Aeschyl. pag. 49 und daselbst G. Hermann); dessgleichen οἱ ὑπομνηματισταί, welche bei einer Stelle aus den Nereiden des Aeschylus von Hesychius s. v. Ἐναραφόρος (vgl. Bothe ibid. p. 57) angeführt werden in derselben Weise wie zu dem (vom Verfasser angeführten) Anfang der Perser. Der Verfasser ist, um diesen allerdings auffallenden Missstand zu erklären, auf die Vermuthung gekommen, dass die Bemühungen eines Didymus, aus den verschiedenen frühern Commentaren der Hauptdichter, eines Sophocles u. A., Sammelwerke zu veranstalten, die den wesentlichen Bestand derselben, auch mit Eigenem noch vermehrt, auf die Nachwelt bringen sollten (und allerdings bilden dieselben meist die Quelle und den Grund dessen, was von derartigen Bestrebungen der Alten überhaupt auf uns gekommen ist), in gleicher Weise sich nicht über die Dramen des Aeschylus erstreckt, oder dass eine solche Arbeit

jedenfalls denen nicht bekannt gewesen, von welchen die gegenwärtigen Scholien herrühren, über welche in dieser Beziehung auch Richter (De Aeschyli, Sophocl. Euripid. Interprett. Graecc. p. 99 ff.) zu keinem befriedigenden Resultate gelangen konnte. Die Ansicht des Verfassers selbst ist in folgenden Worten ausgesprochen, die wir hier mittheilen wollen: „Itaque ut brevi, quae adhuc disputata sunt, repetam, conjicio (nihil enim me pro certo affirmare posse intelligo), fundamentum scholiorum esse unius antiqui grammatici commentarium, qui paulatim a librariis decurtatus sit et contractus; hinc exstitisse scholia Medicei, quae rursus a grammaticis Byzantinis in discipulorum usum amplificata videntur. Ex hac ampliore annotatione (Schol. A), qua Orestia et Supplices carent, petita alterius interpretis Scholia (Schol. B.).“ (pag. XIV.)

In den auf diese Einleitung folgenden Bemerkungen durchgeht nun der Verfasser die einzelnen Stellen der beiden oben genannten Stücke des Aeschylus, des Prometheus und der Sieben gegen Theben, wo in den Scholien eine Abweichung der Lesart vorkommt: dabei beschränkt er sich keineswegs auf eine blosse Angabe der Variante, sondern es giebt ihm diess Veranlassung zu einer nähern Besprechung der Variante selbst, ihrer Bedeutung für den Text und ihrer Zulässigkeit oder Verwerflichkeit: und daran knüpfen sich weitere Erörterungen, welche die Textesgestaltung zunächst betreffen, dann aber auch, im Zusammenhang damit das Verständniss und den richtigen Sinn einzelner Worte wie Verse. Indem wir auf diesen erfreulichen Beitrag zur Kritik, wie zum Verständniss des Aeschylus um so mehr aufmerksam machen, als er aus einem Lande uns zukommt, das sich bei diesem Dichter bisher weniger betheiligt hat, glauben wir dem Verfasser unsere Theilnahme dadurch am besten zu beweisen, dass wir eine Anzahl der von ihm behandelten Stellen näher besprechen und damit die Leser in den Stand setzen, sich selbst aus diesen Proben ein Urtheil zu bilden.

Zu Vers 6 wird in einer ausführlichern Erörterung die aus den Scholien zu Aristophanes Fröschen 836 aufgenommene Lesart, der auch Blomfield und Schömann folgen: ἀδαμαντίνων δεσμῶν ἐν ἀῤῥήκτοις πέδαις, gegen die aus den Scholien zu Aeschylus immerhin nachweisbare ἀδαμαντίνοις πέδησιν, ἀῤῥήκτοις πέτραις, die zwar noch in neuester Zeit einen Vertheidiger gefunden hat, in Schutz genommen und die Abundanz in Hinzufügung des Genitivs δεσμῶν zu πέδαις durch eine namhafte Zahl von ähnlichen Fällen aus andern Aeschyleischen Dramen hinreichend nachgewiesen. Aber Vers 49 können wir uns mit dem Verfasser nicht vereinigen, wenn er in der allerdings in allen Handschriften verdorben auf

uns gekommenen, in neuern Zeiten darum auch so vielfach besprochenen Stelle: ἅπαντ᾽ ἐπράχθη πλὴν θεοῖσι κοιρανεῖν, der Lesart ἐτάχθη, für die er in den alten Scholien eine Bestätigung zu finden glaubt, das Wort redet, und, indem er in τάσσειν τινί τι die Bedeutung ex ordine dare, concedere, mit Hinweisung auf Pindar Ol. II. 28 (λέγοντι βίοτον ἄφθιτον Ἰνοῖ τετάχθαι) findet, dann die Stelle in folgender Weise auffasst: „Quaevis data sunt diis, praeter liberum agendi arbitrium; liber enim, excepto Jove, nemo est.“ Hier scheint uns in das θεοῖσι κοιρανεῖν ein Begriff hineingelegt, der gar nicht darin liegt, und überdem auch der Zusammenhang mit dem zunächst Vorhergehenden nicht gehörig berücksichtigt; schon Schömann hat richtig (p. 284 s. Ausgabe) bemerkt, dass mit ἐτάχθη nichts als ein offenbarer Widerspruch eingeführt wird, da der Sinn, der in τάσσειν nach dieser Auffassung liegt, eben so gut auf Zeus, wie auf die übrigen Götter anwendbar ist, die Worte πλὴν θ. κ. also einen Widerspruch enthalten würden. Wir halten uns daher am liebsten noch immer an Stanley's Verbesserung: ἐπαχθῆ, für das unter den neuesten Erklärern des Aeschylus sich noch Schneidewin und Schömann ausgesprochen haben. Dagegen stimmen wir dem Verfasser ganz bei in Vertheidigung der Lesart ὑπερσχόντας Vers 213, so wie in der Erklärung, welche er davon giebt; ebenso Vers 347 ff., wenn er sich für diejenigen ausspricht, welche diese Verse ebenfalls dem Prometheus (nicht dem Okeanos) beilegen; oder Vers 355, wo er aus den Scholien nur Gründe für die Lesart ἱπούμενος finden kann; oder Vers 381, wo er προμηθεῖσθαι aus gleichen Rücksichten für das einzig Richtige hält, oder Vers 407, wo er στένουσα mit allem Recht (für στένουσι) beibehalten wissen will, Vers 425 οἱ γᾶς ἔσχατον τόπον ἀμφὶ Μαιῶτιν ἔχουσι λίμναν bringt das Scholium πόρον statt τόπον, und der Verfasser glaubt diess erklären zu können als eine Art von Umschreibung oder als erklärenden Zusatz zu Μαιῶτιν λίμναν, was von dem nun zu verbindenden ἀμφὶ ἔχουσι (für ἀμπέχουσι, sagt der Verfasser und erklärt diess circumhabitant?) abhängig seyn soll, πόρος aber bedeute auch, meint er, via, mare, fluvius. Mit dieser künstlichen Erklärung scheint uns aber Wenig gewonnen, ja wir möchten eher πόρον für eine Glosse ansehen und nicht mit Butler τόπον für eine Glosse von πόρον halten, auch finden wir τόπον durch die in Blomfield's Note angeführten Belegstellen hinreichend gesichert, um einen Zweifel zu begründen. Nicht glücklich scheint uns der Verfasser, wenn er Vers 424 (434) die Vertheidigung der durch die Scholien bestätigten Vulgata: μόνον δὴ πρόσθεν ἄλλον ἐν πόνοις δαμέντ᾽ ἀκαμαν-

τοδέτοις Τιτᾶνα λύμαις εἰςιδόμαν etc. übernimmt und ἀχαμαντόδετος durch indefesse i. e. semper et firmiter vinciens, also in aktivischer Bedeutung erklären will, auch zu diesem Zweck noch eine Anzahl ähnlicher Verbalien, die in aktivischer Bedeutung vorkommen, anführt, während doch schon Vers 151 (ταῖςδ' ἀδαμαντοδέτοισι λύμαις) die Erklärer unwillkührlich auf das hinwies, was darum auch Blomfield und Schömann (auch Minkwitz in der Uebersetzung) unbedenklich und mit Recht aufgenommen haben, nemlich ἀδαμαντοδέτοις, was auch allein dem Sinn entspricht. Richtig wird Vers 449 δόμοι πρόςειλοι erklärt: luci perviae domi, als Gegensatz zu dem μυχοῖς ἀνηλίοις; minder richtig scheint uns der Vorschlag Vers 471, wo der Mangel einer Verbindung, der uns gerade hier fast absichtlich angelegt zu seyn scheint, den Verfasser veranlasst πλανᾷ, (als Verbum in der 2ten Person) umzuändern in den Dativ πλάνῃ, so dass nun die Worte ἀποσφαλεὶς φρενῶν πλάνῃ zu dem vorhergehenden πέπονθας gehören sollen, nicht aber (nach der Vulgata πλανᾷ) einen eigenen Gedanken bilden: er übersetzt daher: gravem calamitatem perpessus es, mentis errore abductus; dann wird φρενῶν auf πλάνῃ bezogen und hängt nicht ab unmittelbar von ἀποσφαλεὶς. Hier scheint uns ein kräftig ausgedrückter Gedanke durch einen matteren ersetzt. Eben so wenig will uns der vom Verfasser in Schutz genommene Conjunctiv ἐξαμύνωνται (Vers 481), der allerdings in den Scholien vorkommt, zusagen, da der Indicativ, den auch Schömann beibehalten hat, selbst abgesehen von der handschriftlichen Autorität, zu dem Gedanken durch die grössere Bestimmtheit, die er ausspricht, besser zu passen scheint. Vers 670 (688 ed. Blomf.) fällt es uns auf, in den Worten κεἰ μὴ θέλοι den Verfasser als Vertheidiger der in den Scholien allerdings vorkommenden Lesart θέλῃ zu finden, wodurch ein Conjunctiv, zumal nach εἰ, bei Aeschylus eingeführt wird, welcher uns hier durchaus unzulässig erscheint. Dagegen glauben wir, dass er Vers 680 (698) die Lesart der Handschriften Λέρνης ἄκρην richtig vertheidigt und auch erklärt hat, indem er an der jonischen Form des Accusativs, nach dem Vorkommen anderer jonischen Formen in dem Dialog bei Aeschylus, keinen Anstoss nimmt und ἄκρα, in dem Sinne von cacumen, auf den clivus Lernae deutet mit Bezug auf das alte Scholion zu Pindar Olymp. VII. 60. Weniger dagegen dürfte vielleicht der Verfasser an einer andern vielversuchten Stelle befriedigen, in welcher er den zahlreich schon gemachten Vermuthungen eine andere neue zugesellt hat: wir meinen die Stelle Vers 1059 (1093 ed. Blomf.): εἰ δ' εὐτυχῇ (oder εἰ τάδ' εὐτυχῇ oder

εἰ τοῦδ' εὐτυχῇ, wie die mediceische Handschrift) τί χαλᾷ μανιῶν. Dass in den ersten Worten irgend ein Verderbniss steckt, ist wohl allgemein anerkannt; aber, fragen wir, genügt irgend eine der zahlreichen Conjecturen die hier in Vorschlag gebracht, zum Theil auch in den Text gesetzt worden sind, vollkommen? Selbst der neueste Versuch, εἰ τάδ' ἐπαυχεῖ, τί χ. μ., wiewohl er uns noch besser gefällt, als alle die übrigen Verbesserungsvorschläge, wird darum doch schwerlich einer allgemeinen Zustimmung sich erfreuen können. Unser Verfasser schlägt nun vor: εἴ γ' οὐδὲ τύχῃ τι χαλᾷ μανιῶν: si ne fortunae quidem cedens quidquam a furore remittit, wobei er auf Sophocles Oedip. Col. 596 (ἀλλ' εἰ θέλοντάς γ' οὐδέ σοι φεύγειν καλόν) Euripid. Med. 88. Sophocl. Aj. 1100 verweist; lauter Stellen, die schwerlich Viel für die Richtigkeit und Sicherheit seines Verbesserungsvorschlags werden beweisen können, der uns auch in Absicht auf den Gedanken nicht ganz zu dem Vorhergehenden, so wie zu den Schlussworten des Prometheus zu passen scheint, in welchen Dieser erklärt, dass nicht einmal durch die mächtigen Wirbel der Nothwendigkeit (ἀνάγκης στέῤῥαις δίναις) ihn Zeus bewältigen und vernichten werde. Wie schwach wäre diese ἀνάγκη hier durch τύχη ausgedrückt? Auch das οὐδέ unmittelbar nach εἴ γ' erregt gerechtes Bedenken, zumal da die angeführte Stelle des Sophocles dafür wenigstens keine Bürgschaft abgeben kann, indem dort οὐδέ nicht, wie in dieser Verbesserung, zu dem Bedingungssatze mit εἰ gehört. Unbedingt wird man aber dem Verfasser beistimmen, wenn er gegen den Schluss des Stücks Vers 1092 (1066 Both.) φόβον beibehalten und nicht in φόνον verwandelt wissen will, das dagegen weiter oben Vers 355 in der Schilderung des Typhon (συρίζων φόνον) gewiss an seiner Stelle ist.

Zu den Sieben gegen Theben sind die Bemerkungen, namentlich die kritischen, noch umfassender ausgefallen (S. 61 — 150); und allerdings treten auch gerade auf diesem Felde hier grössere Schwierigkeiten hervor, wie bei dem andern Stück, ohne dass aus Handschriften oder Scholien eine besondere Ausbeute zur Lösung dieser Schwierigkeiten zu gewinnen steht. Um so mehr wollen wir hier einiger Versuche des Verfassers, verdorbene oder schwierige Stellen zu heilen, gedenken. Ueber die Aufschrift des Stückes (Ἑπτὰ ἐπὶ Θήβας oder Θήβαις) hat sich der Verfasser nicht erklärt, vermuthlich, weil er die erstere Lesart schon durch die Stellen des Aristophanes, des Plutarchus, Athenäus, Eustathius u. A. so sicher und festgestellt betrachtet, dass von der andern Lesart, die wir noch bei Schütz und in frühern Ausgaben finden, keine

Rede seyn könne. Und das ist allerdings auch unsere Ansicht, zumal wenn wir einen Blick auf Blomfield's Note werfen, der die Zeugnisse für die eine wie für die andere Lesart zusammengestellt hat; was dort für die Verbindung von Ἐπὶ mit dem Dativ (Θήβαις) in dem Sinne von contra angeführt ist, wird hier mit Recht sich nicht anwenden lassen. — Vers 13 schreibt Blomfield ὥραν τ' ἔχονθ' ἕκαστον, und allerdings findet sich ὥραν in der Mehrzahl, wo nicht in allen Handschriften, während die Copula τ' in mehreren fehlt. Schon Schütz und Schwenck nahmen ὥραν auf und auch unser Verfasser will mit Dindorf hier aufgenommen hbaen: ὥραν ἔχονθ' ἕκαστον, als Zusatz zu dem vorausgehenden und auf den ἐλλείποντ' ἔτι ἥβης ἀκμαίας wie auf den ἔξηβον χρόνῳ bezüglich; wobei er dann ἔξηβος für den im Mannesalter stehenden (ἔξω τῆς ἥβης, τριάκοντα πέντε ἐτῶν nach Hesychius) nimmt, und auf eben diesen auch die Worte: βλαστημὸν ἀλδαίνοντα σώματος πολύν bezieht, in dem Sinne: qui magnum corporis incrementum alit, d. i. qui corpus habet robustum, qui est in flore aetatis.

Wir können uns mit dieser Lesart, obwohl die Mehrzahl der neuern Herausgeber sie aufgenommen, wie mit der Erklärung, die man der Stelle giebt, noch immer nicht recht befreunden und die mancherlei Bedenken nicht unterdrücken, welche uns unwillkührlich hier entgegentreten. Wir vermissen den Gegensatz zwischen τὸν ἐλλείποντ' ἔτι ἥβης ἀκμαίας und τὸν ἔξηβον χρόνῳ, wenn wir den ἔξηβον in dem Sinne von ἐν ἥβῃ ὄντα nehmen und nicht vielmehr von dem, welcher über den Jahren der ἥβη ἀκμαία, des kräftigen, jungen Mannesalters, hinaussteht, nehmen sollen, was zu dem, welcher noch unter demselben steht (τὸν ἐλλείποντ' ἔτι), den besten und natürlichsten Gegensatz bildet; dann erhält auch die im folgenden Vers gegebene nähere Bestimmung βλαστημὸν ἀλδαίνοντ' σώματος πολὺν ihren richtigen Sinn, insofern damit das Wiederauffrischen der starken und kräftigen Blüthe der Jugend, der Kraft des jugendlichen, männlichen Alters angedeutet werden soll, und nun passt dazu dann als das nothwendige Mittelglied ὥραν τ' ἔχονθ' ἕκαστον, d. i. Jeder, der noch die ὥρα besitzt, in der Jugendblüthe, im kräftigen Mannesalter steht. Ja wir würden selbst an der jonischen Redeweise ὥραν ἔχειν Anstoss nehmen, wenn nicht diese Redensart auch bei Sophocles vorkäme und daher bei einem Aeschylus schwerlich mit Recht beanstandet werden dürfte. So also sind wir hier blos auf den Sinn und den ausdrucksvollen Inhalt gewiesen, der uns für die andere Lesart zu sprechen scheint. Dagegen stimmen wir Vers 18 dem Ver-

fasser bei, wenn er in den Worten ἅπαντα πανδοχοῦσα παιδείας ὅτλον die Lesart παιδείας hier in dem Sinne von τροφῆς vertheidigt und festgehalten wissen will. Vers 43, wo von den Sieben Fürsten die Rede ist, die bei ihrem Schwur einen Stier schlachten: ταυροσφαγοῦντες ἐς μελάνδετον σάκος, erklärt sich der Verfasser für die zweite Erklärung der Scholien, die das Epitheton μελάνδετον auf die schwarze Einfassung des Schildes mittelst des Eisens deutet, μέλας γὰρ ὁ σίδηρος, wie das Scholium hinzusetzt, offenbar zur Rechtfertigung der gegebenen Deutung, während die andre Erklärung das Schwarze bei diesem Epitheton auf das schwarze, in den Schild sich ergiessende Stierblut bezieht. Nun kommt weiter unten Vers 145 χαλκόδετον σάκος vor, wo man wohl an die eherne Einfassung, aber schwerlich gerade an eine schwarze wird denken wollen; darum möchten wir in dem μελάνδετον σάκος nicht mehr suchen, als überhaupt den Begriff des dunkeln Schildes, wobei man allerdings an das über den Schild fliessende dunkle Blut denken mag, ohne dass gerade in dem Epitheton selbst diess liegt, oder in der schwarzen eisernen (?) Einfassung des Schildes. Dagegen müssen wir dem Verfasser wieder beistimmen, wenn er Vers 71 μή μοι πόλιν γε πρεμνόθεν πανώλεθρον ἐκθαμνίσητε die von Blomfield aufgenommene, von Bothe abgewiesene Lesart πρεμνόθεν dem in den Scholien allerdings vorkommenden πρυμνόθεν vorzieht. Zu den Versen 81 ff. findet sich eine durch die verschiedenen Angaben der Scholien veranlasste ausführlichere Auseinandersetzung, welche zunächst in eine Prüfung der verschiedenen Lesarten eingeht und darauf selbst folgende Verbesserung der Stelle vorschlägt: ἒ ἒ λεωδαμὰς πεδιοπλόκτυπός τ' ἐγχρίμπτεται βοὰ, ποτᾶται, βρέμει δ' etc. λεωδαμὰς ist hier an die Stelle von ἐλεδεμνὰς getreten, dessen Bedeutung dem Verfasser hier ungeeignet erscheint; eine Ansicht, die wir nicht theilen können, zumal wenn wir das Wort, das auch wir mit βοά verbinden, in dem Sinne nehmen, den Schol. Voss. 2. angiebt ἐλαύνων καὶ διεγείρων ἀπὸ τῶν δεμνίων d. i. der Schall, der die Jungfrauen aufweckt, aufstört von ihrem Lager; und dieser noch näher bezeichnet durch πεδιοπλόκτυπος „quem campi edunt equorum ungulis pulsati", wie der Verfasser sich ausdrückt, der Schall erregt durch das gewaltige Stampfen der Rosse, deren Hufschlage auf den Boden. Wir dächten, das passt zusammen ganz gut, und man hat nicht nöthig, ein neues, sonst, so weit wir wissen, nirgends vorkommendes Wort, wie λεωδαμάς an die Stelle zu setzen, das die Bedeutung bellicus (also clamor bellicus) haben soll, eine Bedeutung, die erst, denken wir, überhaupt noch zu erweisen ist. Und endlich, ποτᾶται, was

der Verfasser, als „conjectura viri docti“ gern aufgenommen, verflüchtigt uns das in ποτᾶται liegende Bild von dem, wie im Flug, auf Flügeln sich nahenden und immermehr in die Nähe rückenden Getöse des, gleich einer Sturmwoge daher stürzenden feindlichen Heeres. — Vers 133 wird bei den Worten στόνων ἀΰτᾶς die Vermuthung von Stanley gebilligt, welcher ἀΐτης vorschlägt und diesem dann der Sinn gegeben, precumque exauditor; aber Vers 191 Blomf. wird die vom Verfasser vorgeschlagene Aenderung διὰ στόμια (für διὰ στόμα) schon wegen des nahestehenden πυριγενετᾶν χαλινῶν und der so hervorgerufenen Tautologie schwerlich Beifall finden können; den Sinn, den der Verfasser in die von ihm auf diese Weise geänderte Stelle legt, giebt er in folgenden Worten an: „timui audito curruum strepitu, quodque (ὅτι τε wird beibehalten und die Veränderung in ὅτε für unnöthig erklärt) modioli sonabant rotas volventes, frenaque habenarum igne fabricatarum (i. e. ferrearum, sc. sonabant) remigiis equorum nunquam quiescentibus. Vers 203 (207 Blomf.) soll in den Worten: des Chors: μηδ᾽ ἐπίδοιμι τάνδ ἀστυδρομουμέναν πόλιν, καὶ στράτευμ᾽ ἁπτόμενον πυρὶ δαΐῳ, das Verbum ἀστυδρομεῖν nichts anderes heissen als oppugnare, der Sinn der Stelle wäre demnach: „nicht möcht' ich erblicken diese Stadt belagert, bestürmt.“ Dazu passt aber, auch angenommen die Richtigkeit dieser Bedeutung, das unmittelbar Folgende nicht, was doch auf die Verbrennung der (eroberten) Stadt sich bezieht; desswegen möchten wir bei dem, was vorhergeht, lieber an die Plünderung der (eroberten) Stadt denken und an das Herumlaufen in derselben, sowohl von Seiten der plündernden Sieger, als der verfolgten und fliehenden Bewohner, und demnach unter πόλις ἀστυδρομουμένη hier nicht eine Stadt verstehen, wider die man im Laufe anrückt, die man berennt, sondern eine Stadt, in der Sieger und Besiegte herumlaufen, die also im Sturm erobert und nun den Folgen des Sturms ausgesetzt ist. Diess allein scheint uns in den Zusammenhang der ganzen Stelle zu passen. — Vers 224 (230 Blomf.): τούτῳ γὰρ Ἄρης βόσκεται φόνῳ βροτῶν. Hier nimmt sich der Verfasser der in den Scholien vorkommenden, und auch von Blomfield aufgenommenen Lesart φόβῳ für φόνῳ an, und fasst diess in dem Sinne „id quod metuitur i. e. pugna ipsa.“ Nehmen wir auch φόβος in dem Sinne, in dem es allerdings in diesem Stücke einigemal vorkommt: Etwas, was Furcht und Schrecken einjagt, einflöst: so ist diess doch keineswegs Etwas, wovon Mars sich nähren kann; diess kann nur Mord und Tod der Kämpfenden seyn; dieser aber wird herbeigeführt

durch Muthlosigkeit, Feigheit und Schwäche der durch die allzugrossen Klagen und Besorgnisse ergriffenen Kämpfer. Wir sehen auch gar nicht ein, warum τούτῳ nicht mit φόνῳ verbunden werden kann, sondern (der Verfasser sagt, languere ante vocem φόνῳ, warum?) davon getrennt, als ein besonderer Dativ aufgefasst und auf das vorhergehende κωκυτοῖσιν ἁρπαλίζειν gehen soll. Dann hätte man wohl τούτοις erwarten können. — Vers 315 (323 Blomf.) κλαυτὸν δ' ἀρτιτρόποις ὠμοδρόπων νομίμων προπάροιθεν διαμεῖψαι δωμάτων στυγερὰν ὁδόν. In diesen Worten der Klage der Jungfrauen im Chor über das ihnen bevorstehende Schicksal kann sich der Verfasser nicht entschliessen, Blomfield's Erklärung des Wortes ἀρτιτρόποις vixdum maturis: welche dem Scholion: τοῖς νεωστὶ τραπείσαις καὶ ἡβησάσαις folgt, zu billigen, da ἀρτιτρόποις nur solche bezeichnen könne, quae modo flexerunt. Darum versteht er diess: de virginibus bene moratis et pudicis, und fasst den Sinn der ganzen Stelle also: „flebile est pudicis virginibus ante legitimum matrimonii tempus domum mutare invisa (servitutis) via." Wir sehen nicht ein, wie ἀρτίτροποι (virgines) pudicae, bene moratae seyn sollen, da eine solche Bedeutung doch nicht in diesem aus ἄρτι und τρόπος gebildeten Worte liegt und halten uns an die der Bildung des Wortes und dem Sinne der ganzen Stelle entsprechende Bedeutung, welche Blomfield und das alte Scholium giebt, da sie uns zu dem ὠμοδρόπων νομίμων προπάροιθεν recht gut zu passen scheint; die andere in dem *Scholium* vorkommende Lesart ἀρτιδρόποις scheint uns irrthümlich und durch das nahe stehende ὠμοδρόπων veranlasst, in welchem Worte der Verfasser, was das darin enthaltene ὠμός betrifft, nicht an den Sinn von crudum und immaturum, sondern an viride denken will. Wir wüssten inzwischen diese Bedeutung nicht zu erweisen: und denken bei crudum lieber an das, was noch roh, noch unversehrt, ungenossen und unangetastet ist, und fassen dann diese Worte in dem Sinne: ante matrimonium legitimum, lege constitutum, quod decerpit fructus virginitatis illaesae, intentatae. — Vers 332 (340) in demselben Chorliede: βλαχαὶ δ' αἱματόεσσαι τῶν ἐπιμαστιδίων ἀρτιβρεφεῖς βρέμονται, findet die Lesart ἀρτιτρεφεῖς für ἀρτιβρεφεῖς keinen Beifall, wir glauben auch, mit allem Recht; wohl macht die Verbindung βλαχαὶ — ἀρτιβρεφεῖς: vagitus infantum recens natorum (wie es Wellauer nimmt) Schwierigkeit; indessen, wie oft wird bei Aeschylus der Genitivbegriff durch ein beigefügtes, meist auch von demselben Worte gebildetes Adjectiv ausgedrückt! So

z. B. Vers 426, τάς δ' ἀστραπάς τε καὶ κεραυνίους βολὰς (statt κεραύνου) — προςείκασεν und so öfters. Dieser Fall ist ein mehr in die Augen springender, aber es kommen doch auch nicht minder auffallendere bei Aeschylus vor, wesshalb der Verfasser, der am Ende auch für diese Lesart sich entscheidet, eine Anzahl derartiger Verbindungen bei dieser Gelegenheit S. 98 ff. zusammengestellt hat. — Vers 376 (390) wird aus dem Scholium die Lesart: ὅστις βοὴν σάλπιγγος ὁρμαίνει κλύων vertheidigt (statt μένων), was, wie mit Recht bemerkt wird, allerdings eine matte Wiederholung des den Schluss des vorausgehenden Verses bildenden μένει wäre, die wir hier, so sehr sonst Aeschylus Alliteration, Paronomasie und dergleichen liebt, doch ganz unpassend, zumal am Schlusse (nicht am Anfang) des Verses finden. Eben so wird man es billigen, dass Vers 430 (444 Blomf.) beibehalten und vertheidigt wird: αἴθων τέτακται λῆμα, Πολυφόντου βία; wo Blomfield, einer Andeutung des Scholiums folgend, αἶθον (als Neutrum, mit λῆμα zu verbinden, das vielmehr von ἄιθων abhängig ist) aufgenommen hatte. Aber missfallen will uns der Vorschlag, in dem Wunsche des Chors Vers 463 (477 seq. Bl.) statt μέν ein μ' (με) zu schreiben:

ἐπεύχομαι τάδε μ' εὐτυχεῖν
ἰὼ πρόμαχ' ἐμῶν δόμων, τοῖσι δὲ δυστυχεῖν.

Hier bleiben wir lieber bei dem τάδε μὲν, was schon wegen des folgenden δὲ, wenn auch nicht gerade nöthig, so doch passend ist. —

Vers 499 seq. will der Verfasser den Vers εἰκὸς δὲ πράξειν ἄνδρας ὧδ' ἀντιστάτας auswerfen, da er ihn frostig und unbefriedigend findet. Das will uns nicht so scheinen, da wir vielmehr diesen Vers als einen nothwendigen Schlusssatz zu dem vorausgehenden Vers ansehen, dessen Inhalt uns keineswegs frostig, dessen Worte uns daher eben so wenig als ein fremdartiges Einschiebsel erscheinen. Es gehört ὧδε eben so gut zu ἀντιστάτας wie zu πράξειν und kann zu beiden hinzugenommen werden, worin doch kaum Etwas Befremdliches zu suchen ist. „Wohl ist es glaublich, dass es Männern, die in solcher Weise, wie Zeus und Typhon, deren Abzeichen sie auf ihren Schilden tragen, einander entgegen stehen, auch eben so ergeht, wie dem Zeus und Typhon in deren gegenseitigen Kampfe.“ Ein solcher Sinn scheint angemessen den einzelnen Worten und passend in den Zusammenhang der ganzen Rede des Eteocles. — Vers 550 (565 Blomf.) ἔκτον λέγοιμ' ἂν ἄνδρα σωφρονέστατον, wird der in den Scholien und älteren Ausgaben vorkommende Comparativ σωφρονέστερον (besonnener nemlich, als die vorhergenannten fünf Fürsten) vertheidigt, eben so wie weiter unten Vers 580 (595

der Comparativ τοῖσι δυσσεβεστέροις, wofür gleichfalls Handschriften und Ausgaben den Superlativ δυσσεβεστάτοις haben. Indessen da auf σωφρονέστατον unmittelbar folgt: ἀλκήν τ' ἄριστον, also ebenfalls ein Superlativ, so möchte darin ein Grund liegen, auch den vorhergehenden Superlativ σωφρονέστατον festzuhalten; μάντιν, was weiter folgt, steht für sich als Apposition zu dem vorhergehenden ἄνδρα: es mit dem nachfolgenden Ἀμφιάρεω βίαν als ein Adjectiv zu verbinden, wie der Verfasser vorschlägt, auf Stellen, wie Pindar Pyth. XI. 33 (μάντις κόρα) und Sophocl. El. 467 (ἁ πρόμαντις Δίκα) sich beziehend, scheint uns einerseits hart und nicht durch die angeführten Beispiele erwiesen, die eher für die Anknüpfung und Verbindung mit dem vorausgehenden ἄνδρα sprechen, andererseits auch dadurch unzulässig, dass Aeschylus diese Umschreibung von Personennamen mit βία, die er mehrfach in diesem Stücke anwendet, und zwar stets am Schlusse, nachdem eine Anzahl Prädicate vorausgegangen sind, nirgends mit einem Adjectiv verbindet, wie z. B. gleich darauf Τυδέως βίαν (vgl. 568) und Πολυνείκους βίαν (574 Blomf.) oder früher Vers 444 Πολυφόντου βία. Ja wir glauben auch aus diesem Grunde des Wegfallens der Adjective bei solchen Umschreibungen, die von Blomfield Vers 484 aufgenommene Lesart μέγ' Ἱππομέδοντος σχῆμα verwerfen und bei der μέγ' weglassenden Vulgata stehen bleiben zu müssen, zumal da καὶ μέγας τύπος unmittelbar folgt, wo eben μέγας nicht zu entbehren ist. — Auch die vielbesprochene Stelle Vers 558 ff. (573 ff. Blomfield) wird vom Verfasser mit Rücksicht auf die verschiedenen, in den Scholien vorkommenden Angaben und Erklärungen näher behandelt. In der Vulgata:

καὶ τὸν σὸν αὖθις πρόςμορον ἀδελφεὸν
ἐξυπτιάζων ὄνομα, Πολυνείκους βίαν
δὶς ἐν τελευτῇ τοὔνομ' ἐνδατούμενος,
καλεῖ κ. τ. λ.

erregt zuvörderst πρόςμορον ἀδελφεὸν mit der Variante πρόςπορον, und der Erklärung des Scholiums: ἐκ τοῦ αὐτοῦ σπόρου das Befremden des Verfassers, der desshalb ὁμόσπορον (wie auch früher Blomfield) vermuthet und zwar statt ἀδελφεὸν, während ihm in πρόςμορον (wofür Blomfield προςμολὼν aus dem Rand der Aldina, unter Bezug auf Sophocl. Aj. 721 aufnahm) ein προςθροῶν zu liegen scheint. Aber sollte nicht ὁμόσπορον ἀδελφεὸν bei Aeschylus gesagt werden können? wenn man nun einmal πρόςμορον nicht dulden will oder kann: die Veränderung in προςμολὼν („herzutretend zu deinem Bruder") erleichtert allerdings sehr den Sinn und hebt zugleich die Schwierigkeit in der Er-

klärung des Accusativs ἀδελφεόν, den wir übrigens eben so gut von καλεῖ als Objectsaccusativ abhängig machen zu können glauben: in welchem Fall ein Verbum wie προςμολὼν oder gar προςθροῶν unnöthig seyn wird. Dann aber glauben wir unbedingt auch bei der Lesart aller Handschriften und der Mehrzahl der Ausgaben: ἐξυπτιάζων ὄνομα stehen bleiben zu müssen, die unser Verfasser, an Schütz und Blomfield sich anschliessend, in ἐξυπτιάζων ὄμμα verwandelt und in folgender Weise erklärt wissen will: „resupinans vultum, torvo oculo adspiciens. Diese Erklärung kommt uns unzulässig vor; behalten wir die Lesart ἐξυπτιάζων ὄνομα bei, die wegen der folgenden Anspielung auf den Namen des Polynices sogar nothwendig wird, so werden wir dieses resupinare nomen eher von der Verdrehung des Wortes, wie dies in der Vertheilung in zwei Wörter (πολὺ — νεῖκος) im folgenden Verse angegeben ist, zu verstehen vermögen, als von dem schiefen Blick, der schwerlich in ἐξυπτιάζων ὄμμα, auch wenn wir diese unnöthige Conjectur annehmen wollten, liegen kann. Der neueste Uebersetzer des Aeschylus (J. Minckwitz) hat diess ganz richtig in folgender Weise wiedergegeben: indem er umkehrt seines Namens Laut": wenn aber eben derselbe Uebersetzer die folgenden Worte: δὶς ἐν τελευτῇ τοὔνομ' ἐνδατούμενος übersetzt durch: „und ihn am Schlusse zwiefach wiederholt mit schmähendem Ausruf", so stossen wir uns an dem: wiederholt, da ἐνδατούμενος auf das Vertheilen oder Zerreissen des Worts in zwei Theile (δίς), in πολὺ und νεῖκος, geht, von einer zwiefachen Wiederholung aber hier nicht die Rede ist; ἐν τελευτῇ kann nach dem Verfasser entweder heissen „in fine opprobrii" (wie es Minckwitz genommen), oder „tandem, postquam diu frustra vocaverat", und diess zieht der Verfasser vor, während uns die erste Erklärung richtiger und dem Sinn des Ganzen angemessener erscheint, insofern Amphiaraos am Schlusse seiner Ansprache an Polynices, dessen Namen, verdrehend, in zwei Worten getheilt (πολὺ und νεῖκος) ausgerufen. Vers 589 (603 Blomf.): ταὐτοῦ χωρήσας ἐνδίκως ἀγρεύματος schwankt die Lesart zwischen ἐνδίκως und ἐκδίκως, das der Verfasser vorzieht, während wir lieber bei ἐνδίκως bleiben, da der, der sich Gottlosen zugesellt, dann auch mit allem Recht (ἐν δίκῃ, ἐνδίκως) die Folgen zu tragen hat, insofern er in dasselbe Netz (des Todes, des Unglückes) mit jenen geräth.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## C. M. Francken: De antiqq. Aeschyli interprr. usu.

(Schluss.)

Bald darauf Vers 595 ff. (608 Blomf.) heisst es von Amphiaraos:

— — ἀνοσίοισι συμμιγεὶς
θρασυστόμοισιν ἀνδράσιν, φρενῶν βίᾳ
τείνουσι πομπὴν τὴν μακρὰν πάλιν μολεῖν
Διὸς θέλοντος ξυγκαθελκυσθήσεται.

Hier soll φρενῶν βίᾳ nicht invito animo heissen, sondern stulte; insofern, was gleichsam mit Gewalt des Sinnes geschieht, so viel seyn soll, als contra sanam mentem, und diess dann so viel als stulte. Allein zwischen dem, was uns wider Willen widerfährt (wie hier dem Amphiaraos seine Verbindung mit Andern wider seinen eigenen Willen, seine Theilnahme am Zug gegen Theben wider seinen Willen, und die Folgen desselben — sein Tod), und dem, was thöricht von unsrer Seite geschieht, ist doch noch ein grosser Unterschied. Im folgenden Vers construirt der Verfasser: τείνουσι πομπὴν μακρὰν (οὖσαν) πάλιν μολεῖν: viam longam reditu i. e. irremeabilem, viam letalem ingressis. Wir gestehen, dass uns damit das schwierige πάλιν μολεῖν doch nicht befriedigend erklärt scheint, dass wir hier vielmehr ein Verderbniss vermuthen, auch wenn wir darin dem Verfasser Recht geben, dass er den ganzen Vers keineswegs für ein fremdartiges Einschiebsel, wie doch unlängst behauptet worden, ansehen will. Uns will es scheinen, als wenn gerade durch Wegfallen dieses Verses eine Lücke entstehen würde, mithin der Vers nothwendig ist zum Zusammenhang des Ganzen. Auch wird es sich immer fragen, ob das τείνειν πομπὴν μακρὰν nun durchaus von der Reise in die Unterwelt, von dem Weg zum Tod verstanden werden soll und nicht vielmehr von der weiten Reise aus der Heimath (Argos) nach Theben, wie diess auch Minckwitz in seiner Uebersetzung, wir glauben richtig, ausgedrückt hat: „Auf dieses Heerzugs weiter Fahrt"; das πάλιν μολεῖν ist freilich hier ganz umgangen.— Vers 666 (681 Blomf.) findet der Verfasser den Vulgartext: μόνον γὰρ κέρδος ἐν τεθνηκόσι zwar erträglich, meint aber doch, es liesse sich herstellen μένον (scil. ἐστι) oder μένει γὰρ κέρδος εὖ τεθνηκόσι, was uns schon aus dem Grunde nicht zusagen will, weil dadurch das starke, zu Anfang absichtlich gesetzte μόνον verdrängt wird. Eben desshalb hat uns auch Blomfield's Aenderung des ἐν in ἓν so wenig zusagen können, wie dem Verfasser, der mit Recht auch die daran geknüpfte Vermuthung Blomfield's, als wenn nach diesen Worten einige Verse ausgefallen, verwirft. Wir dächten, die unmittelbar folgenden Worte κακῶν δὲ καἰσχρῶν οὔ τιν' εὐκλείαν ἐρεῖς widerlegen schon zur Genüge jede

Annahme einer solchen Lücke, da sie eng sich an das Vorhergehende anschliessen. In diesem Sinn hat auch Halm diese Stelle, die er in dem oben erwähnten Münchner Programm p. 13. 14. behandelt hat, ganz richtig, wie wir glauben, so aufgefasst: „hoc enim solum est lucrum apud inferos (scil. τὸ ἄνευ αἰσχύνης τεθνάναι, wie das Scholium gut bemerkt); sed ex malo, quod idem sit turpe, nullam unquam gloriam tibi parabis." — Ein anderer Vorschlag des Verfassers spricht uns weniger an. Vers 679 (694) statt λέγουσα κέρδος πρότερον ὑστέρου μόρον (wofür Blomfield ohne Grund μόρου) zu lesen: λέγουσα κέρδους πρότερον ὑστέρου μόρον, was heissen soll: „mortem potiorem dicens, quam insecuturum lucrum i. e. mortem magis gloriosam dicens, quam longiorem vitam et regni paterni possessionem." Aber wie kann πρότερον μόρον hier mortem potiorem oder magis gloriosam bezeichnen? es ist von einem Todesloos hier die Rede, das, wenn es früher (πρότερον) eintritt als später (ὑστέρου sc. μόρου), nur als Gewinn (κέρδος) anzusehen ist. Wir dächten, so hätte die Vulgata einen befriedigenden Sinn, und an dem durch πρότερον bestimmten Genitiv wäre kein Anstoss zu nehmen, noch weniger aber κέρδος zu verdrängen. Auch Süvern, Welcker (Aeschyleisch. Trilog. p. 363 not.) und Andre haben die Stelle so aufgefasst. Dagegen Vers 698 (713 Blomf.) müssen wir dem Verfasser ganz beitreten, wenn er die Vulgata νίκην γε μέντοι καὶ κακὴν τιμᾷ θεός beibehalten und das in den Scholien befindliche δίκην (statt νίκην), das Blomfield vorziehen wollte, verwirft; er übersetzt richtig: „victoriam etiam dolo partam amat deus." Wir würden nur statt dolo setzen male. — Vers 768 ff. (785 Blomf.) in der letzten Antistrophe des herrlichen Chorliedes, welches, nach dem Weggange des Eteokles zum Kampf mit seinem Bruder am siebenten Thore, angestimmt wird, hat der Verfasser eine Aenderung des Textes vorgeschlagen, die nach unserm Ermessen manchem Bedenken unterliegen dürfte. Die Worte, welche des Oedipus Fluch wider seine Söhne enthalten und gewöhnlich so gegeben werden: τέκνοις δ' ἀραίας ἐφῆκεν ἐπικότους (And. ἐπίκοτος) τροφᾶς (And. τροφάς) αἲ αἲ πικρογλώσσους ἀρὰς will der Verfasser so ändern: τέκνοις δ' ἀγρίας ἐφῆκεν ἐπικότους τρόφους κ. τ. λ., als habe Oedipus die Flüche, die er wider seine Söhne ausgesprochen, als Nährerinnen, Erzieherinnen derselben zu ihrem künftigen Verderben wider sie gesendet. Aber schon die Verbindung ἐφῆκεν τρόφους τέκνοις in diesem Sinne (Erzieherinnen, Ammen den Kindern bestellen) möchte gerechten Anstoss geben, den wir durch analoge Ausdrücke, auch abgesehen von dem Auffallenden, das im ganzen Bilde und somit in dem Gedanken selbst dann liegt, nicht zu rechtfertigen wüssten. Ferner ist kein genügender Grund vorhanden, ἀραίας mit ἀγρίας zu vertauschen, eher lese man mit G. Hermann ἀρὰς, womit ἐπικότους τροφᾶς dann verbunden wird; die Wiederholung dieses Gedankens in πικρογλώσσους ἀρὰς wird an dieser Stelle doch Niemand befremdlich finden können. Heathe's Verbesserung ἐπίκοτος finden wir so wenig zulässig, als Hermann, der sie als „non modo inutilis sed etiam invenusta conjectura" bezeichnet: ohnehin wäre dann auch ein beigesetztes ὢν zu erwarten. Aber an dem Gedanken selbst nehmen wir keinen Anstand, da der Dichter eben den Fluch des Oedipus darstellen will als Folge, als hervorgegangen aus dem Zorn oder Unwillen über die in einer solchen Ehe von ihm erzeugten und aufgezogenen Kinder. — Auch im nächsten Chorliede Vers 808 ff. (825) scheint uns eine vom Verfasser vor-

geschlagene Aenderung keineswegs nothwendig. In den Worten πότερον χαίρω κἀπολολύξω πόλεως ἀσινεῖ σωτηρίᾳ (wo Ritschl Sched. critt. p. 27. verbessert ἀσινῆς εὐσοίᾳ) soll nach dem Verfasser das Wort σωτηρίᾳ herausgeworfen werden, als ein Glossem, indem man ἀσινεῖς (diess hielt nemlich der Verfasser für die ursprüngliche Lesart) erklärt durch σωτῆρας, welches mit Wegwerfung des Endbuchstabens zuerst in σωτῆρι und dann in σωτηρίᾳ übergegangen und so in den Text aufgenommen; doch wird nachher bemerkt, vielleicht sey es besser zu lesen: πόλεως σωτῆρας ἀσινεῖς, was sich Blomfield's Lesart πόλεως ἀσινεῖ σωτῆρι nähert. Allein, was ist mit diesen Aenderungen gewonnen? ἀσινεῖ in activischem Sinne und in diesem mit dem Genitiv verbunden, wird eben so gut zu σωτηρίᾳ als zu σωτῆρι passen, ἀσινεῖς aber als Accusativ nicht zu ἐπολολύξω, das wohl mit einem Accusativ der Sache und des Gegenstandes, nicht aber der Person in dieser Weise sich wird verbinden lassen. Wenn wir in beiden Stellen dem Verfasser widersprechen mussten, so hat uns dagegen seine Vertheidigung und Erklärung der Stelle Vers 891 (902 Blomf.) διαλλακτῆρι δ' οὐκ ἀμεμφία φίλοις, namentlich die Rechtfertigung des doppelten Dativs ganz befriedigt: und so könnten wir noch manches Andere anführen, wenn wir nicht glaubten, dass das bereits Angeführte genügen könnte als Probe der vom Verfasser in dieser Schrift eingeschlagenen Behandlungsweise des Textes sowohl wie der Erklärung desselben. Dass auch aus andern Stücken des Aeschylus manche Stellen gelegentlich besprochen, in manchen auch Aenderungsvorschläge gemacht werden, werden wir kaum noch besonders zu bemerken haben.

**Chr. Bähr.**

# Kurze Anzeigen.

*Ch. Darwin: Geological Observations on South America, being the third part of the Geology of the Voyage of the Beagle under the command of Capt. Fitzroy during the years 1832 to 1836 (268 pp. 8⁰., 1 map, 5 plat. 4⁰.) Smith, Elder et Co., London 1846.*

Wir haben schon im Jahrgange 1846, S. 462. dieser Jahrbücher auf das Erscheinen dieses dritten Bandes geologischer Forschungs-Resultate von der Reise des Verfasser's hingewiesen. Seine „Volcanic Islands“ sind von einem anderen Mitarbeiter schon angezeigt worden, welche mit dem Bande über „Structure und Distribution of Coral Reefs“ gemeinsam die Abtheilung der selbstständigen geologischen Schriften des Verfassers bilden. Von einzelnen mit seiner Reise in Beziehung stehenden Abhandlungen haben wir noch die über den Zusammenhang vulkanischer Phänomene im V. Bande der Geological Transactions, und zwei über die Geologie der Falkland-Inseln im III. Bande der geologischen Quartal-Schrift zu nennen, in welch' letzter auch eine dazu gehörige Beschreibung der paläozoischen Versteinerungen dieser Inseln von Morris und Sharpe enthalten ist.

In der gegenwärtigen Schrift enthält die Karte den Theil von Süd-Amerika, welcher südlich von 20⁰ Br. liegt, wo an beiden Küsten der Verfasser längere Zeit verweilte. Die VIII. Abschnitte des Buches sind folgenden Inhalts: I. Erhebung der Ostküste Süd-Amerika's; II. Erhebung der Westküste Süd-Amerika's; III. Ebenen und Thäler Chili's; Oberflächliche Salz-Ablagerungen; IV. Pampas-Formation und ihre fossilen Reste; V. ältre Tertiär-Bildungen in Patagonien und Chili; VI. Plutonische und Metamorphische Gesteine, Schichtung und Schieferung; VII. Central-Chili, Struktur der Cordilleren; VIII. Nord-Chili; Schluss.

Daran reihen sich zwei Anhänge: I. Beschreibung der tertiären Konchylien durch G. B. Sowerby (S. 249—264, Tf. 2—4.); II. Beschreibung der sekundären Konchylien durch E. Forbes, (S. 265—268., Tf. 5.). Die Bestimmung dieser Konchylien ist dadurch noch von besonderm Werthe, dass d'Orbigny sie mit seiner Sammlung verglichen und einen Theil der Arten sogleich auf diejenigen Benennungen zurückgeführt hat, unter welchen er seine eigne Petrefakten-Ausbeute aus Süd-Amerika beschrieben hatte. Ebenso rührt die Bestimmung der Mineralien zum Theil von Miller her.

Ziel und Umfang dieser Blätter gestatten uns nicht, weiter in das sehr manchfaltige thatsächliche Detail der einzelnen Beobachtungen einzugehen, aus welchen übrigens in verschiedenen Zeitschriften schon viele Auszüge — nach der Reise-Beschreibung des Verfassers — als Belege und Anerkennung des Werthes seiner Beobachtungen mitgetheilt worden sind. Es bleibt uns daher nur übrig, auch unsrerseits die Ueberzeugung auszudrücken, dass kein Leser dieses Buch aus den Händen legen wird, ohne reichliche Belehrung und manchfaltige Anregung gefunden zu haben. Die Belege für die Hebungen Süd-Amerika's ihrer Art und Ausdehnung nach, die einzelnen daraus gezogenen Folgerungen, die vulkanischen Erscheinungen, die Pampas, die salzigen Ablagerungen verschiedener Art und Gegenden, die Resultate der Vergleichung der tertiären wie älteren Versteinerungen mit den Europäischen aus gleichen Zeit-Abschnitten, gehören wohl zu den eigenthümlichsten und ansprechendsten Materien, welche in diesem Buche behandelt sind, sowohl an und für sich, wie durch die Behandlungs-Weise.

**H. G. Bronn.**

---

*Juristische Encyclopädie oder System der Rechtswissenschaft. Von Dr. Alexander Friedländer, Docenten der Rechte an der Universität zu Heidelberg. Heidelberg, Druck und Verlag von Julius Groos. 1846.*

Motto. Eine Encyclopädie soll die geistige Quintessenz, und nicht das schaale und abgestandene caput mortuum der Wissenschaft enthalten.
R. v. Mohl.

Durch die Herausgabe der hier anzuzeigenden Schrift hat der Verfasser ein in einer Recension (erstes Doppelheft Jahrgg. 1844 d. Jahrb.) gegebenes Versprechen gelöst. Es leiteten ihn dabei die damals ausgesprochenen Grundsätze. Eine Encyclopädie soll der geistige Ausdruck der Rechtswissenschaft der Gegenwart seyn und daher nur so viel enthalten, als ein derartiger Aus-

druck erfordert. Das Wesen der Encyclopädie besteht weder in einem Auszuge der ganzen Rechtswissenschaft (innere Encyclopädie), noch in dem blossen Gerippe derselben (äussere Encyclopädie), noch in einer Vereinigung beider, sondern in der genauen Angabe der Stellung der Rechtswissenschaft im Gesammtgebiete des Wissens und der principgemässen Verknüpfung der einzelnen Zweige derselben. Von diesem Gedanken ausgehend, habe ich die Schrift, der ich in Gemässheit ihres Zweckes einen möglichst geringen Umfang zu geben suchte, folgendermassen disponirt. Nach einer Einleitung über den Begriff der Wissenschaft und der Encyclopädie versuchte ich im ersten Abschnitt eine möglichst ausführliche Geschichte der Encyclopädie, einestheils als Beitrag zur juristischen Literärgeschichte, anderntheils als unerlässliche Grundlage meines eigenen Systems. Das habe ich in folgender Weise auseinandergelegt. Der zweite Abschnitt construirt das wissenschaftliche Gebiet überhaupt, der dritte das der Rechtswissenschaft. Der vierte Abschnitt, dessen Vorwurf die Entstehung des Rechts bildet, enthält in den wesentlichsten Grundzügen die Aufgabe der beiden folgenden Abschnitte, in denen ein geschichtlicher Umriss der deutschen Rechtsentwickelung und der einzelnen rechtswissenschaftlichen Disciplinen gegeben worden. Den Schluss des Ganzen bildet in einem besonderen Abschnitt die Rechtsphilosophie.

Verzichtet habe ich auf die den Encyclopädien gewöhnlich angefügten Studienschemata, verlassen jene unwissenschaftliche Scheidung in Encyclopädie und Methodologie und mich vor Allem bestrebt, die Rechtswissenschaft mit dem Zeitbewustsein zu vermitteln. Ob jener Ausfall durch die Anlage der Schrift gedeckt, ob die letztere hinter dem eben angedeuteten Bestreben zurückgeblieben, mögen competente Beurtheiler entscheiden, die ich nur noch auf die Vorrede, in welcher ich mein Ziel und die Mittel zur Erreichung desselben genau bezeichnet, zu verweisen mir erlaube.

**Friedländer.**

---

1) *Lehrbuch des Königl. Sächsischen Privatrechts Dr. Chr. Gottl. Haubold, ehemal K. S. Oberhofgerichtsrath und ordentl. Prof. d. vaterl. Rechts etc. Nach der 2. von Dr. K. F. Günther, Ordinarius der Juristenfac., besorgten Ausgabe, herausgeg. von Dr. Ph. Heinr. Fr. Hänsel, Stadtgerichtsrath zu Leipzig. Leipzig 1817. 8. Abth. 1. S. XVIII. 614.*

2) *Die Polizei-Gesetze und Verordnungen des Königreichs Sachsen mit Inbegriff der organischen und formellen Bestimmungen. Systematisch chronologisch zusammengestellt und erläutert und ergänzt durch Hinzufügung der ergangenen Anweisungen und befolgten Grundsätze, sowie durch Nachrichten über bestehende Einrichtungen. Von Dr. Gottl. Lebr. Funke, K. S. Geh. Regierungsr. Bd. 1. Organische und formelle Bestimmungen in Bezug auf die Behörden, deren Competenz und deren Organe, das Verfahren in Verwaltungssachen, und bestehende allgemeine Einrichtungen. Leipzig 1846 8. S. XXIV. 605. (nebst Sachregister).*

Nur wenig deutsche Länder haben eine so practisch nützliche und zugleich wissenschaftlich gründliche Bearbeitung ihres Particularrechts aufzuweisen,

wie das Königreich Sachsen in der obigen Arbeit des leider zu früh verstorbenen Haubold. Nicht blos umfassende Kenntniss des römischen Rechts, unter dessen Lehrern Haubold einen der ersten Plätze einnahm, sondern auch des deutschen Rechts, für dessen Studium zu seiner Zeit eine neue Regsamkeit erwachte, konnten einer solchen Arbeit ihre Enstehung geben. Ebendarum besitzt aber auch nicht Sachsen allein einen Schatz von Rechtskenntnissen in ihr, sondern das Buch ist zugleich als ein schätzenswerther Beitrag zu dem Studium des gemeinen deutschen Rechts zu gebrauchen. Denn sowie dieses die Grundlage für eine wissenschaftliche Bearbeitung der Partikularrechte sein muss, so gewinnt es durch sie wiederum an practischer Bedeutung, und fühlbar ist gewiss der Mangel, dass noch sowenig deutsche Länder sich einer Darstellung ihres Rechts erfreuen, die sich mit Haubold's Werke auf gleiche Stufe stellen darf. So lange dieser Mangel nicht gehoben ist, wird der Practiker bei Weitem nicht so, wie es sein sollte, durch das Bedürfniss auf das Studium des deutschen Rechts hingewiesen; er wird sich zum Spielballe einer blosen Routine herabwürdigen, und ein gemeinsames Erbe seiner Nation, aus dem er sich an nützlichen Rechtskenntnissen bereichern könnte, als ein Spielwerk müssiger Gelehrsamkeit betrachten. Der günstige Einfluss, den Haubold's Buch auf den Stand der Practiker in Sachsen gehabt hat, ist auch unverkennbar. Denn während anderwärts so manche Klagen über den Mangel tüchtiger Advocaten etc. verlauten, schweigen diese in Sachsen, und den Dank hiervon verdient wenigstens zum Theil dieses Buch. Die academischen Studien werden anderwärts oft nur in futuram oblivionem getrieben, und wozu treibt man sie dann überhaupt? — Der sächische Practiker, wenn er Haubold's Lehrbuch zur Hand nimmt, wird überall wieder an das errinnert, womit er sich auf der Universität beschäftigte; dies Alles erscheint ihm täglich in seiner Bedeutung und gewinnt an solcher; die Wissenschaft verbindet sich mit dem Leben, und niemals stirbt ihm ein Theil derselben ab; er kann nicht Routinier werden. Aber freilich war es auch vor andern Ländern Sachsen, wo eine solche Bearbeitung des Privatrechts nöthig wurde. Denn wer hätte sich ohne diese durch eine Masse von Gesetzen hindurcharbeiten sollen, unter denen nur wenige von umfassenderen Inhalte, und selbst diese meistens nur aus Entscheidungen über einzelne, von einander unabhängige Rechtsfragen, zusammengesetz sind. Bei diesem Zustande der Gesetzgebung, der nur in England sein Aehnliches findet, blieb nichts Anderes übrig, als entweder die Bildung des Practikers ganz der Praxis selbst zu überlassen, wie dies in England geschieht, und das heisst doch nichts, als diese Bildung, wenn von einer solchen da noch die Rede sein kann dem Zufalle und der Routine preisszugeben, oder für ein tüchtiges wissenschaftliches Handbuch des Rechts zu sorgen, woraus das System desselben und der innige, organische Zusammenhang seiner einzelnen Theile, das Verhältniss des ältern zu dem neuern Material etc. leicht erkennt, und das unmittelbar Anwendbare richtig beurtheilt werden kann. Die vorliegende Ausgabe war durch die neuere Thätigkeit in der Gesetzgebung und Anhäufung von Material seit dem August 1829, wo die Günther'sche Ausgabe erschien, ein merkliches Bedürfniss geworden. Denn schon in der Letzteren hatten einige, damals noch ganz neue, höchst wichtige Gesetze noch nicht gehörig benutzt werden können, da sie in ihren Folgerungen erst wohl erwogen sein wollten und ihre

Beurtheilung manche Schwierigkeiten darbot. Wir rechnen dahin, ausser dem Gesetze über Aufhebung der stillschweigenden Hypotheken und über Pfandrechte an unbeweglichen Sachen, deren Herr Dr. Günther selbst in der Vorrede zu seiner Ausgabe erwähnt, auch das damals nicht lange erschienene und noch gar nicht in Wirksamkeit getretene Gesetz über Erbrecht, wodurch die ältern Grundsätze der Intestat- und zum Theil auch der testamentarischen Erbfolge in sehr wesentlichen Punkten abgeändert wurden, und dessen Erklärung noch jetzt manche Schwierigkeiten darbietet. Die vorliegende Ausgabe hat nun für Nachtragung und zweckmässige Verarbeitung des neueren Materials in Gesetzgebung und Literatur vom unmittelbar practischen Standpunkte aus, fleissig Sorge getragen. Aber da das Werk nach der sehr lobenswerthen ursprünglichen Anlage zugleich den geschichtlichen Theil des sächsischen Privatrechts ins Auge fassen sollte; so wäre es wohl wünschenswerth gewesen, wenn auch auf diesen einiger Fleiss verwendet worden wäre. Allein hier fehlt es selbst an der bekanntesten Literatur, über die auch der Practiker, dem daran gelegen ist und sein muss, in seiner wissenschaftlichen Ausbildung mit der Zeit fortzuschreiten, in einem solchen Werke Nachweisungen fordern wird und darf, weil ihm dadurch eine Erleichterung und Zeitersparniss gegönnt wird, worauf er, seiner übrigen Berufsgeschäfte wegen, Anspruch hat. Insbesondere hätte zu dem Ende gleich in der Einleitung, worin die Geschichte der Quellen und die Literatur besprochen wird, Manches nicht vernachlässigt werden sollen. Schon die stäte Zurückweisung in den einzelnen Paragraphen auf Weise's Einleitung in das gemeine deutsche Privatrecht (Leipzig 1817. 8.), so zweckmässig sie auch zu Haubold's Zeit im Jahr 1820 war, wo es noch an guten Handbüchern des deutschen Privatrechts fehlte, konnte in der vorliegenden Ausgabe unmöglich mehr genügen, da jenes Buch jetzt ganz veraltet, ja vergessen ist. In ihr bietet sich heutzutage keine Veranlassung zum Fortschritte, sondern nur zum Rückschritte in der Wissenschaft; keine Andeutung dessen, was in dem so nahe verwandten deutschen Rechte seit dem geleistet worden ist, wie sie Haubold, nach dem, was er selbst in seiner Vorrede sagt, für seine Zeit durch jene Verweisungen geben wollte; kein Hülfsmittel für den Leser, um über das, was hier nicht ausführlicher besprochen werden konnte und sollte, sich weitere Kenntnisse zu verschaffen. Statt dessen wäre eine Verweisung auf ein gutes neueres Handbuch des deutschen Rechts wünschenswerth gewesen. Haubold freilich hatte hierin noch keine grosse Auswahl, denn von Runde's Handbuch war die vierte Auflage von 1806 veraltet und die fünfte 1817 gleichzeitig mit Weise's Einleitung erschienen. Aber seit im Jahr 1821 Mittermaier's Grundsätze des deutschen Privatrechts, und 1823 Eichhorn's Einleitung in dasselbe erschienen war, fehlt es ja an neuern Werken der Art nicht, und der Herausgeber würde im Geiste des Verfassers gehandelt haben, wenn er auf ein solches verwiesen hätte, selbst wenn hierbei eine kleine Abänderung im ursprünglichen Plane des Werks nöthig geworden wäre. Diese war jedoch gar nicht nöthig, da selbst jener erste Plan sich keineswegs streng an die Reihenfolge der Paragraphen in Weise's Einleitung bindet; folglich die neuere Auflage um so weniger sich an den Plan eines andern Werkes zu binden brauchte. Ausser diesen allgemeinen Bemerkungen begnügen wir uns, einige Einzelheiten in der Literatur, die wir vermissen, anzuführen, um zu zei-

gen, wie wenig hier für Nachtragung des Neueren gethan ist. Im §. 6. wo die Leges Anglosaxonum, Saxonum und Anglorum et Werinorum erwähnt werden, durfte die Ausgabe der Ersteren von Reinh. Schmidt, (von der Londoner wollen wir gar nicht reden) und die Schriften von Gaupp über die beiden Letzteren wohl angeführt werden. Im §. 7. sind Homeyer's Verdienste um Herausgabe des Sachsenspiegels und Görlitzer Rechtsbuchs ganz mit Stillschweigen übergangen und wegen der Ausgaben nur auf Curtius Handbuch verwiesen, wo freilich, ausser der Gärtner'schen, welche jetzt noch obendrein theuer und selten geworden ist, nur die noch älteren und ganz unbrauchbaren von Zobel, Coss etc. angeführt werden konnten. Ebendaselbst hätte die Ausgabe des sächsischen Weichbildrechts von W. von Thüngen (Heidelberg, 1837. 8.) und Gaupp's Schrift über das Magdeburger und Hallische Recht genannt werden sollen. Auch findet sich hier noch die Verwechslung der sächsischen Distinctionen oder des vermehrten Sachsenspiegels mit dem Schlesischen Landrechte obwohl Gaupp's Schrift über das Letztere angeführt ist, die jene Verwechslung längst beseitigt hat. Die Ausgabe der Distinctionen von Ortloff (Jena, 1836. 8.) ist nicht genannt. Von dem, im §. 10 genannten, Freiburger Rechtsbuche hätte bemerkt werden können, dass es im dritten Theile von Schott's Sammlungen abgedruckt ist. Diese wenigen Anmerkungen, die wir leicht noch vermehren könnten, mögen als Beweise genügen, dass der geschichtliche Theil des Lehrbuchs keineswegs, wie er von dem umsichtigen Verfasser gegeben war, auch von dem Herausgeber berücksichtigt worden und mit der Zeit fortgeschritten ist. Ueber den rein praktischen können wir uns dagegen nur lobend aussprechen.

Das zweite der oben genannten Werke von Funke steht in Verbindung mit dessen Schrift: „Das Wesen der Polizei, zu näherer Feststellung ihres Begriffs und des Grundes und Umfanges ihrer Wirksamkeit, für Theorie, Gesetzgebung und Praxis, beleuchtet. Leipzig 1844. 8.“ — Diese betrachtet das Wesen der Polizei aus allgemeinem, philosophischen Standpunkte; hier sind dagegen die positiven Normen des Königreichs Sachsen ins Auge gefasst. Der erste Band, welcher uns vorliegt, umfasst „die organischen und formellen Bestimmungen in Bezug auf die Behörden, deren Competenz und deren Organe, das Verfahren in Verwaltungssachen, und die bestehenden allgemeinen Einrichtungen.“ — Ein zweiter Band soll der Ordnungs-, Sicherheits-, Religions- und Sittenpolizei; ein dritter der Medizinalpolizei, und der vierte der Gewerbspolizei gewidmet werden. Der vorliegende Band zerfällt in fünf Abschnitte, deren erster die Gesetze über Organisation der Behörden und deren Geschäftsbereich im Allgemeinen zusammenstellt. In einzelnen Capiteln werden hier besprochen die Ministerien, höheren Justizbehörden und der Instanzenzug in Justizsachen, katholisch-geistlichen Landesbehörden, Kreisdirectionen, Amtshauptmannschaften, Orts- und Bergbehörden etc., worauf eine Reihe von allgemeinen Bestimmungen über die Verhältnisse der Behörden und Advocaten folgen. Der zweite Abschnitt handelt von der Competenz zwischen Justiz- und Verwaltungsbehörden; der dritte von dem Verfahren in Verwaltungssachen; der vierte von den Polizei-Organen, Gensd'armerie, Verhältniss des Militärs zur Polizei, Zollpersonal etc.; der fünfte endlich von allgemeinen Einrichtungen zur Förderung der Polizei, Bestellung polizeilicher Anzeigen, statistischen Einrichtungen etc. — Die in der

Sammlung aufgenommenen Gesetze umfassen den Zeitraum von 1804 bis 1846. Oft sind nur einzelne Artikel oder Paragraphen allgemeinerer Gesetze, soweit sie hierher gehörten, der Sammlung einverleibt. In jedem Capitel derselben, oder, wo ein solches in mehrere Titel zerfällt, in jedem Titel ist eins oder mehrere der wichtigeren Gesetze zum Grunde gelegt, und an dessen einzelne Paragraphen reihen sich dann die übrigen einschlagenden Verordnungen an die zur Unterscheidung mit kleinerer Schrift eingeschalten sind. Endlich sind zur Erläuternng und zum genaueren Verständniss vieler Einzelnheiten überall noch sehr zweckmässige Anmerkungen beigefügt, durch die der nöthige Ueberblick bei allen Verordnungen möglichst erleichtert wird.

**Sachsse.**

---

*Geschichte des Herzogthums Steiermark. Von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular zu Admont. k. k. Professor an der Universität zu Grätz. Dritter Theil. Grätz 1846. Bei Damian und Sorge. 400 S. in gr. 8.*

Dieser neue Band setzt die im zweiten Bande angefangene Schilderung der inneren Verhältnisse und des innern Lebens im Steierlande, während der Periode vom Ende des fünften bis zum Schluss des dreizehnten Jahrhunderts n. Chr. fort in demselben Geiste und mit derselben Gründlichkeit und Genauigkeit alles Details, welche auch bei den vorhergehenden beiden Bänden hervortritt. Wir verweisen deshalb auf die früheren Anzeigen (Jahrgang 1845 p. 211 ff. 1846 p. 304.), und bemerken, dass in diesem Bande zunächst die politischen und kirchlichen Verhältnisse zur Sprache kommen. Die Ausbildung der Landeshoheit, und was daran sich knüpft, das landständische Wesen, der Adel (wobei die bis zum Schluss des dreizehnten Jahrhunderts blühenden alten Geschlechter sämmtlich verzeichnet werden), dann die Regalien (Markt und Zollrecht, Münzregal, Münze, Forstbannsregale, Hoheitsrecht auf Jagd und Fischfang, Bergwerke auf Salze und Metalle) bilden den Inhalt der ersten hundert Seiten, dann folgt (p. 118 ff.) die Landeskultur mit Allem, was auf Landwirthschaft, Güter u. dergl. sich bezieht, dann Handel und Flussschifffahrt (S. 127 ff.), Industrie und Handwerke (S. 144 bis 151.). Den ganzen übrigen Theil dieses Bandes füllt die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse aus, welche für jene Zeit allerdings eine Bedeutung ansprechen, welche diesen grössern Umfang einer alle Seiten und Verhältnisse berücksichtigenden Darstellung wohl rechtfertigen kann. Die Beziehungen der Kirche zum Staat und das zwischen der Landesregierung und der kirchlichen Macht sich bildende Verhältniss wird zuerst dargestellt, dann die eigentliche Kirchenregierung selbst, die bis in alle einzelnen Beziehungen und Verhältnisse durchgangen wird, die Eintheilung der Sprengel, der Diöcesen, der Pfarreien u. s. w. die Rechte wie die Pflichten der Bischöfe, Dekane, Pfarrer u. s. w. die Kirchengüter, die geistliche Gerichtsbarkeit, auch die äussere Form des Kultus, die kirchliche Liturgie, die Synoden, die Klöster und Stifter, wobei gar Vieles aus urkundlichen handschriflichen Quellen geschöpft ist, wie diess auch für die demnächst zu erwartenden Theile sich erwarten lässt. — Am Schlusse des Bandes finden sich noch einige Nachträge zu den im ersten Band mitgetheilten römischen Inschriften; sie sind in neuester Zeit in Folge erneuerter Nachgrabungen zu Tage gefördert worden.

---

*Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstproducte u. s. w. versehen. Fünfter Band. Die Staaten von Anahuac und das alte Aegypten. Mit acht Tafeln Abbildungen. Leipzig, Verlag von B. G. Teubner 1847. VI. und 474 S. in gr. 8.*

Nach dem, was in zwei Anzeigen dieser Jahrbücher (Jahrgg. 1844 p. 307 ff. und 1846 p. 464 ff.) über die vier ersten Bände dieses nach einem umfassenden Plane angelegten, aber auch aus dem umfassendsten Quellenstudium hervorgegangenen Werkes bemerkt ist, werden wir uns bei der Anzeige eines weiteren Bandes, des fünften, kürzer fassen können. Nachdem im vorhergehenden vierten Bande einerseits Tscherkessen und Beduinen, andrerseits die verschiedenen Bewohner der Südsee, wie sie theils der activen, theils der passiven Menschenrace (um die vom Verfasser gemachte Unterscheidung beizubehalten) angehören, geschildert und zugleich die wichtige Frage nach der Verbreitung der activen Völkerstämme über den Erdball näher besprochen worden war, folgt in diesem Bande die Schilderung zweier Staaten und Reiche, welche der alten und der neuen Welt angehören und bei aller der grossen und sichtbaren Verschiedenheit, die beide von einander trennt, doch in ihrem Entwicklungsgang und in den Erscheinungen des Cultus u. dergl. manches Aehnliche und Gemeinsame zeigen, das schon mehrfach Gegenstand der Aufmerksamkeit in neuester Zeit geworden ist. Um aber hier zu sicheren Resultaten zu gelangen und die Gründe dieser Aehnlichkeit oder Uebereinstimmung aufzufinden, ist vor Allem nöthig, eine klare Anschauung dieser Völker selbst und aller Erscheinungen ihres Lebens, des häuslichen wie des staatlichen und des damit meist verknüpften, des religiösen, zu gewinnen; eine solche aber, wie sie uns bei dem hier in Rede stehenden Volke des Alterthums durch die vereinten Forschungen so mancher Gelehrten, durch zahlreiche Entdeckungen und die grossartigen in Stein und Bilderschrift zu uns noch jetzt redenden Denkmale dieses Volks möglich geworden ist, fehlte bisher durchaus bei dem Volke der neuen Welt, das in Amerika immerhin als das bedeutendste, und, bei mancher sonstigen Rohheit (man denke an die grausamen Menschenopfer) als das in seiner bürgerlichen und sonstigen Bildung am meisten fortgeschrittene erscheint, zu der Zeit, als es durch die Eroberung der Spanier in den ersten Jahrzehnten des sechszehnten Jahrhundert uns bekannt ward. Zwar ist auch hier in neueren Zeiten Manches zu Tage gefördert und der Stoff zu einer nähern Kunde dieses Volkes dadurch bedeutend vermehrt worden; allein ein aus diesen, mehrfach überdem zerstreuten und auch zum Theil schwer zugänglichen Materialien zu entnehmendes Gesammtbild einer das ganze Volksleben nach allen Seiten und Richtungen umfassenden Darstellung fehlte bis jetzt. Und eine solche finden wir hier in der ersten Abtheilung dieses Bandes, welche die Staaten von Anahuac oder die in Mittel-Amerika sich entwickelnde Cultur, deren Hauptsitz und Mittelpunkt die Hochebene von Anahuac bildet, umfasst, und also eine Schilderung des alt-mexikanischen Reiches und seiner Bevölkerung, wie seiner Geschichte u. s. w. enthält, welche über drittehalbhundert Seiten füllt. Darnach mag bemessen werden, mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit Alles

hier behandelt wird, um ein möglichst umfassendes Bild einer Cultur zu geben, die sich zu einer Stufe erhoben hatte, von der die Wenigsten bisher einen Begriff hatten. Der Verfasser geht auch hier von einer Urbevölkerung aus, die er zur passiven Rasse rechnet, aber sie weit höher stellt, insbesondere für milder und bildsamer als die Neger in demselben Grade erklärt, als auch die Hauptfarbe heller sey, und die ganze Körperform der activen Form näher stehe; dann sucht er zu zeigen, wie diese einfach von Jagd und Fischfang sich nährende, nomadisch lebende und auf einer niedern Stufe der Cultur überhaupt stehende Bevölkerung durch eine andre von Norden her eindringende überwältigt, durch eben diese dann zu einer höhern Stufe der Cultur, die an feste Wohnsitze, Ackerbau und ein geordnetes häusliches wie staatliches Leben sich knüpft, herangebildet ward; er sucht dann nachzuweisen, welche Formen des häuslichen, wie des öffentlichen Lebens aus diesem Zusammentritt hervorgegangen sind. Diess führt ihn zur Darstellung des Einzelnen, das mit einer erschöpfenden Genauigkeit durchweg behandelt ist und Quellen benutzt hat, die Theilweise kaum bisher gekannt oder zugänglich waren, und eben sowohl der geschichtlichen wie der geographischen Literatur angehören. So wird nun zuvörderst die Körperbeschaffenheit, sammt den geistigen Naturanlagen besprochen, dann geht der Verfasser auf Nahrung, Kleidung, Wohnungen, Werkzeuge, Beschäftigungen u. dgl. über, und daran knüpft sich eine Darstellung des Familienlebens, insbesondere der Erziehung, welche Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit gewesen zu seyn scheint, und, wenn anders die hier aus den Berichten der ersten Missionäre, welche nach Mexico kamen, mitgetheilten Lehren und Vorschriften, welche der Vater seinem Sohn, die Mutter der Tochter ertheilt, ächt sind, und wirklich vor die Zeit der Bekehrung dieser Völker zum Christenthum fallen, unsre Achtung durch die reine und einfache Moral, die sich darin ausspricht und mit andern Erscheinungen, namentlich dem abergläubischen und blutigen Götterdienst, gar nicht im Einklang stehet, in nicht geringem Grade ansprechen dürfte (S. 40 ff.). Auf die Schilderung des häuslichen und geselligen Lebens folgen die öffentlichen Zustände, die Herrscherfamilie, die Abstufungen oder Stände der Bevölkerung, die Reichsorganisation, namentlich in Bezug auf Gesetze und Rechtspflege, die Einkünfte des Staats, Handel und Wandel, dann Kriegswesen, insbesondere Bewaffnung u. dgl., dann die Religion, zuerst der Cultus (Priesterschaft, Tempel, Opfer) und darauf eine Uebersicht der Götter selbst, wobey es, nach der hier mitgetheilten übersichtlichen Darstellung allerdings schwer wird, einen gewissen innern, wenn auch losen Zusammenhang, Etwas von dem, was man ein System nennt, zu erkennen. War es Naturdienst, war es Elementarcultus, oder Sterndienst, der in einer bestimmten, mit einander verbundenen Götterreihe oder Götterzahl hervortritt, ist allerdings hier die nächste Frage, an welche sich dann auch die andere bald knüpft: was waren die Beziehungen dieser Götter zu einander, die Begriffe und Ideen oder Körper, die durch sie repräsentirt waren? Auf alle diese und so manche andre Fragen, die sich weiter daran schliessen, wird es uns in der That schwer, eine bestimmte Antwort zu geben, die wir auch nicht bei dem Verfasser erwarten dürfen, der S. 114. die Götterlehre bei der grossen Anzahl von Gottheiten als ein sehr überladenes und keineswegs harmonisches Ganze bezeichnet, und darum auch sein Augenwerk darauf hauptsächlich

gerichtet hat, die einzelnen Gottheiten der Reihe nach aufzuführen und über ihre Erscheinung dasjenige mitzutheilen, was aus der bildlichen Darstellung und Auffassung derselben, so wie aus andern Nachrichten sich ergiebt; denn auch hier tritt, wie bei den Gottheiten der altclassischen Welt, der Mythus hinzu, der jedem Gott seine Geschichte giebt und ihn so gewissermassen als Menschen und aus der Menschenwelt hervorgegangen, an diese selbst anknüpfte, die ebenso auch wieder, namentlich bei angesehenen Geschlechtern, ihre eigene Abkunft von solchen Göttern herleitete. Es findet sich diess sowohl bei den Göttern, die der Verfasser als Naturgötter zuerst angeführt hat, wie bei den von ihm als historische Götter bezeichneten; und es wird sich eben fragen lassen und immerhin noch Gegenstand weitrer Forschung werden müssen, ob nicht eben die hier als historische Götter bezeichneten; Gottheiten, die hauptsächlich verehrt wurden, denen die meisten Opfer, zumal Menschenopfer fielen, nicht auch in die Klasse der Natur oder Sterngottheiten zu setzen sind und derartige Ideen und Begriffe repräsentiren, wobei nicht geläugnet werden soll, dass allerdings verschiedene Natur- oder Sterngötter der verschiedenen Nationen hier zusammenkommen konnten, die Gottheit des herrschenden Völkerstamms aber die überwiegende und vorzugsweise geehrte im Cultus ward, ohne dass der Cultus der übrigen Götter andrer Stämme erlosch. Dem widerstreitet auch nicht die Ansicht des Verfassers, die wir am eben a. O. in folgenden Worten ausgesprochen finden: „Wir finden mehrere Arten Gottheiten, die den verschiedenen Elementen entsprungen sind, welche die gesammte Nation der Azteken ausmachten; Götter der alten Eingebornen, Götter der ankommenden Herren, Götter der Könige, des Adels, Götter der Priester und Götter der verschiedenen Stände des Volkes, so wie ja auch die aztekischen Könige den unterjochten Nationen gestatteten, ihre alten Gottheiten beizubehalten und fernerweit zu verehren, denn es waren ja die Götter der fremden Nationen mit diesen selbst unterworfen, und so wie die Anführer derselben von den aztekischen Herrschern, so waren die fremden Götter von den einheimischen besiegt und unterjocht worden.“ Darauf folgt die Angabe derjenigen Gottheiten, die der Verfasser als Naturgottheiten betrachtet wissen will, und darauf S. 119 ff. folgen die von ihm als historische Götter bezeichneten, bei welchen er die des Adels und die des Volkes hinwiederum unterscheidet; dann die Hausgötter. Beachtenswerth ist es gewiss, dass bei mancher in der bildlichen Darstellung der einzelnen Gottheiten überhaupt hervortretenden Aehnlichkeit mit ägyptischen und andern Götterbildern der alten Welt doch keine Darstellung sich findet, welche auf Phallusdienst führen könnte, und mit den in der alten Welt vielfach vorkommenden phallischen Darstellungen Aehnlichkeit zeigt. In dem Abschnitt Cultur, welcher auf die Darstellung der Religion folgt, sind enthalten nähere Angaben über die Zeitrechnung, über die Schrift, insbesondere die Bilderschrift, über die Sprache, über Poesie (aus Prescott Bd. III. wird S. 146 ff. ein mexikanisches Gedicht in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, welches von Nezahualcoyotl, König von Tezcuco, eines Freundes der Wissenschaft, herrühren soll und durch eine castilische Uebersetzung uns erhalten ist); dann über die plastische Kunst, über Architektur und Bilderei, wobei insbesondere die noch erhaltenen Reste von Pyramiden und Tempeln beschrieben werden. Den Beschluss des Ganzen macht ein Ab-

riss der Geschichte der Reiche von Anahuac, namentlich des von Mexico, welche bis zum Jahre 596 vor Chr. hinaufreichend, auch der im zehnten und eilften Jahrhundert von dem Norden Europa's (aus Irland, Island u. s. w.) nach Amerika unternommenen, jetzt urkundlich constatirten Züge und Niederlassungen gedenkt, insbesondre aber dann über die spanische Occupation durch Cortes u. s. w. sich verbreitet, bis zum Jahre 1525; wir machen auf diese geschichtliche Darstellung, die von S. 163—254. reicht, auch darum aufmerksam, weil sie ein so weit, als der Umfang und Zweck des Ganzen es erlaubte, vollständiges Bild der Geschichte dieser Reiche und ihres Untergangs uns vorführt.

In ähnlicher Weise ist in der andern Abtheilung dieses Bandes Aegypten behandelt, und zwar das alte, dessen Cultur freilich der mexikanischen nicht um Jahrhunderte, sondern Jahrtausende vorangeht, aber in den noch vorhandenen Denkmälern über und unter der Erde uns in einer staunenswerthen und in gewissen Beziehungen auch so vollständigen Weise vorliegt, dass wir namentlich von dem ganzen häuslichen Leben des Volks, seinen verschiedenen Beschäftigungen, seiner ganzen Lebensweise, uns ein so klares Bild und eine so deutliche Vorstellung entwerfen können, wie diess kaum bei irgend einem andern Volke der alten Welt der Fall ist. Darum auch das Bild, das unser Verf. hier aus ältern sogut wie neuern Quellen entworfen hat, durch Vollständigkeit des Details nach allen Seiten hin sich auszeichnet und einen genauen Ueberblick des Ganzen gewährt. Der Gang, den der Verf. hier nimmt, ist derselbe wie bei Mexico. Zuerst kommt die Körperbeschaffenheit zur Sprache und damit auch die Frage nach den verschiedenen Kasten; dann folgen Nahrungsmittel, Kleidung, Wohnungen, Geräthe und Werkzeuge, die verschiedenen Beschäftigungen, wie Fischerei, Jagd, Viehzucht, Acker- und Gartenbau, die verschiedenen Handwerke: lauter Gegenstände, worüber die bildlichen Darstellungen uns jetzt die vollständigsten Aufschlüsse jeder Art bringen. Daran schliesst sich das Familienleben; hier ist auch vom Tod und der Todenbestattung, also vom Mumisiren die Rede, wovon eine genaue Beschreibung geliefert wird; eben so von den Spielen, Gastmählen, Gesängen u. dgl. Es folgt die Staatsverwaltung, den König an der Spitze, dann der Priester- und Kriegerstand, die übrigen Kasten u. s. w.; dann Verkehr und Handel; das Kriegswesen, mit einer Reihe einzelner Darstellungen von Kriegs- und Kampfesscenen verschiedener Art aus den Königsgräbern. Ungleich schwieriger ist auch hier, nach unsrer Meinung, die Darstellung der Religion (sie folgt unmittelbar auf die bemerkten Gegenstände), sobald es sich nemlich nicht blos um eine einfache Angabe oder Zusammenstellung der im alten Aegypten verehrten und in Bildwerken dargestellten Gottheiten handelt, sondern um eine Nachweisung dessen, was durch diese Gottheiten eigentlich dargestellt werden sollte, und was der Aegypter unter ihnen sich dachte; mit andern Worten, um eine Nachweisung des Systems der ägyptischen Götterlehre und des innern Zusammenhanges desselben, wie diess unlängst nach Röth in seiner Geschichte der abendländischen Philosophie (die ägyptische und die Zoroastrische Glaubenslehre u. s. w.) I. p. 110 ff. 131 ff. in der Darstellung des ägyptischen Glaubenskreises, mit sorgfältiger Benutzung Alles dessen, was griechische und römische Quellen in Verbindung mit den Denkmalen selbst und den Ergebnissen der Bilderschrift bieten,

versucht hat. Wir möchten unsern Verf. um so mehr darauf verweisen, als er dann schwerlich mehr einen solchen Versuch einen unfruchtbaren nennen würde, wie diess im Allgemeinen S. 428. ausgesprochen ist. Denn dadurch allein wird eine Einsicht in die ägyptische Religion zu gewinnen seyn, die man doch kaum für ein so ganz unzusammenhängendes Convolut verschiedener Local- und andrer Gottheiten wird halten wollen. Der Verfasser sieht von einer solchen innern Einheit zwar schon dadurch ab, dass er zwischen einer Religion des gemeinen Volkes, deren wesentlicher Inhalt ein materieller Thier- und Bilderdienst gewesen, wie er überhaupt auch bei andern auf niederer Stufe der Cultur stehenden Völkern vorkäme, und zwischen einer Religion der Priester scharf unterscheidet, welche letztere, indem sie nach Aussen hin eines Cultus bedurfte, der sie als ein Ganzes, als eine einzige Kaste bezeichnet, eben diesen in dem Cultus des Ammonre und seiner Kinder, Isis und Osiris, gefunden. Ja, weiter unten S. 418 unterscheidet der Verfasser in der Religion der Priester zwischen einer öffentlichen, zu deren Aeusserlichkeiten die Processionen, Opfer und Feste gehört, und zwischen einer innern, welche gewissermassen die Hülle aller ihrer Erfahrungen, ja ihrer gesammten Cultur gewesen.(?) Neben jenen Gottheiten (Isis und Osiris, sammt ihrer Familie), welche der Verfasser als die historischen Götter des ganzen Landes bezeichnet, die darum auch in ganz Egypten von allen Priestern (aber auch, setzen wir hinzu, vom ganzen Volke) verehrt worden, seyen noch einige Naturgottheiten, (Sonne, Mond, Elemente, namentlich Feuer und Wasser) und auch moralische Gottheiten (die der rächenden Wiedervergeltung, Buto, der Weisheit und geistigen Kraft, Neith u. A.) verehrt worden. Hier vermögen wir die Ansicht des Verfassers nicht zu theilen, da Isis und Osiris uns auch als Naturgottheiten erscheinen, und moralische Gottheiten, als für sich bestehende Wesenheiten, und nicht bloss als Attribute von andern Gottheiten, etwa dann in eigene Götter umgebildet, schwerlich nachweisbar seyn möchten. Eben so wenig können wir die Worte des Verfassers unterschreiben: „Da nun jeder ägyptische Haupttempel seine eigene Gottheit hatte, so entstanden in dem fortgesetzten Bestreben, die verschiedenen Sagen jener Gottheiten unter sich in Einklang zu bringen, neue Erzählungen und neue Lehren (?); man suchte Verwandtschaften unter den Göttern hervor und brauchte Mittelwesen, ja man bediente sich des Mittels, aus dem Namen und Eigenschaften gewisser Götter die Person von andern zu erkennen und betrachtete manche Gottheiten gewissermassen als Verkleidungen von andern (?). Und so entstand denn allgemach die unendliche Fülle ägyptischer Götterformen.“ Wir zweifeln, ob es dem Verfasser in der That möglich seyn kann, diese, so hingestellten Sätze zu erweisen oder zu begründen. Gehen wir zum Einzelnen über, so wird man nur Ursache haben, mit der vom Verfasser gegebenen Darstellung des Cultus, der Tempel u. s. w. zufrieden zu seyn; eben so wird die Sage von Osiris und Isis, welche beiden Gottheiten dem Verfasser den Mittelpunkt der gesammten ägyptischen Mythologie bilden, erzählt und daran knüpfen sich die Gottheiten, die mit beiden gewissermassen Eine Götterfamilie bilden, und entweder von ihnen abstammen, oder in einem geschwisterlichen Verhältniss zu beiden stehen, dem Verfasser aber, wie schon bemerkt, als die historischen Götter erscheinen, welche an der Spitze der Landesgeschichte stehen und die Reihen der Könige eröffnen, welche auf Erden

als Götter gelebt, Staaten gegründet und alle Cultur eingeführt haben. Sie hängen aber, sagt der Verfasser, mit den himmlischen Göttern zusammen, den Schöpfern der Welt, den Vorstehern der Theile derselben, der himmlischen Körper, der Elemente und der Schicksale der Menschen u. s. w. Der Verfasser durchgeht nun diese einzelnen Götter und verbindet damit noch die Namen einiger andern, die zunächst durch Wilkinson zu unserer Kunde gelangt sind; er geht dann zu dem Abschnitt von der Cultur des Volkes (Schreibekunst, Bilderschrift, Papier, Maasse, Mechanik, Chemie und Medicin) über, an welchen sich noch einige Bemerkungen über die Kunst, zunächst Architektur und Malerei, so wie über Musik anschliessen. Das Ganze endigt auch hier mit einem geschichtlichen Ueberblick, welcher die Geschichte des Landes von den ersten Einwanderungen an, bis auf Alexander den Grossen und die Stiftung einer griechischen Dynastie verfolgt.

Die Gewissenhaftigkeit, mit welcher der Verfasser seine ausgedehnte und fürwahr nicht leichte Aufgabe behandelt hat, die Genauigkeit und Vollständigkeit in Allem dem, was er uns mittheilt, unter Benutzung von Quellen, welche in diesem Umfang noch nicht angezogen worden waren, lässt uns auch für die nächst folgenden Bände dieses verdienstlichen Unternehmens das Gleiche hoffen. Acht Tafeln sind diesem fünften Bande beigefügt; sie enthalten Darstellungen aus dem mexikanischen und ägyptischen Culturkreise.

## Uebersetzungsliteratur.

Es mag auf der einen Seite eben so auffallend erscheinen, als es auf der andern gewiss nur erfreulich ist, zu sehen, wie die Meisterwerke des griechischen Drama, so weit sie uns noch erhalten sind, jetzt durch deutsche Uebertragungen immer mehr vervielfältigt und einem grösseren Publikum, als das, was gewöhnlich mit diesen Gegenständen sich beschäftigt, zugänglich gemacht werden. Haben wir den Grund dieser Erscheinung wirklich in einem jetzt erwachten, bessern Geschmack zu suchen, der sich von den faden und matten Productionen unserer Zeit wieder zu etwas Besserem zu erheben sucht und Etwas, was Geist und Seele wahrhaft zu erquicken und zu stärken vermag, verlangt? oder haben wir darin ein rühmliches und dankenswerthes Streben kundiger Männer des Fachs zu erblicken, die grössere Zahl der Gebildeten, die eben nicht Männer vom Fach sind, zu dieser Quelle zurückzuführen und damit eine bessere Richtung, einen besseren Geschmack für das Drama überhaupt hervorzurufen oder doch vorzubereiten? Wir dächten, dass hier, wie in manchen andern Strebungen das Eine mit dem Andern zusammenfällt und dass die Versuche neuester Zeit, die Dramen der alt-griechischen Welt, in verständiger Auswahl, versteht sich, wieder auf die Bühne einzuführen und damit auf das Publikum einzuwirken, einem gleichen Ziele zusteuern, welchem in dem Nachbarlande, das ja jetzt auch die Antigone auf die Bühne gebracht hat, einzelne beachtenswerthe Versuche, wie Ponsard's Lucretia, sich zu nähern beabsichtigen. Was nun die in verschiedenen, in Deutschland schon seit einiger Zeit veranstalteten Versuche von Uebertragungen der alten Dramatiker, zunächst der grie-

chischen betrifft, so sind dieselben bereits in diesen Blättern meist besprochen worden; auf einiges Andre wollen wir hier aufmerksam machen, insofern es den eben bemerkten Zweck zu fördern, und namentlich dazu beizutragen vermag, die Lectüre der alten Tragiker immer mehr zu erweitern, unter einem grössern Publikum zu verbreiten und dadurch selbst wieder anzuregen für das Studium der Originale, die nur Rohheit und Unkunde von unsern Bildungsschulen fern zu halten oder in Etwas zu beschränken gesonnen seyn kann. Denn wir können uns von einer solchen Erweiterung der Lectüre und der Kunde griechischer Dramen nur eine vortheilhafte Rückwirkung selbst versprechen: sie wird vielleicht mehr erreichen, als die beredteste Beweisführung der Männer vom Fach, der Philologen, die man nur zu gern in allen solchen Fragen des eigenen Interesse's beschuldigt und darum, als Betheiligte, minder hören will. Darum wird aber auch an eben diese selbst die ernste Mahnung ergehen, bei der Behandlung der alten Tragiker, gegenüber der Jugend, nicht bloss an grammatische oder kritische Punkte sich zu halten und auf diese, als Grundlage wohl nothwendige Dinge, allein einen Werth zu legen, sondern weiter zu gehen, und auf dieser sichern Basis, die wir in keiner Weise geschmälert wissen wollen, auch auf Anderes und Höheres hinzuweisen, das im alten Drama allerdings liegt und über das bloss Sprachliche oder Grammatische hinausreicht, dadurch aber jugendliche Gemüther, die ohnehin empfänglich sind für solche Ideen, anzuregen und so für das zu gewinnen, um dessen willen wir ja überhaupt die Alten zunächst pflegen und studiren, als die ewige und unerschöpfliche Bildungsquelle des Geistes und aller höhern geistigen Cultur.

*Sophocles Werke, im Versmass der Urschrift übersetzt von Dr. Johannes Minckwitz zu Leipzig. Stuttgart. Verlag der I. B. Metzler'schen Buchhandlung 1835—1844. Sieben Bändchen in 12. I. König Oedipus 116 S. II. Antigone, bis S. 279. III. Der rasende Ajas, bis S. 384. IV. Philoctetes, bis S. 516. V. Elektra, bis S. 640. VI. Die Trachinerinnen, bis S. 760. VII. Oedipus auf Kolonos bis S. 923.*

Auch mit dem Titel:

*Griechische Dichter in neuen metrischen Uebersetzungen, herausgegeben von G. F. L. Tafel, C. N. von Osiander und G. Schwab. Nro. 7. 8. 22. 23. 31. 32. 33.*

*Aeschylus Werke, im Versmaass der Urschrift übersetzt von Dr. Johannes Minckwitz. Stuttgart u. s. w. 1845 ff. Sieben Bändchen in 12. I. Eumeniden (Zweite Auflage) S. 1—104. II. Der gefesselte Prometheus (Zweite Auflage) bis S. 207. III. Die Perser, bis S. 328. IV. Die Sieben vor Theben, bis S. 432. V. Agamemnon, bis S. 583. VI. Die Todtenspenderinnen, bis S. 675. VII. Die Schutzflehenden, bis S. 776. (Auch: Griechische Dichter u. s. w. Nro. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.)*

Diese Uebersetzung der beiden Meister des hellenischen Drama ist im Ganzen in dem Geist gehalten und in der Weise durchgeführt, die wir zur Erreichung der oben bemerkten Zwecke für förderlich halten, so gross auch die Schwierigkeiten, namentlich bei dem älteren der beiden Tragiker, bei Aeschylus, sind, und so manche Kräfte schon in deren Ueberwindung sich versucht haben.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 20. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Nicht bloss die genaue Kenntniss der Sprache des Originals, die wir wohl voraussetzen, ist dazu erforderlich, sondern in gleichem Grade eine Gewandtheit in der Behandlung unserer Muttersprache, die nur Demjenigen möglich seyn wird, der durch vielfache Studien und Uebungen sich dazu gehörig vorbereitet hat, um nicht durch fremdartige, unserer Sprache aufgedrungene Wendungen und Ausdrucksweisen, welche dem Ganzen einen Anstrich von Treue geben sollen, ein Publikum abzuschrecken, welches an solchen Ausdrucksweisen leicht Anstoss nimmt und dann lieber das Ganze, das ihm in einer, wie es glaubt, so ungeniessbaren Sprache geboten wird, von sich weist. Auf der andern Seite wird doch auch nicht die Forderung der Treue so ausser Acht zu lassen seyn, dass das Ganze in der Uebertragung verflacht und damit aller höhern Weihe, die mit in der antiken Form und Darstellungsweise liegt, *entkleidet* wird. Diese gefährliche Klippe zu vermeiden, hat sich unser Uebersetzer angelegen seyn lassen, ohne das Ziel aus den Augen zu verlieren, das ihm von Anfang an vorgeschwebt hat. Diesem Zwecke gemäss ward neben der einem jeden der beiden Dichter beigegebenen Einleitung auch noch einem jeden Stück eine besondere beigefügt, welche über die Tendenz desselben, über Gang und Inhalt die nöthige Belehrung giebt, während am Schlusse eines jeden Stückes oder Bändchens auch einige erklärende Bemerkungen folgen, so wie die Nachweisung der vom Uebersetzer in den Chorgesängen angewendeten Versmaasse. Einzelnes hier zu besprechen, und da, wo uns *die deutsche* Fassung einer Aenderung möglich oder auch selbst bedürftig erscheint, dessfalsige Vorschläge zu machen, liegt dem Zweck dieser Anzeige fern, die nur im Allgemeinen auf diese Uebertragungen aufmerksam machen, den Eindruck, den im Ganzen dieselbe auf uns gemacht, angeben und für die oben bezeichneten Kreise dieselben in den angedeuteten Beziehungen empfehlen soll: was mit gutem Rechte geschehen kann, auch ohne dass durch Anführung einzelner Stellen und Abdruck derselben die Belege dieses Urtheils beigefügt würden, die Jeder aus jedem beliebigen Stücke oder Bändchen, da wo er nur aufschlägt, entnehmen kann. Einzelne Härten oder auch Unbestimmtheiten des *Ausdrucks* wird der Verfasser selbst bei fortgesetzten Studien besser als wir zu bessern und zu berichtigen wissen: diejenigen Theile seiner Uebersetzung des Aeschylus, welche in einer z w e i t e n Auflage vorliegen, geben davon Zeugniss. Die ganze äussere Einrichtung und Ausstattung, so wie der höchst billige Preiss, dabei die Möglichkeit, auch jedes einzelne Stück oder Bändchen sich zu verschaffen, kann der wünschenswerthen Verbreitung dieser Uebersetzung nur förderlich seyn und dazu dienen, die bemerkten Zwecke desto eher zu erreichen.

*Des Aeschylos Oresteia, griechisch und deutsch; herausgegeben von Johannes Franz. Leipzig. In der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung 1846. XXXI. und 426 S. in gr 8.*

Diese Bearbeitung ward zunächst veranlasst durch einen Wunsch des Königs von Preussen (welchem auch dieselbe dedicirt ist), indem die theatralische Aufführung der Orestia dabei beabsichtigt war; sie hat also ebenfalls ein grösseres, gebildetes, nicht aus blossen Fachgelehrten oder Philologen bestehendes Publicum im Auge, scheint uns aber doch fast mehr, oder doch wenigstens in gleichem Grade eben diese zu berücksichtigen, wie grössere, gebildete Kreise, was aus unserm kurzen Bericht sich alsbald herausstellen wird. Der Verfasser nemlich fühlte bald die grossen Schwierigkeiten, welche die gegenwärtige Beschaffenheit des Textes einem gewissenhaften Uebersetzer eben so gut, wie einem Herausgeber noch immer entgegenstellt, und so glaubte er an eine Uebersetzung nicht eher sich wagen zu können, als bis auch der Text selbst möglichst sichergestellt sey, um als verlässige Basis einer Uebertragung zu dienen. „Und so gieng, schreibt Derselbe, der Aufgabe einer Verdeutschung die Aufgabe einer Bearbeitung des Textes voraus, welche der Kritik einen schwierigen, aber um so belohnenderen Spielraum eröffnete.“ Es gab nemlich dieser Umstand die gewiss höchst erfreuliche Veranlassung zu einer neuen Untersuchung über die urkundlichen Grundlagen des Aeschyleischen Textes und einer dadurch hervorgerufenen Vergleichung der ältesten und beachtenswerthesten Handschrift des Aeschylus durch den Herausgeber selbst, welcher diesem mühevollen, aber so dankenswerthen Geschäfte sich unterzog, und die Ergebnisse desselben zu dieser Bearbeitung benutzt hat, welche eben dadurch für den Philologen einen besondern Werth erhalten hat, auf welchen aufmerksam zu machen, wir nicht unterlassen dürfen. Der Verfasser giebt zuerst eine, mit gelehrten Nachweisungen jeder Art reichlich ausgestattete Einleitung über die drei Stücke, welche diese Trilogie bilden, dann folgt der griechische Text mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung, bis Seite 300. Den Rest des Bandes füllen „Lesearten und Kritik“; zugleich als Rechtfertigung der in den Text aufgenommenen und damit auch in die Uebersetzung übergegangenen Lesearten. In der dazu gehörigen „Vorerinnerung“ verbreitet sich der Verfasser über Handschriften, Ausgaben und Scholien des Aeschylus auf eine Weise, die ein gelehrter Ausleger oder Herausgeber dieses Dichters in keinem Fall wird unbeachtet lassen dürfen. Durch eine Reise nach Italien ward es nemlich dem Verfasser möglich, bei genauer Einsicht der Bibliotheken zu Florenz, Venedig, Rom Aufschlüsse über die noch vorhandenen Handschriften des Aeschylus mitzutheilen, die nicht bloss für die Orestia, sondern auch für andere Dramen des Aeschylus von Belang und Wichtigkeit sind. Wir ersehen z. B. daraus, dass unter allen Dramen des Aeschylus, vom Prometheus die meisten Handschriften vorhanden sind; sein Inhalt und die, im Verhältniss zu andern Dramen, geringeren Schwierigkeiten der Sprache und des Ausdruckes mögen wohl mit die Veranlassung gegeben haben, dass dieses Stück, wie es überhaupt wohl mehr gelesen, so auch öfters abgeschrieben ward: und es möchte wohl die Zahl der an den drei oben genannten Orten befindlichen Handschriften, in welchen der Prometheus entweder allein, oder, wie meist der Fall ist, mit andern Stücken des

Aeschylus sich findet, die Zwanzig übersteigen (Vgl. die Note S. 303. 304.). Zunächst kommen in der Zahl der vorhandenen Handschriften die Sieben wider Theben und die Perser, weit seltener die Schutzflehenden und die Orestia, die allerdings durch die grösseren Schwierigkeiten der Sprache und auch selbst des Inhalts die Blicke der gelehrten Leser weniger auf sich gezogen zu haben scheint. Für die Orestia unterscheidet der Verfasser eine zwiefache Classe von Handschriften, die eine, aus dem Cod. Mediceus und Quelferbytanus bestehend, welche, wie ausdrücklich bemerkt wird, alle tiefer liegenden Verderbnisse mit einander gemein haben und einen von der Zeit übel mitgenommenen Urcodex darstellen; die andere Classe, welche den sogenannten Florentinus, Farnesianus, Venetus I. befasst, ist byzantinischer Abkunft. Der Herausgeber hat die beiden Handschriften der ersten Classe, so wie aus der zweiten den Florentinus, den Venetus, und überdem einen Venetus 2, der ein Stück des Agamemnon enthält, darin aber dem Mediceus ganz ähnlich ist, selbst verglichen und die Resultate seiner Vergleichung, soweit sie die Orestia betreffen, sammt den Collationen einiger andern (minder bedeutenden) Codd., welche von andern Seiten ihm zugekommen, in dieser Ausgabe niedergelegt, die demnach für den Kritiker unentbehrlich wird. Hätten wir nur auch von den übrigen Stücken des Aeschylus in gleicher Weise solche Collationen: es würde sich dann auch für diese Stücke eine, wenn auch nicht völlig ausreichende, urkundliche Basis des Textes gewinnen lassen, auf welcher die Verbesserung des Textes mit mehr Sicherheit vorwärts schreiten könnte. An diese Angabe über die verschiedenen Codd. schliesst sich ein Verzeichniss der bisher erschienenen Ausgaben, in welches auch die von einzelnen Stücken der Orestia, so wie die zahlreichen Gelegenheits- und sonstigen Schriften, welche einzelne Beiträge zur Kritik, Exegese u. s. w. enthalten, mit aufgenommen sind. Nun bespricht der Verfasser die Scholien, die grossentheils dem Mediceus entstammen, dieser anerkannt ältesten unter den vorhandenen Handschriften des Aeschylus, wahrscheinlich aus dem zehnten Jahrhundert, wie auch der Verfasser annimmt. Aber auf die Scholien kann der Verfasser keinen besondern Werth legen, da sie, wenn sie auch auf einem älteren Fundament ruhen sollten, doch so verkümmert und kurz seyen, dass der Nutzen, den man von ihnen erwarte, oft sehr zweifelhaft werde, überdem die Schwierigkeit durch den Mangel an Beziehung auf ältere Erklärer in diesen Scholien erhöht werde, mithin es kaum möglich sey, über Alter und Quelle dieser Scholien ein sicheres Urtheil zu gewinnen. Ja, der Verfasser geht so weit, dass er (S. 316 not.) es für meist unthunlich erklärt, die Scholien für ein Mittel zur Wiederherstellung des Textes zu betrachten. „Einmal, sagt er, rühren sie nicht alle von Einem und aus derselben Zeit her, und dann giebt der Scholiast zu oft nur den allgemeinen Gedanken der Textstelle, wie er sie gerade aufgefasst hat, u. s. w.“ Wir wünschen hier vor Allem neue Funde und mittelst derselben Vermehrung des Materials, wodurch bei fortgesetzter Forschung und Prüfung auch für die Scholien und ihren Gebrauch bessere und verlässigere Resultate zu gewinnen sind. Blicken wir nun auf den vom Verfasser in dieser Bearbeitung gelieferten Text, so wird man, auch ohne dass wir hier näher in eine Kritik desselben eingehen, gern unsrer Versicherung Glauben schenken, dass durch die gewissenhafte Benutzung der neu herbeigezogenen kritischen Hülfsmittel Manches eine bessere Gestalt erhalten und jedenfalls das Ganze der

urkundlichen Form näher gebracht worden ist, so weit die mangelhafte Beschaffenheit unserer letzten Quellen diess überhaupt möglich macht. Eine genaue Rechenschaft des hier beobachteten Verfahrens ist in den, bei aller Kürze, doch über hundert Seiten (S. 321—456) füllenden „Lesearten und Kritik" enthalten, in welchen sorgfältig das Ergebniss der neu angestellten Vergleichungen der Handschriften, so wie auch der ältern, beachtenswerthen Ausgaben zusammengetragen ist, und wir so in den Stand gesetzt sind, über das Verfahren des Verfassers bei Gestaltung des Textes ein Urtheil zu gewinnen, auch wenn wir nicht gerade ausführlich die Gründe entwickelt finden, welche den Verfasser bewogen, für diese oder jene Lesart sich zu entscheiden; was auch, zumal im Hinblick auf die ganze Bestimmung, wie auf den Umfang seines Buchs, kaum ausführbar oder zulässig gewesen wäre.

Die schöne äussere Ausstattung in Druck und Papier verdient besondre Anerkennung.

*Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt und erläutert von Hieronymus Müller, Professor und Conrector des Naumburger Domgymnasiums. Dritter Band. Leipzig, F. A. Brockhaus 1846. XIV. und 433 S. in gr. 8.*

Diese Uebersetzung des Aristophanes, welche mit diesem Bande zu ihrem Schluss geführt ist, wird den Lesern der Jahrbücher schon aus den beiden Anzeigen der beiden ersten Bände (Jahrgg. 1844 p. 143 ff. 1845 p. 796.) bekannt seyn, in welchen bereits auf das hingewiesen war, was den Charakter dieses neuen Versuches einer Uebertragung der Komödien des Aristophanes bildet, welche wir schon bei ihrem ersten Erscheinen mit Freuden zu begrüssen alle Veranlassung fanden, da sie keineswegs übereilt, sondern von den sorgfältigsten, viele Jahre hindurch fortgesetzten Studien des Dichters ausgegangen, in der Ausführung selbst gewissenhafte Treue mit den Anforderungen des deutschen Sprachgenius zu vereinigen und so das Ganze auch für den gebildeten Laien fasslich und verständlich zu machen wusste, ohne den antiken Geist und die eigenthümliche Anschauungs- und Behandlungsweise des alten Komikers zu verflüchtigen oder gar zu verunstalten. Und allerdings ist diess bei dem Dichter der alten attischen Komödie ungleich schwieriger, als bei den Tragikern, die durch das allgemein Menschliche, das in ihnen hervortritt und sich überall ausspricht, unserer ganzen Fassungskraft näher stehen, während der komische Dichter uns in eine zum Theil ganz fremde und eigenthümliche Welt einführt, bei der wir unsere gewohnten Vorstellungen und Anschauungen gänzlich in den Hintergrund müssen treten lassen. Darum wird auch ein Uebertrager des Aristophanes, auf das Beiwerk von Einleitungen, die uns zweckmässig in die Ideen des Dichters einführen und mit dessen Ansichten näher bekannt machen, eben so wenig Verzicht leisten können, als auf die Zugabe von zahlreichen Noten und Bemerkungen, welche die einzelnen Beziehungen, namentlich auf Personen und Verhältnisse der Gegenwart, an welchen der Dichter so reich ist, aufklären und uns dadurch erst zum vollen Verständniss des Einzelnen, wie des Ganzen gelangen lassen. In beider Hinsicht hat der Uebersetzer trefflich gesorgt und damit auch zugleich solchen, die das griechische Original mit einem, die Lectüre erleichternden und bei allen Schwierigkeiten bequeme Auskunft bietenden Führer durchlesen wollen, ein Hülfsmittel in die Hände gege-

ben, von welchem sie den besten Gebrauch machen können. Es enthält dieser dritte Band die vier noch fehlenden Stücke und die Acharner, die Wespen, die Thesmophorienfeier, die Frauenvolksversammlung. Auf die Einleitungen zu diesen Stücken machen wir besonders aufmerksam, da sie, auch abgesehen von ihrem nächsten Zwecke und ihrer unmittelbaren Bestimmung: einzuführen in den Gang, den Inhalt und die Tendenz des Stückes, und damit zur richtigen Auffassung desselben, auch noch manche andere beachtenswerthe Winke und Bemerkungen enthalten. In den Acharnern, dem anerkannt ältesten unter den eilf noch vorhandenen Stücken, scheinen unserm Verfasser die Keime und Embryonen fast aller übrigen zu liegen, in ihm, sagt er, wird uns der ganze Aristophanes in der Nuss, ein Vorschmack seiner noch vorhandenen Dramen insgesammt, geboten, und doch würde er dem, welcher in der Urschrift oder in der deutchen Nachbildung die erste Bekanntschaft mit Aristophanes machen wollte, am wenigsten dieses Stück dazu vorschlagen. Und darin hat er gewiss Recht, eben so darin, wenn er verlangt, dass der moderne Leser erst nach und nach mit den grellen Gegensätzen, welche die alte attische Komödie mit dem neuen Lustspiel bietet, bekannt und dadurch allgemach damit ausgesöhnt werden müsse. Doch Diess und Andres können wir hier nur andeuten, und müssen auf die weitere wohlgelungene Ausführung in dem Buche selbst verweisen. Die Uebersetzung der Acharner ist fliessend und spricht an, ohne der erforderlichen Treue Etwas zu vergeben. Die von Aristophanes im dorischen Dialekt geschriebenen Scenen des megarischen Bauers und seiner beiden Töchter hat der Verfasser im Alemannischen nachzubilden gesucht; aber für solche, welchen diese Mundart minder verständlich seyn sollte, ist am Schluss des Stücks (p. 102 ff.) eine Uebertragung in gewöhnlichem Deutsch mitgetheilt. Auch den Wespen geht eine ähnliche, über die Tendenz des Stücks belehrende und in dasselbe einführende Einleitung voraus, die uns sehr angesprochen hat: auch theilen wir gerne die Ansicht des Verfassers, der mit O. Müller diesem Drama jedenfalls eine der ersten Stellen unter den Komödien des Aristophanes zuerkannt wissen will, und die Gründe davon (S. 127.) gut zusammengestellt hat; dass er dieses Drama gewissermassen als eine Fortsetzung oder Ergänzung der Wolken betrachtet, statt ein Gegenstück darin zu erblicken, hat ebenfalls Manches für sich; doch wird man beide Stücke, welche verschiedene Richtungen oder vielmehr Verirrungen des Zeitgeistes darstellen sollten, nicht zu nahe in Verbindung mit einander bringen dürfen; dass auch der Gang der Handlung in beiden Stücken wenig Aehnliches bietet, hat der Verfasser selbst richtig erkannt. Mit gleicher Befriedigung wird man Einleitung und Uebersetzung der beiden andern Stücke durchgehen, insbesondre hat sich bei den Ekklesiazusen der Verfasser näher über das Verhältniss dieses Stücks und dessen Beziehung zu Plato und dessen Idealstaat ausgesprochen. Wir wünschen, dass es dem Verfasser möglich werde, nun nach Vollendung dieser Aristophanischen Uebertragung, die von ihm in Gemeinschaft mit seinem gelehrten Freunde, dem Professor Steinhart, dem gründlichen Kenner alt- und neuplatonischer Lehre, beabsichtigte Uebersetzung der Werke Plato's recht bald folgen zu lassen. Wir halten diess nicht blos für ein wünschenswerthes, sondern in manchen Beziehungen sogar nothwendiges Unternehmen, und dürfen von der Ausführung wohl mit Grund das Beste erwarten.

*De Moschionis poetae Tragici vita ac fabularum reliquiis Commentatio. Scripsit Fridericus Guilielmus Wagner, phil. Dr. Ant. Lit. in univ. Lit. Vratisl. Prof. Vratislaviae a. MDCCCXLVI. Prostat in libraria Eduardi Trewendt.* 32 S. in gr. 8.

Diese Abhandlung beschäftigt sich mit einem wenig bekannten Dichter und den geringen Resten seiner Poesie, so weit sie in einzelnen Bruchstücken auf uns gekommen sind; sie bietet auf diese Weise eine Vervollständigung und Ergänzung dessen, was in den neuerdings erschienenen grösseren Sammlungen der auf uns gekommenen Fragmente griechischer Dramatiker über diesen Dichter enthalten ist, und sucht aus der sorgfältigen Zusammenstellung und Behandlung dieser Reste neue Resultate über das Leben und die Leistungen dieses Dichters, so wie sein Verhältniss zu andern Dichtern seiner wie der nächst vorhergehenden Zeit zu gewinnen. Was zuvörderst das Leben des Moschion betrifft, und die nähere Bestimmung der Zeit, in welche, bei dem Abgang bestimmter und näherer Zeugnisse, der Dichter überhaupt zu setzen ist, so hat der Verfasser aus den Angriffen, welche mehrere Komiker der sogenannten mittleren Komödie wider ihn, als einen Schlemmer, gerichtet haben, wie Axionicus, Strato, Alexis, Callicrates, welcher letztere sogar ein eigenes Stück wider ihn abgefasst und sogar desshalb mit dem Namen des Moschion bezeichnet zu haben scheint, den Schluss gezogen, dass der Tragiker Moschion noch über die Zeit der mittleren Komödie (die mit Olymp. 110,3 gewöhnlich abgeschlossen wird) selbst bis in die, gewöhnlich der neuen Komödie zugewiesene, Zeit hinein gelebt, zumal da Alexis bis zur 123 Olymp. gelebt, vielleicht auch Callicrates, über dessen Lebenszeit wir leider nicht näher unterrichtet sind, von dem wir auch nur die einzige, mit dem Namen des Moschion bezeichnete Komödie aus Athen. XIII. p. 566. A. kennen; vergl. Meineke Hist. critic. comicc. Graecc. p. 418. Wäre freilich dieses Stück uns noch erhalten, oder wäre die Schrift des Antiochus von Alexandrien über die in der mittleren Komödie verspotteten Dichter (s. Athen. XI. p. 472 E.) auf uns gekommen, wir würden gewiss auch über Moschion und seine Tragödien näher unterrichtet seyn. Und wenn der Komiker Macho, dessen Lebenszeit zwischen Olymp. 120—130 jedenfalls zu setzen ist (vergl. Meineke am a. O. p. 479 und 462.), unter dem Wassertrinker Moschion (τὸν ὑδροπότην Μοσχίωνα λεγόμενον bei Athen. VI. p. 246 B. vgl. II. p. 44 D.) wirklich den Tragiker gemeint und, eben um seiner Schlemmerei und Genusssucht willen, als Wassertrinker ironisch bezeichnet hat, woran zu zweifeln doch kein bestimmter Gegengrund vorliegt, so dürfe damit ein weiterer Beleg für die freilich immerhin nur im Allgemeinen (zwischen Olymp. 103 und 121. nach S. 9.) zu bestimmende Lebensperiode des Dichters gewonnen seyn. Die Identität dieses Dichters mit dem von den Komikern verspotteten Schlemmer dürfte aber ebensowenig einem Bedenken unterliegen, überdem durch das, was hier S. 3. 4. des Weiteren beigebracht wird, so ziemlich erhärtet seyn. Dass Moschion ein Athener gewesen, dass er zu Athen gelebt und gedichtet, hat der Verfasser gleichfalls wahrscheinlich gemacht, er hat daran die Vermuthung geknüpft, dass dieser Dichter Moschion, mit dem in einer attischen Inschrift (s. Böckh Corp. Inscript. I. nr. 180.), welche zwischen Olymp. 92 und 150 fällt, unter den Thesmotheten genannten Moschion,

dem Sohne des Menander, für eine und dieselbe Person zu halten sey, und dann auch vielleicht für denselben Moschion, dessen Bild eine attische Münze bei Mionnet Descript. d. medaill. grecques II. p. 125. zeigt, gelten könne. Die Sprache des Moschion, wie sie in den Fragmenten sich herausstellt, zeigt Manches, was an rhetorische und philosophische Schulbildung erinnert, eben so zeigt sich Nachahmung des Euripides, aber auch Neuerungen, die wir vor Euripides nicht angewendet finden. Die andere Abtheilung beschäftigt sich mit den Resten der Dramen des Moschion, unter welchen eigentlich nur ein grösseres, von etlich und dreissig Versen bei Stobäus Ecl. Phys. I, 9, 38. p. 240. Heer. sich findet, in welchem der Dichter den Uebergang des Menschengeschlechts zur Cultur und Civilisation darstellt, in einer allerdings etwas gesuchten und kunstvoll im Ausdruck gebildeten Weise, welche jedoch nicht eines gewissen Reizes entbehrt und immerhin ein Talent in der Behandlung eines Gegenstandes zeigt, den nach Aeschylus (im Prometheus) gewiss so manche andere Dichter mit mehr oder minder Glück behandelt hatten. Halten wir freilich die einfache Schilderung, welche Aeschylus dem Prometheus in den Mund gelegt hat, zusammen mit dieser Beschreibung eines späteren, jedenfalls begabten Dichters, so mag der grosse Abstand der Zeit und der Bildung wie des veränderten Geschmacks zur Genüge erkannt werden. Welcher Tragödie diese Verse angehört, ob den Pheräen oder einem andern Stück, wird sich bei der Allgemeinheit dieser Schilderung schwer bestimmen lassen. Denn wir kennen überhaupt aus einzelnen Stellen des Stobäus nur d r e i Namen von Stücken des Moschion. In dem Θεμιστοκλῆς scheint der Dichter einen ähnlichen Stoff, wie Aeschylus in den Persern, behandelt, auch den Themistocles darin selbst auf die Bühne gebracht zu haben. So vermuthet wenigstens der Verfasser S. 10 ff., und seine Vermuthung, welche zunächst die für die Athener so ruhmvolle Schlacht bei Salamis dabei im Auge hat, mag wohl, so ungewiss sie sonst auch ist, annehmbarer erscheinen, als die hier bestrittene von K a y s e r (Hist. crit. trag. Gr. p. 295 ff.), welche an die, der Salaminischen ähnliche, Seeschlacht bei Cnidus denkt, und Conon, den Sieger in dieser Schlacht, als einen zweiten Themistocles in diesem Drama verherrlicht werden lässt. Die zweite Tragödie, deren Namen wir kennen, Τήλεφος, scheint dem Euripideischen Stücke gleichen Namens nachgebildet gewesen zu seyn; die dritte Φεραῖαι, von welcher nur z w e i Verse noch vorhanden sind (wenn anders unter den keiner bestimmten Tragödie zugetheilten Versen nicht manche diesem Stücke zufallen, was indess auch kaum nachzuweisen ist), lässt nur Vermuthungen über ihren Inhalt Raum, die der Verfasser nicht mit neuen vermehren wollte, da er vielmehr die Vermuthung W e l c k e r's, welcher hier einen ähnlichen Stoff, wie in der Euripideischen Alcestis, behandelt glaubt und die Vermuthung K a y s e r's, welcher lieber an die Supplices des Euripides denken will, als unwahrscheinlich bestreitet. Dass die einzelnen noch erhaltenen Bruchstücke des Moschion gut zusammengestellt und kritisch wie exegetisch behandelt sind, wird kaum noch besonders zu bemerken nöthig seyn. — Von demselben Verfasser erschien gleichzeitig die erneuerte Behandlung eines von ihm schon 1837 behandelten Gegenstandes in der Abhandlung:

*Quaestionum de Ranis Aristophanis Specimen I. Scripsit Fridericus Guilielmus Wagner, ph. Dr. litt. antiqq. in Univ. Lit. Vratisl. Prof.*

*Editio altera. Vratislaviae anno MDCCCXLVI. Prostat in libraria Eduardi Trewendt.*

Der Verfasser bekämpft zuerst die von Dindorf aufgestellte Ansicht von einer doppelten Recension der Frösche, die, wie er vermuthet (p. 9), jedoch in demselben Jahre zweimal, das zweitemal zwei Monate nach der ersten Aufführung, auf die Bühne gebracht worden sind, wogegen freilich auch sich Manches wird einwenden lassen; dann geht der Verfasser zu einer ausführlichen Erörterung eben der Stelle über, welche die nächste Veranlassung zu jener Annahme einer doppelten Recension überhaupt gegeben, und auch in anderen Beziehungen Ausleger und Herausgeber des Aristophanes vielfach beschäftigt hat, nämlich zu den Versen 1431 ff., in welchen Aeschylus über Alcibiades sich ausspricht:

οὐ χρὴ λέοντος σκύμνον ἐν πόλει τρέφειν
μάλιστα μὲν λέοντα μὴ'ν πόλει τρέφειν
ἢν δ'ἐκτραφῇ τις, τοῖς τρόποις ὑπηρετεῖν.

Die verschiedenen Erklärungen, Deutungen und Erörterungen dieser Stelle mag man in der Schrift selbst p. 9 ff., in welcher genau Alles zusammengestellt wird, nachlesen. Der Verfasser entscheidet sich für die früher von Hermann ausgesprochene Ansicht, welche sämmtliche drei Verse für ächt hält — was auch die handschriftliche Ueberlieferung bestätigt — aber den zweiten Vers dem in die Worte des Aeschylus einfallenden Dionysos beilegt und damit die mehrfachen Schwierigkeiten, welche in dieser Stelle liegen, gehoben glaubt. Es ist dem Verfasser keineswegs entgangen, wie Hermann selbst später diese Ansicht aufgegeben und sich der zuerst von Brunk aufgestellten Behauptung wieder angeschlossen hat, wonach der zweite Vers, als ein Einschiebsel, aus dem Texte fallen soll; er hat seine Bedenken dagegen in der Note 47 p. 25 ausgesprochen; wir finden auch, dass Fritzsche in der neuesten Bearbeitung der Frösche (Turici 1845.) diese Bedenken, die uns, da jedenfalls schon zu Plutarch's Zeit (Vit. Alcib. 16) dieser Vers im Texte stand, nur zu gegründet erscheinen, wohl theilt, da er auf andere sinnreiche Weise der Stelle zu helfen sucht, indem er in dem fraglichen Verse, den er nicht auswirft, sondern ebenfalls dem einfallenden Dionysos zutheilt, aus λέοντα ein Λέοντα, aus dem Löwen mithin die Person eines Leon, eines attischen Archonten, Admiral's und General's gemacht hat, wodurch natürlich die ganze Stelle eine andere Wendung erhält; s. pag. 430 ff. des Commentar's. Den übrigen Inhalt dieser Abhandlung bildet die Erörterung der schwierigen, ebenfalls viel besprochenen Verse (1437 ff.) über Cinesias, die wir in der Schrift selbst nachzulesen und mit dem zu verbinden bitten, was jetzt gleichfalls Fritzsche in dem bemerkten Commentar p. 435 ff. darüber bemerkt hat.

---

*Zu den Eumeniden des Aeschylus. Von Dr. Rudolf Rauchenstein, Prof. u. d. Z. Rector der Aargauischen Cantonsschule. Aarau 1846, bei H. R. Sauerländer. 34 S. in 4.*

Diese durch Inhalt wie Form gleich empfehlenswerthe Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen, von welchen die erste, allgemeiner Art, über Inhalt und Fassung der Eumeniden sich verbreitet und die dahin einschlägigen Fragen er-

örtert, die andere aber eine Anzahl von Stellen kritisch und exegetisch behandelt. Was die **erste** Abtheilung betrifft, so wird man darin eine zweckmässig und passend abgefasste Einleitung erkennen, welche zur Lectüre des in seiner ganzen Auffassung nicht leichten Stückes schreitet, einführt in Gang und Inhalt desselben und mit Allem dem bekannt macht, was zu diesem Zwecke nöthig ist, dann aber auch weiter in die diesem Stück zu Grunde liegenden höheren Ideen eingeht, und hier des Dichters grosse Kunst und sein hohes Talent nachweist, das in der Behandlung eines solchen Stoffes in einer im Ganzen einfachen und doch wahrhaft poetischen Weise sich so grossartig darstellt. Bei dieser gerechten Würdigung des Dichters und der zweckmässigen Angabe der Mittel, durch welche er hauptsächlich seine höheren Zwecke in der Tragödie zu erreichen sucht, kommen auch die hier und dort hervortretenden Beziehungen auf attische Verhältnisse zur Sprache, insofern sie uns zeigen, wie der Dichter auch auf diesem Wege auf seine Zeit einzuwirken bemüht war, ferner die oftmals eingestreuten Sentenzen allgemeiner Art, die jedoch stets eine nähere Beziehung auf Zeitverhältnisse zulassen, und Anderes der Art, was zugleich von der edlen und ächt patriotischen Gesinnung des Dichters Zeugniss geben kann. Der Verfasser hat diess Alles sorgfältig berücksichtigt und erörtert, er hat darum auch die Frage nach der Gründung des Areopags mit in den Kreis seiner Darstellung gezogen und bei dieser Gelegenheit über diesen höchsten attischen Gerichtshof selbst, seine verschiedenen Gerechtsame, Pflichten u. dergl., wie seine ganze Stellung im attischen Staat in früher wie späterer Zeit manches Beachtenswerthe beigebracht, worauf wir hier insbesondere aufmerksam machen möchten. Die in der anderen Abtheilung enthaltenen Bemerkungen zum Texte werden auch nach dem Allem, was in der neuesten Zeit für die Gestaltung des Textes wie für die Auffassung und Erklärung desselben geschehen ist, gleiche Beachtung verdienen und als ein dankbarer Beitrag gelten zur weiteren Aufklärung einzelner dunkler oder schwieriger Partien. —

Wohl mag es vergönnt seyn, bei dieser Gelegenheit noch an eine andere Schrift zu erinnern, die zwar in ihrem Inhalt mit der eben besprochenen Nichts gemein hat, aber durch ihre Beziehung auf den Verfasser derselben, dessen fünfundzwanzigjähriger, mit dem schönsten Erfolg gekrönten und eben so allgemein anerkannten Wirksamkeit sie ein bleibendes Denkmal setzen soll, hier genannt zu werden verdient:

*Zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Lehrerwirksamkeit des derzeitigen Rectors der Aargauischen Cantonsschule, Herrn Professor Dr. Rudolf Rauchenstein. Herausgegeben am 3. Januar 1847 von der Lehrerversammlung dieser Anstalt. Aarau. Gedruckt in der H. R. Sauerländer'schen Officin. XXIV. und 68 S. in gr. 4.*

Nicht die Beschreibung von Festlichkeiten, Prunkreden, Toast's u. dergl. ist es, was den Inhalt der Schrift bildet, sondern sie enthält eine Reihe von einzelnen Aufsätzen und Abhandlungen wissenschaftlicher Art, welche von den einzelnen Lehrern der blühenden Anstalt dem Jubilar als die würdigste Festgabe dargebracht, hier zusammengestellt worden sind. Ein lateinisches Gedicht (von J. F. **Rauchenstein**) eröffnet das Ganze, nebst einer biographischen Schilderung des Jubilars, welche über dessen verschiedene literarische Lei-

stungen wie über seine Verdienste als Lehrer sich verbreitet (von F. Honegger und A. Käser). Dann folgt eine chemische Abhandlung: „Ueber den rothen Farbestoff des Sandelholzes und die neue Theorie der Pflanzenfarbestoffe“ (von Bolley S. 1—8) und eine grössere mathematische: „Analytische Bestimmung der gegenseitigen Beziehungen räumlicher collinearer und reciproker Systeme zu ihren perspectivischen Projectionen, nebst der analytischen Lösung einiger Aufgaben aus dem Gebiete der perspectivischen Projectivität“ (von E. Schinz S. 9—40); dann ein französisch geschriebener Aufsatz (von Dessoulavy S. 41—45): „Sur l'Antigone de M. Ballanche.“ Einen recht interessanten Beitrag zur vaterländischen Literaturgeschichte finden wir in dem letzten grösseren Aufsatze von H. Kurz S. 47—68: „Johann Fischart, über das im Jahre 1588 zwischen Zürich, Bern und Strassburg geschlossene Bündniss.“ Es hatte nämlich dieses Bündniss dreier freien Städte eine mehrfache Feier von Seiten des Staates sowohl, als von Seiten einzelner Bürger veranlasst und der Strassburger Buchdrucker Bernhart Jobin darüber in demselben Jahre 1588 eine Beschreibung im Druck herausgegeben, in welche zugleich die verschiedenen, bei dieser Gelegenheit erschienenen Festgedichte (lateinische wie deutsche) und Anderes der Art, was darauf sich bezog, aufgenommen waren. Jobin's Schwager, der bekannte Dichter Johann Fischart, war, wie hier gezeigt wird, der Herausgeber und auch der eigentliche Verfasser des Ganzen; von ihm rühren auch die meisten in diesem seltenen Buche, das der Verfasser genau beschrieben hat, enthaltenen Gedichte, von welchen zwei in einem erneuerten Abdrucke mitgetheilt werden, das eine, eben zur Feier des Bundes der genannten Städte gedichtet, unter der Aufschrift: „Erlustigung ob der Geheimnuss der zusammen einigung der Gotthartischen dreyströmigen Arl vnd jhrer drey Töchter“; das andere: „Lobspruch auf Zürich.“ Die vorausgehende Charakteristik Fischart's hebt neben seinen übrigen Eigenschaften auch die bisher minder beachtete politische Gesinnung desselben hervor, die ihn als einen für Freiheit (im edlen Sinne des Wortes) begeisterten Dichter, als einen Republikaner aus Grundsätzen und Ueberzeugung darstellt. In diesem Sinn sang Fischart:

Freiheitblum ist die schönste blüh
Gott lasse diese werde Blum
In Teutschland blühen vmb und vmb,
So wachst dann Frid, Freud, Rhu vnd Rhum.

---

*Organon der gesammten transcendenten Analysis. Von Dr. E. H. Dirksen, ordentlichem Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität und ordentlichem Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Erster Theil. Transcendente Elementarlehre. Berlin. Druck und Verlag von G. Reimer. 1845. (XX und 940.)*

Gloriatur geometria quod tam paucis principiis tam multa praestet.

Newton.

Was einst der tiefe Lagrange in Bezug auf Differentialrechnung geklagt hat: „Mais tandis que cet édifice s'élevait à une hauteur immense, l'entrée en demeurait toujours mal éclairée“, lässt sich heute in eben dem Maasse von der gesammten (zumal niedern) Analysis in gewisser Beziehung noch sa-

gen. Eine fast unabsehbare Menge Resultate hat sich gehäuft; Resultate, gewonnen durch die verschiedenartigsten Untersuchungen und Methoden, bald auf mathematisch strengem Wege, bald auf einem Pfade, der in der Wissenschaft nicht betreten werden darf, wenn sie nicht zur Halbheit sinken und nur die Magd der Praktiker werden soll. Wenn aber so die Resultate der Forschung sich häufen und zwar in dem Maasse, dass es dem Einzelnen fast unmöglich wird, darin zu einer vollständigen Uebersicht zu gelangen, die durch die nothwendig verschiedenartigen Methoden — denn jeder, der die Wissenschaft erweiterte, hatte seine eigene Methode, eben weil er die Wissenschaft erweiterte — noch erschwert wird: dann ist es an der Zeit, dass eine Meisterhand Ordnung schaffe in dem Gewühle und mit klarem Bewusstsein die Quelle angebe, aus der alle die anscheinend so verschiedenartigen Methoden entspringen, und eben dadurch Einheit in die Mannigfaltigkeit bringe, und das Gebiet der Wissenschaft in einer Beziehung abschliesse. Diess hat nun der Herr Verfasser des vorliegenden Werkes zu thun gesucht.

„Die Analysis hat, im Laufe ihrer Fortbildung, gar manche Beziehungs- und Bestimmungsform hervorzuheben und zum Gegenstande der Betrachtung für sich zu machen sich veranlasst gefunden. Nach dem, was uns die Lehrbücher darüber an die Hand geben, lassen sich dieselben in 2 Klassen eintheilen, die einander als vermittelnde und vermittelte, oder auch, wenn man will, als wirkende und bewirkte, gegenüber stehen. Die Begriffe: Summe, Differenz, Produkt, Quotient, Potenz, Wurzel, Differenz (der ersten Ordnung) endliches Integral, Differenzial, Integral, Variation mögen hier zur ersten, alle übrigen dagegen zur zweiten Klasse gerechnet werden. Die sechs ersten gelten für die Zahlen, die algebraischen Grössen und die Funktionen gleichmässig; die fünf letzten hingegen nur für Funktionen.

Bei dieser Form der Auffassung des Vorhandenen entstehen zwei Fragen, deren nähere Andeutung uns zu dem Punkte führen wird, auf den es hier eigentlich abgesehen ist. Die erste dieser beiden Fragen ist: ob die gedachten Bestimmungsweisen alle diejenigen umfassen, auf welche sich die Analysis, bei der Vermittelung ihrer Bestimmungen, wirklich zu beziehen pflegt. Die zweite: ob jene Bestimmungsformen insgesammt, sowohl in logischer, als mathematischer Beziehung, von einander unabhängig seyen. Beide Fragen sind verneinend zu beantworten. Die oben namhaft gemachten Bestimmungsweisen umfassen keineswegs alle diejenigen, auf welche sich die Analysis, bei der Vermittelung ihrer Bestimmungen, freilich bald mit mehr, bald mit weniger Klarheit des Bewusstseins, zu beziehen pflegt; sondern es spielt neben denselben, und, wie es den Anschein hat, bei den feinsten und intricatesten Bestimmungen, noch eine Vermittlungsart einher, welche weder die eine, noch die andere jener Formen ist. Auch sind die oben beregten Bestimmungsarten keineswegs unabhängig von einander, vielmehr sehr eng mit einander verbunden.

Bei einer, innerhalb der Analysis selbst aufgenommenen und durch die sämmtlichen Zweige ihrer Anwendung mit Sorgfalt durchgeführten Untersuchung hat sich mir namentlich ergeben, dass sämmtliche, in dieser Wissenschaft zur Zeit übliche, Bestimmungsweisen auf zwei Grundacte zurückgeführt und durch diese theils auf eine direkte oder expilicite, theils auf eine indirekte oder implicite Weise, zur Vermittelung und Bestimmung gebracht werden können. Der erste und einfachste dieser beiden Grundacte, beziehungsweise in ihrer, der Grenze der analytischen Bestimmungsweisen am nächsten liegenden Form aufgefasst, bildet einen besondern Fall desjenigen, welcher die Synthesis genannt wird; der zweite dagegen ist nahe verwandt mit demjenigen, welchen man den Progress ins Unendliche zu nennen pflegt; derselbe mag hier, in Ermangelung eines geeigneteren Ausdrucks, die unendliche Reihe heissen. Jener ist die Grundlage von den acht zuerst bezeichneten Bestimmungsweisen, welche eben desshalb die algebraischen heissen; dieser dagegen, mit dem vorigen verbunden, von allen andern, über die Sphäre der algebraischen hinausgehenden, und welche gerade desswegen, nicht unpassend, transcendente genannt werden.

Die Bewegung des Geistes, von diesen beiden Anfängen einschiesslich

aus, bis zu den gegenwärtigen Grenzen der gleichsam organischen Entwickelung und Besonderung der Analysis, mit der erforderlichen Ausführlichkeit und der möglichst grössten Klarheit, auf eine, der jetzigen Stufe des wissenschaftlichen Bewusstseins entsprechende Weise, zur Darstellung zu bringen, ist es nun, was ich mir vorgesetzt habe."

Vorzugsweise aber ist es der zweite jener Grundacte, der hier zur Vermittelung gebracht wird. Als eine durchaus eigenthümliche, mehr oder minder klar schon hervorgetretene Bestimmungsweise einer Grösse, führt der Herr Verfasser diejenige in die Analysis ein, nach der eine Grösse, als der Grenze einer unendlich fortschreitenden Reihe gleich, näher bestimmt wird. Diese eigenthümliche Bestimmungsweise, die hier die transcendente Bestimmungsweise der Analysis heisst, zur Erkenntniss zu bringen, ist vorzüglicher Zweck des Buches, das mit meisterhafter Klarheit und Folgerichtigkeit vom Einfachern zum Zusammengesetztern fortschreitet. Es zerfällt in acht Kapitel.

Da die transcendente Bestimmungsweise der Analysis, eine Grösse, als der Grenze einer unendlichen Reihe gleich, bestimmte, so müssen vor Allem diese unendlichen Reihen selbst untersucht und festgestellt werden, was eine solche Reihe sei.

„Eine Mehrzahl von algebraischen Grössen heisst eine Progression von algebraischen Grössen oder eine Grössenprogression, insofern mit ihr die Bestimmung verbunden ist, dass die algebraischen Grössen selbst als in irgend einer bestimmten Ordnung auf einander folgend gedacht werden; eine jede von diesen algebraischen Grössen selbst wird alsdann ein Glied der Grössen-Progression genannt.

„Ein Denkact heisst eine Progressionsact, in so fern sich durch denselben eine Progression von jeder beliebig gegebenen Mehrzahl Zahlen, oder algebraischer Grössen erzeugen lässt."

„Ein Progressionsact heisst eine Reihe, in so fern mit demselben die Bestimmung verbunden ist, entweder: dass der Erzeugungsact der einzelnen Momente als ins Unbegrenzte fortgesetzt, oder: dass derselbe Act mit dem Momente eines gewissen Index als beendigt angesehen werden solle."

Im ersten Falle heisst die Reihe eine unendliche, im zweiten eine endliche. Nach dem durch diese (unter andern besonders herausgehobenen) Definitionen der Begriff einer unendlichen Reihe festgestellt ist, scheiden sich diese wieder in mögliche oder unmögliche, gegebene oder nicht gegebene, vollständig bestimmte oder unvollständig bestimmte unendliche Reihen, je nachdem die einzelnen Glieder alle möglich, gegeben, vollständig bestimmt sind, oder ob einzelne Glieder diess nicht sind. Eine vollständig bestimmte unendliche Reihe ist einer anderen, ebenfalls vollständig bestimmten unendlichen Reihe gleich, insoferne die einzelnen Glieder beider Reihen, die zu gleichem Index gehören, es sind.

In dem vorliegenden Bande kommen nun bloss die vollständig bestimmten unendlichen Reihen zur Sprache. Je nach dem Gesetze des Wachsthums ihrer Glieder scheiden sich diese wieder: a) in endlich bleibende, b) in nicht endlich bleibende unendliche Reihen. Diese letztern zerfallen wieder in die Geschlechter der α) unendlich werdenden, β) unendlich-klein werdenden, γ) unendlich-unendlich-klein werdenden, δ) endlich-unendlich werdenden, ε) endlich-unendlich-klein werdenden, ζ) endlich-unendlich-unendlich-klein werdenden unendlichen Reihen, je nachdem die Glieder dieser Reihen alle unendlich (gross) werden, oder unendlich klein, oder theils unendlich und theils unendlich-klein u. s. f.

Dass durch klare Definitionen aller dieser Ausdrücke jedem Irrthum und jeder Dunkelheit vorgebeugt ist, versteht sich von selbst; diese Definitionen können aber hier, des Raumes wegen, nicht wohl aufgeführt werden, auch weichen sie nicht so wesentlich von dem Bekannten ab, dass die angeführten Ausdrücke nicht verstanden werden könnten. Die endlich bleibenden unendlichen Reihen zerfallen in solche α) mit einer angebbaren Grenze, β) ohne eine angebbare Grenze, je nachdem die Glieder in ihrem Fortschreiten so beschaffen sind, dass sie immer mehr gegen eine bestimmte Grösse konvergiren (wenn der Kürze wegen die gewöhnliche Ausdrucksweise beibehalten wird) oder nicht.

Ist die Reihe eine Grössenreihe, so kann man darnach, ob die Glieder reell oder immaginär, und im ersten Fall positiv oder negativ werden, einen weitern Unterscheidungsgrund machen.

Nun folgen in unserm Buche eine Reihe Lehrsätze hinsichtlich der vollständig bestimmten unendlichen (Zahlen- und) Grössen-Reihen, durch die Mittel an die Hand gegeben sind, die Klasse u. s. f. einer unendlichen Reihe zu bestimmen, wenn von dieser Reihe selbst gewisse, sie vollständig charakterisirende Merkmale bekannt sind. Diese mit euclidischer Schärfe der Beweise aufgestellten Sätze mit einigen Anmerkungen machen den Schluss der zwei ersten Kapitel.

Das dritte Kapitel betrachtet die einfachsten algebraischen Beziehungsformen der unendlichen Reihen, und zwar handelt es: 1) von der Summe unendlicher Reihen, (wobei man sich aber nicht etwa Das zu denken hat, was man im seitherigen Sprachgebrauch die Summe einer unendlichen Reihe genannt hat); 2) von der Differenz zweier unendlichen Reihen; 3) von dem Produkte unendlicher Reihen; 4) von dem Quotienten zweier unendlicher Reihen; 5) von der Potenz einer unendlichen Reihe; 6) von den Summenreihen einer unendlichen Reihe (Summirung der Reihen); 7) von den Differenzreihen einer unendlichen Reihe; 8) von den Integralreihen einer unendlichen Reihe; 9) von der Produktenreihe einer unendlichen Reihe; 10) von der Kettenbruchsreihe zweier unendlichen Reihen.

Eine Reihe merkwürdiger Sätze findet sich in Betreff jeder dieser Beziehungsformen, und Anwendungen auf spezielle Fälle, unter dem Titel: „Besondere Erörterungen“ sind bei mehreren gegeben, namentlich bei den unter 6—8 angeführten, welche die sogenannte Differenzenrechnung zu ihrem Gegenstande haben. Nachdem der Herr Verfasser die allgemeinen Gesetze dieser Beziehungsformen aufgestellt, betrachtet er diese Beziehungsformen ferner mit Rücksicht auf näher bestimmte unendliche Reihen, so dass, wenn man die Klasse u. s. f. einer oder mehrerer unendlichen Reihen kennt, man zu bestimmen hat, zu welcher Klasse u. s. f. diejenige unendliche Reihe gehört, die durch eine der obigen Beziehungsformen zum Vorschein kommt. Diese, in aller Ausführlichkeit und Bestimmtheit durchgeführte Untersuchung erfüllt den Gegenstand dieses Kapitels. Das vierte Kapitel führt zuerst den Begriff des allgemeinen Gliedes einer Reihe ein und sodann den der Grenze einer unendlichen Reihe.

„Von jeder vollständig bestimmten unendlichen Reihe soll gesagt werden, dass sie eine Grenze habe, oder dass ihr eine Grenze angehöre oder entspreche.“

Diese heisst endlich, wenn die Reihe endlich bleibend ist; unendlich, wenn die Reihe unendlich (gross) werden ist; Null, wenn die Reihe unendlich klein werdend ist; unendlich-Null, wenn die Reihe unendlich-unendlich klein werdend ist, u. s. f.

„Hieraus erhellet hinlänglich, dass der Begriff „Grenze“ die Bestimmung, nicht etwa von einer Zahl, oder von einer algebraischen Grösse, sondern von einer vollständig bestimmten unendlichen Zahlen- oder Grössenreihe enthält, und desshalb mit dem Begriff „angebbare Grenze“, welcher die Bestimmung einer vollständig bestimmten Zahl, oder einer vollständig bestimmten algebraischen Grösse bildet, nicht verwechselt werden darf. Eine Grenze hat jede vollständig bestimmte unendliche Reihe, während die Bestimmung angebbare Grenze nur auf ein einziges Geschlecht der endlich bleibenden unendlichen Reihen Anwendung findet. Beide Begriffe stehen jedoch in einer solchen Beziehung zu einander, dass die Bestimmung des ersteren in den letzteren übergeht, so oft die betreffende Reihe zu dem Geschlechte der unendlichen Reihen mit angebbaren Grenzen gehört.“

Eine Reihe allgemeiner Lehrsätze, hinsichtlich der Grenzen unendlicher Reihen, sodann „besondere Erörterungen“, in denen für speciellere Fälle eine Menge Bestimmungen von Grenzen gegeben sind, füllen den grössten Theil dieses Kapitels. Unter den letzteren befinden sich z. B. die Bestimmung der Grenzen von

$$\frac{A_1 m^{\alpha_1} + A_2 m^{\alpha_2} + \ldots + A_n m^{\alpha_n}}{B_1 m^{\beta_1} + B_2 m^{\beta_2} + \ldots + B_n m^{\beta_n}},$$

$$C_1 . C_2 . C_3 \ldots\ldots C_m, \text{ wenn } c_n = \frac{r^{\alpha} + A_1 r^{\alpha-1} + \ldots + A_n r^{\alpha-n}}{r^{\alpha} + B_1 r^{\alpha-1} + \ldots + B_n r^{\alpha-n}},$$

u. s. f. für ein unendlich wachsendes m.

Den Schluss dieses Kapitels bilden Erörterungen hinsichtlich der transcendenten Grundbestimmungsform der Analysis, die den Hauptgedanken des Werkes ja ohnehin bildet.

„Es ist bereits die Möglichkeit zur Erörterung gebracht worden, jede angebbare algebraische Grösse durch den Begriff der angebbaren Grenze von einer vollständig bestimmten unendlichen Grössenreihe vollständig zu bestimmen, und den Begriff einer solchen Bestimmungsweise als eine, dem Standpunkte der Algebra gegenüber, neue Grundbestimmungsform in die Analysis einzuführen. Bei einer näheren Betrachtung ergibt es sich leicht, dass der wesentliche Grund jener Möglichkeit darin besteht, dass der Begriff der angebbaren Grenze von einer vollständig bestimmten unendlichen Grössenreihe den von einer vollständig bestimmten angebbaren algebraischen Grösse selbst zur Voraussetzung hat. Da nun der Begriff der Grenze von einer vollständig bestimmten unendlichen Grössenreihe nicht allein die angebbaren, sondern auch die unangebbaren algebraischen Grössen und noch andere Bestimmungen umfasst, welche beziehungsweise ihre vollständige Bestimmtheit erlangen, sobald nur die unendliche Grössenreihe als vollständig bestimmt gedacht wird; so wird es ebenfalls möglich sein, jede einzelne dieser Formen durch eine vollständig bestimmte unendliche Grössenreihe, in Verbindung mit dem Begriffe der Grenze von einer solchen Reihe, vollständig zu bestimmen, und den Begriff einer solchen Bestimmung als eine, rücksichtlich der algebraischen, neue Grundbestimmungsform in der Analysis aufzunehmen.

Es ist nun gerade diese Bestimmungsform, welche wir hier als das allgemeine Prinzip oder die allgemeine Grundform der gesammten transcendenten Bestimmungen der Analysis aufzustellen, — und durch welche wir jede andere, dieser Sphäre angehörige Beziehungs- und Bestimmungsform zur Vermittelung zu bringen beabsichtigen. Der Grund, wesshalb wir dieser Bestimmungsweise vor der mittelst der angebbaren Grenze bestimmten den Vorzug einräumen, ist nicht allein, weil sie alle möglichen algebraischen Grössen umfasst, sondern auch, weil die ihr zu Grunde liegende allgemeine Bestimmung — was besonders für die Allgemeinheit der wissenschaftlichen Betrachtungen von Wichtigkeit ist — für alle vollständig bestimmten unendlichen Grössenreihen gleichmässige Giltigkeit hat.

Der Begriff der näheren Bestimmung von einem Begriffe, es sei als Grenze von einer vollständig bestimmten unendlichen Grössenreihe schlechthin, oder als einer, der Grenze einer solchen unendlichen Grössenreihe gleichen algebraischen Grösse, wird hier die transcendente Grundbestimmungsform der Analysis, oder die allgemeine Grenzmethode der Analysis, auch die einfache transcendente Bestimmungsform rücksichtlich vollständig bestimmter algebraischen Grössen genannt.

Bezeichnent $\alpha$ eine vollständig bestimmte Grösse und $a_m$ das allgemeine Glied einer vollständig bestimmten unendlichen Grössenreihe, von welcher $\alpha$ ein Element (nach S. 8: die gegebenen oder die angenommenen Zahlen oder algebraischen Grössen, von denen ein Progressionsact, zum Behuf der Erzeugung seiner eizelnen Momente, den Ausgang nimmt) ist, so wird von einer algebraischen Grösse A gesagt, dass sie eine explicite einfache Transcendente von $\alpha$ sei, insofern sie als eine, der Grenze von R ($a_m$) (der Reihe, deren allgemeines Glied $a_m$) gleiche algebraische Grösse näher bestimmt gedacht wird. Und diess vorausgesetzt, wird die unendliche Grössenreihe R ($a_m$) die Be-

stimmungsreihe, ihr Element $\alpha$ ein Argument und ihr Gesetz die Form von der Transcendenten A genannt."

Das fünfte Kapitel enthält nun eine Reihe theils bekannter, theils neuer Lehrsätze, nach denen sich die Konvergenz oder Divergenz unendlicher Reihen beurtheilen lässt. „Es dürfte zugleich den ersten streng methodischen Versuch über die Theorie der Konvergenz oder Divergenz der unendlichen Reihen bilden."

Eine unendliche Reihe heisst konvergirend, wenn sie eine unendlich klein werdende, oder eine unendliche Grössenreihe mit einer angebbaren Grenze ist. Die Untersuchung, ob eine Reihe konvergent sei, kommt sonach auf die hinaus, zu bestimmen, ob eine unendliche Reihe eine angebbare Grenze habe oder nicht, d. h. auf die, ob die durch sie bestimmte Transcendente angebbar sei oder nicht.

Diese Untersuchungen bilden somit einen der wesentlichsten Theile des Ganzen, und die Theorie der Konvergenz oder Divergenz muss jeder Anwendung irgend einer unendlichen Reihe, behufs der durch sie ermöglichten Bestimmung vorangehen. Eine Reihe besonderer Erörterungen beschliessen dieses, wie schon gesagt, für unser Buch, unstreitig wichtigste Kapitel. Damit schlösse sich auch das Werk. Allein zu besserem Verständniss sind noch drei Kapitel beigegeben, die nun wirkliche Bestimmungen von Grössen durch die transcendente Bestimmungsform durchführen. Diese Bestimmungen betreffen folgende Grössen:

1) Die hyperbolische Exponentialgrösse $e^{\alpha}$, definirt als die Grenze von $\left(1 + \frac{\alpha}{m}\right)^m$ für ein unendlich wachsendes m; 2) der Sinus $\sin \alpha$, als solche Grenze von $\alpha - \frac{\alpha^3}{1.2.3} + \ldots + (-1)^m \frac{\alpha^{2m+1}}{1.2\ldots(2m+1)}$; 3) der Cosinus $\cos \alpha$, als solche Grenze von: $1 - \frac{\alpha^2}{1.2} + \ldots + (-1)^m \frac{\alpha^{2m}}{1.2\ldots 2m}$; 4) $T(\alpha, \beta, \gamma, k)$ als solche Grenze von:

$$1 + \frac{\alpha}{1}.\frac{\beta}{\gamma}k + \frac{\alpha(\alpha+1)}{1.2}\frac{\beta(\beta+1)}{\gamma(\gamma+1)}k^2 + \ldots + \frac{\alpha(\alpha+1)\ldots(\alpha+m)}{1.2\ldots.(m+1)}\frac{\beta(\beta+1)\ldots(\beta+m)}{\gamma(\gamma+1)\ldots(\gamma+m)}k^{m+1}$$

Neben diesen treten, als durch die gegenseitigen Beziehungen unter einander hervorgerufen, auf: 1) die Grösse $\pi$; 2) die Argumente der hyperbolischen Exponentialgrösse, des Sinus und Kosinus, insoferne diese selbst als bestimmend angesehen werden; 3) der hyperbolische Logarithmus; 4) der Arcus-Sinus; 5) der Arcus-Cosinns; 6) die Tangente; 7) der Arcus-Tangens; 8) die Cotangente; 9) der Arcus-Cotangens; 10) die Potenzen negativer und imaginärer Wurzeln, und die Grösse $\sqrt[n]{a + bi}$; 11) Die Grössen $\sin \mu\alpha$, $\cos \mu\alpha$, $\sin^{\mu} \alpha$ $\cos^{\mu} \alpha$, $\text{arc} \sin \alpha$, $\text{arc} \cos \alpha$. Die Theorie aller dieser Transcendenten ist ausführlich, bestimmt und klar abgehandelt, so wie eine jede mit allen vorangegangenen in Verbindung gebracht wird.

Diess ist der übersichtliche Inhalt des vorliegenden Werkes. Es hat dasselbe also sich zum Ziele gestellt, die in der Analysis schon häufig, mit mehr oder weniger Bestimmtheit und Bewusstsein, aufgetretene eigenthümliche Bestimmungsweise einer algebraischen Grösse, die dadurch als gegeben zu erachten ist, dass man sie als der Grenze einer unendlichen Grössenreihe gleich betrachtet, wissenschaftlich festzustellen und strenge zu erörtern. Dass dabei die unendlichen Reihen selbst, als das Fundament der ganzen Betrachtungsweise, einer gründlichen und strengen Sichtung unterworfen werden mussten, lag in der Natur der Sache, wie denn auch das vorliegende Buch sich, fast seinem ganzen Umfange nach, mit denselben beschäftigt.

Der Herr Verfasser hat durch dieses Grundwerk der Wissenschaft, jener bequemen, und wie er selbst sagt, „der gewöhnlichen begriffslosen Betrachtungsweise" der unendlichen Reihen den Todesstoss versetzt. Von dem Standpunkte des vorliegenden Buches, somit von dem Standpunkte der heuti-

gen Analysis, aus, kann keine Rede mehr davon sein, ob man divergente Reihen brauchen dürfe oder nicht; diese Frage ist überhaupt von diesem Standpunkte aus eine vollständig widersinnige. — Zugleich aber kann von einer Entwickelung in unendliche Reihen nimmermehr die Rede sein; denn die Aufgabe, eine Funktion in eine unendliche Reihe zu entwickeln wäre nach dem vorliegenden Werke die nämliche, wie die: die Reihe aufzusuchen, von der die gegebene Funktion die (also angebbare) Grenze sei. Allein aus dem, was der Herr Verfasser in §. 178 zeigt, folgt, dass diese Aufgabe eine unbestimmte ist, indem es unendlich viele Reihen giebt, welche alle dieselbe angebbare Grenze haben. Sonach, wenn man sich auf dem Felde des Bestimmten bewegen will, kann von einer solchen Entwicklung auch nicht die Rede sein. Die Aufgabe muss immer so gestellt werden: von einer gegebenen Reihe die angebbare Gränze zu suchen, wenn sie etwa durch die bekannten Grössen kann ausgedrückt werden, oder sie selbst als neue transcendente Grösse einzuführen. In der gewöhnlichen Ausdrucksweise hiesse diess, man solle eine gegebene unendliche Reihe summiren.

Dessgleichen hat das vorliegende Buch den Begriffen des Unendlichgrossen und Unendlichkleinen, die eine so wichtige Rolle durch die ganze Analysis spielen, eine feste und bestimmte Bedeutung unterlegt, durch welche jedem Irrthum vorgebeugt sein muss, und durch welche jene oft gedankenlose Anwendung verbannt wird, die diese Begriffe bei Vielen in Verruf gebracht hat. Die Idee des Unendlichgrossen und Unendlichkleinen liegt in der Analysis, aber nicht als ein Gewordenes oder Seiendes, sondern als ein Werdendes und niemals Abgeschlossenes. Von einer unendlich grossen Zahl oder unendlich kleinen Zahl kann daher auch nicht die Rede sein.

Durch die Art der Begründung der Grenzmethode der Analysis hat der Herr Verfasser dieselbe ausser allem Zweifel und über alle Entgegnung gesetzt, ja noch mehr, sie als eine höchst allgemeine, umfassende und in die scharfsinnigsten Untersuchungen verflochtene Bestimmungsweise von Grössen dargestellt, auf eine Weise, wie keiner seiner Vorgänger, wie selbst Cauchy, der doch die Grenzmethode in seiner Differentialrechnung festhält, nicht. Welchen Einfluss die Begründung dieser Methode auf die bestimmte und klare Bezeichnung der Grundsätzé der Differentialrechnung hat, sieht man aus der Art und Weise, wie der Herr Verfasser, ohne freilich den Namen zu nennen, die Differentialquotienten von $e^{\alpha}$ (§. 315.), Sin $\alpha$ (§. 326, 822.), cos $\alpha$ (§. 322.), lg($\alpha$) (§. 341.), arc. Sin $\alpha$ (§. 343.), arc cos $\alpha$ (§, 348.), tg $\alpha$ (§. 350.), arc tg $\alpha$ (§. 353.), cotg $\alpha$ (§. 357.), arc cotg $\alpha$ (§. 360.) bestimmt hat.

„Die Fortführung der in den beiden letzten Abschnitten dieses (achten) Kapitels befassten Betrachtungen wird der folgende Theil enthalten", verspricht der Verfasser, und Jeder, dem Gründlichkeit und Bestimmtheit, ohne welche die mathematischen Wissenschaften Nichts sind, lieb ist. wird mit Verlangen der Fortsetzung dieses Meisterwerkes entgegen sehen, und wünschen, es möge dem Verfasser desselben die Vollendung baldigst möglich sein.

„Dieses Werk, sagt der Herr Verfasser, unterscheidet sich von den gewöhnlichen wesentlich, sowohl in Ansehung des Ausgangspunkts, als der Fortbewegung; es will, jedes äusserliche Zeichenspiel mit Sorgfalt entfernthaltend, Alles durch selbstbewusstes Denken bewirkt wissen, und erst in den bestimmtern Ergebnissen, und dann auch häufig noch unter sehr beschränkenden Bedingungen, fällt es mit dem sonst Gewohnten zusammen; — um es mit Einem Worte zu sagen — dasselbe ist auf nichts Geringeres, als auf ein Umgestaltung der bisherigen Auffassungs- und Darstellungsweise des prinzipiellen Theils der gesammten transcendenten Analysis gerichtet."

Möge daher der zweite Theil, der „die Hauptwirksamkeit des Werkes erst zu bekunden vermag", baldigst die Freunde der Wissenschaft erfreuen.

**Dr. J. Dienger.**

Nr. 21. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Zur Teutschen Geschichte.

*Johann Adolfi's, genannt Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen. Aus der Urschrift herausgegeben von Prof. F. K. Dahlmann. Erster Band. Mit einer Karte des Freistaats. Vorbericht XXIV. S. 554. Text. Anhang S. 555 — 672 nebst Inhalt. Zweiter Band. Mit einer Wappentafel und einem Facsimile. 458 Seiten. Auszüge aus Henning Swyn von Lunden, Hans Detleff, Wigbert und Luden. S. 459—530. Anhang 530—578. Glossen 579—605. Register 605—618. Kiel, in Commission der Universitätsbuchhandlung. 8.*

Kaum kann eine literarische Erscheinung in einem günstigeren Augenblick wieder auftreten, als die oben bezeichnete. Denn Teutschland blickt ja mit wachsender Theilnahme auf die Entwirrung des an der nördlichen Mark von beiden Seiten, den Teutschen und Dänen, allmählig geschürzten Knotens. Mannigfaltige Zuschriften, Reden, Gedichte, Botschaften für den einen, Befehle und Rüstungen für den andern Theil zeugen von dem Daseyn einer aufgeregten Sinnes- und Denkart. Dabei treten die vielseitigsten Erbansprüche hervor; auswärtige und einheimische Fürstenhäuser stehen bereit zum Einrücken in den leer gewordenen Platz des für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg etwa ausgestorbenen Mannesstammes. Gibt es aber kein Auskunftsmittel für die Abwendung eines traurigen Zerwürfnisses mit den durch Stamm, Lage, Politik den Teutschen vielfach angenäherten Dänen und Scandinaviern überhaupt? Die Antwort wird durch die Chronik der Dithmarschen gegeben. Auf dem Insiegel dieser alten Bauernrepublik standen die Worte:

„Nicht vlegen (fliehen), sundern staehn,
Dat iss in Gott gedaen.“

(Neocorus II. 31.)

Freiheitsliebe also und Frömmigkeit führte man im Wappen und in der That. Die Zeiten sind wohl nicht mehr vorhanden, in welchen man dem berühmten Herausgeber und Erläuterer jener Geschich-

ten darüber einen Verweis ertheilte, dass er auf dem Titelblatt „Karte des Freistaates" hatte abdrucken lassen. Viele Erfahrungen haben die Unschädlichkeit kleiner freier Gemeinwesen bewiesen für grosse, abgerundete Monarchien. Es würde daher das vorherrschende, in das Staatsrecht aufgenommene Princip keine besondere Gefährde erleiden, wenn man, einem stillen Hader oder offenen Erbfolgekrieg zu begegnen, bei den schwankenden Ansprüchen der Bewerber den vier freien Städten etliche Ländchen ähnlicher Art beifügen und dadurch drohende Gährungsstoffe nach dem frühern Vorgang des Reichs ableiten wollte. — Abgesehen von dieser gleichsam zeitlichen Bedeutsamkeit hat die Entwicklung der Dithmarschen einen hohen historischen Werth für die Kenntniss der alten Staatsordnungen, Gesetze, Sitten und Volksgewohnheiten. Unfehlbar wird einst der Wendepunkt kommen, an welchem sich die ursprünglichen Rechte von den Todten erheben, den fremden Eindringling auf seinem gemächlichen Thron erschüttern und mindestens zur stellenweisen Abtretung der reichen, Zeit und Kraftaufwand fordernden Pandectenerbschaft veranlassen. Die Wichtigkeit des Buchs und seiner vortrefflichen Bearbeitung für Geschichte, Politik, Rechtswissenschaft und Sitten ist demnach so bedeutend, dass eine kurze Angabe des Inhalts nicht unnütz seyn wird. — Volkslieder, Urkunden, Chroniken bilden den Grundstein der Dithmarschen Geschichte; kein Volk Teutscher Zunge besitzt vielleicht nach Verhältniss des räumlichen Umfanges einen so grossen Reichthum an historischen Quellen und Hülfsmitteln, als jenes wackere, Freiheit und Kriegsthat liebende Ländchen im westlichen Winkel zwischen der Elbe und Eider. So lange die alte Bauernrepublik blühete, hatte die Kenntniss der Vergangenheit, wie noch jetzt in vielen Kantonen der Schweiz, den Ehrenplatz in der Reihe friedlicher Geschäfte; man erachtete es für Pflicht, der Vorfahren löbliche Sitten zu bewahren und die Namen heldenmüthiger Werke nicht untergehen zu lassen. Als aber Dänemarks König, die Fürsten und Adeligen Holsteins, Mecklenburgs und anderer Teutschen Herrenlande missgünstig den freien Landleuten nach preiswürdiger, jedoch unglücklicher Tapferkeit das mehr denn tausendjährige Grundgesetz zerstört hatten: da tauchte noch einmal tröstend und erhebend die Geschichtschreibung auf. Sie hielt der neuen Zeit den Spiegel der alten vor und warnte, wenn auch häufig fruchtlos, wider leichtfertiges Preisgeben altväterlicher Bräuche und Satzungen. Diesen Beruf empfing insonderheit Johann Adolf, Sohn des Predigers zu Oldenwörden, welcher Adolf Philipp Köster (Neocorus Lateinisch) hiess und um 1580

starb. Der junge Köster oder Neocorus, für den geistlichen Beruf auf der Universität Helmstädt vorbereitet, 1590 zum Prediger und Schulmeister der vaterländischen Insel Büsum erwählt, nach allerlei Streitigkeiten mit der halsstarrigen Gemeinde seines Amtes enthoben (1624) und etwa sechs Jahre später als achtzigjähriger Greis verstorben (1630), hat als Verfasser der grossen Landeschronik und Landesbeschreibung dauerndes Gedächtniss gewonnen; er ist, in der ältern und mittlern Geschichte oft flüchtig und zu viel den Sagen vertrauend, in der neuern überaus sorgfältig, stets beredt und vielfach anmuthig, der Herodotos seines Volkes geworden. Seine plattdeutsche Sprache besitzt Kraft und Gewandtheit, seine Kenntniss der Griechischen und Lateinischen Classiker bricht überall, bisweilen zur Unzeit, vor; Vaterlands- und Freiheitsliebe, Charakterstärke und Ehrenhaftigkeit verläugnen sich nie; alle Eigenschaften trafen dafür zusammen, dass seine Chronik ein wirkliches Volksbuch werden konnte. Das dermalige, vielfach durch Romane, oberflächliche Literatur der Geschichte, Politik und Philosophie verdorbene Publicum hat wenig den Neocorus beachtet, gleichwie es Niemanden einfiel, das Buch etwa durch hochteutsche Ausdrücke den Tagesleuten näher zu bringen. Und dennoch gibt es allerlei Nützliches darin zu naschen und zu erhaschen, wäre es auch nur als Handhabe der grossen Kirchenreformen, welche neue Katholiken, Lichtfreunde, Jesuiten und Frömmler dem armen Teutschen Volk einimpfen wollen. Sitzt es nun im Sumpf confessionellen Haders und logischer Begriffsverwirrung, dann rufen die Wortführer, abgewandt von der Gegenwart: „Vorwärts! Ein grosses Teutschland liegt in der Zukunft." — Neocorus ist aber auch nützlich für die Fürsten; er zeigt an einem lebendigen Beispiel, dass man auch ohne sie ehrlich und tapfer verkehren konnte, und gibt manche beherzigenswerthe Wahrheit, welche bei den gewöhnlichen Staatsrechtslehrern und Historikern nicht vorkommt. So heisst es in Betreff der vor den Dänen rettenden Schlacht bei Bornhövede (1227): „Und ist diess Beispiel wohl zu merken allen grossen Herrn, auf dass sie entgegen dem Recht (baven Recht) nichts anfangen und nur Tyrannei gebrauchen; denn Gott ist und bleibt Richter im Lande, der Unrecht und Gewalt endlich nicht ungestraft lässt, als denn diess Beispiel des Königs zu Dänemarken wol beweiset (II. 351)." — Ein anderesmal wird gewarnt vor Missbrauch des Glücks, welches in allen menschlichen Händeln Unbestand zeige und die Machthaber einlade, ihren Streitkräften ja nicht unbedachtsam zu vertrauen und unnöthige Kriege anzufangen (II. 482); denn der Sieg hange von Gott, nicht von Reutern

und Knechten ab. Eben so schärft der Chronist für grosse Unternehmungen besonnenen Plan und Verschwiegenheit ein; Prahlen und Schreien störe Zucht und Mannheit; einem fliegenden Pfeil könne man aus dem Wege gehen, oder höchstens nicht gefährlichen Schaden von ihm erleiden. Tela praevisa minus nocent (II. 467). Nicht selten werden glückliche Vergleichungen mit den Sitten der Griechen und Römer eingeschaltet, auch historische Züge der Landesgeschichte durch treffende Parallelen erläutert, ein Verfahren, welches wiederum für die gründliche, mannigfaltige Bildung des Chronisten zeugt. Wenn dieses Streben nach vergleichender Geschichtsbetrachtung nicht immer gelingt, so entschädigt es doch hinlänglich durch den Biedersinn und die Aufrichtigkeit des Bemühens. Ueberhaupt kann man mit Bolten*) (I. 53) urtheilen: „Neocorus hat in dieser Geschichte das Eis gebrochen“ und den Nachfolgern die Bahn geebnet. Diese Stellung gewann er nun namentlich durch die Art der Herausgabe. Dahlmann gab nicht nur zuerst einen möglichst getreuen und vollständigen Abdruck, sondern fügte auch kritische Anmerkungen und einzelne, für die Verfassungsgeschichte wichtige Zusätze bei. Die schwierigsten Ausdrücke werden durch ein eigenes Wörterbuch erläutert, manche wichtige Begebenheiten der Folgezeit durch Auszüge aus Hans Detleff, dem Fortsetzer des Neocorus, aufgehellt. — Die Dithmarschen, d. h. Marschleute, oder Volk (thiod, diet) der Niederung im Gegensatz zum höheren Binnenlande (Geest)**) sind Sächsischer Abkunft gewesen, in späteren Zeiten stark versetzt mit Friesischen Einwanderern. Diesen gehörten namentlich die ansehnlichen und mächtigen Geschlechter der Vogdemannen, Hodiemannen und Todjemannen an. Es ist ungewiss, ob am Ende des 12. Jahrhunderts, oder schon früher die Aufnahme der Friesischen Genossenschaft geschah, ausgemacht aber, dass zwischen ihr und der älteren, überwiegenden Sachsenbevölkerung nie ausgehende Eifersucht bestand und lange ein vollkommenes Verschmelzen hinderte. Jedoch nöthigten gemeinsame Gefahren, tägliches Beieinanderleben, wofür viele in die Sächsische Sprache aufgenommene Friesische Wörter zeugen (Neocorus I. 60), zum Ausprägen derselben Volksthümlichkeit. Kaum darf man aber mit Dahlmann muthmassen (I. 595), dass von dem Erzbischof Bremen und dem Grafen Adolf um 1195 die Friesenstämme eingeschmuggelt wurden,

*) Ditmarsische Geschichte. 1781.

**) S. Leibniz bei Bolten I. 168 verglichen mit Dahlmann (I. 557).

um durch innere Zwietracht das hartnäckige Geschlecht der Sachsen zu brechen; denn für eine Politik der Art eignete sich weder der alte, noch neue Landesbewohner. Eben so wenig ist abzusehen, wie die neuen Friesischen Colonisten, weil sie etwa unter besondern Vögten standen, die einzige Genossenschaft der Vogdemannen gebildet hätten. Denn das verträgt sich nicht mit dem Selbstgefühl der Friesen, nicht mit dem bestimmten Daseyn anderer, schon oben erwähnter Genossenschaften oder Geschlechter.

Sitten, Lebensart, Verfassung, endlich äussere Geschichte der Dithmarschen prägen das Bild des altteutschen Freisassen ab, welcher auf eigenem Erbe sitzt, Ackerbau, Land- und Seekrieg betreibt, die Gesammtheit oder Volksgemeinde als Ausgangspunkt der Hoheit betrachtet, nach eigenem Recht oder Brauch vor gewählten Behörden seine Streitigkeiten entscheidet und als letztes Rechtsmittel die Fehde, den offenen, ehrlichen Krieg wählt, kurz das Mitglied einer Bauernrepublik darstellt. Dergleichen Männer, in dem so oft verschrieenen Mittelalter bei den Teutschen sehr häufig, sind jetzt bis zur letzten Faser ausgestorben; sie könnten, ohne wesentliche Gefährdung der Monarchie in kleinen Ländern schrittlings wiederhergestellt, Ableiter des steigenden, zur massenhaften Auswanderung nöthigenden Volkselendes werden. Welche Kraft und Wohlthätigkeit z. B. wohnten nicht noch im XV. Jahrhundert bei der Bauerngenossenschaft vom Hauenstein auf dem Schwarzwalde! Derselbe Bezirk kann heutiges Tags ohne milde Beiträge kaum leben. — Die Bauern von Kärnthen legten dem Herzoge nicht eher Huldigung ab, bis er in Landmannstracht dem auf der fürstlichen Bank sitzenden Bauer geschworen hatte, wohlhergebrachte Bräuche und Freiheiten treulich zu halten. (S. Johannes Victor. II., 7. ed. Böhmer. fontes I. 318.). Vorherrschende Züge in dem Charakter der Dithmarschen sind etwa folgende: Männer und Frauen besassen eine kühne, Leib und Gut wider den Feind aufopfernde Tapferkeit. Der von Natur starke, schlanke und dabei gewandte Körper, die einfache Nahrung, der fast beständige Verkehr unter freiem Himmel, Turnspiele, frühzeitige Bekanntschaft mit Jagd, Land- und Seekrieg, welcher Ehre und Beute brachte, der völkerrechtliche Glaube, dass jeder Mann Beleidigungen rächen könne und müsse, die in den heidnischen, wie christlichen Tagen tief in das Volksbewusstseyn eingehende Lehre von der Unsterblichkeit, — diese Umstände und treibenden Kräfte bildeten ein unbezwungenes Heldengeschlecht. Es betrachtete den Krieg als Naturgesetz, folgsam dem alten Sächsischen Sprüchwort: „Ruten (Plündern), Roben (Rauben) dat en (eine) is gheyn

(keine) Schende, dat doynt (thun) die besten von dem Lande" *); es sahe alle Fremde als Feinde an, welche man überfallen dürfe, wenn nicht besondere Verträge zügelten, und hob letztere durch einen zugesandten Absagebrief (Entsegge Bref) je nach Laune auf; es legte sogar im Uebermass des rohen Selbstgefühls Beschlag auf Gut und Leib des Schiffbrüchigen. Kein naher und ferner Handelsort war vor diesen ungefügen, stets rührigen Freibeutern sicher. Den Feldflüchtigen trafen Ehrlosigkeit und Tod; mehrmals haben Frauen an den Kämpfen Theil genommen, die Weichenden ermuthigt, in das Getümmel zurückgetrieben (Neocorus II. 144, I., 126). — Auch die Kunst begünstigte und entwickelte den Muth; Schlachten, Abentheuer zu Wasser und Lande, vorleuchtende Hauptleute, welchen Entschlossenheit und Umsicht Namen erwarben, wurden besungen; das Volk kannte den schönsten Theil seiner Landesgeschichte durch das Lied. Selbst der leidentschaftlich bei Gemeinde- und Familienfesten aufgenommene Tanz verherrlichte den Krieg. Wie der Dorische Grieche die Pyrrhiche als geregelten Ausdruck des Kampfes kannte, so ehrte nach altgermanischer Sitte der Dithmarscher den Schwerttanz. Die eigentliche Pflanzschule desselben war das Kirchspiel Büsum; er bestand noch 1747, wie ihn Viethen aus eigener Anschauung beschreibt. Der Vortänzer oder König, dessen Bewegungen ähnlich den Choragen der Griechen entschieden, trug als Abzeichen einen Hut; die Genossen waren baarhaupt." Nachdem er die Zuschauer, sagt der Berichterstatter (II. 566.), gewarnt hat, sich vor den blossen Schwertern in Acht zu nehmen, damit sie keinen Schaden erlitten, beginnt der Schwerttanz bei Rührung der Trommel mit solcher Geschwindigkeit, Sorgfalt und Munterkeit, dass es zu bewundern. Bald tanzen sie in der Runde, bald kreuzweis durcheinander, bald springen sie mit vieler Behutsamkeit über die Schwerter, bald legen sie solche in einer künstlichen Stellung, welche einer Rose nicht unähnlich, und tanzen um solche Rose in einem Kreis und springen darüber, bald halten sie die Schwerter in die Höhe, dass einem jeden eine gevierte Rose über dem Kopfe stehet. Endlich wissen sie ihre Schwerter so künstlich in einander zu fügen und zu verwickeln, dass ihr König oder Vortänzer nicht nur darauf treten, sondern dass sie denselben auch mit Behendigkeit in die Höhe heben und halten können." — Diese ganze Handlung scheint nicht sowohl, wie Viethen meint, die volksthümliche Schilderhebung des erkornen Herzogs oder Königs als den heimkehrenden Sieger gefeiert zu haben. Unverkennbar

*) Werner Rolevink bei Leibnitz. Script. rer. B. III, 646.

ist aber der Zusammenhang mit dem freilich rohern, von Tacitus (German. c. 24.) gemeldeten Waffentanz. Eben so deutlich tritt die Einheit zwischen Kampf, Lied und Tanz hervor, Verhältnisse, welche in der Art das erstere Scandinavische Wesen nicht entwickelt hat. Auf dem Schlachtfelde war übrigens der Dithmarscher schonungslos; er nahm und gab nicht leicht Gnade (I., 194. II., 480.). — Den zweiten Grundzug des Volkscharacters bildete das auf Geschlechtern und Klüften (Familien) ruhende Hauswesen. Es liebte strenge, weibliche Zucht, deren Uebertretung bisweilen peinlich gebüsst wurde (ein Beispiel II, 467.), Mässigkeit in Speise und Trank, Heimischen und Fremden geöffnete Gastlichkeit. Das Sprichwort: „Eines Tages Ehre ist hundert Gulden werth"; und „Dithmarsche Ehre, stolze Ehre" konnte ohne Rücksicht auf Standund Vermögen als Wahrheit gelten (I, 148.). Die Ehen wurden nach gegenseitiger Neigung abgeschlossen, nicht nach Geldinteresse; der Mann kaufte die Frau dem Vater ab; spärlich war die Mitgift an Hausgeräth und Silbergeschirr; liegende Gründe gingen nicht auf die Tochter über (I. 109.); mit dem zwölften Jahre mündig, im 14. wehrhaft und zum Waffendienst verpflichtet, konnte der achtzehnjährige Jüngling die Mühen und Ehren jeglichen Staatsdienstes tragen. Fortan musste er die Streitigkeiten des Geschlechts und der einzelnen Zweige (Klüffte) desselben als die seinigen zum Nutzen und Schaden betrachten. Diebstahl verwirkte Ausstossung aus der Geschlechtsbürgschaft; der Schuldige, für welchen Niemand Ersatz leistete, büsste durch den Strang. (I. 547.) Auch durfte ein Geschlecht einen losen, unverbesserlichen Gesellen dem Gericht überliefern, das kranke Glied abschneiden; Landesverräther traf Enthauptung; das Weib, welches einen falschen Vater angab, musste durch den Flammentod büssen; die gefallene Jungfrau konnte sogar auf den Rath der Geschlechtsfreunde lebendig unter der Erde oder unter dem Eise erstickt werden. — Das dritte charakteristische Merkmal tritt in dem frischen und thatkräftigen Freiheitsgefühl hervor. Es milderte gegenüber dem Ganzen vielfach die verheerenden Wirkungen der herkömmlichen Blutrache, welche das Geschlecht (die Klüffte) nöthigte, die Unbilden des einzelnen Genossen als gemeinsame zu betrachten. Die Landsgemeinde, seit dem 13. Jahrhundert in Meldorp, seit der Mitte des 15. Jahrhunderts auf dem Marktplatz zu Heide abgehalten, entschied über Gesetze, Krieg, Frieden, Bündnisse, Verträge und Wahl der Obrigkeiten. Diese waren die jährlich erkornen Schliesser (Sluter) der einzelnen Kirchspielgemeinden, bestimmt, mit Beihülfe

der Geschwornen das durch Gewohnheit und Schrift vorgezeichnete Recht zu hegen, und die 48 Landesältesten oder Regenten, welche seit der letzten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gewissermassen als Repräsentanten der Landesgemeinde handelten. Neben ihnen erschienen dann fünf Vögte, 60 Schliesser, 3—400 Geschworne; das umstehende Volk hörte zu, gab Zeichen des Beifalls und Tadels, mischte sich auch wohl durch einzelne Wortführer in die Debatten ein. Unverkennbar hatten die Dithmarscher anfangs reine, dann durch Stellvertreter gezügelte Demokratie, deren vielartige Kämpfe und Parteiungen die Lebenslänglichkeit der Regenten niederzuhalten wusste.

Der eingeborne Adel, nach langen Kämpfen um den Ausgang des 13. Jahrhunderts entweder vertrieben oder zum Aufgeben seiner Vorrechte genöthigt, starb politisch aus. Jedoch blieb auf beiden Seiten der ständische Groll und duldete keine Annäherung. — Nach aussen hin hat sich das Freiheitsgefühl der Dithmarschen durch glänzende Thaten Bahn gebrochen, auch im letzten Kampf für Unabhängigkeit bewährt, wenn auch hin und wieder von einzelnen Flecken und Gebrechen betroffen. Die zwei glorreichsten Thaten fallen, das erstemal glücklich, das anderemal erfolglos, in die erste Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts. Beide Heerfahrten verdienen für die heutigen Tage des Friedens und der friedlichen Abspannung einen kurzen Bericht. — Umsonst hatten bisher die Könige Dänemarks und die Grafen von Holstein das Dithmarserland zu unterwerfen getrachtet. Da rüsteten endlich der Dänenfürst Johann, welchem der schwache Kaiser Friedrich III. die Lehenherrlichkeit über den Bauerngau verliehen hatte, mit dem Bruder Johann, Herzog von Schleswig-Holstein nach einem grossen Maasstabe. Dreissigtausend Bewaffnete, unter ihnen die durch wilde Tapferkeit und bedeutende Kriegserfahrung berühmt gewordene schwarze Garde von 6000 abentheuernden Fussknechten, wurden gegen die freien Landleute aufgeboten. Der Adel Holsteins, Jütlands, Seelands, Schleswigs, Oldenburgs, Mecklenburgs, Braunschweig-Lüneburgs, nahm vollständig und prachtvoll gerüstet an dem, wie man meinte, gewissen Siegeszuge Theil; man zählte über zweitausend erlesene Reiter und bei dreitausend Karren, welche Geräthe und allerlei Ueppigkeitswaaren nachführten. Die Dithmarscher, deren waffenfähige Mannschaft nicht über 6000 betrug, lehnten, ihrer gerechten Sache vertrauend, jedwede Unterthänigkeit ab und beschlossen, für ihre angestammte Freiheit entweder zu siegen oder zu sterben. Auch viele beherzte Frauen schlossen sich an; sie vermahnten, wohl zu bedenken, welch' ein edles Kleinod die

liebe Freiheit wäre, in welcher Jedermann, nächst Gott und dem Rechte, seines Gefallens leben dürfte (Neocorus I., 456.). Des Krieges Anfang entsprach den Hoffnungen des stolzen, übermächtigen Feindes; er drang am 10. Februar 1500 von Morgen her in das hier offene und schwach besetzte Land ein, nahm am 13. den Hauptflecken Meldorp, wo die grausame schwarze Garde ohne Rücksicht auf Alter, Jugend und Geschlecht, den Schrecken auszubreiten, alles niederhieb und niederstach, was ihr begegnete. Die Dithmarscher fürchteten sich aber nicht, ihr Grimm wurde durch die Gräuel in Meldorp gesteigert; sie besetzten, durch aufgefangene Kundschafter von dem Plane der Fürstlichen unterrichtet, auf den Rath ihres Obristen Wolf Isenbrand den Pass bei Hemmingstedt mit 500 erlesenen Männern, welche hinter einem rasch aufgeworfenen Walle lagerten. Das Banner trug eine Jungfrau, aus Hogenworden im Kirchspiele Oldenworden gebürtig; sie hatte sich dem Herrn gelobt, sich vorn an die Spitze gestellt; vor ihr auf der Schanze wurde ein Crucifix aufgesteckt, damit sich alle Streiter bei beginnendem Kampfe des Heilandes erinnern möchten (I., 471). Die von Gräben und Wasser umgebene Gegend, in welcher der Dithmarsche Haufe lag, nannte man von Alters her das Tausendteufel-Werff; andere Schaaren hatten seitwärts und im Rücken Stellung genommen. Am siebzehnten Februar zog der Feind, siegestrunken und sorglos, bei Schneegestöber und kalten Regenschauern auf engen tiefen Wegen, an deren Seiten Gräben waren, in unübersehbaren Reihen heran. Zuerst kam das Fussvolk, dann die Reiterei, zuletzt der lange, unbehülfliche Tross. Alsbald entbrannte ein heftiger Streit. Das Feldgeschrei der Königlichen war: „Hüt' dich (wahre di), Bauer, nun kommt die Garde!“, das der freien Landleute: „Hüt' dich Garde, nun kommt der Bauer!“ (I. 478). Nach kurzem Widerstand wurden die eng geschlossenen Glieder der feindlichen Fussknechte von den Dithmarschern getrennt, durchbrochen, niedergestossen, zerstreut, darauf die Reitergeschwader angegriffen und in die Flucht getrieben. „Schone den Mann, schlage die Pferde!“ lautete der kurze Befehl Isenbrands. Verwundet sprangen viele Rosse auf, warfen die Reiter ab; manche Tapfere erstickten im Schlamm und Wasser; es erhob sich ein klägliches und sehr erbärmliches Geschrei; der Dampf und Rauch, welcher von den schwitzenden Pferden aufging, die Wasserdünste, Schnee, Hagel und Regen verblendeten den Menschen die Augen, dass sie nicht sehen konnten; nur wenige entkamen mit den Fürsten durch schnelle Flucht; der Tross ritt, die Wagen zurücklassend, schon beim Beginn der Schlacht davon. Diese vernichtete buchstäblich

den Feind, welcher mindestens zwei Drittheile seiner Mannschaft einbüsste, unter ihr die Blüthe des Adels. Nackend blieben die Leichname desselben auf dem Feld, indess etliche Tausend des Fussvolks begraben wurden (I., 489). Reich fiel die Beute aus an Kleinodien, Gold, Silber, Edelgestein, Perlen und kostbaren Harnischen.

Neun und fünfzig Jahre lang behaupteten fortan die Dithmarscher, welche im entscheidenden Augenblick mit einhelligem Eifer die Reformation annahmen, ihre durch den Sieg bei Hemmingstadt gerettete Freiheit. Da nahete auch ihnen die Todesstunde. Im Mai 1559 rückten 20000 Dänen und Deutsche, welche König Friedrich II., die Herzoge Adolf und Johann von Holstein geworben hatten, wider Dithmarschen vor. Dieses weigerte Unterwerfung, bestand im regen Wetteifer der Männer und Frauen bei Meldorp, Brunsbüttel, Heide drei heisse, jedoch unglückliche Gefechte, verlor von 6000 waffenfähigen Männern die Hälfte durch Tod und Wunden, trug, da alle Wehrmittel erschöpft, die Flecken, Dörfer und Weiler meistens verbrannt und ausgeplündert waren, durch die 48 Regenten Capitulation an (13. Junius), entsagte dem freien Bunde und trat mit Vorbehalt einzelner Rechtsame unter die Hoheit der genannten Fürsten. Am 19. empfing Herzog Adolf zu Meldorp die Huldigung. Nach geleistetem Eide sprach er zu den Anwesenden: „Gehet nun zu Hause und esset etwas warmen Kohl!“, ein spöttisches Wort, welches vielen, so ihre angeborene Freiheit liebten, schmerzlich zu Herzen ging (II. 230.). Diese letzten, für die Besiegten immerhin ruhmvollen Kämpfe hat Neocorus, fast Augenzeuge, mit besonderer Sorgfalt und Wärme beschrieben, auch nicht unterlassen, die mannigfaltigen Aenderungen der bürgerlichen Lage hervorzuheben. Denn nun kamen bisher in dem Maasse unbekannte Steuern, Jagden, Landvögte und oft nach ausländischen, namentlich römischen Grundsätzen abgehaltene Gerichte; eine neue Zeit brach an, mehr durch das Wort, denn durch die That beurkundet, wie es der Gang einer verschiedenartigen Entwicklung zu fordern schien. Manches wurde jedoch auch besser; man schaffte die Blutrache, Quelle unsäglicher Wirren, und das Recht der Selbsthülfe ab, vervollkommnete die Schulen, gab den Wissenschaften und schönen Künsten freiern Spielraum. So brachte Dithmärschen auch in den neuern Zeiten manchen feinen Kopf hervor, einen Boje, Karsten und Barthold Niebuhr, andere um Kunst und Wissenschaft wohl verdiente Ehrenmänner.

*Die Geschichte der See- und Colonialmacht des grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg in der Ostsee, auf der Küste von Guinea und auf den Inseln Arguin und St. Thomas, aus archivalischen Quellen dargestellt von Dr. F. Stuhr, Professor an der Universität zu Berlin. Berlin, 1839. bei Hayn. 8. VI. 174.*

Wenn Neocorus an dem Beispiel der Dithmarscher zeigt, wie Freiheitsliebe, Heldenmuth und Frömmigkeit auch einem kleinen Volk, selbst durch Missgeschick, historischen Namen sichern: so gibt der Verfasser des vorstehenden Schriftchens äusserst merkwürdige und verdankenswerthe Beiträge zu einer bedeutenden Tagesfrage der Staatswirthschaft. Alle politische Theorien über stellvertretende Verfassungen, Rechte der Völker und Menschen, über Demokratie, Aristokratie und Monarchie, alle philanthropische Reden und Versuche bleiben fruchtlos ohne häusliche Wohlfahrt. So lange die Masse arm, die kleine Minderheit reich ist, kann kein staatsbürgerlicher Fortschritt geschehen; ein Volk von Bettlern wird nie mit Ausdauer für seine Unabhängigkeit kämpfen. „Wenn ich, urtheilte schon der Kanzler Thomas Morus (Utopia II., 158 der Basler Ausgabe) die gegenwärtigen Staaten betrachte, so begegnet mir in Wahrheit nichts als eine Verschwörung der Reichen. Unter dem Namen und Vorwand des gemeinen Wesens behandeln sie ihren eigenen Nutzen, erfinden alle mögliche Mittel und Kniffe, um den oft unrechtmässig gewonnenen Besitz ohne Furcht vor Verlust zu behaupten und sich dabei die Dienstleistungen und Arbeiten des Armen um einen möglichst geringen Preis unterthänig zu machen." — Wider die Anhäufung der Armuth kämpft daher jede wohlwollende und gesunde Staatswirthschaft am sichersten dadurch an, dass sie hier den Grund und Boden nach Kräften gleichmässiger vertheilt und von Reallasten befreit, dort dem Gewerbfleiss und Handel möglichst viele Wege und Abzugskanäle eröffnet. In der letzten Beziehung bilden Seehandel, Colonien und Factoreien auch für ein Ackerbau treibendes Continentalvolk eine beachtenswerthe Hülfsquelle, sobald es nur einigermassen Küstenland besitzt und Gewerbfleiss nährt. Dass Preussen, welches in den neuesten Zeiten zu dem wohlthätigen und folgenreichen Zollverein den Hauptanstoss gab, für Gesammtteutschland, wenigstens mittelbar, den ersten Versuch einer See- und Colonialmacht wagte und Jahre lang, wenn auch unvollkommen, auszuführen

trachtete, — diese Thatsache ist eben so merkwürdig als wenig bekannt. Während die einst lebenskräftigen Hanse- und Reichsstädte in Folge der religiös-kirchlichen Zwietracht und der Fremdherrschaft seit dem dreissigjährigen Kriege immer mehr alterten, richtete der grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm den scharfen Blick auf Gegenwart und Zukunft, schuf mit Beihülfe des kühnen, geistvollen und beharrlichen Holländers Benedict Raule eine kleine Flotte (1674), welche gegen die Schweden, Spanier und andere durch den Gang der Politik hervorgerufene Feinde kreuzte, errichtete bei wachsendem Seeverkehr zu Königsberg eine Handelsgesellschaft, in Pillau einen Admiralitätsrath, gab der für den afrikanischen Handel bestimmten Gesellschaft auf dreissig Jahre einen Freiheitsbrief (18. November 1682), laut welchem sie unter brandenburgischer Flagge nach den zwischen dem grünen Vorgebirge und Angola belegenen Ländern ausschliesslich Handel treiben sollte, setzte sich, unterstützt von den ostfriesischen Ständen und der Stimmung des Volks in dem geräumigen, vortrefflichen Hafen zu Emden fest, sorgte endlich für die Anlage wirklicher Colonien und fester Plätze in Afrika. Also wurde trotz des von den Holländern geleisteten Widerstandes an der Goldküste von Guinea, unweit dem Vorgebirge der drei Spitzen mit den dortigen Negerhäuptlingen ein Schutz- und Trutzbündniss abgeschlossen, und am 1. Jänner 1683 die preussische Flagge mit klingendem Spiel von der Küste den nahen Berg hinauf geleitet und hier, wo man den Grundstein zu der neuen Feste Gross-Friedrichsburg gelegt hatte, mit kriegerischen Ehren empfangen. Dieser Platz, gemach ansehnlich und gross, von vier Batterien, mit einem schönen Aussenwerk, inwendig mit schönen Gebäuden und 46 eisernen Kanonen versehen, blieb der Drehpunkt aller brandenburgischen Ansiedelungen in Afrika. Ihm konnten sich weder die Colonieen in St. Thomas unter dänischer Hoheit, noch zu Accoda in Guinea und Arguin unweit dem Senegalgebiet an Umfang und Bedeutsamkeit vergleichen. Nirgends bewährten auch die Eingeborenen, namentlich der spätere Negerfürst Jean Cunny, ausdauernder die beschworene Treue gegen den erwählten Schutzherrn. Keine Schwierigkeiten und Gefahren, welche besonders die Eifersucht der Holländer und Engländer bereitete, schüchterten den Unternehmungsgeist des Kurfürsten ein; er lebte für den Gedanken eines an Preussen und Teutschland geknüpften See- und Welthandels, beachtete nicht das anfangs nothwendige Missverhältniss des Gewinnstes zu den Ausgaben, sondern fand Ersatz in der Ehre, dass die brandenburgische Flagge auf den Meeren wehte, ja, suchte Mittel und

Wege auf, um den amerikanischen Küsten und Gewässern für die Ausdehnung des Verkehrs näher zu kommen. Auch die Gleichgültigkeit des damaligen Publikums, der mannigfaltige Missbrauch durch Abentheurer, Schleichhändler und fehlerhafte Buchführung bereitet, schreckten den grossen Fürsten und den unternehmenden Diener desselben, Benedict Raule, nicht ab; die Colonial- und Handelssache machte trotz der erwähnten Hindernisse und Missgriffe bedeutende Fortschritte. Diese stockten aber plötzlich mit dem Tode des kühnen und umsichtigen Schöpfers der preussischen Monarchie, welche er gleichsam aus dem Groben gehauen, mit Knochen und Gerippe versehen hatte. Der Mann, von welchem sie Fleisch und Geäder empfangen sollte, Friedrich der Grosse, fand das Colonialwerk des Kurfürsten bereits zerstört und eben desshalb keinen Beruf, ihm wieder aufzuhelfen. Unter den Königen Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I. nämlich ging der grossartige Plan einer volksthümlichen Handels- und Seemacht desshalb allmählig zu Grunde, weil man theils keinen Sinn für den langsam kommenden materiellen Gewinn hatte, theils mit dem Sturz und Tod (1797) Raule's den vollziehenden Arm verlor. So wurden denn die Handels- und Colonialkräfte gemach zersplittert, den Zufällen und einer gemeinen, nur das Nächste berücksichtigenden Spekulation preisgegeben, alle Anstrengungen nur für einen geschlossenen, möglichst selbstherrlichen Militärstaat des Continents gemacht, weiter gehende Entwürfe als Abentheuerlichkeiten auf die Seite geschoben, endlich bei wachsendem Verfall des Seewesens die afrikanischen Vesten und Besitzungen von Gross-Friedrichsburg, Accoda, Tacrama und Arguin an die holländisch-westindische Handelsgesellschaft um einen wirklichen Spottpreis für immer und gänzlich abgetreten (1720). Treu dem beschwornen Bunde verweigerte jedoch der Negerfürst Jean Cunny die Uebergabe von Grossfriedrichsburg; er führte 7 Jahre lang mit den Holländern darüber Krieg, liess die Strasse vom äussersten Festungsthor bis in das innerste Gemach seiner Wohnung mit den Schädeln der erschlagenen Holländer pflastern und zog sich zuletzt, der feindlichen Ueberlegenheit weichend, in die Wälder des innern Landes zurück. Dass fortan auch die brandenburgischen Ansiedelungen in Ostfriesland verschwanden, war schon desshalb natürlich, weil man von dort und namentlich Emden aus, seit Jahren den afrikanischen Handels- und Colonialplan betrieben hatte. Die Spuren und Folgen dieser merkwürdigen Unternehmungen verschwanden jedoch nicht sogleich; in Ostfriesland hatte Preussen für die künftige Besitznahme einen ziemlich zahlreichen und starken Anhang gewonnen, an der Küste von

Guinea aber wunderten sich spätere Reisende über das, was sie erblickten. „Die bei Grossfriedrichsburg angesiedelten und von den Brandenburgern erzogenen Neger, sagt der Verfasser (S. 149.), zeigten in ihren Lebensweisen einen Geist der Ordnung und der Betriebsamkeit, durch den sie sich vor allen ihren Nachbarn auf der ganzen Küste von Guinea vortheilhaft auszeichneten, und woran noch die stille Wirksamkeit einer bewunderungswürdigen geistigen Bildungskraft des preussischen Staates in seinem jugendlichen Aufblühen erkennbar sich offenbarte."

Leicht ist die Anwendung des entwickelten Beispiels auf die Gegenwart. Diese besitzt gegenüber dem 17. Jahrhundert eine unendliche Ueberlegenheit an geistigen und technischen Kräften, aber sie stehet nach an Kühnheit und Eifer für eine practische Idee. Kein denkender und fühlender Beobachter wird ohne bittern Unmuth den jährlich, besonders in Teutschland, anschwellenden Strom der Auswanderer betrachten. Sie ziehen, eine hirtenlose Heerde, oft um der scharfen Schur zu entweichen, häufig aber auch aus Mangel an Erwerbsquellen, über die See, zu Tausenden und Abertausenden; keine Regierung, kein väterlicher Rath sucht die den heimischen Staub abschüttelnden Söhne zu leiten; höchstens geben die öffentlichen Blätter, hin und wieder auch Privatvereine ein Zeichen der Theilnahme. In dem allen liegt aber die ernste Mahnung, dass Teutschland als Inbegriff von 35 Millionen Menschen sich wenigstens um die Anfänge des Seehandels und der Colonien bekümmern soll. Das ist allerdings schwer, aber bei hinlänglicher Umsicht und Kraft keineswegs unmöglich. Man kann besonders durch engere Verbindung mit Scandinavien, Griechenland, Holland, Belgien, später vielleicht auch Spanien, nicht nur gegenüber den grossen See- und Handelsmächten Achtung der Flagge gewinnen, sondern auch über kurz oder lang Grund und Boden für eine teutsche Colonie. Selbst das türkische Reich, noch keineswegs erschüttert, bietet bei gehöriger Unterhandlung wahrscheinlich einen Punkt für die Aufnahme der einen oder andern Emigrantenschaar. Schmählich aber ist es, weder dem überflutenden Strom ein neues Bett anzuweisen, noch die Ursachen der Bewegung durch grössere staatsbürgerliche Freiheit und Reduction der Steuern einigermassen zu beseitigen. Ausziehende Menschen werden freilich wiedergeboren und hinweggeschleppte Capitalien wiedergewonnen, allein der Kern des Uebels liegt neben der Gleichgültigkeit darin, dass die an sich schon starke Geldmacht durch wohlfeilen Ankauf der meisterlos gewordenen Grundstücke neue Kräfte gewinnt und eine Aristokratie stiftet, welcher

gegenüber die doch streitbare Feudalgewalt mit der Zeit Freiheit heissen dürfte. Ob Eisenbahnen und Dampfschiffe, Religions- und Kirchengezänk, Censur-Zeitungen und Censurliteratur ein Volk stark und glücklich machen können? — diese Frage gegenüber Teutschland hat sich selbst schon gerichtet; alle Besonnenen sprechen dawider, und alle Erfahrungen weisen auf dasselbe Endergebniss hin.

Diess erhellt namentlich aus dem Rückblick auf jene Zeiten der Schande und des Ruhms, in welchen Deutschland durch Zwietracht, Rathlosigkeit, Schwäche seine Unabhängigkeit verlor, durch Eintracht der Besten, Umsicht und Heldenmuth wieder eroberte. Nicht ohne Grund klagte man häufig über Mangel an Denkschriften und Erinnerungen an jene dem dermaligen Menschenalter vielfach dunkeln und unverständlichen Jahre; allmählig beginnen jedoch nach dem Vorgange anderer Völker einst mithandelnde Zeugen der grossen, wechselvollen Umwälzungen ihr Gedächtniss aufzufrischen und die Früchte desselben unverkümmert und anspruchslos für Gegenwart und Nachwelt mitzutheilen. Indem Referent etliche der neuesten Denkwürdigkeiten hier anzeigt, behält er sich andere, hin und wieder ältere für eine spätere Gelegenheit vor.

*Erinnerungen aus meinem Leben. Von Wilh. Ludw. Victor, Grafen Henckel von Donnersmark, K. Pr. Generallieutenant. a. D. Zerbst 1846. Kummer'sche Buchhandlung. X. 675. 8. 468.*

Diese Schrift, welche zwanzig theilweise wichtige Beilagen begleiten, zeichnet sich durch eine seltene objective Haltung und Ruhe, genaue, nichts bemäntelnde Sachkenntniss, Feinden und Freunden gerechte Wahrheitsliebe und vaterländischen Sinn aus. „Ich bin so glücklich, heisst es in den Vorwort, zahlreiche Freunde und Angehörige zu haben, welche die Vergangenheit meines Lebens lebhaft interessirt. Für diese zunächst, nicht weniger aber für mich selbst, habe ich die Erinnerungen niedergeschrieben, so dass sie so wenig Anspruch auf die literarische Ebenbürtigkeit anderen ähnlichen Erscheinungen der neuern Zeit gegenüber machen, als ich, wie man mir gewiss glauben wird, auf den Ruhm eines Schriftstellers eifersüchtig bin." — Das Buch liefert jedoch weit mehr, als diese dermalen nicht gar häufige Bescheidenheit ankündigt; es gibt aus dem Leben gegriffene Züge nicht nur zur Kriegsgeschichte, sondern auch zur Kenntniss der Sitten, öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, zunächst Teutschlands, dann aber

auch der gesammten damaligen Zeit; es zeichnet endlich entweder scharf und fein manche bedeutende Persönlichkeiten oder liefert Stoff zur weiteren Ausfüllung des entworfenen Umrisses; selbst die hin und wieder sichtbare Wortfülle, wenn es sich handelt um die dem verstorbenen Könige Friedrich Wilhelm III. schuldigen Pietätspflichten, hat nichts Affectirtes und entspricht auch insofern dem überall eingehaltenen Gepräge eines Memoirenschriftstellers. — Der Verfasser, zu Potsdam am 30. October 1775 geboren, schildert in den ersten beiden Abschnitten bis zum Jahre 1805 seine Knaben- und Jünglingszeit. Dabei wird natürlich, weil der Beruf frühzeitig auf die Waffen lautete, ausführlicher das damalige Heerwesen und militärische Leben Preussens beschrieben; es war streng geregelt, mechanisch-technisch, ohne eigentliche, mit dem Tode Friedrich's II. entflohene Seele; man hielt sich ängstlich an die Aeusserlichkeiten des grossen Königs und schritt nicht mit der Zeit vorwärts; ja, neue steife Förmlichkeiten und auch bei unschuldigen Dingen beobachtete Abstufungen des Ranges traten lähmend und den jugendlichen Geist erdrückend hinzu. Adel und Alter entschieden über die höhern Kriegsämter; bürgerliche Officiere fand man spärlich und höchstens in der Artillerie. Der Soldat bildete eine förmliche Kaste, von dem Volk durch eine tiefe Kluft geschieden; umgekehrt sagte jenes: „er ist unter das Volk gegangen,“ wie ausschliesslich im gemeinen Leben die Soldaten hiessen. Das Aufrücken war demnach, zum Theil ob des langen Friedens, äusserst langsam und schwierig; selten fand man, wie die für das Jahr 1806 mitgetheilte Rangliste (S. 346.) beweist, einen Stabsofficier unter 60 Jahren, von Möllendorf war damals 81, der Herzog von Braunschweig 70 Jahre alt. — Puder, Wichse, Zöpfe, knapp anliegende und kurz zugemessene Kleidung, ähnliche Dinge der Ordinanz spielten damals eine grosse Rolle; Prügel, Spiessruthen schwächten, ja, erdrückten das soldatische Ehrgefühl; schlechte Kost und Löhnung, im Alter Dürftigkeit und Vernachlässigung erwarteten den gebornen Vaterlandsvertheidiger.

„Für einen Groschen und sechs Dreier,
Geht der preussische Soldat in's Kanonenfeuer“

spottete Falk. — Man fand keine Spur jener klugen und pflichtvollen Pflege, welche das Invalidenhaus zu Paris oder die Anstalt zu Greenwich den Veteranen bis auf diesen Tag gewähren. Die Aeusserlichkeiten gingen bis an das Lächerliche.

*(Fortsetzung folgt.)*

Nr. 22. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## v. Henckel: Erinnerungen aus meinem Leben.

(Schluss.)

„Den Mittagstisch, wird S. 10. erzählt, hatten wir beim Escadrons-Chef, der Fähnrich und der Junker aber mussten, wenn der Braten kam, aufstehen und sich empfehlen. Nur wenn man Lieutenant wurde, hatte man das Recht, Braten zu essen. — Das Regiment (Reiterei) hatte vier Locken auf jeder Seite, zwei und zwei über einander. Damit die Frisur fest sass, wurde dieselbe mit einem Pinsel durch den Kamm mit warmer Pommade durchspritzt und dann gleich darauf gepudert, so dass es wie candirt aussah; dazu ein durch Puder möglichst dick gemachter Zopf von beliebiger Länge, aber doch jedenfalls bis in die Taille, mit einer grossen Cocarde. Ich erinnere mich, in Bartenstein bei dem Regiment meines Vaters einen Kapitain von Schallenfels gekannt zu haben, dessen Zopf auf der Erde schleppte, und den er daher beim Exerziren in die Rocktasche stekte. Er brauchte 70—80 Ellen Zopfband." — Dergleichen unnatürliche Kopfschwänze besassen auch Artillerie und Fussvolk, freilich in verjüngtem Massstabe; dutzendweise fielen sie im Handgemenge ab und dienten dem Feind für etliche Augenblicke als komische Siegeszeichen. Bei diesen und ähnlichen Verschrobenheiten, welchen kein hinlänglich wissenschaftlicher Unterricht zügelnd zur Seite stand, behauptete die Armee dennoch den alten Ruf der Tapferkeit und tactischen Kunst; es fehlte nur an einem organisirenden Kopf, um den eckelhaft gewordenen Ballast über Bord zu werfen und aus dem brauchbaren Stoff gemäss den Zeitbedürfnissen ein verjüngtes Ganze zu schaffen. Diese in Preussen unbesetzt gebliebene Stelle übernahm das Unglück, ein strenger, gewöhnlich wohlthätiger Zuchtmeister. Manche schätzenswerthe, theilweise unbekannte Erläuterungen bekommt der vom Verfasser mit bestandene Feldzug der Jahre 1806 und 1807, die Markscheide Alt- und Neupreussens. Dem Herzog von Braunschweig, welcher trotz seines Greisenthums eine Französische, für ihre Landsleute spionirende Mätresse mit sich herumschleppte (S. 43.), wird entschieden alle Befähigung abgesprochen, über den Fürsten von Hohenlohe ein minder hartes Urtheil gefällt und dem General von Rüchel Aufgebla-

senheit vorgeworfen. Den Generalstab bildeten überhaupt meistens hochgealterte Fremde, von denen die jüngern, wie der damalige Major Scharnhorst entweder keinen Einfluss besassen oder wie der Oberst von Massenbach (aus dem Wirtembergischen) zu viel auf Theorie hielten. Der Hauptfehler bestand wohl darin, dass man keinen Offensivplan entwarf und ausführte, keine Kenntniss der feindlichen Verhältnisse hatte und sich daher vollkommen umgehen liess. Führte doch, was der Verfasser nicht meldet, Pfarrer Henry die Franzosen durch das Rauhthal bei Jena und überhörte das preussische Generalquartier die von den Feldwachen bei dem Dorfe Kosbeda gegebenen Warnungen! Dazu kamen Hunger, Folge der regellosen Verpflegung, und endloser Wirrwarr des Gepäcks. „Wird man es glauben? ein Lieutenant vom Regiment von Möllendorf hatte auf seinem Packpferde ein Clavier mit in das Feld genommen.“ (S. 380). — Alle unbefangene Beobachter hatten daher ein trauriges Vorgefühl. „Das kann nicht gehen, äusserte mehrmals der wegen seiner angeblichen Jugend von den greisen Feldherrn auf die Seite geschobene König; denn es ist eine unbeschreibliche Confussion“ (S. 44.). Die Niederlage des Prinzen Eugen von Wirtenberg bei Halle (17. nicht 18. Octbr.), welcher sich gewissermassen bei der Tafel überfallen liess, machte das Unglück des zersprengten Hauptheeres vollständig; dazu kam als Schlussstein die von der Feigheit und Verrätherei bewerkstelligte Uebergabe der bedeutendsten Festungen. Für die Geschichte des jenseits der Oder geführten Krieges ist besonders der im dritten Anhang mitgetheilte Brief des Herrn von dem Knesebeck, merkwürdig; er beweist, dass die von den Russen gewonnene Schlacht bei Pultusk nur ein folgenloses Gefecht war, und rechnet dem Obergeneral Benningsen für kurze Zeit eilf grobe Fehler nach. „Er hat indess, heisst es (S. 413.), den heiligen Georgsorden davon getragen; — und ich möchte ihn vor ein Kriegsgericht ziehen.“ — Unter den weitern Berichten des die Jahre 1806—1809 umfassenden Abschnitts enthält die Schilderung der mit dem General von Kalkreuth und dem Legationsrath Rempfner, Verfasser des berüchtigten braunschweigischen Manifestes vom Jahr 1792, auf Befehl des Königs nach Paris unternommenen Reise (1809); viele anziehende Einzelheiten. Der Stolz des Kaisers Napoleon stand so eigentlich auf dem Höhepunkt; meistens erschien er, wie auch zu Tilsit, mit einer kleinen Reitpeitsche bewaffnet; an grossen Audienztagen wurden die des kaiserlichen Anblicks gewürdigten Personen wie Häringe in einem kleinen Vorzimmer zusammengepresst, mit Liqueur und Brod bewir-

thet, dann von dem Ceremonienmeister durch einen geöffneten Flügel in das Hauptgemach hineingeschoben, hier von dem einer Bildsäule gleichen, unbeweglichen Kaiser der Reihe nach gemustert und auf ein gegebenes Zeichen einer nach dem andern rückwärts wieder hinausgeschoben. Alles hatte einen steifen, byzantinischen Anstrich, welcher bis zu den unzähligen N. N., womit die kaiserlichen Bauten des Louvre geschmückt waren, herabstieg. Bei Anlass des Museums erzählt der Verfasser die charakteristische Antwort eines reichen Kunstkenners. „Den berühmten Torso, sagt er, besah ein Holländer mit seiner Frau; diese fragte: „Wat is denn dat?" — Der Mann, den Stockknopf unter der Nase, betrachtete ihn geraume Zeit, dann erwiederte er: „Det is ok en Antiquitäten." — Nun wusste sie es." — Die wichtige Zwischenzeit, welche den tilsiter (1807) Frieden vom Ausbruch des russisch-französischen Krieges trennt, wird nur kurz berührt; es ist zu bedauern, dass die Erinnerungen hier nicht tiefer eingingen und namentlich die militärisch-staatsbürgerlichen Reformen, von welchen doch grösstentheils das spätere Gelingen der preussischen Waffenerhebung abhing, näher beleuchteten. Scharnhorst, Stein, Hardenberg verdienten doch wohl so gut eine kurze Würdigung, als der Schwager des Grafen Henckel, der General von Knesebeck. Dieser wird, was Referent bisher nicht wusste, als der eigentliche Urheber des von Kaiser Alexander befolgten Feldzugsplans bezeichnet (S. 96.). Der Preusse bewies nämlich den Russen mit Evidenz, dass, wenn sie stets fechtend zurückwichen, die Magazine ruinirten, und immer tiefer ins Land zurückgingen, Napoleon aufgerieben werden müsste. Dabei wurde dann der Winter gar nicht einmal so streng in Anschlag gebracht, als er eintraf. — Derselbe Knesebeck hat nach dem Verfasser hauptsächlich (S. 97.) den Kaiser Franz auf die Seite der Verbündeten hinübergezogen und in der Conferenz zu Trachenberg (11. und 12. Juli 1813) den neuen, entscheidenden Operationsplan gegenüber dem anfangs schwierigen Kronprinzen von Schweden durchgesetzt (S. 203.), überhaupt den grössern Theil der Feldzugspläne in den Jahren 1813 und 1814 niedergeschrieben (S. 97.). Ob das übrigens bekannte Verdienst des genannten Generals dabei nicht ein wenig zu hoch und auf Kosten Anderer, z. B. Gneisenau's, angeschlagen sei? diese Frage würde wohl nur durch den Abdruck der Knesebeckischen Memoiren sichere Beantwortung finden. Anziehend ist unter den verschiedenen Nachrichten über den preussisch-französischen Feldzug in Kur- und Liefland besonders die genauere Mittheilung in Betreff der berühmten, man könnte sagen, welt-

historischen That des Generals York (S. 166—170.). Dieser wahrhaft kühne und bedeutende Mann anticipirte gleichsam seinen König und sein Vaterland; auf die Gefahr hin, Kopf und Ehre zu verlieren, schloss er zu Tauroggen oder vielmehr in der Mühle zu Poscherrau mit dem General von Diebitzsch die folgenreiche Capitulation ab (30. December 1812). Diese Handlung ging hervor aus dem genialen Vorgefühl (Instinkt) der im Heer, Volk und selbst Cabinet waltenden Stimmung, aus dem unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit der von Gott und den besten Zeitgenossen nicht verlassenen Sache, endlich aus dem unbiegsamen Mannesstolz, welcher hinter den vorleuchtenden Unternehmungen der Spanier, Engländer, Russen nicht zurückbleiben, mit einem Wurf Alles entweder gewinnen oder verlieren wollte. General York besass demnach etwas Dämonisches, thatkräftig Prophetisches, eine wortkarge, schweigsam brütende und im günstigen Augenblick handelnde Natur wie etwa Fürst Wilhelm I. von Oranien; er wird von den Begebenheiten freilich vorwärts gedrängt, aber nur, um ihnen an der gelegenen Stelle Halt und neue Richtung zu gebieten. Sein Gemüth im Hoffen und Lieben ist eben so tief als sein Geistesblick scharf, das Nahe und Ferne umfassend. Bei weltgeschichtlichen Krisen treten dergleichen seltene Männer plötzlich aus dem bisherigen Dunkel hervor und brechen der Masse eine Strasse, wie Winkelried bei Sempach. Klügelnde, unbedingt loyale Menschen halten sich aber an den Buchstaben der instructionsmässig vorgeschriebenen Soldaten- und Beamtenpflicht, sitzen still und erwiedern den Gruss des vorüberschreitenden Weltgeistes nicht. So würde es vielleicht auch Graf Henckel gemacht haben; denn er schreibt (S. 170.): „Andererseits habe ich doch niemals die Frage unterdrücken können, ob nicht York der strengen, weder reflectirenden noch politisirenden, Soldatenpflicht allein gehorcht haben würde, wenn nicht das mit tiefen Kränkungen für ihn verbundene Zerwürfniss mit dem Marschall Macdonald vorangegangen wäre?"— Diese Bemerkung erklärt jedoch nichts; sie ruhet auf einem rein äusserlichen, gegenüber dem Ganzen untergeordneten Umstande. Denn der General, um diesen Gesichtspunkt zu berühren, hasste ja nicht sowohl den übrigens biedern Marschall als das gesammte damalige Staaten- und Militärsystem. Man könnte eben so gut und vielleicht noch schicklicher fragen: Was wäre ohne Yorks und der Seinigen Schritt in dem damaligen Preussen geschehen? Was hätten der König, seine Minister gethan? — Wie jener [illegible] am 2. Jänner 1813 durch den Grafen Henkel überbrachte Kunde aufnahm, wird

von dem letzten nur in allgemeinen Ausdrücken des Ueberrascht-seyns (S. 179 *) gemeldet, und dann bemerkt, es sei sogleich die Niedersetzung eines Kriegsgerichtes über den General York beschlossen und durch den Major von Natzmer als Curier dem General von Kleist das Commando über die Yorksche Abtheilung eingehändigt worden. Den durch den Grafen Henckel gestellten Antrag, durch ein preussisches Reiterregiment einen Theil der herumirrenden französischen Marschälle, Generale und Stabsoffiziere wegzufangen, habe der König (und mit Fug) als malhonnête abgelehnt (S. 174.). Offenbar kommt hier unser Herr Verfasser mit seinem etwas zweideutigen Urtheil über den Urheber der taurogger Capitulation in einigen Widerspruch und hellt die Sachen nicht auf, verwirrt sie vielmehr. Dagegen erhalten die grossartigen Ereignisse in den Jahren 1813—15 vielfache Aufklärung durch den Bericht eines eben so kräftig mithandelnden als aufmerksam beobachtenden Zeugen. So meldet er, wie schon oben angedeutet wurde, dass der General von Knesebeck auf der trachenberger Conferenz hauptsächlich für den fortan gebilligten und vollzogenen Operationsplan arbeitete, während laufende, nicht sowohl damals denn später ausgebreitete Gerüchte dem Kronprinzen von Schweden die Ehre der Erfindung zuschrieben. „Mein Schwager, heisst es S. 202., war von dem Gesichtspunkte ausgegangen, dass, im Besitz der Festungen Torgau, Wittenberg, Magdeburg, Küstrin, Spandau und Glogau, Napoleon die Elbe halten, und hierauf gestützt, es als das Zweckmässigste betrachten würde, Dresden zu seinem Hauptstützpunkt zu wählen. Treffe dieses ein, wie es mit allem Grunde zu vermuthen sei, so müsse man ihn dort, wie in einer Zwickmühle festhalten, nämlich so, dass eine starke Armee bei Teplitz, die andere von Schlesien aus operire, und so wie er die eine angreifen wolle, müsse sie nie ein Gefecht annehmen, sondern so weit als möglich zurückweichen, die jenseitige aber sogleich angreifen. „Durch dieses Hin- und Herschieben müsse er am Ende mürbe gemacht werden, und wenn er zuletzt diese Stellung aufgeben müsse, so wäre vorauszusetzen, dass es in den Ebenen von Leipzig zu einer Hauptschlacht kommen werde, wo möglicher Weise die Einrichtungen so getroffen werden müssten, dass alle diesseitigen Armeekorps sich versammelten. — Nach langen Debatten hatte sich denn doch der Kronprinz von Schweden bewogen gefunden, in diesen Plan einzugehen, und er wurde

*) Nach andern Berichten rief Friedrich Wilhelm, von dem plötzlichen Erreigniss getroffen, aus: „Da möchte man ja die schwere Noth krigen.“

festgestellt." — Diess ist ein äusserst klares und bestimmtes Zeugniss, welches vielen darüber verbreiteten Irrthümern Ziel setzt, ohne dabei Bernadottes anderweitige Verdienste zu mindern.

Umgekehrt heisst es dagegen in dem zu Heidelberg 1842 gedruckten Buche des Herrn Fr. Schmidt, „Schweden unter Karl XIV. Johann": Der Kronprinz war die Seele der Berathungen, worin die Lebensfragen besprochen und gelöst wurden. Ihm verdankte man den Plan zum Feldzuge, der darin bestand, die drei grossen Armeen gegen die Fronte und die Flanken Napoleons operiren zu lassen, um seine Stellung zu überflügeln" (S. 83.). So ist nun einmal die Natur vieler neuern teutschen; aus Höflichkeit sind sie gegen alle Fremden gerecht, nur nicht gegen die eigenen Landsleute. Die Hauptwurzel dieses weit verbreiteten Fehlers liegt in der kosmopolitischen, an allgemeine Begriffe geknüpften Schmeichelei, diese wiederum in dem Mangel an öffentlicher, das heisst für die Gesammtheit bestimmter Erziehung. —

Jedoch die gegebenen Proben und Bemerkungen reichen wohl hin, um die Wichtigkeit der besprochenen Denkwürdigkeiten darzulegen. Es ist nur zu wünschen, dass sie, besonders in der jüngern, nur an Friedenswerke und ziemlich alltägliche Dinge gewöhnten Generation recht viele Leser und in der Stunde des Kampfes nacheifernde Nebenbuhler finden mögen. Denn Kants ewigen Frieden darf man eben so wenig wünschen, wie erwarten; die Menschheit bedarf auch des anomalen Krieges als eines strengen Zuchtmeisters, obschon er einstweilen trotz der angedroheten Allianz zwischen Frankreich und Russland den Pforten Teutschlands noch fern bleiben dürfte.

*Erinnerungen eines Preussischen Officiers aus den Jahren 1813 bis 1814. Koblenz, bei Bädeker. 266 S. 8. 1846.*

Der ungenannte Verfasser, welcher in dem zweiten Bataillon des ersten Infanterieregiments (früher des ersten ostpreussischen) als Subaltern- Officier diente, schildert auf anziehende Weise seine mannigfaltigen Abentheuer und Beobachtungen. Geben sie auch keine neue Aufschlüsse über bestrittene oder zweifelhafte Begebenheiten, so wird in ihnen doch mancher nicht unwichtige Beitrag zur historischen Kunde jenes bedeutsamen Zeitabschnittes niedergelegt. Der Schriftsteller lässt daher den guten Eigenschaften und Tugenden des Feindes volle Gerechtigkeit widerfahren, fern dem hohlen Schimpftone, welchen hin und wieder junge, mit keinen Kriegsgefahren vertraut gewordene Leute gegen Frankreich in Bausch

und Bogen anzustimmen pflegen. Wird es denn dadurch besser, dass nur an den Gänsekiel und an die Elle gewöhnte Patrioten neuern Styls gelegenheitlich wider den Kaiser Napoleon und die Rheingränze oder allfällig wider den kleinen Thiers in der augsburger Zeitung zu Felde ziehen? „Uebt euch in den Waffen, schmähet nicht auf die teutschen Freiheitskriege, weil sie etwa nicht Pressfreiheit brachten, und lasset das kirchlich-religiöse Gezänk fahren!" — das ist die Rolle, welche den Anfängen eines ernsten Lebens geziemt. Die unserm Dünken nach wichtigsten Abschnitte des die persönlichen Schicksale mit vieler Gewandtheit einschaltenden kleinen Buches betreffen das Lager bei Mitau (S. 24 ff.), die Konvention von Tauroggen (S. 37 ff.), das sehr sorgfältig erzählte Gefecht bei Merseburg (29. April 1813. S. 56 ff.), wo der Verfasser verwundet und gefangen wurde, den Aufenthalt im Sixterhospital zu Merseburg (S. 79 ff.) und im Hause des Domprobstes von Holleufer ebendaselbst (S. 101 ff.), die Schilderung des wackern französischen Obristen Morandini, eines Korsen (S. 113 ff.), die Schlachten bei Wartenburg (3. Oct.), Leipzig (S. 197) und bei Laon (9. März 1814. S. 246 ff.). Bei diesem Anlass wird ein bisher wenig bekannter Zug zur Charakteristik Yorks, welcher strenge Manneszucht und Gottesfurcht liebte, mitgetheilt. Die Soldaten nämlich hatten am 10. März angefangen, etliche Planken vom Glockenthurm der im Brande des Dorfes Athis verschont gebliebenen Kirche hinwegzureissen; denn es war kalt. Der General begnügte sich aber nicht mit der Unterdrückung des Unfuges, sondern liess des Nachmittags brigadenweise Feldgottesdienst halten und die Krieger ernst mahnen an Dank gegen Gott und an pünktliche Pflichterfüllung. Darnach nahm er selbst, zuerst in der Brigade des Generals von Horn, das Wort und sprach: „Grenadiere, Ihr habt gesehen, wie Gott über unsere Feinde durch uns als seine Werkzeuge gestern ein strenges Gericht halten liess. Hierbei habt Ihr in vollem Masse Eure Pflicht erfüllt. Das erkenne ich mit Dank und Stolz an. Aber bald nach dieser für Euch so ruhmvollen Begebenheit habt Ihr Euch herabgewürdigt und mein Herz tief verletzt. Denn in der furchtbaren Feuersbrunst, welche das uns hier nahe gelegene, einst schöne und blühende Dorf ganz verheerte, dessen zahlreiche Bewohner jetzt obdach- und nahrungslos in den Wäldern umherirren, verschonte Gottes allmächtige Hand allein sein Haus, die Kirche. Ihr aber habt Gottes schirmende Hand nicht erkennen wollen, indem Grenadiere heute sich vermassen, auch noch das geheiligte Gotteshaus zu zerstören. — Ein solches Betragen schändet den braven Soldaten. Verheisst mir, dass

unter Euch Einer für Alle, und Alle für Einen stehen wollen, damit ein solcher Frevel nie wieder von Euch verübt werde.“ — Im Namen der Brigade gab der General von Horn den Handschlag, die Grenadiere aber fühlten sich stark ergriffen und brachen in ein donnerndes Lebehoch aus. —

Einen ähnlichen Zug berichtet Graf Henckel (S. 291). „Bei den angreifenden Märschen und unsäglichen Entbehrungen, sagt er, war etwas Unordnung in die Truppen gerathen, und die Orte, die wir durchschritten, waren vielfach geplündert worden. General York hatte sein Hauptquartier am 2. März in Oulchy le Chateau, in einem so eben von allen Einwohnern verlassenen Schlosse. Da wurden plötzlich die Brigadiers und Regimentscommandeure nach dem Hauptquartier beordert; nachdem wir versammelt waren, trat der commandirende General unter uns und begann: „„Meine Herren, ich habe geglaubt, die Ehre zu haben, ein preussisches Armeecorps zu commandiren; ich commandire aber eine Räuberbande. Meine Herren, ich will nicht den grossen Abällino spielen, und ich werde einen Jeden vor ein Kriegsgericht ziehen, der nicht mit aller Strenge wieder Ordnung in die Truppen bringt!““

In diesem Augenblicke ritten zwei Markedenterinnen, die eine in einem kanariengelben seidenen, die andere in einem hellblauen seidenen Kleide, beide mit Hüten mit grossen Federn geschmückt, in Galopp vorbei. Der General, sie erblickend, rief in der grössten Entrüstung: „„Da sehen Sie, meine Herren! Schaffen sie diese verfluchten Menscher!““ Ehe man aber die Pferde fand und sich aufschwang, waren sie verschwunden, und nicht wieder zu finden.“ —

Haben wohl die französischen Marschälle eine Zucht der Art gehalten? Gewiss sehr selten oder gar nicht.

*Aus der Kriegszeit. Erinnerungen von Archibald Grafen von Keyserling, Obersten der Cavallerie a. D. Erste Abtheilung. Der von Thielmann'sche Streifzug. Mit einer Karte. Berlin, bei Alex. Duncker. 129. 8.*

In der Einleitung wird ein vergleichender Blick auf die Zeiten des Friedens und Krieges gerichtet; jener, von den Jüngern zweckmässig benutzt, begünstige die ungeheuren Fortschritte des Gewerbfleisses, Handels und Wandels, erzeuge sichtbar allgemeinern Wohlstand, dieser, ein eisernes Würfelspiel, sei in seiner Art auch grossartig. Ihn hätten die Aeltern mit den Waffen erkämpft, indess man jetzt gemüthlich im Streit die Feder gebrauche; denn diese und der Dampf beschäftigten, beherrschten wahrlich

Land und Meer, also dass die Entfernungen schwinden müssten. Das Drama der letzten, von den Verbündeten wider Napoleon und die Genossen desselben geführten Fehde biete noch mehre, wenig aufgehellte Nebenstücke. Ihnen gehörten die Freischaarenzüge unter Lützow, Colomb, Tschernischeff, Mennsdorf, Benkendorff, Tettenborn, Thielman, an. Die Geschichte des von dem zuletzt genannten Reitergeneral unternommenen Streifzugs schildert nun der Verfasser als einst mithandelnder Zeuge. Zuerst hebt er die Beweggründe und Zwecke hervor. Die aus Preussen, Russen und Oestreichern gegen Ende Augusts 1813 bei Teplitz gebildete, etwa 2200 Reiter zählende Schaar, welche der Sachse von Thielmann, damals russischer Generallieutenant, führte, sollte die grosse Strasse von Erfurt nach Leipzig beobachten, Konvois und Pulvertransporte aufheben, die Magazine im Rücken des französischen Heeres vernichten, Couriere auffangen, alle Verbindung des Feindes mit Erfurt und dem Rhein möglichst hemmen. — Mit Lebendigkeit und Sorgfalt werden die häufigen Gefechte, Märsche und Gegenmärche erzählt, durch welche die kleine, von Uebermacht bedrängte Schaar ihr gleichsam stets bewegliches Ziel festhielt und erreichte. Befehlshaber und Mannschaft wetteiferte miteinander an Eifer, Wachsamkeit und kühnem Muth. Manche aus Romantische streifende Abentheuer, wie sie einem rastlosen Reiterzuge nicht fehlen konnten, sind geschickt in die Darstellung der rein militärischen Ereignisse eingeflochten, und verleihen dem Büchlein die beliebte Würze des Pikanten. So besteht in dem Gefecht bei Stöhsen unweit Naumburg (10. Octbr.) der Rittmeister Graf Pückler mit dem herausfordernden Franzosen einen glücklichen Zweikampf (S. 80.), kommt in dem Gefecht bei Weissenfels (11. Septbr.) eine als Mann verkleidete und tapfer kämpfende Französin in Gefangenschaft, aus welcher sie grossmüthig nach gegebenem Ehrenworte, nicht wider die Allirten ein Jahr lang zu dienen, mit ihrem männlichen Begleiter und Waffengenossen entlassen wird. — Ein anderer Scherz, sagt der Verfasser S. 31, ist folgender: „Auf der Strasse stand ein bedeckter Fourgon; wahrscheinlich war der Führer desselben mit dem Pferde davongeritten. Als der verschlossene Deckel des Wagens von den Husaren mehrmals mit dem Säbel durchstochen wurde, liessen sich räthselhafte Töne von innen vernehmen. Die Husaren zerbrachen daher den Deckel, und wie aus dem trojanischen Pferde bewaffnete Krieger, krochen aus dem Bauche des Fourgons unter allgemeinem Gelächter der Sieger sechs Offiziere und zwei elegant gekleidete französische Damen mit Federhüten hervor! Die Damen versicherten, sie seien Generalsfrauen

und hätten in der Eile, als ihre Equipagen umgeworfen seien, sich in jenes Reduit (den Fourgon) geflüchtet und späterhin die versprengten Herren aufgenommen. Ein mit 100 Napoleons bezahlter Stabstrompeter schirmte fortan durch Halt- und Kehrtblasen die gefangenen Schönen wider die Zudringlichkeiten der Kosacken." — Aehnlichen Humor hat der Verfasser mehrmals in der kleinen Schrift entwickelt und sie dadurch auch für das feinere, gebildete Publikum geniessbar gemacht. Man muss die Fortsetzung wünschen.

**Kortüm.**

---

*Programma scholasticum de* Romanis Autobiographis *sive iis, qui de suo ipsi scripserunt vita. Ex auctoritate amplissimorum gymnasii Leidensis curatorum publicam discipulorum promotionem XII. Sept. MDCCCXLVI habendam indicturus scripsit* W. H. D. Suringar, *ph. Dr. gymnasii prorector.* 51 S. in gr. 4.

Wir geben dem Verf. Recht, wenn er es bedauert, dass der Gegenstand, den er hier einer näheren Untersuchung unterworfen hat, bisher weniger Beachtung gefunden, während er doch gewiss in mehr als einer Hinsicht eben so wichtig, als zu einer vollständigen und genauen Kunde der römischen Historiographie sogar nothwendig ist. Da nun der Verf. in dieser Schrift, die zugleich als ein erfreulicher Beweis einer bisher, so weit wir wissen, noch nicht in Holland üblichen Sitte gelten kann: den jährlich ausgehenden Gymnasiumsprogrammen wissenschaftliche Abhandlungen beizugeben, zunächst nur diejenigen römischen Schriftsteller berücksichtigt hat, welche ihr eigenes Leben geschildert, oder einzelne wichtige Ereignisse und Begebenheiten desselben zum Gegenstand eigener Schilderungen — Memoiren — gemacht haben, welche dann, weil sie meist von Männern ausgegangen, die eine wichtige Rolle gespielt, auch weitere Verbreitung bald gefunden, wiewohl davon kaum Etwas auf unsere Zeit gekommen ist, so möchten wir an diese Aufgabe noch eine zweite, damit innig verknüpfte anreihen, welche überhaupt die Memoirenschreibung des alten Rom, insbesondere der früheren (republikanischen), und auch der Kaiserperiode einer erneuerten und umfassenden Untersuchung unterstellte, die auf diesen, wie wir glauben, nicht unbedeutenden Theil der römischen Historiographie, der sich an die ersten Versuche der Annalistik unmittelbar anreiht, und jedenfalls eine von dieser verschiedene Richtung genommen hat, auch von ganz andern Männern gepflegt worden ist, gewiss manches neue Licht werfen würde. Die

Annalisten, denen man in neuester Zeit eine grössere Theilnahme, wie mehrere einzelne Versuche und Monographieen zeigen, zugewendet hat, mögen allerdings, so wie sie überhaupt die ersten Stufen der römischen Geschichtschreibung bilden (über deren Verhältniss zu Griechenland und Abhängigkeit von griechischen Quellen wir immer hier noch nicht in dem Grade orientirt sind, als diess zu wünschen wäre), eben so auch zur Memoirenschreibung, welche den nächsten Fortschritt und gewissermassen den Uebergang zur eigentlichen Historie bildet, immerhin den Anstoss um so eher gegeben haben, als die ganze Fassung und Darstellung der ersten Annalisten gewiss mehr auf den Inhalt als die Form gerichtet war, demnach in der trocknen Aufzählung oder Angabe der Ereignisse wenig Anziehendes für den haben konnte, der nicht blos die Kunde der nächsten Vergangenheit gewinnen, sondern auch über die Ereignisse und Begebnisse früherer Zeiten in angenehmer Weise belehrt und jene Ereignisse in einer ansprechenden Form dargestellt wissen wollte; um so mehr, als die im letzten Jahrhundert der Republik immer mehr sich ausbreitende rhetorische Richtung, welche durch zahlreiche griechische Rhetoren, Sophisten und Grammatiker genährt ward, auch in Bezug auf Geschichte alsbald sich geltend machen und andere Forderungen an den, welcher auf diesem Felde sich versuchte, stellen musste. Die Biographie, das Memoire, bot aber schon seiner Natur nach, die es nicht blos auf die Darstellung von Fakta hinwies, sondern auch die Besprechung und Würdigung derselben, von dem subjectiven Standpunkte des Schreibenden aus, in den Kreis der Behandlung zog, mithin auch auf die *Motive* der handelnden Personen, auf den letzten Grund und die Quelle der Ereignisse zurückzugehen und diese darzustellen suchte, die passendste und nächste Gelegenheit dem Staatsmanne dar, der selbst als Redner im Staat sich hervorgethan, und nun in gleicher Weise seine politische oder kriegerische Handlungsweise darstellen, ja auf diesem Wege selbst rechtfertigen und einem grösseren Kreise, als dem der blossen Zuhörer, empfehlen konnte. Wenn wir in Griechenland, das doch sonst Rom die Muster in Poesie und Wissenschaft gab, die Biographie wie die Memoirenschreibung keineswegs einen solchen Gang verfolgen oder auf diese Weise sich ausbilden sehen, so war es andrerseits doch eben nur die griechische Sophistik und Rhetorik, welche in Rom diese Erscheinung hervorrief, indem sie vorzugsweise die höheren Stände ergriff und einzelne angesehene Glieder derselben, die im Staate die ersten und höchsten Stellen eingenommen, unwillkührlich zu einer dieser Richtung angemessenen und entsprechenden Thätigkeit führte. Diese konnten sich nicht

in der Behandlung spekulativer und metaphysischer Gegenstände gefallen, sondern waren auf das Gebiet des Lebens und des Staates, als auf einen weit würdigeren und nützlicheren Gegenstand geführt, in welchem zugleich eben diese rhetorische Richtung und Bildung sich weit besser zeigen und bewähren konnte, als auf dem Gebiete der reinen Philosophie oder Speculation, die, ohne Praxis, nun einmal in den Augen des Römers keinen weiteren Werth ansprechen konnte. Auf diesem Wege, denken wir, wurden die Römer zur Biographie, insbesondere zur Autobiographie geführt; und alle, die in der letzteren, so weit wir wissen, sich versucht, waren Männer der höheren Stände, welche die höchsten Staatsämter bekleidet, eine grosse politische Rolle mehr oder minder gespielt hatten, also keineswegs gelehrte Grammatiker oder Rhetoren, Freigelassene und dergleichen, die in Rom allerdings vielfach mit der Geschichtschreibung sich befasst und auch theilweise in Lebensschilderungen ihrer Herren oder Gönner sich versucht haben — man denke an einen Tiro, oder an einen Lucius Otacilius Pilitus, welcher nach Suetonius (De clar. rhett. 3) zuerst in derartigen Versuchen als Freigelassener aufgetreten, „primus omnium libertinorum, ut Cornelius Nepos opinatur, scribere historiam orsus non n i s i a b h o n e s t i s s i m o q u o q u e s c r i b i s o l i t a m," oder auch selbst an einen Epicadus, den gelehrten Grammatiker und wissenschaftlich gebildeten Freigelassenen des Sulla, dessen unvollendet hinterlassene Memoiren er vervollständigte (Sueton. De illustr. gramm. 12). Es mag aber eben jene Aeusserung des Suetonius zugleich als Bestätigung unserer Behauptung dienen, dass die Autobiographie in der früheren Periode Rom's nur auf bedeutende und angesehene Staatsmänner beschränkt gewesen, oder vielmehr von diesen in der oben bezeichneten Weise ausgegangen sey. Dass auch politische Motive an die Abfassung solcher Memoiren des eigenen Lebens sich geknüpft, mag, auch ohne dass bei dem Untergang der ganzen derartigen Literatur bestimmte Belege dafür aus noch vorhandenen Resten entnommen werden können, wohl glaublich seyn, da es zu sehr in der Natur der Sache selbst liegt, um von der Hand gewiesen zu werden; aber wir möchten aus dieser Rücksicht allein doch nicht die ganze Erscheinung herleiten, wie diess die Ansicht unseres gelehrten Verfassers zu seyn scheint, welche am stärksten in folgenden Worten (S. 2) sich ausgesprochen findet: — „haec igitur si cogitamus, nequaquam dubium videtur esse, quin omnibus iis (autobiographis) haec una eademque fuerit scribendi causa, ut defenderent se, non ut gloriarentur utque aequalibus suis explicarent, quales semper fuerint in rempublicam, quamque indigne

experti sint ingratos civium suorum animos." Dass dieser Rücksicht der Selbstvertheidigung oder Rechtfertigung des eigenen politischen Verfahrens, der politischen Grundsätze und zwar mehr in der geschichtlichen Darstellung und Erzählung selbst, als in eigenen, darum beigefügten Ausführungen, einige Rechnung getragen worden, wollen wir keineswegs bestreiten oder bezweifeln, weil es schon in dem Wesen einer solchen Darstellung und in ihrer Entstehung selbst liegt, auch mit dem bemerkten rhetorischen Charakter derartiger Versuche zusammenhängt; aber dass sie ganz aus solchen Motiven hervorgegangen, scheint uns zu Viel behauptet.

Im Ganzen sind es nun dreizehn Römer, theils angesehene Staatsmänner, theils auch Kaiser (was die spätere Periode betrifft), von welchen Selbstbiographien, oder doch Memoiren, Schilderungen der eigenen Erlebnisse und Thaten nachweisbar sind; dass aber ihre Zahl, wie überhaupt die Zahl der biographischen Schriftsteller, bedeutender gewesen, möchten schon die bekannten, auf eine Allgemeinheit der Sitte hinweisenden Worte des Tacitus zu Anfang des Agricola: Clarorum virorum facta moresque posteris tradere antiquitus usitatum u. s. w. vermuthen lassen, sowie sie überhaupt andeuten können, dass die römische Biographie, auch die Autobiographie, keine bloss politischen Zwecke verfolgt und ausschliesslich zur Vertheidigung der von ihren Verfassern befolgten politischen Grundsätze und Handlungen bestimmt gewesen. Wir glauben vielmehr, dass auch ein praktischer Zweck dieser Biographien in dem Streben lag, Nacheiferung zu erwecken bei dem jungen Geschlecht, und überhaupt bei denjenigen Lesern, für welche man zunächst schrieb, zu ähnlichen Thaten und Handlungen, zu gleicher, keine Opfer scheuenden, in Allem sich bethätigenden Vaterlandsliebe anzuregen und so für Rom's Grösse und Macht zu wirken. Und daraus mag auch die strengere Wahrheitsliebe jener autobiographischen Darstellungen, das grössere Vertrauen, das wir in die Treue und Wahrheit solcher nicht durch blosse Parteiinteressen eingegebenen Schilderungen nach des Tacitus Ausspruch setzen können, zu bemessen seyn. Ac plerique, schreibt dieser, suam ipsi vitam narrare, fiduciam potius morum quam arrogantiam arbitrati sunt: nec id Rutilio et Scauro citra fidem aut obtrectationi fuit. Dass die Biographie der Kaiserzeit freilich einen andern Charakter durch die Einwirkung der Zeiten angenommen hat, und darum nicht den Grad historischer Treue ansprechen konnte, hebt der Verf. S. 3 mit allem Rechte hervor. Seine nächste Aufgabe geht nun dahin, diese Autobiographien des alten Rom's einzeln nacheinander aufzuführen, von ihrem Leben eine kurze Skizze zu geben, dann auf ihre Autobiographien selbst einzuge-

hen, und, was von denselben in einzelnen Nachrichten oder Bruchstücken vorkommt, zusammenzustellen, um so wenigstens einen vollständigen Ueberblick über Das zu gewinnen, was davon auf unsere Zeit gekommen, so spärlich und gering diess auch im Ganzen ist. Denn leider sind hier die Lücken gar zu gross, oder vielmehr die Trümmer des Verlorenen gar oft zu gering, um nur einigermassen daraus auf die Grösse des Verlustes schliessen, oder dessen Inhalt, wenn auch nur im Allgemeinen und muthmasslich, bestimmen zu können. Zuerst erscheint (§. 1. p. 4 ff.) M. Aemilius Scaurus, dessen Leben uns in einer sorgfältigen und gedrängten Skizze dargestellt wird, wobei besondere Rücksicht auf die Angabe der zahlreichen Streitigkeiten und Feindschaften genommen wird, in welche Scaurus während seiner langen politischen Laufbahn sich verwickelt sah. Eben dieser Umstand — die zahlreichen Angriffe und Fehden — vermuthet nun der Verfasser, hätten den Scaurus veranlasst zu einer Autobiographie, in der Absicht, seine Mitbürger zu belehren: „quae reipublicae causa perferre qualisque semper in unumquemque esse sustinuisset." Fasst man diesen Zweck etwas allgemeiner in dem oben angegebenen Sinne auf, so haben wir keine Einsprache zu erheben, die wir nur dann einlegen möchten, wenn ein ganz bestimmter, polemischer oder apologetischer, Zweck in die Abfassung des Werkes gelegt werden wollte, das leider jetzt in den wenigen daraus noch erhaltenen, durch spätere Grammatiker, vielleicht nicht einmal aus dem Werke selbst, sondern aus abgeleiteten Quellen, citirten Stellen keinen Aufschluss über seinen Inhalt und seine Tendenz zu geben vermag. Wir sehen daraus nur so viel, dass es einigen Umfang gehabt haben muss, indem ein drittes Buch citirt wird, und dass es in lateinischer Sprache abgefasst war; mit, wie wir vermuthen, aus dem Grunde, weil durch eine Darstellung in griechischer Sprache jener praktische und vaterländische Zweck kaum hätte erreicht werden können.

Nun folgt P. Rutilius Rufus, dessen wichtigste Lebensmomente gleichfalls den wenigen Bruchstücken vorausgehen, welche von seiner mindestens aus fünf Büchern bestehenden Selbstbiographie noch auf uns gekommen sind. Auch sie sind zu unbedeutend, um daraus über Inhalt und Tendenz dieser Biographie Etwas zu entnehmen, und insbesondere darüber sich zu vergewissern, ob der Zweck des ganzen Unternehmens auch nur auf eine Selbstvertheidigung hinausgegangen, mithin reine politische Motive dasselbe hervorgerufen; was wir, auch bei den mannigfachen Lebensschicksalen dieses Mannes, der, von Rom vertrieben, im Exil starb, immerhin bezweifeln möchten, zumal da der stoische Gleichmuth,

mit welchem er sein Missgeschick ertrug, ausdrücklich hervorgehoben wird (vergl. Senec. Ep. 24, 3). Damit übrigens wollen wir nicht der Vermuthung des Verfassers entgegentreten, der ihn diese Memoiren im Exil, also gegen das Ende seiner Laufbahn, abfassen lässt; schwerlich mochte Rufus bei einem so viel bewegten Leben und mitten in seiner politischen Thätigkeit auch zu solchen literärischen Arbeiten nur Zeit gefunden haben. An dritter Stelle folgt Q. Lutatius Catulus, des Marius College im Consulat im Jahr 652 u. c. während des Kampfes mit den Cimbern. Wir wissen aus Cicero (Brut. 35), dass er ein Buch „de consulatu et de rebus gestis suis" in Xenophontischem Style geschrieben und dieses seinem Freunde, dem Dichter A. Furius (wahrscheinlich dem durch seine versificirten Annalen bekannten A. Furius Antias) dedicirt; aber diess ist, ausser einer, nicht einmal aus dem Werke selbst, sondern, wie es scheint, aus zweiter Quelle, geschöpften Anführung bei Plutarch im Marius cap. 26, auch Alles, was wir über diese historische Production überhaupt wissen; daher mit Recht der Verfasser (S. 12) es durchaus ungewiss lässt, welche Gründe den Catulus zu dieser Schrift veranlasst, ob die Absicht, zu zeigen, dass ihm so gut wie dem Marius die Ehre des Triumphs zukomme, oder das Streben, dem Hass des Marius entgegenzutreten, der später den Catulus in den Tod stürtzte. Etwas mehr wissen wir von den Memoiren Sulla's, ja wir besitzen von ihnen sogar einen namhaften Theil, wenn die Vermuthung Grund hat, dass Plutarch im Leben des Sulla (und zum Theil wohl auch in dem des Marius) vorzugsweise diese Memoiren benutzt und ausgezogen hat. So sehr nun auch bei der Allgemeinheit, in welcher Heeren diese Ansicht ausgesprochen hat, eine nähere Untersuchung zu wünschen ist, so stehen wir doch nicht an, jene Vermuthung für wahrscheinlich zu halten, weil es Plutarch's Sitte bei seinen Biographien ist, sich einen derartigen Hauptführer zu wählen, dem er vorzugsweise sich anschliesst und an dessen Angaben er andere, zumal abweichende, anreiht, oder die er durch einzelne, Effect machende Nachrichten aus andern Autoren vervollständigt und erweitert. (Vergl. auch Kiene: der römische Bundesgenossenkrieg p. 233 ff. 318.) Dass Sulla in der Zeit seines Rücktritts vom öffentlichen Leben bis zu dem freilich schon bald nachher, nach Verlauf eines Jahres, erfolgten Tod mit Abfassung dieser an Lucullus gerichteten Memoiren hauptsächlich beschäftigt gewesen, dünkt uns eine richtige Ansicht des Verfassers (S. 15) zu seyn; der Einwurf, der aus dem verhältnissmässig bedeutenden Umfang dieser Memoiren gemacht werden könnte, scheint nicht von Belang, wenn wir,

auch abgesehen davon, dass Sulla dazu wohl den Stoff schon längst gesammelt und vorbereitet haben mochte, an die Schnelligkeit denken, mit der z. B. auch Cicero in der letzten Zeit seines Lebens seine philosophischen Schriften in der Mehrzahl, eine nach der andern, abfasste, dann bei Sulla wohl auch an die Mitwirkung und den Beistand gelehrter Griechen, die er um sich hatte, und die er dabei als Gehülfen und Secretäre benutzte, zu denken ein Recht um so mehr haben, als Suetonius De illustr. Gramm. 12. ausdrücklich einen solchen in der Person eines seiner Freigelassenen, des Cornelius Epicadus bezeichnet, welcher das letzte Buch dieser Memoiren, über dessen Ausarbeitung Sulla starb, vervollständigte: „librum autem, quem Sulla novissimum de rebus suis imperfectum reliquerat, ipse supplevit.“ Es war diess aber wohl das zwei und zwanzigste Buch, wie wir aus Plutarch ersehen, der jedoch von einer solchen Mitwirkung des Epicadus Nichts weiss, oder doch Nichts davon uns berichtet hat. ὁ δὲ Σύλλας, heisst es Vit. Sull. 37, οὐ μόνον προέγνω τὴν ἑαυτοῦ τελευτὴν ἀλλὰ τρόπον τινὰ καὶ γέγραφε περὶ αὐτῆς· τὸ γὰρ εἰκοστὸν καὶ δεύτερον τῶν Ὑπομνημάτων πρὸ δυεῖν ἡμερῶν ᾗ ἐτελεύτα γράφων ἐπαύσατο κ. τ. λ. Dass diese Memoiren nicht griechisch, sondern lateinisch geschrieben waren, hat der Verfasser richtig gegen Heeren gezeigt. Einige Stellen daraus bei Gellius und Priscianus beweisen diess unwidersprechlich; sie scheinen auch dafür zu sprechen, dass Sulla in diesen Memoiren ziemlich weit ausgeholt und mit der Geschichte seines eigenen Geschlechts begonnen hatte. Die Veranlassung zur Abfassung dieser Memoiren glaubt der Verf. (S. 16) einerseits in dem Streben des Mannes nach Ruhm, also in seinem Ehrgeiz zu finden, anderseits aber besonders auch in dem Umstand, dass Sulla nach Niederlegung der Dictatur wohl bemerken musste, dass er mit so Vielen, deren Güter er eingezogen, deren Verwandte und Angehörige durch ihn in Tod und Verbannung gestürzt worden waren, sich verfeindet, dass er mithin wohl es für nöthig ansehen musste, vor diesen sich zu rechtfertigen und seine durch höhere Staatsinteressen gebotene Handlungsweise zu entschuldigen, oder doch in einem andern Lichte darzustellen. Ob er aber bei diesen, auch angenommen, er hätte einen solchen Zweck wirklich gehabt, denselben erreicht, möchten wir bezweifeln und darum lieber darin einen Grund finden, dass Sulla die Begebnisse seines Lebens gewiss lieber durch eine von ihm ausgegangene Darstellung derselben der Nachwelt überliefert zu sehen wünschte, als durch die Feder eines Andern, es sei eines Freundes und Anhängers, oder eines Feindes und Gegners, da in dem einen wie in dem andern Fall die Nachwelt eine Parteilichkeit für oder wider Sulla darin leicht gefunden haben würde.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 23. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Suringar: De Romanis Autobiographis.

(Schluss.)

Und wenn diese seine Memoiren wirklich der Darstellung seines Lebens bei Plutarch hauptsächlich zu Grunde liegen, so hat er auch gewissermassen seinen Zweck nicht ganz verfehlt. — Nach Sulla kommt der Polyhistor M. Terentius Varro, dessen Schrift De vita sua der Grammatiker Charisius an einer Stelle citirt; alle weiteren Nachrichten fehlen, obwohl es an und für sich keineswegs unglaublich oder unwahrscheinlich ist, dass ein Mann, der so viele Bücher geschrieben, auch eine Schilderung seines eigenen, fast ein Jahrhundert umfassenden Lebens in den letzten Jahren desselben gegeben. Leider lässt sich aus der einen Stelle des Charisius, in welcher diese Schrift bloss wegen einer darin vorkommenden Declinationsform citirt ist, nichts Näheres entnehmen.

Mehr, als von Varro, ist von Cicero zu berichten, obwohl auch hier wenig mehr, als Namen und Titel der Schriften, auf uns gekommen ist. Denn wenn auch Cicero keine eigentliche Selbstbiographie abgefasst hat, so hat er doch Mehreres, was die Geschichte und die Ereignisse des eigenen Lebens betrifft, in Prosa wie in Versen geschrieben; dieses ist es nun, was der Verfasser hier der Reihe nach bespricht; zuerst das von Asconius erwähnte Memoire: Liber de suis consiliis s. Expositio suorum consiliorum, eine Rechtfertigung des eigenen politischen Verfahrens enthaltend und wahrscheinlich um die Zeit seines Consulats geschrieben, aber schwerlich, wie Drumann annimmt (an dem gleich anzuf. Orte), identisch mit dem Liber ἀνέκδοτος, oder dem βιβλίον ἀπόῤῥητον; dann der Brief an Pompejus, der damals in Asien abwesend war, über seine consularische Amtsführung; ferner eine griechisch abgefasste Schrift über sein Consulat, die (nach ad Attic. I., 19 vgl. II., 1) auch lateinisch bearbeitet werden sollte, was aber, wie es scheint, unterblieb, indem keine weitere Spur davon vorhanden ist; von einem grösseren, wenigstens drei Bücher umfassenden, denselben Gegenstand behandelnden lateinischen Gedicht De consulatu haben wir noch einige Reste, die unser Verfasser mit Recht von einem andern, verwandte Ge-

genstände behandelnden, auch in drei Bücher abgetheilten Gedicht De temporibus (V. ad Famill. I. 9. §. 23.) unterscheidet; er vermuthet (S. 26), in dem ersten Gedicht habe Cicero die Thaten seines Consulats (also seine ruhmvolle Unterdrückung der Catilinarischen Verschwörung und die Rettung des Vaterlandes) besungen, in dem andern aber die später eingetretenen harten Ereignisse, die Angriffe und Verfolgungen der Gegner, welche seine Verbannung von Rom, aber auch seine glanzvolle Rückkehr zur Folge hatten, was gleichfalls in diesem Gedichte dargestellt gewesen; jedoch wegen des die Gegner eben so sehr verletzenden, als die politischen Anhänger und Freunde des Cicero verherrlichenden Inhalts wäre, wie der Verfasser (S. 27) vermuthet, dieses Gedicht in keinem Falle vor Cäsar's Tod, oder, was er noch lieber annehmen möchte, nie in's Publikum ausgegeben worden. Er bezieht sich dabei auf die Stelle eines Briefes des Cicero an Atticus XIV. 17 (nicht XIV. 7, wie wir S. 27 citirt finden), welcher im Jahr 710 u. c. geschrieben ist, um daraus zu erweisen, dass um diese Zeit wenigstens das Gedicht noch nicht völlig beendet gewesen, und auch noch nicht unter das Publikum gekommen; diese Stelle lautet folgendermassen: „Librum meum illum ἀνέκδοτον nondum ut volui perpolivi. Ista vero, quae tu contexi vis, aliud quoddam separatum volumen exspectant. Ego autem — credas mihi velim — minore periculo existimo contra illas nefarias partes vivo tyranno dici potuisse quam mortuo.“ Um aber hier bei den Worten „librum meum illum ἀνέκδοτον“ etc. an das Gedicht De temporibus zu denken, von welchem Cicero an Lentulus a. a. O. im Jahre 700 u. c. schreibt: „Scripsi etiam versibus tres libros de temporibus meis, quos jam pridem ad te misissem, si esse edendos putassem — sunt enim testes et erunt sempiterni meritorum erga me tuorum meaeque pietatis — sed quia verebar, non eos, qui se laesos arbitrarentur (etenim id feci parce et molliter), sed eos, quos erat infinitum bene de me meritos omnes nominare. Quos tamen ipsos libros, si quem, cui recte committam, invenero, curabo ad te perferendos,“ — dazu fehlt uns in der That der genügende Grund. Denn das Buch, das im Jahre 700 schon fertig war, und nur auf passende Gelegenheit wartet, um dem Lentulus zuzugehen, kann nicht im Jahre 710 ein noch nicht vollendetes seyn, das noch der letzten, beabsichtigten Feile bedarf („nondum, ut volui, perpolivi“); wir müssen daher bei dieser letzten unvollendeten Schrift an etwas ganz Anderes denken, als an das Gedicht De temporibus, und finden diess angedeutet in einer andern Stelle eines Briefes des Cicero an Atticus II. 6 (vom Jahre 695) in den Worten: „Itaque ἀνέκδοτα,

quae tibi uni legamus, Theopompio genere aut etiam asperiore multo pangentur.“ Dass hier nicht an das Gedicht De temporibus zu denken ist, zeigt schon der Gegensatz in den Worten: „Theopompio genere aut etiam asperiore multo“ und in den Worten: „etenim id feci parce et molliter.“ In dem Gedicht De temporibus hatte Cicero sich mit Vorsicht, so wie mit Schonung und Milde über seine Gegner ausgelassen; in den ἀνέκδοτα mit Schärfe und Bitterkeit; und wohl mögen dieselben nie in grössere Kreise gekommen und darum auch der Nachwelt nicht erhalten worden seyn; gewiss aber waren diese geheimen Memoiren, auf welche wir mit Drumann (Geschichte Rom's, VI. p. 360 ff.) auch das βιβλίον ἀπόῤῥητον beziehen, welches nach Dio Cassius XXXIX. 10. Cicero abgefasst hatte, wohl zu unterscheiden von dem Gedichte, von welchem Dio nicht hätte sagen können: βιβλίον μέντοι τι ἀπόῤῥητον συνέθηκε. Wir können daher auch dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er diese Worte ebenfalls auf das, nach seiner Vermuthung nie unter das Publikum gekommene Gedicht De temporibus beziehen will; demgemäss werden von ihm auch einige Verse, bei denen es allerdings zweifelhaft oder ungewiss ist, ob sie diesem Gedicht, oder dem andern De consulatu zugehörten, dem letzteren zugewiesen; aber auch nicht einmal diesem, welches, wie die übrigen Bruchstücke zeigen, in Hexameter abgefasst war, würden wir wagen, die beiden, bei Quintilian Inst. Or. XI. 1. §. 24. befindlichen Stellen aus Cicero's Poesien zuzuweisen, welche wohl Niemand in der auf uns gekommenenen Fassung für Hexameter wird halten können: „Jovem illum, a quo in consilium deorum advocatur“ und: „Minervam, quae omnes eum artes edocuit.“ Sie gehörten wohl andern Gedichten des Cicero, nicht aber einem der beiden hier in Frage stehenden, an und werden darum wohl hier aus p. 25 entfernt werden müssen. Zuletzt bespricht der Verfasser noch die Stelle Cicero's in dem Briefe an Lucceius (vom Jahre 698 u. c.) ad Famm. V. 12, worin Cic. von seiner Absicht, ein grösseres historisches Werk zu liefern, spricht: „si enim suscipis causam, conficiam commentarios rerum omnium.“ Wenn hier wirklich an ein grösseres, von Cicero beabsichtigtes Werk zu denken ist, so möchten wir lieber an das Werk denken, von welchem Plutarch. Vit. Cicer. cap. 41 init. schreibt: διανοούμενος δ' ὡς λέγεται, τὴν πάτριον ἱστορίαν γραφῇ περιλαβεῖν κ. τ. λ.

An Cicero wird C. Julius Cäsar angereiht, nicht sowohl, um auch ihn den Autobiographien Rom's anzureihen, als vielmehr um nachzuweisen, dass nach den über ihn und seine Schriften uns zugekommenen Nachrichten ihm keine Stelle unter diesen gebührt. Wir sind mit die-

sem negativen Resultat um so mehr einverstanden, als es hier hauptsächlich galt, den Beweis zu führen, dass die bei Plutarch im Leben des Cäsar cap. 21 erwähnten Ἐφημερίδες durchaus kein besonderes, von den noch vorhandenen Commentarien verschiedenes Werk gewesen. Diesen Beweis hat schon früher Dawes und jetzt der Verfasser in einer solchen Weise geliefert, dass der neueste Versuch von Horkel (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit I. 1. p. 121 ff. — wo man freilich eine solche Untersuchung am wenigsten erwarten sollte), die Ἐφημερίς als ein von den Commentarien verschiedenes, in griechischer Sprache von Cäsar abgefasstes Tagebuch darzustellen, dagegen nicht aufkommen kann.

Die Reihe der Kaiser, welche als Autobiographen aufgetreten, beginnt mit Augustus, über dessen Memoiren der Verfasser die betreffenden Angaben aus Sueton zusammengestellt und mit Bemerkungen begleitet hat, auf welche dann die Fragmente selbst folgen. Das Motiv des Augustus zu dieser Selbstbiographie in dreizehn Büchern glaubt der Verf. in der Absicht desselben zu finden, seine früheren Handlungen während des Triumvirats in Vergessenheit zu bringen („ut averteret a se, quantum fieri posset, facinora in triumviratu perpetrata"), und zugleich durch die Erwähnung mancher rühmlichen Thaten politische Gegner oder Missvergnügte mit dem durch ihn geschaffenen Zustand, und dadurch auch mit seiner eigenen Person auszusöhnen. Am Schlusse wird noch, hinter den Fragmenten, Heeren's Bemerkung, welcher in Plutarch's Leben des Antonius diese Selbstbiographie hauptsächlich benutzt glaubt, mitgetheilt, womit wir noch verbinden die Erörterungen von Egger: Examen critique des historiens anciens de la vie et du regne d'Auguste (Paris 1844) p. 16 ff. zunächst über die Tendenzen des Augustus bei diesen Memoiren seines Lebens und über die verschiedentlich bei verschiedenen Schriftstellern daraus noch entnommenen Nachrichten. An diese Memoiren schliessen sich die des Agrippa, von denen aber kaum ein, oder auch ein zweites Bruchstück noch erhalten ist, was uns nicht erlaubt, darnach Inhalt und Tendenz desselben näher zu bestimmen. Unser Verf. vermuthet (p. 37), dass Agrippa in den spätern Jahren seines Lebens, in dem gezwungenen Aufenthalt zu Mitylene, diese Selbstmemoiren geschrieben, und dass ihn dabei hauptsächlich politische Motive geleitet, in so fern er in einer solchen Schrift ein Mittel der Selbstvertheidigung wider ungerechte Verdächtigung gefunden. — „Dicamus Agrippae hanc ante omnia suisse scribendi causam, ut falsa liberaret se affectati imperii suspicione expositisque iis, quae in patriae suae commodum fecisset et aequales et posteritatem doceret, debuisse sibi obtingere meliorem sortem, quam quae nunc obtigisset" (p. 37).

Von den Memoiren des Kaisers **Tiberius** hat uns der einzige Suetonius in dem Leben dieses Kaisers cap. 61 eine sichere Angabe hinterlassen, welche auf des Sejanus Bestrafung sich bezieht; die Worte des Suetonius („Etsi commentario, quem de vita sua summatim breviterque composuit, ausus est scribere etc.“) lassen uns kaum an eine umfassende Autobiographie denken, sondern an eine blosse Skizze, welche die Haupthandlungen des Kaisers kurz verzeichnet hatte; selbst der Ausdruck **ausus est scribere** lässt, wie auch der Verfasser die Sache ansieht, einen Zweifel an der Wahrheit und Treue dieser Aufzeichnung, wenn sie als Vertheidigung oder Rechtfertigung der Gräuelthaten dieses Kaisers dienen sollte, wohl aufkommen. Der Verfasser ist nämlich der Meinung, dass Tiberius durch ähnliche Rücksichten wie Augustus zur Abfassung dieser Schrift bewogen worden, in welcher er in ähnlicher Art, wie diess Augustus gethan, die Handlungsweise seiner jüngeren wie seiner späteren Jahre in einem besseren Lichte darzustellen und gleichsam zu beschönigen gesucht habe. Bei dem Mangel weiterer Aufschlüsse oder Fragmente dieser Schrift wagen wir in der That kein Urtheil über Inhalt oder Tendenz derselben auszusprechen. Nicht besser sind wir unterrichtet über die acht Bücher der Autobiographie des Kaisers **Claudius**, worüber nur der einzige Suetonius gleichfalls Etwas berichtet in den Worten: „composuit et de vita sua octo volumina, magis inepte quam ineleganter.“ Hier bezieht der Verfasser das **magis inepte** auf den Inhalt der Schrift, auf die Handlungen des Claudius, das **quam ineleganter** aber auf den Styl und Ausdruck (p. 42), und er glaubt aus der Betrachtung des Lebens und Charakters dieses Kaisers zu folgendem Resultat zu gelangen: „Claudium in hisce scriptis perfectam sui expressisse imaginem, id est, fuisse ipsum hominem ineptum, carentem omni ingenua liberalique indole, destitutum arte et peritia ad imperandum necessaria, verbo indignum, qui Imperatoris munus obtineret: fuisse tamen simul non inelegantem, satis eruditum liberalibus disciplinis, doctum arte scribendi, verbo dignum qui in literis elaboraret“ (p. 40.). Der Gemahlin dieses Kaisers **Agrippina**, der Tochter des Germanicus, die in erster Ehe vermählt war mit Domitius, von dem sie den Nero gebar, werden von Tacitus (Ann. IV. 53) ebenfalls **Commentarii** beigelegt, in welchen sie „vitam suam et casus suorum posteris memoravit.“ Aber leider kommt nur noch eine Erwähnung dieser Memoiren vor bei Plinius Hist. Nat. VII. 6, 7, wo von der ungewöhnlichen Geburt des Nero mit vorwärts gekehrten Füssen die Rede ist. Der Verfasser vermuthet nun, dass diese Stelle in Verbindung gestanden mit Angaben über das unge-

wöhnliche, grausame Naturell des Nero, dass mithin auch die Schrift zu einer Zeit geschrieben worden, in der bereits zwischen Mutter und Sohn Misshelligkeiten ausgebrochen, vielleicht kurz nachdem jene aus dem Pallast vertrieben worden (p. 44). Nahe liegt es allerdings, zu vermuthen, dass Agrippina in diesen Memoiren Manches über Augustus und Agrippa, wie über ihren Vater Germanicus und ihre Mutter Agrippina mitgetheilt; doch fehlen über diess Alles nähere Nachrichten. In der nachfolgenden Zeit hören wir von Selbstmemoiren des Kaisers Hadrianus; dass Ruhmsucht ihn dazu veranlasst, schliesst der Verfasser mit Recht aus der Nachricht, welche Aelius Spartianus in seiner Biographie dieses Kaisers, bei deren Abfassung er wohl von der Schrift des Kaisers öfteren Gebrauch gemacht haben mag, als wir jetzt nachzuweisen im Stande sind, darüber gibt cap. 16: der Kaiser schämte sich, diese Memoiren unter seinem Namen in's Publikum zu bringen; sein Freigelassener Phlegon, ein gebildeter Grieche, musste dazu den Namen hergeben; auch waren diese Memoiren, wie der Verfasser nicht ohne Grund vermuthet, griechisch geschrieben; ihren Untergang betrachten wir übrigens mit ihm als einen Verlust für die geschichtliche und geographische Kunde jener Zeit. Der letzte vom Verfasser als Autobiograph aufgeführte Kaiser ist L. Septimius Severus, welcher, nach der Angabe des Aelius Spartianus (Vit. Sever. 18. vrgl. Aurel. Victor de Caesar. cap. 20. §. 22.) „vitam suam privatam publicamque ipse composuit ad fidem, solum tamen vitium crudelitatis excusans." Dass Spartianus diese Biographie vor sich hatte und benutzte, zeigen mehrere Angaben; dass er aber auch in Manchem, namentlich bei den Nachrichten über Feinde und Gegner, derselben nicht völligen Glauben schenkte, ist gleichfalls daraus ersichtlich; diess hat der Verfasser mit Recht hervorgehoben; seiner Erklärung der Worte vitam suam privatam publicamque stimmen wir bei, so dass unter vita privata die Zeit vor der Erhebung auf den kaiserlichen Thron, unter vita publica aber die nachfolgende Regierungszeit gemeint ist. Die noch vorhandenen Fragmente oder Nachrichten aus dieser Biographie sind mit gleicher Sorgfalt und Vollständigkeit, wie diess auch bei den übrigen Autobiographen der Fall ist, am Schlusse zusammengestellt.

Wir glauben zu diesen kaiserlichen Autobiographen noch zwei hinzufügen zu können, welche wir hier nicht genannt finden: Vespasianus und Trajanus, und wünschen damit eine weitere und nähere Untersuchung dieses Gegenstandes anzuregen. Von ersterem werden ebenfalls Memoiren citirt, in welchen die von ihm geführten Kriege immerhin

berücksichtigt seyn mochten, indem es bei Josephus De vit. sua §. 65. (T. II. p. 32) heisst: ἀλλὰ καὶ ἐν τοῖς Οὐεσπασιανοῦ τοῦ αὐτοκράτορος ὑπομνήμασιν οὕτως γέγραπται. Vielleicht finden sich bei näherer Untersuchung noch andere Stellen des Josephus, in welchen auf diese Commentare Rücksicht genommen worden ist, und dann lässt sich vielleicht auch über Inhalt und Charakter derselben, so wie über die Sprache, in der sie geschrieben waren, ob in griechischer oder lateinischer, Etwas ermitteln. Ein eben so bestimmtes Citat haben wir über Trajanus, welcher bei Priscian p. 682, 27 ed. Putsch. citirt wird Dacicorum primo; also in einem aus mehreren Büchern jedenfalls bestehenden Werke, in welchem der Kaiser seine Dacischen Feldzüge geschildert hatte. Andere Stellen darüber sind uns bis jetzt nicht bekannt; in dem Panegyricus des Plinius cap. 47. ist blos im Allgemeinen von dem wissenschaftlichen Sinn des Kaisers, seiner Liebe und Achtung vor der Wissenschaft, wie seiner Freundlichkeit gegen diejenigen, welche dieselbe pflegen, die Rede, während bei Aurel. Vict. Caes. 13, 8 es von Trajanus heisst: eruditissimos quosque quamvis ipse parcae esset scientiae moderateque eloquens, diligebat.

---

*Origines poesis Romanae scripsit Dr. W. Corssen. Motto: Non, si non potuero indagare, eo ero tardior; sed velocior ideo si quivero. (Varro.) Berolini. Gust. Bethge. MDCCCXLVI. V. und 202 S. in gr. 8.*

Unter den verschiedenen Versuchen, welche in neuester Zeit gemacht worden sind, über die ältere römische Poesie, welche der nach griechischen Mustern seit Livius Andronicus und Ennius gebildeten Kunstpoesie vorangeht, nähere Aufklärung zu gewinnen, wird die vorliegende Schrift vor Allem zu nennen seyn; sie ward veranlasst durch eine Preisaufgabe der Berliner Universität, welche der Verfasser zu lösen unternahm, nachher aber in umfassender Weise behandelte und so nach wiederholter Durchsicht in der vorliegenden Schrift zum Abschluss gebracht hat. Die Aufgabe der Berliner Universität hatte zunächst die durch Niebuhr angeregte Streitfrage im Auge, in wiefern das, was wir bei Livius als ältere Geschichte Rom's jetzt lesen, nur der Rest alter Volkslieder sey, mithin auch auf historische Geltung nicht den Anspruch machen könne, der diesen Erzählungen gewöhnlich beigelegt wird; es war zu diesem Zweck eine sorgfältige Zusammenstellung aller Reste und

eine Nachweisung aller noch vorhandenen Spuren dieser ältesten Poesie verlangt worden und zwar der epischen sowohl wie der lyrischen und dramatischen, so wie der Lieder des Cultus, um auf diese Weise eine sichere Basis zu gewinnen, welche es dann möglich macht, zu entscheiden, ob in dieser älteren Poesie wirklich historische Elemente liegen, mithin ein Einfluss auf die Darstellung der römischen Geschichte daraus abzuleiten ist.

Diess war die Aufgabe, aus deren Lösung die vorliegende Schrift hervorgegangen ist, die, wenn es anders dazu noch besonderer und neuer Beweise bedürfte, allerdings die Vortheile, und den namhaft reellen Nutzen zeigen kann, welchen solche Preisaufgaben, auch abgesehen von der Anregung, die sie geben, der Wissenschaft zu bringen vermögen. Auf dreifachem Wege hat nun der Verfasser diese Aufgabe zu lösen versucht: „primum omnia popularis Romanorum poesis genera complexus fragmenta si qua exstant conquisivi, critica quantum in me est ratione adhibita emendavi atque interpretatus sum, denique de vi et indole eorum judicium feci“ (p. 4.). Wir versuchen demnach, die einzelnen Abschnitte, in welche die Untersuchung gelegt ist, näher zu durchgehen, und damit hinzuweisen auf das Gesammtergebniss, welches durch diese Schrift gewonnen worden ist.

Nach einer allgemeinen Betrachtung über die aus der besonderen Individualität des italienischen Volks und den ihm angebornen Anlagen hervorgehende Richtung zur Poesie kommt der Verfasser im nächsten Abschnitt alsbald auf die Reste alter Prophezeihungen, wie sie bei Livius über den Krieg mit Veji, und über den zweiten punischen Krieg (von Seiten des Marcischen Brüderpaar's) noch zu lesen sind, wobei er noch ein Bruchstück aus Festus (p. 165) beifügt, der einen „in carmine Cn. Marci vatis“ befindlichen Vers mittheilt, und eine andere Prophezeihung aus Suetonius Galb. 9, welche einer zweihundert Jahre früher lebenden Wahrsagerin zugeschrieben wird. Einen grösseren Umfang nimmt der nächste (vierte) Abschnitt ein, welcher die Lieder der Salischen Priesterschaft zum Gegenstande hat, auch schon früher in der 1844 vom Verfasser in Druck gegebenen Inauguralschrift enthalten war, hier aber mehrfach erweitert und umgearbeitet vorliegt. Der Verfasser beschäftigt sich nämlich hier nicht bloss mit den Liedern selbst oder vielmehr deren Resten, so weit sie auf uns gekommen sind, sondern er hat auch über die Priesterschaft selbst, über die Gründung und Bestimmung des ganzen Instituts sich ausführlicher ausgesprochen; es bildet diess den ersten Theil seiner Untersuchung, der zweite hat es mit den Gottheiten zu thun, die

in den Liedern der Salier angerufen werden, der dritte mit den Resten der Lieder selbst, die nicht bloss sorgfältig zusammengestellt sind, sondern auch eine neue kritische und exegetische Behandlung erfahren haben, deren sie seit den früheren Versuchen allerdings bedürftig waren. Was den ersten Punkt betrifft, oder die Frage nach der Herkunft und Gründung des Instituts, so freut es uns, mit dem Verfasser in der Grundlage übereinzustimmen, die auch er dem Ganzen gibt, indem er dasselbe aus Pelasgischen Culten, die von Samothrace oder Arkadien aus nach Italien verpflanzt worden, ableitet (p. 19). Er sucht dann weiter das Vorkommen Salischer Priester zu Falerii, Veji, Tusculum nachzuweisen, und will die Einführung dieser Priester in Rom wie in anderen Städten Latium's von Etrurien ableiten; in Rom sey ihr Dienst dem Mars, als Gründer der Nation, gewidmet gewesen; auch sey es nicht auffallend, dass die Schriftsteller die Anwendung dieses Cultus dem Numa beigelegt, weil man diesem, gleich einem Evander, Janus, Herkules, die Abschaffung des blutigen Opferdienstes zugeschrieben.

In Folge dieser Beziehung auf Etrurien giebt der Verfasser diesem Cult eine mehr siderische oder kalendarische Bedeutung, indem er die Zwölfzahl der Salier auf die zwölf Monate des Jahres bezieht, also in den Saliern die Diener des Jupiters, als der in den zwölf Monaten ihren Lauf abschliessenden Jahressonne, erkennt. Allerdings wird die Zwölfzahl der Salier schwerlich anders gedeutet werden können, und selbst das Bewahren der ihnen anvertrauten heiligen Schilde in der Zwölfzahl, nachdem Eines derselben vom Himmel gefallen, auf einen gleichen Grund hinauslaufen; da jedoch die Salier ursprünglich, wie selbst noch später, als eine zunächst dem Dienste des Mars bestimmte Priesterschaft erscheinen, von dessen Verehrung in Etrurien zwar allerdings auch einige, aber doch im Ganzen nicht sehr genügende Spuren vorhanden sind, die auf einen Zusammenhang mit siderischen Verhältnissen — dem Planeten Mars — hinweisen, und darum auch den Mars unter den Blitze werfenden Gottheiten erscheinen lassen (vgl. Plin. Hist. Nat. II. 53. Servius zu Virgil's Aeneis VIII., 430.), so möchten wir in der ganzen Einrichtung, welche nach den Zeugnissen der Alten Numa diesem priesterlichen Institut gab, eine Anknüpfung und Verbindung des Pelasgisch- Sabinischen Naturdienstes, dem wir Mars als Hauptgottheit zuweisen, mit dem durch die etrurische Niederlassung eingebrachten (siderischen) Cultus des (etrurischen) Jupiter erkennen, eben darum auch nicht aus Etrurien die Salier und ihren Dienst direct ableiten, oder ihre Einrichtung und ihren Cult mit der Abschaffung blutiger Opfer und der Einführung eines neuen mil-

deren Cultus durch Numa in Verbindung bringen. Aus jener Anknüpfung, welche das Institut zu Rom durch Numa an den etrurischen Cultus erhielt und die allgemeine Geltung, die es dadurch für Rom gewann, erklären wir es uns aber, warum in den Liedern dieser Priester nicht bloss Mars, sondern auch andere Gottheiten angerufen und besungen worden, wie ja auch in dem diesem Gott geweiheten Monate an die ihm zunächst gefeierten Feste bald auch andere Feste anderer, mit ihm in Verbindung gebrachter Gottheiten sich anschlossen, und die meisten der in dem älteren Rom verehrten, heimischen (italischen) Gottheiten auch in diese Lieder der Salier aufgenommen wurden. Die Untersuchung des Verfassers über diese Gottheiten verbreitet sich zunächst über Mars und die Bedeutung dieses Gottes, der in den Umbischen Inschriften als Grabovi oder Krapufi (Gradivus) bezeichnet wird, was nach dem Verfasser keineswegs auf einen Kriegsgott geht (gradiens in pugna), sondern die schaffende und erzeugende, wie die göttliche Kraft andeutet; demgemäss erkennt Derselbe, und hierin werden wir ihm gerne beitreten, in diesem Mars einen Naturgott; „significat, heisst es am Schlusse der Untersuchung „p. 34., Mars Gradivus vernalis solis vim almam et genitricem, et in „graminibus, floribus, arboribus vigentem et animalia ad coeundum pro„creandumque instigantem, quae denique vel hominum stirpem juvenilem „excitato abundantis vigoris, roboris, floris sensu ad amoris rixas belli„que certamina incitat.“ Auch die übrigen, von den salischen Priestern angerufenen und durch eigene Feste im Monat März verherrlichten Gottheiten werden durchgangen, und das Ergebniss des Ganzen in folgenden Worten, die wir hier mittheilen wollen, niedergelegt: „Saliorum solemnia e solis lunaeque annum paris vicibus conficientis cultu, ab Etruscis praeter caeteras Italiae gentes repetendo, orta, et Marti Veris numini ceterisque diis naturalibus, qui illo redeunte denuo procreare ac praesentes esse inciperent, consecrata ideoque cum gaudio atque animorum cantibus saltationibusque expresso per totum mensem Martium celebrata esse. At quoniam verno tempore ad arma vocari Romana juventus bellicosa laetabatur, bellica sensim ac civilis festorum dierum ratio ita praevalere coepit apud populum, ut, obsolescentibus praesertim priscis carminibus, genuina illa etiam apud sacerdotes in oblivionem procedente tempore abiret.“ (p. 43). Mit Recht wird die Bemerkung hinzugefügt, dass in allen den auf uns gekommenen Resten salischer Lieder keine Beziehung auf Krieg und Kampf durchschimmert, sondern Alles auf Anrufung einzelner Gottheiten mit Rücksicht auf Feld- und Ackerbau, auf das Gedeihen der Früchte u. dgl. geht. Diese Lieder selbst, auf welche der Ver-

fasser S. 44 ff. zu reden kommt, heissen bekanntlich Axamenta, und hat dieses Wort schon bei den Alten verschiedene Auslegungen, die wir hier nicht wiederholen wollen, erfahren. Unser Verfasser (der früher, in der angeführten Inauguralschrift p. 36 sich für die Ableitung von assus, assa vox ausgesprochen hatte) glaubt nun mit Sicherheit darthun zu können, dass Axamenta, wobei er an axit für egerit, und an das davon abgeleitete axis denkt, so viel seyen als Agitamenta oder, nach älterer Schreibung Acitamenta, und diess wird dann erklärt: „comprecationes istae deorum saltando institutae et ab ipsis nominibus eorum denominatae, velut Junonii, Minervii, Januli versus"; axare (acitare, agitare) ist dem Verfasser dann der Wurzel wie der Bedeutung nach gleich dem Verbum indigitare, daher dann Axamenta wie Indigitamenta nichts anderes seyn sollen als: „invocationes istae deorum statutae solemnesque cum enarratione et virtutum et cognominum rite editae." Es ist hier nicht der Ort, in eine nähere Erörterung Dessen, was wahrscheinlich unter den Indigitamenta zu verstehen ist, einzugehen; dass sie aber identisch gewesen mit den Axamenta, welches, wie man auch das Wort deuten mag, der specielle Ausdruck für die Bezeichnung der von den Saliern vorgetragenen Gebete oder Lieder war, wird schwerlich zu beweisen seyn, selbst angenommen, dass in den Indigitamentis i. e. in libris pontificalibus u. s. w. (wie Servius hinzusetzt) auch einzelne Gebets- oder Liederformeln enthalten gewesen, was allerdings statt gefunden haben kann, ohne dass wir jedoch diess nachzuweisen vermögen. Weil aber diese Lieder in stehenden, festen Formeln abgefasst waren, so konnte und durfte auch in dieser ihrer alterthümlichen Fassung, so lange als der Cult der Salier überhaupt in Rom bestand, keine Aenderung vorgenommen werden, und diesem Umstande, nicht bloss dem vom Verfasser angeführten Grunde, dass sie auf Erz und Stein eingegraben und dadurch fixirt gewesen (was wir übrigens ebenfalls glauben), schreiben wir ihre unveränderte Dauer bis in die letzten Zeiten der Republik und selbst noch in die Kaiserzeit hinein zu, wo diese Lieder eben desshalb (so gut wie die Zwölftafelgesetze) die besondere Aufmerksamkeit der gelehrten Grammatiker erregten, von deren Bemühungen uns leider kaum mehr als einige Glossen, und diese zum Theil auch nicht einmal aus der ersten Hand, noch erhalten sind. Wohl werden wir bei diesen auf die Erklärung dieser alten Lieder gerichteten Versuchen des römischen Alterthums zu unterscheiden haben zwischen solchen Schriften, welche eigens die Lieder dieser Salier, als merkwürdige sprachliche Reste, zum Gegenstand sich

genommen, und von diesem Standpunkt der Sprache aus, dieselben behandelt hatten, und zwischen solchen, welche überhaupt das ganze priesterliche Institut und den Cultus behandelten, hier aber Manches aus den dahin einschlägigen Liedern, Gebetsformeln u. dgl. berühren mussten, und endlich zwischen den in der spätern Zeit allerwärts auftauchenden glossographischen oder lexicologischen Werken, welche insbesondere gern mit Zusammenstellung und Erörterung veralteter, ausser Gebrauch gekommenen Worte und Formeln sich beschäftigten, damit aber auf die Salischen Lieder, als eine reiche Quelle, hingewiesen waren. Aus derartigen, jetzt für uns verlorenen Werken ist nun Manches, wie der Verfasser glaubt (s. p. 49 ff.), in die noch vorhandenen Glossen eines Festus u. A. übergegangen, was, auch ohne dass ausdrücklich die Angabe zugesetzt ist, dass dieser Ausdruck den Salischen Liedern angehöre oder daraus entnommen sey, doch am Ende auf diese zurückfalle; wodurch, wenn wir dieser Vermuthung folgen, allerdings unser bisheriger geringer Vorrath von Resten dieser Lieder um Etwas vermehrt würde, obwohl es auch dann immer nur einzelne Ausdrücke, einzelne Worte oder Formeln, aber keine ganze Abschnitte oder Verse sind, welche wir auf diesem Wege gewinnen. Der Verfasser ist der Ansicht, dass, nachdem Aelius Stilo durch seinen Commentar über diese Lieder die Bahn eröffnet, auch andere Grammatiker, wie V e r a n i u s in seinem Buch priscarum vocum, A t e j u s P h i l o l o g u s in seinem Buch Glossematum, C i n c i u s in seiner Schrift De verbis priscis manchen alten und merkwürdigen Ausdruck aus den Salischen Gesängen in diese Sammlungen von alterthümlichen Ausdrücken aufgenommen, und dass aus diesen von Verrius Flaccus gekannten und benutzten Schriften hinwiederum Manches auch in dessen Werk übergegangen und so dann durch des Festus Auszug und selbst weiter noch durch des Paulus Auszug zu unserer Kunde gelangt sey. Der Verfasser verfehlt nicht, eine namhafte Zahl solcher Glossen aus Festus und Paulus nachzuweisen, welche nach dieser nicht unwahrscheinlichen Vermuthung auf die Lieder der Salier zurückgehen und er schliesst seine dessfalsige Untersuchung mit folgendem Endergebniss S. 54: „in universum igitur haec judicavi praeter certos scriptorum locos indicia reliquiarum Saliarium: nomen Aelii, Cloatii, Opilii, auguralium scriptorum, locum et ordinem glossarum apud Festum et Paullum Diaconum quem vidimus, speciem vetustam verborum, stirpes denique et sensus eorum ad axamentorum certas reliquias quadrantes.“ Nun folgen die einzelnen Reste Salischer Lieder, zuerst die beiden Fragmente aus Varro De L. L. VII., 3 wobei der Verf., was den Text betrifft, ganz der Autorität

des Florentiner Codex folgt, der nach Lachmann's auf Grund der Niebuhr'schen Excerpten gemachten Versicherung hier allein in so fern Gültigkeit anzusprechen hat, als alle anderen Codices für Abschriften, im fünfzehnten Jahrhundert veranstaltet, zu halten sind. Auf die Erklärung jedes einzelnen in diesen Resten vorkommenden Wortes hat der Herausgeber den grössten Fleiss verwendet, um so einen befriedigenden Sinn aus diesen Versen zu gewinnen: dass Manches freilich noch unsicher und ungewiss bleibt, wird Niemanden befremden. In gleicher Weise wird das dritte bei Terentius Scaurus (p. 2261 ed. Putsch.) befindliche Fragment, das der Verfasser in zwei Saturnische Verse abtheilt, behandelt, und in ihm, nach dem darin gefundenen Sinn der einzelnen Worte, eine Bestätigung der früher (p. 23) geäusserten Vermuthung gefunden, welche die Salier mit dem etrurischen Götterrath und den von diesen Göttern ausgehenden Blitzen in Verbindung bringt, da diese Verse eine Anrufung um Abwendung der Gefahr und der Nachtheile, welche Blitz und Donner bringt, enthalten sollen. Die übrigen Fragmente Salischer Lieder bestehen meist nur aus einzelnen Worten: ihrer Zusammenstellung und Erklärung ist eine Sorgfalt gewidmet, die gewiss recht wünschenswerth war und diesen Theil der Schrift insbesondere empfiehlt. Am Schluss wird noch einmal auf Inhalt und Umfang dieser Lieder hingewiesen und dabei die von einem andern Gelehrten neuerdings aufgestellte, auch von uns bestrittene Ansicht, welche in diesen Liedern eine Art von Theogonie, gleich der Hesiodeischen, erkennen möchte, verworfen. Wir wüssten zu dem, was der Verfasser von Resten und Worten Salischer Lieder hier zusammengebracht hat, keine Ergänzung oder Vervollständigung zu liefern; nur, was die Priester selbst betrifft, würden wir noch an die auf die Wiederherstellung der Mansiones Saliorum bezügliche Inschrift, wie sie jetzt Melchiorri und Borghesi mitgetheilt und im Einzelnen wie im Ganzen erklärt haben, erinnern; s. das Bulletino dell' Instituto di Correspondenza archeologica von 1842 pag. 131 ff.

Ueber das Lied der Arvalischen Brüder, das im nächsten Abschnitt (cap. V. p. 86 ff.) besprochen wird, glaubte sich der Verfasser kürzer fassen zu können, nachdem Marini und Klausen, dieser freilich nicht ohne manche Hypothesen, mit deren Widerlegung sich unser Verfasser beschäftigt, denselben Gegenstand ausführlich in eigenen Schriften behandelt haben. Er theilt auch hier den Text des Liedes genau mit und begleitet denselben mit den nöthigen Worterklärungen, schickt aber Einiges voraus über Tendenz und Bestimmung des Liedes, so wie über die darin angerufenen Gottheiten. Bei Mars konnte er sich auf

die schon in dem Abschnitt über die Salischen Lieder gegebenen Erörterungen beziehen, da auch hier dieser Gott in gleicher Beziehung und Bedeutung als Naturgott, als die alle Vegetation hervorrufende, Land- und Ackerbau fördernde und schirmende Gotteskraft, angerufen wird. Darin jedoch weicht der Verfasser von seinen Vorgängern ab, dass er die in diesem Liede enthaltenen Anrufungen und Bitten um Schutz für die Saaten nicht sowohl auf Schutz wider Sonnengluth und daraus hervorgehende Nachtheile, als auf Schutz wider die zu Anfang des Sommers in Folge des Aufgangs der Plejaden einfallenden Regenstürme und auf die durch die Feuchtigkeit gefährdete Reife der Früchte und die dadurch verhinderte gute Aerndte derselben bezieht. „Hoc igitur periculo imminente, ne lues incurrat in spicas, etiam a fratribus Arvalibus Mars, Semones, Lares invocantur, ut imminentibus imbribus quam maxime coercitis, Solis aestu fruges calefieri et ad uberem maturitatem celeriter pervenire sinant“ p. 91. ist das Endergebniss der Untersuchung, welches wir lieber allgemeiner stellen und auf jede Abwendung der dem Gedeihen der Früchte nachtheiligen Einflüsse, durch Sonnenbrand wie durch Feuchtigkeit, beziehen möchten.

Ausser den Liedern der Salier und der Arvalischen Brüderschaft existirten sicher auch noch andre ähnliche Lieder, welche für den Cult andrer Gottheiten bei andern Festen bestimmt waren, wie diess selbst einzelne Nachklänge daraus bei einzelnen römischen Dichtern, wie Virgil, Tibull, Ovid (in dem Fasten besonders) andeuten können. Diese Ansicht des Verfassers hat gewiss ihre Richtigkeit: zweifelhafter dagegen will es uns erscheinen, wenn er die πάτριοι ὕμνοι, auf welche Dionysius von Halicarnass (II. 79.) in der nach Fabius Pictor, dem ältesten römischen Annalisten, erzählten Geschichte des Romulus und Remus sich bezieht, auf solche zu Ehren und zum Gedächtniss des (vergötterten) Romulus bei dessen Festen abgesungene Lieder bezieht und selbst in einer andern Stelle desselben Dionysius (VIII., 62.), wo es von Coriolanus heisst: οὐ γέγονεν ἐξίτηλος ἡ τοῦ ἀνδρὸς μνήμη, ἀλλ᾽ ᾄδεται καὶ ὑμνεῖται πρὸς ἁπάντων ὡς εὐσεβὴς καὶ δίκαιος ἀνήρ, an heilige Lieder denken will, welche für den Cult des Tempel's der Fortuna Muliebris, zu dessen Stiftung die That des Coriolanus die Veranlassung gab, bestimmt gewesen, und in der Erwähnung der Thaten des Coriolanus, diesen, mittelst des Absingens solcher Lieder bei dem Feste der Göttin, im ehrenden Gedächtniss der Nachwelt erhalten. Es scheint uns hier der Verfasser zu weitgegangen, ohne dass wir in Abrede stellen, dass der Ausdruck πάτριοι ὕμνοι bei Dionysius (der ihn z. B. III, 32. von den

Salischen Liedern und II, 34. in noch weiterem Sinne anwendet) allerdings eine solche Deutung erlauben kann: allein wir glauben, dass die Fassung der heiligen Lieder, wie sie bei dem Cultus der verschiedenen Gottheiten abgesungen wurden, eine von Anfang an fest fixirte, in den liturgischen Büchern verzeichnete und unveränderliche gewesen, dass ferner der Umfang des Liedes meist kurz und sein Inhalt auf ein Dank-Gebet oder auf eine Anrufung und auf eine Bitte um Segen, wie um Schutz und Abwehr alles Unglücks beschränkt war, historische Elemente aber, wie z. B. die Erwähnung der Thaten des Coriolanus, ausschloss. In wie fern solche Stoffe in den Nänien oder Trauerliedern und in den Tischliedern enthalten gewesen, bildet den Inhalt der nächsten Abschnitte cap. VII. p. 103 ff. und VIII. p. 112 ff. Zu den Nänien rechnet der Verf. mit Niebuhr die seit diesem Gelehrten so viel besprochenen und auch hier wieder abgedruckten Grabschriften der Scipionen, wovon wir uns bisher nicht überzeugen konnten, desshalb auch die Ansicht von Streuber (De inscript. quae ad numerum Saturn. referuntur etc. pag. 94.), welche in den Nänien nur eine niedere Art von Volkspoesie findet, billigten, und demgemäss auch die schon eine höhere Stufe zeigenden Grabschriften keineswegs aus einer solchen Quelle abzuleiten oder damit in einen nähern Zusammenhang zu bringen vermochten. Der Verfasser dagegen bemüht sich zu zeigen, dass diese Nänien, wenn sie auch in den spätern Zeiten herabgekommen und zuletzt in ein blosses Herleiern gewisser Klaglieder durch gedungene Weiber bei der herkömmlichen Feier des Leichenbegängnisses ausgeartet, doch ursprünglich und in der frühern Zeit einen andern Charakter gehabt, und so gut wie die Leichenreden bei der feierlichen Leichenbestattung angesehener Männer des Staats, namentlich der Patricier, stattgefunden, und gleich diesen mit der Klage um den Hingeschiedenen die — wenn auch kürzere — Erwähnung seiner Thaten, seiner Verdienste u. dergl. verbunden, mithin wirklich ein historisches Element in sich enthalten. Will man diess dem Verfasser zugeben, wozu wir jedoch uns noch nicht entschliessen können, weil wir es für noch nicht sicher begründet halten, so wird man dann es auch nicht für unmöglich halten können, dass solche Trauerlieder, entweder zum Theil oder auch ganz (da sie wohl meist eine kürzere Fassung hatten) auf Stein übertragen und als Grabschrift eben denjenigen gesetzt worden, zu deren Leichenfeier sie gedichtet und abgesungen worden waren. Was die in neuester Zeit fast noch mehr besprochenen Tischlieder betrifft, so ist der Verfasser keineswegs gesonnen, die Sitte selbst, namentlich für die ältere Zeit, zu bestreiten oder in Zweifel zu

ziehen; aber, und darin hat er gewiss Recht, er will sie auf festliche Mahlzeiten beschränkt wissen, wie sie auch wohl nur bei den reichern und angesehenen Familien, also bei den Patriciern in der älteren Zeit wenigstens, vorkommen mochten. Er geht aber dann noch einen Schritt weiter und will bei solchen feierlichen Gastmahlen insbesondere an die feierlichen Leichenmahle denken (p. 115.), an welchen solche Lieder abgesungen worden, die dann gewissermassen mit den Nänien zusammenfallen würden oder vielmehr diese selbst gewesen; die Sache selbst stellt er sich auf folgende Weise vor: „Hospes, qui ad epulum funebre gentiles amicosque vocaverat, primum mortuum suum naenia celebrabat poculumque in ejus honorem hauriebat, tum ceterorum convivarum unusquisque deinceps carmen, quod in funeribus patris seu avi seu clari alicujus suae gentis decantari meminerat, repetebat." Wir wollen uns dabei nur die eine Bemerkung erlauben, dass, auch zugegeben solche Leichenschmäuse und das dabei übliche Absingen von Liedern, es uns doch sehr bedenklich erscheinen will, hier einzig und allein an solche Leichenmahle zu denken, zumal da in den über das Absingen von Tischliedern auf uns gekommenen Nachrichten des Cicero (Brut. 19. Tuscc. IV., 2.), Varro (bei Nonius p. 76. Merc.) und Valerius Maximus II., 1., 10., von Leichenmahlen gar nicht die Rede ist, mithin die Sitte des Vortrags solcher Lieder eher auf andre festliche Mahlzeiten und zwar heiterer Art sich beziehen lässt, wozu selbst in der Stelle des Dionysius (VIII., 17.: καὶ ἦσαν ἅπαντες ἐν ἑορταῖς κὰι εὐπαθείαις τόν τε Μάρκιον ἀγάμενοι καὶ ὑμνοῦντες διετέλουν, ὡς εἴη τά τε πολέμια δεινότατος vgl. VIII, 62 fin.) eine Andeutung sich findet, überdem nach jenen Stellen auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen scheint, dass in diesen Liedern auch noch lebende, ausgezeichnete, und um den Staat verdiente Männer verherrlicht worden, wie diess bei Coriolanus zufolge der eben angeführten Stelle des Dionysius, der Fall war. Darin aber pflichten wir dem Verfasser vollkommen bei, wenn er sich gegen die Ansicht erhebt, welche in diesen Liedern grössere, nach Art der Rhapsoden, von den Tischgenossen, dem einen nach dem Andern, vorgetragene Gesänge epischer Art erkennen will; es waren, sagt er, vielmehr lyrische Gedichte von geringem Umfang, etwa wie die Scipionischen Grabschriften (p. 119,); er glaubt auch darum keinen Einfluss, zumal einen nachtheiligen, auf die Geschichte daraus ableiten zu können, und hat sich darüber aufs bestimmteste ausgesprochen, vgl. S. 124.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Corssen: Origines poesis Romanae.

(Schluss.)

Was er bei dieser Veranlassung S. 119 ff. über die laudationes funebres und deren Charakter, zumal in der ältesten Zeit, in der sie von diesen Liedern nicht sehr sich unterschieden haben sollen, bemerkt, mag in der Schrift selbst nachgelesen werden. Mit diesem Abschnitt über Volks- und Tischlieder und deren historische Bedeutung lassen sich gewissermassen noch verbinden die später folgenden Abschnitte: XIV. conjectura de continuo Romanorum carmine epico falsa p. 163 ff. XV. Q. Ennii poetae vindiciae p. 164 ff. XVI. (nicht XII., wie durch einen Druckfehler hier steht) De quinto urbis conditae saeculo notitia p. 176 ff. XVII. De religiosa non poetica historiae Romanae specie p. 181 ff. XVIII. Epilogus p. 189 ff. Hier nemlich wird Niebuhrs Meinung von zusammenhängenden epischen Gesängen der Römer, nach der Analogie der Homerischen bei den Griechen und der Nibelungen bei den Deutschen, dann von dem Untergang dieser älteren National-Poesie hauptsächlich durch Ennius und die mit diesem auftauchende, nach griechischen Mustern gebildete Kunstpoesie u. s. w. im Einzelnen widerlegt, und insbesondere Ennius gegen derartige Vorwürfe in Schutz genommen, wobei auch dessen grosse Verdienste anerkannt und der Charakter wie der Inhalt seiner Annalen in gehöriger Weise gewürdigt wird. Eben so wird auch die Analogie mit den Homerischen Dichtungen der Griechen und den Nibelungen der Deutschen als unstatthaft abgewiesen, und weiter gezeigt, dass Alles, was wir als Mythisch in der älteren römischen Geschichte zu betrachten gewohnt sind, keineswegs aus solchen epischen Gesängen, die hier nicht existirt haben, sondern vielmehr aus ganz andern Quellen, die mit den religiösen und kirchlichen Institutionen des alten Rom in näherem Zusammenhang stehen, abzuleiten ist, also insbesondere aus den priesterlichen Aufzeichnungen, den Ritual-, Augural- und andern derartigen Büchern liturgischen Inhalts, den Wahrsagungen, den durch die Priester geführten Annalen und dergleichen mehr und wir werden dann keinen Anstand nehmen, in das S. 189 in folgenden Worten ausgesprochene Endergebniss einzustimmen: „Ergo non sunt fabulae historiae

Romanae liberali poetarum imaginandi vi inventa, sed angusta superstitiosaque sacerdotum religione e sacris libris repetita, nec est poetica sed religiosa species ejus.“

Die Fescenninen, zu welchen der Verfasser cap. IX. p. 124 ff. sich wendet, werden aus den natürlichen Anlagen und dem Leben und Treiben des italischen Landvolks abgeleitet, darum auch die Bezeichnung selbst nicht auf die etrurische Stadt Fescennia, wie man gewöhnlich annimmt, zurückgeführt, sondern auf Fascinus unter Bezug auf den obscönen Inhalt solcher Aeusserungen einer rohen Volkslust. Wollten wir aber darauf allein den Inhalt der Fescenninen beschränken, so wäre kein Grund abzusehen, warum ein Einschreiten der Zwölftafelgesetze dawider hätte erfolgen können, welches damit auch das frühe Verschwinden dieser Volkspoesie in dieser Form derselben zur Folge hatte. Die Fescenninen hatten auch in andere Verhältnisse des bürgerlichen Lebens sich Uebergriffe erlaubt, die durch den bittern Spott und Hohn, welcher damit verbunden, gefährlich erschien, wenn wir auch gleich den Grund dazu in derselben Ausgelassenheit und Ungebundenheit zu suchen haben, welche auch zu den Triumphliedern, oder den Scherz- und Spottliedern der Soldaten über ihren triumphirenden Feldherrn, von welchen hier im Cap. X. p. 133 gehandelt wird, die nächste Veranlassung gab; die festliche Lust und Freude entledigte hier den Krieger der sonstigen Strenge römischer Disciplin und setzte ihn gleichsam weg über die Schranken, in welchen er sonst, gegenüber dem Feldherrn und Führer des Heeres, sich zu halten gewohnt war; und diess lässt es uns denn auch begreifen, wie neben manchen zum Lobe des Feldherrn improvisirten Liedern (deren z. B. bei Livius X. 30. Erwähnung geschieht) auch Spott- und Scherzlieder erklangen, in welchen sich die durch das Fest angeregte Heiterkeit des Soldaten Luft machte, wobei wir ebenfalls an die dem Italiener angeborne Leichtigkeit der Versification, oder Improvisation zu denken haben. Wie sich der Verfasser, der die einzelnen Reste solcher Triumphlieder in diesem Abschnitt sorgfältig zusammengestellt und erläutert hat, die Sache denkt, mag aus folgender Aeusserung entnommen werden:

„Docet autem ipsorum hujusmodi versiculorum, quales apud Suetonium servati sunt, contemplatio, ita eos cantitatos esse, ut, quum altera pars militum ducis amplitudinem mirata titulosque factorum in tabulis prolatis inscriptos adspiciens laudem de eo brevibus praedicasset aliquam, altera contra pars joco aliquo ad id ipsum, quod illi cecinissent, edito responderet.“

Der eilfte Abschnitt De satura antiqua p. 146 ff. sucht den

Unterschied der ältesten Satura von den Fescenninen auf die Weise zu bestimmen, dass in den letzten wirkliche Personen, in jenen aber fingirte Rollen vorgekommen: „quae primum a veris personis rudi et incomposito more per Fescenninam licentiam in agris viisque publicis ludebantur, procedente tempore cum saltationibus tibiisque Etruscis in urbanam scenam recepta et sub fictis personis acta sunt in satura antiqua“ (p. 149); der zwölfte (p. 151) führt zu den Atellanen, wobei jedoch der Verfasser nicht die späteren kunstvoll gebildeten Stücke eines Novius und Pomponius, sondern nur die ältere Periode, seinem Zwecke gemäss, in's Auge fasst. Die gewöhnliche Ansicht, welche die Atellanen von der oscischen Stadt Atella in Campanien herleitet, von wo aus dieses Volksspiel frühzeitig in Rom Eingang gefunden, auch dort, nach Strabo's ausdrücklicher Angabe, in oscischer, (dem stammverwandten Römer verständlicher) Mundart aufgeführt worden, wird von dem Verfasser verworfen, welcher von dem Satze ausgeht, dass ein derartiges rohes, burleskes Volksspiel überhaupt dem italischen Volksstamme eigenthümlich von jeher gewesen, mithin bei den Oscen weder allein zu suchen, noch von ihnen erfunden sey; bloss einzelne, charakteristische Rollen habe der durch seine Scurrilität, Obscönität und Rusticität in so weit fast sprichwörtlich gewordene Namen der Oscen, dass Osce loqui, Osca lingua uti so viel sey als rustice, obscoene, inepte loqui, der römischen Jugend zu derartigen Belustigungen geliehen: „Osci — optissimas praebebant juvenibus Romanis personas, quas agentes jocari et ridicula contexere possent“ (p. 152). Wenn nun die markantesten Rollen, durch welche dieses rohe Volksdrama eben seinen eigenthümlichen und besonderen Charakter erhielt, von den Oscen zu Atella nach Rom kamen, so kam damit doch auch die Sache selbst nach Rom, wie diess auch in den Zeugnissen des Alterthums ausgesprochen ist, welche diese Art des italienischen Volksspieles geradezu von dem oscischen Atella herleiten: „tertia species est fabularum Latinarum, quae a civitate Oscorum Atella, in qua primum coeptae, Atellanae dictae sunt, argumentis dictisque jocularibus similes satyricis Graecis“ sagt Diomedes (p. 487 Putsch.): von der Uebertragung bestimmter in diesem Volksspiel üblicher Rollen nach Rom spricht kein einziges Zeugniss des Alterthums, indem diess in der allgemeinen Angabe, die wir eben mit Diomedes Worten mitgetheilt, liegt; eben desshalb wollen wir auch bei der allgemeinen Angabe stehen bleiben, welche zu verlassen wir keinen genügenden Grund haben, indem wir mit aller Anerkennung der im römischen, wie im italienischen Charakter überhaupt liegenden Neigung zu einem roheren Volksspiel, doch die beson-

dere Form desselben, in der es sich zu Rom in den Atellanen kund gab, auch von Atella und den oscischen Bewohnern dieser Stadt, von welchen dieses Volksspiel zuerst und hauptsächlich in dieser Form gepflegt und gebildet worden, unbedenklich, wie auch der Name selbst andeutet, ableiten zu können glauben.

In der Verwerfung des Strabonischen Zeugnisses von der Aufführung der Atellanen in oscischer Mundart zu Rom schliesst sich der Verfasser an Munk an, der in seiner Schrift über die Atellanen zuerst, so weit wir wissen, die Behauptung aufgestellt, dass in den Atellanen nur lateinisch geredet worden, Strabo's Angabe mithin auf einer irrthümlichen Auffassung des Osce loqui (in oscischer Mundart reden, d. i. pöbelhaft, gemein reden) beruhe; der Verfasser sucht noch Anderes zur Unterstützung dieser Ansicht geltend zu machen, insbesondere die grosse Verschiedenheit (?) der oscischen und römischen Mundart, die es nicht wohl möglich gemacht, einen zusammenhängenden oscischen Vortrag zu verstehen, sondern höchstens nur einzelne Worte oder Redensarten, wie denn noch (um 456 u. c) der in diesen Gegenden Krieg führende römische Feldherr Volumnius, um die Lage der Feinde auszukundschaften, sich Spione genommen, welche der oscischen Sprache kund gewesen; (gnarosque Oscae linguae exploratum quid agatur mittit, bei Livius X, 20: ein Mittel, das übrigens auch heute noch ein toscanischer oder lombardischer General ergreifen würde, der in den Abruzzen oder in Calabrien Krieg zu führen hätte). Auch Ennius, der sich des Besitzes dreier Sprachen, der griechischen, römischen und oscischen rühmt, wird in dieser Hinsicht genannt: ebenso auf den Umstand Gewicht gelegt, dass in allen noch erhaltenen Resten atellanischer Dichtung nur lateinisch vorkommt und die Atellanen noch in später Zeit für eine wahre Fundgrube alt-lateinischer Ausdrucksweisen angesehen worden. Da jedoch die älteren, aus dem oscischen Atella nach Rom gebrachten und dort in frühester Zeit auch nach der oscischen Mundart (um bei Strabo's Zeugniss stehen zu bleiben) aufgeführten Stücke gar nicht aufgeschrieben waren, wenn sie auch, wie wir gerne zugeben, ihre stehenden und festen Rollen gehabt hatten, so wird sich daraus wohl erklären, warum keine Reste solcher Atellanen vorhanden sind, sondern nur Reste von Atellanen in lateinischer Sprache, welche eben der spätern Periode angehören, wo dieses rohe und improvisirte Volksspiel eine kunstvollere Behandlung zu empfangen anfing, dadurch von dem Charakter eines bloss improvisirten Possenspiels (einer Pulcinellcomödie) sich entfernte, indem es, auch mit Beibehaltung der einmal herkömmlichen und festen Rollen, nun einen aufge-

schriebenen Text erhielt, was natürlich nur im Lateinischen geschehen konnte, das überhaupt um diese Zeit in einer namhaften Ausbildung für den mündlichen wie schriftlichen Vortrag begriffen war, wodurch es von der älteren, roheren Sprachweise, die der Oscischen weit näher lag, so dass letztere auch in Rom nicht unverständlich war, immer mehr sich entfremdete. Dass aber die Sprache der ersten Atellanenschreiber immerhin für die Periode eines Cicero und Augustus, um die noch späteren nicht einmal zu nennen, noch viel Alterthümliches haben musste, dass die späteren Grammatiker diese Fundgrube älterer Latinität vielfach benutzten, wird nicht befremden, aber auch nicht als Beweis angeführt werden können gegen Strabo's Aeusserung und zur Erhärtung des Satzes, dass in den Atellanen zu Rom nur lateinisch gesprochen worden. Die wenigen noch vorhandenen Reste oscischer Mundart, namentlich die Bantinische Tafel, bieten für uns allerdings grosse Schwierigkeiten des Verständnisses dar, die für die spätern Römer der Kaiserzeit gewiss auch eben so gross waren, wie bei den Salischen Liedern, die damals auch kein Römer (höchstens ein Sprachforscher) mehr verstand, während sie doch nicht oscisch, sondern lateinisch abgefasst waren: mit den Eugubinischen Tafeln ist derselbe Fall. Wir haben auf diese Punkte aufmerksam machen wollen, weil sie, wie wir glauben, dazu dienen können, die Angabe eines Strabo zu rechtfertigen, eines Schriftstellers, dessen Nachrichten bei der von ihm stets geübten Strenge der Kritik, unbedingt zu verwerfen oder als irrthümlich zu bezeichnen, wir schwerlich berechtigt sind.

Den Unterschied zwischen der scenischen Satura der Römer und den Atellanen findet der Verf. in den oscischen Rollen und in der schon kunstvoller gebildeten Anlage des Stücks („concinniore fabulae argumento"); der oscischen Rollen seyen hauptsächlich vier gewesen, entsprechend der Comedia dell' Arte der neuern Italiener: die Rolle des Maccus (jetzt Arlechino), des Pappus (jetzt Pantalon), des Dosennus (des Doctors oder Advokaten), des Bucco (jetzt Bughella). Da in der genannten Schrift von Munk, wie in der frühern von Schober über die in den Atellanen vorkommenden Rollen, ausführlicher gehandelt ist und der Verfasser darauf auch sich bezieht, so wollen wir nicht weiter in diesen Punkt eingehen, und nur darauf hinweisen, dass es wohl noch einer weiteren Untersuchung und genauen Ausscheidung bedarf, um zu bemessen, in wie weit diese, aus den geschriebenen Atellanen uns bekannten und daraus zunächst ermittelten Rollen, auch den älteren (ungeschriebenen) oscischen Atellanen angehören und ob nicht Einzelnes, was mehr römischem Leben und römischem Charakter entsprach, dem oscischen Element hinzugefügt wor-

den. Endlich behandelt der Verfasser auch die schwierige Frage über die Exodien, und deren Verknüpfung mit den Atellanen, wie solches Livius, der hier der Hauptzeuge ist, VII., 2 angiebt. Seine Ansicht läuft darauf hinaus, dass, als das griechische Kunstspiel, welches wohl die Gebildeten angezogen, den Beifall der Massen keineswegs gefunden, (welchen Thierhetzen u. dgl. besser gefielen), die römische Jugend wieder zu den freilich roheren, aber seiner Individualität mehr entsprechenden Belustigungen der Fescenninen und der Saturae sich zugewendet: nun erst seyen die alten Saturae, welche auf die Aufführung eines griechischen Stückes folgten, Exodia genannt worden, dann aber, als zu ihnen oscische Rollen und Stoff hinzugekommen, hätten die gleiche Zwecke verfolgenden Atellanen denselben Namen angenommen und in der folgenden Zeit zumal beibehalten (tum accedentibus ad illas Oscis personis et argumento, Atellanae eidem rationi inservientes idem nomen trahebant et utrumque posteris temporibus praecipue retinebant); ja selbst auf Mimen und Pantomimen und ähnliche Mittel der Erheiterung, welche auf die Tragödie gefolgt, sey der Name übergegangen (was wir jedoch bezweifeln).

Auf den Abschnitt von den Atellanen folgt noch ein kurzer Abschnitt (cp. XIII. didacticae poesis vestigia quaedam p. 160 ff.), in welchem einige Reste und Spuren volksthümlicher Poesie, Ammenlieder, Zauberungsformeln u. dgl. zusammengestellt sind: dann folgen die schon oben berührten Abschnitte, welche die Widerlegung der Niebuhr'schen Ansicht enthalten. In einem Schlussabschnitt (cp. XIX. p. 792 ff.) hat der Verfasser seine Ansicht über den Bestand des Saturnischen Verses näher zu begründen gesucht. Er erklärt denselben für einen asynartetischen, aus Jamben und Trochäen zusammengesetzten nach einer achtfachen Form, von welcher das Schema aufgestellt und auf einzelne, sogenannt Saturnische Verse angewendet wird.

In dem lateinischen Ausdruck dürfte das Anakoluth, das wir S. 5 lesen („hunc assecutus consistendi circumspiciendique locum cum mihi videretur nullo scriptorum omnium loco significari carmen epicum continuum de historia Romana antiquissima compositum, ut interioribus — argumentis occurrerem, demonstrandum mihi erat) um der grössern Deutlichkeit des Ausdruckes wegen zu vermeiden seyn: eben so auch wohl p. 46 in der Note: „At de his a Saliis memoratum, nullum est indicium.“ Ein Druckfehler ist wohl S. 115 Z. 7: „Ejusmodi vero epulas, nisi de publico fierent, ab iis solis instauratos esse, quorum res floreret familiaris etc.“ Im Uebrigen mögen die mehrfach wörtlich angeführten Stellen als Probe der Latinität des Verfassers gelten, der, wir

hoffen es, auch anderen Seiten und Resten der ältern Poesie Rom's seine Thätigkeit zuwenden wird.

**Chr. Bähr.**

---

*The geology of Russia in Europe and the Ural Mountains. By Roderick Impey Murchison, Edouard de Verneuil and Count Alexander von Keyserling. In two volumes. Vol. 1. Geology. — London: John Murray, Albemarle Street. Paris: P. Bertrand, Rue St. André des Arts. 1845. — gr. 4. 652. XXIV.*

Dem rastlosen, uneigennützigen Eifer der, drei Nationen angehörigen Verfasser, konnte es allein möglich werden, in wenig Jahren das geologische Gemälde eines so ungeheuren Reiches zu liefern, und ein Werk zu schaffen, das dem „Silurian System" würdig zur Seite steht. Nur wo vereinte Kräfte thätig sind, und wo die Regierung diese Kräfte auf so wahrhaft grossartige Weise unterstützt, wie die russische es gethan, nur da kann das erreicht werden, was Murchison, Verneuil und Keyserling geleistet haben, und mit gerechtem Lobe muss die Wissenschaft das Streben der drei Naturforscher und die ihnen zu Theil gewordene Hülfe erkennen. Besonders verpflichtet ist noch unsere Bibliothek zu Heidelberg, welche der Freigebigkeit der Verfasser ein Exemplar des Prachtwerkes verdankt.

Obgleich die physischen und mineralogischen Verhältnisse der entlegenern, bergigen Regionen Russlands seit den Zeiten eines Pallas und Hermann bis auf Humboldt und G. Rose vielfach geschildert wurden, fehlte es dennoch an einer Beschreibung der weit ausgedehnten ebenen Gegenden, der Steppen des mächtigen Reiches. Beides ist nun in vorliegender Schrift geschehen; die erste Abtheilung derselben umfasst das europäische Russland, betrifft demnach besonders die unendlichen, weit erstreckten Ebenen; die zweite handelt von dem Ural. Den Geographen dürfte es vielleicht befremden, dass Ural und europäisches Russland getrennt werden; der Geolog wird es nach dem Studium der Schrift begreiflich finden. Die reichliche Fülle des Materials gestattet uns nicht, die beiden Abtheilungen des Werkes sogleich kennen zu lernen. Vorerst wollen wir den Verfassern auf ihren Wanderungen in den Steppen Russlands folgen und später unsere Blicke dem Felsgebäude des Urals zuwenden.

Die erste Abtheilung zerfällt in dreizehn Capitel, welche uns nach einer allgemeinen Einleitung in ansteigender Ordnung die verschiedenen Gesteins-Gruppen schildern, welche in Russland auftreten. In der Einleitung betrachten die Verfasser die Verbreitung der sogenannten paläozoischen Gebilde in einzelnen Theilen der Welt, und deuten auf die Fortschritte hin, welche man in der Kenntniss dieser ältesten Glieder in der Reihe neptunischer Formationen gemacht hat. Murchison's „Silurian-System" war es, welches für das Studium älterer Gebilde gleichsam die Bahn brach. Man wendete von der Erforschung jüngerer Ablagerungen sich einer Schichten-Gruppe zu, deren Versteinerungen von der Steinkohlen-Formation an abwärts sich wesentlich von allen andern unterscheiden, die man in jüngeren Gebilden bisher aufgefunden hatte. Die genannte Schichten-Gruppe zerfällt in zwei Hauptglieder, deren älteres (oder unteres) Murchison das silurische nannte, während das obere — also das Kohlengebirge vom silurischen Systeme trennend — als devonische Formation bezeichnet ward. Schon längst war letztere — durch eigenthümliche Fischreste charakterisirt — unter dem Namen „old red sandstone" bekannt; allein der Ausdruck alter rother Sandstein war für gewisse, ihren Petrefacten zu Folge zum old red gehörigen, schwarzen Schiefern, so ungeeignet, dass man obige Benennung vorzog. — Murchison beschränkte seine Untersuchungen nicht allein auf Grossbritanien, sondern dehnte dieselben auf den Continent Europa's aus. In Gesellschaft seines Landsmannes Sedgwick und der französischen Geologen Archiac und Verneuil besuchte er die Rheinlande, Belgien, den Harz und Franken; allenthalben wies er das Vorhandensein des devonischen und silurischen Systemes nach.

Das würdige Beispiel Murchison's spornte zu rühmlicher Nacheiferung an. Ueberall schenkte man dem Studium der paläozoischen Gebilde — so bezeichnete der englische Geolog nämlich die einzelnen Gruppen von dem silurischen aufwärts bis zum Kohlen-System einschliesslich — grössere Aufmerksamkeit. — In Deutschland bot, ausser den eben genanten Gegenden, die Umgebung von Prag einen geeigneten Schauplatz für geologische Forschungen; auch in Frankreich wurden devonische und silurische Gebilde aufgefunden, wie in der Bretagne, in der Normandie und im Boulonais; in Spanien machte man die überraschende Entdeckung, dass die Gesteine in Asturien deutlich den silurischen Charakter der Felsarten in Bretagne tragen. Vor Allem zeigten sich Nordamerika's Geologen thätig; aus ihren Untersuchungen geht hervor, dass in den vereinigten Staaten die

paläozoischen Gebilde in grosser Vollständigkeit entwickelt sind und dass sich in dem Vorkommen der Petrefacten die merkwürdigsten Analogieen mit den Ablagerungen Europa's zeigen. In Südamerika sind, nach den lehrreichen Mittheilungen von Alcide d'Orbigny, die paläozoischen Gebilde ausserordentlich verbreitet, und auf den Falklands-Inseln wies Darwin untere silurische Gesteine nach; ebenso wurden unlängst über das Auftreten paläozoischer Schichten in Afrika und Australien interessante Nachrichten veröffentlicht.

Kaum dürfte sich ein geeigneteres Feld für geologische Forschungen bieten, als die weiten Ebenen Russlands, wo — wie Murchison bemerkt — der Geolog eine ungestörte Reihenfolge paläozoischer Schichten vor sich hat, wo nicht — wie in den Rheinlanden, wie in manchen Gegenden Englands — Störungen, Veränderungen durch emporgetriebene plutonische Gesteine veranlasst wurden. Dagegen findet — wie später gezeigt werden soll — im Ural das Gegentheil statt.

Bevor Murchison das geologische Gemälde Russlands entfaltet, schickt er in dem zweiten Capitel eine kurze Schilderung der silurischen Gebilde Scandinavien's voraus. Die untersten, Reste von Thieren, oder Pflanzen führenden Schichten Scandinavien's sind die genauen Aequivalente der unteren silurischen Gesteine Grossbritanien's; sie bilden gleichsam die Schranken derjenigen Schichten, in welchen wir die ersten Spuren eines Thierlebens wahrnehmen. Die silurischen Gebilde ruhen auf Schiefermassen, welchen Murchison den Namen azoische Gesteine beilegt — aus dem Grunde, weil man bis jetzt noch keine organischen Reste in ihnen gefunden hat. Die silurischen Felsarten Norwegen's — wenn auch von geringer Verbreitung — lassen sich dennoch in eine untere und obere Gruppe scheiden. So bestehen z. B. die Eilande Malmoe, Malmoe Kalv im Busen von Christiania aus Wenlock-Kalkstein. Von grossem Interesse ist die Einwirkung plutonischer Felsmassen auf die silurischen Gebilde in Norwegen. In der Gegend am Steens-Fiord, am Solvsberg sind die schwarzen Schiefer zu krystallinischen geworden. An vielen Orten, wie z. B. in den Umgebungen von Christiania, wo paläozoische Schichten durch plutonische Einwirkung Aenderungen erfuhren, vermag man von dem Berührungspunkte solcher Gesteine ganz gut zu verfolgen, wie die silurischen Felsarten zuerst als krystallinische Massen erscheinen, dann zu erhärteten, gewundenen Schiefern werden und endlich in kalkige, silurische Schiefer übergehen. Ausgezeichnet ist die obere silurische Gruppe auf Gothland entwickelt, während Oeland aus unteren silurischen Gesteinen besteht,

die auf dem Festlande Schwedens verbreitet sind; besondere Beachtung aber verdient das Auftreten zahlreicher Versteinerungen auf Gothland, die als obere silurische Leitmuscheln in England bekannt sind — wie Catenipora escharoides, C. labyrinthica, Favosites Gothlandica u. s. w. Der grössere Theil von Gothland ist wohl dem Wenlock-Kalkstein analog, auch dürfte — nach einigen Petrefacten zu schliessen — ein Aequivalent des Ludlow-Gesteins vorkommen. Die grosse Analogie, welche zwischen der oberen und unteren silurischen Gruppe Scandinavien's und jenen von Grossbritanien und andern Gegenden obwaltet, ist überraschend. Von hundert und drei und dreissig silurischen Arten, die nach Murchison in Scandinavien sich finden, sind gegen vier und achtzig englische und gegen sieben und zwanzig nordamerikanische Arten.

Das dritte Capitel enthält die Beschreibung der silurischen Gebilde Russlands, der eine kurze Skizze der orographischen und hydrographischen Verhältnisse vorangeht. Die ältesten, Versteinerungen enthaltenden, Gesteine Russlands setzen gleichsam eine lange Reihe zusammen, deren einzelne Glieder eine gewisse Verwandtschaft hinsichtlich ihrer organischen Reste zeigen, die sich jedoch in mineralogischer und petrefactologischer Beziehung leicht trennen lassen. In den nordwestlichen Gegenden Russlands treten drei Formationen auf — das silurische, devonische und Kohlen-System; in den östlichen Regionen erscheint noch eine vierte Gruppe, die Murchison als permische bezeichnet hat. Das Studium der verschiedenen Gesteins-Formationen in den Ebenen des europäischen Russlands ist wohl ein ganz anderes, als in den bergigen Gegenden anderer Länder. Der Verfasser bemerkt auch hierüber: der Geolog, welcher sich seine Begriffe über die älteren paläozoischen Gesteine nach den glänzenden Beispielen gebildet hat, wie die britischen Inseln sie bieten, wird sich sehr enttäuscht fühlen, beim ersten Blick auf die Formationen gleichen Alters in Russland. An die Stelle der gigantischen, oft einige tausend Fuss hohen Massen, die bisweilen mehr oder weniger krystallinisch, häufig äusserst gestört sind — woran des Geologen Auge sich gewöhnt — treten niedrige, wellenförmige Hügelreihen; kleine Hohlwege von geringer Tiefe entblössen gelegentlich einige horizontale Schichten weichen Thones und Sandsteines, oder von Kalkstein und Schiefer; im Aeussern sich wenig oder gar nicht von den tertiären und Kreide-Gebilden unterscheiden, die in vielen Küstengegenden Deutschlands so verbreitet sind.

Die Schilderung der silurischen Gruppe beginnt mit den Umgebungen der russischen Hauptstadt. Dort treten, in ansteigender Ordnung,

folgende Gesteine auf: 1) Blauer Schiefer oder Thon; 2) Unguliten-Sandstein und bituminöser Schiefer; 3) Pleta- oder Orthoceratiten-Kalk. Schon vor geraumer Zeit — im Jahre 1819 — wurde diese Schichten-Gruppe durch den englischen Geologen Strangways beschrieben. In der untersten Lage — im blauen Schiefer — kannte man damals keine organischen Reste, und auch bis jetzt wurden nur wenige Pflanzen-Abdrücke aufgefunden. In den mittleren Schichten entdeckte Strangways Versteinerungen, die er Chamites nannte; später wurden sie von Eichwald als Obolus, von Pander als Ungulites beschrieben. Die oberste Schichte, der Pleta-Kalkstein, ist — zumal in Petersburgs Umgebungen — durch einen seltenen Reichthum an Petrefacten ausgezeichnet.

Die ältesten, zu Tage gehenden Schichten der silurischen Formation bestehen demnach aus blauem Thon, der besonders in den Niederungen zu beiden Seiten des Newa-Deltas verbreitet ist. Dieser Thon zeigt sich häufig als ein plastischer, der vielfach zu technischen Zwecken angewendet wird. Er scheint in bedeutender Mächtigkeit entwickelt, denn in den Umgebungen von Reval hat man beim Bohren nach Wasser mehrere hundert Fuss tief die Thon-Lagen durchsunken, ohne auf ein anderes Gestein zu stossen. Alle Umstände sprechen dafür, dass die Ablagerung des blauen Thones als die eigentliche Basis der paläozoischen Reihe anzusehen ist. Der, der mittleren silurischen Gruppe angehörige bituminöse Schiefer enthält an manchen Orten Kohlen, wie z. B. in der Nähe des Sablenka-Falles. Indess erlangt der Schiefer bei bedeutender Verbreitung — so besonders zwischen Duderhof und Czarskoe-celo — nie eine grosse Mächtigkeit. Einige der unteren Lagen des obersten Gliedes der silurischen Formation, des sogenannten Pleta-Kalksteines, eignen sich bisweilen einen sandigen, dolomitischen Charakter an und gleichen in hohem Grade gewissen Gliedern der Kreide-Gruppe. Die unteren und mittleren Schichten des Pleta-Kalksteines kommen zumal in den Umgebungen Petersburgs vor, an den Pulkowka- und Popowka-Bächen. Die höchsten Lagen des Kalksteins zeigen sich als weisse und gelbliche, sandige und kalkige Platten; sie führen mehrere Petrefacten, welche sie zur unteren Abtheilung des silurischen Systemes verweisen. — Untere silurische Gebilde sind ausserdem in Esthland sehr verbreitet. Die ganze Ablagerung von Pleta-Kalkstein, die längs der baltischen Küste auftritt, wo dieselbe stets auf Unguliten-Sandstein ruht, stets durch den bituminösen Schiefer getrennt, bietet nur wenig Unterschied von den Massen gleichen Alters in den Umgebungen von

Petersburg. Obgleich nirgends auf dem Festlande wahre obere silurische Schichten erscheinen, hat man solche dennoch auf den Eilanden Dago und Oesel nachgewiesen. Das Vorkommen zahlreicher bezeichnender Versteinerungen, besonders einiger Corallen, macht es mehr wahrscheinlich, dass auf den genannten Inseln der Wenlock-Kalkstein zu finden sei, und dass dieselben folglich gleichen Alters mit Gothland sind.

Ueberblickt man die Vertheilung der Petrefacten in der silurischen Ablagerung Russlands, so bietet sich leicht die Bemerkung, dass das ganze System sich in zwei Abtheilungen scheiden lässt, Aequivalente der Gebilde, wie sie im nördlichen Amerika und im westlichen Europa auftreten. Von den unteren silurischen Versteinerungen Russlands sind nur wenige den bekannten englichen Leitmuscheln gleichen Alters identisch, hingegen mehr den Petrefacten Scandinaviens. Ohne bei den tiefsten Lagen der unteren silurischen Gruppe zu verweilen — die in Russland, wie in Scandinavien nur Fucoiden enthält — ist besonders der sogenannte Unguliten-Sandstein zu beachten, der in Russland durch die zahllosen Reste von Obolus oder Ungulites (einer kleinen Muschel aus der Brachiopoden-Classe) charakterisirt, in Amerika und England durch die verbreitete Lingula attenuata vertreten wird. Der Pleta-Kalkstein Russlands zeigt auffallende Analogie mit den Kalksteinen gleichen Alters in Schweden und Norwegen, namentlich in den Orthoceratiten und Trilobiten. Besonders ausgezeichnet — noch mehr als jene Scandinaviens — sind die unteren silurischen Gebilde Russlands durch das Erscheinen eigenthümlicher Thierreste, die, obgleich den Crinoideen nahe tretend, dennoch von ihnen zu scheiden sind. Hieher gehören die Geschlechter Echinosphaerites und Echino-encrinites u. s. w. Als die charakteristische dieser Versteinerungen ist wohl Sphaeronites aurantium zu betrachten. — Von den höheren, ober-silurischen Gesteinen wäre noch zu bemerken, dass dieselben zahlreiche Corallen und andere Versteinerungen, für die Wenlock- und Ludlow-Gesteine Englands bezeichnend, enthalten.

Von bedeutenderer Verbreitung als die silurischen Gebilde sind die devonischen, deren umfassende Schilderung das vierte Capitel giebt; sie dehnen sich im Süden der silurischen Schichten am baltischen Meere hin über einen Raum von 150,000 Quadratmeilen — ein grösserer Flächenraum, als jener der britischen Inseln. Die devonischen Gesteine — die Vertreter des englichen old red sandstone — ziehen sich aus Curland und Liefland nordöstlich in die Gouvernements von Pskof, Nowgorod, Olonetz und Archangel, südlich durch Witepsk, Smolensk, Kaluga und Tula gegen Orel und Worouje; auf niedri-

gen Plateaus liegend, erheben sie sich in fünf bis neunhundert Fuss hohen Hügeln übers Meer, gehen nach unten in silurische Sandsteine, nach oben in Kohlen-Gebilde über. — Das Waldai-Gebirge, die hügelige Gegend am Ilmensee besteht fast nur aus devonischen Gesteinen, und meist aus den mittleren Gliedern des Systemes. Sie erscheinen — zumal in der Nähe von Tschudowa — als roth und licht gefärbte, sandige Kalksteine, die theils in glimmerigen Sandstein, theils in plattenförmigen Kalkstein übergehen. Unter den Versteinerungen sind zu bemerken: Serpula omphalodes, Spirifer muralis, S. speciosus, S. Archiaci, S. granosus, Terebratula ventilabrum, Orthis striatula, O. micans, O. crenistria, Bellerophon armatus, u. a. — Die Mächtigkeit, welche dem devonischen System an mehreren Orten eigen, ist beträchtlich; so hat man in der Gegend von Starai Russa Bohrversuche nach Salzquellen angestellt, und die unteren silurischen Schichten bis zu einer Teufe von 600 Fuss durchsunken, ohne zu ermitteln ob die Salzquellen im silurischen oder devonischen Systeme ihren Sitz haben. Einzelne, mit den tieferen Schichten der devonischen Formation auftretende Lagen rothen und grünen Mergels sind merkwürdig wegen der in ihnen enthaltenen Fisch-Reste. Agassiz hat unter denselben einige, dem alten rothen Sandsteine Schottlands identische Arten nachgewiesen, nämlich Holoptychius nobilissimus, Glyptosteus favosus und Diplopterus macrocephalus. Auch in Curland und Liefland sind devonische Gebilde verbreitet; besonders verdienen die Gesteine an den Ufern der Düna, in den Umgebungen von Kokenhausen Beachtung wegen des Vorkommens von Fisch-Resten. Noch ist auch der mächtigen, dem devonischen System angehörigen Gyps-Ablagerung zu erwähnen, in welcher bei Dünhof in Curland ausgedehnte Steinbrüche betrieben werden. — Auf einem weiten Raume zwischen Riga und der Düna erscheinen die devonischen Gebilde nur als weiche Sandsteine, aus deren Zersetzung grosse Sand-Dünen hervorgehen. Die Umgebungen Riga's — wo mit dem Sandstein kalkige und thonige Schichten sich zeigen — sind gleichfalls wegen der Fisch-Reste die sich dort finden, ausgezeichnet, so wie die Gegend um Dorpat; am letztgenannten Orte erreichen die Fisch-Reste eine seltene Grösse. Eine Fisch-Gräte, die Murchison endeckte, misst über zwei Fuss. Agassiz hat einen der gigantischen Fische aus der Nähe von Dorpat Chelonichthys Asmusii benannt.

Auch in der Mitte des russischen Reiches liegt ein breiter Gürtel von Gesteinen mit devonischen Petrefacten. Die ganze Ablagerung dürfte wohl einen Raum von zweihundert englichen Meilen bedecken; sie zieht

sich aus der Nähe von **Orel** bis in die Gegend von **Orscha** nach Osten und Westen hin. Hinsichtlich der Lagerungs-Weise und ihrer Versteinerungen zeigt dieselbe grosse Aehnlichkeit mit den devonischen Partlieen, die wir bereits kennen gelernt haben; sie wird von Kohlen-Schichten bedeckt, in welchen der für die Basis des Kohlen-Systemes so bezeichnende Productus giganteus liegt, und enthält viele Petrefacten, zumal Fisch-Reste, die der devonischen Gruppe eigenthümlich sind. Aber in petrographischer Beziehung unterscheidet sich diese Ablagerung in der Mitte Russlands wesentlich von den anderen devonischen; sie verdient eben so wenig den Namen old red sandstone, als die schwarzen Schiefer in Devonshire. Gelbliche, dünngeschichtete Kalksteine walten vor, die oft in hohem Grade dolomitisch werden und an den magnesian limestone Englands, an den Zechstein Thüringens erinnern. „Nordwärts, vom Plateau von **Kursk** herkommend" sagt **Murchison** „das aus Kreide- und Tertiär-Gebilden zusammengesetzt ist, glaubten wir, als wir auf die kalkigen Klippen am **Oka**-Fluss gelangten, den magnesian limestone von Sunderland in England, den deutschen Zechstein vor uns zu sehen, so gross war die Aehnlichkeit der Gesteine. Aber zu unserem grossen Erstaunen fanden wir bald charakteristische Versteinerungen des devonischen Systems." Die rothen Gebilde verschwinden im Bereiche der sandigen, dolomitischen Kalksteine gänzlich. Der südlichste Punkt, wo devonische Gebilde auftreten, ist wohl bei dem Dorfe **Pietina** am **Don-Ufer**. Sie erscheinen als kalkige, sandige Platten, mit Petrefacten, von Sand-Schichten bedeckt, die wohl der Kreide-Formation angehören. Deutlich entwickelt zeigen sich devonische Gesteine in den Umgebungen von **Woronje**. Dort findet sich namentlich, am Ufer des Flüsschens **Dewiza**, eine sieben Fuss mächtige Kalk-Schichte, die einen ungemeinen Reichthum an Petrefacten umschliesst, characteristische Petrefacten des devonischen Systems, wie sie im Boulonais, in der Eifel, in Devonshire vorkommen.

Betrachtet man die **Fauna** der devonischen Formation Russlands im Allgemeinen, so bieten sich mannigfache, nicht uninteressante Resultate. Wer nur oberflächlich mit den bezeichnenden Versteinerungen bekannt ist, welche das devonische System in England und Schottland, in verschiedenen Theilen Frankreichs und Deutschlands aufzuweisen hat, wird unter den von **Murchison** aufgezählten Petrefacten manche alte Bekannte wieder erkennen. Die devonischen Gesteine Russlands verdienen desshalb noch besondere Aufmerksamkeit, weil sie mehrere Thier-Gruppen umschliessen, die völlig identisch sind mit den, nur in den Ablagerungen

im westlichen Europa vorkommenden Arten. Die Unterschiede zwischen der Fauna der silurischen und devonischen Gruppe lassen sich in Russland gleichfalls leicht darthun; wir erwähnen nur in letzterer das Geschlecht Serpula, das in ersterer gänzlich fehlt; ferner das Erscheinen gewisser Orthoceratiten und Terebrateln, und endlich den Mangel der Trilobiten, die im silurischen Gebiete der baltischen Provinzen so häufig sind. Der bedeutendste petrefactologische Unterschied zwischen den beiden Formationen ist indess die grosse Anzahl von Fisch-Resten in der devonischen. Interessante Analogieen zwischen den Fischresten Russlands und Schottlands theilt Murchison mit, worauf er besonders durch Agassiz aufmerksam gemacht wurde. Nach des Letzteren Untersuchungen dürften sicherlich acht, vielleicht zehn Arten, beiden Ländern gemeinschaftlich sein. Die mit Bestimmtheit als identisch genannten Fische sind: Glyptosteus favosus, Chelonichthys Asmusii, Diplopterus macrocephalus, Holoptychius nobilissimus, Dendrodus strigatus, Lamnodus biporcatus, Cricodus incurvus; identisch scheinen: Glyptosteus reticulatus und Chelonichtys minor.

Besondere Aufmerksamkeit verdient noch die mannigfache Art und Weise in welcher die devonischen Gesteine in den einzelnen Gegenden Russlands erscheinen und die stets in einem gewissen Zusammenhange mit den Versteinerungen stehen. Wohl in keinem Lande wird dem Beobachter die Verbindung zwischen dem Charakter der Petrefacten und der Natur des sie umschliessenden Mutter-Gesteines deutlicher, als in Russlands endlosen Ebenen. In Curland, Liefland, in den baltischen Provinzen, dann in dem grossen mittleren Landstrich, den das System einnimmt, treten dünne Kalkstein-Schichten im Wechsel mit den vorherrschenden Massen von Mergel, Sandstein und plattenförmigem Kalkstein auf; während in den dünnen Kalkstein-Lagen die Mollusken vorwalten und nur selten ein Fisch-Rest sich findet, sind letztere ausschliesslich in den Sandstein und Mergel-Schichten zu Hause. Gegen Archangel zu verschwinden die Kalksteine allmählig; das System besteht aus Sand, Thon und Sandstein. Aber zugleich mit dem Kalkstein verlieren sich auch die Mollusken, und die Thone und Sandsteine sind — gleich dem old red sandstone Schottlands — nur durch Fischreste charakterisirt. Andere Verhältnisse walten wieder in den Regionen um Woronje und Orel; dort zeigen sich gelbe, dolomitische Kalksteine und Mergel; zugleich mit dieser Aenderung tritt ein entsprechender Wechsel in der Vertheilung der Mollusken und Fische ein.

Diese kurzen Andeutungen werden genügen, um die ausserordentliche petrographische Verschiedenheit der devonischen Gebilde in den ein-

zelnen Theilen des russischen Reiches darzuthun. Hier sehen wir rothe und grüne plattenförmige Mergel und Gesteine, dort herrscht rother Sandstein und hier endlich treffen wir hellgelbe, dolomitische Kalksteine. Später soll gezeigt werden, wie die nämlichen Gebilde im Ural unter der Gestalt schwarzer Schiefer erscheinen; vorher wollen wir aber zur Betrachtung der Kohlengesteine schreiten.

Die Schilderung der, in vielfacher Beziehung wichtigen Kohlen-Gebilde umfasst drei Kapitel; dieselbe beginnt in dem fünften oder nächstfolgenden Kapitel mit den Kohlenablagerungen im nördlichen und mittleren Russland. In den genannten Gegenden herrscht der untere Theil des Kohlen-Systemes vor, Kalkstein, begleitet von Schiefer, Sandstein und Mergel, demnach der Vertreter des Bergkalkes, des Mountain limestone der Engländer. Nach den Untersuchungen Murchisons und seiner Freunde zerfällt diess Gebilde im nördlichen und mittleren Russland in folgende Gruppen (in ansteigender Ordnung): 1) Unterer Kalkstein mit Productus giganteus; ein meist dunkelgrauer, bituminöser Kalk, mit wenigen Lagen von Sandstein und Kohle. 2) Mittlerer oder weisser Kalkstein von Moskau, charakterisirt durch Spirifer Mosquensis (Choristites Fischer.) Diese Abtheilung der Gruppe enthält in den nördlichen und mittleren Gouvernements keine Kohle, hingegen in den südlichen Steppen Kohle von guter Qualität. 3) Oberer Kalkstein, durch Fusulina cylindrica (Fischer) ausgezeichnet; führt nur in den nördlichen oder Wolga-Gegenden etwas Kohle.

Der erstgenannte oder untere Kalkstein ist zumal in dem Waldai-Gebirge verbreitet, wo derselbe häufig die devonischen Gesteine bedeckt. Seine tiefsten Lagen bestehen aus Sandstein und Schiefer, wohl von gleichem geologischem Alter mit den englischen Gebilden am Tweed. Zu den charakteristischen Versteinerungen des unteren Kalksteines gehören Productus giganteus (P. variabilis russischer Autoren), P. punctatus (Sow.), P. antiquatus (Sow.) und die grosse Coralle Chaetetes radians (Fisch.). Die erwähnten Petrefacten sind für den Bergkalk Englands bezeichnend; Chaetetes radians hat man in demselben bei Bristol, ferner in Westmoreland und in Northumberland gefunden.

*(Schluss folgt.)*

## Murchison: Geology of Russia.

(Schluss.)

Der mittlere oder weisse Kalkstein, in den Umgebungen von Moscau so verbreitet, und durch Spirifer Mosquensis charakterisirt, spielt unter den einzelnen Gliedern der russischen Kohlen-Gruppe eine sehr bedeutende Rolle. Er zieht sich aus der Nähe von Moscau bis südlich von Kholmogor bei Archangel und aus der Gegend von Serpuchow längs dem Laufe der Oka bis in das Gouvernement von Riaizan. Die vorherrschende petrographische Beschaffenheit des Gebildes, wie dasselbe in den Gouvernements von Moscau und Twer erscheint, ist als ein weisser, grobkörniger Kalkstein, dem „calcaire grossier" nicht unähnlich. Fast ganz Moscau ist — nach dem unglücklichen Brande — auf's Neue aus diesem Kalkstein entstanden. Bisweilen zeigen die Kalksteinschichten einen dolomitischen, hie und da einen oolithischen Charakter. Nach unten gehen sie häufig in Mergel-Lager über. Das Auftreten rother und grüner Mergel und Schiefer gehört zu den Charakterzügen der unteren paläozoischen Reihe Russlands; in der noch zu beschreibenden permischen Formation findet es gleichfalls statt. Unter den bezeichnenden Versteinerungen sind ausser dem Spirifer Mosquensis Productus antiquatus, P. punctatus und P. lobatus (Sow.) anzuführen.

An der südlichen und östlichen Grenze der Formation erscheint der obere Kohlen-Kalkstein, wegen der Myriaden von Fusulina cylindrica die derselbe umschliesst, auch als Fusulinen-Kalk bekannt. Schon Pallas — den Murchison mit Recht Russlands Saussure nennt — gedenkt der unzähligen Fusulinen als Madreporites-Reste. Als Begleiter der Fusulina sind von Petrefacten zuml einige Orthis-Arten zu erwähnen.

Wir wollen unsere Aufmerksamkeit nun den Steinkohlen- und Anthracit-Lagern zuwenden, die im sechsten Capitel beschrieben werden. Die Gegenden, welche solche aufzuweisen haben, liegen zwischen dem Dnieper und Don, im Gebiete von Donetz, zwischen dem $47^1/_2{}^0$ und $49^1/_2$ nördlicher Breite, und $36^0$ und $41^1/_2{}^0$ östlicher Länge.

Ueber einen Raum von 11,000 Quadr. M. dehnen sich die Kohlen-Gesteine aus; sich in Hügeln von geringer Höhe erhebend, bilden dieselben einen Theil der oberen Steppen, die von Neu-Russen und donischen Kosacken bewohnt werden. Durch die genannten Gegenden windet sich der Donetz, ein theilweise schiffbarer Fluss, an dessen Ufern die Kohlen-Gesteine häufig entblösst sind. Andere Flüsse, in höhern Regionen des Landstriches entspringend, bieten gleichfalls gute Profile, wie Krinka, Miuss, Kalmiuss, die südwärts, dem azowschen Meere zueilen, während andere, der Toretz, die Bachmutha, sich nördwärts wenden und in den Donetz münden. Der Kohlenkalkstein, der in den südlichen Steppen, in den Gegenden am Kalmiuss herrscht, dürfte nach Murchisons Ansicht, ein Vertreter des „scar limestone" englischer Geologen sein; er wird an einigen Orten von Schiefer und Sandstein bedeckt, die Kohlen-Schnüre und Pflanzen-Reste führen. Bei Alexandrowsk — dem einzigen Orte in dem Gouvernement, wo Kohle durch die Regierung gewonnen wird — auf dem linken Ufer des Donetz, liegt Kohle auf Sandstein und plattenförmigem Kalkstein, die Kohlen-Pflanzen enthalten; die Kohlen-Schichte wird von Kalkstein bedeckt, der Arten von Productus und Spirifer und die im Bergkalk Irlands so häufige, grosse Lithodendron-Art führt. Die Kohle hat eine Mächtigkeit von sieben Fuss; nur stellenweise scheint dieselbe von guter Beschaffenheit, da sie häufig von Eisenkies durchzogen ist.

Ein eigenthümlicher Wechsel in der Gesteins-Beschaffenheit — nicht ohne Einfluss auf die Kohle — tritt mit den Gliedern der Kohlen-Formation an den Ufern der Flüsse Krinka und Miuss ein. Der Kalk verschwindet nach und nach, und wird durch Sandstein ersetzt; zugleich findet sich, statt der bituminösen Kohle, Anthracit ein. Indess bleibt es nicht zweifelhaft, dass diese Anthracit führenden Gesteine nördlich von Novo Tscherkask, so wie die Schiefer mit dünnen Kalkstein-Lagen am Donetz, Vertreter der Kalksteine mit bituminöser Kohle sind, welche wir oben schilderten. Die beträchtlichsten Werke, wo Anthracit gewonnen wird, sind in der Nähe von Popofskoe, dreissig Werste nördlich von Novo Tscherkask. Allmählig findet in diesen Gegenden der Gebrauch des Anthracits als Feuerungs-Material für das so seltene und desshalb theuere Holz Eingang.

Am Schlusse seiner Betrachtungen über die Kohlen-Gebilde am Donetz macht der Verfasser mit Recht darauf aufmerksam, dass eifrige Nachforschungen nach Kohle für Russlands ökonomische Verhältnisse sicherlich von Vortheil sein dürften. Besonders empfiehlt derselbe sorgfältige

Bohrversuche, wo die Kohlenlager durch jüngere (permische) Gebilde bedeckt werden, indem er sein eigenes Vaterland als Beispiel anführt. „Einst dachte Niemand in England daran“ sagt Murchison „da nach Kohle zu graben, wo dieselbe nicht zu Tage geht; wir erinnern an die Zeit, wo Verachtung der Lohn für die Geologen ward, welche Bohrversuche durch den Zechstein vorschlugen und jetzt — gewinnt halb London sein Feuerungs-Material auf diesem Wege. So kann auch einmal der Tag anbrechen, wo nach Ausbeutung der alten Kohlen-Werke von Lisitschia Balka die Stadt Bachmut durch ihre Kohlen-Gruben emporblühen wird.“

Bevor der Verfasser die Schilderung der so sehr wichtigen permischen Formation beginnt, gibt derselbe noch einen kurzen Bericht über die Kohlen-Gebilde am Ural. Am westlichen Abhange dieses Gebirges zieht sich ein Streifen des Kohlen-Systemes hin, längs den Ufern der Tschussowaya, einem Nebenfluss der Kama. Das unterste Glied besteht aus einem krystallinischen Kalkstein von grauer Farbe, der viele Aehnlichkeit mit dem „Scar limestone“ Englands, oder den Aquivalenten dieses Gesteins in der Gegend von Bristol oder in Süd-Wales zeigt. In kühnen, phantastischen Fels-Parthieen tritt der Kohlen-Kalkstein in der Gegend von Kinowsk empor. Die Schichten lassen mannigfache Störungen wahrnehmen, oft erscheinen sie gebogen oder auf dem Kopf stehend. Die pittoreske, romantische Schönheit der Schluchten erinnerte Murchison unwillkührlich an die wilde Fels-Natur an den Maasufern. Den Versteinerungen nach zu schliessen gehört der Kalkstein dem untern Theil der Kohlen-Gruppe an.

Der Kalkstein wird an den Ufern der Tschussowaya von einem harten, kieseligen Sandstein bedeckt, nicht unähnlich dem „millstone grit“ Englands, der die höheren Plateaus zusammensetzt und in bedeutender Mächtigkeit entwickelt ist. Andere Sandstein-Bänke folgen auf ihn, nach grobkörniger, von grünlich-grauer, oder gelber Farbe.

Wendet man sich vom westlichen Abfalle des Urals der Gegend von Artinsk zu, so gelangt man zu Versteinerungen führenden Sandstein, der weithin verbreitet, in Russland unter dem Namen „Gres d'Artinsk“ bekannt ist. Er verdient besondere Aufmerksamkeit wegen der Goniatiten, die er enthält, die von charakteristischen Petrefacten des Kohlengebirges — z. B. Nautilus tuberculatus (Phill.) — begleitet sind. Der „Goniatiten-Sandstein“ bedeckt den Kalkstein und den oben angeführten millstone grit. Ihren organischen Resten zufolge gehören alle diese Gebilde in eine Gruppe. Auch in der Gegend von Sterli-

tamak erscheinen Ablagerungen von Kohlen-Kalkstein, die wohl in gewissem Zusammenhang mit den bereits geschilderten Gebilden stehen dürften.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die Vertheilung der Versteinerungen in dem Kohlengebirge Russlands. Nicht wenig überraschend ist deren grosse Uebereinstimmung mit den Resten gleichen Alters im westlichen Europa, aber noch mehr der bedeutende Unterschied zwischen denselben und den Formen in den älteren paläozoischen Gebilden Russlands. Unter den zahlreichen Leitmuscheln des Kohlengebirges hat man zwei Arten der devonischen Fauna entdeckt, und selbst diese sind noch zweifelhaft. Das Auftreten einer Gruppe ganz neuer Geschöpfe in dem Kohlensysteme Russlands muss in hohem Grade befremden, besonders da der grössere Theil der weit ausgedehnten Gegenden, von dene[illegible] Rede, keineswegs während der alten Perioden der Schauplatz heftiger Catastrophen war, sondern im Gegentheil die Ablagerungen ruhig auf einander folgten.

Das Kohlensystem des russischen Reiches ist, wie bemerkt wurde, reich an charakteristischen, organischen Resten. „Obgleich die Verzeichnisse, welche wir bieten können", sagt Murchison, „nicht so bedeutend sind, als jene, wie wir sie von mehr durchforschten Gegenden in andern Theilen Europa's lieferten; so entsprechen sie doch vollkommen den Zwecken des Geologen. Mit kurzen Worten: viele wohlbekannte Arten vertreten genau die Fauna dieser Epoche; sie bilden gleichsam den Grundstein für weitere Forschungen, der durch spätere Entdeckungen wohl Aenderungen erfahren, aber nie völlig umgestossen werden kann." — Die in der devonischen Formation so häufigen Fischreste verschwinden bis auf wenige Spuren im Kohlengebirge; diese wenigen sind aber wesentlich verschieden von den Resten der vorhergehenden Periode. Trilobiten, ungemein verbreitet in dem silurischen System, äusserst selten in dem devonischen, kommen auch in der Kohlengruppe mit geringer Ausnahme nicht vor; bis jetzt hat man zwei Arten gefunden, die den Trilobiten des Bergkalkes von England, oder Belgien ziemlich nahe stehen. — An zwei oder drei Orten hat man in Russland eine Cytherina entdeckt; dort ist diess Geschlecht nicht einzig auf die Kohlenformation beschränkt. Schon in den letzten Tagen der devonischen Epoche beginnt sein Leben, das bis zu den Zechsteingebilden fortdauert. Die in den Kohlenablagerungen des westlichen Europa's überaus zahlreichen Cephalopoden spielen in Russland nur eine sehr unbedeutende Rolle; von Orthoceratiten kennt man nur zwei oder drei Arten und Goniatiten — im

ganzen europäischen Russland fehlend — hat man bis jetzt nur in gewissen oberen Schichten am westlichen Abfalle des Urals gefunden. Die Nautilus-Arten fehlen gleichfalls fast gänzlich und die Bellerophonten erscheinen fast nur als Abdrücke, wesshalb deren Bestimmung sehr erschwert wird. Dagegen finden sich die Brachiopoden, und zumal die Producten, in so überraschender Häufigkeit ein, dass der Berg- oder Kohlenkalk kaum irgendwo füglicher den Namen „Producten-Kalk" verdient. Und was noch merkwürdiger ist — die Arten sind fast sämmtlich die nämlichen, wie in den englischen Gegenden, wie z. B. P. giganteus und P. striatus (für die unteren Schichten so bezeichnend), ferner P. antiquatus, P. punctatus u. a. Die Spiriferen sind weniger verbreitet, als im Bergkalk Englands; es gibt nur sieben bis acht Arten. Unter diesen verdient besondere Aufmerksamkeit der Spirifer Mosquensis, der stets die mittleren Schichten, den weissen Kalkstein Russlands characterisirt und niemals in den tiefern Lagern auftritt. Unter den Corallen walten vor Chaetetes radians, Lithostrotion floriforme — eine noch nicht beschriebene Art des englischen Bergkalkes — Gorgonia retepora und Retepora laxa. Die beiden letztgenannten Arten erweisen sich in dem Ural von besonderem Nutzen; sie dienen in diesem Gebirge, wo heftige Störungen stattgefunden haben, zum Unterschied des devonischen vom Kohlenkalkstein. Gorgonien und Reteporen gehören zu den letzten Schöpfungen der palaeozoischen Periode, denn sie kommen noch in den jüngeren permischen Gesteinen vor. Eucriniten sind nicht von so grosser Häufigkeit in dem Kohlenkalkstein Russlands, als in jenem von England. Die Geschöpfe, welche endlich, als den Kohlenablagerungen in Russland eigenthümlich, unsere Aufmerksamkeit noch in Anspruch nehmen, sind die Fusulinen, dem Geschlechte Nonionina (d'Orbigny) verwandte Foraminiferen. Russland ist die einzige Gegend Europa's, wo so kleine Thierreste so tief in der Reihe neptunischer Ablagerungen erscheinen, und sie sind in dem Grade häufig, dass sie, wie die Nummuliten, in der Tertiär-Formation ganze Schichten zusammensetzen. Sie gehören zumal dem mittleren Theil des Kohlensystemes an.

Noch ein anderes Resultat, von allgemeinerem Interesse, wird am Schlusse der Vergleichung der organischen Reste hervorgehoben: einzelne Glieder der Kohlengruppe, die in dem System in den verschiedensten und entlegensten Ländern dieselbe Stelle einnehmen, können in der einen Gegend reich an Kohle sein, während man in der anderen keine Spur des Minerals in der nämlichen Schichte findet.

Zu den wichtigsten Abschnitten des Inhalt-reichen Werkes gehört

die Aufstellung eines neuen Systemes, von Murchison das permische genannt. (Cap. 8., 9. und 10.) Schon die ausserordentliche Verbreitung dieser Formation erregt Staunen; sie nimmt nämlich den grösseren Theil der Gouvernements von Perm, Orenburg, Kasan, Nischni Nowgorod, Jaroslaw, Kostrema, Wiatka und Wologda ein — über den doppelten Flächenraum von ganz Frankreich!

Nicht leicht dürften über das Alter einer Formation verschiedenere Ansichten geherrscht haben, theils durch wenige Nachforschungen, theils durch petrographische Mannigfaltigkeit der Gesteinsgruppe bedingt. Der rothe Sandstein, das Conglomerat gewisser Districte, veranlassten mit dem rothen Todt-Liegenden deutscher Geologen Vergleichung, während man in den lichter gefärbten Sandsteinen das weisse Liegende zu erkennen glaubte, und noch andere Ablagerungen von Mergel, Sandstein, Salz und Gyps zur Trias-Formation gerechnet wurden. Vor geraumer Zeit hatten deutsche Bergleute in den ausgedehnten Sandstein-Schichten in den Gouvernements von Perm und Orenburg Analogieen mit ihrer vaterländischen Zechstein-Formation gefunden. Doch hatte man ihrer Vermuthung keine Aufmerksamkeit geschenkt — sie war vergessen und ganz neuerdings hatte Professor Kutorga, seine Ansichten auf die Pflanzenreste stützend, einen Theil der Formation für Kohlengebilde erklärt.

Diess war die Lage der Dinge, als Murchison und seine Gefährten den russischen Boden betraten; ihre ausgedehnten Untersuchungen belehrten sie, dass, obgleich die einzelnen Glieder von sehr verschiedener petrographischer Beschaffenheit sind, und aus Mergeln, Sandsteinen, Conglomeraten und Kalksteinen bestehen, die grosse Massen von Gyps und Steinsalz umschliessen, so wie fein vertheilte Parthieen von Kupfer und Schwefel, die ganze Gruppe dennoch durch einen scharf characterisirten Typus animalischen und vegetabilischen Lebens bestimmt ist. Da noch kein bezeichnender Name für das System, wie es nun zusammengefasst wird, existirte — denn der englische Ausdruck magnesian limestone, unserem deutschen Zechstein entsprechend — war eben so unpassend für gewisse Glieder des Systemes, als „Kupferschiefer“ für andere; so wurde daher ein geographischer Name gewählt, vom alten Königreiche Perm entliehen, in dessen einstigem Gebiete die Formation besonders verbreitet ist. (Zur Erleichterung deutscher und englischer Leser wurden indess auf der Karte und auf den Tabellen Zechstein und magnesian limestone als Synonyme beibehalten.)

Die Schilderung der permischen Gebilde beginnt mit deren

östlicher Grenze. Die ältesten Glieder des Systemes zeigen sich deutlich abgelagert auf den höchsten Schichten der Kohlen-Formation auf dem westlichen Abhange des Urals, in den Umgebungen der alten Stadt Perm, an den Ufern der Flüsse Sylva, Babka, Sira und Gromotucha. Sie bestehen aus dünngeschichteten Kalkplatten, die bisweilen Concretionen von Gyps umschliessen. Bei Tschelkanowa und an anderen Orten geht Gyps in beträchtlichen Massen zu Tage. Bei Krisolowa, am rechten Ufer der Babka, beobachtete Murchison folgendes Profil (in ansteigender Ordnung): 1) Mächtige Gypsbänke. 2) Gyps- und Kalkplatten. 3) Abwechselnde Gyps- und Kalklagen. 4) Dolomitischer Kalkstein. Aehnliche Gesteine erscheinen auf der westlichen Seite des südlichen Urals, aber am Sakmarka-Fluss, unfern Orenburg, tritt der Kalkstein in grösserer Mächtigkeit auf; er enthält manche Petrefacten, unter andern Productus Cancrini, Orthis Wangenheimi, Avicula Kasanensis, Modiola Pallasii (?), Retepora flustracea u. s. w., die denselben als einen Vertreter des Zechsteins bezeichnen. Die Kalkschichten werden an vielen Orten von Sand- und Conglomeratablagerungen bedeckt — so z. B. bei Wissilki, Kargalinsk — welche in bedeutender Menge Kupfererze fein vertheilt enthalten, so wie Pflanzenreste; auch Ueberbleibsel von Fischen (Palaeoniscus) und Saurier-Knochen kommen vor. Die Kupferhaltigen Sandablagerungen sind in Russland unter dem Namen „Kupfersandstein" wohl bekannt. Auch in der Nähe der Gruben von Klutschewski bei Bielebei und bei Kargala in den Steppen nördlich von Orenburg ist der sogenannte Kupfersandstein verbreitet. Von bedeutendem Interesse für den Geologen und Bergmann ist das Zusammen-Vorkommen, die innige Verbindung von fossilem Holz und von Kupfererzen. Gar oft leitet das Auffinden verkieselter Pflanzenreste zur Entdeckung reicher Kupfererze. Einzelne Parthieen von Kupfer durchziehen bisweilen das fossile Holz, und erscheinen dann gewöhnlich als Kupferlasur. Für allgemeine Regel darf wohl gelten, dass die Sand-, Sandstein- und Schieferlagen, die Pflanzenreste führen, die ergiebigste Fundstätte der Kupfererze sind, dass das Metall in den weissen und grünen Mergeln weit seltener ist, und niemals in dem Kalkstein getroffen wird.

In den Conglomeraten und Sandsteinen unfern Karlinski — die ihre Stelle deutlich über den Kalkbänken mit Producten einnehmen — hat man zuerst Saurier-Reste gefunden, unter andern Rhopalodon Mantellii.

Während in den Gegenden zwischen Perm und Kasan die Kupfer führenden Sandsteine sehr verbreitet sind, bieten die Gouvernements von Nischni Nowgorod und Simbirsk wieder andere, nicht weniger lehrreiche

Verhältnisse. Dort herrschen besonders permische Kalksteine, von Gypsmassen begleitet. Diess ist zumal an der Piana unfern Arzamas der Fall. Jene Gegenden wurden schon früher durch Strangways und Pallas geschildert. Von besonderem Reichthum an Petrefacten ist die Umgebung von Itschalki; ausser den gewöhnlichen und characteristischen — Spiriferen, Producten — entdeckte Murchison zwei Arten von Ostrea, ein Geschlecht, das man bisher nirgends unterhalb des Muschelkalkes gefunden. Ferner sind in dem Kalkstein von Itschalki die Modiola-Arten so häufig, dass man denselben mit gutem Grund als „Modiola-Kalkstein" bezeichnen könnte.

In den Gouvernements von Nischni Nowgorod, Simbirsk, Perm u. s. w. besteht demnach die permische Formation aus Kalkstein, Gyps, Mergel, Sandstein und Conglomerat. Wir wollen nun die Verbreitung ähnlicher Gebilde an den Flüssen Pinega und Dwina kennen lernen. Die Ufer der Dwina sind auf weite Strecke hin aus Kalkstein, hauptsächlich aber aus Gyps zusammengesetzt, die dem permischen Systeme angehören; die Lagerungsweise, überdiess die Versteinerungen, welche der Kalkstein an manchen Orten, z. B. bei Ust-Vaga, führt, bestätigen diess. Es sind sämmtlich charakteristische permische Petrefacten, wie Productus horrescens, Calamopora fibrosa u. a. Noch weiter an der Dwina hinauf, an der Suchona, in den Umgebungen von Ustiug, erscheinen die Sandstein- und Mergelablagerungen, ohne aber, wie bei Perm, Kupfererze zu führen. Dagegen treten aus diesen rothen Gebilden bei Totma und anderen Orten Salzquellen hervor, nach welchen häufige Bohrversuche angestellt worden sind. Auch Steinsalz wird, wie bereits bemerkt wurde, nicht selten in der permischen Formation getroffen. Das bedeutendste Vorkommen desselben ist bei Illetzkaia Saschtschita; eine Schilderung desselben hat schon früher G. Rose in seiner „Reise nach dem Ural" gegeben.

Am Schlusse des neunten Capitels ist die Rede von dem merkwürdigen Berge Bogdo, der sich isolirt in der Kirgisen-Steppe auf dem linken Wolga-Ufer erhebt. Obgleich vielfach besucht und geschildert, hat man dennoch bis jetzt keine bestimmte Ansicht über sein Alter gewonnen. Eichwald glaubt, der Bogdo bestehe aus silurischen Gebilden; nach L. von Buch gehört der Berg der Muschelkalk-Formation an. Jedenfalls ist das Gestein, wie Murchison behauptet, älter, als die Jura-Gebilde, und jünger, als die permischen. Das Auftreten gewisser Ammoniten (Ammonites Bogdoanus), früher von Pallas, später von L. von Buch erwähnt, spricht allerdings sehr für die Meinung des

letztgenannten berühmten Geologen. Und so gewinnt der räthselhafte Bogdo-Berg ein doppeltes Interesse, da er als einziger Vertreter der Trias-Formation in Russland erscheint — denn bis jetzt hat man im ganzen europäischen Russland noch kein Glied weder von der Trias-Gruppe, noch von dem Lias-Gebilde nachgewiesen.

Das zehnte Capitel bietet eine Fülle wichtiger Mittheilungen über die Aequivalente des permischen Systemes in Deutschland und in anderen Gegenden Europa's. Mannigfache Nachforschungen und Untersuchungen belehrten Murchison — durch Naumann's Urtheil noch mehr bestimmt — dass das rothe Todt-Liegende von dem Kohlengebirge zu trennen und der permischen Formation einzuverleiben sei. So bestärkten zumal Beobachtungen in Schlesien Murchison's Ansicht. Dort finden sich zwischen Waldenburg und Glatz rothe Sandsteine, Conglomerate und hauptsächlich ein Kalkgebilde, deren thierische und pflanzliche Reste sich wesentlich von jenen des unter ihnen seine Stelle einnehmenden Kohlengebirges unterscheiden, dagegen eine überraschende Aehnlichkeit mit den bekannten permischen Typen zeigen. Aber nicht das rothe Todt-Liegende, sondern auch ein Theil des bunten Sandsteins der Trias-Formation glaubt Murchison dem permischen Systeme anreihen zu müssen, und zwar dessen unteren Theil, während der obere als Basis der Trias-Gruppe zu betrachten ist. Der untere bunte Sandstein wäre also in manchen Gegenden Deutschlands, in den Vogesen (der bekannte Grès des Vosges) als Vertreter des permischen Systemes anzusehen. Die Eintheilung ist demnach folgende:

| | | |
|---|---|---|
| Trias-Gruppe. | Keuper. | Obere secundäre Gebilde. |
| | Muschelkalk. | |
| | Oberer bunter Sandstein. (Grès bigarré.) | |
| Permische Gruppe. | Unterer bunter Sandstein. | Obere paläozoische Gebilde. |
| | Zechstein. | |
| | Rothes Todt-Liegendes. | |
| | Kohlen-Gebilde. | |

Von den Aequivalenten des permischen Systemes geht der Verfasser zu einer Uebersicht der organischen Reste desselben über; er bemerkt: die Fauna der permischen Formation, obschon nicht so bedeutend, als jene der unteren paläozoischen Gesteine, verdient bei der geringen Kenntniss, die man bisher von ihr hatte, unsere besondere Aufmerksamkeit. Sie bildet in der That gleichsam den Nachlass einer früheren Thier-Schöpfung, deren verschiedenartige Entwickelung wir durch drei vorhergehende Al-

tersstufen verfolgten; wir sehen die letzten Veränderungen, welche diese Wesen erlitten, bevor sie gänzlich vom Schauplatz abtraten. Das Dahinschwinden, die Vernichtung so vieler Thierformen, die in früheren Perioden in buntem Gewirre sich durcheinander drängten, endlich das Entstehen neuer, gigantischer Geschöpfe, der Saurier — Alles das verkündet den Schluss der langen, paläozoischen Epoche, das Beginnen einer anderen, fremden Thierwelt. Die beiden grössten Revolutionen, welche in dem todten organischen Reiche stattfanden, sind jene, welche die paläozoische von der secundären, und letztere von der tertiären schieden. Blickt man auf das Ende der ersten dieser Epochen, so muss die permische Gruppe bei allen Geologen ein unwillkürliches Interesse erwecken — nicht geringer, als das mit der oberen Kreide verbundene, wo auf ähnliche Weise ganze Geschlechter spurlos verschwinden.

Im Ganzen werden unter den Thier-Resten des permischen Systemes hundert und sechs und sechzig Arten angeführt, wovon allerdings einige zweifelhafte. Diese Zahl ist freilich eine unbedeutende, vergleicht man sie mit jener der Arten des devonischen oder Kohlen-Systemes, wo gegen tausend Arten in jeder der beiden Formationen bekannt sind. Von den hundert sechs und sechzig Arten haben sich nur achtzehn in den älteren paläozoischen Gebilden, im silurischen, devonischen oder Kohlen-Systeme gefunden, dagegen sind hundert acht und vierzig als charakteristisch für die permische Gruppe zu betrachten. Einem geübten Blick werden die petrefactologischen Unterschiede zwischen den drei ältesten und dem jüngsten Gliede der paläozoischen Reihe nicht entgehen; wir beschränken uns darauf, aus der interessanten Uebersicht nur das Wichtigste hervorzuheben.

Im Kohlen-Gebirge kommen an hundert Corallen-Arten vor, in dem permischen System hingegen nur fünfzehn, und von diesen zeigen sich nur drei häufiger. Dabei ist zu bemerken, dass nach des gelehrten Naturforschers L o n s d a l e Untersuchungen keine der Arten aus dem Kohlen-Gebilde dem permischen Gebirge eigenthümlich sei. Noch überraschender ist die Abnahme der Crinoiden; das Kohlen-System zählt über siebenzig Arten, das permische hat nur eine aufzuweisen (Cyathocrinites planus, in Russland bis jetzt noch nicht gefunden). — Von grösserer Bedeutung sind die Brachiopoden; sie bieten gleichsam einen Leitfaden, um den Zusammenhang zwischen beiden Systemen zu ermitteln. Die Geschlechter Productus und Spirifer — so bezeichnend für die Kohlen-Gebilde — fehlen in der permischen Gruppe keineswegs; es kommen sechs Arten von Productus, acht von Spirifer vor. Orthis — im siluri-

schen Systeme eine Hauptrolle spielend — erscheint nur untergeordnet im devonischen, durch drei Arten vertreten. Besondere Wichtigkeit erlangt das Geschlecht Chonetes nur durch die ungemeine Verbreitung der einen Art, C. sarcinulata (L. v. Buchs Leptaena lata.) Das im silurischen Systeme so häufige Geschlecht Pentamerus wird im devonischen Gebilde bereits selten, und fehlt in den beiden folgenden Gliedern der paläozoischen Reihe gänzlich; dagegen wird dasselbe im permischen Systeme durch neun Arten von Terebratula vertreten. Unter den Dimyarieren erwähnen wir das Geschlecht Modiola, unter den Monomyarieren das Geschlecht Avicula als höchst charakteristisch. Die Gasteropoden und Cephalopoden verschwinden mit dem Beginne der permischen Epoche fast gänzlich, zumal bei letztern ein befremdender Umstand, da dieselben (die Orthoceratiten, Nautilus, Goniatiten) für das Kohlen-Gebirge so bedeutend sind. Aus diesen wenigen Andeutungen ergibt sich, was wir schon oben zu bemerken Gelegenheit hatten, dass dem permischen Systeme gleichsam eine neue Schöpfung voranging.

Bevor wir aus den geistreichen Betrachtungen über die allgemeine Entwickelung Einiges anführen, müssen wir noch ein paar Worte über die dem permischen System eigenthümlichen Fisch-Reste sagen. Bekanntlich erscheinen Fische zuerst in den obersten silurischen Schichten, später aber, in grosser Anzahl, in dem devonischen und Kohlen-System; auch in der permischen Formation fehlen sie nicht und werden durch sechszehn Geschlechter in letzterer vertreten, von denen fünfzehn dem System allein angehören. Merkwürdig wird die permische Gruppe noch durch das erste Auftreten der Saurier.

Mit Recht hebt Murchison als eines der seltsamsten Verhältnisse der permischen Fauna den Mangel der Trilobiten hervor. Wohl gehört — so sagt der Verfasser — das gänzliche Verschwinden der, für die älteren paläozoischen Ablagerungen so charakteristischen Wesen zu den überraschendsten Phänomenen. Dringen wir aber tiefer in das Studium paläozoischer Gebilde ein, so finden wir wie das Verschwinden der Thierclasse durch ein allmähliges Abnehmen in den verschiedenen Schichten angedeutet ist. Gleichsam als die Herolde anderer Geschöpfe, in vollster Entwickelung, treten die Trilobiten in der silurischen Formation auf, um schon in dem devonischen System sich zu vermindern und um im Kohlen-Gebirge bis auf wenige Arten zusammenzuschmelzen, deren letzte Phillipsia und Griffithides sind. Und hier erhalten wir wieder einen jener merkwürdigen Fingerzeige, die uns bei aufmerksamem Studium der geschichteten Gesteine schon zu Theil geworden: an die Stelle einer Fa-

milie, die erlischt, um nie wieder zu erscheinen, tritt ein verwandtes Krustenthier, Limulus, dessen Erstlinge während der Bildung der grossen Kohlenfelder ihr Dasein erhielten, und auf welche im permischen Systeme die bis jetzt Russland eigenthümliche, grosse und merkwürdige Art, Limulus oculatus folgt. Verschieden von den Trilobiten, hat Limulus alle die zahlreichen Revolutionen überlebt, die nach seiner Schöpfung sich ereigneten, und einige seiner Arten — freilich den ersten Typen nicht ähnlich — findet man noch heutiges Tages.

Es war schon früher die Rede davon, dass die Trias-Formation in Russland gänzlich fehle, oder vielleicht in dem isolirten Bogdo-Berge in der Kirgisen-Steppe einen Repräsentanten habe. So müssen wir denn bei der Schilderung der verschiedenen Gesteins-Gruppen, die Russland aufzuweisen hat, von dem zehnten Capitel, das mit einer Uebersicht der organischen Reste des permischen Systemes schliesst, zu dem eilften Capitel oder zu der Beschreibung der Jura-Gebilde übergehen. Nach den neuesten Untersuchungen gehören Russlands Jura-Schichten — obwohl in ihren Mineral-Charakteren dem Lias gleichend — zu Folge ihrer Versteinerungen der mittleren oder Oxford-Gruppe an. Sie sind zumal in den Umgebungen von Moscau, an der Oka, an der unteren Wolga, und in dem entlegenen Districte von Ust Sissolsk, im Gouvernement von Wologda verbreitet.

Besonders entwickelt zeigen sich die Jura-Gebilde in der Nähe von Oksewo am Oka-Flusse in dem Gouvernement von Wladimir. Dort bestehen die untersten Schichten aus schwarzen, kiesigen Schiefern, die Gryphaea dilatata und mehrere Belemniten führen; sie werden von eisenreichem Sandstein mit Concretionen von Eisenstein bedeckt. Deutlich entblösst sind die Jura-Schichten an mehreren Stellen in den tiefen Schluchten der Oka, so zumal bei Jelatma und Inkino; in ansteigender Ordnung bemerkt man daselbst: Schiefer und Sandstein; schwarzen Schiefer mit Petrefacten; Mergel, Schiefer, Eisensandstein und Mergel. Die in diesen verschiedenen Schichten vorkommenden Versteinerungen erinnern an die „Kelloway-rocks“ oder die untersten Bänke der Oxford-Gruppe, nämlich: Ammonites Gulielmi (Sow.), A. peregrinus (d'Orb.), A. Fournetianus (d'Orb.), Gryphaea dilatata — sämmtlich im unteren Oxford-Oolith Englands und Frankreichs häufige Arten. —

Aehnliche Verhältnisse walten in den Umgebungen von Moskau. Im Allgemeinen besteht die Jura-Formation im nördlichen und mittleren Russland allenthalben aus dunklem, Eisenkies-haltigem Schiefer oder Thon,

aus Sand, Sandstein und aus Mergel; nur selten erscheinen kalkige Schichten. Eines der interessantesten Glieder der Gruppe ist aber der sogenannte „Inoceramen-Sandstein“ der in dem Gouvernement von Simbirsk und bei Goroditsche vorkommt. Bald zeigt sich das Gebilde in gleichem Niveau mit der Wolga — wie bei Simbirsk — während es an andern Orten — wie bei Goroditsche — zu hundert und sechszig Fuss über den Strom emporsteigt. Indess gehören alle diese isolirten Ablagerungen dem nämlichen Gliede der Gruppe an.

In den entlegeneren Gegenden Russlands, nach Osten, treten gleichfalls Jura-Gebilde auf. Die Höhen um Kargala, die Saragula-Hügel, bestehen aus kieseligen Gesteinen, welche Ammonites cordatus, Gryphaea dilatata — die nämlichen Versteinerungen, wie bei Moskau enthalten.

Endlich müssen wir noch einige Ablagerungen der Jura-Gruppe erwähnen, die im südlichen Russland, in dem Gebiete des Donetz, bei Swiatagora, Kamenka und Izium erscheinen. Sie führen ausser anderen Petrefacten Trigonia clavellata, Nerinea elegans und Ammonites biplex und dürften desshalb dem oberen Oxford-Oolith angehören.

Aus Allem geht hervor, dass in einer breiten Zone, die sich von den Ebenen Preussens bis in die entlegensten Regionen Russlands zieht, sämmtliche Jura-Gebilde der Oxford-Gruppe angehören; ferner tritt im mittleren Russland (auch in Polen) eine Sand-Ablagerung auf, mit Pflanzenresten und Braunkohle, welche den Sand in und über dem Oxford-Thon repäsentirt; endlich zeigt sich in Russland eine keine Parthie, die wohl als Acquivalent des weissen Kalksteins von Krakau zu betrachten, demnach von gleichem Alter mit dem Corallenkalk und kalkigen Sandstein Englands ist. Nach der Ansicht d'Orbigny's enthalten die Ablagerungen bei Moskau, Jelamata an der Oka, im nördlichen Ural, in der Gegend von Simbirsk Petrefacten welche den „kelloway rock“ Englands, oder die unterste Abtheilung des „Terrain Oxfordien“ d'Orbigny's charakterisiren; unter den Leitmuscheln werden Ammonites Gulielmi (Sow.) und Ammonites Fournetianus (d'Orb.) genannt. Hingegen ist der erwähnte Geolog der Meinung, dass die Gebilde bei Makariew an der Unja, bei Ples an der Wolga so wie bei Saratow die mittleren Schichten des „Terrain Oxfordien“ oder den „Oxford clay“ Englands repräsentiren; für diese ist Ammonites cordatus bezeichnend.

Das zwölfte Capitel handelt die Kreide-Gebilde Russlands ab. Als Einleitung geht eine gedrängte Skizze der Veränderungen im Mineral-Charakter des Kreide-Systemes im nördlichen Europa voraus, so wie

der Reihenfolge der einzelnen Glieder der Gruppe in England, Frankreich, Deutschland, Polen und in den Karpathen. Wir schreiten — um nicht allzu weitschweifig zu werden — sogleich zur Betrachtung der russischen Kreide-Formation. Die weisse Kreide erscheint in den südlichen Steppen der donischen Kosacken, auf dem rechten Ufer des Donetz, in einzelnen Mulden, die indess häufig beträchtliche Mächtigkeit besitzen. (So hat man — um nur eines Beispiels zu gedenken — bei Lugan die Kreide bis zu einer Tiefe von 630 Fuss durchsunken, ohne auf ein anderes Gestein zu stossen). Bei Uspensk am Donetz liegt die Kreide auf Kohlenkalk, und enthält von Petrefacten: Ostrea crista galli, J. Cuvieri, Lima semisulcata, Ostrea vesicularis, Belemnites mucronatus u. s. w., ferner finden sich zahlreiche Feuerstein-Knollen. Ausserdem erscheinen aber auch Ablagerungen von Grünsand auf dem rechten Donetz-Ufer, Einsenkungen zwischen älteren Gesteinen erfüllend; sie führen Exogyra, Ostrea vesicularis u. a. In den Gouvernements von Kharkow und Kursk ist die Kreide-Formation sehr verbreitet; jedoch unterscheiden sich die Glieder derselben von den bisher angeführten: es sind bald thonig-kieselige Mergel, bald kieselige Thone die mehr gewissen secundären, als Kreide-Gebilden ähnlich sehen. Indess ist kein Zweifel, dass sie — der wenigen Petrefacten die sie enthalten zufolge — dem Kreide-System zugezählt werden müssen.

Als östliche Fortsetzung der Kreide-Ablagerungen im südlichen Russland können die in den Don-Gegenden so sehr verbreiteten Gebilde gelten. Es bieten sich ähnliche Reihenfolgen der Schichten, wie an den Ufern des Donetz, d. h. (in ansteigender Ordnung) weisse Kreide, weisse Mergel, Kieselthon und kieseliger Sand. Auf manche Schwierigkeiten stösst der Geolog in den Umgebungen von Mtzensk und Bielew, wo weithin Sand-Ablagerungen herrschen, ohne Petrefacten zu führen, so dass deren Alter unentschieden bleibt. Die entlegensten Gegenden, wo Kreide vorkommt, ist am Ural-Flusse, ungefähr 150 Werst südwestlich von Orenburg. Die Formation bildet dort eine Zone von etwa 160 Werst Weite, sich von der Vereinigung des Uralt mit dem Utva-Fluss nordöstlich bis gegen Uralsk südwestlich ausdehnend. Dort waltet überall wahre Kreide.

Endlich erscheinen noch Kreide-Gebilde an der Wolga, in der Nähe von Simbirsk. Die obersten Schichten der Formation — von tertiärem Thon und Sand bedeckt — bestehen aus reiner Kreide mit Feuerstein; dann folgt kalkiger Mergel mit Lagen chloritischer Kreide, zuletzt Mergel mit nadelförmigen Parthieen von phosphorsaurem Kalk.

Die Mächtigkeit der ganzen Gruppe beträgt gegen zweihundert und fünfzig Fuss. Ungefähr vierzig Petrefacten sind daselbst aufgefunden worden, sämmtlich bezeichnend für die wahre Kreide, wie Inoceramus Cuvieri, Belemnites mucronatus, Terebratula carnea, T. subrotunda, Spatangus coranguinum, Plagiostoma Hoperi, Scaphites aequalis u. s. w. — Im Gouvernement Saratow trifft man sandig-thonige Ablagerungen, die gewissen Arten der Grünsand-Reihe Englands, oder dem Quader-Sandstein deutscher Geologen sich ähnlich zeigen.

Die Kreide-Gebilde besitzen im südlichen Russland eine bedeutende Ausdehnung ungeachtet der verhältnissmässig geringen Anzahl von Orten, wo weisse Kreide zu Tage geht. Vergleicht man den Typus der russischen Formation mit dem anderer Länder, so bemerkt man, in petrographischer Hinsicht, manchen Unterschied zwischen jenem von England und dem nördlichen Frankreich. Dagegen bieten sich manche Analogieen mit dem südlichen Frankreich, mit Deutschland und mit einzelnen Theilen Polens.

Es lag ursprünglich in Murchisons Plan, als er sich nach Russland begab, nur die paläozoischen Gebilde zum Gegenstand seiner Forschungen zu machen; er änderte indess seine Absicht und fügte eine Skizze der Jura- und Kreide-Formation bei, an welche sich nun eine ähnliche, gedrängte Uebersicht der Tertiär-Gebilde reiht, die in den südlichen Theilen Russlands eine so bedeutende Rolle spielen, und unter mannigfachen, interessanten Verhältnissen auftreten. Die Tertiär-Gebilde Russlands zerfallen nach Murchisons Ansicht, in folgende Abtheilungen:

1) Eocene oder ältere tertiäre Gesteine.
2) Mittlere tertiäre Gebilde (Miocene u. s. w.
3) Steppenkalk.

Aeltere tertiäre Gesteine kommen — nach Mittheilungen die Murchison durch Jasikoff erhielt — im Gouvernement von Simbirsk vor. Die Kreide wird dort von kieseligen Thonen und thonigen Sandsteinen bedeckt, die im Ganzen eine Mächtigkeit von 150 Fuss haben. Unter den Versteinerungen bemerkte Jasikoff: Turritella imbricataria, (Lam.), Nucula comta (Goldf.), Turbinolia elliptica (Brongn.) u. s. w. sämmtlich characteristisch für die ältere tertiäre oder ecene Epoche. — Die einzigen älteren Tertiär-Gebilde welche Murchison durch Selbstanschauung kennen lernte, finden sich an den Ufern der Wolga, in der Nähe der Stadt Saratow und beim Dorfe Antipowka. Schon Pallas gedenkt dieser Schichten als eines „Muschel-Conglomerates." Zahlreiche Muscheln sind durch einen grauen, sandigen Mergel gebunden. Unter den Petrefacten bemerkt man Cucullaea decussata, (Sow.) Pectunculus brevirostris (Sow.), Venericardia planicosta (Sow.), Calyptraea trochiformis (Lam.), Crassatella sulcata (Sow.), Turritella edita (Sow.) nebst neuen Arten von Lucina, Venus u. s. w. Die Gebilde von Antipowka ruhen auf Kreide-Schichten, welchen sie gleichsam durch dazwischenliegende Sandsteine verbunden sind,

die eine Art Uebergang aus der Kreide- in die Tertiär-Epoche andeuten. — Auch am Dnieper kommen noch ältere tertiäre Ablagerungen vor.

Ueber weite Strecken des südlichen Russlands dehnen sich miocene Gebilde aus, durch Volhynien, Podolien u. s. w. Sie wurden bereits von Eichwald, Dubois und anderen Geologen geschildert; neuerdings beobachtete Hommaire de Hell solche Ablagerungen in Bessarabien. Dubois war der erste, welcher in seinem lehrreichen Werke (Conchiologie fossile du Plateau Wolhyni-Podolien. 1831.) zeigte dass alle diese Gebilde Aequivalente der Subapenninen- und Bordeaux-Schichten seien.

Die jüngsten Tertiär-Gebilde — worunter der sogenannte Steppenkalk — setzen eines der bedeutendsten Becken zusammen, unterscheiden sich aber durch eine Eigenthümlichkeit wesentlich von allen anderen tertiären Ablagerungen. Ihre fossilen Reste sind nämlich fast alle analog, viele sogar identisch, mit gegenwärtig im caspischen Meere lebenden Arten, in welchem die Univalven eigentliche Süsswasser-Bewohner sind, nebst Arten von Cardium und Mytilus, welche salzigen Wassern eigenthümlich. Es geht hieraus hervor, dass die nicht stark gesalzenen Landsee-Wasser — jetzt hie und da in isolirten Becken vertheilt — sich ehedem über die beträchtliche Strecke vom schwarzen Meere bis zum Aral-See ausdehnten. — Der sogenannte Steppenkalk — wahrscheinlich der Pliocen-Periode angehörig — ist zumal in den Umgebungen von Novo Tscherkask, der Hauptstadt der donischen Kosacken verbreitet; er bildet daselbst Hügel, die sich zu 200 bis 300 Fuss über das Meer erheben. Das Gestein aus welchem fast ganz Novo Tscherkask erbaut ist — gleicht in petrographischer Hinsicht sehr dem secundären Oolith von Barnock bei Peterborough in England. Die characteristischen Muscheln sind: Cardium sulcatinum, C. incertum (Desh.) nebst Arten von Mytilus und Paludina. — Die Steppen von Astrachan, zwischen dem Ural und der Wolga, scheinen nichts anderes, als ein ausgetrockneter Meeres-Boden. Sie bestehen fast nur aus Sand, reich an Muschel und Muschel-Trümmern, unter welchen sich manche Arten finden, die jetzt noch im caspischen Meere leben, wie Mytilus polymorphus, Adacna edentula (Eichw.), Didacna trigonoides; hingegen trifft man auch ausgestorbene Arten, wie Mytilus rostriformis, Adacna protracta, Monodacna catillus. Von ähnlicher Beschaffenheit ist die Steppe des Caucasus, zwischen dem schwarzen und caspischen Meere.

Mit der Betrachtung der Tertiär-Gebilde schliesst die erste Abtheilung. In der zweiten wird — wie wir schon oben bemerkt haben — von dem Ural, vom Timan-Gebirge und von den Diluvial- und Alluvial-Ablagerungen Russlands die Rede sein. Wir hoffen später in diesen Blättern einen ähnlichen Bericht, wie vorliegender, vom zweiten Theile geben zu können und wollen alsdann nicht versäumen auch der zahlreichen Profile, Abbildungen und Karten, welche das Werk begleiten zu gedenken.

**G. Leonhard.**

Nr. 26. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie von G. Bischof. Ersten Bandes erste Abtheilung. Mit 2 lithographirten Tafeln und 22 in den Text eingedruckten Abbildungen. 352 S. 8. Bonn, 1846 bei Adolph Marcus.*

Eine Reihe von Jahren lief ab, seit wir, in unserem Versuche die „Basalt-Gebilde“ zu schildern — durch den Denkspruch, welchen der Abschnitt, wo vom Einflusse der Chemie und Physik bei Beurtheilung jener Felsarten und ihrer Phänomene die Rede ist, an seiner Spitze trägt — unser Glaubens-Bekenntniss ablegten über den hohen Werth der den genannten Wissenschaften auch in geologischer Beziehung zugestanden werden muss. „Chemie ist der Prüfstein für alle geologische Hypothesen und Theorieen.“ Es steht dem chemisch-physikalischen Wissen nicht nur bei Aburtheilung der Frage über den Ursprung der Basalte und der mit ihrem Auftreten verbundenen Erscheinungen, sondern ganz im Allgemeinen der wichtigste Einfluss zu. Besonders die Scheidekunst, tief eindringend ins innere Wesen natürlicher Dinge, hat zur genauen Kenntniss nicht wenig beigetragen, für viele Fälle entscheidendes Anhalten gewährt.

Diess vorausgesetzt, können wir mit dem Verfasser vorliegenden Lehrbuches im Ganzen nur einverstanden sein, wenn er sagt: „Geognosie, der beschreibende Theil der Erdkunde, lediglich auf Autopsie beruhend, kann nicht weiter reichen, als die Planetenrinde bekannt ist; sie umfasst also nur eine, im Verhältnisse zum Erd-Durchmesser ganz dünne Schale. Die Geologie dagegen, der erklärende Theil der Erdkunde, unternimmt es, über diese Grenze hinauszugehen, und von Erscheinungen auf der Erde, auf die in ihrem Innern zu schliessen.“

„Die Basis aller geologischen Forschungen, so weit sie sich auf's Genetische beziehen, ist Physik und Chemie. Dieselben Gesetze, welche in unsern Laboratorien walten, herrschen auch im grossen Laboratorium der Natur. Es ist nur der Unterschied, dass in der letztern lange Zeiträume Phänomene hervorrufen, welche wir, bei unserm beschränkten Lebensalter, in unserer Werkstätte nicht nachahmen können.“

Dieses Verhältniss von Physik und Chemie zur Geologie bezeichnet den Standpunkt, von dem aus unser Verfasser letztere Wissenschaft betrachtet. Er nimmt bei den zu erklärenden Erscheinungen physikalische und chemische Gesetze zur Grundlage. Hierbei kann es nicht fehlen, dass die Erklärungen häufig alternativ werden. Wo nämlich irgend ein Natur-Verhältniss weder durch Beobachtungen, noch durch Experimente, mit Bestimmtheit erkannt werden kann, kommen wir zu verschiedenen Voraussetzungen, die nicht selten gleiche Wahrscheinlichkeit haben. Je nachdem man von dieser oder jener Voraussetzung ausgeht, gelangt man zu verschiedenen Schlüssen oder Erklärungen. Die Zeit, mit welchen Physik und Chemie rasch vorschreiten, wird manche solche Voraussetzungen als unhaltbar verwerfen, mehr sichere an deren Stelle bringen; stets aber bleibt die Geologie in ihren wesentlichen Theilen hypothetisch.

Niemand wird G. Bischof, dem eben so gründlichen als geistreichen Chemiker, das wohlbegründete Recht streitig machen, in der Sache, um welche es sich handelt, ein Wort, und zwar ein gewichtiges mitzureden; er hat seinen Beruf dargethan durch die Untersuchungen über Mineral-Quellen, über Kohlensäure-Ausströmungen, über Bildung der Quarz-Gänge, ganz besonders aber durch das klassische Werk über die Erdwärme.

Geben wir vor allem unsern Lesern einen Ueberblick vom Inhalte der ersten Abtheilung des ersten Bandes vom Bischof'schen Lehrbuche. Es zerfällt diese Abtheilung in zwei Abschnitte, der erste (S. 4 bis 226.) handelt vom Lauf der Gewässer auf und in der Erde, im zweiten (S. 227 bis 352.) werden die festen und gasförmigen Bestandtheile der Quellen zur Sprache gebracht. Das erste Capitel des ersten Abschnittes beschäftigt sich mit der Entstehung, mit dem unterirdischen Laufe und mit dem Hervorkommen der Quellen. Was das Entstehen betrifft, so werden die Quellen unterschieden je nachdem sie aus Flüssen ihren Ursprung haben, aus versinkenden Bächen, von hoch gelegenen See'n, durch Schmelzen des Eises und Schnee's der Gletscher, ferner werden solche unterschieden die an Abhängen von Gebirgen aus Spalten oder auf wasserdichten Unterlagen ausfliessen, die aus der Tiefe aufsteigenden Quellen, die artesischen Brunnen, und endlich folgen Betrachtungen über periodische und intermittirende Quellen. Im zweiten Kapitel des ersten Abschnittes kommen die Temperatur-Verhältnisse der Quellen zur Sprache: der sogenannten Senkbrunnen, der von versinkenden Bächen und Flüssen herrührenden Quellen, der von Meteor-Wassern herrührenden Senkbrun-

nen, der von Gletschern und von See'n abstammenden, ferner die Temperatur-Verhältnisse der Gebirgs-, so wie der aufsteigenden Quellen, am Schlusse ist die Rede von Thermen oder warmen Quellen überhaupt. — Den zweiten Abschnitt bestimmte unser Verfasser der Untersuchung fester und Gas-förmiger Bestandtheile der Quellen. Er betrachtet in zwei Kapiteln die Durchdringbarkeit der Gesteine vom Wasser und die Kohlensäure-Gas-Exhalationen.

Ueber Enstehung, unterirdischen Lauf und das Hervortreten der Quellen, hatte Bischof am Fusse des Teutoburger Waldes u. a. a. O. bereits zahlreiche Wahrnehmungen zu machen Gelegenheit, diese findet man in sehr übersichtlicher Weise zusammengestellt, es wird der Causal-Zusammenhang von Erdfällen mit der Bewegung bedeutender unterirdischer Wassermassen in zerklüfteten Kalk-Gebirgen dargethan, der Beweis geführt, dass Wasser durch Auswaschung nach und nach Höhlen bilde u. s. w. Ueber die Bohr-Quellen, die „artesischen Brunnen", welche „so manche räthselhafte Verhältnisse aufklärten", ist das Thatsächliche auf belehrendste Art zusammengedrängt. Das Resultat, welchem der Verfasser hinsichtlich der „aus der Tiefe aufsteigenden Quellen zugeführt wurde, ist, dass man sie im ungeschichteten Gebirge als seltene Erscheinungen zu betrachten habe, und dass dieselbe in geschichteten Fels-Gebilden nur da entstehen, wo die Schichten gehoben und zerrissen wurden, wo ihnen ihre ursprüngliche wagerechte Lage nicht verblieb.

„Um die Temperatur-Verhältnisse der Quellen begreifen zu können" heisst es im 2. Kapitel, „müssen wir zuerst die Temperatur-Verhältnisse der obersten Erdrinde betrachten." Das Resultat bisheriger Beobachtungen ergiebt; dass die mittlere Erdrinde-Temperatur, wenige Fuss unter der Erd-Oberfläche, der mittlern Luft-Temperatur am nämlichen Orte gleich sei. Wasser, die von benachbarten Flüssen oder See'n, theils auch unmittelbar von der Atmosphäre herrühren, und in der obersten Erd-Schichte — innerhalb welcher noch die äusseren Temperatur-Aenderungen merkbar sind — sich bewegen, nehmen an den Temperatur-Aenderungen jener Schichten mehr oder weniger Antheil. — Es folgt eine Erklärung der Verhältnisse, wodurch die niedere Temperatur der Brunnen in der Nähe von Flüssen bedingt wird.

Regelmässige Beobachtungen der Temperatur von aus bergmännischen Gruben gehobenen Wassern dürften zu Schlüssen über deren Herkunft führen, und so der Beweis erhalten werden, ob nachbarliche Ströme und Bäche Zuflüsse liefern oder nicht u. s. w. In Gebirgen entstehen

eigentliche warme Quellen, wenn die auf erhabenen Stellen ins Innere eindringenden Meteor-Wasser, indem sie allmählig abwärts ziehen, sich mehr und mehr erwärmen und endlich am Fusse der Berge an den Tag treten. Nur in seltenen Fällen ist aus der Tiefe der Bohrlöcher und aus der Temperatur aufsteigender Quellen das Verhältniss der Wärme-Zunahme nach dem Planeten-Innern zu ermittelen. Dagegen gewähren Temperatur-Beobachtungen der in solchen Wirkungen emporsteigenden Quellen, während der Bohr-Arbeit, ein vorzügliches Mittel, um zur Kenntniss der Lagen Wasser-dichter und Wasser-durchlassender Schichten zu gelangen; denn es nimmt die Temperatur, während man eine Wasser-dichte Schichte durchstösst, nicht zu, vielmehr bleibt sich dieselbe mit geringen Schwankungen gleich. Wird jedoch eine Wasser-dichte Schichte durchbrochen, so steigt die Temperatur u. s. w.

Aufsteigende Quellen, deren Wasser aus verschiedenen Schichten stammen und die aus ungleichen Tiefen kommen, entspringen oft sehr nahe neben einander. Aufsteigende warme Quellen finden sich neben kalten, süsse neben Mineral-Quellen oder Salzsoolen u. s. w. Indessen können süsse und Mineral-Quellen auch aus gleicher Tiefe und aus der nämlichen Schichte hervorkommen, in sofern diesen auf ihrem Laufe Gas-Ströme, welche aus vielen grösseren Tiefen aufsteigen begegnen, jenen aber nicht. So trifft man nicht selten neben Quellen mit reicher Kohlensäure-Entwicklung, gewöhnliche Quellen von der nämlichen Temperatur und mithin aus gleicher Tiefe kommend. Am auffallendsten zeigt sich der Unterschied zwischen Salzsoolen und süssen Quellen, die oft sehr nahe neben einander zu Tage treten. — Der Verfasser wendet sich nun den Soolquellen zu, entwickelt deren Beziehungen, so wie ihren Zusammenhang mit Steinsalz-Lagern. Dass Quellen der Art, welche nur geringen Gehalt haben, aus Salzführenden Fels-Gebilden herrühren können — auch wenn diesen das Salz nur in Spuren eigen — ist ausser Zweifel. Der Verfasser weiset ferner nach, dass Salzquellen selbst in mächtigen Steinsalz-Ablagerungen hervortreten, ohne dass sie in letztern entspringen, sondern aus andern mit Salz imprägnirten Gesteine.

(Während der Druck bereits vorgeschritten war, kamen dem Verfasser, vom preussischen Berghauptmann Martins, höchst interessante Beobachtungen zu: über das Verhalten der bei Salinen in der Provinz Sachsen benutzten Sool-Quellen, und über die Untersuchung der Temperatur in den, in deren Nähe, seit dem Jahre 1831, niedergebrachte tiefen Bohrlöchern. In einem besondern Nachtrage sind die Resultate mehrerer mitgetheilten Thatsachen enthalten. Es kamen nicht wenige, be-

sonders auch in technischer Hinsicht wichtige, Verhältnisse zur Sprache. So u. A. die Ursache des vermehrten Salz-Gehaltes einer Soolquelle, die Werkstätte einer Soole in weit verbreiteten Klüften, der abnehmende Ausfluss von Soolen, die Vermehrung von Menge und Gehalt einer Soole durch Gewältigung, die Schlüsse auf die Tiefe von Steinsalz-Lagern, der zunehmende Gehalt einer Soole mit der Tiefe, die Zunahme des Wassers im Salz-Gebirge u. s. w.)

Von Thermen oder warmen Quellen überhaupt redend, bemerkt Bischof mit guten Gründen, wie es beim gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, nutzlose Mühe sey frühere, den Ursprung jener Quellen erklären sollende, theils höchst seltsame Hypothesen zu widerlegen. Die Temperatur-Zunahme nach dem Erd-Innern, eine durch zahlose Thatsachen bewiesene Erscheinung, ist Haupt-Ursache. Seitdem artesische Brunnen erbohrt worden, seitdem das Phänomen an allen Orten sich wiederholte, dass die Wasser dieser, auf künstlichen Wegen erhaltenen, aufsteigenden Quellen um desto wärmer werden, je tiefer man bohrt, kann kein Zweifel mehr bestehen, dass eine allgemeine Wärme-Quelle im Erd-Innern vorhanden und dass diese die bedingte Ursache der Wärme von Thermen sei. Ausser dieser Haupt-Ursache giebt es indessen noch örtliche. So z. B. wo geschmolzene, oder nur stark erhitzte Massen aus Erdtiefen emporsteigen, indem sie sich an der Oberfläche verbreiten, oder nahe unter derselben eingeklemmt bleiben, da werden Wasser, welche mit solchen Massen in Berührung kommen, erhitzt, und es können sich warme Quellen bilden. Mit allmähliger Erkaltung der befragten Massen, nehmen die Quellen nach und nach an Wärme ab, indessen gibt es Fälle, wo Jahrtausende abliefen, ehe sie zu einer Temperatur sanken, die jener der Gegend entspricht. Der Verfasser geht nun, indem er eine Reihe denkwürdiger Beweise aufstellt, in Betrachtung der „veränderlichen" Thermen ein.

Im zweiten Abschnitte führt uns Bischof auf ein Feld, wo er seit mehreren Jahrzehnten sich wiederholt und stets zu nicht geringem Gewinn für die Wissenschaft bewegte. Es kommen die festen und Gasförmigen Bestandtheile der Quellen zur Sprache. Der Verfasser stellte zu oft wiederholten Malen Versuche in Menge an, er leitete Chemiker und Geologen auf Betrachtungen, die, weiter verfolgt, mehr entwickelt, das Wissen nur in entschiedener Weise fördern können. Er erinnert uns an Plinius Ausspruch: *tales sunt aquae, quales sunt terrae, per quas fluunt.* Der alte Römer erkannte — ohne von Bestandtheilen der Erde oder Gesteine, noch von jenen der Wasser besondere Einsicht zu haben

— gewisse Natur-Erscheinungen in ihrem einfachsten Verhältnisse. Wären seine Nachfolger, nüchternen Blickes, einer, auf der von ihm betretenen Bahn gewandelt, so würden sehr viele der verkehrtesten, widersinnigsten Hypothesen — merkwürdiger, bedauernswerther Verwirrungen menschlichen Geistes „ungeboren" geblieben sein.

Woher rühren die Bestandtheile der Mineral-Quellen? Bringen sie dieselbe aus Erdtiefen mit herauf? Haben wir jene Stoffe als daselbst von rinnendem Wasser gefunden und hinweggeführt zu betrachten? — Vollkommen genügende Beantwortung dieser Frage scheint uns schwierig; denn man kann nicht zu den Stellen gelangen, wo die Wasser erhitzt werden, wo sie die Stoffe aufnehmen, welche wir in ihnen gelöst finden. Zudem erfordert, in gewisser Hinsicht, beinahe jede Quelle ein besonderes Studium, ernste Berücksichtigung aller Umstände, die auf irgend eine Weise, damit im Zusammenhange stehen; Theorieen, für diese oder jene Quelle gültig, dürften sich keineswegs immer, ihrem Gesammt-Umfange nach, auf andere anwenden lassen.

Die „seltsame" Ansicht vom Enstehen der Mineralquellen auf „galvanischem Wege", durch „Batterieen von Riesengrösse", durch „organisch-tellurische Processe" u. s. w. bekämpfte Bischof bereits im Jahre 1826 siegreich, indem er zeigte, wie sich jenes Entstehen theils durch Auslaugen der Gebirgs-Gesteine, theils durch Zersetzung derselben vermittelst kohlensaurer Wasser auf einfache und genügende Weise erklären lasse. Er fand diese „Auslaugungs- oder Auflösungs-Theorie" — obwohl ihre, andere werthvolle Beweise abgerechnet, die mit glücklichem Erfolg versuchte „künstliche Nachbildung von Mineralwassern" (durch kohlensaure Wasser, unter einem Drucke von 1½ bis nahe 3 Atmosphären wurden sie aus verschiedenen krystallinischen Gesteinen dargestellt) zur Seite stand — dennoch, und selbst unter Geologen, Gegner. Wir wollen nicht bei diesen Einreden verweilen, können uns jedoch nicht versagen, unter den „naturphilosophischen" Hypothesen, die, in gedachter Beziehung — gleichsam als letzte Fieber-Paroxysmen — auftauchten, jener zu gedenken, die den Quellen-Ursprung aus einem Athmungs-Processe ableitet, indem sie der Erde ein animalisches oder vegetabilisches Leben beilegte, das quellende Wasser aber, so wie dessen Bestandtheile, als Producte organischer Thätigkeit betrachtete (!!!). Schwärmerische Anhänger und Erweiterer jener „kühnen" Hypothese trieben es so weit, dass sie dem Erd-Organismus eine freithätige, mit dem Mond in Polarität begriffene Handlungsweise zuschrieben, und die Quellen als Absonderungen durch Secretions-Organe ansahen u. s. w. Möchte

man nicht, mit Berzelius, die Frage stellen: „ob die Erde viele Nieren besitze?"

Das erste Kapitel des zweiten Abschnittes handelt die Durchdringbarkeit der Gesteine vom Wasser ab. „Sie ist wohl zu unterscheiden von der Durchdringbarkeit ganzer Gebirgsmassen, so wie der Erdschichten, und setzt voraus, dass Felsarten zerklüftet sind, und dass die Erdschichten zwischen ihren einzelnen zusammengehäuften Theilchen Zwischenräume lassen, welche, wenn auch noch so klein, dennoch das Durchfiltriren einer Flüssigkeit gestatten." Die Durchdringbarkeit der Gesteine bietet den Stoff zu anziehenden Erörterungen, indem unser Verfasser darthut, dass sehr viele Felsarten, und darunter sogar die scheinbar dichtesten krystallinischen, von Wasser durchdrungen werden können. Mit dem Verwittern der Gesteine, mit ihrer Zersetzung ist die Durchdringbarkeit derselben in innigem Verbande. Betrachtet man die krystallinischen Gesteine, nach gegenwärtigem Standpunkte der Wissenschaft, als entstanden auf feuerigflüssigem Wege, so erklärt es sich leicht, wie solche Gebilde, besonders wenn deren krystallinische Gemengtheile durch ihre Grösse ausgezeichnet sind, nach ihrem Entstehen, nachdem dieselben allmählig erhärtet und erkaltet, nothwendig eine poröse Beschaffenheit annehmen mussten. Nicht allein im Augenblicke des Erstarrens fanden in den krystallinischen Gemengtheilen bedeutende Zusammenziehungen statt, sondern während der ganzen Dauer ihrer Abkühlung. Es zogen sich jedoch diese Gemengtheile nach ungleichen Verhältnissen zusammen, und diese Ungleichartigkeit trat in Folge der sehr verschiedenen Grösse einzelner Gemengtheile noch mehr hervor. Man erkennt die Ergebnisse solcher Contractionen in den, häufig mit freiem Auge wahrnehmbaren, Sprüngen und Rissen der Gesteine. Aber auch da, wo das Auge keine Zwischenräume zu sehen vermag, führt die Betrachtung des Entstehens der Gesteine auf ihre Existenz. Der Verfasser wendet sich von diesen hypothetischen Beweisen zu empirischen, in denen wir ihm, ohne die Grenze des uns vergönnten Raumes zu sehr zu überschreiten, nicht folgen dürfen.

Im zweiten Kapitel folgt die Lehre von den Kohlensäure-Gas Exhalationen. Sie sind, nach unserm Verfasser, eines der grossartigsten Phänomene auf der Erd-Oberfläche; sie hatten und haben den wichtigsten Einfluss auf die Zersetzung der Gesteine. Kohlensäure-Gas entwickelt sich aus den zahlreichen Klassen von Mineralquellen, welche darnach Kohlensäuerlinge genannt werden. Es sind diese auf der Erde sehr verbreitet und finden sich zumal in grosser Zahl in Landstrichen, wo man erloschene Feuerberge trifft, oder emporgehobene, krystallinische Gesteine, Basalte u. s. w.

Indessen kommen auch in Gegenden, wo keine Erscheinungen der Art bekannt sind, wo nicht einmal Berge nachweisbaren plutonischen Ursprungs vorhanden, Säuerlinge mit sehr beträchtlicher Kohlensäure-Entwicklung vor. In Deutschland sind Säuerlinge, wie die von denen wir reden, ungemein verbreitet; die reichsten Kohlensäure-Entwickelungen aber finden sich in der vulkanischen Eifel, in den Umgebungen des Laacher See's, an mehreren Stellen in der Wetterau und zwischen der Lahn und dem Main, so wie in Böhmen, namentlich bei Marienbad. Unser Verfasser verweilt bei den Phänomenen in den Umgebungen des Laacher See's und geht sodann zu Betrachtungen über, der Pressung und Kohlensäure-Exhalation geltend, so wie ihrer Veränderlichkeit und der schnellen Verbreitung in der Luft. Ferner kommen, mit sachgemässer Ausführlichkeit, die Stagnation der Kohlensäure-Exhalationen in Vertiefungen zur Sprache, ihre Absorption durch Wasser und ihre Entweichung aus Wassern, die Bildung der Säuerlinge u. s. w. Besonders hervorgehoben wird der Umstand, dass in jeder Periode sedimentärer Bildungen die Kohlensäure schon einen Ausgang gehabt haben müsse, insofern den schon vorhandenen ältern Schichten eine geneigte Lage und wenigstens eine von ihnen zerklüftet war. — Die Herkunft der Kohlensäure-Exhalationen aus unbekannten, aber jedenfalls grossen Tiefen, lässt schon schliessen, dass sie frei von atmosphärischer Luft seyn müssen. Finden sich gleichwohl Spuren davon in ihnen, so rühren sie von Wassern her, welche dieselben in Absorption in den Quellenlauf geführt haben u. s. w.

Nachdem auf solche Weise die wichtigsten Erscheinungen, welche Kohlensäure-Exhalationen darbieten, vorgeführt worden, geht B. zur Erforschung der Processe über, wodurch ein so grossartiges, weit verbreitetes Phänomen möglich wird. Vor längern Jahren schon zeigte er, wie solche Exhalationen unmöglich von einer unterirdischen Verbrennung von Kohle oder Kohlenstoff-haltigen Substanzen herrühren können. Nur in sedimentären Ablagerungen, in denen eine untergegangene organische Schöpfung begraben liegt, finden wir das Material zur Production von Kohlensäure; allein gerade in diesen Formationen ist am wenigsten der Heerd der Kohlensäure-Exhalationen zu suchen. Welcher Process könnte, abgesehen von dem der Fäulniss, gedacht werden, wodurch z. B. die sparsam zerstreuten organischen Reste im „Uebergangs"-Gebirge zur Oxydation und mithin zur Umwandlung in Kohlensäure kämen? Gäbe es einen solchen, uns gänzlich unbekannten Process, so wäre mit Grund zu vermuthen, dass da, wo die grössten Massen organischer Ueberbleibsel, wie im Steinkohlen-Gebilde, vorhanden sind, auch die reichsten Kohlen-

säure-Exhalationen zu finden wären. Nur diejenigen Exhalationen, welche aus Sedimentär-Formationen kommen, jünger als Steinkohlen-Ablagerungen, z. B. aus buntem Sandstein und aus Keuper, könnte man möglicher Weise aus Steinkohlen ableiten. Allein gerade solche sind keineswegs die mächtigsten, vielmehr die, welche unmittelbar aus dem, unterhalb der Steinkohlen seinen Sitz habenden, „Uebergangs"-Gebirge austreten, übertreffen jene bei weitem an Stärke. Wie in keiner Weise die, im Sedimentär-Gebilde begrabenen Pflanzen-Reste die Kohlensäure-Exhalationen veranlassen können, zeigt sich u. A. recht deutlich in der Saarbrückener und Aachener Kohlen-Formation. Nicht einen einzigen Kohlensäuerling findet man in diesen Gebirgen, während das nachbarliche „Uebergangs"-Gebirge der Eifel, so wie die Umgebungen des Laacher See's ungemein reich daran sind. Dagegen kommen im Steinkohlen-Gebiete andere Gas-Ausströmungen vor, deren Ursprung aus der Kohle, oder aus den mit Kohlenflötzen wechselnden, von organischen Ueberbleibseln erfüllten Schichten unverkennbar ist; es sind diess Exhalationen brennbaren Grubengases. Zwar enthält das Kohlen-Wasserstoff-Gas stets etwas Kohlensäure-Gas beigemengt, jedoch in äusserst geringer Quantität. Es liefern diese Gas-Entwickelungen den Beweis, was zum Vorschein kommt, wenn sich Gase auf Kosten organischer Ueberbleibsel bilden: nicht reines oder fast reines Kohlensäure-Gas, wie aus Säuerlingen, sondern Kohlen-Wasserstoffgas dem nur einige Procente Kohlensäure-Gas beigemengt sind. Uebrigens lassen sich, was Menge und Bedeutung angeht, die Entwicklungen des brennbaren Gruben-Gases gar nicht mit jenen des Kohlensäure-Gases in Gegenden, wo zahlreiche Säuerlinge sich finden, vergleichen. — Was von Steinkohlen gesagt worden, ist auch auf Braunkohlen anzuwenden; aus diesen kommen die Kohlensäure-Exhalationen eben so wenig und noch weniger hat man zu erwarten, dass in sedimentären Formationen, wo vegetabilische Ueberbleibsel nur sehr sparsam vorkommen, ein Fäulniss- oder Zersetzungs-Process stattfinden kön[illegible] wodurch solche ungeheuren Mengen von Kohlensäure erzeugt würden, wie wir sie in manchen Landstrichen finden. Brennbares Gruben- und Sumpf-Gas zeigen deutlich, dass durch Zersetzung organischer Ueberreste, beim Ausschlusse atmosphärischer Luft, stets, neben Kohlen-Wasserstoffgas und Stickgas, Kohlensäure-Gas, und zwar letzteres in viel geringerem Verhältnisse, als erstere gebildet werden. Wo also Kohlensäure-Gas ohne Kohlen-Wasserstoffgas und Stickgas erscheinen, müssen wir von Fäulniss-Processen organischer Ueberbleibsel abstrahiren. — Was die Unterlage des „Uebergangs"-Gebirges ausmacht, weiss man nicht. [Im Siebengebirge durchbrachen Basalte und

Trachyte das „Uebergangs“-Gebirge; in den zuletzt genannten Gesteinen fanden, wir, an Ort und Stelle, Gneiss-Bruchstücke als Einschlüsse. Diese Thatsache blieb jedoch dem Herrn Verfasser sicher keineswegs unbekannt.] In welcher Formation, in welchem Heerde daher der Process gesucht werden muss, der so grosse Menge Kohlensäure zu Tage bringt, ist eben so wenig bekannt. Geognostischen Beobachtungen zu Folge hat das „Uebergangs“-Gebirge am Rhein mindestens eine Mächtigkeit von einer Meile. Nimmt die Temperatur in ihm fortwährend in demselben Verhältnisse zu, wie man diess in erreichbarer Tiefe fand, so herrscht auf der untern Grenze jenes Gebirges eine Wärme von 206° R. In dieser Temperatur wird Kohlensäure noch nicht aus Kalkstein entbunden. Sollte daher diese Felsart die Unterlage des Uebergangs-Gebirges bilden: so müsste seine Mächtigkeit wenigstens vier Mal so gross, als jene des letzten gedacht werden, insofern an seiner untern Grenze die Temperatur bis zur Glühehitze stiege. — Kohlensäure-Exhalationen stellen sich häufig nach vulkanischen Ausbrüchen ein; auf heftige vesuvische Eruptionen strömen sie lange Zeit als Mofetten fort und scheinen aus derselben Region zu stammen, aus welcher die Lava-Ergüsse kommen; die nämlichen Phänomene beobachten wir in Gegenden, wo ehedem unzweifelhaft vulkanische Thätigkeit herrschte: dieses alles berechtigt zum Schlusse: dass solche Kohlensäure-Exhalationen der letzte Act einstigen vulkanischen Wirkens seien. Kommt die Kohlensäure aus Regionen, wo Glühehitze herrscht, so haben wir in denselben nur Gegenwart von kohlensaurem Kalk vorauszusetzen, und ihr Erscheinen an der Erd-Oberfläche wird einfach erklärt. Müssen wir überhaupt in gewisser Tiefe einen feurig-flüssigen Zustand annehmen, so begreift sich's, das da, wo ehemals feurig-flüssige Massen (Lava) bis zur Oberfläche drangen, schon eine viel geringere Glühehitze herrscht, als da, wo sich keine Spuren ehemaliger vulkanischer Ausbrüche zeigen u. s. w. Nach dieser Ansicht wären Kohlensäure-Exhalationen ein allgemeines, auf der ganzen Erd-Oberfläche verbreitetes Phänomen, welches sich natürlich nur da zeigen könnte, wo Kanäle bis zum Heerde der Entwickelung reichen. Demgemäss liesse sich vermuthen, überall auf diese Exhalationen zu treffen, wo man nur im Stande wäre, durch Bohrlöcher eine Verbindung zwischen jenem Heerde und der Erd-Oberfläche herzustellen.

Ohne bei der Bemerkung über Entwicklung der Kohlensäure aus Lava unter 80° R. zu verweilen, noch bei Anderen, wo sie als Folge einer Kalk-Silicat-Bildung besprochen wird, wenden wir uns sogleich der Ansicht zu über das mögliche Vorhandensein tropfbarer Kohlensäure im Erd-Innern.

„Jede Hypothese", heisst es S. 332, welche die Entstehung der „Kalk-Karbonate als Gangmasse oder als Sedimente in den uns zugäng- „lichen Tiefen, so wie die Bildung der Kohlensäure-Exhalationen zu erklä- „ren versucht, führt mehr oder weniger zur Prä-Existenz kohlensaurer „Verbindungen im Innern der Erde. Die Ultra-Plutonisten, welche den „kohlensauren Kalk im feurig-flüssigen Zustande erscheinen lassen, — [auch wir bekannten uns und bekennen uns noch, wenigstens was gewisse Oertlichkeiten betrifft, wo körniger Kalk auftritt, zu Bischof's „Ultra's"] — können seine Existenz in jenen Tiefen gar nicht in Zwei- „fel ziehen. Für uns, die wir seine Bildung aus der Zersetzung krystal- „linischer Gesteine durch Kohlensäure zu erklären suchen, ist es ganz ei- „nerlei, in welcher Verbindung, oder in welcher Form die letztern im „Innern vorkommen. Selbst der höchst unwahrscheinliche Fall, dass die „Kohlensäure dort auf eine uns unbekannte Weise educirt oder produ- „cirt werde, kann diese Ansicht weder alteriren, noch aufheben. Die „Kohlensäure-Exhalationen sind, und zwar in unermesslicher Menge vor- „handen. Wir können daher, wenn wir uns in unsern Betrachtungen „bloss auf Erscheinungen auf der Erd-Oberfläche beschränken, in ihrer „Bildungsart gänzlich abstrahiren; wir nehmen sie als etwas Gegebenes, „wie der Kalk in den Gebirgsgesteinen etwas Gegebenes ist. Seitdem „man Kohlensäure-Gas durch starken Druck zu einer tropfbaren Flüssig- „keit, ja sogar zu einem festen Körper verdichtet hat, musste man an „die Möglichkeit denken, dass diese Substanz im Innern der Erde in ei- „nem solchen condensirten Zustande existiren könne." . . . . . . . „In „höheren Breiten und unter hohen Bergen dürfte die Kohlensäure in ge- „ringerer Tiefe liquid seyn, als in minderer Breite und unter geringer Mee- „reshöhe, weil dort in gleicher Tiefe die Temperatur niedriger als hier „ist; der hydrostatische Druck aber überall in gleichem Verhältnisse zu- „nimmt." . . . . . „Es fragt sich aber, ob Kohlensäure-Gas unter dem „Druck einer Wassersäule liquid werden kann." . . . . . . . „Sollte in einem „rings umher eingeschlossenen Höhlen-Raume im Innern der Erde eine Ent- „wickelung von Kohlensäure-Gas stattfinden: so würde unter diesen Umständen „unter dem eigenen Drucke des Gases liquide Kohlensäure sich unfehlbar „bilden." . . . . . . „Was von der Möglichkeit des Vorkommens liquider Koh- „lensäure in geschlossenen Höhlen-Räumen im Innern der Erde gilt, gilt „auch von der festen Kohlensäure, welche sich durch die Kälte, die bei der Verdunstung der erstern entsteht, bildet." . . . . . . . „Feste Kohlen- „säure würde sich länger in diesem Zustande erhalten, als die liquide, „da jene einen geringern Druck zu ihrem Bestehen fordert, als diese."

Wir müssen hier unsere Andeutungen über **Bischof's** geologisches Lehrbuch abbrechen. Des neuen ganz eigenthümlichen Weges ungeachtet, den der Verfasser wählte, wird sein Werk, in der Gegenwart wie in der Folgezeit, eine höchst werthvolle reichhaltige, um der vielen angestellten Untersuchungen willen unentbehrliche Fundgrube sein und bleiben, auch wenn man nicht mit dem geistvollen Chemiker über die Gesammtheit seiner Ansichten und Hypothesen einverstanden seyn kann.

**Leonhard.**

---

*L. Mariotti, Italien in seiner politischen und literarischen Entwicklung und in seinen gegenwärtigen Umständen. Aus dem Italienischen übersetzt J. B. Seybt. Leipzig 1846. 537 S.*

Ein Werk von hoher Bedeutung für die politische, sociale und literarische Geschichte Italiens, wenn man auch nicht immer mit den Ansichten des Verfassers übereinstimmen kann. Es thut wohl zu sehen, dass die glühende Vaterlandsliebe, die die Italiener immer beseelt, die sich aber früher, ausgenommen bei Männern wie Machiavelli, auf vergangene oder gar phantastische Grösse beschränkt hat, jetzt eine geregelte und zweckmässige Thätigkeit nach einem verständigen erreichbaren Ziel zu äussern beginnt. Die bessern Italiener aus allen Ständen, Einheimische und Flüchtlinge, beschäftigen sich fortwährend mit der Verbesserung der nationalen Zustände und erfinden immer neue Mittel zur Hebung ihres Volkes aus der Niedergedrücktheit, die das Vermächtniss früherer Jahrhunderte ist. Unter solchen vorgeschlagenen Mitteln gibt es freilich eben so verzweifelte, aus denen die Hoffnungslosigkeit hervorblickt, auf dem natürlichen und geordneten Weg zum Ziel zu gelangen, als auch völlig ungereimte, denen man die gänzliche Unwissenheit in den Forderungen und Leistungen des italienischen Volks ansieht. **Mariotti** hütet sich vor beidem, vor verzweifeltem Aufgeben und vor unbesonnenen Mitteln und davor bewahrt ihn sein tieferes Studium der italienischen Geschichte und des Charakters seines Volks. Mit seiner gewonnenen Ueberzeugung konnte er gleich im Anfang sagen, „sein Werk bezwecke hauptsächlich gegen den Urtheilsspruch jener nüchternen Verstandesmenschen zu protestiren, welche auf entmuthigende Theorieen, die den Aussprüchen der Vorsehung vorgreifen, gestützt, als Wahrheit aufstellen: es ist für immer vorbei mit Italien." Er ist so weit von dieser Theorie entfernt, dass er seine Betrachtungen über die Geschichte und Literatur, die einstige Grösse und

den Verfall Italiens nur zu dem Zweck niederschreiben will, um seinem Volk Alles, was es von der Vergangenheit erfahren hat, als eine Lehre für die Gegenwart und Zukunft hinzustellen. Er hält die jetzige Zeit für eine Uebergangsperiode aus dem alten Italien in das neue, und hält die Reihe von bittern Enttäuschungen, welche die Italiener in jenen Kriegszeiten erfahren hätten, insofern für einen Gewinn, als sie dadurch auf ihre eigene Erhebung hingewiesen seien, woraus dann nach und nach eine edle Eifersucht entstehen müsse, andere Völker sich nicht in jeder Beziehung voraneilen zu lassen. Nachdem er diese bittre Zeit und die Gefühle, die sie erweckte, in seiner etwas rhetorischen Weise geschildert hat, richtet er an sein Volk den energischen Ausruf: „Italiener! bedenkt, was ihr gewesen, was ihr seid, was ihr sein müsst! Wie? auf dem Staube von Helden, in dem schönsten aller Länder schleppt ihr euer Leben hin in erbärmlicher Niederträchtigkeit? Wollt ihr den Menschen nichts Besseres zeigen als Maskenzüge und Mönchsprocessionen? wollt ihr niemals anders in der Fremde erscheinen, denn als Fiedler und Farbenklekser? England und Frankreich unterjochen Wüsten und Meere; Deutschland blüht in Wissenschaft und Literatur; die Söhne des Nordens entreissen euern Händen das Scepter der Kunst; was soll aus Italien werden? Soll sein Name begraben werden unter diesen Ruinen, an an die ihr euch mit der Zärtlichkeit eines herabgekommenen Adeligen klammert, der um so stolzer auf sein Schild und die Bilder seiner Ahnen ist, je mehr er von ihnen entartet? Soll man von Italiens Söhnen sagen, dass sie sich ihr eignes Schicksal geschaffen hätten, dass sie in einem Joch seufzten, welches sie verdienten?

Den Anfang der zu hoffenden Umwandlung des Volkscharakters sieht Mariotti darin, dass die alte Anschauungsweise, der Sittenzustand, die Leidenschaften, die Vorurtheile und der Aberglaube, die Volksfeste entweder ganz geschwunden sind, oder sich in ihrer Natur und Tendenz verändert haben, oder durch andere von ganz verschiedenem Charakter ersetzt wurden. „Das Volk im Allgemeinen hat eine ernste und düstere Physionomie angenommen. Die rauschenden Feste und Carnevals haben ihre Anziehungskraft verloren, die schleichende und stumme Krankheit, die Politik, durchdringt alle Stände, so dass die Menschen einen auffallenden Gegensatz zu der Harmonie des Himmels und der Erde liefern. Die Sittlichkeit gewinnt durch diese trübselige Stimmung und Studien besiegen alle Hindernisse, die sich gegen sie aufthürmen."

Diese Uebergangsperiode zwischen dem vergangenen und dem zu-

künftigen Zustand der Dinge, diese Pause des Schweigens und der Ermattung hält **Mariotti** für ganz geeignet, die sittlichen, politischen und literarischen Zustände Italiens in der Vergangenheit zu studiren. Ein solches Studium ist aber nach ihm die Hauptbedingung aller Verbesserungsversuche. „Mögen die, sagt er, welche Italiens neue Geschicke voraussagen wollen, die Leiden seiner Vergangenheit studiren! Unsere Nachforschungen über die Zeiten eines Dante, Michel Angelo, Galilei werden uns lehren, was von ihren Nachkommen zu erwarten ist.“ Zu diesem Zweck hat denn auch der Verfasser die ganze Entwicklungsgeschichte seines Vaterlandes mit beständiger Beziehung auf dessen zukünftige Gestaltung durchforscht, und legt die Resultate zur Warnung und Ermunterung seiner Landsleute nieder. Sein Buch ist aber auch für das Ausland, für Alle, welche sich für italienische Zustände interessiren, von grosser Wichtigkeit. Denn hier fast zum ersten Mal begegnen uns vorurtheilsfreiere Ansichten über die historische und literarische Entwicklung des mit einem unglücklichen Geschick ringenden Landes. Wir sehen hier den Weg, zwar noch nicht vollendet, aber doch gebahnt, um zu einem fruchtbaren Selbstbewusstsein zu kommen, und erst dann lässt sich Heilung hoffen, wenn das Uebel erkannt ist.

**Mariotti** theilt die Geschichte der socialen und literarischen Entwicklung Italiens bis auf die neueste Zeit in fünf Epochen. Die erste begreift das Mittelalter, von der Zeit an, wo die italienischen Völker in jugendlicher Kraft aus der Vermischung der nördlichen und östlichen Eindringlinge mit den Ueberbleibseln der römischen Welt hervorgingen. Sie soll den Einfluss untersuchen, den auf beide die christliche Religion ausübte; zeigen durch welches Walten der Vorsehung die neuen Keime der Freiheit und Unabhängigkeit allmählig entwickelt wurden; wie die alten Keime griechischer und römischer Wissenschaft, unter den Bildungen der Barbarenfluth begraben, in den von Karl dem Grossen und seinen Nachfolgern errichteten theologischen und philosophischen Universitäten langsam zu spriessen begannen. Sie soll das Entstehen und Wachsthum der italienischen Sprache beobachten, wie sie mit Schwierigkeit sich einen Weg durch die Hindernisse bahnt, die eine engherzige Pedanterie ihr entgegenthürmt, und wie sie verkündigt, dass die Gegenwart der Vergangenheit Lebewohl sagen muss und dass eine neue Nation sich gebildet hat. Sie soll untersuchen, welchen Einfluss die glühende Einbildung der Araber und Provenzalen, die kriegerischen Gesänge und düstern Sagen der Deutschen und Normannen auf den spätern Aufschwung der italienischen Dichtkunst ausgeübt haben und welchen Antheil an dem

Ruhm Petrarca's und Ariosto's die französischen Troubadours und Trouveres beanspruchen dürfen.

Die zweite Epoche nennt der Verfasser nach dem grossen Kampf der norditalienischen Städte und dessen nächsten Folgen das Zeitalter der Freiheit, Bewegung, Kraftentwicklung, Begeisterung, Blindheit und blutigen Grausamkeit. Eine jugendliche Nation, übermüthig in dem Bewusstsein ihrer eignen Kraft, unruhig, leichtgläubig, uneinig, erschöpft ihre Kräfte zu ihrem eigenen Untergang. Die Freiheit ist kaum gesichert, so wird sie auch schon gemissbraucht. Feudale und demokratische Elemente, Welfen und Gibellinen, Päpste und Gegenpäpste, Kreuzzüge und Ketzereien, Fehden zwischen Nachbarstädten, Faktionen innerhalb der Mauern derselben Stadt verwandeln das ganze Land in ein ungeheures Schlachtfeld. Unterdessen treibt eine verworrene Masse römischer und barbarischer Institutionen, widersprechender Rechte und Freiheiten die gesellschaftliche Ordnung ihrer Auflösung entgegen, bis endlich jede dieser schlechtberathenen Republiken zu verschiednen Zeiten dem Tyrannen, den sie in ihrem Schooss gross gezogen, zur Beute fällt. Aber der Geist der Freiheit schwebte über dem Land, die Kräfte der innerlich zerrissenen Staaten wuchsen in den hartnäckigen Kämpfen. Venedig, Genua und Pisa theilten sich in die Herrschaft der Meere. Die Fabriken von Mailand und Florenz versorgten ganz Europa, Wissenschaft, Poesie und bildende Kunst gelangten zu blendenden Glanz. Die neue Literatur erwachte zum Leben ungestüm und feurig, wie das stürmische Zeitalter, das sie aufzuklären bestimmt war; ein gesegnetes Zeitalter, wo das Herz des Schriftstellers glühte von der Aufregung des öffentlichen Lebens, wo der Gelehrte zu gleicher Zeit Bürger, Krieger und Staatsmann war, wo das Genie sich unbeschränkt in seinem Kreise bewegte, beherrscht von keiner andern Macht als dem Gefühl der Wichtigkeit und der Würde seiner Bestimmung. Das war die Literatur vor Dante's Zeitalter.

Die dritte Periode ist das Zeitalter der einheimischen Tyrannei, das der Este und der Medici. Aus wilder Verwirrung waren die lombardischen und toscanischen Republiken unter eine blutige Schreckensherrschaft gekommen. Die Usurpatoren ihrer Freiheit, meistens Ungeheuer in Menschengestalt, gehorchten noch dem allgemeinen Geschmack für Literatur und Kunst, und breiteten über ihr Zeitalter einen hellen Glanz aus, der, wie er damals das Volk über seine wahren Interessen verblendete und es mit seinen vergoldeten Ketten versöhnte, so auch jetzt noch nicht selten das Urtheil der Nachwelt auf Irrwege leitet. Die Literatur war jetzt heimisch an den Höfen von Augusten und Mäcenen. Dichtkunst

und Beredsamkeit lernten die Schmeichelei mit dem ganzen Prunk eines höfischen Kleides herausputzen. Es war ein Zeitalter der Theater und Akademieen, der Verfeinerung, der Ueppigkeit, der Trunkenheit und der Ausschweifung. Der Missbrauch der Wissenschaft erstickte die Litteratur und man fasste sogar den Plan, die todten Sprachen wieder ins Leben zu rufen und die lebenden zu ächten. Dabei öffneten die Este und Gonzaga ihre Bühnen für Dramen und Idyllen. Das Ritterthum war in seine letzte Periode getreten; die italienischen Minstrels, Bojardo, Ariosto und Tasso, waren bestrebt, es in ihren Dichtungen zu neuem Leben zu rufen. Aber mit den Akademieen hatte der Geist sklavischer Nachahmung den freien Flug des Genies gehemmt. Die Ergüsse Petrarca's und die erhabensten Meisterstücke des griechischen Dramas wurden von den verfeinerten, aber entnervten Akademisten und den ewig flötenden Hirten Arkadiens in zahlosen schläfrigen und langweiligen Parodien nachgebildet.

Die vierte Periode war die des Verfalls, von dem Einfall Karls VIII. von Frankreich bis zur französischen Revolution. Diese ganze lange Zeit war eine fortschreitende Schule der Gesunkenheit und Niedrigkeit; ein gesellschaftlicher Zustand, der dem äussersten Verfall entgegenging; ein Zeitalter, in welchem die Menschen alle Kraft verloren, selbst zum Verbrechen. Die Literatur theilte das allgemeine Loos; es war eine Literatur der Inquisitoren und Jesuiten, der Fesseln und Scheiterhaufen. Sie begann mit den Phantastereien Marini's und endete mit der weibischen Schwäche Metastasio's und den Obscönitäten Casti's.

Die letzte Periode, die der französischen Revolution und der neusten Zeit, nennt M a r i o t t i das Zeitalter des Zusichselbstkommens und des Wiedererwachens, des Ekels und der Reue. Die letzten Abkömmlinge der italienischen Herrscherfamilien waren einer nach dem andern ohne Erben gestorben. Die neuen Herrscher, durch einen langen Frieden und die allgemeine Verweichlichung der Sitten vollkommene Sicherheit geniessend, hatten die blutige Politik aufgegeben, auf welche ihre Vorgänger ihren Thron gebaut. Während einige sich kindischen aber unschädlichen Ergötzungen hingaben, beschäftigten sich andre mit politischen und religiösen Reformen. Die Genies ersten Rangs, welche diese Reformen ermuthigten und aufklärten, hatten in den Geistern der Menschen eine allgemeine Umwälzung begonnen, welche die ganze Theorie der Regierung und Gesetzgebung umfasste; und die Zeit war vielleicht nicht fern, wo Italien von diesem edeln Wetteifer zwischen Geist und Macht, Regierung und Regirten die grössten Vortheile hätte ernten können, wenn nicht die zerstörende Philosophie Rousseau's und Voltaire's und die Stürme der Revolution Alles zum Schlimmsten gewendet und in ihren Erschütterungen Italien, seine Herrscher, seine Philosophen und ihre heilsamen Pläne mit fortgerissen hätte.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 27. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Mariotti: Italien, übersetzt von Seybt.

(Schluss.)

Die italienische Literatur empfiehlt sich mehr der Theilnahme als der Bewunderung des Auslandes. Sie ist verhältnissmässig unfruchtbar und stumm, aber sie ist auch unbefleckt und rein. Sie verfolgt ihren geraden Weg, bis ihre heilige Sendung vollbracht und bis jene Rache des Himmels, welche die Missethaten der Väter noch weiter bestraft als bis ins vierte Glied, endlich versöhnt ist.

Dies ist in der Kürze der Hauptinhalt des in mancher Hinsicht sehr reichen Werks. Die fünf angeführten Perioden in der Entwicklungsgeschichte Italiens werden in eben so viel grössern, in Kapitel abgetheilten Abschnitten ausgeführt und dabei immer die politische Entwicklung neben der literarischen dargestellt. Wir würden zu weitläufig werden, wenn wir in die einzelnen Abschnitte, die neben manchem schief Aufgefassten doch voll guter und scharfsinniger Ideen sind, tiefer eingehen wollten, und begnügen uns daher nur noch Einzelnes hervorzuheben, in der Absicht, das Werk Allen, die sich für Italiens Gegenwart und Zukunft interessiren, zu empfehlen.

Der Verfasser konnte nach seinem Zweck nicht mit philosophischer und ästhetischer Kritik in die einzelnen Werke der Dichter eingehen noch den innern Zusammenhang in dem Entwicklungsgang der Literatur darstellen. Wir erfahren daher über manche Dichter, z. B. besonders Dante wenig Neues. Doch macht er am Ende des Kapitels über diesen die richtige Bemerkung: die Verehrung Dante's nahm allmählig ab. Das Wiederaufleben des Lateinischen im 15. Jahrhundert zum grossen Schaden der Volkssprache, die abgöttische Verehrung Petrarca's unter der zahllosen Menge seiner Nachahmer im 16., und die allmählige Verschlechterung des Geschmacks und Entartung der Sitten in den zwei folgenden Jahrhunderten hatten am Ende die Wirkung, Dante den Augen der lesenden Allgemeinheit zu entziehen. Nur in dem innersten Heiligthum vereinsamter Geister, in den wetteifernden Bestrebungen einer originellen Phantasie, wie Michel-Angelo's, in den Sympathieen eines

durch langwieriges Unglück zerrissenen Herzens, wie [illegible]sso's, oder in dem Ungestüm einer strengen leidenschaftlichen Seele, wie Alfieri's konnte Dante Schutz und Liebe finden. Sein Geist wohnte nur gern, wo er verwandte Geister traf; seine Verse waren der Prüfstein für das Vorhandensein von wahrer Geisteshoheit und wahrem Seelenadel. Die Reaction, durch welche die Italiener heutzutage die lange Blindheit ihrer Vorfahren wieder gut zu machen sich bestreben, die rührende Andacht, mit der man jugendliche Enthusiasten vor dem Grabe ihres grossen Vaters in Ravenna knien sieht, die erstaunliche Verbreitung seines Gedichtes und der hohe Ruhm, den sein Name wieder erreicht hat, sprechen laut zum Lobe der gegenwärtigen Nation und sind ein Beweis ihrer sittlichen Wiedergeburt und ihrer Reife für ein besseres Schicksal.

Bei Petrarca hält sich der Verfasser etwas länger auf und beweist durch seine Ansichten, dass eine bessere Kritik über diesen zweideutigen Mann, dessen Handlungen meist im Widerspruch mit seinen Deklamationen standen, auch unter den Italienern Raum gewinnt. So heisst es über sein Verhältniss mit dem päpstlichen Hof zu Avignon: „Dort wurde von frühster Jugend an Petrarca's grader und warmherziger Charakter mit Allem was das Laster nur Empörendes und Hässliches zeigen konnte, in Berührung gebracht, und trotz seiner häufigen Ausfälle und Verwünschungen gegen diesen sittenlosen Hof würde es seinen Bewunderern peinlich sein, ihn so oft und so lange in Avignon verweilen zu sehen, wenn man nicht wüsste, wie sehr der Dichter von seiner frühesten Jugend an sich zärtlichen und etwas krankhaften Herzensneigungen hingab, die ihm selten gestatteten, den gesundesten Vorschriften seiner Vernunft zu folgen.“ — Doch ist es bei einem so eiteln Manne wie Petrarca, der eine zahllose Menge Briefe mit ciceronianischen abgerundeten Redensarten schrieb, dabei mehr an das Publikum als an seine Freunde dachte und sogar Briefe an die Nachwelt schrieb, allerdings schwierig, immer zwischen den Zeilen zu lesen und den wahren Charakter herauszufinden; und so hat auch Mariotti sich täuschen und von der patriotischen Freude über den Ruhm hinreissen lassen, den nun einmal eine mehrhundertjährige Nachbeterei diesem Manne verschafft hat. Er will zwar „nicht die Behauptung aussprechen, dass Petrarca durch die Vermittlung seiner Freunde nichts zu seiner Krönung beigetragen habe“, aber diese Ahnung macht ihn keineswegs stutzig, er erzählt ohne Arg die ganze künstlich herbeigeführte Intrigue und scheint sich an der Ehre, die sein Landsmann so reich verdient habe, zu weiden. In seinem Urtheil über jene berühmten Liebschaft mit der Laura weicht aber der verstän-

dige **Mariotti** auf eine erfreuliche Weise von dem Getändel der Neuromantiker ab, und wenn er die Sache, die seinem Zwek zu fremd war, nicht bis auf den Grund erforschte, so lässt er seine Zweifel über die vermeintliche platonische Liebe deutlich genug erkennen. „Ich erlaube mir zu bemerken, sagt er hierüber, dass jeder unpartheiische Kritiker, nachdem er alle in seinem Bereich sich befindende Gewährsmänner durchforscht, den Gegenstand von **Petrarca's** Liebesgluth mit dem vollkommensten Skepticismus betrachten muss; denn es kann nach meiner Meinung durchaus nicht genügend festgestellt werden, ob der Dichter ein unverheirathetes Weib liebte, oder eine kluge und pflichtgetreue Gattin, die von ihrem eifersüchtigen Gemahl arg tyrannisirt wurde und Mutter einer zahlreichen Familie war, wie man, auf eine dunkle Abkürzung in einem alten unbedeutenden Manuscript gestüzt, etwas gar zu voreilig behauptet hat. Auch ist es gar nicht so klar, ob wir **Petrarca's** eigne Versicherungen ganz wörtlich zu nehmen und zu glauben haben, dass seine Liebe von jener reinen, überirdischen, platonischen Tendenz gewesen sei, wie er sie schildert, oder ob sie nicht vielleicht jene Mischung von Galanterie und Wollust, von Hingebung und Schwärmerei war, welche von den Rittern und Troubadours seiner Zeit Liebe genannt wurde.“

Die Darstellung von **Boccaccio's** Leben fiel dem Verfasser leichter, weil dieser sich durchaus als einen tüchtigen und offenen Charakter zeigte, der seine Fehler selbst nicht versteckte und also keine mühsam herbeigesuchte Rhetorik zu ihrer Bemäntelung brauchte.

Der Verfall der italienischen Freiheit ist mit wenigen Zügen gut gezeichnet. Doch hätte der grosse **Machiavelli** als Grenzstein zwischen der republikanischen und monarchischen Zeit wohl eine tiefer eingehende Schilderung verdient, wenn **Mariotti** überhaupt, wie er es bis dahin gethan hatte, an der Darstellung der Schicksale hervorragender Männer seine Ideen veranschaulichen wollte. Und wollte er ganz im Allgemeinen bleiben, so erforderte es doch wohl der Zweck seines Buchs, die innern Ursachen des Verfalls in Bezug auf die heutigen Zustände mehr hervorzuheben. Dazu hätte er keine dringendere Veranlassung gehabt, als in den Kapiteln über die Folgen der Reformation in Italien. Er schreibt ganz richtig mehr als den politischen Leiden und Unterdrückungen, den allgemeinen Verfall den Wirkungen jenes Ereignisses zu, welches für andere Völker die glücklichste Revolution war. Die vollkommene Gesunkenheit der Kirchenzucht, sagt er, die Duldsamkeit oder eigentlich gänzliche Indifferenz der zwei weltlich gesinnten Päpste aus dem

Hause Medici schienen die gefährlichen Lehren durch Stillschweigen zu ermuthigen. Die Reformation fand bei Allem Beifall, was Italien Ausgezeichnetes unter den höhern Klassen hatte. Nicht nur ohne ernstlichen Widerspruch, sondern mit der offnen Billigung mehrerer italienischen Fürsten wurden im Lande viele Jahre lang protestantische Lehren verbreitet und protestantische Kirchen eröffnet. Als aber endlich die Kirche und ihre Anhänger den ernstlichen Entschluss fassten, der Ketzerei Luthers durch gute oder böse Mittel ein Ende zu machen, als der blutige Kampf zwischen beiden Partheien ausbrach und es für jeden Staat wie für jeden Einzelnen nothwendig wurde, sich für ein offnes Glaubensbekenntniss zu entschliessen, da waren die Italiener nicht mehr ihre eigenen Herren. Das ganze Land lag machtlos in den Händen der Armeen Spaniens. Das Concilium von Trient sprach sein Ultimatum aus und Italien nahm es als Gesetz an. Die Jesuiten und Dominicaner besiegten alles mit den Beweisen durch Feuer und Schwert. Wäre es aber auch anders gewesen, wären die Italiener nicht durch Verhältnisse an ihr religiöses Joch gefesselt gewesen, dennoch ist es mehr als zweifelhalt, ob die ganze Nation sich dem Protestantismus in seinem weitesten Sinn in die Arme geworfen hätte. Mit ihrer skeptischen Unehrerbietigkeit gegen die erhabenen Dogmen der Offenbarung, worin Einige von ihnen Luther und Calvin weit überholten und im Ausland den Keim zum Socinianismus legten, verbanden die Italiener eine schüchterne Abneigung, sich irgend einer Maasregel anzuschliessen, welche eine entschiedene Spaltung in der Kirche hervorbringen konnte. Lange schienen auch die Ereignisse ihre Besorgnisse zu rechtfertigen. Sie wünschten sich Glück, von den Leiden Deutschlands und Flanderns frei geblieben zu sein. Sie ahnten nicht, dass der Aufstand in jenen Ländern zu einem Ende des Unglücks führen sollte, dass aber Unterwerfung für sie ein Unglück ohne Ende war. — Es ist kein Zweifel und geht aus fast allen Kapiteln des Buches hervor, dass der Verfasser dieses Zurückwerfen in die alten geistigen Fesseln und das kränkliche Verharren und Leiden in denselben als eine der Hauptursachen des jetzigen unbefriedigenden Zustandes ansieht. Aber da er keine gewaltsame Revolution, kein Kriegsglück, keine Verschwörung, keinen Dynastieenwechsel als Mittel zur Hebung der Noth will, sondern eine gänzliche Umschmelzung des Einzelnen und des Volkscharakters als Grundbedingung der Befreiung Italiens aufstellt: so war gerade in dem Abschnitt über das 16. Jahrhundert, über die Reaction der Hierarchie gegen die Befreiung der Vernunft und des Gewissens der geeignete Ort, belehrende Winke und Warnungen für die Gegenwart abzuleiten, die er

ja eine Uebergangsperiode zu einem bessern Zustand nennt, grade zu dem politischen und religiösen Zustand, der im Laufe des 16. Jahrhunderts an den Höfen und in der Kirche unterging. Was nach Diesem in Italien geschah, war nur eine natürliche Fortsetzung und Folge jenes Untergangs, und wenn die Italiener sich in der jetzigen Zeit in irgend einer Weise wieder heben wollen, so müssen sie viele von den Fäden ihrer Entwicklungsgeschichte da aufsuchen, wo sie in jener Periode gewaltsam zerrissen wurden.

Die Vorliebe des Verfassers für republikanische Verfassungen und seine Meinung, dass die Florentiner um ihre Demokratie durch Lorenzo de' Medici betrogen worden seien, macht ihn im Allgemeinen ungerecht gegen diesen, und lässt ihm dessen Vorliebe für Kunst und Wissenschaft, die gerade das Jahrhundert so glänzend gemacht hat, aus einem ganz falschen Gesichtspunkt und als eine Lockspeise betrachten, wodurch „die ungezähmteste Bürgerschaft Italiens zur Sklaverei erzogen worden wäre, die täglichen öffentlichen Spiele und Theaterstücke, die literarischen und künstlerischen Darstellungen als das Linsengericht, für welches die Florentiner ihr geistiges Erstgeburtsrecht hingegeben hätten.“ Ebenso ist er auch über die Dichter aus dem Kreise des Lorenzo nicht ganz gerecht und scheint überhaupt das letzte Ringen der republikanischen Zeit mit bittern Gefühlen betrachtet zu haben. Von Pulci's Morgante sagt er, er sei weder in seinem Plan, seinen Episoden, noch in seinen Characteren ja selbst nicht einmal, trotz seiner reinen toscanischen Sprache, hinsichtlich seines Styls zu empfehlen; er sei eine jämmerliche gemeine Arbeit, geboren mitten in den Orgiien eines ausschweifenden Hofes, Eckel einflössend durch die sonderbare Vermischung ironischer Bigotterie und spöttelnder Irreligiosität, eine von nichts gehobene Zurschaustellung niedriger und bacchantischer Sinnlichkeit. Was ist für Italien zu hoffen, wenn selbst die Männer, die die jetzige „Uebergangsperiode“ zu dem Ziel der nationalen Ermannung und Kräftigung leiten wollen, die wenigen Producte einer wirklichen geistigen Kraft nicht besser zu erkennen vermögen und vor dieser Kraft schon erschrecken, weil sie in einer gährenden Zeit und gegenüber der kirchlichen Tyrannei etwas über die Gränze ausgeschweift hat? So ist es denn auch nicht zu verwundern, dass die Lebensumstände des Ariosto und Tasso im Allgemeinen in der schwächlichen und einseitigen Manier der alten und der neuromantischen Biographen geschildert sind. Von Tasso sagt der Verfasser allerdings ganz richtig! „Wäre das Schicksal weniger eifrig gewesen, Unglück auf sein Haupt zu häufen, wäre menschliche Tücke der langen

Verfolgung müde geworden, so hätte Tasso selbst nicht minder eifrig an seinem Unglück gearbeitet. Melancholie war die verhängnissvolle Mitgabe dieser grossen Seele, sie beschlich sein Herz, als es sich zuerst lebensfrisch öffnete, sie bedrückte ihn mit verzehrender, aussaugender Kraft wie ein Alp.“ Damit stimmt aber wenig überein, was Mariotti von den mancherlei Schicksalen des Dichters sagt, und übertrieben und ungerecht ist es, wenn er Tasso's Unglück hauptsächlich von dem unversöhnlichen Hass des Herzogs Alfons ableitet. Da er sein Werk in England geschrieben hat, hätte er aus John Black's Biographie Tasso's viele Aufklärungen erhalten können.

Durch eine gute Schilderung der traurigen Umstände, welche Italien die knechtische Aengstlichkeit lehrten, macht Mariotti den Uebergang zu der vierten Periode des 17. und 18. Jahrhunderts, die er die Zeit der Fremdherrschaft nennt, und wo Italien am meisten durch die Reactionen der Kirche gegen die Vernunft litt. „Der Geist katholischer Unduldsamkeit, sagt hier ein Italiener und Katholik, wurde Italien von den Spaniern mitgetheilt. Dem bigotten Glaubenseifer dieses Volks, der durch die letzten maurischen Kriege genährt worden war, verdanken die Italiener die Inquisition und die Jesuiten. Der düstere Geist Loyola's erweckte von Neuem eine religiöse Inbrunst, welche eine lange Zwischenzeit halb heidnischer Verfeinerung fast erlöscht hatte. An der Spitze einer Schaar spanischer Wahnsinniger, denen er den Eifer und die Unerschrockenheit des alten Rittergeistes eingeflösst, eilte der Visionär mit der Fackel des Fanatismus durch die Städte Italiens. Diese Priestermiliz bemächtigte sich der Schulen und Collegien, der Kanzel und des Beichtstuhls; sie beanspruchte die ausschliessliche Herrschaft über den Geist von seiner ersten Entwicklung bis zu seinem letzten Todeskampf. — Die Unterthanen des päpstlichen Stuhls hatten am wenigsten Veranlassung, sich wegen der Unabhängigkeit ihres Herrschers oder der grossen Wichtigkeit, mit welcher er die kirchlichen Interessen behandelte, Glück zu wünschen. Die Gebrechlichkeit und die Schwäche des Staatsoberhaupts, die häufige Wiederkehr von Zwischenregierungen und neuen Wahlen, ein mit dem Grundsatz der Unfehlbarkeit seltsam contrastirender engherziger Geist des Widerspruchs und die Vereinigung geistlicher und weltlicher Aemter stürzte die römische Curie stets in ein Chaos von Fehlgriffen und Inconsequenzen in ihrer Regierung. Der Kirchenstaat wurde aufs Aeusserste ausgesaugt, um die Vertheidiger der Kirche in Frankreich und den Niederlanden zu unterstützen oder die Dolche eines Jaques Clement oder Ravaillac zu dingen. Alle Begriffe von Gerechtig-

keit, Treue und Menschlichkeit wurden umgestürzt durch Bullen, welche die Empörung und den Königsmord heiligten, oder durch Dankgebete in allen katholischen Kirchen bei der ersten Nachricht von dem Barricadentag oder der Bartholomäusnacht. So ominöse Zustände kündeten die Epoche der Fremdherrschaft in Italien an, und wenn wir bedenken, wie viele langwierige und nicht wieder gut zu machende Unglücksfälle dieses Land auf einmal trafen, wenn wir auf jeder Seite der blutbefleckten Annalen der spanischen Herrschaft verweilen und alle religiösen und politischen Ursachen der Demoralisation aufzählen, so müssen wir, statt uns über die jetzige Gesunkenheit und Verderbtheit der Italiener zu wundern, vielmehr erstaunen, wie dieses Volk noch immer die äussern Formen der Civilisation und Kultur hat bewahren, ja wie sie überhaupt noch als Menschen erscheinen können."

Eins der besten Kapitel ist wohl das zweite der fünften Periode, worin die Restauration, das Erwachen italienischen Volksthums, die Versuche zur Herstellung der Einheit wenigstens im literarischen Gebiet, die Hoffnungen und Absichten der italienischen Patrioten dargestellt werden. Als nächster und untergeordneter Zweck des Carbonaribundes wird hier eine allgemeine Regeneration des Nationalcharakters, Befreiung des Volks aus seiner Sklaverei, besonders der geistigen, und Erziehung desselben zu männlicher Würde und Kraft angegeben; darauf die Hindernisse, die sich der Volkserziehung in den Weg stellten, aufgezählt, worunter besonders die Schlaffheit der trägen, unwissenden und verderbten Bevölkerung, der beklagenswerthe Zustand der Volksschulen, das Wirken eines Heers von Priestern und Jesuiten, gereizt durch noch frische Unfälle und mit der unversöhnlichen Bitterkeit von Männern, die um ihr Dasein kämpfen, verfahrend. Dann werden die Missgriffe, Unbesonnenheiten und deren schlimme Folgen in den zwanziger und dreissiger Jahren auseinandergesetzt. „Mehr gedemüthigt als entmuthigt, sagt der Verfasser am Ende dieser Darstellung, werden die Italiener schwerlich ähnliche Versuche wiederholen. Sie haben wenigstens soviel durch das Fehlschlagen ihrer Pläne gewonnen, dass für die Zukunft kein Grund mehr für Selbsttäuschungen vorhanden ist. Sie sind zu der Ueberzeugung gekommen, dass, so lange sie den Einflüsterungen des Auslandes ein geneigtes Ohr leihen, so lange sie sich auf Hülfe vom Ausland verlassen, sie ihre Unfähigkeit verrathen, sich selbst als freier Staat zu erhalten; dass ihre Befreiung die Frucht ihrer eignen Anstrengung sein müsse. Sie haben daher wenigstens vor der Hand jeden Gedanken, ihre Rechte mit den Waffen in Anspruch zu nehmen, aufgegeben und sind zu ihren ersten

Plänen für die Wiedergeburt ihres Nationalcharacters, für die allgemeine Verbreitung von Kenntnissen unter den untersten Klassen, für eine kräftige Wiederherstellung ihres Rufes in der Meinung ihrer Nachbarn zurückgekehrt."

Als ein glückliches Zeichen, dass das Bedürfniss dieser Wiedergeburt in allen Ständen gefühlt werde, begrüsst der Verfasser zuletzt zwei Ereignisse, welche ein fortschreitendes Uebergewicht des Gedankens anzuzeigen scheinen, die jährlichen Versammlungen der italienischen Gelehrten und den Vertrag, durch welchen das literarische Eigenthumsrecht fast über das ganze Land ausgedehnt worden ist; und diese Ereignisse begrüsst er als die ersten Früchte des neuen Geistes, der das ganze Land unwiderstehlich zu Leben und Thätigkeit anspornen wird.

**E. Ruth.**

## Zur Litteratur der s. g. Peutinger'schen Tafel.

*I. Die Oberdonau-Strasse der Peutinger'schen Tafel von Brigobanne bis Abusena von F. W. Schmidt, Obrist-Lieutenant, im Königlich Preussischen Generalstabe. Nebst dem Segment der Peutinger'schen Tafel, welches die Strasse von Vindonissa bis Regino enthält. Berlin. F. Dümmler. 1844. VI und 74 S. 8.*

*II. Die römischen Heerstrassen und Alterthümer der schwäbischen Alp und am Bodensee. Nach Archiv-Documenten und neuern Forschungen, mit Rücksicht auf das dritte Segment der Peutingerschen Tafel, beleuchtet von Carl Friedr. v. Gok, Ritter des königlichen Ordens der würtembergischen Krone, königl. Hof-Domainen-Rath a. D., Mitglied der würtembergischen Vereine für Vaterlands- und Naturkunde, des Alterthums-Vereins, des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und von Alterthumsfreunden im Rheinlande, Mitglied der Centralstelle des würtembergischen landwirthschaftlichen Vereins etc. — Auch unter dem Titel „Urkunden und Beiträge zur Geschichte von Schwaben und Südfranken I. Theil." Stuttgart F. H. Köhler. XVI und 198 S. 8.*

Die eben genannten Schriften, obgleich im Umfang des Dargebotenen mächtig verschieden, haben ein gemeinsames Band, welches ihre gemeinschaftliche Anzeige rechtfertigt. Es ist dieses die Vindonissa-Re-

gino-Strasse der s. g. Peutingerschen Tafel, jenes Räthsel, welches seit lange schon die Alterthumsfreunde dermassen beschäftigt, dass ihm eine ganze Literatur geworden ist, ohne dass die Lösung desselben mit Sicherheit behauptet werden könnte. —

Den Ueberblick der frühern Forschung bis auf Pauly's, des zu frühe Verstorbenen, treffliches Programm (Stuttgart 1846) setzt Referent als bekannt voraus. — er ist zugleich mit der eigenthümlichen Ansicht des Topographen Paulus im ersten Bande von Stälin's vortrefflicher würtembergischen Geschichte auf's Genaueste und Klarste gegeben.

Auch die Untersuchungen der neuesten Zeit, eines Schreiber, Mone, Ocken und die beiden vorliegenden Schriften folgen im Allgemeinen einer der beiden dort aufgeführten Hauptrichtungen entweder zum Rottenburgischen Sumlocenne oder vom Ursprung der Donau an ihrem rechten Ufer. Schreiber (Taschenbuch etc. IV. Jahrgang S. 233) an der Ansicht festhaltend, dass man die Namensähnlichkeit von Sumlocenne und Samulecene der Peutinger'schen Tafel als Orientirungspunkt behaupten müsse [wiewohl der neueste Beurtheiler hieher bezüglicher Schriften die gemeinsame Abstammung beider Wörter bestreitet*)] folgt im Allgemeinen den Angaben Leichtlen's, berichtigt sie aber namentlich im Klettgau wesentlich und belegt seine Richtung fast durchweg mit Spuren alter Strassen. Mone hingegen (bad. Urgesch. I. S. 161—166) führt vom Standpunct militärischer Brauchbarkeit ausgehend dieselbe vom Rheinübergang bei Zurzach „wie ein erfahrener Militär durch Feindesland zur untern Donau ziehen würde“ über Hohenthengen (Tenedone) am Hundsrücken nach Blumenfeld (Juliomagus), Tuttlingen (Brigobanne) und Sigmaringen (Arae flaviae), ohne jedoch eine andere Strasse über Rottweil nach Rottenburg in Abrede zu stellen. Herr von Erolzheim in Kaiserstuhl (nach dessen schriftlicher Mittheilung) geht mit Schreiber bis Jüzen (ad fauces), folgt aber von hier einer breiten Strassenspur in den Hegau, über den s. g. Cosmus Randen, oder will spätestens bei Rottweil die gerade Richtung an die Donau gewinnen. Ocken endlich, der mit unermüdlichem Eifer inzwischen seine früher in der Isis mitgetheilten Forschungen durch Untersuchungen an Ort und Stelle vervollständigte, hat nach dem neuesten Stande derselben folgende Punkte festgesetzt (nach schriftlicher Mittheilung):

Tenedone-Zurzach. Juliomagus-Lotstetten an der Schaff-

---

*) J. Freudenberg: Zur Peutinger'schen Tafel. Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande IX Heft S. 168 ff.

hauser-Züricher Strasse. Brigobanis-Randegg. Arae flaviae-Orsingen, wo er im Herbst 1846 neben einer Römerstrasse eine bedeutende römische Niederlassung aufgedeckt hat. Samulocennis-Altstadt bei Mösskirch, wo er schon vor einigen Jahren die von Eytenbenz gemachten Entdeckungen durch Ausgrabung mehrerer Gebäude mit Hypokausten etc. vervollständigte. —

An die eben erwähnten Forschungen reihen sich die oben angeführten beiden Schriften, deren Inhalt Referent nunmehr, vornehmlich in Bezug auf die in Frage gesetzte Führung des Peutinger'schen Strassenzugs darlegen und, soweit sie in das Gebiet eigener Forschung fallen, beurtheilen wird. —

Der Verfasser von Nro. 1., ein der Wissenschaft zu früh verstorbener preussischer Militär, hat sich schon früher durch Untersuchung römischer Strassen im Rheinlande verdient gemacht. [Vgl. die gegen des Verfassers Willen und oft unrichtig in den Verhandlungen des Gewerbvereins in Preussen 1833 S. 73 ff. abgedruckte Abhandlung über die römischen Strassen der Rhein- und Mosel-Gegend]. Die zu beurtheilende Schrift aber ist das Ergebniss einer Reise, die er im Spätsommer 1837 an der Donau herauf machte. Die Hoffnung, die er dabei hatte, war keine geringere, als, die Frage, die seit 30 Jahren den Scharfsinn so vieler Alterthumsforscher und Alterthumsfreunde des südlichen Deutschlands beschäftigt hat — zur Entscheidung zu bringen. — Diese, beim gänzlichen Mangel archivalischer Untersuchungen und bei der Kürze der dem Verf. zugemessenen Zeit (Vorrede S. IV.) allerdings auch etwas kühne Hoffnung, ist nach des Referenten Ermessen nicht in Erfüllung gegangen, wiewohl sich nicht in Abrede stellen lässt, dass durch sein Werk der süddeutschen Alterthumsforschung manche nicht unerhebliche Bereicherung geworden ist.

Dieses Urtheil zu begründen, hält Referent sich durch den vom Verfasser ausgesprochenen Wunsch aufgefordert, „dass in der Nähe wohnende Alterthumsfreunde, die für diesen Strassenzug sich interessiren, durch weitere Localuntersuchungen seine Angabe vervollständigen und, wo es nöthig seyn sollte, berichtigen mögen“ (Vorrede S. V.). —

In der ersten Hälfte seiner Schrift (S. 1—33) spricht der Verfasser seine Ansicht über die Peutinger'sche Tafel im Allgemeinen aus. Die Abfassung setzt er, im Widerspruche mit Mannert's Beweisführung, nicht in die Regierungszeit des Kaisers Alexander Severus, sondern in die Zeit von Constantin bis Valentinian I., in welcher das linke Donauufer von den Römern schon aufgegeben war. Ihre Bestimmung war

dem Verfasser die Darstellung der grossen Heerstrasse des römischen Reichs, welche nur bei den Haupt- und Grenzflüssen genau sei, während bei Flüssen im Innern und bei den Nebenflüssen, zum Theil durch die Ueberfülle des darzustellenden Stoffs bedingt, Verwirrung und Unrichtigkeiten sich häufen. Die Auslassungen und fehlerhaften Ergänzungen der Tafel, welche der Verf. an vielen Orten nachgewiesen hat, erklärt er durch Abnützung des dem copirenden Colmarer Mönch aus den XIII. Jahrhundert vorliegenden Originals. Die Betrachtung, dass zur Abfassungszeit das linke Donauufer verloren war, verbunden mit der Behauptung, dass in den von Tacitus sogenannten agri decumates nur Castella, keine Castra gewesen seien, indem letztere hinter beiden Flüssen lagen, bestimmen den Verfasser von vorneherein die Vindonissa-Regino Strasse der Tafel längs dem rechten Donauufer zu führen.

Allein wenn gegen die erstere Ansicht schon einmal mit Recht behauptet werden konnte, die Nichterwähnug der agri decumates auf der Carte und die Aufführung der Marcomanni und Armalausi beweise nichts gegen die Abfassung der Tafel vor 282 (Freudenberg a. a. O. S. 179), so stellt gegen die zweite Referent die Frage auf, ob die Verbindung eines so bedeutenden Ortes, einer Colonie, wie das Rottenburgische Sumlocenne unbestritten war, einentheils mit Gallien über Vindonissa, andererseits mit Pannonien über Regino nicht zugleich auch von militärischer Wichtigkeit, nicht die Bestimmung einer Heerstrasse gewesen sein müsse?

Man erwartet daher mit gutem Rechte vom Verfasser die Begründung seiner Ansicht durch eine in's Einzelne gehende Beweisführung. Diese ist denn auch im Verlaufe der Schrift versucht worden. Zuvörderst vergleicht der Verfasser die Zahlen der Tafel von Brigobanne (Hüfingen) bis Regino (Regensburg) mit der wirklichen Entfernung der für die einzelnen Stationen der Tafel angenommenen Orte: Aris flavis (Immendingen), Samulocenis (Altstadt bei Mösskirch), Grinarione (Ennentach), Clarenna (an der Kanzach bei Burgau), ad Lunam (Risstissen), Aquileia (Günzburg), Opie (Episburg), Septimiaci (Dillisberg bei Thürheim), Losodiaca (Burghöfe an der Schmutter), Medianis (Burgheim), Iciniaco (Feldkirchen bei Neuburg), Biricianis (Obermühle bei Weichering), Vetonianis (Manching an der Paar), Germanico (Heerfahrtsmühle an der Ilm), Celeuso (Mauern), Arusena (Göcking an der Abens). Er findet durch diese Vergleichung auf der Karte 20 Millien zu viel und 15 Millien zu wenig angegeben, für die ganze Strecke also die geringe Differenz von 5 Millien,

so dass man in dieser Beziehung den von Pauly und Stälin gegen die frühere Führung der Strasse auf dem rechten Donauufer erhobenen Einwand nunmehr für beseitigt annehmen kann.

Folgen wir dem Verfasser nun in den Einzelheiten seines Weges, so nimmt er die Strecke von Windisch bis Hüfingen für ausgemacht an. Er setzt die Begründung Leichtlen's voraus; — Schreiber's Nachweisungen, dass die Strasse nicht im Wutachthale nach Stühlingen und Grimmelzhofen, sondern auf dem Bergrücken des s. g. untern Randen in der Richtung von Hallau nach Schlaitheim, von da nach Füzen sich gezogen habe, kennt er noch nicht. Eben so wenig den weitern Zug, der dadurch auffallend ist, dass bei Füzen der breitere Arm über den s. g. Cosmer-Randen gegen den Höhgau (vielleicht in einem Arm am Steppacher [Stettbacher] Hof vorüber über Hondingen [im XIII. Jahrhundert Zollstätte] am Fürstenberg vorüber in die Baar) zieht, eine schmalere Strasse aber gegen die St. Ottilienkapelle bei Füzen, von hier aber nicht, wie Mone (S. 161.) vermuthete, über die Wutach — denn senkrecht abfallende Felswände machen den Fluss auf eine grosse Strecke vollkommen unzugänglich, sondern in der Richtung von Blumberg gegen Bela und Hüfingen zieht. — Unterhalb der Mühle von Hüfingen führt uns nun der Verfasser auf „einem festen schmalen Weg", den die Feldarbeiter ihm als Hochgesträss bezeichnet haben sollen, in gerader Richtung zur Brücke des Dorfes Pfohren. — Referent hat diesen Weg, welchen auch die Wörl'sche Karte angiebt, begangen und untersucht. Bis zur Grenze der Hüfinger Allmende erst seit der Allmendsvertheilung fahrbar gemacht, ist er weiterhin ein schmaler Fusspfad auf der sumpfigen Niederung der Brege und dem Donaumose, einem von Graben häufig durchschnittenen Terrain und nur bei trockener Witterung zu begehen. Und doch lässt sich in der Gegend eine Römerstrasse schon im XIV. Jahrhundert urkundlich nachweisen. So in dem zu Ende des XIII. Jahrhunderts angelegten, 1358 und 1438 renovirten Zinsrodel des Klosters St. Katharinenthal: „Zu Somffpforren. Der III. Esch gegen Pforren, 1 Juch. an strangen stosset uf den herbweg. 1 Juch. oben den fürhoubt wisen stosset uf den herbweg. It. 1 Juch. ze prugk an dem herbweg ab. It. 1 Juch. am strangen lit auch am herbweg." Vg. das Urbar von St. Blasien d. a. 1507 bei Mone No. 16. Die obigen Flurbenennungen aber führen an die Vicinalstrasse zwischen Hüfingen und Pfohren, welche zuerst über Hügelland zieht, durch die sumpfige Niederung aber als hoher Damm in gerader Linie gegen die Brücke von Pfohren gezogen ist, bei welcher sie als Heerd-

gasse noch eine Spur im Volksmunde hinterlassen hat. Ganz in der Nähe ist auch die Flurbenennung „harstal" St. Blas. Urb. v. 1505 zu suchen, wo beim Graben noch hier und da Spuren von Gemäuer sich zeigen. —

Von Pfohren bis Immendingen lässt der Verfasser seine Römerstrasse im Allgemeinen der Landstrasse folgen. Der Name „Herdgasse, welcher sich bei einigen alten Leuten des erstern Dorfes erhalten hat, weiset aber in die Richtung gegen die Heerdwisen bei Baldingen und gegen Oefingen, wo Referent eine unbestritten römische Niederlassung entdeckt hat. (Jahrb. des bad. Alterthums-Vereins II. Heft.) Doch stellt Referent nicht in Abrede, dass in der Richtung gegen den Bodensee auch ein Arm der Strasse geführt hat. Allein die Richtung der Landstrasse in grossem Bogen gegen Norden und in den Sumpf am Eingang des F. Fürstenbergischen Thiergartens bei Unterhölzer erregt Bedenken. Eher würde Referent über die Anhöhe über dem linken Donauufer, wo der Flurname „Schalmenegerten" Urb. v. St. Blas. 1507 hinweist, in gerader Richtung auf dem „Ritterstieg" zur Bergveste Wartenberg und von hier bei Geisingen in das Donauthal die Römerstrasse ziehen, wiewohl die Cultur des Bodens die Spur des Weges nicht mehr mit Sicherheit verfolgen lässt. —

Gegen die Führung von Geisingen nach Immendingen hat schon von Gok, unseres Bedünkens mit vollem Recht aus den vielen Krümmungen der Landstrasse neben der sumpfigen Donauniederung hin Bedenken erhoben (im oben angeführten Werk S. 136.). Referent fügt bei, dass diese Strasse schon 1507 (Urb. v. St. Blas.) „die lantstrass" genannt wird, was nach seinen Erfahrungen stets auf das Bewusstsein deutschen Ursprungs schliessen lässt, während die Bewohner unter dem Namen Hochstrasse die Strassenrichtung zum Schloss Stetten auf der Wasserscheide der Baar und des Hegau's verstehen, wo die Flurbenennungen „Schalmengasse, Schelmenstude, Schelmenholz, an den heiden" (St. Blas. Urb. v. 1507 bei Mone) sinnbedeutend sind, von wo die Spuren eines Weges in gerader östlicher Richtung gegen Manenheim (Gräber romanisirter Celten, u. A. eine Bronce Fibula von ausgezeichneter Schönheit im Besitz des Referenten; vg. die Flurbenennungen „Hungerbohl, Hannenbohl" bei Mone), von hier gegen Hattingen (wohin Mone S. 165. eine Strasse von Altdorf bei Engen führt); von hier in der Richtung gegen Neuhausen wird Referent sie weiter unten nachweisen; ihren weitern Verlauf nach Altstadt bei Mösskirch hat Eytenbenz vermuthet, Ocken hat ihn durch seine neuesten Nachgrabun-

gen, behuf's der Strasse, welche er von Orsingen über die Münchhöfe nach Neuhausen und Altstadt verfolgte, nachgewiesen (Schreiben desselben an Pfarrer Ochsenreuter in Orsingen). —

Doch wir werden durch des Verfassers Behauptung, dass bedeutende Funde an Münzen und Töpferwaare und römischem Mauerwerk nebst der Entfernung von vierzehn Millien von Hüfingen uns nöthigen, Arae flaviae in die Altstadt bei Immendingen zu versetzen, nochmals genöthigt dem Verfasser an das Donauufer zu folgen. Obgleich der vorsichtige Verfasser des später anzuzeigenden Werkes (a. a. O.) gegen die Begründung der obigen Behauptung durch eine etwas vag hingestellte mündliche Ueberlieferung sich sträubte, so hat Referent es doch um so eher für seine Pflicht erachtet, an Ort und Stelle Nachforschungen anzustellen, als der Stiftungsbrief der dortigen Caplanei 1504, eine Hofstatt in der Stadt im Dorf Immendingen aufführt. Diese Benennung aber führt nicht — wie der Verfasser behauptet — östlich neben das Dorf, sondern mitten in desselben südliche Hälfte. Noch heissen die daran stossenden Gärten und Felder „Stadtäcker" und eine viereckige Umwallung von 60 Fuss Höhe, 100 Schritt in die Länge und 60 Schritt in die Breite schliesst sich an dieselben, südlich von dem Punkte, da die Landstrasse aus dem Dorfe den Berg gegen Möhringen hinanzieht. Das Durchgraben des Walles aber, so wie das Ziehen von Gräben in den dortigen Aeckern förderte dem Referent nur loses in der Nähe brechendes Kalkgestein, Scherben von Glas und rohem, dicken, schlecht gebranntem, fast wie in der Sonne getrocknetem Töpfergeschirr, welches im Bruche nicht einmal die weissen Punkte der am offenen Feuer gebrannten celtischen Aschenkrüge hat. — Von gefundenen Römermünzen wollte weder der gegen solche Forschungen durchaus nicht gleichgiltige Pfarrer, noch irgend Jemand im Dorfe Etwas wissen. Was an seltenen Münzen dem Referent gezeigt wurde, waren Stücke aus dem XVII. Jahrhundert. Gleiches Ergebniss hatten früher nach der Versicherung eines greisen Augenzeugen die Nachgrabungen in der s. g. Wolfsgrube, westlich vom Dorfe gegeben. Jenes graue Töpfergeschirr war daselbst in so grosser Menge gefunden worden, dass jener geschlossen hatte, es müssten Häfner in grosser Zahl ihre Werkstätten dort gehabt haben. Aus allem diesem blieb dem Referent nur der Schluss zu ziehen übrig, dass das Dorf Immendingen im Mittelalter zerstört und wieder aufgebaut worden sei und zwar vor Anfang des XIV. Jahrhunderts, in welchem die 1287 im Elsass wieder erfundene Glasur der Töpferwaaren allgemeinere Verbreitung

erhielt. — Auch zwischen Immendingen und Möhringen war Referent eben so unglücklich in der Entdeckung der vielen Spuren der Römerstrasse, welche in der Richtung der jetzigen Chaussée der Verfasser angiebt, sei es durch Anschurfung der Seitenwege, oder durch Nachfrage nach bedeutenden Flurbenennungen. —

Bei letzterm Städtchen indessen verspricht der Verfasser wieder bedeutende Alterthümer (S. 37 ff.). „Zwischen Möhringen, sagt er, und dem Uebergange [über die Donau] führt die Strasse über eine flache Höhe und in dieser ganzen Ausdehnung bis zur Donau finden sich zu beiden Seiten derselben [der Strasse?] und besonders in dem lichten Walde auf der nördlichen, viel Erhöhungen und Haufen von Bauschutt mit Trümmern römischer Ziegel, welche mit grosser Wahrscheinlichkeit die Ruinen eines römischen Ortes hier vermuthen lassen." Referent hat trotz der ungenauen Ortsbeschreibung [denn bekanntlich zieht die Strasse vom Städtchen Möhringen bis zum Donauübergang quer durch die ganz ebene Thalsohle und von Erhöhungen links an derselben ist keine Spur] sich die Mühe nicht verdriessen lassen, auch hier genaue Nachforschung anzustellen. Allein nur auf einem Hügel zwischen Möhringen und Bachzimmern fand sich früher eine Spur von Gemäuer, wahrscheinlich einer mittelalterlichen Warte; im Donauthal unten, selbst am Waldsaum des linken Ufers, wo ein Fusspfad gegen Tuttlingen sich hinzieht, sind wohl einzelne kleine Hügel zu bemerken, aber sie sind vom Gerölle der anstehenden Berge gebildet. Ungefähr zwei Millien vor der Stadt, aber rechts von der Landstrasse, nachdem diese den Fluss längst überschritten hat, wurden früher in einem Thaleinschnitt des Gebirgszuges auf dem rechten Donauufer Trümmer von Mauerwerk, Ziegeln u. A. gefunden, welche wenigstens von den Findern für römisch erkannt wurden.

Diese aber gehören offenbar zu der auf der Höhe über ihnen sich hinziehenden Strasse, welche unter dem Namen Hochgesträss als Markungsgränze aus der Nähe von Hattingen gegen den Wehrstetter Hof und Neuhausen führend, die Schaffhauser-Tuttlinger Strasse durchschneidet und die nämliche ist, die Referent oben angezeigt hat. Der Verfasser aber will noch durch ein anderes Argument uns bei Möhringen festhalten. (S. 37—40). Er findet hier nemlich des Eumenius Danubii transitus Contiensis, wie er mit Jaumann u. A. statt der Lesart Guntiensis bei Beatus Rhenanus verbessert. Diese Berechtigung hiezu findet er ausser den eben angeführten Spuren von Alterthümern in der

Namensähnlichkeit der eine Stunde entfernten Burgruine Conzenberg, wohin nach seiner Ansicht im Mittelalter die Bevölkerung des ähnlich lautenden Orts am Donauübergange sich zurückgezogen habe. — Dagegen hat schon der Verfasser der zweiten Schrift, v. Gok, (S. 145—146) mit siegenden Gründen den Verfasser in seiner Ableitung des Namens vom celtischen Conte d. i. Flussübergang bestritten und die Etymologie in Kunz, oder Conrad gesucht, letztere auch durch die Schreibung der Burg und Herrschaft im XVII. Jahrhundert, als „Cuenzenberg" zu bestärken versucht. — Referent hat bei einer andern Gelegenheit (Schriften d. bad. Alterthums-Vereins 389—390) nachgewiesen, dass die Schreibung des XIV. Jahrhunderts zwar Conzenberg sei, jedoch nach den Stellen „Castrum Conzenberg sive Dominus Cuno und De Anniversario Cuntz solvit 1 Malt. Schloss Contzenberg" die Ableitung von Conrad, dem gewöhnlichen Namen der Dynasten von Wartenberg, die hier ihre Besitzungen hatten, die richtige sei. —

Die weitere Führung der Strasse über den Wehrstetter Hof gegen Altstadt bei Mösskirch, von da über Mengen Grinario oder Grinarione hat der Verfasser nicht durch Autopsie gewonnen, sondern er ist Eytenbenz gefolgt. Von Mengen an hält er im Allgemeinen die Richtung ein, welche schon 1824 von Vanotti bezeichnete, über Ossingen, Kirchbierlingen, Risstissen, welches dem Verfasser die Station ad lunam ist. Von da in die Nähe von Finnigen (Phäniniana des Ptolemäus), Günzburg, welches, trotz eines Mangels von 6 Millien, welcher dem Auslassen zweier Orte durch den Zeichner zugeschrieben wird, dem Verfasser das Aquileia der Tafel ist. Von hier über Eppisburg (Opie), Dillisberg (Septimiaci), Burghof an der Schmutter (Losodica), Burgheim (Medianis), Feldkirchen (Iciniacis), Obermühle bei Weichering (Biriciani). Nun wird die Tafel noch einmal um 8 Millien corrigirt, um das richtige Maass für Vetoniani, Manching und Germanicum (an der Ilm bei Ilmendorf) zu gewinnen. Celeuso (Mauern) und Abusena (Göcking bei Abensberg) trifft zu und von hier geht der Weg des Verf., mit der Strasse der Verfechter der Führung auf dem linken Donauufer, gemeinsam bis Regensburg. —

Referent verzichtet darauf, den Verfasser auf diesem Theile seiner Wanderung zu begleiten, der ausser dem Gebiete seiner speciellen Forschung liegt.

*(Schluss folgt.)*

## Schmidt: Oberdonaustrasse der Peutinger'schen Tafel.

(Schluss.)

Auch wird der Leser durch das bisher Gesagte in den Stand gesetzt sein, sich ein Urtheil zu bilden. — Er lässt dem Verfasser das Verdienst, als der Erste auf eine von Hüfingen östlich abfallende Strassenrichtung aufmerksam gemacht zu haben. Auch darin gleicht seine Arbeit an mancher Stelle der des vortrefflichen Leichtlen, dass er die noch vorhandenen Flurbenennungen in den Bereich seiner Untersuchung zog und letztere überhaupt nicht im Lehnsessel seines Studierzimmers, sondern meist durch eigene Anschauung führte. Dagegen wird der Mangel an archivalischen Beweisen für die Führung seiner Strasse immer beträchtliche Lücken verursachen und die von uns erläuterte Wegstrecke wird Jedermann berechtigen, an der Anordnung der Peutinger'schen Stationen, wie sie durch den Verfasser geschieht, zu zweifeln, obgleich eine, vielleicht mehrere Römerstrassen in der von ihm eingeschlagenen Richtung sich verfolgen lassen.

Dass die Peutinger'sche Strasse eine militärische sei, behauptet der Verfasser mit Recht; dass auf einer solchen die öffentlichen Bauten, die Stationshäuser und dergleichen von den Soldaten angelegt wurden, ist hinlänglich nachgewiesen. Von Vindonissa bis Hüfingen hat die XI. Legion, die im erstern Orte ihr Standquartier hatte, Spuren in gestempelten Ziegeln hinterlassen, bei Zurzach auf dem sogenannten Heidenschlösschen, zu Hüfingen. Schleitheim ist noch nicht gehörig durchforscht; — auch dort werden sie sich zeigen. Rottweil hat jetzt seine Legionsstempel und das Fragment einer jüngst ausgegrabenen Steinschrift:

. . MEN . .
. . . I . FLAV
. . . C I
ΓIVS .

dürfte nach Auffindung des dazu gehörigen Stückes für Arae flaviae beweisend werden. Zu Rottenburg sind von den Standlagern Strassburg

und Mainz die Ziegel der VIII. und XXII. Legion nachgewiesen. — Wo aber hat der Verfasser eine ähnliche Nachweisung gegeben; — in Immendingen, wo der römische Ursprung der Ruinen mehr als zweifelhaft ist, oder in Altstadt? Hier wird aber Niemand im Ernste die von Eytenbenz gegebenen wunderlichen, durch Zufall oder durch die Laune eines Zieglers entstandenen Zeichen für die Bezeichnung einer Legion, oder Cohorte halten. An den übrigen Stationen endlich hat der Verfasser die Funde an Alterthümern mehr angedeutet, als ausgeführt. Und so glaubt Referent mit gutem Gewissen das oben gegebene Urtheil wiederholen und zur andern Schrift sich wenden zu dürfen.

---

Der Verfasser von Nro. II. hatte schon während der vierzig Jahre eines anstrengenden Berufes die Stunden der Musse geschichtlichen Forschungen gewidmet und namentlich einen mehrjährigen Aufenthalt am Fusse der schwäbischen Alp dazu verwendet, über das vielverbreitete Strassennetz, welches diesen Gebirgsstock umspinnt und überzieht, Notizen zu sammeln. Im vorliegenden Werke übergiebt er das Ergebniss seiner Bestrebungen der Oeffentlichkeit, sehr bereichert, ja der Vollständigkeit nahe gebracht durch die sorgfältig gesammelten Ueberlieferungen einer längst entschwundenen Zeit, welche eine gewissenhafte Benützung des königlichen Staatsarchives in Stuttgart ihm dargeboten hat. — Wenn schon die uneigennützige Verwendung des Erlöses aus seiner verdienstvollen Arbeit — (er ist zur Wiederherstellung eines merkwürdigen Ueberrestes des Mittelalters, der St. Regiswindis-Kapelle zu Lauffen am Neckar bestimmt) — eine günstige Meinung für diese zu erwecken geeignet ist, so wird letztere nach des Referenten Ansicht durch das genaue Studium des vorliegenden Werkes nur bestärkt. Denn abgesehen von der fleissigen Benützung der noch geläufigen Flurbenennungen, einem Vorzug, welchen sein Werk mit Nro. I. gemein hat, von einer genauen, mit dem Grabscheit angestellten Untersuchung an Ort und Stelle, worin der Verfasser seinen Vorgänger unbestritten übertrifft, wurden von ihm nach des vortrefflichen Moné Vorgang die alten Saalbücher, Urkunden, Urbarien der Klöster und weltlichen Herrschaften als Zeugen aufgerufen und so der Irrthum unmöglich gemacht, zu welchem man durch neuere, von Literaten und Alterthumsfreunden durch Suggestivfragen an die Landleute auf die Gegenden übertragene, alt und bedeutsam klingende Namen nur zu oft verführt wird. —

Das Ergebniss einer solchen Untersuchung war denn nicht etwa

bloss ein Strassenzug, sondern ein mit überraschender Klarheit vor uns ausgebreitetes Strassennetz der würtembergischen Alp, dessen Fäden nicht verworren in einander laufen, sondern nach bestimmten Richtungen von grössern Orten, wie namentlich der Colonie Sumlocenne bei Rottenburg, ausgehen und den Zug nach dem Rhein, Bodensee, nach der Donau fest einhalten. So führt in den drei ersten Capiteln uns der Verfasser von Rottenburg über die Markungen von Tübingen, Einsiedeln, Nürtingen, von hier aber südlich auf die rauhe Alp, über Grabenstetten nach Zainingen, von hier nach Hausen an der Lon und Heidenheim. Die mit gesperrter Schrift bezeichneten Orte sind ihm, der bis Rottenburg die Schreiber'sche Richtung der Peutinger'schen Tafel einhält, die Stationen Grinarione, Clarena, ad Lunam, Aquileja.

Eine andere Römerstrasse aus der Gegend des Filsthales nach Zainingen auf dem Alpplateau weist der Verfasser ebenfalls nach und bezeichnet es überhaupt als einen wichtigen Strassenknoten. Denn eben hierher zieht eine dritte Strasse (Cap. V. S. 66 — 75) über die Filder nach Vaihingen, Köngen, Nürtingen, Kirchheim und Reissenstein. Ferner eine vierte von Rottenburg über Reutlingen am Fusse des Achalmberges hinauf (Cap. VI. S, 75—78); von Rottenburg endlich eine Strasse über Kusterdingen und Metzingen in Verbindung mit den gleichen Districten (Cap. VII. S. 78 — 83).

Noch ein anderes Strassensystem verfolgt der Verfasser von Rottenburg über Reutlingen durch das Pfullinger und Honauerthal, Burg Lichtenstein und Erpfingen bis in die Nähe von Sigmaringen an der Donau. (Cap. VIII. S. 83 — 95). Dass die kleine Strecke von hier bis Ennentach ihre Verbindungsstrasse gehabt habe, ist vom Verfasser nicht gesagt, aber mehr als wahrscheinlich. Andere Verbindungstrassen sind von ihm genau aufgeführt, einerseits über Filsingen, Aach im Hegau bis zum Untersee bei Bankholzen. Zu dieser wird nach den Untersuchungen von Ocken noch eine Strasse von Filsingen zur Altstadt, dann in die Gegend von Neuhausen, Münchhöf, Orsingen, Steisslingen, Hohentwiel, Randeck, Lottstetten und Zurzach mit einer Verzweigung nach Thengen und über den Randen zu rechnen sein. Andere Verbindungswege mit Altstadt und Rottweil hat der Verfasser S. 131 — 132 angedeutet. Mit diesem Systeme war wohl auch die Strasse in Verbindung, welche der Verfasser über Hipfelsberg, Scheer und Balderstein von Hohenthengen aus führt und von da auf dem linken Donauufer bis in die Gegend von Ulm verfolgt (Cap. XIV. S. 127 — 131. Cap. XI. S. 103

— 111), so wie eine andere, die von Hohenthengen südlich zum Bodensee, nordöstlich nach Risstissen geführt ist, deren fernerer Verlauf wohl mit der von Schmidt'schen Richtung zusammenfällt. Mit diesen Strassenzügen nun, welche nicht etwa bloss in der Phantasie des Verfassers bestehen, sondern auf einer breiten Grundlage alter Flurbenennungen und eigener Wahrnehmung beruhen, ist der reiche Inhalt des Buches nicht geschlossen, sondern es ist beigegeben: S. 149 — 198 ein Verzeichniss von Excerpten aus dem königlichen Archive zu Stuttgart, welches die Römerstrassen der einzelnen Oberamtsbezirke ganz in der Art nachweist, wie für Baden es Moné in seiner Urgeschichte gethan hat, ferner die Ansicht des Verfassers über den Heereszug Julian's aus dem Raurakergebiet nach Pannonien, soweit er die Frage der Oberdonaustrasse berührt (S. 142 — 148). Eine besonders werthvolle Beigabe ist endlich die Einleitung mit reichhaltigen Bemerkungen über den Strassenzug der Peutinger'schen Tafel von Vindonissa bis Regino, sodann über Führung und Kennzeichen der Römerstrassn und die Hilfsmittel zur Entdeckung derselben, welche so recht geeignet sind, auch den Laien in diesem Zweige vaterländischer Alterthumskunde zu ermuntern und zu eigenen, selbsständigen Untersuchungen zu befähigen. —

Referent ist der Ueberzeugung, dass diese Darlegung des Inhalts genügen werde, die Aufmerksamkeit der Alterthumsfreunde auf dieses reichhaltige Werk zu richten. Er muss sich enthalten, in alle Einzelnheiten desselben beleuchtend und beurtheilend einzugehen, einestheils um den Umfang dieser Anzeige nicht zur Ungebühr auszudehnen, anderntheils weil er nicht im Stande ist, überall den Verfasser mit eigenen Beobachtungen zu begleiten.

Auf dem Gebiete der eigenen Forschung hat Referent den Verfasser schon mehrfach bei der Beurtheilung von No. 1. beistimmend zu erwähnen Gelegenheit gehabt; — hier möge es ihm verstattet sein, als Zeichen der Aufmerksamkeit, mit welcher er seiner Schrift folgte, einige wenige Stellen anzuführen, in welchen seine Ansicht von der des Verfassers abweicht.

S. 115 ff. wird von Schmidt's Ausspruch, dass bei Emmentach das Grinarione der Tafel angesetzt werden müsse, bestritten. Unter den Entscheidungsgründen steht des Verfassers Ansicht, dass ausser dem im Schlosshofe zu Scheer aufbewahrten Apollo-Steine der römische Ursprung anderer Funde, namentlich Münzen in Abrede gestellt, weingstens sehr bezweifelt werden müsse. Referent kann ihm aber die Versicherung geben, dass bei dem Dorfe, dort wo die s. g. Schel-

mengasse gegen Westen hügelan sich zieht, nicht nur beim Pflügen eine Menge Mauerwerk mit römischem Gussmörtel sondern hier und da bei nur oberflächlichem Anschurfen Gefässe s. g. samischen Thones und unbestrittene römische Kupfer- und Silber-Münzen gefunden worden. Von beiden hat er eine Reihe bei seinem, dort gebürtigen, gelehrten Freunde Professor Lauchert in Rottweil eingesehen und er hofft, dass eine planmässige Umgrabung, welche Dieser im Verlauf des gegenwärtigen Jahres dort veranstalten will, überraschende Ergebnisse liefern werde.

S. 138. hebt der Verfasser mit Recht die für einen bedeutenden Ort auffallende Unerheblichkeit der römischen Ueberreste bei Altstatt hervor, die Eytenbenz aufgeführt hat.

Allein an eben dieser Stelle hat vor 2 Jahren der unermüdliche Ocken (laut dessen Mittheilung an den Referent vom 11. August 1845) eine erhebliche Anzahl Wohngebäude mit wohlerhaltenen Hypocausten zu Tage gefördert. Die geringe Anzahl Münzen und anderer Anticaglien, die auch dieser Gelehrte dort fand, beweisen nach des Referenten Ansicht Nichts gegen eine bedeutendere römische Niederlassung, sondern nur dafür, dass der Ort vor seiner Zerstörung völlig ausgeräumt wurde.

Wenn endlich der Verfasser S. 145 ff. nach einer Grenzbeschreibung der Herrschaft Conzenberg an dem Vorhandensein einer römischen Strasse daselbst zweifelt, so hat Referent inzwischen eine solche von Villingen über die Gemarkungen von Dürrheim, Hochemmingen, Thalheim und Esslingen verfolgt und in der zur Herrschaft Conzenberg gehörigen Gemarkung Seitingen mittelst des dortigen, „1600 ex vetere libro pergameno“ abgeschriebenen Anniversarienbuchs wieder gefunden, wo eine „Wise an dem Herweg“ sowie fernerhin bei Wurmlingen „de Pratis in herweg“ erwähnt ist. (Schriften d. Bad. Alterth. Ver. II. Heft S. 389.).

Doch der weitere Verfolg dieser Strasse gehörte ohnediess nicht mehr in den vorliegenden Theil der Untersuchungen des Verfassers. Dieser verspricht in einem weitern Theile die Strassen des Würtembergischen Schwarzwalds und ihre Verbindung mit den badischen Heerstrassen zu besprechen, wenn anders die Theilnahme des Publikums ihn nicht im Stiche lasse. Das letztere nun will Referent nicht befürchten; im Gegentheile spricht er die Hoffnung aus, dem Verfasser recht bald wieder auf einem Schauplatze zu begegnen, der seinem Wohnorte und seinen Studien näher liegt, um seine Theilnahme an dessen so gründlichen Arbeiten vielleicht durch einige Beiträge bethätigen zu können, welche, wie geringfügig sie im Allgemeinen auch sein mögen, doch nicht ganz unerheblich sind für einen Mann, dessen Schultern allein eine Last an

dieser Arbeit auf sich genommen haben, welche zu tragen oft kaum die Kräfte ganzer Vereine hinreichen *).

Druck und Papier sind in beiden Schriften gut, die wenigen Versehen in besondern Verzeichnissen angegeben.

Donaueschingen.

**Fickler.**

---

*Physikalische Diagnostik und deren Anwendung in der Medicin, Chirurgie, Oculistik, Otiatrik und Geburtshilfe, enthaltend: Inspection, Mensuration, Palpation, Percussion und Auscultation, nebst einer kurzen Diagnose der Krankheiten der Athmungs- und Kreislaufs-Organe. Von Gustav von Gaal, Doctor der Medicin und Chirurgie, Magister der Geburtshilfe, Assistenten an der Lehrkanzel der speciellen Pathologie und Therapie und der medicinischen Klinik für Aerzte an der k. k. Universität zu Wien etc. Anhang: Die mikroskopisch-chemisch-pathologische Untersuchung, von Dr. Joh. Fl. Heller. Mit zwei lithographirten Tafeln und Holzschnitten. Wien, 1846. Bei Braumüller & Seidel. S. S. XXXVI. und 646. gr. 8.*

Es wird wohl kaum Jemand, der mit den Forschungen und Untersuchungen der Neuzeit im Gebiete der Naturwissenschaften und der Heilkunde bekannt ist, läugnen, dass dieselben zu wahren Fortschritten geführt haben Wenn aber Manche geradezu mit der Behauptung auftreten, die gegenwärtige Zeit schaffe erst eine echte und exacte Heilkunde, so beweisen sie ihre Unkenntniss in der Geschichte des Faches. Die Heilkunde ist das Vermächtniss von Jahrtausenden und ist allmählig entstanden und ausgebildet worden. Jedes Jahrhundert hat gute und schlechte Früchte getragen, gute und schlechte Theorieen hervorgebracht, allein das Gute hat das Schlechte stets überwogen. Mancher Gewinnst ging allgemach

---

*) Eben da das Manuscript in die Druckerei abgeht, kommt dem Referent die Schrift zu: „Der römische Grenzwall von der Altmühl bis zur Jaxt in Verbindung mit den römischen Heerstrassen und Alterthümern an der Oberdonau, Jaxt und dem mittlern Neckar, auch mit dem Titel „Urkunden und Beiträge zur ältern Geschichte von Schwaben und Südfranken von C. J. v. Gok II. Theil. Stuttgart bei F. H. Köhler 1847, dessen Anzeige Referent, sobald es seine Berufsgeschäfte erlauben, ungesäumt den Lesern dieser Blätter vorlegen wird.

wieder verloren, gerieth in Vergessenheit, während falsche Theorieen und einseitige Hypothesen sich immer nur eine Zeit lang Geltung verschaffen konnten. Einzelne geniale Männer haben durch die Cultur einzelner Zweige des Wissens oft einen grossen Umschwung des Ganzen veranlasst; so haben z. B. durch Newton die Bewegungslehre, durch Gauss der Magnetismus, durch Seebeck die Elektrizitätslehre, durch Volta der Galvanismus, durch Lavoisier die Chemie ausserordentliche Fortschritte gemacht; allein gerade diese Fortschritte in den genannten einzelnen Zweigen haben aber auch Viele verführt, die Lehren dieser Zweige für einige Zeit zur Beherrschung der Gesammtwissenschaft zu verwenden. Keiner dieser Männer, keine Zeit hatte die ganze Wahrheit zu Tage gefördert, aber alle legten ihr Scherflein in die Schatzkammer des Wissens nieder, und die folgenden Zeiten haben die hinterlegten Capitalien benutzt und zu vermehren gesucht. Die Arzneiwissenschaft hat an allen diesen Lehren Theil genommen und war allen Wechselfällen derselben unterworfen. Sollte man nun wirklich alles Ernstes glauben können, es sei jetzt die Zeit, wo von Neuem aus eines Jupiters Haupt eine Minerva springe? Das Gebiet der Forschungen kennt keine Grenze. Die Zukunft wird auch über die gegenwärtigen Leistungen richten, das Wahre vom Falschen trennen, das Gute vom Schlechten sichten, das Brauchbare und Bewährte behalten und weiter benützen, das Unhaltbare, Unbewiesene und Hypothetische der Vergessenheit übergeben oder durch begründetere Hypothesen ersetzen. Die Bestrebungen in der pathologischen Anatomie, die Auskultation und Perkussion, die mikroskopischen und chemischen Untersuchungen haben uns vielfache Aufschlüsse über früher dunkle Gegenstände gegeben; allein damit ist der Praktiker noch nicht fertig. Die physikalischen Zeichen dürfen nicht überschätzt, wie diess von Manchen geschieht, sondern den allgemeinen Symptomen, der Semiotik überhaupt, müssen ihre Rechte zugestanden werden. Durch die physikalischen Zeichen erfahren wir z. B. mit ziemlicher Sicherheit, wie die Brustorgane leiden, allein durch die Erforschung der Erscheinungen im Allgemeinen erkennen wir das Leiden des Ganzen, und öfter können durch diese Erscheinungen die ersten Wendungen der Krankheit ermittelt werden, bevor die Veränderungen im ergriffenen Organe auf physikalische Weise wahrnehmbar werden. Der blosse Stethoskopist ist noch lange kein Praktiker, kein Heilkünstler. Er mag wohl den Triumph seiner Diagnose am Secirtische feiern, aber das Seciren ist nicht der Zweck der Heilkunst.

Bei den trefflichen Leistungen der österreichischen Schule, nament-

lich eines Hyrtl, Rokitansky, Skoda, Zehetmayer, Helm, Engel, Kiwisch, Oppolzer, Hamernjk etc. etc., musste man Aehnliches von dem vorliegenden Werke erwarten. Wer aber mit solchen Erwartungen das Buch zur Hand nimmt, wird sich im Verlaufe der Lektüre sehr getäuscht finden. Der Herr Verfasser bespricht zwar alle auf dem Titel des Buches angeführten Zweige der Heilkunde, aber so oberflächlich und mit so grosser Benutzung fremder Leistungen, dass man zu dem Glauben genöthigt wird, demselben gehe jede eigne Untersuchung ab, und dennoch versichert Er das Gegentheil. Häufig gibt derselbe blosse Andeutungen, die bei einem so wichtigen Gegenstande nicht genügen können, und hier um soweniger, da diese Schrift ihrer ganzen Anlage noch vorzugsweise für Anfänger bestimmt ist. Es ist allerdings eine schwierige Aufgabe, eine physikalische Diagnostik aller Zweige der Medicin zu schreiben; allein mit dem einfachen Wollen wird nichts geleistet. Der Schriftsteller darf seine Kräfte nicht überschätzen.

Die Schrift zerfällt in zwei Theile. Im ersten Theile erhalten wir die Untersuchungsmethoden und ihre Technik im Allgemeinen. Zuerst spricht der Herr Verfasser von der Besichtigung im Allgemeinen, dann kurz von der Krankenphysiognomik, dem Habitus der Leidenden im Allgemeinen und in besondern Krankheiten und reiht daran sonderbarer Weise die Untersuchung der Elektrizität und des Magnetismus am Menschen; hierauf folgen Andeutungen über Mensuration, Palpation, Perkussion und Auskultation im Allgemeinen, mit vorzugsweiser Benutzung von Siebert's Schrift. — Der zweite Theil liefert die Untersuchung einzelner Provinzen des menschlichen Körpers. A. Untersuchung der allgemeinen Decke und der zunächst darunter liegenden Theile. Zuerst wird die Haut in Betracht gezogen, dann wendet sich der Herr Verfasser zu den das Unterhautzellgewebe u. s. w. betreffenden Zuständen, wo dann die Hautkrankheiten im engern Sinne zuerst hier ihren Platz finden, dann geht derselbe zur Untersuchung der Dermatitis (Dermatitis phlegmonosa, Erysipelas, Pseudoerysipelas), der uneigentlichen Exantheme, der Abscesse, der Verhärtungen, des Brandes, des Carbunkels, der Verbrennungen, der Erfrierungen, der Geschwülste, der Condylome, Schwammgewächse, der Carcinomen, Wunden, Geschwüre, des Emphysem's des Unterhautzellgewebes, der Zellgewebsverhärtung u. s. w. über.

B. Untersuchung des Kopfes, der Wirbelsäule und des Halses. Von der Untersuchung des Kopfes im Allgemeinen und

des Craniums durch Inspection und Palpation; Vergrösserung und Verkleinerung des Kopfes; Eintheilung des Schädels vom phrenologischen Standpunkte aus; Bedeutung einzelner Theile des Schädels vom physiognomischen Standpunkte; Untersuchungen des Auges, des Mundes im Allgemeinen; Vertiefungen am Kopfe; Geschwülste des Kopfes; Untersuchung des Kopfes durch Auskultation; Untersuchung des Auges im Besondern; Untersuchung der Nase, des Gehörorgans u. s. f.; Untersuchung der Mund- und Rachenhöhle und der Speiseröhre; Untersuchung der Wirbelsäule (Spinalirritation, Spondylarthrocace, Verkrümmung, Verrenkung, Bruch der Wirbelsäule), Untersuchung des Halses, Untersuchung des Larynx (Inspection, Palpation, Auscultation des Larynx — verschiedene Geräusche); Bruch des Kehlkopfes, des Zungenbeines; fremde Körper im Kehlkopfe; Oedem der Glottis.

C. Untersuchung der Brust; Untersuchung der Oberfläche (weibliche Brüste, Rippenbrüche, Lungenfisteln, Abscesse). Untersuchung der Athmungswerkzeuge. (Zweifelsohne haben die Perkussion und Auskultation bei Untersuchung krankhafter Zustände der Brust einen ganz besondern Werth. Wenn aber der Herr Verfasser hier für nothwendig hält, Anatomisches und Physiologisches über die Respirationsorgane voranzuschicken, so traut er seinen Lesern einen grossen Mangel an Kenntnissen zu, und wenn er uns hier gar sagt, dass der Mensch auf jeder Seite 12 Rippen, 7 wahre und 5 falsche, hat, so fällt dies in's Läppische, und er verkennt seine sich selbst gestellte Aufgabe. — Zuerst spricht er von der Inspektion, Mensuration und Palpation der Brust, gibt dann die Ergebnisse der Perkussion der Brust im gesunden und krankhaften Zustande. Skoda hat zur Evidenz nachgewiesen, dass die Verschiedenheiten im Schalle der Leber-, Milz-, Magen-, Herz- und Lungengegend nicht in dem eigenthümlichen Schalle dieser Organe begründet sind, wie Charles Williams meint, sondern aus den Verschiedenheiten in der Menge, Vertheilung, Spannung der enthaltenen Luft und aus der Verschiedenheit der Stärke des Stosses, der durch die Perkussion auf die Luft ausgeübt werden kann, entspringen.

Der Herr Verfasser hat seinen Mittheilungen hier vorzugsweise die Untersuchungen von Skoda und Zehetmayer zu Grunde gelegt und diese Schriftsteller mitunter fast wörtlich benutzt. — Der Schall richtet sich im Allgemeinen nach der in der Brust enthaltenen Luftmenge, diese kann aber 1) grösser sein, als im Normalzustande 2) geringer sein, als im Normalzustande oder 3) in einem sonst lufthältigen Organe gänzlich fehlen.

Dieser vom Herrn Verfasser ausgesprochene Grundsatz ist nicht ganz richtig. Es ist Thatsache, dass die Lunge bei einem geringern Luftgehalte einen tympanitischen Schall geben kann, während derselbe bei vermehrter Luftmenge nicht tympanitisch ist. Bei Exsudaten in der Brusthöhle, die den untern Theil der Lunge ganz zusammendrücken und den obern auf einen kleinen Raum zusammenpressen, ist es eine constante Erscheinung, dass der Perkussionsschall in der obern Parthie des Thorax deutlich tympânitisch wird. Auch bei dünner und biegsamer Brustwand ist bisweilen der Perkussionsschall tympanitisch bei geringem Luftgehalte in den Lungen. — Die Ausdrücke „voller und leerer Perkussionsschall" haben bei dem Herrn Verfasser nicht die gehörige Deutung. Wenn der Schall lang anhält und über eine grössere Strecke sich verbreitet, ist er mit dem Ausdrucke „voll" zu bezeichnen. Es kann demnach ein voller Percussionsschall hoch oder tief, hell oder dumpf sein, ebenso kann es sich mit dem leeren Ton verhalten. — Der Referent kann dem Herrn Verfasser hier nicht ins Einzelne folgen und will sich darum nur auf wenige Bemerkungen beschränken. S. 225 sagt der Herr Verfasser „Das Oedema pulmonum bedingt tympanitischen Schall." Diess ist nicht ganz richtig; denn er ist nur dann tympanitisch, wenn die ergossene Flüssigkeit nicht alle Luft aus den Zellen verdrängt und in solchem Falle findet man ihn oft noch normal. Eben daselbst heisst es: „In der Pneumonie im Stadium der Hepatisation ist der Perkussionsschall über der erkrankten Stelle dumpf und leer, im nächsten Umkreise zuweilen tympanitisch." Diese Behauptung ist nicht ganz richtig und wahr. Die grössere oder geringere Dämpfung des Schalles hängt von der grösseren oder geringeren Dicke und Ausbreitung des hepatisirten Lungentheils ab, wobei eine grössere oder geringere Resistenz dem perkutirenden Finger sich darbietet, übrigens muss hier noch die Nachgiebigkeit der Brustwand in Betracht gezogen werden. Der Umkreis der hepatisirten Stelle tönt nur dann tympanitisch, wenn er emphysematös, oder infiltrirt und noch lufthältig ist, wogegen er normal tönt, wenn er gesund ist.

Die Auskultation der Brust zerfällt in die des Athmens und der Stimme. Die Verschiedenheiten der pathologischen Erscheinungen des Athmens bringt der Herr Verfasser zur leichteren Uebersicht in folgende Reihen: 1. Nach dem Rhythmus a) Häufigkeit: häufiges Athmen, seltenes Athmen; b) Continuität: stossweises Athmen; c) Dauer: verlängertes Ausathmen. 2) Nach der Intensität a) starkes Athmen; b) schwa-

ches Athmen; c) mangelndes Athmen. 3. Nach den Characteren a) rauhes Athmen; b) bronchiales Athmen; c) cavernoses Athmen; d) amphorisches Athmen. 4. Mit Beimischung fremdartiger Geräusche a) Muskelrollen; b) Reibungsgeräusche; c) Rasselgeräusche, feuchte, trockne. Der Herr Verfasser geht diese Verschiedenheiten näher durch und bespricht in einem Anhange die Auskultation des Hustens.

Bei der Auskultation der Stimme fasst sich der Herr Verfasser sowohl bezüglich der physiologischen, als pathologischen Erscheinungen sehr kurz. Er betrachtet folgende Varietäten der krankhaften Stimme: 1. Die Bronchialstimme oder Bronchophonie; 2. die meckernde Stimme oder Aegophonie; 3. die cavernose Stimme oder Pectoriloquie, und in einem Anhange die Autophonie.

Hierauf geht er (S. 258 f.) zur Diagnostik der wichtigsten Krankheiten der Athmungsorgane über und handelt hier zuerst die Pleuritis ab. Die Pleuritis entsteht entweder primär, in Folge traumatischer Einwirkung, oder des Weiterschreitens des entzündlichen Processes von den Lungen auf die Pleura oder der Berührung mit Eiter oder Jauche, oder secundär durch Eiterresorption in Phlebitis mit gleichzeitiger Pericarditis oder Peritonitis. Sie ist bald auf beide Pleuren verbreitet, bald umschrieben, bald acut, bald chronisch. Das Entzündungsprodukt wird vom Parietalblatte in grösserer Menge abgesondert, als von dem Pulmonalblatte und es erscheint dieses in kurzer Frist auf der Membran, welche im gesunden Zustande keine sichtbaren Gefässe führt, entweder in ihrem Gewebe oder nach Abstossung des Epitheliums ausser demselben, wobei die Pleura von Seite der unterliegenden Zellschicht sich von Gefässchen durchzogen zeigt, welche bald sternförmig, bald dendritisch vertheilt, bei reichlicher Entwickelung derselben das Ansehen eines mattgeschliffenen Glases verleihen. Das abgesetzte Exsudat enthält entweder Stoffe, welche im Blute schon vorhanden waren, als primäres Exsudat (faserstoffiges, albuminöses, seröses, primär-hämorrhagisches) oder solche, welche erst durch weitere Umbildung der Blutbestandtheile auf secundäre Weise sich erzeugten (eitriges, jauchiges, tuberculöses, krebsiges und secundär-hämorrhagisches Exsudat). — Der Herr Verfasser geht die verschiedenen, sowohl primären, als secundären näher durch, erläutert ihre Entwickelung und kömmt dann zur Diagnose der Pleuritis. Percussion und Auscultation haben die Diagnose der Pleuritis erst völlig sicher gestellt, denn alle übrigen als charackteristisch angenommenen Zeichen sind nicht beständig, treten bisweilen nur kurz auf oder fehlen bisweilen ganz;

so ist z. B. der stechende Schmerz zuweilen nur ganz kurze Zeit vorhanden, mitunter fehlt er auch gänzlich; die Athmungsbeschwerden schwinden öfter schon am 2ten oder 3ten Tage; der Kranke kann dann wieder auf beiden Seiten liegen; das Fieber schwindet öfter mit der Exsudation. Die Ergebnisse der Inspection, Palpation, Mensuration, Perkussion und Auskultation schildert der Herr Verfasser ganz nach Zehetmayer und theilweise nach Skoda, so dass der Leser wohl nichts verloren hätte, wenn er geradezu auf diese Schriftsteller verwiesen worden wäre. Ein gleiches gilt bezüglich des Hydrothorax, Pneumothorax und der Diagnose der Pleuraperforation durch eine Vomica, wie auch für die physikalischen Erscheinungen der Resorption. Von den Krankheiten der Lunge bespricht der Herr Verfasser zuerst das Lungenemphysem, dann die Lungenblutung und hierauf das Lungenödem gerade in der Reihenfolge und auf dieselbe Weise, wie Zehetmayer, nur den Lungenbrand lässt er der Lungenentzündung vorangehen. In der Abhandlung über Pneumonie hat Referent nichts gefunden, was nicht auch bei Skoda und Zehetmayer und da viel ausführlicher und gediegener, zu finden sei. Bei der chronischen Pneumonie handelt er von der Lungentuberkulose, der tuberculösen Phthisis und dem Lungenkrebs mit vorzugsweiser Benutzung der ebengenannten Schriftsteller.

Die Krankheiten des Larynx, der Trachea und der Bronchien hat der Herr Verfasser mit Stillschweigen übergangen, freilich hat auch Skoda diese nur kurz und Zehetmayer nur im Vorbeigehen berührt, allein in dem klassischen Werke Puchelt's konnte man ja das Nöthige finden.

Auf S. 324 ff. kömmt der Herr Verfasser zur Untersuchung der Organe des Kreislaufes. Auch hier lässt sich Derselbe ungeeigneten Orts auf die anatomischen Verhältnisse des Herzens und der grossen Gefässe ein und deutet den Mechanismus des Kreislaufes an. Er geht dann zur Untersuchung des Herzens und der grossen Gefässe über, spricht über die Inspektion im normalen und krankhaften Zustande, hiernach über die Palpation, wo er vom Herzstosse im gesundheitgemässen und krankhaften Zustande, vom Katzenschwirren, vom Pulse der Arterien, von dem Pulse und der Schwellung der Venen handelt und zwar nach den Schriften von Skoda und Zehetmayer. Hierauf folgt die Perkussion und Auskultation des Herzens im gesunden und krankhaften Zustande. Die verschiedenen Ansichten über die Ursachen der Herztöne stellt der Hr. Verfasser

nach Barth und Roger tabellarisch zusammen. Dem Herrn v. Gaal scheinen die Herztöne aus mehreren Elementen zusammengesetzt zu sein, doch legt er auf seine Theorie kein besonderes Gewicht. Skoda hat sich über diesen Punkt sehr weitläufig und ausführlich ausgelassen. — Hier bespricht auch der Herr Verfasser die Beimischung fremdartiger Geräusche, a) das Rotationsgeräusch, b) das Fluktuationsgeräusch, c) das Reibungsgeräusch des Herzbeutels, d) Aftergeräusche im Herzen und der Gefässe und gibt die Bedeutung der Aftergeräusche für die Diagnostik der Herzkrankheiten an.

In der Diagnostik der wichtigsten Herzkrankheiten beginnt er mit der Pericarditis. Diese kann wie die Pleuritis primär oder secundär, diffus oder circumscript, einfach oder complicirt, acut oder chronisch sein. Die anatomisch-pathologischen Charaktere gibt der Herr Verfasser nach Rokitansky und beschreibt dann die primären und secundären Exsudate. Bei der Diagnose lässt er sich auf die allgemeinen Erscheinungen ein, was wohl nicht unter den Titel der Schrift passt. Die Inspection, Palpation und Perkussion werden kurz abgefertigt. Die Erscheinungen der Auskultation sind nach Puchelt, Skoda und Zehetmayer mitgetheilt. Der Herr Verfasser sagt S. 365: „durch einen flüssigen Erguss aber wird die Kraft des Herzstosses nicht allein gebrochen, sondern derselbe auch wirklich schwächer, da die oberflächlichen Muskelfasern durch die Tränkung und den Druck ohnedies paralysirt werden." Dies ist aber nicht der einzige Grund der geringeren Vernehmbarkeit des Herzschlages bei einem Ergusse. In der Rückenlage des Kranken ist bei einem etwas starken Exsudate im Herzbeutel während der Diastole das Herz weiter als gewöhnlich von der Brustwand entfernt, indem das Herz nach der Schwere sinkt und die Flüssigkeit den obern Theil einnimmt und dadurch die Ausdehnung des Herzens nach vorn behindert. Es kann demnach die Systole und Diastole mit der gehörigen Energie geschehen und doch für das Ohr kaum vernehmbar werden. Die Herzbeutelwassersucht und die Gasansammlung im Pericardium werden nur kurz angedeutet und die Diagnose der letzten übergangen, freilich hat darüber Skoda auch nur eine Vermuthung, Hypothese aufgestellt. — In der Schilderung der Endocarditis folgt der Herr Verfasser vorzugsweise Zehetmayer'n. Durch die Perkussion erhalten wir bei Endocarditis im Durchschnitte keinen grossen Aufschluss, wenn nicht Klappenfehler sich gebildet, oder eine oder beide Herzkammern sich erweitert und die Wandungen sich hyper-

trophirt haben. Mitunter weicht bei Endocarditis der Perkussionsschall vom normalen nicht ab, was der Herr Verfasser hätte anführen müssen. Aber auch die Auskultation leistet häufig nicht soviel, als der Herr Verfasser angiebt; denn die Töne sind mitunter normal, zuweilen stärker, zuweilen gedämpfter, mitunter kaum hörbar; in einzelnen Fällen vernimmt man verschiedene Töne und Geräusche an verschiedenen Stellen. Auch hier werden wieder die allgemeinen Erscheinungen aufgezählt, wie diess noch bei mehreren Krankheiten, hier am ganz unpassenden Orte, geschieht. — Die Carditis und das Herzaneurysma werden sehr kurz abgefertigt, dagegen mit grösserer Ausführlichkeit die Hypertrophie des Herzens abgehandelt. Die Synopsis der physikalischen Symptome der Herzhypertrophie ist aus Zehetmayer's Werk über Herzkrankheiten entlehnt. — Für Atrophie des Herzens hat man noch keine auskultatorische Merkmale, denn der schwache, matte Ton kömmt auch bei andern Herzkrankheiten vor. Den Herzerweiterungen und den Klappenkrankheiten ist hier unverhältnissmässig mehr Aufmerksamkeit, als andern Uebeln, geschenkt, allein auch hier folgt der Herr Verfasser grossentheils den schon öfter genannten Schriftstellern. — Das nervöse Herzklopfen gehört nicht in ein Buch über physikalische Diagnostik, denn Perkussion und Auskultation können hier nichts Positives leisten. — Die Zerreissung des Herzens und die Fettsucht des Herzens hätte der Herr Verfasser in diesem Buche ganz übergehen können, da die physikalische Diagnostik hier wenig oder gar keinen Aufschluss liefert.

Nachdem der Herr Verfasser die Krankheiten der Gefässe, namentlich die Aortitis, die Erweiterung, das Aneurysma der Aorta und die gleichförmige Erweiterung und das Aneurysma der Arteria pulmonalis kurz geschildert hat, geht er zur Untersuchung des Bauches und des Unterleibes (S. 439 f.) über und liefert hier die Untersuchung der Bauchdecken, des Peritoneums, des Magens und Pancreas, der Gedärme und des Gekröses, des Mastdarmes (Afterspeculum), der Leber, der Milz, der Nieren, der Uretheren, der Harnblase, der Unterleibsbrüche, der männlichen und weiblichen Geschlechtstheile und gelangt endlich zur Untersuchung der Extremitäten, wo er die Knochenbrüche und Luxationen, die Gelenkentzündungen, die Gelenkwassersucht, die Gelenksteifigkeit, die Verkrümmungen der Extremitäten, die Blutaderknoten, die Wassersucht der Schleimbeutel und serösen Sehnenscheiden, die Ganglia, Caries, Necrose und Aneurysmen der Extremitäten abhandelt.

Der Raum einer Recension erlaubt nicht, dem Herrn Verfasser Schritt vor Schritt zu folgen, darum wollen wir uns nur noch auf einige Bemerkungen beschränken. S. 470 sagt der Herr Verfasser: „Man kann im Allgemeinen annehmen, dass, wenn regelmässiger Körperbau, guter Gang auf nicht gekrümmten Beinen und gehörige Haltung des Rumpfes gefunden werden, auch das Becken wenig Abnormitäten darbieten wird.“ Dieses Annehmen im Allgemeinen kann in speciellen Fällen zu grossem Irrthume führen. Den Geburtshelfern ist wohl bekannt, dass die pelvis aequabiliter justo minor vorzugsweise bei schlanken, dem äussern Anscheine nach gutgebauten Frauen mit nicht gekrümmten Beinen vorkömmt, und mancher Geburtshelfer hat zur Geburtszeit schwer bereut, dass er in solchem Falle nicht während der Schwangerschaft eine genaue Exploration vorgenommen hat. — Die Auskultation in der Schwangerschaft ist ausserordentlich dürftig ausgestattet; von den Erscheinungen bei der mehrfachen Schwangerschaft ist gar nicht die Rede, und der Herr Verfasser scheint Hohl's treffliche Schrift über die geburtshülfliche Exploration gar nicht zu kennen, überhaupt ist der letzte Abschnitt der Schrift sehr oberflächlich gearbeitet, so sagt z. B. der Herr Verfasser S. 325 über den Hackenklumpfuss (den er Fersen- oder Hackenfuss nennt) nur: „Der Fuss ist nach vorn im spitzen Winkel zum Unterschenkel hinaufgezogen, so dass nur die Ferse den Boden berührt. Die Zehen stehen aufwärts. Die Fusssohle ist nach vorn gerichtet.“ Hätte derselbe einen einzigen Fall von Hackenklumpfuss genau betrachtet, so hätten ihm die eigene schwülige Bildung der Ferse, das Geschwundensein der Wadenmuskeln, die Verkümmerung der Achillessehne, die Höhlung auf der Fusssohle und die Hemmung in der Entwickelung des Fusses u. s. w. auffallen müssen. Doch genug hierüber!

Es folget nun S. 531 ff. die pathologisch-chemische und mikroskopische Untersuchung zur medicinischen Diagnostik, bearbeitet von D. Joh. Flor. Heller. — Zuerst spricht der Herr Verfasser vom Mikroskop und dessen Gebrauche und beschreibt die drei Mikroskope (das grosse zusammengesetzte, das mittlere und das neue kleine) von Plössl in ihren einzelnen Theilen; er bespricht dann die Güte der Mikroskope, das Zeichnen und Aufbewahren mikroskopischer Objekte, die Handhabung und die Massregeln beim Gebrauche des Mikroskops und endlich die Formen und die Färbung der Objekte.

Wir halten es für eine grosse Unbilligkeit gegen die Optiker, dass

der Herr Verfasser in einem Buche, das offenbar für Anfänger bestimmt ist, die Instrumente von Plössl allein beschreibt, der Werkzeuge von Oberhaeuser in Paris und Schick in Berlin nur noch kurz Erwähnung thut und dann auf die Schrift von Julius Vogel verweist ohne Moser's, Chevalier's, Purkinje's, Dujardin's, Prichard's zu gedenken. — Pacini's Compressorium mit besondern Vorrichtungen zum Schieben und Präpariren der Objekte und gleichzeitiger Anwendung chemischer Reagentien ist gar nicht erwähnt, ebenso nicht Hooke's Methode, beide Augen gleichzeitig zu gebrauchen, das eine durch das Mikroskop, das andere auf die Spitzen eines auf den Objektivtisch gehaltenen Zirkels zu richten.

In der Darstellung selbst herrscht vielfache Verwirrung. Der Herr Verfasser lehrt z. B. das Zeichnen mikroskopischer Objekte, ohne zuvor die Handhabung des Mikroskops angegeben zu haben. S. 544 heisst es: „ein gutes Mikroskop muss achromatisch sein, d. h. es darf [dürfen] weder das Sehfeld, noch die Gegenstände blaue oder violette Farbenringe zeigen." Ist es achromatisch, wenn es andere Farben zeigt?

Der mikroskopische Theil ist überhaupt sehr nachlässig bearbeitet, und die Eigennamen sind oft falsch geschrieben; so schreibt z. B. der Herr Verfasser Purkynje, Sömmering, statt Purkinje, Sömmerring.

Der chemische Theil beginnt mit der Beschreibung der chemischen Apparate und Reagentien, welche zu diagnostischen Untersuchungen hinreichen; hierauf folgen die Grundlehren der chemischen und mikroskopischen Untersuchung. Der Herr Verfasser beruft sich darauf dass ihm der kleine Raum nur eine Zusammenstellung des Wesentlichsten und zwar nur insofern es Gegenstand einer Beobachtung am Krankenbette sein und zur Diagnose wichtig werden kann, gestatte. Zuerst erhalten wir die Untersuchung des normalen und abnormen Harns und der Harnconcretionen und in einem Anhange von zwei Zeilen erfahren wir, dass die Präputial-, Eichel- und Vaginalsteine grösstentheils aus Harnsäure mit Erdphosphaten bestehen.

Von der Temperatur des frisch gelassenen Harns spricht der Herr Verfasser nicht, die in 24 Stunden gelassene Quantität des Harns schätzt er bei Erwachsenen als Mittelmass auf 48 Unzen. Diese Quantität ist offenbar zu gross angenommen. Genaue Untersuchungen haben dargethan, dass sie im Mittel kaum 2 Pfund beträgt. Im Winter ist die Menge des entleerten Harns grösser, als im Sommer.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 29. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Physikalische Diagnostik von Gaal und Heller.

(Schluss.)

Im Allgemeinen steht die Menge des gelassenen Harns zu der der genossenen Flüssigkeiten in einer gewissen Beziehung; allein bei einer geregelten Lebensweise nimmt die Quantität desselben nicht mit der der genossenen Flüssigkeiten regelmässig ab und zu. Nach Julius Vogel betrug der Harn an manchen Tagen kaum den dritten Theil der genossenen Flüssigkeiten, an andern Tagen kam er diesen gleich, ja betrug $^1/_{20}$, selbst $^1/_{10}$ mehr, als diese. — Bei allen diesen Beobachtungen darf man aber nicht ausser Acht lassen, dass der Mensch auch in den festen Nahrungsmitteln Wasser zu sich nimmt, denn nach der chemischen Analyse enthält das Brod etwa 24 Proc. und das Fleisch etwa 76 Proc. Wasser, die wohl bei chemischen Berechnungen auch in Anschlag zu bringen sind. Im Uebermass genommenes Getränk erzeugt immer und zwar sehr rasch eine vermehrte Harnabsonderung. Der Herr Verfasser hätte demnach nicht bloss der Urina potus, sondern auch der Urina Chyli et Sanguinis erwähnen sollen. — Der Veränderungen der Eigenschaften des Harns in krankhaften Zuständen ist nur kurz und oberflächlich gedacht.

Zu den wesentlichen Normalbestandtheilen des Harns, die besonders in pathologischer Beziehung berücksichtigt werden müssen, rechnet der Herr Verfasser ausser dem Wasser: 1) Harnstoff, 2) Harnsäure, 3) Schleim, 4) Harnbraun, 5) Uroxanthin, 6) Alcoholextract, 7) Fett, 8) Kochsalz, 9) Erdphosphate, 10) phosphorsaures Natron, 11) schwefelsaures Kali. Als nicht wesentliche Normalbestandtheile des Harns, nämlich solche, welche meist in sehr geringer Quantität im Urin vorkommen und welche in pathologischen Zuständen keinen wesentlichen speziellen Veränderungen unterliegen oder von denen wenigstens bis jetzt keine solche näher gekannt sind, nennt Herr Heller: das Wasserextract, das Spiritusextract, die Hippursäure, Kieselsäure, Fluorwasserstoffsäure und Eisenoxyd. Hier hätte der Herr Verfasser des Vorkommens von Salmiak, phosphorsaurem Kalk, Magnesiasalzen u. s. w. erwähnen müssen. Die dem Harne oft in grosser Menge zufällig beigemengten Stoffe übergeht der Herr Verfasser ganz. Viele Bestandtheile von Speisen, Getränken und Arzneien gehen nämlich unverändert oder verändert in den Harn über. Unverändert findet man in demselben wieder die meisten unorganischen Mittelsalze, die meisten weinsteinsauren Salze, die Chlormetalle, die Jodmetalle, mehrere organische Stoffe, viele Farbstoffe der Pflanzen z. B. der Kirschen, Heidelbeeren, rothen Rüben, der Rhabarber, des Krapp's, Indigo's u. s. w., mehrere pflanzliche und thierische Riechstoffe z. B. den des Baldrians, Terpentins, Castoreums, Moschus u. s. w. Mehrere pflanzensaure Alkalien, wie äpfel-, citronen- und essigsaure Salze findet man im Harne in kohlensaure umgewandelt.

Bei der näheren Erörterung der einzelnen wesentlichen Bestandtheile des Urins ist der Herr Verfasser oft sehr kurz und oberflächlich und hat nicht einmal die Eintheilungsziffern beibehalten. Auf den Unterschied der Verhältnisse im Geschlecht und Alter ist nicht aufmerksam gemacht, so ist z. B. nicht angegeben, dass die Ausscheidung des Harnstoffs bei Männern grösser, als bei Weibern, bei Personen mittleren Alters grösser, als bei Greisen und Kindern ist; dass der Harn der Männer verhältnissmässig immer mehr Kochsalz, als der der Frauen enthält u. s. w.

Als abnorme Bestandtheile des Harns betrachtet der Herr Verfasser folgende: 1) Albumin — Bei dem Nachweis des Albumins durch's Kochen hat Herr Heller die Beobachtung von Rees, dass ein ganz albuminfreier Urin beim Kochen durch Niederschlagen von Erdsalzen getrübt wird, übersehen — 2) eine neue Proteinverbindung — Diese ist noch zu unsicher, um in einem Werke über Diagnostik aufgeführt werden zu können — 3) Emulsion. Hierunter versteht er und bildet ab Kügelchen, welche in verschiedener Grösse in Ringform unter dem Mikroskope sichtbar sind; sie sollen entstehen, wenn neben dem Erscheinen einer grössern Menge Albumins oder der neuen Proteinverbindung auch viel Fett im Urin enthalten ist, wo sich eine förmliche Emulsion bilde, welche den Harn milchicht färbe; — es ist also diese Erscheinung keiner Milchmetastase zuzuschreiben, denn es kömmt nie zugleich Zucker im Harn vor, was bei Krankheiten der Brustdrüsen stillender Frauen stets der Fall sein soll. Hier hätte man wohl erwarten dürfen, dass der Herr Verfasser das Kyestein besprochen und des Gravidin's wenigstens historisch gedacht hätte — 4) Blut; der Herr Verfasser sagt: „Sind die Nieren leidend, ist ihre Function gestört, so erscheinen die Salze, besonders das Kochsalz vermindert und stets der Harnstoff sehr vermindert, oft auch die Harnsäure, bei blossen Blasenhämaturien ist der Harn minus Blut normal oder etwas von entzündlichem Charakter.“ Damit stimmen die Untersuchungen von Becquerel, Simon und Andern nicht überein. Sehr häufig sind bei Blasenleiden die Salze, besonders das salzsaure Natron vermindert — 5) Biliphaein und 6) gallensaures Natron. Biliphaein kömmt entweder für sich oder zugleich mit gallensaurem Natron im Harn vor. Wo gallensaures Natron im Harn ist, findet man auch Biliphaein, aber nicht umgekehrt. Pettenkofer's Probe ist nicht erwähnt. Das gallensaure Natron schmeckt nicht, wie Herr Heller angibt, anhaltend bitter, sondern anfangs süsslich, dann allerdings bitter — 7) Zucker. Nicht blos in der Honigharnruhr, sondern auch bei Abscessen der weiblichen Brustdrüsen hat Herr Heller den Zucker im Harne gefunden. — 8) Schwefelwasserstoffgas — von Heller und Höfle nachgewiesen. — 10) Uroglaucin und Urrhodin (soll 9 und 10 heissen, überhaupt sind der Druck- und Schreib- und der Stylfehler so viele, dass man sich über eine solche Uebereilung nicht genug wundern kann), — 11) Uroërythrin, 12) Kohlensaures Ammoniak, 13) Phosphorsaure Ammoniak-Magnesia, 14) harnsaures Ammoniak, 15) harnsaures Natron, 16) oxalsaurer Kalk, 17) kohlensaurer Kalk 18) Thonerde, 19) Cystin, 20) Eiter, 21) Epithelium der Bellinischen Röhrchen, 22) Spermatozoën, 23) Krebszellen (No. 21 und 22 sind fälschlich mit 2, und 23 ist gar nicht

numerirt). Der Herr Verfasser hat sich öfter auf sublime Unterscheidungen eingelassen, mitunter eine einzelne Beobachtung als eine Thatsache hingestellt, was in einem Lehrbuche nicht gebilligt werden kann. Solche Dinge passen ganz gut in ein Journal, aber nicht in ein Lehrbuch. Die Eiterkugeln von den Schleimkugeln durch das Mikroskop zu unterscheiden dürfte schwerlich gelingen.

Endlich liefert der Herr Verfasser eine kurze Methode der qualitativen und annähernd quantitativen Harnanalyse für den Arzt, die alles Lob verdient.

Das Blut wird nach seinen wesentlichen und minderwesentlichen Bestandtheilen im gesunden und abnormen Zustande mikroskopisch und chemisch untersucht. Um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten, müssen wir uns auf wenige Bemerkungen beschränken. S. 626 sagt der Herr Verfasser über Eiter im Blute: „Ich habe vor Kurzem mit Sicherheit (Archiv für Mikrosk. und Chemie 1845 H. 3.) nachgewiesen, dass die Eiterzelle als solche im Blute circulire. Eiter ist daher immer mit voller Gewissheit durch das Mikroskop zu erkennen; es kömmt jedoch hier nur darauf an, den Eiter oder eigentlich die Eiterzellen aus einer gewissen Menge Blutes zu sammeln.“ Dieser Nachweis und die Erkenntniss des Eiters im Blute durch das Mikroskop dürften auf keiner so grossen Sicherheit und vollen Gewissheit beruhen, als der Herr Verfasser wähnt. Er sagt, der Eiter muss unter dem Mikroskop mit deutlichen Kernen, besonders nach Behandlung mit Essigsäure, zu sehen sein. Allein das Sichtbarsein oder Nichtsichtbarsein von Kernen ist nicht entscheidend. Es ist bekannt, dass Zellenkerne mitunter sogleich sichtbar sind, mitunter aber erst nach Behandlung der Zelle mit Wasser oder Essigsäure sichtbar werden. Von der Durchsichtigkeit der Zellenmembran und des Zelleninhalts hängt die leichtere oder schwerere Sichtbarkeit der Kerne ab. Man findet Kerne in den Eiterzellen, in den farblosen Blut-, Lymph-, in den Epithelialzellen seröser Häute u. s. w. Es darf nicht übersehen werden, dass jede Zelle und somit auch die Eiterzelle, in einer steten Metamorphose begriffen ist, und dass in der Rückbildung der Zelle die Kerne oft schwinden, wenigstens zeigen jüngere Zellen sehr häufig einzelne getrennte, bestimmt zu unterscheidende Kerne, während man dieselben bei älteren Zellen in einen Kern zusammengeschmolzen findet. Die farblosen Blutkörperchen zeigen, mitunter ohne Behandlung mit Wasser oder Essigsäure, deutliche Kerne, diese treten aber nach Behandlung mit Essigsäure unverkennbar hervor. Die Zahl der Kerne entscheidet nicht, indem sich die Annahme von 3—5 Kernen in den Eiterzellen bei fernern Beobachtungen nicht bestätigt, sondern sich vielmehr ergeben hat, dass auch in den Eiterzellen, wie in jeder sich entwickelnden Zelle stete Umwandlungen vorkommen und mehrere Kerne in der allmähligen Umbildung in einen zusammenschmelzen oder gar ganz schwinden. Wie will nun Herr Heller diese farblosen Blutkörperchen von Eiter im Blute unterscheiden? Die Grösse und Gestalt der Zellen können nicht als Unterscheidungsmerkmale dienen; denn die farblosen Blutkörperchen, wie die Eiterzellen, zeigen eine Verschiedenheit der Grösse nach der grössern oder geringern Consistenz ihres Inhaltes, und die Gestalt hängt von der Gespanntheit der Zellenmembran und der Be-

schaffenheit deren Inhalts ab. Nicht ohne Einfluss auf Grösse und Gestalt der Zelle ist die Flüssigkeit, worin man dieselbe untersucht, da durch Endosmose der Inhalt der Membran vermehrt und die Gestalt verändert wird. Man hat sich demnach wohl zu hüten, farblose mehrkernige Zellen im Blute für Eiterzellen zu erklären, und man darf die Nachweisung Joh. Müller's, dass die pathologische Neubildung nicht verschieden von der physiologischen embryonalen Entwickelung ist, nicht übersehen.

Mit der Untersuchung der hydropischen und serösen Flüssigkeiten, des Schweisses im normalen und krankhaften Zustande, des Sperma, der normalen und abnormen Milch, des Speichels, der Sputa, der Darmexcretionen und endlich der Gallen- und Darmconcretionen schliesst der Herr Verfasser seine Abhandlung.

Weder die Arbeiten von Herrn von Gaal, noch die von Herrn Heller entsprechen den Erwartungen, und wenn man seine Ansprüche auch noch so billig stellt.

Mainz. **Dr. F. L. Feist.**

---

*Astronomical observations made ad the Naval observatory, Washington, under orders of the honorable secretary of the Navy, datet August 13, 1838. by Lieutenant J. M. Gillis. U. S. N. Printed by order of the Senate of the United States. Washington, Gales and Seaton, printers. 1846. XXV und 671 S. in gr. 8.*

Dieses in mehrerer Beziehung merkwürdige und lehrreiche Buch beginnt seine Vorrede mit den Worten: „The following pages are presented to the astronomical public with great deference; not that J presume to class them with even the least of the highly valuable contributions to science annually emanating from long-established observatories of the old world, but“ u. s. w. Wenn hiedurch eben so bescheiden als bestimmt eine eigentliche Kritik abgelehnt wird; so schliesst diess doch eine Anzeige und freundliche Begrüssung dieser literarischen Erscheinung gewiss nicht aus. Solche Begrüssung aber wird das Buch auch in der alten Welt sicher finden. Dieselbe sieht hier nämlich wie diese Beobachtungen einer provisorischen Sternwarte in wenigen Jahren dazu führten, ein grossartiges wissenschaftliches Institut zu errichten, von welchem sich das Trefflichste erwarten lässt. Aus Nro. 517 von Schumacher's astronomischen Nachrichten ist bekannt, dass die neue Sternwarte am 24. August 1844 fertig eingerichtet war. Ueber die Einzelnheiten dieser Einrichtung ist aber, meines Wissens wenigstens, noch nichts Vollständiges veröffentlicht. Desshalb ist es aber eben um so angenehmer, hier die ersten Anfänge der neuen Schöpfung gleichsam vor den Augen des Lesers wachsen zu sehen. Namentlich wird dieser Beweis für den Fortschritt der Wissenschaft in der Union freudige Theilnahme in Deutschland finden, wo wohl keine Familie mehr lebt, welche nicht schon nähere oder entferntere Angehörige dort ein zweites Vaterland aufsuchen sah.

Aber auch mit grosser Achtung vor dem Verfasser wird das Buch den Leser erfüllen. Denn wenn gleich wissenschaftliche Verdienste zunächst nach der Grösse positiver Leistungen bemessen werden; so ist dieses doch, sobald es

ausschliesslich geschieht, eine arge Einseitigkeit. Sie sind eben sowohl zu bemessen nach der Grösse der Hindernisse, welche überwunden werden mussten, denn es gehört mehr Muth, Beharrlichkeit und Selbstverläugnung dazu, dergleichen zum Besten einer vielleicht undankbaren Zukunft niederzukämpfen, als die Gunst gerade vorhandener günstiger Umstände zum Vortheil der Wissenschaft auszubeuten.

Mit bedeutenden Hindernissen hatte aber unser Verfasser auch zu kämpfen, ehe er seinem Lande den schon erwähnten Dienst leisten konnte, ungeachtet doch das Glück ihm zu Theil wurde, dass die betheiligten Behörden seine Bemühungen anerkannten und augenscheinlich kräftig unterstützten.

Der Verfasser wurde nämlich am 13. August 1838 unter Zufertigung einer Instruction commandirt, Monds-Culminationen zu beobachten, zum Behuf der Längen-Bestimmungen bei einer damals abgehenden wissenschaftlichen Expedition.

Ohne specielle Vorbereitung, ohne literarische Hülfsmittel, bei der Fortdauer seiner ursprünglichen Dienstgeschäfte, und genöthigt die ersten 9 Monate noch eine Stunde Wegs entfernt von dem Beobachtungsplatz zu wohnen, begann er seine Aufgabe in einem sehr mangelhaften, hölzernen Gebäude, in welchem gleich Anfangs verdriessliche Bau-Aenderungen gemacht werden mussten, um nur den Mond bei jeder Declination sehen zu können (wobei demungeachtet $^1/_7$ der Fundamental-Sterne des Nautical Almanac unzugänglich blieben) und um die Instrumente nur einigermassen gegen Unwetter zu schützen. Die Instrumente selbst, die gleich Anfangs in Gebrauch kamen, liessen gleichfalls sehr viel zu wünschen übrig. Ein geliehenes fünffussiges Passage-Instrument zeigte Sterne 2 bis 3 Gr. nur noch eine Stunde vor Sonnen-Aufgang oder Untergang; α und δ Urs. min. konnten also nicht gehörig benutzt werden. (Ersterer Stern findet sich in 4 Jahren 12 mal, letzterer 15 mal im Meridian beobachtet.) Die Uhr musste wegen sehr unregelmässigen Ganges nach dem ersten Jahre ganz abgeschafft und einstweilen durch einen Chronometer ersetzt werden. Einen Bordeischen Kreis, ein tragbares Passage-Instrument und ein $3^1/_2$ fussiges Fernrohr, welche gleichfalls geliehen zu seyn scheinen, fand der Verfasser an beweglichen Instrumenten vor.

Mit diesen Hülfsmitteln begann nun unser Verfasser (nach Beobachtung der Sonnenfinsterniss vom 18. September 1838) am 21. November desselben Jahres eine bis zum 30. Juni 1842 ununterbrochene Reihe von Rectascensions-Beobachtungen, deren Einzelheiten in diesem Bande vorliegen. Am 2. Juli 1844 wurden die Instrumente sämmtlich abgenommen und das geliehene Passage-Instrument zurückgegeben.

Es ist erfreulich zu sehen, wie der Verfasser sich während seiner Arbeit bemüht, eine Schwierigkeit nach der andern zu überwinden, wie er gleich am Anfang sich bestrebt, weit mehr zu leisten als die Instruction von ihm fordert, und wie er dabei fortwährend das Ziel im Auge behält, durch zweckmässige Anträge beider Behörde eine *bleibende Sternwarte* ersten Ranges seinem Lande zu verschaffen, deren Bau 1843 unter Leitung des Verfassers angefangen zu seyn scheint (Vorrede S. IV). Der Verfasser selbst nennt sie S. XIII „a crowning result“ während in Hasslers Bericht vom 2. December 1841 (Siehe Schumacher A. N. Nro. 453 S. 358) die Unentbehrlichkeit einer solchen, da-

mals noch weit entfernt scheinenden, bleibenden Einrichtung dargestellt wird „as one of the requisite tools for a nation having a navy.“ Die neue Sternwarte besitzt, ausser dem in Nr. 517 der A. N. erwähnten 14 fussigen Fernrohr, nach den Angaben des vorliegenden Buchs (S. VIII. XIII und XIV) einen Ertel'schen Meridiankreis, zwei vortreffliche Pendel-Uhren und ei- Chronometer von Parkinson & Frodsham, einen zehnzolligen Reichenbachischen Kreis und ein parallactisch aufgestelltes 42 zolliges Fernrohr von Simms. Ein erster Gehülfe wurde schon zu den Reductionen der vorliegenden Beobachtungen im Sommer 1843, ein zweiter im September 1845 angestellt.

Als erste Veranlassung zur Erweiterung der in der Instruction vorgeschriebenen Beobachtungen ist S. III. der Umstand erwähnt, dass der gleich Anfangs mit kritischer Gewissenhaftigkeit verfahrende Verfasser einige Unterschiede zwischen den Beobachtungen der Mondsterne und der Fundamentalsterne des Nautical Almanac fand. Er verschaffte sich nun zuerst den Catalog der Astromical Society, und beschloss endlich so viel Sterne als möglich in der Zwischenzeit zwischen dem ersten und letzten Mondstern zu betrachten und dabei recht sorgfältig auf die Grössen derselben zu achten, um neben Erfüllung seiner Haupt-Aufgabe auch einen Beitrag zu Rectascensions-Bestimmungen und Grössen-Angaben durch die ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel zu liefern.

Die Polhöhe des Beobachtungsplatzes wird aus 12 Beobachtungen von Circum-Meridian-Höhen an Fixsternen einstweilen („approximate“) zu 38°53′32″,8 angenommen. Die Länge findet sich aus Sternbedeckungen (8 Imm. und 13 Emers), welche mit Beobachtungen anderer Orte der vereinigten Staaund Greenwicher Meridian-Beobachtungen verglichen wurden, aus der Sonnenfinsterniss 1838 und aus zwei auch in Philadelphia beobachteten Meteor-Verschwindungen angegeben zu $5^h 8^m 4^s,6$ westlich von Greenwich. — Das erste dieser Elemente wird wahrscheinlich jetzt schon mit dem neuen Meridian-Kreise schärfer bestimmt seyn. Für das letzte werden die auf europäischen Sternwarten, z. B. in Altona, regelmässig fortlaufenden Beobachtungen der Sternbedeckungen gewiss weitere Sicherheit liefern. Ja es dürfte bei den reissend schnellen Fortschritten der americanisch-europäischen Dampfschiffahrt ja wohl nicht allzu sanguinisch genannt werden, wenn man an die Möglichkeit dächte, dass Washington mit den europäischen Sternwarten demnächst durch Chronometer-Expeditionen verbunden würde, ähnlich denen, welche zwischen Pulkowa, Altona und Greenwich stattgefunden haben.

Die Einrichtung des vorliegenden Buches ist nun im Wesentlichen folgende: Nach der Einleitung folgen die einzelnen Jahrgänge 1838 bis 1842. In jedem derselben sind zuerst die sämmtlichen Original-Beobachtungen aufgeführt. Dieselben werden dann gleich daneben durch Anbringung der Correctionen mit den Fundamental-Sternen verglichen, und wird daraus dann die beobachtete Rectascension jedes Sternes für diesen Tag abgeleitet.

Auf die Original-Beobachtungen folgt die Reduction des Jahrgangs. Hier werden zuerst die Rectascensionen der Fixsterne für die einzelnen Tage wiederholt, dann durch die Präcession auf den 1. Januar des betreffenden Jahres zurückgeführt und daraus das Jahres-Mittel genommen. Es folgt sodann eine Zusammenstellung sämmtlicher in dem Jahr gewonnener Monds-Rectascensionen, die gelegentlich beobachteten Planeten-Rectascen-

sionen (deren ich in dem Buche in allem 36 zähle) jede verglichen mit dem Nautical Almanac. Dann kommt die Zusammenstellung sämmtlicher in dem Jahre beobachteter Sternbedeckungen (1838 statt dessen die Sonnenfinsterniss) und zuletzt ein Fixstern-Catalog. In letzterem ist, nebst Angabe der Declination auf runde Minuten, die Rectascension gegeben, so wie sie aus den Beobachtungen dieses einen Jahres folgt, ihre jährliche Aenderung angeführt, und die Vergleichung mit dem Astronomical Society Catalogue und dem Nautical Almanac beigefügt.

Bei dieser Redaction ist nur das bei solchen Arbeiten allein richtige Princip befolgt; nämlich jede Rechnung ist doppelt gemacht, jede Angabe, worauf für die Folge etwas ankommen kann, doppelt gedruckt, und jeder Druckbogen noch einmal wieder mit den Original-Protocollen verglichen (ich zähle 41 verzeichnete Errata). Ein aufmerksamer Benutzer wird also nie durch etwaige Schreib- oder Druckfehler irre geführt werden können.

Auf die fünf Jahrgänge folgt dann noch ein Haupt-Catalog, worin die Rectascensionen der vorigen Jahres-Cataloge auf den 1. Januar 1840 zurückgeführt sind, unter Beifügung der gleichfalls hierauf reducirten Polar-Distanzen des British Association Catalogue (letzteres, wie der Verfasser bemerkt, zum Nutzen der Liebhaber welchen dieses Werk nicht zu Gebot steht). Dieser Hauptcatalog führt den besondern Titel: Catalogue of 1240 stars observed at Washington u. s. w. geht aber mit dem übrigen Buch in fortlaufender Seitenzahl fort. Es sind darin ausser den Angaben für Präcession und Eigen-Bewegung auch die Vergleichungen der Rectascensionen mit dem B. A. C. und dem N. A. aufgenommen. Ich zähle nur 6 Fälle, wo der Unterschied vom ersteren über 1 Zeitsecunde geht. Zweimal kommt diess bei Polarsternen vor (α und β Urs. min.), in den übrigen Fällen ist in Washington nur einmal beobachtet. Jedenfalls ist diese Vergleichung geeignet, besonderes Zutrauen zu den Verzeichnissen zu erwecken. Acht Fälle zähle ich, wo Sterne beobachtet sind, die sich im B. A. C. nicht fanden.

Auf den Haupt-Catalog folgen dann noch 10 Seiten Bemerkungen zu dem Catalog, die sich grossentheils auf Doppelsterne, veränderliche Sterne und dergleichen beziehen. Sie zeigen, welche reiche Fülle literarischer Hülfsmittel der Verfasser inzwischen herbeigeschafft und wie sorgfältig er sie benutzt hatte.

Der Druck ist sehr sauber und macht überhaupt das Buch durch seine übersichtliche Anordnung, sein handliches Format und sein schönes Papier einen sehr freundlichen Eindruck.

Möge denn der Verfasser in einer recht segensreichen Wirksamkeit des neugegründeten Naval Observatory reichen Lohn für seine verdienstlichen und gewiss von allen Sachverständigen dankbar anerkannten Anstrengungen finden.

Marburg, den 23. April 1847.

**Gerling.**

# Kurze Anzeigen.

*G. F. A. Leroy's (Professor's an der polytechnischen Schule zu Paris, etc.) Steinschnitt. Besonderer Abdruck aus dessen Stereotomie. Mit einem Atlas von 32 Tafeln in Folio. Deutsch von E. F. Kauffmann. Stuttgart Ad. Bechers Verlag. 1847.*

Leroy's Schriften über analytische Geometrie, beschreibende Geometrie und Stereotomie, welche Herr Kauffmann in guten Uebersetzungen auf deutschen Boden verpflanzt hat, gehören zu den vorzüglichsten der neuern Zeit; denn sie zeichnen sich sowohl durch Reichhaltigkeit, wie durch Gründlichkeit und Eleganz der Darstellung aus. Gegenwärtig haben wir nur die Lehre vom Steinschnitt vor uns, welche nach der Definition des Verfassers lehrt: feste Körper, wie Holz, Stein etc. so zu behauen und zu schneiden, dass die dadurch erhaltenen verschiedenen Theile, wenn sie in einer gewissen Ordnung zusammengesetzt werden, ein Ganzes von einer zum Voraus bestimmten Form bilden und sich gegenseitig so unterstüzen, wie wenn sie einen einzigen Körper bildeten. Der Verfasser beschränkt sich fast ausschliesslich auf Gewölbe, weil dabei nicht nur ebene und krumme Flächen jeder Art zu behauen vorkommen, sondern weil die Gewölbe andere, einfachere Constructionen, wie die der scheitrechten Bögen, der ebenen, schrägen oder Böschungsmauern als besondere Fälle unter sich begreifen. Bei der Construction eines Gewölbes wäre zunächst zu untersuchen, welche Form und Dimensionen ein solches Bauwerk haben muss, damit es die erforderliche Stabilität hat und seinem Zwecke, so wie den Localverhältnissen am besten entspricht. Dazu wären aber die Lehren der Mechanik und Architektur, so wie Erfahrungen über die Festigkeit des Materials erforderlich, in welcher Beziehung der Verfasser jedoch auf ein Lehrbuch der Baukunst verweist, und annimmt, dass Form und Dimensionen des auszuführenden Gewölbes gegeben sind. Der Inhalt des in Rede stehenden Werkes ist folgender:

I. Kapitel. Allgemeine Bemerkungen. II. Kapitel. Von den Mauern und scheitrechten Bögen. Bemerkungen über das Setzen oder Legen der Steine. II. Kapitel. Von den Tonnengewölben und Thorbögen. Gerader Thorbogen. Gerades Tonnengewölbe. Schräges Thor in eine anlaufende Mauer und in ein gemauertes Tonnengewölbe. Von den Tangenten. Verstreckte Brettungen. Bearbeitung des Steines nach dem Musterrisse. Behauung des Steines mittelst Winkelmaass und Brettung. Bearbeitung des Steines mittelst der Schmiege. Schräges Thor in einem runden Thurme, aussen anlaufend und innen mit Kuppelgewölbe. Von den Tangenten. Schräger Durchgang. Andere Auflösung mit winkelschiefer Wölbungsfläche. Der Marseiller Kernbogen. Der Kernbogen von St. Antoine. IV. Kapitel. Sphärische und sphäroidische Gewölbe. Sphärisches Gewölbe mit horizontalen Schichten. Schlussnische eines Tonnengewölbes. Sphärische Nische. Gewölbe, durch Umdrehung um eine Verticalaxe entstanden. Elliptische, durch Umdrehung um eine horizontale Axe erzeugte Gewölbe. Ellipsoidische Gewölbe

mit drei ungleichen Axen. V. Kapitel. Durchdringung der Gewölbe Kreuzgewölbe und Klostergewölbe. Tonnengewölbe mit rechtwinkliger Wiederkehr. Kreuzgewölbe mit doppeltem Gratbogen und abgestumpften Seiten. Kreuzgewölbe mit doppelten Grat- und Strebebögen. Gerades Gewölbeauge in einem Tonnengewölbe. Schräges Gewölbeauge in einem Tonnengewölbe. Schräges Gewölbeauge in einem sphärischen Gewölbe. Gewölbe mit Strebebogen und Schlussmauer. Andere Art der Zurüstung desselben Gewölbes. Gewölbe mit Strebebögen und einmündenden Tonnengewölben. Strebebögen mit Zwischenpfeilern, einmündenden Tonnengewölben und Gurtbögen. Kernstrebebögen mit abgestumpften Pfeilern, welche einen runden Thurm tragen. Ringförmiges Kreuzgewölbe. VI. Kapitel. Von den absteigenden Gewölben. Ein gerade absteigendes Gewölbe, welches in ein gemauertes Tonnengewölbe mündet. Zweite Auflösung. VII Kapitel. Von den Trompengewölben. VIII. Kapitel. Von den Treppen.

Die Figurentafeln sind sorgfältig ausgeführt, so wie die ganze Ausstattung äusserst nobel ist.

---

*Algebraische Aufgaben des ersten und zweiten Grades von Miles Bland. Nach der 8. Ausgabe des englischen Originales für deutsche Schulzwecke bearbeitet von Dr. C. H. Nagel, Rector der Realanstalt in Ulm. Stuttgart, Ad. Bechers Verlag 1847.*

Die englischen mathematischen Lehrbücher zeichnen sich in der Regel nicht sowohl durch Tiefe und Allgemeinheit der Darstellung der Grundlehren, als durch gut gewählte instructive Beispiele aus. Die vorliegende Beispielsammlung hatte im Originale schon 1841 nicht weniger als 8 Auflagen erlebt, was wohl als ein Beweis ihrer Brauchbarkeit angesehen werden kann. Als ersten Vorzug derselben führt der dentsche Bearbeiter, der längst als ein tüchtiger Schulmann bekannt ist, an, dass die Beispiele fast alle neu sind, also das Buch jedem Lehrer willkommen sein muss. Als ein zweiter Vorzug wird erwähnt, dass die Lehre von den Gleichungen des zweiten Grades vorzugsweise bedacht sei, bei deren Auflösung allerdings schon mehr Umsicht erfordert wird, als bei den Gleichungen des ersten Grades. Die vorliegende Sammlung hat ferner das Eigenthümliche: dass sie vor den eigentlichen Uebungsaufgaben jedes Abschnittes, deren Lösung dem Schüler ganz überlassen bleibt, immer erst eine grössere Anzahl vollständig gelöster Beispiele giebt, so dass der Schüler das Buch selbstständig gebrauchen kann, sowohl zur Vorbereitung, als Wiederholung, was besonders für Minderbegabte vortheilhaft ist. Jedoch können wir der Meinung des Herausgebers: dass die vorliegende Beispielsammlung dem Schüler ein vollständiges Lehrbuch der Algebra ersetzen könne, und dass eine Beispielsammlung überhaupt für den Schüler wichtiger sei, als ein Lehrbuch der Algebra, nicht beistimmen. Besonders für Schüler der obern Klassen ist es von Wichtigkeit, dass sie die Grundlehren der Wissenschaft in einer natürlichen, streng logischen Ordnung auch im Allgemeinen klar überschauen, sich darüber klar auszusprechen, sie bündig zu deduciren und nicht bloss specielle Exempel zu behandeln wissen. Wir verken-

nen die Wahrheit des bekannten Newton'schen Ausspruches durchaus nicht, halten vielmehr gutgewählte Beispiele für ein wesentliches Element beim Schulunterrichte; allein eine Beispielsammlung kann nur neben einem gründlichen Lehrbuche mit Nutzen gebraucht werden; das Lehrbuch bleibt immer das Fundament, und wenn eins von beiden Büchern entbehrt werden muss, so wird diess immer die Beispielsammlung sein, besonders wenn das Lehrbuch selbst schon eine ziemliche Anzahl gut gewählter Beispiele und Aufgaben enthält, wie diess z. B. bei dem vortrefflichen Lehrbuche der Mathematik für Gymnasien und Realschulen von Müller (jetzt Director des Realgymnasiums in Wiesbaden) der Fall ist.

Als einen Vorzug des in Rede stehenden Buches führt der deutsche Herausgeber ferner an: dass die Aufgaben weder grosse Zahlen, noch viele gewöhnliche oder Decimalbrüche enthalten, und dass die auszuziehenden Wurzeln auf rationale, meistens ganze Zahlen führen, was allerdings den Vortheil gewährt, dass die Aufmerksamkeit des Schülers nicht durch zu weitläufige, mechanische Zahlenrechnungen zu sehr von dem Hauptgegenstande, zu dessen Erläuterung die Aufgaben bloss dienen sollen, entfernt wird. Der Herausgeber ist daher der Meinung, dass die vorliegende Beispielsammlung mehr als irgend eine andere geeignet sei, dem ersten Anfänger zu nützen und als Vorbereitung zu den Sammlungen von Heis und Meier Hirsch zu dienen. Er hat ferner in der deutschen Ausgabe die sich auf Geldangaben beziehenden Aufgaben so ausgedrückt, dass sie von den süddeutschen Schülern nach Gulden und Kreuzern und von den norddeutschen nach Thalern und Groschen berechnet werden können. Endlich hat der Herausgeber die successiven Schritte bei den Auflösungen der Aufgaben übersichtlicher darzustellen gesucht, als es in dem englischen Originale geschehen ist. Wir können das Buch, besonders auch für das erste Selbststudium, nur empfehlen.

**Dr. Schnuse.**

---

*Optische Untersuchungen. Von Johann August Grunert, Doctor der Philosophie, ord. Professor der Mathematik an der Universität zu Greifswalde etc. Zweiter Theil. Theorie der achromatischen Objektive für Fernröhre. Mit zwei Figurentafeln. Leipzig 1847. Bei E. B. Schwickert. 8. XVI. und 304. Auch unter dem besondern Titel: Theorie der achromatischen Objective für Fernröhre. Von J. A. Grunert, etc. Mit zwei Figurentafeln.*

*„Les progrès de l'Astronomie dépendent de ces trois choses: la mesure du temps, celle des angles, et la perfection des instrumens d'optique. Les deux premières ne laissent maintenant presque rien à désirer; c'est donc principalement vers la troisième, que les encouragemens doivent être dirigés."*
*Laplace: Exposit. du syst. du monde. II. p. 408.*

Die vorliegende Schrift ist die Fortsetzung der schon im ersten Hefte 1847 dieser Jahrbücher angezeigten Untersuchungen des rühmlichst bekannten Herrn Verfassers. Sie ist die zweite in der Reihe derjenigen, die derselbe über Gegenstände der Optik zu veröffentlichen beabsichtigt und bildet somit gewissermassen eine Fortsetzung jener ersten. Um aber dieselbe als ein vollständig

für sich bestehendes Ganzes erscheinen zu lassen, hat der Herr Verfasser die nöthigen Grundformeln hier nochmals, und auf eine von der im ersten Theile angewandten Weise verschiedene Art abgeleitet, so dass zum Verständniss der gegenwärtigen Abhandlung die genannte frühere durchaus entbehrlich ist. Wie diess von dem Herrn Verfasser nicht anders zu erwarten stand, zeichnet sich auch diese durch klare Auseinandersetzung und strenge Folgerichtigkeit aus, so wie — was Referent besonders angesprochen hat — durch ein strenges Eingehen in die Bedeutung der aus der analytischen Geometrie entlehnten Formeln, die begreiflicher Weise in dem vorliegenden Werke eine bedeutende Rolle spielen mussten. Gegenüber der mechanischen, fast möchte man sagen, gedankenlosen, Art und Weise, diese Formeln zu behandeln und zu misshandeln, wie man sie oft in Schriften findet, ist es wohlthuend, in einer Schrift, deren Zweck doch durchaus nicht Feststellung der Grundsätze der analytischen Geometrie ist, diese Grundsätze mit solcher Bestimmtheit und Deutlichkeit ausgesprochen und angewandt zu finden. In dieser Beziehung ist das Studium des vorliegenden Buches auch denen zu empfehlen, die vielleicht durch den Titel veranlasst würden, es nicht zu benützen. So ist die Darstellungsweise, wie sie auf Tafel 1. angewandt ist (Seite 9) in jeder Beziehung zur Nachahmung in ähnlichen Fällen zu empfehlen.

Um dem Leser einen vollständigen Ueberblick des in diesem Buche behandelten Stoffes zu geben, wollen wir etwas näher auf seinen Inhalt eingehen.

Zuerst wird die Aufgabe gestellt, den von einem Kreise zurückgeworfenen oder gebrochenen Strahl zu finden, sowohl seiner Lage nach in Bezug auf den einfallenden Strahl, als auch in Bezug auf ein willkührlich in der Ebene des Kreises angenommenes rechtwinkliches Koordinatensystem. Da, wie auch schon im ersten Theile, der Herr Verfasser den zurückgeworfenen oder gebrochenen Strahl unter der gemeinschaftlichen Benennung des a b g e l e n k t e n Strahles begreift, so ist die Aufgabe, die scheinbar eine doppelte ist, doch nur eine einzige. Dabei ist es einerlei, ob der einfallende Strahl den conkaven oder convexen Theil des Kreises trifft; jedoch geht Alles, wie in der ganzen Abhandlung beachtet wird, in e i n e r Ebene vor sich. Durch klare und deutliche Bestimmungen löst der Herr Verfasser nun in §. 1. diese Aufgabe für alle Fälle durch eine einzige Formel, und giebt sodann in §. 2 und 3 den Ausdruck für die Abscissen der Durchschnittspunkte des einfallenden und abgelenkten Strahles mit der noch willkührlich gelegten Axe der x. Einer besondern Betrachtung wird der Fall unterzogen, indem der einfallende Strahl der Axe der x parallel geht.

Die gefundenen Ausdrücke werden in §. 6. in unendliche konvergirende Reihen entwickelt, die im Allgemeinen nach den geraden oder ungeraden Potenzen der Grösse $\frac{q}{R}$ fortschreiten, worin q die Entfernung des leuchtenden Punktes von der nunmehr durch den Kreismittelpunkt gelegten Axe der x, und R der Halbmesser des Kreises ist, vorausgesetzt, dass nur solche Strahlen beachtet werden, die parallel mit der Axe der x gehen. Diese letztere Beschränkung fällt sodann in den in §. 7. gegebenen Entwickelungen weg, welche also durchaus allgemein gehalten sind. Namentlich ist in analytischer Beziehung die klare Bestimmtheit hinsichtlich der auftretenden Doppelzeichen zu loben. Da jedoch die erhaltenen Entwickelungen zu Näherungen — und bekanntlich geschehen solche Entwicklun-

gen in der Regel zu diesem Endzwecke — in ihrer Allgemeinheit zu weitläufig wären, so werden sie nochmals in §. 8. vorgenommen, und die Entwicklung nur bis zu den Grössen einer gewissen Ordnung getrieben, im Allgemeinen von der Ordnung $\left(\frac{q}{R}\right)^3$ und $\left(\frac{q}{R}\right)^4$ wenn q und R die obige Bedeutung haben, und q als klein anzusehen ist, d. h. wenn nur Strahlen betrachtet werden, die nicht weit von der Axe einfallen, welche Bedingung bekanntlich für den vorgesetzten Zweck genügt.

Nachdem so die Aufgabe für einen Kreis — vielmehr Kreisbogen — gelöst ist, wird sie in § 9. auf zwei solcher Figuren ausgedehnt, also angenommen, der einfallende Strahl, der parallel mit der die beiden Mittelpunkte verbindenden Geraden geht, werde durch einen ersten Kreis (bogen) abgelenkt, und dieser abgelenkte Strahl bilde sodann den einfallenden Strahl für einen zweiten Kreis, der ihn ferner ablenke. Die Aufgabe ist alsdann, die Lage dieses zweiten abgelenkten Strahls genau festzustellen, wozu offenbar die im Frühern entwickelten allgemeinen Formeln unmittelbar dienen. Den durchaus dem frühern analogen Entwickelungen werden wir also auch hier wieder begegnen müssen. Der §. 10 und 11. stellen sich den besondern Zweck: die Abscisse des Durchschnittspunkt des zweiten abgelenkten Strahles mit der Axe der x zu finden, so wie das Maximum oder Minimum derselben zu bestimmen, welche Untersuchungen, abgesehen von ihrem speciellen Zwecke, analytisch sehr interessant sind. Die vorhin genannte Beschränkung, hinsichtlich der Richtung des einfallenden Strahles hebt der §. 12. auf, in welchem ein nach beliebiger Richtung gehender Strahl betrachtet wird und für denselben die analogen Bestimmungen vorgenommen werden.

Die bis dahin geführten Untersuchungen erweitern sich nun, in dem ihnen zwei solcher Systeme zweier Kreisbogen unterlegt werden, und sodann drei dergleichen Systeme. Sie werden zuerst für beliebig einfallende Strahlen angestellt, sodann für Strahlen, die parallel gehen mit der alle Mittelpunkte verbindenden Geraden. (§. 13—16.). Die Resultate sind den frühern analog, nur natürlich in grösserer Allgemeinheit aufgefasst. Diese Untersuchungen sind im Grunde Untersuchungen, welche zwei oder drei Linsen betreffen, die so gestellt sind, dass die Mittelpunkte der sie bildenden Kugelflächenstücke in gerader Linie liegen; daher bedarf es keiner neuen Entwickelungen, um die erhaltenen Resultate auf dieselben anzuwenden. Diese Anwendungen finden sich in §. 17 und 18., in denen immer die Dicke und Entfernung der Linsen beachtet ist, jedoch auch die Resultate angegeben sind, die man erhält, wenn man diese letztern Grössen als verschwindend betrachtet.

So weit geht der eigentlich theoretische Theil des Buches. Von da an beginnt der praktische. Nachdem der Herr Verfasser in §. 19. einige Definitionen erläutert, stellt derselbe in §. 20. das älteste der Prinzipe auf, auf welche die Theorie der zweifachen (zweilinsigen) achromatischen Objective gegründet worden ist, welches Prinzip folgende Forderungen stellt:

1) Es werden bloss Strahlen betrachtet, welche der Axe des Objectivs parallel sind.

2) Für die mittlern Strahlen soll die Brennweite des Objectivs eine gegebene Grösse, welche am besten als Einheit angenommen wird, haben.

3) Für die mittlern Strahlen soll die sphärische Abweichung verschwinden.

4) Für die äussern ganz nahe bei der Axe des Objectivs einfallenden Strahlen soll die chromatische Abweichung gehoben sein.

Diese Bedingungen überträgt der Herr Verfasser nach den früher erhaltenen Resultaten in die analytische Sprache und zeigt, dass das Problem der Bestimmung der vier Halbmesser des Objectivs nach denselben in so ferne unbestimmt ist, als einer derselben willkührlich angenommen werden kann. Unter der Voraussetzung, dass man die Dicken der Linsen vernachlässige, bestimmt der Herr Verfasser die drei Halbmesser durch den gegebenen oder angenommenen vierten und die übrigen bekannten Grössen des Problems; sodann zeigt er in §. 21 und 22., wie man durch successive Näherung die genauen Werthe derselben, bei gehöriger Beachtung der Dicke der Linsen erhalten könne. Um die erwähnte Unbestimmtheit zu heben, sind von den theoretischen Optikern weitere Bedingungen gestellt worden, denen das Objectiv genügen soll. Diese Zufügungen betrachtet nun der Herr Verfasser.

Zuerst finden wir die von Euler weiter aufgestellte Bedingung, „dass für die erste der beiden das Objectiv bildenden Linsen und für mittlere Strahlen die sphärische Abweichung ein (absolutes) Minimum werden soll"; dadurch ist die Unbestimmtheit gehoben, und wir sehen, in welcher Weise die vier Halbmesser durch Näherung bestimmt werden können.

Das Klügel'sche Prinzip, „dass die einfallenden und ausfahrenden Strahlen gegen die entsprechenden Einfallslothe unter gleichen Winkeln geneigt sind", wird einer kurzen Erörterung unterzogen, und die Klage Repsolds angeführt, dass die nach diesem Prinzipe konstruirten Objective gar keine Wirkung gethan hätten; sowie auch der Modifikation Bohnenbergers gedacht, die derselbe in „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften, herausgegeben von B. v. Lindenau und J. G. F. Bohnenberger" (1. Band 1816. S. 277 und 385.) angebracht hat.

§. 27. betrachtet die Bedingungsgleichungen, die dadurch hervorgehen, dass man das Prinzip, welches Barlow in den Philosophical Transactions. 1827 ausgesprochen hat, zu Grunde legt, nach dem der hintere Halbmesser der ersten der beiden das Objectiv bildenden Linsen dem vordern Halbmesser der zweiten Linse gleich sein soll. Um die genauen Werthe der Halbmesser, mit gehöriger Berücksichtigung der Dicken der Linsen durch Annäherung zu finden, wird zuerst (analog Gauss in der Theoria motus corporum coelestium, p. 136.) die folgende analytische Aufgabe gelöst:

„Die Näherungsmethode anzugeben, nach der man die genauen Werthe der beiden Grössen x, y finden kann, welche den Gleichungen $F(x, y) = o$, $\varphi(x, y) = o$ genügen", und sodann gezeigt, wie diese Methode im vorliegenden Falle angewandt wird (§. 28. 29.). In §. 30. stellt der Herr Verfasser ein anderes Prinzip der Konstruktion auf, nach dem die Unbestimmtheit ebenfalls gehoben ist. Dasselbe lässt sich in folgender Weise aussprechen:

1) Es werden bloss Strahlen betrachtet, welche der Axe des Objectivs parallel sind.

2) Für die mittlern und für die äussern Strahlen soll die Brennweite des Objectivs eine und dieselbe gegebene Grösse, welche am besten als Einheit angenommen wird, haben, wobei sogleich in die Augen fällt, dass, wenn diese

Bedingung erfüllt ist, dann natürlich auch für die ganz nahe bei der Axe des Objectivs einfallenden mittlern und äussern Strahlen die Farbenzerstreuung aufgehoben ist.

3) Für die mittlere Strahlen soll die sphärische Abweichung verschwinden.

Die näherungsweise Bestimmung der vier Halbmesser bei Beachtung der Dicke der Linsen, mit den dazu gehörigen analytischen Entwickelungen und Bemerkungen liefern. §. 31. 32. 33.

In §. 34. behandelt der Herr Verfasser die Bestimmung der Halbmesser nach dem von J. Herschel in den Philosophical Transactions. 1821 p. 222. ausgesprochenen Prinzipe, nach dem, Stampfers Messungen zu Folge, die Fraunhofer'schen Objective konstruirt sind. §. 36. behandelt die analogen Entwickelungen mit Zugrundelegung des folgenden Prinzips von Gauss:

1) Es werden bloss Strahlen betrachtet, welche der Axe des Objectivs parallel sind.

2) Für jede der beiden Arten äusserer Strahlen soll die Brennweite des Objectivs dieselbe gegebene Grösse haben, welche am besten als Einheit angenommen wird.

3) Für jede der beiden Arten äusserer Strahlen soll die sphärische Abweichung verschwinden.

Dieses Prinzip hält der Herr Verfasser theoretisch für dasjenige, welches den Vorzug vor allen andern verdient. Ein vollständig ausgerechnet numerisches Beispiel ist diesen Entwickelungen beigegeben.

Die folgenden Abtheilungen des Buches enthalten nun noch analoge Untersuchungen über dreifache Objective; und zwar zuerst nach dem Prinzipe von Herschel, sodann nach dem von Gauss, welche der Herr Verfasser auf dreifache Objective ausdehnt. Auf eine interessante Aufgabe in §. 40. machen wir besonders aufmerksam; sie heisst:

„Aus den n Gleichungen:

$$F_1(x_1, x_2, \ldots x_n) = 0,\ F_2(x_1, x_2, \ldots x_n) = 0,\ \ldots\ldots\ F_n(x_1, x_2, \ldots x_n) = 0$$

die Grössen $x_1, x_2, \ldots x_n$ durch successive Näherung zu bestimmen."

Für die Konstruction dreifacher Objective stellt der Herr Verfasser noch das folgende Prinzip auf (und führt die durch dasselbe bedingten Entwickelungen aus):

1) Es werden bloss Strahlen betrachtet, welche der Axe des Objectivs parallel sind.

2) Die Entfernungen der drei Linsen von einander werden als verschwindend angenommen, und sowohl der zweite und dritte, als der vierte und fünfte Halbmesser sollen einander gleich sein, so dass also die drei Linsen sich genau an einander anschliessen.

3) Sowohl für die mittleren, als auch für jede der beiden Arten äusserer Strahlen soll die Brennweite des Objectivs dieselbe gegebene Grösse haben, welche am besten als Einheit angenommen wird.

4) Für die mittleren Strahlen soll die sphärische Abweichung verschwinden.

Zum Schlusse betrachtet der Herr Verfasser noch die Aufgabe, aus den gegebenen Oeffnungen der Linsen ihre kleinste Dicke zu bestimmen.

Diess ist eine gedrängte Uebersicht des interessanten Buches. Die Menge der zu entwickelnden Formeln, die dem Herrn Verfasser viele Zeit und An-

strengung in Anspruch nehmen mussten, zeugen von Unermüdlichkeit desselben, so wie ihre Eleganz zu den schon vielfach bekannten Beweisen seiner Darstellungsgabe einen weitern beifügt. Die von demselben gewünschte nähere Verbindung eines Theoretikers und eines Praktikers wird hoffentlich bald in Erfüllung gehen, und für die weitere Ausbildung achromatischer Fernröhre erspriessliche Früchte tragen. Der Herr Verfasser hat sich zur Beschaffung der nöthigen Rechnungen erboten und — soviel uns bekannt — einer der ersten Künstler sich zur Ausführung bereitwillig erklärt. Indem wir wünschen, es möge das auch äusserlich gut ausgestattete Buch recht vielen Nutzen stiften, hoffen wir bald von Seiten des Herrn Verfassers die Fortsetzung dieser Untersuchungen erscheinen zu sehen.

**Dr. J. Dienger.**

---

*Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische aus neuern lateinischen Schriftstellern gezogen und für die oberste Bildungsstufe der Gymnasien bearbeitet von Dr. Moritz Seuffert, K. Prof. und Conrector am Gymnasium zu Brandenburg. Als Anhang zur Palaestra Ciceroniana desselben Verfassers. Brandenburg, 1844. Druck und Verlag von Ad. Müller. VIII. und 179 S. 8.*

Referent hat im zweiten Doppelhefte dieser Jahrbücher vom Jahr 1843 S. 233—239 die Palaestra Ciceroniana desselben Verfassers angezeigt, und, wie er glaubt, nach Verdienst gewürdigt und empfohlen. Umstände, deren Beseitigung nicht in seiner Macht stand, haben ihn bisher gehindert, den vorliegenden Anhang anzuzeigen, der nun wohl schon längst in den Händen aller derjenigen seyn wird, welche in der Palaestra Cic. ein Buch gefunden haben, wie es ihnen bisher nicht geboten worden war. Insofern könnte man beim Anblick unserer Anzeige ausrufen: κισσὸς μετ' Ἀνθεστήρια. Allein wir glaubten es dem verdienten Verfasser schuldig zu seyn, ihm unsere Freude auch über diese zweite Gabe zu bezeugen, der er bereits auch eine dritte hat folgen lassen, die im Jahr 1846 unter folgendem Titel erschien: Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Secunda. Brandenburg bei A. Müller, XII. und 216 S. 8. welches Buch uns übrigens noch nicht zu Gesichte gekommen ist.

Im Allgemeinen können wir von dem vorliegenden Buche in Beziehung auf den Inhalt der hier dargebotenen Uebungsstücke sagen, dass es, auch abgesehen von seiner Bestimmung, als eine schöne Sammlung von Aufsätzen für die Schüler der obersten Gymnasialklassen empfohlen zu werden verdienen würde, weil es für sie so viel Beherzigenswerthes enthält, dass es in so schöner Form dargeboten, nicht verfehlen kann, einen heilsamen Eindruck zu machen. Sehen wir aber auf dessen unmittelbaren Zweck selbst, so müssen wir es für Schulen, deren Schüler so hoch stehen, dass es ihnen geboten werden darf, (leider kennt Referent Anstalten, für deren oberste Klassen es zu schwer ist), als eine dankenswerthe, köstliche Gabe erklären. Nach einem schönen Zueignungsgedichte an Axt spricht der Verfasser in der Vorrede von der Absicht, die er mit diesem Anhange der Pal. Cic. habe erreichen wollen. Er habe

nämlich damit beabsichtigt, der letztern praktische Brauchbarkeit zu erhöhen, und ihr eine allgemeinere und dauerhaftere Benutzung von Seiten der Gymnasien zu sichern. Die vorliegenden Materialien sollen nämlich auf die in der Pal. Cic. schwierigern Stücke vorbereiten oder ihnen zur Seite gehen. Sie seyen Uebersetzungen, die sich von deutschen Originalen dadurch unterscheiden, dass sie ihr ursprüngliches Lateinisches Gepräge im Allgemeinen nicht verläugnen*) und ihre Schwierigkeit grösstentheils nur im Einzelnen haben, sey es in der Wahl des entsprechenden Ausdrucks, oder in der Ausgleichung der besondern Differenzen des deutschen und lateinischen Sprachidioms. Der Verfasser hat desswegen bei der Anfertigung des deutschen Textes die Winke und Regeln anzubringen gesucht, die in dem Commentar zur Palaestra über diese Seite der Stylistik gegeben sind und auf dieselben verwiesen. Natürlich muss also, wer diese Materialien benützen will, diese Palaestra zu Rathe ziehen können. Wir könnten uns nun begnügen, das vorliegende Buch denjenigen Schulmännern zu empfehlen, welche in der Pal. Cic. ein treffliches Hülfsmittel für den angegebenen Zweck gefunden haben: eine Empfehlung, die es aber zwei Jahre nach seiner Erscheinung ohnehin nicht bedürfen möchte. Aber wir konnten diese Empfehlung auch ohne genauere Ansicht des Buches aussprechen, ohne befürchten zu müssen, es möchte sich eine bedeutende Stimme gegen jenes Urtheil erheben. Denn Denjenigen haben wir natürlich Nichts zu sagen, welche Uebungen der Art überhaupt, ihren hohen Werth verkennend, aus den Gymnasien verbannt wissen möchten. Wir knüpfen aber nun noch eine Reihe von mehr oder minder bedeutenden Bemerkungen an, die vielleicht zum Theil bei einer neuen Auflage berücksichtigt werden könnten, wenn sie dem Verfasser erheblich oder richtig scheinen, um ihm zu beweisen, dass wir sein Buch genauer angesehen haben.

Zu S. 2. möchten wir fragen, warum denn der Verfasser, was freilich viele Deutsche thun, nach französischer Art Egypter schreibt? Warum die Franzosen Egypte schreiben, ist bekannt. Folgen wir ihnen aber, wozu uns Nichts nöthigt, in diesem Worte, so ist nicht abzusehen, warum wir nicht auch Esopus, Eschines und Eschylus schreiben. Auch die Schreibung Flugschaur ermangelt der rechten Begründung, so wie der Dativus commodi in der Phrase: Einem Etwas lehren. S. 5. fragen wir, ob wohl barbarorum agmina durch rohe Schaaren ganz genügend wiedergegeben ist? — Wenn es S. 21. bei den Worten; „Ein einziger Mensch hat so über die verschiedenartigsten Dinge — Erörterungen gegeben“ — zu den drei ersten Worten heisst: „Im Lateinischen Apposition“; so errathen wohl die Wenigsten, dass sie übersetzen sollen: Idem, unus homo: was zu erreichen war, wenn es im Deutschen hiesse: „So hat er allein.“ — —

*) Wir wissen wohl, dass es dem Verfasser unzweckmässig scheinen konnte, anzugeben, wo sich die lateinischen Original-Texte finden: aber wir wissen auch, dass es vielen Lehrern erwünscht wäre, die Stellen nachsehen zu können: eine Nachweisung, die sich auf einem Oktavblatte leicht zusammenstellen liesse, das dann (wie bei ähnlichen stylistischen Büchern schon geschehen ist) bloss den Lehrern mitgetheilt werden dürfte. Referent hat einige dieser Aufsätze gleich erkannt, die meisten aber nicht.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 30. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

S. 39 fällt uns der dem Lateinischen allzunahe Ausdruck: „dass das römische Volk an seinem Italien zweifelte“ als undeutsch auf. Eben so S. 45: „wenn die Sterblichen sich dergleichen Verbrechen enthalten sollten“, wo es wenigstens solcher oder ähnlicher heissen sollte. Auch finden wir es zu lateinisch-deutsch, wenn S. 67. steht: man erkennt die Dorier — aus der Leidenschaft des Menelaus statt an. — S. 80 ist in der Stelle: „als Perikles Griechenland in Aufruhr brachte“ als Verbum miscere Graeciam, und zur Vergleichung κυκᾶν τὴν Ἑλλάδα in der Anmerkung gegeben worden. Gewiss aber hat der Verfasser jenes Aufsatzes den Cicero und den von ihm übersetzten Vers des Aristophanes vor Augen gehabt: ἤστραπτ', ἐβρόντα, ξυνεκύκα τὴν Ἑλλάδα.

— fulgere, tonare, permiscere Graeciam —

aus Aristoph. Acharn. 530 sq. und Cic. Orat. IX., 29.

Zu S. 81. bemerken wie, dass wenn in dem lateinischen Aufsatze rerum momenta steht, die deutsche Uebersetzung „Epoche machende Katastrophen“ den Mund gleichsam zu voll nimmt: oder, wäre der Aufsatz ursprünglich deutsch gedacht, der lateinische Ausdruck zu schwach für den starken deutschen Ausdruck seyn würde. Der Begriff von Katastrophe ist darin nicht zu ersehen, denn Katastrophen sind ja die Momente der gänzlichen Umwandlung des vorigen Zustandes in einen neuen, und was Epoche macht, von dem an beginnt gleichsam eine neue Periode in der Geschichte eines Staates. — S. 88 „Wegen kleinlicher Dinge klagt er am allerwenigsten.“ Hier wird in der Note queribundus est geboten. Von Personen findet sich das Wort nur bei Dichtern gebraucht; bei Cicero überhaupt nur einmal, und zwar von der Stimme (pro Sulla, 10.). Dieser Gebrauch macht es mehr als zweifelhaft, ob dieses Verbaladjectivum richtig angebracht sey, um einen Menschen zu bezeichnen, der sich das Klagen zur Gewohnheit gemacht hat, da die Adjective auf — bundus nicht sowohl ein habituelles, als ein momentanes, aber starkes und lebhaftes Thun ausdrücken. S. Reisig's Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft §. 110. Zumpt's lateinische Grammatik §. 248. Denn dass Krüger (Gramm. d. lat. Spr. §. 264. 6.) sagt, diese Adjective bezeichnen eine anhaltende und eifrige Beschäftigung mit dem, was das Stammwort besagt, das will nicht sagen, errabundus z. B. sey ein Mensch, der bei jeder Veranlassung irrt, sondern bei dem das Irren gar nicht ausgeht, der, wie sich Kr. ausdrückt, in Einem fort herum irrt. So, wenn wir auch queribundus für „in Einem fort klagend“ gelten lassen, ist es doch nicht soviel als „der über jede Kleinigkeit klagt“, sondern, der ohne besondere Veranlassung fort klagt.

Doch wir thun wohl besser, den Rest des uns vergönnten Raumes zur Andeutung einiger werthvollen Eigenschaften des vorliegenden Buches anzuwenden. Diese bestehen häufig in Andeutungen, die den Schülern etwas zu denken geben und ihre Aufmerksamkeit erregen: Es soll z. B. geistige Individualität (auf S. 76.) durch Ein Wort ausgedrückt werden, eben so durch Ein Wort (S 73.): „eine blosse durch Uebung gewonnene Fertigkeit.“ Manche Fälle der Art möchten freilich für Schüler oft schwer verständliche Winke enhalten, wo dann der Lehrer hinleitend und gleichsam mäeutisch einschreiten mag. Andere Andeutungen begnügen sich Warnungen auszusprechen, z. B. S. 100., dass „der Geist unsers Zeitalters“ weder durch nostri aevi genius, noch durch nostri saeculi ingenium gegeben werden dürfe; S. 105. „äusseres Leben“ nicht durch externa vita; S. 13. „darstellen“ nicht durch repraesentare, S. 16. „gediegene Beredsamkeit“ nicht durch solida eloquentia; „Würde des Demosthenes“ nicht dignitas D. (weil Würde des Vortrags gemeint ist): S. 35. „Proben“ nicht specimina. Wieder andere Winke sind in Frageform eingekleidet, andere in Andeutungen, dass Diess oder Jenes wegbleiben dürfe, ferner wo eine Alliteration, ein Asyndeton, ein χιαστὸν, eine Epizeuxis angebracht werden könne: Andeutungen, welche indessen an manchen Anstalten, in denen die Lehre von den grammatischen und rhetorischen Figuren und Tropen vernachlässigt wird, keine Beachtung finden werden. Mögen damit dann die diess versäumenden Lehrer einen mahnenden Fingerzeig finden, der sie auf einen Mangel aufmerksam macht! Von dem Verfasser aber scheiden wir mit freudiger Anerkennung des Werthes seiner Leistungen, und wünschen der Schule, an der er arbeitet, Glück zu einem solchen Lehrer.

Ulm.

**G. H. Moser.**

---

*Ueber die Thymele des griechischen Theaters. Eine archäologische Abhandlung von Dr. Friedrich Wieseler, Professor zu Göttingen. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1847. 66 S. in gr. 8.*

Mit dem Inhalt dieser ihren Gegenstand, so weit es die vorhandenen Quellen erlauben, erschöpfenden Abhandlung und dem durch eine musterhaft geführte Untersuchung neu gewonnenen Resultate die Leser der J. bekannt zu machen und damit ihre Aufmerksamkeit auf die Schrift selbst zu lenken, kann allein der Zweck dieser Anzeige seyn. Die Anlage des alten griechischen Theaters, insbesondere die Bestimmung so mancher einzelnen Theile desselben, zumal solcher, die nicht aus Stein, sondern aus Holz aufgeführt waren, bietet bei dem Mangel der auf uns gekommenen, zudem oft entstellten und durcheinander geworfenen Nachrichten (welchen Mangel auch die bisher entdeckten und näher untersuchten Reste alt-griechischer Theater nicht gehoben haben) noch immer grosse Schwierigkeiten, die gerade in neuester Zeit, bei den Versuchen einer Wiederaufführung alt-griechischer Dramen, fühlbar hervorgetreten sind: und unter diese Punkte, deren sichere Bestimmung manchen Schwierigkeiten unterliegt, gehört jedenfalls die in dieser Schrift besprochene und allseitig erörterte Frage nach der Thymele, ihrer wahren Gestaltung und Beschaffenheit. Dass die

herkömmliche Ansicht, welche sich darunter einen, inmitten der Orchestra befindlichen, dem Dionysos geweiheten Altar denkt, um welchen herum die Bewegungen des Chors statt gefunden, in dieser Weise ungenügend und unhaltbar ist, möchte selbst Der zugeben müssen, der mit der neuern Ansicht, welche der Verfasser dieser Schrift hier aufgestellt und gewiss so gut als nur immer möglich, zu begründen versucht hat, sich nicht befreunden wollte. Die verschiedenen Nachrichten über die Thymele, welche wir bei allerdings späteren Lexicographen und Scholiasten, die freilich aus älteren Quellen geschöpft, diese aber entweder selbst nicht verstanden oder unrichtig excerpirt haben, vorfinden, erleichtern nicht gerade die schwierige Untersuchung, die, da keine Thymele jetzt mehr vorhanden, wenigstens bis jetzt nicht entdeckt worden ist, und, wenn die Ansicht des Verfassers die richtige ist, auch wohl schwerlich je entdeckt werden dürfte, immerhin doch von jener Grundlage der schriftlichen Quellen ausgehen muss. Es werden demgemäss hier diese Angaben zuerst näher geprüft; es wird daraus, mit besonderer Rücksicht auf eine Stelle des Isidorus Origg. XVIII. 47 das Resultat abgeleitet, dass die Thymele jedenfalls ein Gerüst, und zwar ein hölzernes, auf der Orchestra gewesen, und dass auf dieses Gerüstes Oberfläche die scenischen Musiker gestanden (S. 10. 11.), und zwar ebensowohl die den Vortrag des Chors begleitenden Musiker (Flötenspieler) als der Chor selbst, welcher auf dieser erhöhten Stellung sein Lied gesungen und die mit diesem Vortrag verbundenen Bewegungen — Tänze gewöhnlich genannt — vorgenommen. Dieses Schaugerüste, welches dann jedenfalls einen bedeutenden Umfang, wie er für die Bewegungen des Chors nöthig war, gehabt haben muss, hat man sich dann zu denken aufgeschlagen in dem zwischen dem Bühnengebäude (zunächst dem Theile, der als Logeion bezeichnet wird) und den Sitzen der Zuschauer befindlichen niedern Raume, welcher bisher als Orchestra genommen und als der Ort gedacht ward, auf welchem der Chor sich bewegte. Lässt man nun auch diese Bedeutung des Wortes Orchestra im weitern Sinne von dem ganzen Zwischenraume zwischen dem Bühnengebäude und den Sitzen der Zuschauer gelten, so wird der Ausdruck nach seiner eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung, als Ort des Tanzes, eben so gut auch im engern Sinne auf jenes Schaugerüst, welches eben (nach dem Verfasser) der Ort des Tanzes war, wo der Chor sich befand, wo er sang und tanzte, also auf die Thymele, anwenden lassen. Ja der Verfasser glaubt, dass der Name Orchestra zuerst und ursprünglich diesem Gerüste, als dem Orte des Tanzes der Chöre, zugekommen und erst nachher auf den ganzen, bemerkten Raum, in welchem das Gerüste, das die Thymele bildete, sich erhob, übertragen worden. Damit erhalten dann alle die Stellen, welche für eine Identität der Thymele und der Orchestra sprechen, Sinn und Bedeutung (S. 16. 18 sq.). Wollte man von der in der Ableitung des Wortes (von θύειν) selbst liegenden Bestimmung der Thymele, als eines Opferaltares, auf welchem bei den Festen des Dionysos diesem Gotte das Opfer dargebracht und abgeschlachtet worden, einen Einwurf gegen diese Ansicht erheben, so will der Verfasser keineswegs die ursprüngliche Bedeutung der θυμέλη, als eines Opferaltares verkennen oder läugnen: aber er glaubt, dass dieses Altargerüst mit demselben vom Opfer abgeleiteten Namen in das Theater übergegangen, so dass selbst die Gestalt keine wesentliche Veränderung erlitten; nur sey der, dem Vortrag der Chorgesänge und Chortänze allerdings hinderliche

Opferheerd von der Mitte des Gerüstes weggeblieben, das überhaupt einen grösseren Umfang, wie es seine Bestimmung als Sing- und Tanzplatz mit sich gebracht, nun erhalten habe. Als ursprünglicher Dionysosaltar habe der Ort auch fortwährend gedient bei den kurzen Opferhandlungen, welche vor dem Anfang der theatralischen Aufführung verrrichtet wurden (S. 26).

Die übrigen Theile der Abhandlung suchen, nachdem der Grundbegriff der Thymele gewonnen, über die Lage derselben, über Gestalt, Höhe, Umfang und Flächeninhalt einige Auskunft zu gewinnen. Ist jene Auffassung der Thymele richtig, so kann dieselbe von dem Logeion — dem Theil der eigentlichen Bühne, auf dem die Schauspieler standen, nicht sehr entfernt oder durch einen besondern Zwischenraum getrennt gewesen seyn: Treppen von beiden Seiten bildeten den nöthigen Zusammenhang; was freilich die Höhe und Ausdehnung der Thymele betrifft, erstere namentlich im Verhältniss zum Logeion, dessen Höhe nach Vitruvius meistens zu zehn bis zwölf Fuss angenommen wird, so ist es schwer, darüber sichere und genaue Bestimmungen zu geben; im Allgemeinen macht jedoch der Verfasser darauf aufmerksam, dass die Höhe des Gerüstes allerdings schon wegen der Berührung des auf diesem Gerüst befindlichen Chors mit den Schauspielern auf dem Logeion, diesem einigermassen entsprechend gedacht werden müsse: es musste der Chor jedenfalls die Bühne und was darauf vorging, gut übersehen können, aber er durfte auch nicht zu hoch im Verhältniss zu den Zuschauern gestellt seyn, um diesen den Blick auf die Schauspieler und die Bühne zu hemmen oder ganz zu benehmen: es musste ferner das Gerüste, das jedenfalls von Holz aufgeführt gewesen, immerhin die Länge und Breite, kurz den Umfang haben, welcher die verschiedenen Bewegungen des Chors möglich macht und den Choreuten also den nöthigen freien Raum zum Vortrag ihres Liedes und ihrer damit verbundenen rhythmischen und taktmässigen Bewegungen oder Tänze verstattet: überdem befanden sich auf diesem Gerüste, das wir mit dem Verfasser nun Thymele nennen, ausser den Choreuten auch die den Gesang und Tanz des Chors begleitenden Musiker (S. 41 ff.); die Stabträger, welche mit der Theaterpolizei beauftragt waren, glaubt der Verfasser gleichfalls an die Seiten der Thymele versetzen zu können, von welcher sie mittelst der daran befindlichen Treppen herabsteigen und an die Zugänge zu den Sitzreihen, wo die Zuschauer sich befanden, gelangen konnten (S. 43—47.). Der Rest der Schrift sucht nun aus bildlichen Denkmalen des Alterthums Belege für die über die Thymele aufgestellte Ansicht zu gewinnen; da eine wirklich erhaltene Thymele — eben weil ja nach des Verfassers Annahme Alles von Holz, das Ganze nichts als ein hölzernes Gerüste war — sich nicht nachweisen lässt. Wir kennen im Ganzen wenige Reste griechischer Theater, wenn man etwa diejenigen ausnimmt, welche unlängst in Lycien entdeckt worden sind: allein, so zahlreich, so umfangreich und so wohl erhalten im Ganzen diese Reste nach den Angaben von Fellows und Forbes seyn sollen, so fehlt uns doch von denselben noch eine in der Weise in das Detail gehende Beschreibung, welche alle Einzelnheiten genau beachtend, uns darüber vergewissern könnte, ob wirklich Spuren der Anlage einer Thymele hier wahrnehmbar sind oder nicht. Diess wird eine nochmalige und genauere Untersuchung dieser so merkwürdigen, und auch wohl erhaltenen Reste allerdings wünschenswerth, und, auch aus andern Gründen, selbst noth-

wendig machen. Und dass eine solche Untersuchung zur Bestätigung der hier aufgestellten Ansicht führen möge, wird man gerne wünschen. Denn man wird sich nicht verhehlen können, dass, wie es in der Natur solcher Untersuchungen liegt, die fast bei jedem Schritt auf Hindernisse und Widersprüche in Folge des mangelhaften oder verworrenen Zustandes der Quellen stossen, Manches noch problematisch erscheint, ohne dass jedoch sich so leicht Etwas Besseres an die Stelle setzen liesse, was nicht in neue, und selbst grössere Schwierigkeiten verwickeln würde. Selbst der spätere Sprachgebrauch des Alterthums, der das Wort Thymele auch im Lateinischen von dem Orte versteht, wo getanzt und der Mimus aufgeführt wird, und der darum auch jener (weiblichen) Mime, die bei Juvenalis I. 36. (vergl. Martial I. 5. und Juven. VI. 66. VIII. 197) den Auslegern so grosse Schwierigkeiten gemacht hat, den Namen Thymele verschafft hat — denn ein altes Scholion einer englischen Handschrift (bei Cramer p. 577.) setzt zu Thymele hinzu: „mima, quae saltationem scenicam invenit" — scheint für die Ansicht des Verfassers von der Thymele älterer Zeit zu sprechen: es mag in dieser Hinsicht sogar noch an die actuarii thymelae im Codex Theodosianus VIII. 7, 21. 22., an die thymelica obscenitas bei Augustinus De Civit. Dei VI. 7. und an Anderes, was im Codex Theodosianus, im Paratitlon zu XV, 7 und im Commentar zu XV. 7, 5. pag. 409 und 416 d. Ausg. von Ritter bemerkt ist, erinnert werden, um diesen Gebrauch und die allgemeine Anwendung des Wortes Thymele noch in späterer Zeit zu beweisen, der nicht wohl möglich gewesen wäre, wenn nicht auch schon früher Thymele etwas mehr als einen dem Dyonysos geweiheten Altar bezeichnet und in einem weiteren Sinne das ganze Lokale, auf dem Chor und Musik, im Gegensatz zu der eigentlichen Bühne, dem Orte der Schauspieler, sich bewegte, angedeutet hätte. Als aber das eigentliche Schauspiel verschwand, als an seine Stelle Mimenspiele und blosser Tanz nach und nach traten, und das Drama in sich verschlangen, da wird es gewiss nicht befremden, wenn die Thymele nun auch auf das allein in Tanz und Spiel noch bestehende Drama angewendet ward und zur Bezeichnung der darin allein sich noch kund gebenden dramatischen Kunst überhaupt diente.

---

*Die Alkestis der Euripides als besondere Gattung des griechischen Drama. Von Dr. R. Rauchenstein. Aarau 1847. 17 S. in 4. (Als Beigabe zu dem: Programm der Aargauischen Kantonsschule.)* *) 32 S. in 4.]

Diese schöne und beachtenswerthe Abhandlung, die eben so sehr von richtiger Auffassung des betreffenden Stücks, wie von einer gerechten Würdi-

*) In diesem Programm, welches die Einladung zu den Prüfungen, die Chronik der Anstalt im abgelaufenen Schuljahre, die Lehrgegenstände und dergleichen enthält, dürfte auch für auswärtige Leser der Abschnitt III. „Ein Ueberblick über die allmählige Entwickelung und Erweiterung der Kantonsschule, mit Notizen über ihre innere Einrichtung und dermaligen Bestand" ein besonderes Interesse ansprechen: er giebt zugleich ein rühmliches Zeugniss dessen, was der Kanton Aargau in den letzten Zeiten auf eine so höchst anerkennenswerthe Weise, wie für Schulbildung überhaupt, so insbesondere für die oberste Bildungsanstalt des kleinen Staates, für die jetzt so schön blühende, weil zweckmässig organisirte und wohl geleitete Kantonsschule, gethan hat.

gung und Beurtheilung dieses euripideischen Drama's zeugt, ist zunächst hervorgerufen durch einen Aufsatz von Köchly (in Prutz literarhistor. Taschenbuch 1847 p. 362 ff.), oder vielmehr gegen denselben gerichtet, indem der Verfasser keineswegs zu dem Endergebniss über die Alcestis gelangen kann, das Köchly in jenem Aufsatze aus seiner Betrachtung und Analyse des Stücks zu gewinnen bemüht war, in sofern er, nach der Ansicht unseres Verfassers das Stück zu Etwas Andrem, als was Euripides gewollt, offenbar gemacht habe, zu einem Lustspiel, was doch die Alcestis, die nach der Notiz eines alten Scholions nach drei vorausgegangenen Tragödien folgte und so als viertes Stück, gewissermassen die Stelle eines Satyrdrama vertrat, eben so wenig gewesen, als ein wirkliches Satyrspiel oder als ein, wie vom Gegner behauptet worden, der neuern Komödie sich annäherndes Stück, denn es liegt, wie eine unbefangene Prüfung bald zeigt, dieser Gattung der Komödie nach seinem ganzen Inhalt und Gehalt ferne, indem es kein eigentlich komisches Element in sich enthält, da ein paar einzelne, darin vorkommende komische Bezüge doch nimmermehr genügen können, dem Ganzen den Charakter und das Wesen einer Komödie zu verleihen. Man wird darin dem Verfasser nur beistimmen können; man wird ihm ebenfalls beipflichten müssen, wenn er in einer genauen Analyse der einzelnen Theile dieses Stückes, die völlige Unhaltbarkeit gewisser Ansichten zeigt, wie sie in jenem Aufsatze hervorgetreten sind, wonach in der Alcestis ein tragischer Charakter mit der Philisterwelt der Gegenwart in einen Conflict gebracht seyn soll, demgemäss Alcestis wohl in einer Weise dargestellt werde, welche eines Sophocles würdig erscheine, aber, im Gegensatz zu ihr, die übrigen Personen des Stücks einem nüancirten Materialismus und Egoismus verfallen seyen, von welchem Alcestis in ihrem Idealismus gar keine Ahnung habe. Referent vermag in solchen Ansichten nur eine ganz moderne, dem Alterthum völlig fremde, mithin in dasselbe gewaltsam hereingetragene Anschauungsweise erkennen: er ist in dieser Ansicht auch vollkommen bestärkt worden durch die gründliche Untersuchung, welche der Verfasser, der eben sowenig als Referent die Schwächen und Uebertreibungen des Euripideischen Drama überhaupt verkennt, den einzelnen Scenen der Alcestis und den darin auftretenden Personen gewidmet hat, um damit uns zu einer richtigen, in der Anlage wie in der Fassung des Stücks begründeteren Anschauung und Auffassung desselben zu führen. Nicht auf einen tiefen Eindruck war es bei diesem Stücke abgesehen, sondern auf eine leichte Unterhaltung; denn es sollte ja eben nach drei ernsten und ergreifenden Tragödien die Stelle eines Satyrspieles vertreten, ohne darum selbst ein solches zu seyn oder nur werden zu wollen: daraus erklärt der Verfasser das Pathetische, Rührende, das darin vorkommt, neben einzelnem Trivialen, daraus einzelnes Drollige, neben Traurigem im Contraste dazu, daraus die heitere, aber darum noch nicht gerade komische Auflösung (S. 4). Auch wird die gute Haltung der Charaktere — mit Ausnahme einer einzigen Scene — anerkannt. Indem der Dichter, so schliesst unser Verfasser S. 17 mehr im Allgemeinen die wohlthuende und der Erschöpfung entgegenwirkende Tendenz, die das Satyrspiel verfolgte, im Auge behielt, wählte er ein Mittel zwischen Tragödie und Komödie, oder richtiger gesagt, er fand am geeignetsten ein Drama welches in seiner ersten grösseren Hälfte tragisch, sich an die Tragödie natürlich anschloss, allmählig aber mit drolligen und mit-

unter auch leicht verwickelten komischen Momenten sich heiter und froh auflöste. — Aus diesen Voraussetzungen glaubt der Verfasser weiter das Wesentliche in dem, was bei diesem Stücke neu erscheint, und es zum Repräsentanten einer neuen Gattung des Drama's in den Augen Mancher gestempelt hat, befriedigend erklären zu können: die Leichtigkeit und Gefälligkeit in der Anordnung und Entwickelung der Scenen, die Leichtigkeit der zwar nicht komischen, sondern durchaus tragischen Sprache, die dem Zwecke der Unterhaltung gemäss nicht anstrengend eingerichtet seyn durfte, ferner die Haltung der Charaktere, welche nach der Natur des Stücks nicht hochtragisch gebildet werden konnten, sondern, mit Ausnahme der Alcestis, etwas unter das Niveau des Tragischen ermässigt wurden, da statt des Tragischen wesentlich das Rührende zu verwenden war. Auch manches Andere, was zur richtigen Auffassung des Stücks in seinen einzelnen Theilen wie im Ganzen dienen kann, hat der Verfasser erörtert, und damit zu einer besseren Würdigung des Euripideischen Drama's einen Beitrag geliefert, den die Freunde dieses Dichters gewiss nicht ohne vielfache Befriedigung aus der Hand legen werden.

---

*Q Horatii Flacci Epistola ad Pisones. Edidit et annotatione illustravit P. Hofman Peerlkamp. Leidae. Apud H. W. Hazenberg et socios. MDCCCXLV. 234 S. in gr. 8.*

Der Herausgeber hat hier zwar nicht das Verfahren eingeschlagen, das aus seiner Ausgabe der Oden des Horatius sattsam bekannt, sattsam auch besprochen und bestritten worden ist: aber er ist auf anderem Wege doch zu einem ähnlichen Resultate auch hier gelangt, insofern er, wenn gleich nicht durch Ausmerzen einzelner Verse oder Strophen, so doch durch gänzliche Umstellung und Umkehrung der bisherigen Ordnung und Folge der einzelnen Verse aufeinander, ein ganz anderes Gedicht herausbringt, als dasjenige, das bisher in der durch die handschriftliche Tradition, mindestens seit der karolingischen Zeit, beglaubigten Weise von uns gelesen ward. In sofern ist freilich die ganze Sache gerade bei diesem Gedichte kaum für etwas an und für sich Neues — wie jenes Verfahren es bei den Oden allerdings war — sondern nur für ein Wiederaufwärmen früherer Versuche anzusehen, welche man in unseren Tagen in Folge der besseren, in das wahre Wesen der Horazischen Epistel und in den Genius des Dichters gewonnenen Einsicht für alle Zukunft beseitigt glauben konnte. Wir vermögen darum in dieser Beziehung auch keinen Fortschritt in der Behandlung dieser Epistel, deren Anlage und Ausführung so viele Gelehrte in neuer und neuester Zeit beschäftigt hat, über deren Zeit und Bestimmung man, ungeachtet mancher grossen Differenzen in einzelnen Nebenpunkten, doch in der Hauptsache zu einer festen Ansicht gelangt schien, hier zu erkennen, so sehr wir auch bereit sind, dankbar das anzuerkennen, was im Einzelnen für die Erklärung und das bessere Verständniss einzelner Worte, Ausdrücke, Verse und Phrasen von einem auf diesem Gebiete der lateinischen Literatur so heimischen Gelehrten geleistet worden ist. Es ist nicht die Absicht dieser blossen Anzeige, in eine nähere Kritik und Beurtheilung dieser Seite des Buches einzugehen, die neben manchem Beachtungswerthen auch eben so

wieder Manches dem Aehnliches bietet, was bei der Auslegung der Oden, wie bei der darauf unlängst erfolgten Auslegung und Kritik der Aeneis des Virgilius, Gegenstand vielfacher Besprechung und gerechter Widerlegung unter uns geworden ist. Der Herausgeber giebt zuvörderst, und zwar ohne irgend eine Einleitung oder Vorrede vorauszuschicken, auf den ersten 166 Seiten den bisherigen Text mit umfassenden, theils die Sprache des Dichters, theils den Sinn und die Auffassung seiner Worte, nicht selten auch die damit zusammenhängende Kritik des Textes befassenden Bemerkungen unter dem Text, der daher oft nur wenige Zeilen einer Seite annimmt; in einer Schlussbemerkung S. 166—169 finden wir dann des Herausgebers Ansicht über die Beschaffenheit des Textes, wie er ihn sich ursprünglich denkt und wie er ihn gestaltet wissen will, niedergelegt. Schon die Eingangsworte dieser Note: „Sic uti nunc legitur, ab Horatio digeri, meo quidem judicio, non potuit" lassen zur Genüge errathen, wie der Herausgeber denkt und was er zu thun beabsichtigt. Die in dieser Epistel enthaltenen, an die Pisonen gerichteten Vorschriften seyen zwar, meint er, einzeln für sich, passend und zusammenhängend, aber im Ganzen so durcheinandergeworfen, dass jedes Band eines Zusammenhangs vermisst werde — „universa (praecepta) adeo perturbata, ut nullum fere inter ea appareat vinculum et oratio magis videatur hominis ne quid gravius dicam, inepte garrientis, quam poetae natura, studio, usu et exemplis Graecorum formati ac paene perfecti." — Horatius, wenn wir nicht die Verse dieser Epistel nach den Phantasieen des Herausgebers ordnen und desshalb Alles umkehren, ist ein dummer Schwätzer, kein wahrhaft gebildeter, in griechischem Wissen und griechischer Kunst vollendeter Dichter. So wenigstens urtheilt Herr Hofman Peerlkamp, ohne zu bedenken, wie leicht man ein solches Urtheil gegen den wenden möchte, dessen willkührliches und gewaltsames, aller gesunden Kritik Hohn sprechendes Verfahren hier eine pedantische schulgerechte Ordnung herstellen will, wie sie in der Absicht des alten Dichters gar nicht lag und hier so wenig, wie in andern Episteln zu der absichtlich vom Dichter erstrebten Ungebundenheit in der Darstellung und freien Behandlung seines schwierigen Stoffs passt. Allerdings erschwert eine solche Behandlungsweise in Etwas die bequemere Auffassung des Ganzen, des Zusammenhangs im Allgemeinen wie in allen einzelnen Theilen: wie diess die verschiedenen, zu diesem Zweck gemachten Versuche der Ausleger beweisen, welche auf verschiedenen Wegen zu einer richtigen Einsicht in das Ganze zu gelangen suchten. Wenn nun aber der Verfasser alle diese Versuche für verunglückt, für unzulänglich erklärt, wenn er dann weiter in Absicht auf das alte Gedicht selbst, dem diese Versuche gegolten, die Bemerkung folgen lässt: „Remanet semper poema hominis ignorantis quid velit, qui regulas non alteram ex altera concinne deducit et derivat, sed subito et temere projiciens, omnia sursum deorsum permiscet et quasi epistolam ex centonibus consuit, quam vere appellare possis rudem indigestamque molem, nec bene junctarum discordia semina rerum" so glauben wir noch immer, dass Horatius besser, was er wollte, gewusst habe, als sein neuster Ausleger, und dass er am wenigsten der Mann war, der sich hätte einfallen lassen, eine „rudis indigestaque moles" zu schreiben. So Etwas will freilich der Herausgeber in keiner der andern Episteln oder Satiren des Horatius finden: im Gegentheil, hier findet er bei aller angenehmen Nachlässigkeit doch stets den besten

Zusammenhang, hier vermisst er nirgends Plan und Anlage, während gerade in dieser Epistel an die Pisonen, wo beides in Bezug auf den Stoff am allernöthigsten gewesen wäre, diess am ersten fehlt, indem der Dichter einen jungen Mann von hohem Stande, der zur Poesie keine Anlage besass, und desshalb mit vom Vater für die praktische Laufbahn eines Juristen bestimmt war, den Wünschen dieses Vaters gemäss, von der Poesie abzuschrecken beabsichtigte. Bei diesem Räsonnement ist gerade das, was uns in neuester Zeit zu einer richtigeren Einsicht in das Wesen dieses Briefs an die Pisonen geführt hat, wir meinen die allgemeine Aehnlichkeit in Behandlung und Darstellung des Stoffs mit den übrigen Episteln, wodurch jeder Gedanke an ein künstlich angelegtes und sorgfältig mit aller Strenge durchgeführtes Lehrgedicht verschwindet, unberücksichtigt gelassen oder in das Gegentheil willkührlich umgekehrt worden. Nach der Ansicht des Herausgebers bildete der Brief an die Pisonen einen Theil der Sermonen und Episteln; man erkannte bald, bei der Lectüre des Briefes, die Nützlichkeit seines Inhalts; der Brief, ohnehin länger als alle anderen, ward daher auch besonders abgeschrieben und für ein besonderes Werk angesehen; in Folge dessen ward bei der Erklärung des Briefs durch die Grammatiker in den Schulen, der üblichen Benennung einer Epistola ad Pisones, was ja auch das Ganze war, eine zweite Benennung seu de arte poetica hinzugefügt, und dieser zweite Titel blieb in der Folge, und war schon zu Quintilianus Zeit der gebräuchliche. Aus der Einführung dieser Epistel in den Schulen der Grammatiker und der dadurch hervorgerufenen Erklärung derselben wird dann weiter auch die vermeintliche grosse Verderbniss des Textes und die nach und nach entstandene Unordnung und Verwirrung desselben hergeleitet und als eine schon sehr alte bezeichnet: als wenn nicht gerade die Einführung und Erklärung dieser Epistel auf Schulen, die Sorge der Grammatiker auf die Bewahrung und Erhaltung des Textes selbst hingewiesen und Umstellungen, Verderbnisse, wie sie hier der Verfasser träumt, geradezu unmöglich gemacht hätte. Und das Alles giebt uns der Herausgeber nicht als eine blosse Vermuthung, sondern als Etwas mehr, als Wahrscheinlichkeit, wenn er am Schluss ausruft: „non sunt nisi conjecturae, sed credo, non a veri similitudine abhorrentes“ (p. 170). Von S. 171 an folgt nun: Q. Horatii Flacci Epistola ad Pisones novo ordine disposita: d. h. hier kommt der Text der Epistel nach der vom Herausgeber allein für richtig erkannten Folge und Ordnung; darunter befinden sich gleichfalls erklärende Noten, welche auf den Inhalt, auf die Ordnung und Folge der Verse und dergleichen sich beziehen, auch manchen andern exegetischen Beitrag bringen. In einer längeren einleitenden Note lässt sich der Verfasser über die Satura oder Satira der Römer aus, indem nach seiner Ansicht auch der Brief an die Pisonen eigentlich nichts weiter ist, als eine Satura. „Non a vero abhorret titulum fuisse: Q. Horatii Flacci Satura“ (p. 175). Er bemerkt dann, dass der gesammte Inhalt dieses Briefes — dieser vermeintlichen Satura — sich bequem in drei Abschnitte abtheilen lasse, von welchen der erste die auf das heroische Gedicht bezüglichen Vorschriften insbesondere enthalte, der zweite auf das Drama sich beziehe, der dritte aber einige allgemeine Vorschriften bringe über die Schwierigkeit einer richtigen Behandlung der poetischen Kunst, und über die Thorheit derjenigen, die ohne die erforderlichen Natur-Anlagen und ohne die nöthige wissenschaftliche Bildung zu besitzen, demungeachtet

Verse machen wollten. Nach diesen drei Haupt-Abschnitten, von denen jeder wieder in einige Unterabtheilungen, welche besondere Punkte behandeln und auch (in den Noten) eigene Ueberschriften darnach vom Verfasser erhalten haben, zerfällt, ist nun die neue Anordnung des Gedichts bewerkstelligt. Um unsern Lesern einen Begriff von dem ganzen, hier beobachteten Verfahren zu geben, wollen wir die Verse angeben, aus welchen die einzelnen Hauptabschnitte mit ihren Unterabtheilungen gebildet werden. Der erste Abschnitt ist zusammengesetzt: I. Vs. 1. 2. 3—8 (d. h. dieser Vers ist aus einem Theil des 3. und 9. der bisherigen Zählung gebildet). 9—3. (ebenso) 4. 5. 6. 7. 8—9. 10. 11. 12. 13. II. Vers 24 bis 31 incl. III. Vers 14 bis 37 incl. jedoch so, dass Vers 23 an das Ende nach 37 zu stehen kommt. IV. Vers 38 bis 41. V. Vers 42. 43. 44. 136 bis 152 incl. VI. Vers 40. 45. 47 bis 62. 70. 71. 72. 63 bis 69 incl.

Der zweite Abschnitt ist in folgender Weise gebildet: I. Vs. 73 bis 78. 83 bis 85. 79 bis 82. II. Vs. 251 bis 262. III. Vs. 263 bis 274. IV. Vs. 275 bis 294. V. Vs. 220 bis 250. VI. Vs. 317 bis 322. 240 bis 243. VII. Vs. 202 bis 219. VIII. Vs. 86 bis 88. 154. 155. 153. IX. Vs. 89 bis 97. X. Vs. 98 bis 113. XI. Vs. 114 bis 118. XII. Vs. 156. 157. 175. 176. 177. 178. 158 bis 174. XIII. Vs. 119 bis 127. XIV. Vs. 128 bis 135. XV. Vs. 179 bis 188. XVI. Vs. 189 bis 192. XVII. Vs. 193. 194. 196 und 197. (aus beiden ein Vers zusammengesetzt und eben so) 196 und 197. 198 bis 201.

Die neue Ordnung des dritten Abschnitts ist folgende: I. Vs. 295 bis 306. 309 und 307. 308. 307 und 309. 310. 312 bis 316. 311. II. Vs. 323 bis 332. III. Vs. 333 bis 346. IV. Vs. 347 bis 360. V. 361 bis 365. VI. Vs. 366 bis 378. VII. Vs. 379 bis 390. VIII. Vs. 391 bis 407. IX. Vs. 408 bis 418. X. Vs. 419 bis 452. XI. Vs. 453 bis 476.

Und von dieser Ordnung sagt der Verfasser, mit aller Zufriedenheit, wie es scheint, auf sein Werk zurückblickend: „Atque ita Horatii Epistola ad Pisones aptissime connexa sibi per has partes cohaerere videtur. Omnia jam aequo et facili tramite decurrunt. An et aliis sic videatur, non scio“ (p. 225). Und nun giebt er einen nochmaligen kurzen Ueberblick des nach seiner Zusammensetzung, wie er glaubt, so wohl geordneten und innerlich zusammenhängenden Ganzen, um Andern die Einsicht in diese neue Ordnung zu erleichtern. Andere ähnliche Versuche früherer Gelehrten versichert der Herausgeber erst nach Beendigung seines eigenen Versuchs eingesehen zu haben, um auf keine Weise in dem, was aus eigener Ueberzeugung hervorgegangen und in eigener Ansicht begründet worden, sich irre machen zu lassen. Um jedoch die Verschiedenheit dieser Versuche von dem eigenen anzudeuten, ist am Schluss des Ganzen S. 229 ff. eine Uebersicht dieser Versuche oder, würden wir lieber sagen, dieser Verirrungen eines Antonius Riccobonus, Daniel Heinsius, Ludwig Desprez, Pet. Anton Petrinius, Bouhier beigefügt: sie zeigt wenigstens, dass der neue Herausgeber im gewaltsamen Durcheinanderwerfen des bisherigen, urkundlich beglaubigten Textes zur Begründung einer neuen Ordnung, seinen Vorgängern nicht nachsteht, sondern wo möglich sie noch zu übertreffen verstanden hat.

*Philippi Wagneri Commentationis de Junio Philargyro pars altera. (Programm). Dresdae typis Blochmannianis MDCCCXXXXVII. 33 S. in 8.*

Der erste Theil dieser Abhandlung (s. diese Jahrb. 1846 p. 633) hatte sich über die Person des Philargyrus verbreitet und hier allerdings zu neuen Resultaten geführt; der zweite vorliegende beschäftigt sich mit der Beschaffenheit der unter dem Namen dieses Philargyrus auf uns gekommenen Scholien zu Virgil und erledigt diesen Gegenstand in eben so befriedigender Weise, als diess bei dem ersten Theile der Fall gewesen war. Dass die gegenwärtig vorhandenen und abgedruckten Scholien nichts Vollständiges mehr bieten, sondern nur einzelne Reste aus den Commentaren des Philargyrus über Virgilius bringen, hat der Verfasser in der Art nachgewiesen, dass daraus zugleich ersichtlich wird, wie der grössere Theil dieses Commentars untergegangen, und selbst das, was wir jetzt noch besitzen, in sich keineswegs mehr vollständig erscheint, sondern mehrfach verkürzt und verstümmelt auf unsere Zeit gelangt ist. Aus dem, was Müller aus Berner Handschriften und Suringar aus einer Leidner Handschrift beigebracht haben, werden neue und schlagende Beweise entnommen, aber auch zugleich die Identität des Junilius Flagrius und des Junius Philargyrus, oder vielmehr dessen, was unter diesen Namen sich noch vorfindet, auf eine solche Weise nachgewiesen, dass, hoffen wir es wenigstens, jeder weitere Zweifel desshalb verschwinden wird. Aber es wird auch gezeigt, wie unter den Händen späterer Glossatoren die ursprüngliche Fülle und der Reichthum der Commentare des Philargyrus immer mehr verdünnt und abgeschwächt ward bis zu der nüchternen und oft dürren und trocknen Gestalt, in der wir jetzt dieselben noch lesen, mit offenbarer Weglassung alles des gelehrten Apparats, der dieselben ursprünglich begleitete: und dazu kommen noch andere zahlreiche Verderbnisse jeder Art in den Handschriften, die uns diese dürren Reste bringen. Vielfach hat in dieser Beziehung der Verfasser nachgeholfen, manches Verderbniss ist durch ihn glücklich beseitigt: was man nur mit grossem Dank anzuerkennen hat: auch manche andere Bemerkung ist mitgetheilt, die zur richtigen Auffassung und Beurtheilung dieser Reste dienen kann, dabei zugleich das Verhältniss angedeutet, in welches diese Reste zu dem treten, was wir von Servius noch besitzen. Für die Zeit, in welcher der Verfasser dieser, in so verstümmelter und verkürzter Gestalt auf uns gekommenen Commentare, Junius Philargyrus lebte, ist unter andern auch der Umstand bezeichnend, den der Verfasser S. 17 ermittelt hat, dass damals noch der gefeierte Thyestes des Varius vorhanden war!

Mögen diese Andeutungen über den Inhalt dieser gründlichen Abhandlung genügen, dem Verfasser derselben aber zur Veranlassung werden, seine Forschungen in gleich erspriesslicher Weise auch über die andern, zumal ältern Commentatoren des Virgilius fortzusetzen, von denen nur Servius in neuester Zeit mehr besprochen worden ist, während über den andern noch so mancher Zweifel schwebt, dessen Lösung ein erwünschtes Licht in diesen ganzen Gegenstand werfen würde.

1. *Kleine lateinische Schulgrammatik für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Von Felix Sebastian Feldbausch, Hofrath und Professor am Lyceum zu Heidelberg. Zweite, zum Theil neu bearbeitete Auflage. Heidelberg. Druck und Verlag von Julius Groos. 1846. VIII und 372 S. in gr. 8.*

2. *Lateinisches Uebungsbuch zur Einübung der Formenlehre und der ersten syntaktischen Regeln, nebst leichten zusammenhängenden Lesestücken für Anfänger. Ein Anhang zu der kleinen lateinischen Schulgrammatik von F. S. Feldbausch. Zweite Auflage. Heidelberg u. s. w. (wie oben) VI und 199 S. in gr. 8.*

Schon bei dem Erscheinen der ersten Ausgabe dieser, durch zweckmässige Einrichtung und Behandlung des Stoffs sich sehr empfehlenden Schulgrammatik ward in diesen Blättern (vergl. 1838 p. 527 ff.) darauf aufmerksam gemacht und dabei zugleich auf Das hingewiesen, was als das Eigenthümliche dieser lateinischen Schulgrammatik erscheint, dieselbe vor ihren zahlreichen Schwestern auszeichnet und die allgemeine Aufmerksamkeit der Schulmänner mit Recht auf sich ziehen musste. Die neue Auflage bot dem Verfasser Gelegenheit dar, manche ihm inzwischen kund gewordene Wünsche zu berücksichtigen und so sein Werk in der neuen Gestalt zweckmässiger hier und dort gestaltet, in die Hände des Publikums gelangen zu lassen. Insbesondere glaubte er den Wunsch der Oberschulbehörde berücksichtigen zu müssen, nach deren Ansicht Eine lateinische Grammatik für alle Gymnasialklassen ausreichen sollte: diese Rücksicht führte eine theilweise neue Bearbeitung herbei, von der wir zunächst hier zu berichten haben. Diese konnte, ihrer Natur nach, weniger die Elementar- und Formenlehre betreffen, als die eigentliche Satzlehre, welche den gesammten syntaktischen Theil befasst. Hier blieb, als dritter Theil des Ganzen, der erste vorbereitende Cursus; aber der zweite und dritte Cursus der Syntax musste nun in einen Cursus verschmolzen werden, der als zweiter Cursus und als vierter Theil des Ganzen auch die wichtigern Regeln des ersten vorbereitenden Cursus an der ihnen zukommenden Stelle in der Kürze aufführt und dadurch den Schüler die ganze Syntax im Zusammenhang vollständig überschauen lässt. Durch diese einfache und zweckmässige Manipulation ist den Wünschen der Behörde Rechnung getragen auf eine Weise, die schwerlich auf irgend einem andern Wege besser hätte erreicht werden können: das Buch selbst hat in seiner ganzen Einrichtung gewonnen und ist dadurch für den Schulgebrauch zweckmässiger geworden: es hat überdem manche Zusätze und Erweiterungen, namentlich im syntaktischen Theile erhalten, wie es dem Zweck und der Bestimmung angemessen schien. Für den Gebrauch der Grammatik selbst werden aber die Winke, die der Herr Verfasser über die Benutzung derselben, je nach den verschiedenen Abstufungen und Classen der Schüler, für die das Buch bestimmt ist, in der Vorrede mitgetheilt hat, besondere Beachtung verdienen. Näher in den Inhalt einzugehen, erlauben uns die Gesetze des Instituts bei diesem empfehlenswerthen Werke nicht; wohl aber möchten wir demselben eine immer weitere Verbreitung auf unsern (badischen, wie auswärtigen) Lehranstalten wünschen, überzeugt, dass ein gründliches Studium der lateinischen

Sprache und die dadurch überhaupt zu erzielende Geistesbildung wahrhaft dadurch gefördert werden wird.

Eine gleiche Umarbeitung mit steter Rücksichtsnahme auf die neue Ausgabe der Grammatik hat auch das Uebungsbuch erfahren, welches bei der ersten Auflage der Grammatik dieser theils beigegeben, theils in eigenen Anhängen dazu nachträglich ausgegeben war. Jetzt erscheint das Ganze besonders abgedruckt, so dass auch da, wo die Grammatik nicht eingeführt ist, dasselbe mit bestem Erfolg wird gebraucht werden können.

---

*Geschichte Rom's bis auf Octavian's Alleinherrschaft. Zum Uebersetzen in's Lateinische für Anfänger, so wie zur Benutzung in den geschichtlichen Lehrstunden. Nebst Wörterbuch. Von Dr. R. W. Fritzsche, Lehrer am Gymnasium zu St. Nikolai in Leipzig. Leipzig 1847. Verlag von Hermann Fritzsche. VIII und 160 S. gr. 8.*

Die Anfänger, für welche dieses Uebungsbuch bestimmt ist, sind zunächst solche Schüler, welche mit der Formenlehre fertig sind und ausserdem noch einige Begriffe vom Satz mitbringen, demnächst also die leichtern Regeln der Syntax einüben sollen. Nun fehlt es zwar nicht an ähnlichen, für diese Stufe bestimmten Uebungsbüchern; allein sie leiden nach dem Verfasser meist an zwei Gebrechen, insofern sie, weil über jeder einzelnen Uebung die betreffende, hier anzuwendende und einzuübende Regel steht, leicht zu einer mechanischen Anwendung verleiten, und in dem Inhalt der Uebungen Nichts bringen, was den Schüler einigermassen anspricht und anregt, damit aber leicht ihm das Ganze verleiden. Diesen beiden Missständen hofft der Verfasser durch dieses Uebungsbuch abgeholfen zu haben, das absichtlich kein Fortschreiten vom Leichtern zum Schwereren bietet, aber dem Lehrer auf mehrere Jahre hinaus zur beliebigen Wahl einen genügenden Stoff bieten soll, welcher, indem er aus der Geschichte Roms entnommen ist, nicht bloss anziehen, sondern auch dazu dienen soll, den Schüler mit der Geschichte selbst auf diesem Wege desto besser bekannt zu machen. Unter den einzelnen Aufgaben sind auf jeder Seite unten die lateinischen Ausdrücke angegeben, welche der Schüler anwenden kann, oft verbunden mit einzelnen weitern Winken, aber und zwar absichtlich ohne Angabe irgend einer Regel; am Schlusse ist überdem ein eigenes Wörterbuch beigefügt. Wir wünschen einen guten Erfolg.

---

*Geschichtstabellen zum Auswendiglernen, von Dr. Arnold Schäfer, Lehrer am Vitzthum'schen Geschlechtsgymnasium und Blochmann'schen Erziehungshause. Dresden und Leipzig. Arnold'sche Buchhandlung. 1844. VI und 50 S. in gr. 8.*

Diese Tabellen sind für die Schule bestimmt, um bei dem geschichtlichen Unterricht als ein Leitfaden zu dienen, mittelst dessen die chronologischen Data, an welche dann das Uebrige sich anreiht, fest erfasst und dem Gedächtniss, was vor Allem nöthig ist, eingeprägt werden sollen. Diesem Zweck entsprechen

diese, für einen zweifachen Cursus, einen kürzeren und einen weiteren, berechneten Tabellen vollkommen: sie werden daher für den geschichtlichen Unterricht, der eines solchen Leitfadens schwerlich entbehren kann, bestens empfohlen werden können, indem der Verfasser, der die Bedürfnisse des Unterrichts aus eigener Erfahrung wohl kennt, Alles geleistet hat, was in dieser Hinsicht nur gewünscht werden kann. An eine andere, früher erschienene Schrift desselben Verfassers mag hier noch nachträglich erinnert werden; sie bildet eine wissenschaftliche Beigabe eines in dem Vitzthum'schen Geschlechtsgymnasium und der Blochmann'schen Anstalt im Jahr 1844 erschienenen Programms (das über die ganze Einrichtung der Anstalt sich verbreitet und alle dahin einschlägigen Angaben und Notizen enthält) unter dem Titel:

*Commentatio de libro vitarum decem oratorum. Dresdae typis Blochmannianis MDCCCXLIV. 38 S. (mit dem Programm 93 S.) in 8.*

Die schwierige, in neuester Zeit mehrfach besprochene Frage nach der Beschaffenheit und dem Ursprung, so wie nach dem Verfasser dieses unter **Plutarch's** Namen bisher gehenden, durch die mannichfach darin enthaltenen historischen und literärgeschichtlichen Notizen für uns wichtigen Büchleins, ist hier in einer so erschöpfenden, alle Seiten des Gegenstandes berücksichtigenden Untersuchung behandelt worden, dass in dieser Hinsicht, wie man auch über das Endergebniss, das aus allen diesen Details ermittelt wird, denken mag, die Frage zu einem gewissen Abschluss gebracht ist. Hiernach wird die Ansicht, welche in dieser Schrift eine Sammlung von Collectaneen oder Adversarien findet, welche **Plutarch** zu dem Zwecke einer in der Folge zu liefernden Lebensbeschreibung dieser Redner, insbesondere des Demosthenes sich angelegt, verworfen; die eigne Ansicht des Verfassers will darin lieber ein bald nach der Zeit des Dionysius von Halicarnass von irgend einem Grammatiker abgefasstes Werk, gleichsam als Einleitung und Einführung in das Studium der alten Redner, erkennen. Die in Folge dessen verbreitete Lectüre des Buchs in den Schulen der Grammatiker habe dann zahlreiche Erweiterungen und Interpolationen von gelehrten wie ungelehrten Händen zu verschiedenen Zeiten hervorgerufen, deren sorgfältige Ausscheidung von dem ursprünglichen Bestande der Schrift um so mehr verlangt werden kann, als dadurch zugleich über den Grad der Verlässigkeit, den die einzelnen Angaben ansprechen, ein sicheres Urtheil allein sich wird gewinnen lassen. Dass das Ganze von Plutarch nicht herrührt und am Ende nur durch Zufall oder durch einen Irrthum unter dessen Schriften gekommen, wird, wenn man der gründlichen Untersuchung des Verfassers folgt, nicht mehr bezweifelt werden können.

---

*Anwendung der Geographie auf die Geschichte von* **Eduard Braconnier.** *Für Deutsche bearbeitet von* **Franz Schwab.** *In zwei Bänden. Freiburg im Breisgau. In Commission der Fr. Wagner'schen Buchhandlung 1847.* **Erster** *Band. Neue und geschichtliche Geographie. X und 668 S.* **Zweiter** *Band. beschreibende Geographie. 674 S. in gr. 8.*

Der Beifall, welchen in dem Nachbarlande die Methode und die zur Förderung des geographischen und geschichtlichen Unterrichts bei der Jugend, hier-

nach abgefassten Schriften Braconnier's gefunden haben, konnte allerdings eine Uebertragung derselben auf deutschen Boden räthlich machen, um auch diesseits des Rheins die gleichen Vortheile bei dem Jugendunterricht zu erzielen. Es soll nämlich durch diese das Geschichtliche und das Geographische mit einander im Unterricht verbindende Methode die Jugend angeregt werden zu einem Interesse für beides zugleich, aus welchen dann eine lebendige Theilnahme derselben und damit überhaupt der dadurch zu gewinnende Nutzen hervorgeht; es soll desshalb der Unterricht nicht auf blosse Namen, Zahlen und dergleichen gerichtet seyn, welche dem Gedächtniss bloss mechanisch, gleich einem todten Stoffe eingeprägt werden, und darum in der Regel bedeutungslos bleiben, sondern es soll in dieser Verbindung der Geographie und Geschichte, das Vergangene wie das Gegenwärtige zu einem lebendigen Bild in der Anschauung der Jugend sich gestalten und damit zu einem höhern geistigen, wissenschaftlichen Streben überhaupt anregen: was doch am Ende Zweck und Ziel eines jeden Unterrichts seyn muss. Eine solche Anregung wird aber der Jugend gewiss eher durch bedeutsame und merkwürdige historische Stoffe gegeben, welche sie ansprechen, und zugleich auch auf den Boden selbst hinweisen, auf welchem diese Stoffe erwachsen sind, auf dem die Menschen die Thaten und Handlungen vollbracht, welche den Gegenstand einer solchen Darstellung bilden. Desswegen beginnt diese Methode damit, dass sie ein allgemeines Bild dieses Bodens in seinen Hauptgrundzügen uns vorzuführen sucht, dass sie das Land selbst in der Angabe der Hauptflüsse, Gebirge, Meere, Eintheilungen, Städte und dergleichen bezeichnet, ohne jedoch weiter in das Detail einzugehen, bloss im Allgemeinen auf diesen Abriss der neuern Geographie sich beschränkend. Ist dieser gegeben, mithin die Grundlage und der Boden, auf welchem alle geschichtlichen Stoffe erwachsen sind, im Allgemeinen bekannt, so ist es eben die Geschichte, die uns in die nähere Kunde desselben einführt, und mit allem dem bekannt macht, was auf diesem Boden statt gefunden, also die Reiche und die Völker, die Städte und Länder schildert, die sich hier erhoben, die im Laufe der Zeiten hier geblüht und wieder untergegangen u. s. w. Diess ist dem Verfasser die geschichtliche Geographie und ihrer Darstellung ist der erste Band gewidmet: denn die Geographie überhaupt ist dem Verfasser: „die Beschreibung der Erdoberfläche als Wohnung der Menschen betrachtet." Sonach kommt in diesem Bande auf das erste, Weltkarte überschriebene Kapitel, ein zweites: Europa, dann ein drittes: die brittischen Inseln, dann IV. Dänemark, V. Norwegen und Schweden, VI. Russland, VII. Preussen, VIII. Oestreich, IX. Deutschland, X. Schweiz, XI. Holland, XII. Belgien, XIII. Frankreich, XIV. Portugal, XV. Spanien, XVI. Italien, XVII. Griechenland, XVIII. Türkei, XIX. Asien, XX. Afrika, XXI. Amerika, XXII. Oceanien. Nach diesem Schema wird in einem jeden dieser Abschnitte zuerst ein kurzer und allgemeiner Umriss der neuern Geographie in der bemerkten Weise gegeben, wobei das Land nach seinen dermaligen Haupteinrichtungen, Hauptstücken, Flüssen, Gebirgen, Meeren, Buchten berücksichtigt ist; dann folgt die geschichtliche Geographie, zuerst die alte Zeit, dann das Mittelalter und darauf die neue Zeit: so dass also ein geschichtlicher Abriss eines jeden Landes vorliegt. Passend werden am Schlusse eines jeden Abschnittes einige als Uebung dienende Fragen angegeben, welche der Lehrer der Jugend zur Lösung vorlegen soll, um auch durch dieses Mittel sie anzuregen und ihre Aufmerksamkeit wach zu erhalten. Der zweite Band führt uns, nachdem der Boden selbst und die grossen Ereignisse, welche darauf statt gefunden, bekannt und dadurch ein Interesse für diesen selbst rege geworden, auf diesen zurück in der beschreibenden Geographie. Diese wird ganz nach demselben Schema durchgeführt; sie giebt uns die genaue Schilderung des Landes nach allen seinen bemerkenswerthen Einzelheiten, sie schildert

uns die Natur desselben und seiner Erzeugnisse, die Thierwelt und die Pflanzen- und Steinwelt, sie entwickelt ein Bild der Bewohner, ihrer Sitten und Beschäftigungen, ihrer Bildung in Wissenschaft und Kunst wie im Handel und Wandel, sie durchgeht die politischen und finanziellen Verhältnisse (Regierung, Gesetzgebung etc.), wie die Merkwürdigkeiten und dergleichen mehr, um so kein todtes Aggregat von Namen und Zahlen einzuprägen, sondern ein lebensvolles Bild vorzuführen, dem sich ein wahres Interesse abgewinnen lässt. Den Schluss macht eine Darstellung des Weltgebäudes, als Anhang: wie diess sonst bei andern geographischen Handbüchern gewöhnlich an den Anfang gestellt und als mathematisch-physikalische Einleitung behandelt zu werden pflegt. Nach Allem diesem wird man sich, auch ohne dass wir in eine Kritik des Einzelnen eingehen, wozu hier weder Ort noch Raum ist, bald überzeugen, dass die Verpflanzung des Braconnier'schen Werkes auf deutschen Boden ein nützliches und zweckmässiges Unternehmen zu nennen ist, dem eine grössere Verbreitung wohl zu wünschen steht.

---

*H. Th. Colebrooke's Abhandlung über die heiligen Schriften der Indier. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Ludwig Poley. Nebst Fragmenten der ältesten religiösen Dichtungen der Indier. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1847. VI. und 176 S. in gr. 8.*

Was unter diesem Titel von dem wackern Verleger bekannt gemacht wird, ist, wenn man will, eigentlich nur ein Bruchstück eines grösseren Werkes desselben Verfassers, welches eine aus den Quellen selbst bearbeitete Darstellung der Religion und Philosophie der Indier liefern und desshalb auch diese Quellen selber, also die heiligen Schriften der Indier, behandeln sollte. Da zum Bedauern des Verlegers die Ausführung eines solchen Werkes nicht möglich ward, so giebt er uns hier das, was davon bereits gedruckt war: und wir haben alle Ursache dem Verleger dafür dankbar zu seyn, zumal da er auch durch eine vorzügliche äussere Ausstattung seine Theilnahme an diesem Unternehmen bewährt hat. Wir finden nemlich darin zuerst eine mit vielen Bemerkungen und Erörterungen des Uebersetzers in den untergesetzten Noten ausgestattete Uebersetzung der bekannten und viel besprochenen Abhandlung Colebrooke's über die Veda's, welche bisher noch nicht vollständig ins Deutsche übertragen worden war, was sie doch um ihrer Wichtigkeit willen und als Grundlage aller der über diesen Gegenstand in neuer Zeit angestellten Untersuchungen, wohl verdiente. Darauf folgen S. 84 ff. wortgetreue Uebersetzungen einzelner Hymnen aus der Sanhita des Rig-Veda. Die Auswahl ist, wie ausdrücklich vom Verfasser in einem Schlusswort bemerkt wird, nicht sowohl mit Rücksicht auf den poetischen Gehalt dieser Stücke, sondern mit Rücksicht auf die darin enthaltenen Andeutungen und Umrisse der Gottheiten getroffen, um so ein getreues Bild und eine richtige Anschauung möglich zu machen. Es stellt sich aber hiernach das Ganze als Verehrung und Verherrlichung von Elementen- und Naturmächten dar, als ein Kultus der Natur oder der kosmischen Mächte, mithin als reiner Naturdienst (s. p. 108 ff.). Darauf folgen Uebersetzungen aus den Upanishad's, welche bekanntlich die eigentliche Theologie und Speculation der Indier umfassen, und über die Schöpfung der Welt, ihre Verhältnisse, über das Wesen Brahma's, als der allgemeinen Substanz, über den Menschen und dessen Verhältniss zur Welt, über Leib und Seele und deren Unsterblichkeit und dergleichen sich verbreiten. Eben dadurch gewinnen die hier mitgetheilten Stücke, die grossentheils hier zum erstenmal in deutscher oder vielmehr europäischer Sprache zu uns treten, ein besonderes Interesse; erklärende Bemerkungen sind gleichfalls hier und dort beigefügt; die Uebersetzung selbst aber vom Verfasser streng an den Text des Originals gehalten. — Mögen diese Worte genügen, um auch ein grösseres Publikum, als das der strengen Fach-Gelehrten auf diese Publikation aufmerksam zu machen.

---

Nr. 31. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Chronologische Geschichte Oesterreichs von der Urzeit bis zum Tode Kaiser Karl's VI. Mit den gleichzeitigen Begebenheiten von Mathias Koch. Insbruck, bei Wagner 1846. Mit vielen Tabellen. 275 S. kl. Folio.*

Der Verfasser dieser Anzeige nahm diess Buch anfangs für eine der Compilationen, wie sie zu gewissen Zwecken täglich gemacht werden; er fand sich aber bei näherer Anzeige sehr getäuscht und wunderte sich nun, dass das Buch nicht mehr Aufsehen gemacht habe und besonders, dass es, soviel er weiss, noch nicht in den Wiener Jahrbüchern angezeigt worden. Es ist nicht blos ein nützliches, brauchbares und gelehrtes Werk, sondern es giebt eine grosse Anzahl neuer Notizen, und viele Nachrichten, die sich gut lesen und leicht benützen lassen, ist sehr verständig eingerichtet, und reich an unmittelbar aus guten Quellen gezogenen Thatsachen und historischen Bemerkungen.

Gleich vornherein findet man über Urbewohner und über die verschiedenen Völkerstämme und ihre Wanderungen, Sitten, Gebräuche, Geräthe, Ackerbau und Waffen genaue Nachrichten, die um so schätzbarer sind, als der Verfasser sich blos darauf beschränkt, das ganz Positive zu geben, ohne sich in Hypothesen einzulassen oder ins Mythische zu verlieren. Um zu zeigen, wie wir dies verstehen, wollen wir eine Bemerkung anführen, worin er das Verhältniss der Tuscischen und der Keltischen Bewohner Tirols genauer bestimmt und dabei dem Zweifel über Ursitze der Tusker in Rhätien und in Tirol in der Kürze ganz treffend begegnet. Er sagt S. 2:

Sicherer weiset wohl nichts den Bestand etruscischer Völkerschaften in Südtirol nach, als die dort ausgegrabenen und von uns im Insbrucker Museum entdeckten etruscischen Antiquitäten. Wahrscheinlich sind deren noch mehr in Trient zu finden. In Tirol waren übrigens nicht die etruscischen Urbewohner, sondern die eingewanderten Kelten das herrschende „Volk.“ Von den Resten der Kelten sagt er S. 3. Ihre Waffen und Schmuckgeräthe aus Bronze befinden sich, meist aus Keltengräbern gewonnen, in den verschiedenen Provinzmuseen der Monarchie, namentlich im Linzer, Salzburger und Insbrucker Museum. Goldschmuck

mit Glasemail und Granaten wurden ganz neulich in Piesling und Nordendorf, jenes nicht weit von der Stadt Salzburg, dieses nächst Augsburg, ausgegraben. Schriftdenkmale der Kelten entdeckten wir auf einigen in Salzburg aufgefundenen und nach München in die „Vereinigte Sammlung" gebrachten keltischen Steinmonumenten, dann auf dem bei Salzburg ausgegrabenen Löwen, eine Mithrasvorstellung, dermalen in Wien im k. k. Antikenkabinett. Von der Geheimschrift der Druiden liefern die zu Fridolfing bei Salzburg gefundenen Stahlplatten den Beweis. Auch über die Cimbern, welche Herr Koch einen keltischen Volksstamm des Nordens von Europa nennt, findet man S. 6 und 8 genaue Nachrichten, welche eine sehr klare Uebersicht ihrer Wanderungen, Sitze und Stämme geben. In dem Abschnitte Römische Zeit: Seite 9 bis 30, wird eine sehr gute Uebersicht der Geschichte der sämmtlichen österreichischen Provinzen, bis zum Jahre 623, gegeben. Diese Uebersicht zeichnet sich theils durch die beigefügten synchronistischen Notizen, theils durch Aushebung des Nothwendigsten und Nützlichsten aus. Das Wesentliche der Geschichte aller österreichischen Provinzen, Venedig mitbegriffen, wird zusammengedrängt, und der Verfasser deutet, ohne durch Citate zu ermüden, überall an, dass er nicht Andern nachschreibt, sondern nach eignen Forschungen arbeitet.

Auch die Züge der Avaren und ihre Ausbreitung werden nach der genauen Kenntniss des Landes, welche Herr Koch besitzt, an vielen Stellen bezeichnet, und S. 33. erwähnt er der berühmten Unternehmung Carls gegen ihre Umzäunungen, und sagt von den Letztern: „Der Avarenring an der Theis bestand aus neun ringförmig laufenden Erdwällen. Die Wälle waren 20 Fuss hoch und breit. Die drei äussersten Wälle standen 8 deutsche Meilen von einander ab; in den Zwischenräumen wohnten die Avaren. Der innerste Wall, der Mittelpunkt des ganzen Ringes, war des Chagans Residenz." Aus Buchner's Geschichte der Baiern hebt Herr Koch die Notiz hervor, dass, als nach der Einrichtung des zum Frankenlande gewordenen eroberten Avaren- und Slavenlandes die Bischöfe Arno und Theodorich den neuen, bis an die Draumündung reichenden Sprengel bereiseten, sie auf ausdrückliches Verlangen Carls des Grossen den seit 779 festgesetzten geistlichen Zehnten dort nicht einführten.

Im Folgenden giebt Herr Koch eine grosse Anzahl gelegentlicher Notizen und berichtigt irrige Angaben und Meinungen über einzelne Thatsachen, Personen, Jahrzahlen. Diese Berichtigungen machen das Buch Jedem unentbehrlich, der die österreichische Geschichte kritisch durchfor-

schen will, ohne jedoch Zeit zu haben, eine ins Einzelne gehende Prüfung der Quellen und Hülfsmittel anzustellen. Ueber die Erscheinung der Madscharen sagt er, sie hätten unter ihrem Führer Arpad zwischen den Karpathen und der Sau gewohnt und seien von ihren Nachbaren den Petschenegen vorwärts gedrängt worden. Freundschaftsbündnisse zwischen Kaiser Arnulf und Arpad, fährt er fort, hielten hernach die Ungarn von Einbrüchen zurück, so lange der Kaiser lebte. Aber kaum ist er todt, so lässt Arpad ein mächtiges Heer die Donau überschreiten und nimmt damit Pannonien bis an die Raab ein. Die einzelnen Streifzüge werden hernach angeführt und die einzelnen Niederlagen derselben bezeichnet, bis 907 der bairische Adel von König Ludwig dem Kinde zu einem grossen Zuge in die Ostmark nach Ennsburg aufgeboten wird. Am 9. rückt dann das grosse Heer in drei Abtheilungen unter Luitpold, (den der Verfasser, nicht gern ohne andern Beweis, als das einzige Zeugniss des Mönchs von Altach zum Bruder des Grafen Arbo machen will, wie viele thun) in die Ostmark ein und erleidet eine völlige Niederlage; am 10. und 11. wird auch ihr Lager und ihre Donauflotte genommen. Seitdem existirt von 907—955 die Ostmark nicht mehr; die Enns wird Deutschlands Grenze im Osten. Bei Gelegenheit der folgenden Einfälle der Ungarn, macht der Verfasser folgende kritische Bemerkung (S. 47.), welche wir mittheilen, weil sie vielleicht den einen oder den andern unter den Forschern der Gechichte dieser dunkelen Zeiten interessiren kann. Für das Bestehen der im Niebelungenliede, im Pitolf, und in Alolds Chronik angeführten Markgrafen von Pechlarn Rüdiger I. und II. in dem Zeitraume von 907—955 spricht allein die Annahme, dass die Ungarn selbst diese deutsche Grafschaft in der eroberten Ostmark als Gränzwache Pannoniens errichtet haben müssten, was aber wenig wahrscheinlich ist; dagegen lässt sich mit besserem Grunde anführen, dass sich eine selbstständige Grafschaft im Feindeslande nicht hätte behaupten können und von den Ungarn gewiss nicht wäre geduldet worden.“ Weiter unten macht Herr Koch die wichtige Bemerkung, dass zu jener Zeit deutsche Gefangene die ersten Colonien im Ungarn gebildet hätten. Seite 50 giebt der Verfasser eine genaue, und was wichtig ist, durchaus geprüfte Geschlechtstafel des Hauses Babenberg in Oesterreich. Das Resultat der Regierung der Babenberger wird S. 51 in folgende Worte zusammengedrängt: „Das System der innern, fast die ganze Babenberger Epoche hindurch beibehaltenen Politik, ist Bodencultur durch Ländereiverschenkung an die Klöster, Vermehrung der Bevölkerung durch Colonien und Vrebreitung der Civilisation durch den Klerus. System der äussern Po-

litik ist Abwehr aller Feinde Deutschlands, vorzüglich der Slaven und Magyaren. Alle innern Einrichtungen sind bairischen Ursprungs, doch bilden sich allmälig bedeutende Abweichungen und eigene Landesgewohnheiten; endlich bestehen die verschiedenen Rechte und Gewohnheiten der fremden Colonisten, der Sachsen, Schwaben, Slaven u. s. w. nebenbei ungeschmälert fort."

Seite 56 giebt Herr Koch über die Gründung einer zweiten Ostmark unter Kaiser Heinrich III. folgenden kurzen Bericht: „Den eroberten Landstrich vom Kahlenberg bis zur Leitha schied K. Heinrich von der Ostmark aus, und bildete ein eignes Gebiet zwischen dem Kahlenberg, der Donau, Fischa und Leitha, welches eine zweite von Adelbert's Jurisdiction unabhängige Mark gegen Ungarn bilden sollte. Darüber bestellte er den Markgrafen Sigfried (Graf im Chiemgau) und schenkte noch in demselben Jahre, nämlich den 20. November, einem gewissen Reginold zwischen der Leitha und Fischa in Sigfrieds Gebiet 16 königliche Huben, im folgenden verlieh er dem neuen Markgrafen in seiner Mark 16 Hofstätten längs der Donau und 50 an der nach Ungarn führenden Strasse, und weitere 150 Huben zwischen der March, Fischa und Leitha." Zu diesem Bericht macht Herr Koch folgende Note:

Die Einsetzung dieses zweiten Markgrafen der Ostmark geschah, damit, während Adelbert des Kaisers Heerbann verstärkte, die Grenze durch Sigfried geschirmt würde. Irrig ist Gebhard's Annahme, dass im Jahre 1073 in Oesterreich noch drei Marken unterschieden wurden. Die verschiedenen Benennungen, als Oriens, Marca juxta Rabana Fluvium, juxta Danubium versus Ungariam, bezeichnen blos Grenzgebiete der verschenkten Ländereien, welche zusammen zur ungetheilten Markgrafschaft Adelbert's und seiner Nachfolger gehörten.

In der Geschichte Oestereichs vom Jahre 1056—1076 hebt der Verfasser mit Recht hervor, dass in diese Zeit die älteste babenbergische Urkunde ohne Datum falle. Diess ist, führt er fort, ein Schenkungsbrief des Markgrafen Ernst von Ländereien an die Abtei Melk, unterfertigt von fremden Dynasten, Landesministerialen (Ministeriales marchiae) und Ministerialen der Kirche. Von östereichischen Ministerialen sind unterzeichnet: Azzo de Gobatzspurch (der Ahnherr der Chunnringe), Poppo de Ror, Ulriche de Chadouve (Kattau), Albert de Jetzingen (Zöbing). Somit hatte in Oesterreich der Gebrauch der Geschlechtsnamen, dem bald auch der von Familienbeinamen folgte, bereits begonnen. Zugleich erhellt aus dieser Urkunde, dass die Corporation der Ministerialen als Terri-

torialstaatsrath bereits bestand und Vasallen, Hofs-, Landes- und Stiftsministerialen mit der Verpflichtung der rittermässigen Familien zur Landesvertheidigung sich herausgebildet hatten, dass der Grundbesitz erblich war, und die verschiedenen Hörigkeitsverhältnisse walteten, folglich das Lehenwesen an die Stelle der alten Gauverfassung getreten war.

Beim Jahre 1060 bemerkt Herr Koch, dass aus den Urkunden des Jahrs hervorgehe, dass es in Oesterreich damals infulirte Aebte gegeben habe, dass sich Freie den Kirchen zu Leibeignen geopfert, dass Naturaldienste mit Geld abgekauft seien. Zum Jahre 1076, dass österreichische Klöster mit einander im In- und Auslande Brüderschaftsbündnisse geschlossen. Zum Jahre 1088, dass bei der Geistlichkeit ein wechselseitiger Zehntaustausch üblich gewesen und dass die Leistungen der Unglücklichen, die nicht Pfaffen, Ritter oder Stadtbürger waren, wie aus den Urkunden hervorgehe, bestanden hätten in: Grundabgabe, Zehent, Bergrecht, Weindienst, Frohnen.

Als Resultat der Kreuzzüge in Beziehung auf Oesterreich wird S. 64 angeführt: Die Kreuzzüge hätten dort die Fesseln der Leibeigenschaft gelockert; die Abnahme der Bevölkerung hätte den Werth der Arbeit erhöht; Wien sei der Stapelplatz des Handels für Konstantinopel geworden und habe mächtig emporgestrebt; dem Güterreichthum gegenüber habe sich Geldreichthum zugleich mit neuen Genüssen geltend gemacht. Gleichzeitig sei es mit der Gauverfassung ausgewesen und statt derselben sei die Erblichkeit der Grafenthümer und Herzogthümer eingetreten. Allodium und Beneficium hätten allmählig ein Ganzes gebildet. Mächtige Dynastengeschlechter seien aufgekeimt und das Institut der Ritterschaft sei entstanden.

Zum Jahre 1111 bemerkt er, dass das Nikolakloster bei Passau urkundliche Weingärten zu Aschach, Sibpach, Schönbichel, Leuden, Mautern u. a. O. besitze, und setzt hinzu: Dass der Weinbau in Oberöstreich von Aschach angefangen, im ganzen Donauthale abwärts bis Niederösterreich seit dem 8. Jahrhundert.

Bei Gelegenheit der Geschichte Leopold's IV. entlehnt Herr Koch aus Urkunden des Nikolaklosters bei Passau, dass um 1130 der Markgraf Leopold diesem Kloster zwei Weingärten bei Ybbs schenkte, dass dagegen das Kloster ihm eine Bibel in drei Bänden und ein Messbuch verehrte, mit der Bedingung, dass ein Schiff des Klosters jährlich zollfrei die Donau befahren dürfe und die in Oesterreich gelegenen Güter desselben von Leopold's Gerichtsbarkeit sollten befreit werden.

Beim Tode Leopolds IV. oder des Heiligen bemerkt der Verfasser zum Jahre 1136: Leopold der Heilige stirbt im 64. Jahre seines Alters und wird zu Kloster Neuburg begraben. Obgleich bei seinem Tode noch kein gesetzliches Erbrecht der Nachfolge in seinem Hause bestand, folglich die Erbfolge noch immer von des Kaisers Willen abhing, so war doch diese schon so in der Dynastie Babenberg begründet, dass Leopold's Wittwe und ihre Söhne ihrer scheinen gewiss gewesen zu seyn. Sie richteten zwar ein Schreiben an den Pabst, und baten ihn, den Kaiser Lothar bei seiner Ankunft in Italien um die Verleihung der Markgrafenwürde zu bitten; allein dies dürfte kaum mehr als eine Form gewesen seyn, so wie selbst des verstorbenen Leopold's in der Stiftungsurkunde von Mariazell gebrauchte Ausdruck: post me vero si quis de filiis et nepotibus meis in posterum principatum obtineret, weniger dem Zweifel, als vielmehr der Gewissheit der Erbfolge in seinem Stamme zu dienen scheint; dieser Leopold war es auch, der sich der Erste Ego Leopoldus Dei gratia Marchio Austriae schrieb. Wir entlehnen diese einzelnen Beispiele von unmittelbar aus der Urkunde gezogenen Bemerkungen nur, um zu zeigen, von welcher Art die Arbeit des Verfassers ist, bemerken aber zugleich, um zu beweisen, wie reich die Quelle ist, dass keine einzige Seite im ganzen Buch ist, wo nicht Notizen und Winke dieser Art, oft sehr zahlreich, gegeben werden.

S. 83 finden wir über die Ueberreste freier Bauern in Oesterreich (um 1201) und über die Art, wie die ursprüngliche Freiheit verschwand, folgende Bemerkungen: Das grausame System der Grundherrlichkeit, demgemäss die Freisassen so lange gedrückt würden, bis sie sich der Grundhoheit unterwarfen, und von freien hörige Leute (Mundmannen) wurden, dann der grundherrlichen Despotie des Heirathszwangs der Kinder, die harten Frohnen, die grundherrlichen Abgaben des Sterbefalls (Besthaupt, Buttheil) und die Menge von Naturalienzinsleistungen (Mundschatz) lasteten so schwer auf dem in dieser Zeit fast schon durchgängig hörigen Bauernstand, dass Viele sich in den Schutz der Städte begaben und Pfahlbürger, d. h. solche Leute wurden, welche ihre ländliche Beschäftigung im Umfange der Stadt, die sie schützte, fortsetzten. Dennoch aber werden freie Bauern im Jahre 1201 in Oesterreich gefunden. Durch das fortwährende Entlaufen der Leibeignen in die Städte und durch die ihre Freiheit begünstigenden Kreuzzüge ward auch ihre Fessel zuletzt gebrochen. Begüterte unfreie Ministerialen wurden dennoch dem Adel bereits beigezählt. Alram von Waldeck, ein steiermärkischer freier Ministerial überlies um dieselbe Zeit seine Patrimonial-Kriegsministeria-

len (omnes milites nobiliores) sammt Dorf und Schloss dem Herzoge Leopold.

In Beziehung auf diesen Leopold VII. und auf die Cultur der ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts macht Hr. Koch zum Jahre 1204 folgende Bemerkung:

„Leopolds glänzender Hof ist der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Minnesänger seiner Zeit. Walter von der Vogelweide, Reinmar der Aeltere, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen und andere singen an dem, wie sie sich ausdrücken, minniglichen Hof zu Wienne, von des Fürsten Grossmuth reich belohnt. Das Niebelungenlied entstand um diese Zeit und der Gebrauch der deutschen Sprache, angeregt durch das emporstrebende Bürgerthum und die wetteifernden Deutschen Sänger, ward allseitig verbreitet.

Beim Jahre 1208 hebt Herr Koch die Urkunde hervor, vermöge deren Herzog Leopold VII. den Flammingern, Flandrensern oder Färbern (Münzer, Hausgenossen) grosse Vorrechte ertheilt. Sie sollen sich vor Niemand verantworten dürfen, als vor dem herzoglichen Münzkämmerer. Es werden ihnen die Vorrechte und Begünstigungen der Wiener Bürger zugestanden, es wird ihnen das Marktrecht in der Stadt und im ganzen Lande verliehen, sie werden dergestalt in eine geschlossene Gesellschaft vereinigt, dass keinem, der nicht darin aufgenommen ist, ihre Beschäftigung zu treiben erlaubt ist. Zugleicher Zeit masst sich der Herzog vollkommnes Münzregal an, weil Jedem verboten wird, ausser der herzoglichen Münzstätte zu münzen.

Unter dem Jahre 1217 hebt der Verf. hervor, dass aus den Urkunden dieses Jahrs hervorgeht, dass neben den herzoglichen Hofgerichten zu Tuln, Mautern, Neuburg und Wien Landgerichte bestanden zu Neustadt, Bruck, Tuln, Hainburg, Krems und Stein, Neuburg, Ips, Triebensee, Marcheck, Bau, Eggenburg, Wels, Linz, Freistadt, Mauthhausen, Berg, Hüttingen und Starkenberg und Zollstätten zu Gratz, Jndenburg, Linz, Gmunden, Mauthhausen, Stein, Melk, Enzersdorf. Durch die Umwandlung der freien Bauern zu Gutsbauern, fügt er hinzu, wurden diese den landesfürstlichen Gerichten entzogen und der Patrimoninalgerichtsbarkeit unterworfen. Die Dienst und Lehenmannen bildeten einen eignen, vom Bürgerstande zusehens schärfer gesonderten Stand, den Militärstand des Mittelalters. Adelstand und Ritterstand waren in dieser Zeit schon gleichbedeutend und alle übrige Standesverhältnisse fast durchgängig nach Art des Zunftwesens geordnet. Seit Leopold dem Glorreichen fand man also in Oesterreich persönlich und dinglich freie Bürger, die in

den zu seiner Zeit ausgestellten Urkunden als schöffenbare Zeugen auftreten. Es gab zwar bürgerliche Adelsgeschlechter, doch vereinigten diese sich weder damals noch später in Wien zu einer Patrizierzunft. Juden waren Hausbesitzer zu Wien und konnten Grundeigenthum erwerben. Sie bildeten das Gegengewicht gegen die reiche Bürgerkaste, wie diese gegen den übermächtigen Adel. Im Vorbeigehen muss jedoch Referent bemerken, dass er mit dem letzten Satze keineswegs übereinstimmt.

Wenn der Verfasser hernach S. 88 und 89 vom ältesten österreichischen Landrecht handelt, so fügt er in der Note eine Bemerkung über die Ausgaben dieses Landrechts bei, redet von zwei Handschriften desselben und fährt fort: „Das österreichische Landrecht ist demnach älter, als der Sachsen- und Schwabenspiegel, und vielleicht hat Letzerer Manches vom österreischischen Landrecht entlehnt. Eine dritte, dem ob der ennsischen Landesmuseum von Sr. Excellenz dem obersten Kanzler, Grafen Inzaghi zugekommene Handschrift dieses Landrechts, die wir daher die Inzaghische Sammlung benennen wollen, ist noch unedirt. Man kann annehmen, dass Leopold's Landrecht bis in die Regierungszeit Kaiser Maximilian's II. Gültigkeit gehabt habe.“

Wenn Herr Koch S. 97 der vielen den Oesterreichern und insbesondere den Wienern von Kaiser Friedrich II. gewährten Privilegien und Rechte gedenkt, so hebt er mit Recht besonders hervor, dass er anordnet, es solle für Volksbildung und für den Unterricht der Jugend durch Errichtung einer Schule in Wien gesorgt werden. Der Kaiser verordnet, die Schule und die Wahl eines Magisters und der Doctoren der Facultäten solle unter städtischer Oberleitung stehen. Dies klingt fast dem Wortlaut nach, als wenn von einer Universität die Rede wäre; der Verfasser fügt aber in der Note ausdrücklich hinzu: „Friedrich's Schule in Wien ist unstreitig die erste öffentliche, doch ist es wahrscheinlich, dass schon damals Privatschulen bestanden. Seine Schule ist nicht im Sinne einer Universität, wohl aber eines Gymnasiums zu nehmen.“ Wichtig für die allgemeine deutsche Geschichte und für die von Kaiser Friedrich II. den Städten überhaupt vor dem Anfange des mit den Lombardischen Städten entstandenen Kampfs gewährten Begünstigungen sind auch die 1237 den Steiermärkischen Städten ertheilten Privilegien. Die Steiermärker überhaupt, heisst es, sollen künftig unmittelbar bei Kaiser und Reich bleiben und im Falle sie wieder zu Reichslehen gegeben werden sollten, sollen sie stets einen eignen Herzog haben. Der von den Fürsten ausgeübte Heirathszwang über reiche Erbinnen soll aufhören, ohne Zu-

stimmung der Städte sollen keine neue Steuern erhoben, keine Münzumprägung stattfinden dürfen; der Zeugenbeweis soll überall an die Stelle des Zweikampfs treten; bei Todesfällen ohne Testament sollen die nächsten Verwandten erben, die Lehen sollen auf die Töchter übergehen.

Aus der Judenordnung, welche Kaiser Friedrich II., 1238 in Brescia für seine damals ganz kürzlich zur freien Stadt erklärte Reichsstadt Wien erliess, hebt Hr. Koch folgende Punkte heraus.

Die Juden sollen nach ihrem Gesetze schwören, um welchen Preis sie gestohlene Sachen erkauft haben. Diesen Kaufpreis erhalten sie bei Rückgabe des gestohlenen Guts zurück. Bei Strafe von 15 Pfund Goldes ist verboten, Judenkinder heimlich zu fangen und zu kaufen. Der aus freiem Antriebe die Taufe verlangende Jude ist seiner Beweggründe wegen vorher drei Tage zu prüfen. Verlässt er das Gesetz seiner Väter, so verliert er auch ihr Erbe. Heidnische Sclaven der Juden dürfen ihnen bei 13 Pfund Strafe nicht abwendig gemacht werden. Juden können weder zur Feuer- und Wasserprobe angehalten, noch gegeisselt oder eingekerkert werden, sondern sie sollen, ihrem Gesetze gemäss, nach 40 Tagen durch einen Eid sich reinigen. Die Appellation eines Juden an den Kaiser macht den Rechtsgang ruhen. Treten gegen Juden Zeugen auf, so müssen auch Juden darunter seyn. Mord, Todschlag und Verwundung der Juden wird nach Umständen mit dem Tode oder mit Gelde bestraft. Streitigkeiten unter den Juden schlichtet allein ihr Vorstand. Juden können ihre Weine, Spezereien und Medicamente ungehindert an Christen verkaufen. Wider ihren Willen sollen sie mit keiner Einquartirung belästigt werden.

Der Verfasser hat nicht bemerkt, ob die Juden mehr Vortheil von des Kaisers Wohlthat hatten als die Wiener, deren Privilegium von 1237 Herzog Friedrich der Streitbare bekanntlich um 1240 für ungültig erklärte und Wien aus einer Reichstadt wieder zur Landstadt machte. Aus dem, was Herr Koch über Herzog Friedrich's am 1. Juli 1244 ergänztes Judengesetz sagt, müssen wir jedoch schliessen, dass das Gesetz fortbestanden habe. Es heisst nämlich S. 103, Herzog Friedrich habe als Ergänzung der bestehenden Gesetzgebung d. d. den 1. Juli auf der Burg Starkenberg verordnet, wie es mit den Streitigkeiten zwischen Juden und Christen sollte gehalten werden. Er habe ferner befohlen, einen aus der Judengemeinde gewählten eignen Judenrichter einzusetzen. Er habe gestattet, den Eid auf den Talmud zu leisten und diesen Eid vor dem herzoglichen Stuhle abzulegen. Er habe den Juden einen eignen Friedhof gestattet, auf dessen Verletzung Todesstrafe gesetzt worden.

Den Ruhm der Rettung Deutschlands von den durch Ungarn vordringenden Mongolen um 1241 nimmt Hr. Koch auschliessend für Herzog Friedrich den Streitbaren in Anspruch. Er sagt in dieser Beziehung S. 101 in der Note. „Es verdient kaum bemerkt zu werden, dass der Ruhm, Deutschland vor den Mongolen geschirmt zu haben, bei deren Einbruch in Oesterreich, nicht dem Könige von Böhmen, der sammt andern Fürsten Mithülfe leistete, sondern ausschliesslich jeder andern Persönlichkeit Friedrich von Oesterreich, dem Tapfersten unter jenen Fürsten, gebührt.“

Bekanntlich blieb Friedrich der Streitbare, der Letzte des Babenberger Hauses, im Treffen mit den Ungarn 1246, von einem Cumanen mit einem Pfeile verwundet und von einem Gliede der Familie Frangipani mit dem Speere durchs Auge gestossen. Herr Koch deutet bei der Gelegenheit in der Note die Rolle an, welche die Frangipani in der Ungarischen und Oesterreichischen Geschichte zu verschiedenen Zeiten gespielt haben. Bemerkenswerth ist, sagt er S. 104, dass der erste Frangipani, welchen die österreichische Geschichte kennt, den letzten Babenberger tödtete, und der letzte Frangipani, den sie nennt, nach 425 Jahren zu Wiener Neustadt enthauptet ward; endlich, dass ein Frangipani es war, welcher den unglücklichen Conradin und Friedrich von Oesterreich durch Auslieferung an Carl von Anjou aufs Blutgerüst brachte. Aber der Sohn dieses Frangipani empfing den Todesstoss im Jahr 1297 durch den Sicilianer Bernhard von Sarriano bei der Zerstörung von Astura.

Aus den Zeiten des Interregnums von Friedrich's Tod bis auf Rudolf von Habsburg, also aus der Zeit, in welcher Oesterreich an Böhmen, Steiermark an Ungarn kam, leitet Hr. Koch die erste hervortretende Wirksamkeit der während und aus Anlass des Zwischenreichs in einem geschlossenen Körper vereinigten Landstände von Oesterreich und Steiermark her. Er fügt jedoch in der Note S. 106 sehr richtig hinzu, dass dabei immer noch nicht an eine landständische Verfassung, wie diese im 15. Jahrhundert bestand, zu denken sey. Ueber Ottokar's Regierung in Oesterreich spricht sich Herr Koch weiter unten kurz und gedrängt auf folgende Weise aus:

Im December 1251 folgte der Markgraf von Mähren Premysl Ottokar (II.) den zum Markgrafen von Meissen geschickten Gesandten der österreichischen Landstände, die sein Vater gezwungen hatte, ihn statt einer der Söhne des Markgrafen von Meissen zum Herzog zu erbitten, mit einem Heere von Prag aus nach Oesterreich und ward von den Oesterreichern als Herzog angenommen. Bruno geborner Graf von Schaumburg und Holstein, seit 1245 Bischof von

Olmütz, ein einsichtsvoller und grosser Staatsmann, Ottokars Freund, ward Statthalter in Oesterreich und Steiermark. Er erbaute im Jahre 1230 Kremsier, das er 1264 zur Stadt, zu seiner Residenz und zum Domstift erhob. Ottokar, dessen Streben dahin gerichtet seyn musste, die nach Friedrich des Streitbaren Tode in Oesterreich und Steiermark eingerissenen Unordnungen und Gewaltthaten abzustellen, den Räubereien des Adels Einhalt zu thun, die untern Classen zu erheben und den gewaltigen Herren auf ihren festen Burgen Einhalt zu thun, übte anfangs ein blos strenges, später bei der Schilderhebung des Adels gegen ihn ein gewaltsammes, nicht selten die Form und das Gesetz verletzendes Regiment, sich stützend auf Ansehen und Macht, getrieben von Argwohn und Erbitterung, Klugheit und weise Mässigung hintansetzend. Im Jahre 1253 liess er die Oesterreicher Conrad Chamber und einen gewissen Chrigeler, aus unbekannten Ursachen (vielleicht trieben sie Räuberhandwerk) enthaupten. Beide wurden im Kloster Geras begraben. Im Jahre 1254 setzte er wieder mehrere österreichische Edelleute gefangen und liess zwei andere, Namens Eckartsau und Eberau, enthaupten. Auch den Feuertod liess er etliche andere Edelleute sterben. Er brach aber auch die Räuberburgen und machte sich um die öffentliche Sicherheit wohl verdient. Dem Heinrich von Lichtenstein, der an der Spitze der Gesandschaft stand, welche sich von Ottokar's Vater, Wenzel, dahin bringen liess, statt ihren Auftrag zu erfüllen, sich entweder Albrecht oder Dietrich von Meissen zum Herzog zu erbitten, Ottokar zum Herzogthum zu verhelfen, verlieh er früher schon (Jan. 1249) Nicolsburg. Dies geschah zur B e l o h n u n g  d e r  v i e l e n  u n d  g e t r e u e n  D i e n s t e, w e l c h e  e r  s e i n e m  V a t e r  u n d  i h m erwiesen habe, und zwar secundum jus et consuetudinem teutonicum, nachdem der damalige Eigenthümer, Wilhelm von Dürrnholz, darauf verzichtet hatte. Ganz auffallend war dem Ref. die Notiz, dass mit Venetianischen Waaren aus Oesterreich Handel mit Constantinopel getrieben ward.

An der Stelle, wo von König Richard's Urkunde für Ottokar die Rede ist, macht Herr Koch in der Note eine, wie es uns scheint, entscheidende Einwendung gegen Palacky. Die Stelle selbst lautet: „Am 9. August 1262 ward Ottokar zu Aachen durch Urkunde des römischen Königs Richard, doch ohne Willebriefe und Zeugenschaftsunterfertigung der Kurfürsten, weil er die Wahl Conradins verwerfen half, mit Böhmen und Mähren und mit den erledigten Reichsländern Oesterreich und Steiermark belehnt. Dass die Kurfürsten damit nicht einverstanden waren, fügt Herr Koch hinzu, beweiset die an die Wahl Rudolph's von Habsburg, geknüpfte

Bedingung beide Fürstenthümer wieder an das deutsche Reich zu bringen.“ Dazu gehört die folgende Note gegen Palacky: „Palackys Einwendung: es sey das Bestehen von Willebriefen in dieser Zeit erst nachzuweisen, hält nicht Stich. War der Gebrauch, Willebriefe auszustellen, noch nicht eingeführt (1273 war er es), so bestand doch das herkömmliche Recht, Reichsgeschäfte jedesmal mit Zuziehung der Reichsstände abzuthun, an welches der König gebunden war. Die Nichtbeobachtung dieser Form ergab Widerspruch der Ungültigkeit der Handlung (Herr Koch will sagen, begründete die Behauptung, dass die Sache selbst ungültig sey). Auf dem Hoftage zu Nürnberg um 1281 wurden alle ohne Einwilligung der Kurfürsten von König Richard vorgenommene Veräusserungen und Vergebungen als null und nichtig erklärt, was klar beweiset, dass die Sanction der Kurfürsten dazu altherkömmlich bestand und Rechtskraft gewonnen hatte.

Zu Seite 221 giebt Herr Koch die Stammtafel des Hauses Habsburg von Rudolf bis Ferdinand, und bezeichnet es als den Charakter des Anfangs der Regierung der neuen Dynastie, dass die Corporation der Ministerialen zum völlig ausgebildeten Territorialstaatsrath wurde. Nur in so fern, heisst es, wurden die Ministerialen Landstände; sie waren es blos als Räthe des Fürsten. Vasallenschaft und Anfänge der Staatsbürgerschaft entstanden zugleich durch die in Oesterreich bereits begonnene Verwandlung der unfreien Grundleute in freie Landsassen.

Dass Albrecht's I. Neffe und Mörder Johann von Schwaben (Johannes Parricida) zuverlässig um 1313 in einem Kloster zu Pisa gestorben sey, beweiset Hr. Koch durch Verweisen auf S. 84 von Kopp's Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde.

Ueber den Trausnitzer Vertrag zwischen Friedrich von Oesterreich und seinem Gegenkaiser Ludwig von Baiern, der hernach Herzog Leopold nicht anerkennen wollte, urtheilt Herr Koch S. 138 auf folgende Weise: „Ludwigs Zusammenkunft mit Friedrich bereiteten die Beichtvater beider Herrn vor und Ersterer war der Entsagung des Andern auf den deutschen Thron schon vsrsichert, bevor er nach Trausnitz ging. Da er nichts Anders wollte, so ist die endliche Freilassung nach einer achtzehnmonatlichen Haft eine durch Ludwigs höchst missliche Lage bedingte Klugheitsmaasregel gewesen. Friedrich aber handelte bewunderungswürdig gross; denn er hielt den Vertrag selbst dann, als ihn Pabst Johann nicht allein davon dispensirte, sondern sogar mit dem Bann drohte, in den Friedrich auch wegen seiner Gemeinschaft mit Ludwig wirklich verfiel. Dies war in einer Zeit, wo man mit Eiden und Verträgen spielte,

eine ausserordentliche Erscheinung, und der Antheil, den Friedrich's Gewissensrath an der Sache nahm, war rühmlich und erwähnungswerth.

Bei der genauen Aufzählung der Ereignisse der Regierung Albert's des Weisen oder des Lahmen, worüber wir bekanntlich das vortreffliche Buch von Kurz haben, hebt der Verfasser mit Recht hervor, dass er um 1351 verordnete, dass Almosen auf der Donau zwischen Ardaker und Yps ausschliesslich für die Kirche St. Nicola, wo er eine tägliche Messe gestiftet hatte, und zwar für den Strassenbau eingesammelt werden sollte. Dazu fügt dann Herr Koch hinzu: Noch Heutzutage besteht der Gebrauch auf der bezeichneten Strecke. (Da sieht man, wie conservativ die österreichische Regierung ist. Wie ersichtlich, wollte Albrecht zugleich für Erhaltung der Leinpfade an den Donauufern mittelst dieser Maasregel sorgen.)

Die Hauptpunkte der Stiftungsacte Rudolph's IV. für die Wiener Universität, um 1265, fasst Kerr Koch S. 149 so zusammen: Der Probst zu St. Stephan, als oberster Kanzler des Herzogthums Oesterreich, ist zugleich Kanzler der Universität. Die Universitätsmitglieder werden getheilt in vier Nationen, und vier Procuratoren, welche mit dem Rector den eximirten Gerichtsstand der Universität bilden. Obmann ist der Propst, sein Richter richtet über Leben und Tod. Für den Mörder eines Universitätsmitglieds giebt es kein Asyl. Die von Kaiser Friedrich II. gegründete Stephanskirche soll neben der Universität fortbestehen. Die Lehrgegenstände sind: Theologie (erst im Jahre 1384 vom Papste zugestanden), Sittenlehre, freie Künste, das bürgerliche und das Kirchenrecht, die Arzneiwissenschaft.

Wie der Verfasser S. 144 zum Jahre 1358 bemerkt, dass Herzog Rudolph IV., Albrechts Sohn, in diesem Jahr vom Grafen Gottfried von Habsburg Altrapperswyl erkaufte und um den Handel zwischen Italien und Deutschland zu fördern, die mehr als 1809 Schuh lange Brücke über den Zürcher See anlegen liess, so bemerkt er zum Jahre 1372 — 1380, dass in dieser Zeit Schiesspulver und Bombarden zum ersten Mal von den Oestreichern im Kriege gebraucht worden, und zum Jahre 1375, dass der erste deutsche Kalender von Wurmprecht in Wien verfasst, der sich in der Stiftsbibliothek zu Rein in Steiermark finde, in diesem Jahre verfertigt sey.

Die Niederlagen der Oesterreicher durch die Hussiten erwähnt Herr Koch S. 168 und schliesst damit, das er S. 169 berichtet: durch ihre Siege immer verwegener gemacht, unternahmen die Hussiten 1428 einen neuen Streifzug bis gegen Kornenburg und donauaufwärts bis Oberöster-

reich. Bei diesem Raubzuge ward das Kloster Waldhausen geplündert und zerstört. Dazu fügt er dann in der Note, er glaube, man müsse die Niederlagen der Oesterreicher durch die Hussiten ganz allein daraus erklären, dass diese unaufhörlich im Felde gewesen wären, die Oesterreicher aber kein ordentlich geübtes Heer gehabt hätten. An Tapferkeit und Muth habe es den Oesterreichern nicht gefehlt, denn die kleinen Schaaren derselben hätten stets ausgehalten und tapfer gekämpft, während die grosse Reichsarmee zu wiederholten Malen ganz auseinander gelaufen sey. Die Hussiten, setzt er hinzu, waren stets gerüstet und beständig zu Felde; darum und weniger ihres Fanatismus wegen (das möchten wir nicht unbedingt unterschreiben) behaupteten sie eine unbezwingbare Ueberlegenheit. Auf derselben Seite erwähnt er der Anstalten, welche in Oesterreich getroffen wurden, um die fanatisirten Slaven abzuwehren. Vom Jahre 1426, sagt er, ist das älteste bekannte (ständische) Aufgebotspatent zum Hussitenkriege. Aus der haussässischen Bauerschaft soll diesem Patente nach der zehnte Mann ausgehoben werden. Diese Leute, die eine gar jämmerliche Miliz mögen ausgemacht haben (dies meint Referent) mussten sich selbst bewaffnen (es fehlte also alle Einheit) und erhielten monatliche Löhnung. Die Familie des ausgehobenen zehnten Mannes sollte von den übrigen Neun beim Feldbau unterstützt werden. Ein Graf zahlte 50 Gulden, ein Freiherr 30, ein Ritter 10, ein Edelknecht 6 Gulden, der gemeine Mann war hier, wie überall, der, welcher für Alle büssen musste, denn er zahlte 2 Pfennige von jedem Gulden seines Eigenthumswerthes; diess nannte man den Hussitenpfennig. Es wurde nach diesem also in Oesterreich das Zwiefache von dem entrichtet, was im übrigen Deutschland nach den Bestimmungen der Frankfurter Versammlung zum Hussitenkriege gesteuert werden musste. Ausserdem gewährten noch die Stände eine ausserordentliche Kriegssteuer für die Jahre 1428 und 1432, behielten sich aber Nachlässe und Entschädigungen vor, wenn der Krieg länger als einen Monat währte, und sie auf ihren Besitzungen Schaden litten. Man wird daraus sehen, dass den Völkern ein militärisch tüchtiger, wenn auch despotischer Fürst viel lieber seyn musste, als solche Stände, wie die des Mittelalters waren, die sich nicht einmal vertheidigen wollten.

Diese aus dem sehr brauchbaren und quellenmässig gearbeiteten Werke ausgehobenen Stellen werden dem Leser der Jahrbücher zeigen, warum Referent das Buch gründlich, nützlich und geistvoll gearbeitet nennt. Er zieht stets vor, Proben beizubringen, statt sich ein entscheidendes Urtheil anzumassen. Die Jahrbücher sind nur für urtheilsfähige

Leser bestimmt, er überlässt es diesen daher, nach den Proben die ganze Arbeit zu beurtheilen, was ihn betrifft, so hat sie seinen ganzen Beifall, Ref. hält diese kurze Geschichte für reichhaltiger, als manches bändereiche Werk. Referent würde gern fortfahren, auch über die neuere Geschichte Stellen auszuheben, wenn er nicht durch das Gesetz dieser Blätter an Raum und durch seine andern Arbeiten an Zeit sehr beschränkt wäre. Um jedoch den verständigen und denkenden Lesern Gelegenheit zu geben, zu sehen, dass der Verfasser von einseitiger Beschränktheit des Urtheils oder sophistischer Verdrehung der Thatsachen so weit entfernt ist, wie es billig Jeder seyn sollte, der ein grösseres historisches Werk unternimmt, will er noch zum Schluss eine Stelle ausheben, wo von den Maassregeln der österreichischen Regierung die Rede ist, welche gegen die Protestanten nach der Schlacht auf dem weissen Berge bei Prag ergriffen wurden.

Ferdinand II., sagt er S. 242, schritt nach der gelungenen Bezwingung der Provinzen von 1624 — 1627 zur Vornahme der kirchlichen Reform. In Böhmen wurde allen, die nicht zur katholischen Religion zurückkehrten, Ausübung des Gewerbes und Handels verboten. Nur Katholiken war es vergönnt, Testamente zu machen. Jeder, der die 1622 verbannten lutherischen Prediger beherbergt, verliert Leben und Vermögen. Wer nicht zur katholischen Religion zurückkehrt, muss Böhmen verlassen. Auswandern darf man und ohne Vermögensabzug, man muss aber seine Güter innerhalb 6 Monaten verkaufen. Diese Zwangsmittel, fährt Herr Koch fort, von den Jesuiten angegeben, und von ihnen mit militärischen Beistand durch eine Reformationsvornahme von Haus zu Haus durchgeführt, bewirkten zwar die gänzliche Wiederherstellung der katholischen Religion in Böhmen, aber auch eine Auswanderung von 36000 der gewerbthätigsten und zum Theil angesehensten Familien. — In Oberösterreich ward mit dem Edict vom 10. Oktober 1626 ebenfalls entweder Rückkehr oder Auswanderung befohlen, aber in Niederösterreich mit Generalmandat vom 14. Sept. 1627 blos die Ausweisung aller lutherischen Prediger und Schullehrer. Dagegen mussten die niederösterreichischen Stände die Erlassung der Strafe, welche ihnen wegen ihrer Widersetzlichkeit zuerkannt worden war, mit einer Million Gulden erkaufen. Mähren ward wie Böhmen reformirt, nur Schlesien, für welches sich der Kurfürst von Sachsen verwendete, als er es bezwang, wurde, da Ferdinand den Majestätsbrief beobachtete wenigstens bis 1628 (Ueber die folgende Zeit muss man Wuttke's Geschichte Schlesiens vor 1740 vergleichen), als er den Majestätsbrief aufhob, mit der Gegenreform ver-

schont. Für Innerösterreich ergingen erneuerte Gegenreformations-Verordnungen in den Jahren 1625, 1628, 1635.

Referent glaubt dem Einem oder dem Andern der Leser der Jahrbücher einen Dienst zu thun, wenn er der Anzeige eines Buchs, das besonders für Rechts- und Staatsgeschichte wichtig ist, die eines andern Buchs beifügt, welches nicht eigentlich in sein Fach gehört, dessen Verfasser ihm aber persönlich als ein sehr achtbarer Gelehrter bekannt ist. Er will nur eine flüchtige Notiz davon geben, da das Büchlein zwar schon eine Zeitlang auf seinem Tische gelegen hat, er es aber doch einem Rechtsgelehrten überlassen muss, es nach Verdienst zu würdigen.

---

*Das Stadtrecht von Wiener Neustadt aus dem dreizehnten Jahrhundert. Ein Beitrag zur österreichischen Rechtsgeschichte von Dr. Joseph von Würth. Abgedruckt aus der österreichischen Zeitschrift für Rechts- und Staatswissenschaft. Jahrg. 1846. III.—V. Heft. Wien 1846. 112 S. 8.*

Da Referent sich kein Urtheil über diese gelehrte und gründliche Schrift anmassen darf, so will er, um nicht blos den Titel anzuführen, obgleich eigentlich diess seine Hauptabsicht ist, weil er zur Verbreitung eines für deutsche Municipalverfassung wichtigen Buchs beitragen möchte, Vorwort und Inhaltsanzeige mittheilen.

Das Stadtrecht von Wiener Neustadt, sagt der Verfasser, welches ich hiermit das erste Mal der Oeffentlichkeit übergebe, ist eins der wichtigsten Documente der Rechtszustände Oesterreichs im dreizehnten Jahrhundert. Im Zusammenhange mit den von Leopold VII. für Enns und Wien erlassenen Stadtrechten liefert es einen neuen Beweis, welche hohe Ausbildung auch die rechtlichen Verhältnisse jenem Herzoge dankten, an dessen Hofe die Kunst der Dichtung und des Gesanges blühte und dessen Regierung einen Culminationspunct der mittelalterlichen Culturzustände Oesterreichs darstellt. Jedem Freunde der vaterländischen Geschichte wird daher, wie ich hoffe, diese Gabe willkommen seyn.

Besonders erfreulich ist es aber, daraus zu ersehen, dass unsere einheimischen Rechtsverhältnisse und die dafür geltenden Normen in allen wesentlichen Beziehungen mit dem in Deutschland überhaupt und insbesondere mit den in Süddeutschland geltenden Rechten vollkommen übereinstimmen.

*(Schluss folgt.)*

## Würth: Das Stadtrecht von Wiener Neustadt.

(Schluss.)

Wir besitzen hierin die sicherste Gewähr, dass Oesterreich in jenen Tagen ein lebenskräftiger Zweig an dem frischen und starken Stamme des deutschen Gesammtvaterlandes war, und das Gefühl der Einheit mit dem grossen Ganzen, welches bei der Anschauung dieses treuen Bildes von den Sitten und Gebräuchen, den Ansichten und der Gesinnung unserer Vorfahren lebendig angeregt wird, ist der schönste Lohn für die Mühe des Forschens.

Was die Einleitung und die Bemerkungen betrifft, so glaube ich das Vorkommen mancher literarischen Nachweisungen, die dem Manne vom Fache völlig entbehrlich erscheinen dürfen, damit entschuldigen zu können, dass ich dadurch einem bei dem gänzlichen Mangel eines Handbuchs für die österreichische Rechtsgeschichte gewiss von vielen Lesern gefühlten Bedürfnisse zu entsprechen wünschte.

In der Schrift selbst handelt der Verfasser zuerst von dem Städtewesen des Mittelalters überhaupt und in Deutschland insbesondere. Ferner von dem Städtewesen und Stadtrechte in Oesterreich ob und unter der Enns im 12. 13. 14. Jahrhundert. Drittens von der Entstehungsgeschichte des Neustadter Stadtrechts. Bei dieser Gelegenheit giebt Herr von Würth die Beschreibung der ihm vom Bürgermeister von Neustadt Felix Miest Edlen von Treuenstadt aus dem Neustädter Archiv zur Benutzung überlassenen Handschrift. Dann folgt die Uebersicht des Inhalts des von Herzog Leopold VII. der Neustadt verliehenen Stadtrechts. Zum Schluss wird Herzog Leopold's VII. Freibrief für Neustadt mitgetheilt.

Da Referent einmal der Geschichte deutscher Städte und ihrer Verfassungen erwähnt hat, will er auch den Titel eines Werks beifügen, welches ihm ein von ihm sehr geschätzter ehemaliger Zuhörer und Hausfreund mitgetheilt hat, obgleich er das Buch, weil er, trotz seines Al-

ters, mit Arbeiten überhäuft ist, noch nicht mit der Aufmerksamkeit, deren es in jeder Rücksicht würdig ist, hat studiren können.

---

*Geschichte der Städteverfassungen von Italien seit der Zeit der römischen Herrschaft bis zum Ausgang des zwölften Jahrhunderts von Dr. Carl Hegel, ausserordentl. Professor der Geschichte an der Universität Rostock. 1. Band. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1847. 496 S. 8.*

Durch dieses mit Gelehrsamkeit, Tact im guten Styl geschriebene Buch, welches auf Forschungen beruht, die der Verfasser in Italien selbst angestellt hat, wird vollständiger, als bis dahin geschehen ist, die der Theorie Savigny's entgegengesetzte Meinung über Wesen und Ursprung der italienischen Städteverfassungen durchgeführt. Troya und Bethmann Hohlweg sind dem Verfasser neulich in Bestreitung der in Savigny's Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter aufgestellten Hypothese vom römischen Ursprunge deutscher Städteverfassungen entgegengetreten, Herr Hegel will nun auch den umgekehrten Satz vom deutschen Ursprung der italienischen Städteverfassungen im Einzelnen urkundlich nachweisen. Die Sache ist von der höchsten Wichtigkeit und Referent bedauert, dass er es einige Zeit hindurch aufschieben muss, Herrn Hegel's Buch, welches ein sehr genaues Studium fordert, zu studiren; er will indessen doch, um nicht den kahlen Titel zu geben, die Uebersicht des Inhalts beifügen, welche der Verfasser selbst in der Vorrede gegeben hat. Er sagt, er handle 1) von Entstehung, Blüthe und Verfall des römischen Städtewesens bis auf Justinian's Zeit. 2) Vom Untergange desselben in den griechisch-römischen Provinzen von Italien bis auf die letzten Spuren römischer Verfassung in den späteren Jahrhunderten des Mittelalters. 3) Von der Verfassung und den Zuständen des longobardischen Reichs, von der Lage der Römer und der Städte in diesem. 4) Von der fränkisch longobardischen Reichs- und Gemeindeverfassung in den Zeiten der Carolinger und der sächsischen Kaiser. Von der Auflösung der Grafschaften durch Immunitaten und Lehnswesen. Von den Anfängen der städtischen Gemeinde. — Anhang über die Lex Romana Utinensis. 5) Von der Periode der fränkischen Kaiser. Von den innern Kämpfen, aus welchen die städtische Gemeinde und die Verfassung der Consuln hervorgegangen. Von Mailand und von den Städten der Lombardei. Von Genua und

Venedig. Von den Städten von Toscana, insbesondere von Florenz. 6) Vom Kampf der lombardischen Städte mit Kaiser Friedrich II. bis zur Anerkennung der Freiheit. Von der neuen Verfassung mit Podestá. Von der Erhebung des dritten Standes in den innern Zünften. Von Guelfen und Ghibellinen und der Republick Florenz. 7) Von der Tradition des Alterthums. Von Rom im eilften und zwölften Jahrhundert, und von der Wiederherstellung des Senats. Von Arnold von Brescia und Cola di Rienzi. Im Anhange will hernach Herr Hegel vom Ausgange der römischen Städteverfassung bei Westgothen und Franken und vom Ursprung der Städtefreiheit in Frankreich und Deutschland handeln. Die Materie soll in zwei Bänden vertheilt werden. Dieser 1. Band enthält die drei ersten der angeführten Capitel, der 2. wird die vier letzten enthalten.

---

*Oesterreichs innere Politik, mit Beziehung auf die Verfassungsfrage. Stuttgart. Verlag von Adolph Krabbe. 1847. 346 S. gr. 8.*

Der Verfasser dieser Anzeige macht weder auf theoretische Kenntniss der Politik noch auf den Beruf zu einem Publicisten den geringsten Anspruch, er glaubt aber gleichwohl dem Publikum der Jahrbücher nützlich zu seyn, wenn er die Arbeit eines Mannes, der die Geschichte, die Statistik, die innere Beschaffenheit der einzelnen Provinzen Oesterreichs so genau kennt als Herr Matthias Koch zu dessen näherer Kenntniss bringt. Der Verfasser beginnt mit dem Satze, dass im Zeitraume eines Jahrhunderts drei Systeme der innern Politik in Oesterreich in Anwendung gekommen seien: das neugestaltende der Kaiserin Maria Theresia, das philantropische Josephs II. und das conservative der Imperatoren Leopold und Franz. Die beiden ersten Systeme seien aus dem klaren Bewusstseyn der Volksbedürfnisse und der Zeitanforderungen hervorgegangen, das conservative System dagegen sey das Erzeugniss äusserer Einflüsse gewesen, die so mächtig auf die Anschauung der Machthaber gewirkt hätten, dass sie geglaubt, die Staatssicherheit und ihr eignes Wohl erfordere, nicht etwa blos ein ermässigendes Verfahren in der frühern Richtung, sondern geradezu ein gegensätzliches. Kaiser Leopold, fährt Herr Koch hernach S. 7. fort, ergriff die Maasregel des conservativen Systems als Auskunftsmittel rascher Beschwichtigung der höhern Stände, welche sich gegen Josephs Reformen aufgelehnt hatten. Diese Maassregel kam also nur den grossen Herrn im Staate und in der Kirche, nicht aber dem Volke zu Gute, denn das Volk wurde dadurch

mit seinen Anforderungen gleichzeitig abgewiesen. Nimmermehr würde Joseph sich zu dieser der adeligen und klerikalen Opposition gemachten Concession verstanden haben, auch nicht auf die Gefahr hin, dass sie in offenkundigem Aufruhr losgebrochen wäre. Es hätte genügt, die übereilten Reformen einzustellen, und ihre Vornahme auf eine spätere Zeit zu verlegen. Das Schlimmste aber war, dass die von Kaiser Leopold dem Adel und Clerus gegebene Versicherung der Aufrechthaltung des status quo auch von seinem Erben und Nachfolger für verbindlich anerkannt und seine ganze Regierungszeit über mit einer strengen Folgegebung beibehalten worden ist.

Oesterreich erwuchs, heist es S. 12 weiter, ungefähr vom Jahre 1820 an, zum vollständigsten und ausgebildetesten Beamten- und Polizeistaate Europas. Von der Vielregiererei ward das Gemeindewesen, der Unterricht, die Wissenschaftspflege, ja selbst das kirchliche Leben in einen Zustand der Erstarrung versetzt. An die Stelle der lebensfrischen, innern eignen Erzeugung trat überall eine Fassung nach büreaukratischem Schema. Bis auf den Genuss ward Alles Uebrige, was in den Kreis menschlicher Bestrebungen fällt und von Freiheit der Bewegung bedingt ist, in die Schraubenpresse des — conservativen Systems eingezwängt. Es gab zuletzt kein Verhältniss mehr, in dem die Dinge nicht nach einem erkünstelten Zuschnitt, nach Formgleichheit und Einschiebung in das Volksbevormundssystem wären eingerichtet gewesen. Der Verfasser geht dann bis Seite 60. die Wirkungen des von ihm im Allgemeinen charakterisirten Systems und die Folgen desselben für den österreichischen Staat im Einzelnen durch. Er bemerkt jedoch S. 19.

Die aristokratische Parthei habe in unsern Tagen den lange Zeit sorgfältig vorgehaltenen Schleier ihres Geheimnisses höchst unvorsichtig selbst gelüftet. Zunächst schon beim Tode des Grafen Clam Martinitz, den sie mit Recht für die mächtigste Stütze ihrer Sache anzusehen gewohnt war, auf dem ihre Zukunftshoffnungen beruhten. Welche Trauer, welcher Weheruf um diesen Verlust! Unwillig, dass die Dinge nicht so rasch vorwärts gingen, wie sie von der gegenwärtigen Zeit zuversichtlich gehofft wurden, trat hiernach ein Führer der Parthei aus der Mitte der aristokratischen Parthei mit der Schrift Oesterreich und dessen Zukunft hervor. Er sagte plump und dumm gerade heraus, was die aristokratische Parthei insgeheim bisher angestrebt, was ihr misslungen, was sie selbst mit offener Empörung durchzusetzen gesonnen seyn. Seine Rede kommt darauf hinaus:

Wir wollen uns nicht länger mit dem begnügen, was wir haben; die Stellenbesetzung und der status quo sind uns viel zu ärmliche Vorrechte. Machttheilung heischen wir. Wir, die Vasallen, besitzen in Zukunft die anordnende, der Regent die vollziehende Gewalt. Für das Volk treten unsere Beamten an die Stelle der Landesherrlichen. Der Rechtszug von ihnen geht hinfüro nur noch an die Regierung, die schützende Mittelbehörde der Kreisämter ist abgethan. Unsere Vorrechte sind für alle Zeiten unantastbar. Wir, der Kern des Landes, machen als Provinzial- und Reichsstände die Gesetze. Wird uns nicht gewährt, so sey hiemit der Handschuh hingeworfen. In offner Empörung wollen wir erzwingen, was man uns versagt.

Die Wirkungen des Systems der Conservation im österreichischen Sinne führt der Verfasser hernach durch alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens hindurch und schliesst das erste Capitel mit den Worten:

Vergeblich würde man die Gebrechlichkeit des Systems mit der Mangelhaftigkeit aller menschlichen Einrichtungen beschönigen wollen, weil Mangelhaftigkeit nur in Nebendingen sich kund gibt, die Systemsgebrechen aber überall die Wesenheit der Dinge berühren und in so fern auf eine falsche Grundlage hinweisen. Ebensowenig lassen sich diese Gebrechen dem Verfahren und denen, welche es pflegen unterschieben, weil das Verfahren nicht ohne den genauesten Zusammenhang mit dem System gedacht werden kann, da alle, denen die Ausführung zukommt an strenge Vorschriften gebunden sind. Fehlerhaft erscheint die Grundlage des Systems desshalb, weil der Anschauung vom Staate die Idee einer Maschine unterliegt, denn nur bei dem mechanischen Trieb und Räderwerk ist das Conserviren seiner Einrichtung für eine stetige Dauer zulässig und sachgemäss. Starre Behauptung des status quo und die entschiedenste Ablehnung der Fortbewegung, als unläugbare Thatsachen der Erfahrung gegeben, zeugen für diese irrthümliche Auffassung der Idee vom Staate, während das davon abgeleitete conservative Prinzip, von staatsrechtlicher Seite betrachtet, als ein die Regierungsgewalt beschränkendes Zugeständniss, von praktischer Seite aber als ein Verwaltungshemmnisse und Culturrückschritte veranlassender Staatsfehler sich darstellt.

Im folgenden Capitel S. 61 — 77 setzt der Verfasser aus einander, wie er das Fortschrittssystem, welches er dem Conservativsystem entgegensetzt, keineswegs so verstehe, wie es die sogenannten Liberalen gewöhnlich verstehen und wie es in Frankreich verstanden ward, wo

man seit 1830 die sogenannte bourgeoisie ausschliessend begünstigte. In dieser Beziehung sagt er S. 76:

Die Mittelklassen sollten überhaupt nicht so einseitig begünstigt werden, als es überall geschieht. Man übersieht völlig, dass ihre ungeheure Kraftentwicklung auf dem materiellen Gebiet, den unteren bürgerlichen Classen Verderben bereitet, und dass der ganze niedere Gewerbstand dem Proletariat zureift. In dieser Hinsicht wird erforderlich seyn, dem Letztern eine ungleich grössere Sorgfalt zuzuwenden, als ihm bisher gewidmet worden ist. Diese Sorgfalt wird sich eines Theils hauptsächlich auf Zuführung der entbehrten und fast unaufbringlichen Geld- und Creditmittel zum Geschäftsbetrieb und anderntheils auf seine intellectuelle Bildung erstrecken müssen, um den Missstand auszugleichen, der zwischen dem Bürgerstand und den Mittelklassen besteht, welche gegenwärtig vorherrschend Träger und Fortpflanzer der Intelligenz sind.

Er geht hernach in einzelnen Abtheilungen den Zustand durch, worin sich in Oesterreich der Bauernstand, der Bürgerstand und die gemeine Arbeiterclasse, der Adel, der Clerus, die Büreaukratie und das Heer befinden. Von S. 185 — 212 ist dann von den wissenschaftlichen Zuständen und von der Censur die Rede. „Wissenschaft und Kunst werden in Oesterreich wie Dinge, die man der Sitte und des Rufs wegen haben muss, angesehen, mithin nebenher und mit grosser Beschränkung begünstigt. Das System lässt nicht zu, dass Wissenschaft Staatszweck und von rechtswegen anerkannt werde, weil es Gefahren für sich darin sieht. Wissenschaft erfährt daher vom System nicht Begünstigung, sondern im Allgemeinen Abbruch und im Besondern blos Duldung. Gänzliche Verbannung ist das Schicksal der philosophischen Speculation und der Politik, mit der selbstzufriedenen Rechtfertigung durch die Hinweisung auf die preussischen Zustände; Verstümmelung das Loos der Theologie, Jurisprudenz und Geschichte, die wie Bäume mit zurückgehaltener Triebkraft zur Zeit der Fruchtbildung behandelt werden; den Stoff, woferne er nur nicht gar zu viel enthält, ohne alle Zuthat auszulegen, geht an, die Behandlung aber, wenn sie eine pragmatische ist, darf nicht gegen das System verstossen. Würde z. B. ein Geschichtsschreiber von der Regierung des Kaisers Leopold sagen: „Die von den Jesuiten mit grausamer Verfolgung der Protestanten gesuchte kirchliche Gegenreform ist Ursache der zahlreichen Verschwörungen gewesen“ so hatte er sicherlich eine Censurabänderung zu erwarten, die etwa lautete: „Die von Ehrgeiz verblendeten Häupter der Malcontenten haben sich zu Verschwörungen hinreissen lassen.“

Der zweite Abschnitt ist überschrieben: Die Kunst und das Publikum. Der Verfasser hatte im vorigen Abschnitt bewiesen, dass keine Literatur in Oesterreich emporkommen könne, wenn nicht wenigstens das Bundestagsgesetz, dass jedes Buch, welches über zwanzig Bogen stark sey, ohne Censur gedruckt werden dürfe, in Oesterreich geltend gemacht werde, er beweiset in diesem Abschnitte, dass ohne grössere Freiheit der Gedanken überhaupt an keine wahre Kunst zu denken sey. Von einer Seite her lobt jedoch Herr Koch die Wirkung des geltenden Systemes.

Während, heisst es S. 217, sich das conservative System in allen politischen Verwaltungszweigen, mit Ausnahme der Dissidentenfrage, als unentsprechend der Zeit und dem reellen Bedürfnisse darstellt, erweist es sich im Allgemeinen zweckmässig, sobald wir den Rechtsboden betreten. Die von Kaiser Joseph II. hergestellte und beibehaltene Justizverfassung mit dem Rechtsgange dreier Instanzen, die durch seine Verordnungen von 1781 in den Kreisämtern aufgestellte Schutzbehörde des Unterthanen, so wie das von Kaiser Franz gegebene bürgerliche Gesetzbuch, das besste in ganz Deutschland, dem das peinliche zwar nachsteht, aber noch auf seinen Befehl einer Umarbeitung unterzogen worden ist, geben einen befriedigenden Rechtsschutz, dessen Schmälerung dem Verfasser von Oesterreich und dessen Zukunft bei seinen Reformationsvorschlägen besonders vorschwebte. Wenn sich inzwischen die Anwendung des Beharrungssystems in den Einrichtungen der Rechtspflege ganz zweckmässig erweiset und sich mit den bessten Gründen rechtfertigen lässt, so schliesst dieser Umstand doch keineswegs die Fortgestaltung aus — — — — Dem österreichischen Gesetz klebt das sehr wesentliche Gebrechen der Formerstarrung an. Kann ein Rechtssuchender der vorgeschriebenen Rechtsform nicht Genüge thun, so hilft seine und des Richters Ueberzeugung, dass das Recht auf seiner Seite sey, nichts, er behält gegenüber der Gegenpartei Unrecht. Da nun die Wenigsten Rechtskundige sind, in deren Voraussicht es läge, die gesetzliche Form zu Gunsten eintretender Streitfälle jederzeit im Voraus zu retten, um mit Rechtsansprüchen nicht zu kurz zu kommen, so führt das starre Halten an der Form in unzähligen Fällen, namentlich bei Billigkeitsansprüchen, offenbar unvermeidliche Rechtsverkürzungen herbei, denen nicht gesteuert werden kann, solange das bisherige Verfahren beibehalten wird. In peinlichen Sachen kommt noch ein Nachtheil hinzu, dass man nämlich an Ehre, guten Ruf und am Erwerb verliert, wenn man auf nicht gehörig begründeten Verdacht, wie das mitunter geschieht, dem Criminalgericht zugeschoben wird, dort ein

halbes, oder auch ein ganzes Jahr in Untersuchung unter den gemeinsten wirklichen Verbrechern zubringen muss und zuletzt ohne alle Entschädigung für unschuldig erklärt und entlassen wird. (In dieser Beziehung, meint der Verfasser, wäre besonders den Polizeibehörden in den Hauptstädten, namentlich in Wien, grössere Vorsicht zu empfehlen.) Dann empfiehlt der Verfasser die Oeffentlichkeit der Justiz aus andern Gründen, besonders aber, damit dem Volke nicht auch die Justiz verdächtig werde, wie ihm die Regierung durch die auffallende Begünstigung des Adels längst verdächtig geworden sey. Das Volk, sagt er, unterscheidet im Puncte der Adelsbegünstigung die politische Seite nicht von der rechtlichen, da ja überdies vom Adel soviel Unfug öffentlich getrieben wird, dass das Volk nothwendig auf den Gedanken gerathen muss, dass das Gesetz für den Adel Ausnahme mache. Der Verfasser führt bei der Gelegenheit an, dass von öffentlicher und ungescheuter Uebertretung polizeilicher Vorschriften durch die Privilegirten unter andern das Schnellfahren des Adels in den engeren Gassen Wiens zeuge, wodurch immerfort Menschen gefährdet und unglücklich gemacht werden. Es zeugt davon, fährt er fort, ferner das im Angesicht des kaiserlichen Hofes und des zahlreich versammelten Publikums dreist die Vorschrift verletzende Heraustreten der Adelsequipagen aus der Wagenbahn der Praterfahrten. Es zeugt endlich auch am allergrellsten vom Gesetzeshohn, dass der adeliche Wagenlenker oder Reiter dem Zurufe der Polizeiwache, die Ordnung nicht zu verletzen, mit einer Fluth von Schimpfworten und gezückter Peitsche entgegnet und — fortmacht.

Von Seite 225 bis 313 folgen Reformvorschläge. Aus diesen Vorschlägen kann Referent nicht, wie er vorher gethan hat, die Stellen ausheben, die ihm für die Ansichten des Verfassers charakteristisch erscheinen und zugleich den Lesern der Jahrbücher an einzelnen Beispielen zeigen können, wie viel Interessantes über den Zustand Oesterreichs sie in dem Buch finden; hier kommt Alles auf den Zusammenhang an, einzelne Stellen wären unverständlich. Er übergeht also diesen Theil des Buchs.

Von S. 313 — 346 d. h. bis ans Ende des Buchs behandelt der Verfasser die Verfassungsfrage. Diesen in unsern Tagen doppelt und dreifach wichtigen Theil des Buchs empfiehlt Referent dem Studium der Leser der Jahrbücher, er selbst ist zu wenig Publicist, um sich auf eine Untersuchung über Verfassungen einzulassen.

*Reise in Oberösterreich und Salzburg auf der Route von Linz nach Salzburg, Fusch, Gastein und Ischl. Mit einem historischen Anhang, Abbildungen und statistischen Tabellen, von Matthias Koch. Wien, 1846. Druck und Verlag bei J. F. Sollinger. 559. S. 8.*

Da Referent die Gegenden, welche der Verfasser beschreibt, vor drei Jahren selbst bereiset hat, so ist er im Stande die Leser zu versichern, dass er lange kein Buch in der Hand gehabt hat, welches in statistischer, topographischer, historischer Rücksicht und auch sogar in Beziehung auf Idiom und Sprachdialecte des darin behandelten Landes genügender wäre. Er bedauert aufrichtig, dass er das Buch nicht drei Jahre früher besessen hat, weil er daraus sieht, wie viel ihm entgangen ist, obgleich er mehrere bekannte Bücher und unter diesen ziemlich vollständige Beschreibungen bei sich hatte. Herr Koch hat indessen nicht blos selbst genauer und schärfer beobachtet als andere vor ihm, sondern ihm standen auch bessere Hülfsmittel zu Gebot. Er sagt in dieser Beziehung über die grosse Ausführlichkeit, mit welcher in seinem Buche ein sehr kleiner Theil von Oesterreich beschrieben ist: Wurden bisher Länder, die nicht zu Deutschland gehören, besonders aussereuropäische mit grosser Ausführlichkeit behandelt, so wird es nun einmal an der Zeit seyn, den deutschen Ländern und Völkern mindestens gleiche Sorgfalt zuzuwenden. Beklagt man es häuffig, dass Oesterreich eine terra incognita sey, dessen innere Zustände und Verhältnisse im Dunkel liegen, so kann wenigstens unsere Arbeit dieser Vorwurf nicht treffen. Durch die gütige Bereitwilligkeit der k. k. Staatsbehörden in den Stand gesetzt, amtliche Erkundigungen einzuziehen, vermögen wir zahlreiche Aufschlüsse über die inneren politischen Verhältnisse der behandelten Landestheile zu bieten und zwar nicht blos im Allgemeinen, sondern von jedem einzelnen auf dieser Reise berührten Gebiete (Pflegegerichtsbezirke). Da wir diese mühevollen Forschungen aus dem eben bezeichneten Grunde und in der Absicht angestellt haben, um im Stande zu seyn, zuverlässige und zum Theil ganz neue Beiträge für die Landeskunde von Oesterreich liefern zu können, so schmeicheln wir uns u. s. w. Am Ende wird, nachdem die einzelnen Theile von Oberösterreich beschrieben sind, um die einzelnen Beschreibungen zu einem Ganzen abzurunden, eine Uebersichtstafel über Bevölkerung und Bodenproducte von sämmtlichen Kreisen nach neuesten amtlichen Erhebungen beigefügt.

*Wiener Kanzleizustände aus den Memoiren eines österreichischen Staatsbeamten. Leipzig, Hartknoch, 1846. 346 S. gr. 12.*

Referent führt dieses Buch eines Oesterreichers, der weniger allgemeine Kenntnisse und weniger Einsicht im Staatswesen, in Staatsverwaltung und in den Zustand der einzelnen Provinzen besitzt als Herr Koch, aus der einzigen Ursache an, weil man darin durch Thatsachen aus einem einzigen Zweige des Bureauwesens lernt, wohin jenes Erstarren in Formen und jenes verkehrte Aufrechthaltungsprinzip führt, welches Herr Koch in der Schrift über Oesterreichs innere Politik tadelt. Das Büchlein über die Staatsbuchhaltung, welches wir anführen, enthält keine Räsonnements, ist auch keineswegs gut geschrieben, auch mag im Einzelnen Manches so arg nicht seyn, als es hier von einem misvergnügten alten Mann geschildert wird; doch bleibt, wenn man auch fünfzig Prozent abzieht, noch genug übrig, um zu erklären, warum ein so herrliches Land, wie Oesterreich, von einem biedern und tüchtigen Stamme bewohnt, überschuldet ist, in jedem Kriege beschimpft wird und genöthigt ist, mitten im Frieden ein Anleihen nach dem andern zu machen.

Grosse Staatseinsichten wird man von dem siebenzigjährigen Verfasser, der in dem Buche seine Laufbahn erzählt, nicht erwarten. Er war Lehrling bei einem Krämer, dann Unteroffizier, dann Fourier in der Hofkriegsbuchhaltung. Er behauptet, diese Censurstelle habe, um die ungeheuern Rückstände aufzuräumen, eine grosse Anzahl mechanischer Arbeiter erhalten, welche durch Jahre lange Uebung in dem Mechanischen des Buchhaltens eingeweiht seien. „Man hatte Leute von allen Professionen, als Schuster, Schneider und Färbergesellen daselbst zu Beamten gemacht, ja selbst Metzgerknechte fungirten daselbst in Chargen und Würden, weil sie schreiben, lesen und rechnen gelernt hatten.“ Auf diese Weise, sagt er, kamen an sechzig Fouriere in die Hofkriegsbuchhaltung. „Was man unter diesen sechzig Individuen für ein Pêlemêle von Menschen fand, lässt sich nach dem Gesagten leicht vermuthen.“ Doch führt er fort:

„Mein Fleiss half mir auch hier fort. Ich wurde bald darauf zum zeitlichen Assistenten, dann zum Accessisten, später zum Ingrossisten, und nach zwanzigjähriger Dienstleistung zum Rechnungsoffizialen befördert.“ Er klagt dann, dass er hernach nach zwei und dreissigjähriger Dienstzeit mit 900 Gulden in Ruhe gesetzt sey, man muss ihm also einige üble Laune zu gut halten und bei den erzählten Thatsachen daran denken, dass ein grämlicher siebenzigjähriger Mann sie berichtet. Es ist

aber nicht die Wahrheit der Erzählung des Einzelnen, sondern die Beschreibung des schauderhaften Mechanismus im Allgemeinen, die uns das Buch wichtig macht.

---

*Geschichte des englischen und chinesischen Kriegs von* Karl Friedrich Neumann. *Leipzig, Teubner. 1846. 358. S. gr. 8.*

Herr Professor Neumann in München gehört bekanntlich unter die wenigen Gelehrten in Deutschland, welche sich mit der chinesischen Sprache beschäftigen und die Sitten des Volks kennen, auch das Land selbst gesehen haben; er war daher unstreitig vor allen andern berufen, die Geschichte des Kriegs der Chinesen mit den Engländern zu schreiben. Die Schwierigkeit war, die Erzählung seinen Landsleuten einigermassen anziehend zu machen, diese Schwierigkeit hat er auf eine sehr geschickte Weise beseitigt. Um daher das Buch den Lesern der Jahrbücher, denen Herr Neumann nur als Kenner des Armenischen und Chinesischen und als Forscher über Stämme und Verzweigungen von Völkerschaften bekannt seyn möchte, von dieser Seite zu empfehlen, wollen wir die Stelle anführen, worin er selbst angibt, wie er den trockenen Stoff belebt und fruchtbar gemacht hat. Es ist eine harte Sache die Heldenthaten zu beschreiben, wodurch eine mit Opium-Gift handelnde starke Nation die schwächere zwingt, sich für Geld von ihr vergiften zu lassen.

Ich hielt es, sagt Herr Neumann, für angemessen, in die Geschichte des englisch chinesischen Kriegs alles dasjenige zu verflechten, was das Verhältniss der Zustände, der gegenwärtigen und künftigen Ereignisse erleichtert und den denkenden Leser in den Stand setzt, sich hierüber ein selbstständiges Urtheil zu bilden. Es wurden zu dieser, Darstellung des Culturlebens der chinesischen Menschheit nicht blos die Erfahrungen benutzt, welche ich selbst auf einer Reise nach China gesammelt habe, sondern auch die Angaben vieler einheimischen Litteraturwerke, dann die Beobachtungen und Nachrichten der zahlreichen westlichen Reisenden und Gelehrten. Durch diese Abwechselung von Geschichte und Schilderung schien mir es auch am leichtesten möglich zu seyn, das Trockene und Unerquickliche zu vermeiden, welches allen unsern Beschreibungen China's anhaftet von der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bis auf den heutigen Tag. Eine genauere Kenntniss des Mittelreichs und seiner Institutionen scheint aber in unsern höchst beweg-

ten Zeiten, abgesehen von ihrem eigenen selbstständigen Werth, selbst ein praktisches, ich möchte sagen, ein vaterländisches Interesse darzubieten.

---

*Die Völker des südlichen Russlands in ihrer geschichtlichen Entwikelung. Eine von dem königlichen Institut von Frankreich gekrönte Preisschrift. Von Karl Friedrich Neumann. Leipzig, Teubner. 1847. 174. S. gr. 8.*

Da eine allgemein als competent anerkannte Behörde über den Werth dieser Schrift entschieden hat, so bedarf sie einer weiteren Empfehlung nicht; es ist für diejenigen, welche sich für den Inhalt interessiren, hinreichend, dass hier blos der Erscheinung derselben erwähnt werde; doch will Referent der blossen Angabe des Titels noch die Andeutung des Gangs, den Herr Neumann bei seinen Forschungen genommen hat, hinzufügen.

Er geht von der Beschreibung des Landes aus, erwähnt der Stämme, welche sich in den ältesten Zeiten dort aufhielten, und zählt dann nach einander auf Skythen, Türken, Sarmaten, Slawen, Sueven, Finnen, Kalmuken, Mongolen und geht endlich zu den Gothen über. Im zweiten Abschnitt gibt er das, was er völkerkundliche Ansicht der Chinesen nennt, und redet von Alanen und Osseten. Im dritten Abschnitt ist vom grossen Hunnenreiche die Rede und es wird ein Gemählde hunnischer Sitten und Gebräuche gegeben. Der vierte Abschnitt schildert die Auflösung des Hunnenreichs, Sienpi und Topo werden erwähnt, der Titel Chakan erklärt. Der Abschnitt schliesst mit den Türken. Im fünften Abschnitt wird von den Bulgaren, Awaren, Chazaren, Wesen und Wogulen, Petschenegen, endlich von den Ungern und von der Errichtung des ungerischen Reichs gehandelt. Im sechsten Abschnitt folgen Normannen und Russen,-Székeli,-Kassochen,-Kosaken- und Usen-Komanen; Polowzi Noghaien u. s. w. Ein Anhang enthält die Untersuchung über die Abstammung der Bayern, welche aufrichtig gesagt, Referent an dem Orte nicht erwartet hatte.

---

*Würtembergische Geschichte von Dr. Christoph Friedrich Stälin, Oberstudienrath, Oberbibliothekar der k. öffentlichen Bibliothek u. s. w. u. s. w. Zweiter Theil. Schwaben und Südfranken. Hohenstauffenzeit. 1080-1268. Stuttgart und Tübingen. J. G. Cotta. 1847. 805. S. gr. 8.*

Es wird vielleicht dem Herrn Verfasser und dem Publikum scheinen, dass ein für die ganze deutsche Geschichte so ausserordentlich wich-

tiges, so gründliches und mit einem grossen und umfassenden Kenntniss aller Quellem und Hülfsmittel gearbeitetes Werk, wie die Geschichte Würtembergs von Herrn Stälin, weit ausführlicher hätte angezeigt werden sollen, als in diesem Augenblicke geschehen kann; allein Referent glaubt, es sey besser, wenigstens die Erscheinung der schätzbaren Fortsetzung des bedeutenden Werks den Kennern recht bald kund zu thun, als durch Aufschub den Zweck der Anzeige eines Buchs, welches der Einführung oder Empfehlung gar nicht bedarf, ganz zu vereiteln.

Referent hat des ersten Theiles dieses Werks seiner Zeit mit gebührendem Lobe in den Jahrbüchern gedacht; er verschob, als er den zweiten Theil erhielt, die Anzeige desselben, weil er immer hoffte, Zeit zu gewinnen die darin behandelte Zeit unter der Leitung des Vefassers vor den Augen des Publikums durchgehen und das Verdienst des Verfassers als seines Wegweisers im Einzelnen dankbar anerkennen zu können. Herr Stälin ist, wie Herr Stenzel in Breslau, ein sehr zuverlässiger Führer; Referent würde ihm daher gewiss für manche Berichtigung seiner Weltgeschichte denselben Dank haben zollen müssen, den er jederzeit dem Herrn Stenzel dafür gezollt hat, dass er ihn in seiner Geschichte der fränkischen Kaiser auch auf so manche Uebereilung in der grösseren Weltgeschichte aufmerksam gemacht, und sich dabei so ganz und gar nicht gebrüstet hatte. Wer selbst versucht, Alles aus den Quellen zu ziehen, der wird am besten sehen, wie sehr viel leichter jeder Irrthum zu vermeiden ist, wenn man bloss der gebahnten Strasse folgt, und die gewöhnlichen Handbücher und Tabellen fleissig benutzt. Es war daher ein zu ungeheueres Unternehmen, dass Ref. in seiner Jugend bei einer allgemeinen Geschichte Alles aus den Quellen ziehen wollte. Es konnte nicht fehlen, dass das Publikum dadurch bei ihm hie und da im Einzelnen verlor; im Ganzen hat es, auch durch den blossen Versuch, gewonnen, und es freut ihn, dass Männer wie Herr Stenzel und Herr Stälin diess anerkennen, und dass er von ihnen hört nicht er allein dabei gewonnen hat, obgleich er eigentlich nur schrieb, um zu lernen. Er glaubt sich daher auch am mehrsten berufen, Forschungen anderer Gelehrten über einzelne Theile dankbar zu preisen. Seine Kürze wird man entschuldigen, da es bekannt genug ist, wie vielfach seine Zeit in Anspruch genommen ward.

Zum Lesebuch ist übrigens des Herrn Stälin's Buch weder gemacht, noch bestimmt, und es macht dem Verfasser viel Ehre, dass er durchaus nicht bemüht ist, zugleich Dilettanten und Gelehrte zu befriedigen, sondern dass er ausschliessend für Kenner und Forscher arbeitet. Es wird desshalb niemand künftig die Geschichte dieser Periode be-

handeln dürfen, ohne des Herrn Stälin Buch zu benutzen. Den Faden der allgemeinen Geschichte gibt der Verfasser in den ersten 12 Paragraphen und zwar bis auf Herzog Conradin und Kaiser Richard Löwenherz. Dann folgen bis §. 38 erst die herzoglichen Geschlechter; Hohenstaufen, Welfen, Herzoge von Züringen, von Teck nebst den Markgrafen von Baden und von Hochberg. Hernach folgen sämmtliche Grafengeschlechter, deren Stammburg im jetzigen Würtemberg lag, nebst den Grafen von Zollern. Dann die freien Herrn, als da sind, die von Hohenlohe, von Langenburg, von Neisen, Herrn von Urslingen, Herzoge von Spoleto. Als Dienstmänner werden aufgeführt: Die Reichsdienstmänner von Fronhofen (Königseck), die Reichsschenken von Limpurg, Reichsmarschälle von Rechberg, Reichsdienstmänner von Tanne, Waldburg, Winterstetten, Schmalneck Winterstetten. Endlich folgt zum Schluss §. 39 das Allgemeine über den Staat, S. 639—677. Dann über die Kirche, S. 677—754. Dann über Künste und Wissenschaften, S. 754—777, endlich §. 42. Ueber Gewerbe, Handel, Sitten, von S. 777—783. Eine bedeutende Zahl von Tabellen, und ein vortreffliches, durchaus vollständiges Register erhöhen den Werth und die Brauchbarkeit des jedem Forscher deutscher Staats- und Rechtsgeschichte durchaus unentbehrlichen Werks.

Um nicht wieder, wie diess bei den Sprüchwörtern und sinnreichen Sprüchen und einer andern Arbeit des Herrn Professor Eiseleins geschehen ist, durch Umstände und Mangel an Zeit abgehalten zu werden, der verdienstlichen Mühe zu erwähnen, welche dieser Gelehrte der Aufhellung einzelner Punkte deutscher Geschichte und Litteratur gewidmet hat, will der Verfasser dieser Anzeige noch eines Büchleins erwähnen, welches er in dem Augenblicke erhält, als er der Redaction der Jahrbücher die vorhergehenden Anzeigen einschickt. Eine Kritik, wenn überhaupt Kritik Zweck der Jahrbücher wäre, würde schon dadurch überflüssig werden, dass in der Schrift eine Untersuchung von Oertlichkeiten enthalten ist, dass die beigefügten Abbildungen Hauptsache sind, und dass aus der Dedication hervorgeht, dass der Bürgermeister von Constanz, ein Gemeinderath und der Doctor Marmor den Professor Eiselein in seinen antiquarisch-historischen Untersuchungen unterstützt haben. Die Bürgschaft patriotischer Männer für Untersuchungen, die ihre Vaterstadt angehen, ist unstreitig besser und empfehlender, als das Lob eines mit den Oertlichkeiten und der Geschichte derselben nicht bekannten Gelehrten seyn könnte. Der ausführliche Titel sagt übrigens Alles, was Referent etwa in Beziehung auf die Schrift sagen könnte, er will ihn daher beifügen:

*Begründeter Aufweis des Platzes bei der Stadt Constanz, auf welchem Johannes Huss und Hieronymus von Prag in den Jahren 1415 und 1416 verbrannt worden. Aus alten Urkunden und Handschriften des Stadtarchivs zu Constanz erhoben und verfasst von* Eiselein, *Professor. Sammt Abbildung des gleichzeitigen Gemäldes von Hussens Ausführung zum Scheiterhaufen. Plan der Stadt Constanz im Jahre 1548 und 1623, so wie topographischer Karte des Paradieses und Brühls. Verlagsbuchhandlung Bellevue. 1847. 78 S. und drei Lithographien.*

Auf einem angehängten Blatte kündigt Herr Eiselein an, was vielleicht manchen Leser der Jahrbücher interessiren wird, dass er nächstens abdrucken lassen werde:

*Uolrichs von Richental, ains burgers ze Costenz, chronik des allgemainen Conciliums in dieser Stadt. Getreu aus den zwo vorhandenen gleichzeitigen Handschriften mit ihren sämtlichen Gemälden.*

**Schlosser.**

---

*Correspondance inedite de Mabillon et de Montfaucon avec l'Italie, contenant un grand nombre de faits sur l'histoire religieuse et litéraire du 17. siècle, suivie des lettres inedites du P. Quesnel à Magliabechi, bibliothecaire du grand-duc de Toscane Come III. et au cardinal Noris. Accompagnée de Notices, d'Eclaircissements et d'une table analytique par M. Valéry, bibliothécaire du roi etc. etc. Paris, Jules Labitte, libraire-editeur, 66 Passage des Panoramas 1846. T. I. LVII und 355 S. T. II. 410 S. T. III. 451 S. in gr. 8.*

Es sind in neuester Zeit gar manche Correspondenzen von Männern zu Tage gefördert worden, welche in der Politik, oder im Krieg, an den Höfen der Fürsten oder in wissenschaftlichen Kreisen eine Rolle gespielt und einen Namen sich gewonnen haben; wer wollte läugnen, dass Manches von Bedeutung damit zu Tage gebracht, manche Aufklärung, manches Licht über dunkle, oft ungeahnete Gegenstände verbreitet worden? Aber wer wird auch in Abrede stellen können, dass manche dieser Corespondenzen uns höchst unangenehm berührt, uns mit Schwachheiten und Armseeligkeiten von Männern bekannt gemacht haben, die wir bisher mit Achtung zu nennen, ja zu verehren gewohnt waren, dass man-

cher unfruchtbare Streit über verletzte Persönlichkeit dadurch veranlasst worden, während zugleich Manches, was wenig oder gar keine Bedeutung für die Nachwelt hat, hervorgezogen worden ist, ohne dass die Wissenschaft oder die Zeit- und Sittengeschichte daraus einen Vortheil hätte gewinnen können, ausser etwa den, dass uns hie und da ein Blick hinter die Culissen geöffnet wird in das gelehrte Misere, in die Erbärmlichkeiten und Intriguen der Gelehrten, in das Treiben der gelehrten Kameraderieen, oder die Kabalen der Universitäten, und dergleichen mehr. Von Allem dem findet sich Nichts in der vorliegenden, hier zum erstenmahl im Druck erscheinenden Correspondenz, die einen schönen Beitrag zur Gelehrten- und selbst auch zur Sittengeschichte aus dem Ende des siebenzehnten und dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts liefert, und wenn auch nicht gerade Alles, was wir darin jetzt lesen, für bedeutend und wichtig angesehen werden kann, so kommt doch in diesen Briefen, die nicht blos die beiden auf dem Titel zuerst genannten, einer gründlichen Coryphäen Gelehrsamkeit, sondern auch eine Reihe anderer und zwar der angesehensten Gelehrten Italiens und Frankreichs aus jener Periode umfasst, Nichts vor, was uns verletzen oder was in irgend einer Weise Anstoss erregen könnte; dafür bürgt auch schon der Name dieser Männer, ihr milder, ächt christlicher Charakter, der ihnen die gerechte Anerkennung einer jeden Zeit sichern muss, verbunden mit einer Gelehrsamkeit, in der nur Wenige mit ihnen sich messen dürften; und dieses umfassende Wissen ist geschmückt mit einer Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit, die gegen den gelehrten Eigendünkel unserer Tage vortheilhaft absticht, dabei von jedem Rigorismus und jedem Fanatismus gleichweit entfernt ist. In dieser Beziehung hinterlassen diese Briefe einen wohlthuenden Eindruck: wir finden in ihnen den getreuen Spiegel des gelehrten Lebens und Verkehrs, wie er um jene Zeit unter den gelehrtesten Männern, welche Frankreich und Italien damals aufzuweisen hatte, sich gestaltet; wir finden darin bemerkenswerthe Nachrichten fast über alle gelehrten Erscheinungen jener Zeit, so wie über die eigenen Schriften jener beiden Männer, und da in der Regel den von ihnen ausgehenden Briefen auch die Antworten — da, wo solche aufzutreiben waren — beigefügt sind, so wird das ganze Bild vervollständigt, und in diesen Briefen uns, wie der Herausgeber sich ausdrückt, eine wahre literärische Chronik von Paris, Rom und Florenz geboten, aus der zugleich der damalige Zustand der Pariser Presse im siebenzehnten Jahrhundert in einer nicht unvortheilhaften Weise erkannt werde.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 33. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Correspondance inedite de Mabillon et de Montfaucon par Valéry.

(Schluss.)

Freilich, setzen wir hinzu, war die Presse damals noch nicht durch die Tagesliteratur, die jetzt Alles verschlingt, so sehr in Anspruch genommen. Uebrigens fehlt es in dieser Correspondenz, neben den die Gelehrtengeschichte berührenden Nachrichten und neben so manchen andern Notizen über kirchliche und gelehrte Streitigkeiten jener Zeit, auch nicht an einzelnen interessanten Bemerkungen und Schilderungen über Italien, insbesondere über Rom und den päbstlichen Hof, über dortige Vorkommnisse und Vorfälle, in deren Berichterstattung sich das Urtheil dieser Männer unbefangen, namentlich auch über Alles das ausspricht, worin sie eine Abweichung von dem Bessern und Wahren erkennen. Wir sehen daraus, dass diese Männer dem Leben der Zeit und den Fragen, die es bewegten, keineswegs so fremd waren, als man gewöhnlich glaubt: kann doch, um nur Eins anzuführen, Mabillon gewissermassen für den Erfinder des jetzt so Viel, in den Schriften der Strafrechtslehrer, in den Zeitungen, wie in den landständischen Kammern besprochenen Zellensystems gelten, worüber er sich in einer vom Herausgeber aus den Oeuvres posthumes II. p. 334 angeführten Stelle auf eine ganz zweckmässige Weise ausgesprochen hat, die wir dort selbst nachzulesen bitten. Wir werden es daher auch wohl begreifen, wenn der Herausgeber dieser Correspondenz seine Theilnahme für die gelehrte Corporation ausspricht, der diese Männer angehörten, welche fern von dem Getümmel der Welt, einzig und allein in stiller Zurückgezogenheit ihre Kräfte der Wissenschaft widmeten; wenn er die Sitze solcher Corporationen bezeichnet als „veritables foyers litéraires qui manquent aujourd'hui“ und wir begreifen es auch, wenn er aus diesem Mangel andere Folgerungen ableitet, die wir lieber mit seinen eigenen Worten hier anführen wollen: „De là cette barbare indifférance pour les oeuvres les plus élevées de l'histoire, de la critique et d'erudition et la difficulté à les publier; car elles n'ont presque point de public. Sans retomber dans les abus et les scandales passés, le rétablissement d'un certain nombre d'ordres savants limité par

la loi, serait secourable aux arts de l'esprit et mêmes aux interêts matériels; ce qu'on appelle le progrès devrait y ramener notre société inquiète, gênée, que l'industrie est reconnue impuissante à nourrir, que menace, qu'envahit le paupérisme et dont une partie seule pourra bientot se donner les douces, les inépuisables, mais très coûteuses jouissances de la famille" (p. IX). In diesem Hinblick auf die jetzigen Verhältnisse berechnet uns der Herausgeber, wie der jährliche Aufwand für ein Glied jener gelehrten Corporation von St. Maur sich auf 437 Livres belief, wovon dann leicht die Anwendung auf unsere Zeit sich machen lässt: „Il n'est point aujourd'hui d'homme jeune et de quelque capacité qui, armé du diplôme de bachelier ne reclame de l'état et de la societé un salaire plus elévé." Bei dieser Gelegenheit erinnert der Herausgeber sogar an Napoleon, welcher, in Betracht der Nützlichkeit der Klöster, deren für die Wittwen seiner Obersten und Generale zu stiften beabsichtigt habe *)!

Gehen wir nun näher zu der hier im Drucke mitgetheilten Correspondenz über, so ist sie das Resultat vieljähriger, schon vor zwanzig Jahren von Seiten des Herausgebers unternommener Forschungen, die noch zuletzt im Jahre 1843 auf einer Reise nach Italien wiederholt wurden, und so denselben in den Stand setzten, aus den Bibliotheken und Archiven zu Paris, Florenz, Rom und Monte Cassino, diese Sammlung von 408 meist ungedruckten Briefen, zu welchen noch 20 weitere im Anhang kommen, dem Publicum zu übergeben. Bei jedem dieser Briefe ist genau die Quelle angegeben, aus der er stammt; ferner sind fast jedem Briefe erläuternde Bemerkungen über einzelne darin vorkommende Beziehungen auf Literatur und Gelehrtengeschichte vom Herausgeber beigefügt, der überdem ein Verzeichniss aller der namhaften Personen und Gelehrten vorausgeschickt hat, welche in dieser Correspondenz erwähnt werden, mit Angabe der sie betreffenden biographischen Notizen, insbesondere ihres Verhältnisses zu den beiden Gelehrten, in deren Correspondenz dieselben vorkommen. Eben so dankenswerth ist die dem dritten Bande (p. 303 — 451.) angehängte Table analitique des matières contenues

*) Hier setzt jedoch der Herausgeber, der von solchen Versorgungsanstalten einen andern Begriff zu haben scheint, hinzu: „Mais le travail et la prière d ivent être l'âme de ses associations régénerées; le relâchement, l'abaissement intellectuel de nos derniers ordres religieux les déconsidéreraient à jamais aux régards prévenus du siècle. La science chrétienne du cloitre, fruit salubre de la retraite, serait un antidote puissant et utile au savoir sceptique du monde" (p. XI).

dans les trois volumes; sie bildet ein vollständiges Sach- und Personenregister über Alles, was in diesen Briefen vorkommt und erleichtert dadurch auch für die, welche das Ganze zu durchlesen ausser Stand sind, die Benutzung des mannichfachen Inhalts dieser Correspondenz.

In den beiden ersten Bänden sind hauptsächlich Correspondenzen Mabillon's enthalten; die nächste Veranlassung dazu bot allerdings die Reise, welche Derselbe 1685 vom ersten April an bis zum zweiten Juli 1686 nach Italien unternahm, und von der er, mit einer überaus reichen Aerndte beladen, in sein Kloster zurückkehrte; indess, es finden sich auch Briefe schon vor dieser Zeit, von dem Jahr 1681 an, gerichtet an italienische Gelehrte, namentlich an den gelehrten Bibliothekar Magliabechi zu Florenz, mit welchem Mabillon einen sehr lebhaften Briefwechsel bis in seine letzte Lebensperiode unterhielt, mit Gattola, dem gelehrten Archivar von Monte Cassino u. A. Die Correspondenz bewegt sich bald in lateinischer, bald in italienischer, bald in französischer Sprache; Mabillon spricht sich darüber einmal ganz offen aus in einem Briefe an Sergardi, welcher die gelehrte Correspondenz des Papstes Alexander VIII. besorgte und mit Mabillon eine längere (lateinische) Correspondenz unterhielt, die erst mit dem Hinscheiden dieses Papstes zu Anfang des Jahres 1691 endigte (s. Bd. II. p. 316), auch im zweiten Bande dieser Sammlung vollständg (von S. 208—316 mit wenigen Unterbrechungen durch einige andere Briefe) mitgetheilt wird; darin heisst es unter Anderm: „Tu vero utere tuo arbitrio. Nam sive Latine, quod facile et expedite facis, sive italice scribas, mihi perinde gratum fuerit. Tantum ne abrumpatur cursus literarum tuarum, quae quanto prolixiores, tanto mihi jucundiores erunt“ (nr. CCVII. Bd. II. p. 219). Neben Mabillon erscheint in dieser Correspondenz insbesondere sein treuer Freund und Reisegefährte Germain, dessen später im Jahr 1694 erfolgten Tod Mabillon in einem Briefe an Gattola (nr. CCLXXXIII. Bd. II. p. 365) so schön beklagt; ferner Estiennot, ebenfalls eines der ausgezeichnetsten Glieder der gelehrten Congregation von St. Maur und deren Procurator generalis zu Rom von 1684 bis zu seinem 1699 erfolgten Tode; beides Männer, von welchen der Herausgeber mit Recht einmal sagt (I. p. XLI.): „ils représentent parfaitement ce qu'était au XVII. siècle, pour la science le courage, le patriotisme, la dignité morale, un religieux francais.“

Von Ersterm sind wohl über 60 Briefe in dieser Sammlung enthalten, die durch eine gewisse Freimüthigkeit und Offenheit des Urtheils selbst über Dinge, bei welchen man diess kaum erwartet, sich bemerklich

machen; von Letzterm sind drei und vierzig von Rom aus geschriebene aufgenommen, die uns insbesondere auch mit manchen interessanten Vorfällen in Rom aus dem dortigen Leben bekannt machen und nicht ausschliesslich über wissenschaftliche oder kirchliche Gegenstände sich verbreiten. Unser Herausgeber nennt ihn desshalb „un nouvelliste fort au courant de la chronique de la ville et un observateur quelquefois fin et malicieux de moeurs, des usages et des travers de la société romaine“ (p. XXXVI). Und er hat in der That nicht so ganz Unrecht mit diesem Urtheil, das übrigens auch auf manche von Florenz (z. B. nr. LXXXIV ff.) oder von Rom aus geschriebene Briefe des Germain, z. B. nr. XLIX. Bd. I. p. 105 ff. nr. LIII. oder I. p. 123, sich anwenden lässt, welche über römisches Leben und römische Verhältnisse oft selbst in etwas humoristischer Weise sich verbreiten, oder Beschreibungen, Schilderungen einzelner Feierlichkeiten enthalten (z. B. nr. L. p. 111 ff. T. I. oder nr. LIII. p. 123 ff). In einem jener Briefe wird uns unter Anderm von der Königin Christina von Schweden erzählt, wie sie in Zorn gerathen sey über den Titel Serenissima, den ihr Mabillon bei Ueberreichung seines Buches De Liturgia Gallicana gegeben, wie sie sich diesen Titel ausdrücklich auch für die Folge verbeten: „mon nom est Christine, ajouta t'elle; puisque je suis reine, je ne veux pas déroger à ma dignité; mon nom seul fait mon éloge, n'y retournez plus et avertissez ceux de Paris de ne plus me donner ce titre.“ Nach diesem sey übrigens die Unterhaltung mit ihr sehr angenehm gewesen; die Frau besitze viel Geist und spreche rein französisch, wie wenn sie stets am Hofe gelebt hätte; sie habe dann das Gespräch mit einer Art von Entschuldigung über ihre harten Aeusserungen beendet, dem Orden im Allgemeinen und insbesondere der Congregation von St. Maur alle Achtung bezeugt, und, ce qui est le meilleur, setzt der Benedictiner hinzu, den freien Zutritt zu ihrer Bibliothek ihnen gestattet. Und dass diess auch geschehen, ist aus andern Briefen (nr. XXVII. und XXIX.) ersichtlich. In mehreren Briefen von Estiennot (nr. CLIV. ad CLVI. CLXIV. p. 75 ff. p .105 ff. Bd. II.) werden uns die Collisionen dieser Königin mit der römischen Policei hinsichtlich der Leute ihres Gefolges, die gehangen werden sollten, erzählt; über den Tod der Herzogin von Modena und die darüber umlaufenden Gerüchte, so wie über ihr Testament berichtet ein anderer Brief Ebendesselben (nr. CLI. pr. 66. Bd. II.); von der Herzogin von Bracciano, welche sich die besondere Achtung des Papstes (Innocens IX.) zugezogen, und von ihm den andern römischen Damen, ihrer Modestie wegen, vorgezogen worden, da sie auch mehr und besser

als die andern sich in die neue, von dem Papste vorgeschriebene Kleiderordnung „touchant la nudité de la gorge et des bras“ gefügt, ist in einem andern Briefe die Rede (nr. C. p. 284. T. I.); derselbe Papst, schreibt Estiennot, (nr. XXIX. p. 56.) lebt so frugal, dass er des Tags nicht mehr als 31 französische Sous depensirt; und so kommen noch manche andere charakteristische Züge der Art gelegentlich vor, die, wie wir oben angedeutet, auch als Beiträge zur Sitten- und Zeitgeschichte Italiens nicht beachtungslos sind. Bei Weitem das Meiste berührt freilich die Gelehrtengeschichte, die Literatur, Einzelnes auch gelehrte Streitfragen, wie sie um jene Zeit in der katholischen Theologie, insbesondere auch unter einzelnen Orden erhoben worden waren und selbst zu gegenseitigen Streitschriften Veranlassung gegeben hatten; dahin gehört z. B. Manches über die sogenannten Quietisten, an deren Spitze zu Rom der von der Königin von Schweden protegirte Spanier Molinus stand (T. I. p. 93); ferner die vielfachen Streitigkeiten der Jesuiten über verschiedene Gegenstände, unter welchen insbesondere die Lehre De peccato philosophico vielfach in der oben erwähnten Correspondenz zur Sprache kömmt, welche Mabillon mit Sergardi, dem gelehrten Secretär des Papstes Alexander VIII. führt, *in so* fern Mabillon, als Gegner der Jesuiten, sich bei jeder Gelegenheit wider diese Lehre als eine verderbliche ausspricht, deren Verdammung er sehnlichst wünscht, wie diess auch nachher erfolgte. „Satius esset“, schreibt er an Sergardi (nr. CCXIII. p. 230. Bd. II.), „ut haec pestilentissima doctrina apud quosvis auctores damnaretur,“ und Sergardi (nr. CCXVII. p. 235.) schreibt um dieselbe Zeit an Mabillon: „Peccatum philosophicum jesuitarum diu est, quod Romae per manus traditur, sicut etiam illius censura, nec satis mirari desinam impune doceri errores ab his patribus, quorum moralis Theologiae bonos mores *pessimo* veneno jam diu corrupit“; eine in dem Munde des päpstlichen Geheimschreibers gewiss doppelt merkwürdige Aeusserung, über welche *er sich* im nächsten Briefe auf eine eben so merkwürdige Weise entschuldigt*); wir können übrigens noch eine andere, in einem spätern Briefe enthaltene Aeusserung über denselben Gegenstand damit verbinden, wo

*) „vereor ne postremae, quas ad te scripsi literae, imprudentiae nomen accipiant, ea parte praecipue, qua in discinctae moralis authores acri calamo ferebar. Forsan et animum meum non mediocris angeret timor implacabiles hostes irritandi, nisi scirem eo mihi cum viro rem esse, apud quem peribit quidquid male caute a me scriptum est. Exigit hoc amicitiae foedus etc. etc. (nr. CCXIX. Bd. II. p. 240).

derselbe Sergardi schreibt (nr. CCLXI. p. 314. Bd. II.): „quarta Peccati Philosophici denunciatio in deliciis mihi erit: neque enim ferre possum hanc P. P. contumaciam vixque aliquando temperare mihi possum, quin in ipsorum mores libera ferar indignatione.“ Indessen mochten doch auch die Gegner ihre Vertreter und Vertheidiger am päpstlichen Hofe gefunden haben, da wir in einem, mit in dieser Hinsicht an Sergardi gerichteten, auch sonst merkwürdigen Briefe Mabillon's die Worte lesen: „Nam etsi de tua et prudentia et fide plane securus sim, scio tamen in aula vestra non deesse exploratorum greges, qui ex alienis detrimentis sua captant commoda. Quamquam nihil est, quod pro me verear, ut qui nihil mortale sperem; sed in ea congregatione vivo, cui aliquod incommodum facessere nec libet nec licet. Haec fusius persequor, quam par esset, ut rerum nostrarum atque animi mei statum intelligas. Non deero tamen, quoad in me erit, officio, ut te de rebus ad literas pertinentibus identidem commonefaciam et quidem in utramque partem, ne quis me partibus studere, qui veritati ac sinceritati unice addictus sum, forte suspicetur“ (nr. CCXVIII. Bd. I. p. 237). In einem spätern Briefe (nr. CCLIV. Band II. p. 303 seq.) lesen wir ähnliche Aeusserungen: „Sic fere habet doctrina perniciosa de Peccato philosophico, cujus damnationem auctores aequo animo pati non possunt, adeo ut male apud Patres audierit noster in urbe procurator generalis (d. i. Estiennot), quod liberius in hanc doctrinam invectus fuisse crederetur. Nec ego quidem impune ferrem, si, quod ad te scribo, ab illis P. P. resciri contingeret. Verum de animi tui fide securus, quod inde sentio, libere proferre non dubito. Tantum valeat Sanctissimus Dominus noster, ut cetera ejusmodi monstra jugulare pergat.“ In ähnlichem Sinn hatte schon früher Sergardi zu Rom Pascal's Lettres provinciales, die er durch Mabillon erhalten, angelegentlichst empfohlen. „Epistolas provinciales“, schreibt er an Mabillon II. p. 241 „multis commendavi, aliis domum misi, alios rogavi enixe, ut sedulo perlegerent. Forsan rei foeditate permoti id consilii capient, quod in Ecclesiae utilitatem et Jesuitarum moderationem cessuram esse judicabunt.“ Mabillon, der, so wie seine Congregation durch Sergardi bei Alexander VIII. allen Schutz gefunden hatte, schreibt ihm daher auch an einer andern Stelle (II. p. 310): „Nihil dignius pontificatu Alexandri VIII.“, und in demselben Briefe spricht er von einer durch einen Jesuiten zu Bruges aufgestellten These oder Predigt (pro concione asseruit heisst es), die wir hier nicht wiederholen wollen, einstimmend in die Worte Mabillon's: „Non dubito quin omnium indignationem ac censuram provocet pessima doctrina in auctorem. Sed

apage haec nostri seculi monstra errorum. Utinam ad te meliora et gratiora scribere liceret. Sed quae ferunt tempora, nobis ferenda sunt.“ Im Uebrigen dreht sich die Correspondenz beider Männer meist um literärische und wissenschaftliche Gegenstände; Sergardi beklagt es mehrmals, nicht in gleicher Weise seinem Freunde von der literarischen Thätigkeit seiner Landsleute, insbesondere in Rom, eben so entsprechende Nachrichten mittheilen zu können, wie diejenigen, welche er von Mabillon empfängt. „Ut mihi vices referam, meum foret certiorem te facere de iis, quae a literatis viris Romae aguntur. Verum quid scribam tua virtute et eruditione dignum, non invenio. Pauci sunt, qui in hac aula operam dent inutilibus, ut ajunt, studiis. Nostrorum ingeniorum occupatio forum est clientumque defensio: quique ab infelici pupillo plus auri corrodit, literatior habetur.“ So schreibt Sergardi an Mabillon in einem hier (Bd. II. p. 240. Nr. CCXIX) abgedruckten Briefe auf ganz ähnliche Weise, wie er sich ähnliche Ausfälle gegen die Habsucht der römischen Advokaten in seinen, zu seiner Zeit in Italien gefeierten Satiren, in welchen er sich auch (unter dem Namen Quintus Sectanus) als einen gewandten Lateinischen Dichter zeigt, erlaubte. Fast noch stärker spricht sich ein anderer Brief Sergardi's (Nr. CCXXVII. Bd. II. p. 258) aus dem Anfang Mai 1690 aus. Er hofft jedoch auf eine in dieser Hinsicht bessere Zeit, auf eine Rückkehr der Pflege der Poesie und Wissenschaft, von dem Pontificat Alexander's VIII., die zugleich zeigen werde, dass, ungeachtet des Verfalls der Literatur in den nächst verflossenen Jahren, der Geist Italiens nicht gealtert, nicht erloschen sei *); er rechnet dabei auf die Gesundheit des Pabstes und ein längeres Leben desselben; ermangelt daher auch nicht, öftere Nachrichten von seinem Wohlbefinden in diesen Briefen niederzulegen und nachtheilige Gerüchte, welche darüber in Umlauf gesetzt waren, zu widerlegen, wie z. B. in dem hier unter Nr. CCXIV. Bd. II. p. 230 ff. abgedruckten Briefe, von welchem man fast glauben möchte, er sei im Jahre 1847 geschrieben — „sunt et qui pessima

*) „Equidem nescio,“ heisst es in diesem Brief unter Andern, „quo misero ac inaudito bonarum artium fato adeo superioribus annis passim literae negligebantur, ut pene criminosus esset ac Aedilem metueret quisquis politiori literaturae operam dabat. Quapropter pauci licet et in abdito serio dolebamus trans maria et alpes ingenium, cultum et peregrinas artes migrasse, nobis barbariem et audacem ignorantiam relictam esse. Nunc vero licebit, Deo dante, ad ingenuae originis decora provocare exterisque nationibus ostendere, non adeo consenuisse Italorum ingenia, ut nemo sit, qui majorum vestigiis audeat inhaerere et avitum nomen extendere.“

valetudine affectum et comitiali morbo laborantem spargant in vulgus, cum tamen quotidie sui copiam faciat et vilissimos quoscunque de plebe paterna caritate ad oscula pedum excipiat. Haec ego audire non sine eorum miseratione possum, qui novis semper rebus student et cum principe fortunam quoque mutandam esse sibi adulantur, ignari perditos mores faustis eventibus raro conjungi.“ Indessen verwirklichten sich die Hoffnungen Sergardi's auf eine längere Lebens- und Regierungsdauer seines hohen Gönners keineswegs, indem Alexander VIII. nach kaum sechszehnmonatlichem Pontificat starb (am 1. Juli 1690), womit auch die Correspondenz Mabillon's und Sergardi's ein Ende fand. Der letzte Brief Mabillon's an denselben trägt das Datum VIII. Kal. jan. 1691; er übersendet ihm ein lateinisches Gedicht von Menage, gerichtet an die Mnemosyne, die Göttin des Gedächtnisses, die er bittet, ihn im hohen Alter nicht zu verlassen; und darüber bemerkt Mabillon: „Mihi vero paene religio fuerit hoc carmen ad te mittere, utpote quod penitus sit profanum. Mallem quippe Christum audire quam Mnemosynen. Sed difficile est poetam simul esse et Christianum. Si sic est, malim a poetarum choro longe abesse quam Christi expertem in eorum castris militare. Ergo scrupulus insiderat, ne tibi profanum carmen mitterem. Sed tu ex ipsis sordibus paganorum aurum facile elicies.“ Dann lobt er die des Parnassus nicht unwürdigen Verse, wie man sie kaum von einem fast achtzigjährigen Greise erwarten könne, überlässt aber das Urtheil seinem, als Dichter selbst rühmlichst bekannten Freunde, dem er jedoch bemerkt, dass er zu wiederholten Malen von ihm keine Antwort bekommen, — „scribendo in posterum abstinebo.“ Und diess scheint allerdings durch den bald darauf erfolgten Tod des Pabstes auch herbeigeführt worden zu seyn, da spätere Briefe Beider nach dieser Zeit nicht vorhanden sind.

In ähnlicher Weise finden wir auch in diesen Briefen Manches, welches auf die Verhältnisse Mabillon's zu dem Abbé de Rancé, dem bekannten, auch in unsern Tagen wieder zur Sprache gekommenen Stifter der Trappisten, sich bezieht, insbesondere auf den durch Mabillon's Traité des Études Monastiques angeregten Streit, an dem auch Mabillon's Freunde, wie Germain, Theil nahmen, der sich ziemlich stark mehrmals wider die Trappisten ausspricht und über Mabillon's Vertheidigungsschrift sich in einem Brief an Gattola (II. p. 344) in folgenden Worten äusserte: „Benedictinae familiae studiorum vindicias adversus Trappensis novatoris impetus et acerbissimam insectationem auctore Mabillonio nostro submittente cordatissimo Stephanotio

(d. i. Estiennot) recepturus es" u. s. w. Vgl. auch einem andern Brief eben desselben an Gattola II. p. 347. Dass aber der milde Mabillon sich mit dem Abt von La Trappe wieder aussöhnte, ergiebt sich aus dem, was der gelehrte Herausgeber dieser Correspondenz Bd. II. p. 336 sq. mitgetheilt hat. Indessen scheint doch nach dem, was III. p. 295 vom Herausgeber noch nachträglich bemerkt wird, auch später (um 1693) der Verdacht Rancé's wider die Congregation von St. Maur nicht ganz erloschen zu seyn, wiewohl in Rom nach einer eben daselbst mitgetheilten Nachricht die rigorosen Ansichten des Stifters der Trappisten keineswegs alle Billigkeit gefunden hatten. Den von de Rancé der Congregation gemachten Vorwurf, als arbeite diese zu Rom wider ihn, um eine Censur seiner Schriften zu erwirken, widerlegen Durand und Germain (II. p. 187. 210) alles Ernstes; über den gegen de Rancé und die Trappisten erhobenen Vorwurf des Jansenismus hat der Herausgeber selbst bei einer Gelegenheit das Nöthige bemerkt (III. p. 52).

Möge Dieses nur als Probe dienen der mannigfach über die kirchlich-literarischen Streitfragen jener Zeit in dieser Correspondenz enthaltenen Nachrichten. Doch noch mehr findet sich darin über die gelehrte Thätigkeit Mabillon's und der mit ihm verbundenen Glieder seiner gelehrten Corporation. Fast in jedem Brief ist von irgend einer neuen Publikation, von irgend einem, die Aufmerksamkeit der Zeit erregenden Buche, oder von einem demnächst erscheinenden, die Aufmerksamkeit ansprechenden Werke die Rede, so dass in dieser Beziehung der Herausgeber mit Recht diese Correspondenz „une véritable chronique de Paris, de Florence et de Rome" nennen konnte. Dass alle die einzelnen Publikationen Mabillon's gelegentlich zur Sprache kommen, bedarf wohl kaum besonderer Erwähnung, und wir erfahren manches Interessante über einzelne Umstände und Verhältnisse, welche die Herausgabe begleiteten, in welcher Hinsicht wir nur auf das hinweisen wollen, was über Mabillon's Epistola de cultu sanctorum hier vorkommt, welche 1698 in 4. zum erstenmal erschien, und in jener Zeit so grosses Aufsehen erregte, dann mehrfache Auflagen in kurzer Zeit erlebte, in Rom auf den Index gesetzt ward, worauf Mabillon in einer zweiten Ausgabe (1705) die incriminirten Stellen tilgte; s. Bd. III. p. 7 sq. und besonders Estiennot in einem Briefe an Mabillon III. p. 10 ff. und in zwei andern III. p. 20 ff. p. 37 ff.

Wir sind damit an den dritten Band gelangt, der zwar auch noch einzelne Briefe von Mabillon (eben so wie auch der Schluss des zweiten einzelne Briefe von Montfaucon) enthält, dann aber insbesondere

die Correspondenz des andern grossen Gelehrten bringt, der auf dem Titel genannt ist, und mit seinem Genossen jetzt in Einem Grab in der Kirche zu Saint Germain-des-Près ruht; die Zahl der Briefe Montfaucon's, auf welche die betreffenden Antworten der Männer, an welche sie gerichtet sind, gleichfalls folgen, ist inzwischen weit geringer, ihr Inhalt im Ganzen rein gelehrt, und andere Verhältnisse und Fragen der Zeit weniger berührend, sondern meist bezüglich auf die verschiedenen Publicationen Montfaucon's, die dazu erforderlichen Handschriften u. dgl., oder auf die Reise, welche Montfaucon nach Italien vom Mai 1698 bis März 1701 unternommen hatte. Montfaucon's Correspondenz ist gleichfalls an italienische Gelehrte gerichtet, an welche er bald lateinisch, bald aber auch italienisch schreibt (s. z. B. Nr. CCCXXIV. CCCXXVII. CCCXXXVII. CCCLII.), einmal auch sich (bei Gattola) entschuldigt über dieses Wagniss, einen so langen italienischen Brief geschrieben zu haben: „essendo totalmente imperito da questa lingua" (III. p. 80). Eine ähnliche Entschuldigung lesen wir in einem andern Briefe an eben denselben am Schlusse: „non essendo pratica a bastanza della lingua italiana per scriver etc." III. p. 51. An Andere, wie z. B. an Muratori, schreibt er jedoch auch in französischer Sprache (Nr. CCCXXXI. s. Bd. III. p. 66); ja in einem Briefe an Magliabechi aus dem Jahre 1703 (Nr. CCCLXXIV. Bd. III. p. 146 f.) fängt er italienisch an und dann fährt er mit einemmale, durch die Erwähnung eines französischen Buches, wie es scheint, dazu veranlasst, fort, in französischer Sprache bis ans Ende des Briefes zu schreiben. Es ist darin unter andern auch (p. 149) von hundert vierzig zu Paris neu aufgefundenen Briefen Petrarca's und von andern ungedruckten Werken desselben die Rede; vielleicht sind es dieselben, die der für die Wissenschaft zu frühe verstorbene Theodor Oehler gesammelt und copirt hatte, um sie dann herauszugeben, was von dessen gelehrten Bruder, Carl Oehler, zu Aarau hoffentlich bald zu erwarten steht, so wenig günstig auch heutigen Tags die Verhältnisse der Druckerpresse und des Buchhandels für derartige Unternehmungen erscheinen. Auch an den Grossherzog von Toscana, Cosmus III., findet sich ein Brief aus dem Juli des Jahres 1702 (Nr. CCCLXIX. Bd. III. p. 133 ff.), worin er diesen bittet um die Annahme der Dedication seiner Monumenta Italica und eine Copie seiner (lateinischen) Dedicationsepistel beilegt, deren Abdruck einzelne (vom Herausgeber nachgewiesene) Abweichungen von dem gedruckten Texte zu erkennen giebt; ein zweiter an eben diesen Fürsten gerichteter Brief vom 13. Nov. 1702 begleitet die Zusendung des Exemplars, wobei Montfaucon bemerkt, dass er in dem Dedications-

schreiben die von dem Fürsten gewünschten Aenderungen gemacht habe (s. Nr. CCCLXXII. Bd. III. p. 141 ff.); vorher geht ein anderes Schreiben, welches das an den Kronprinzen Ferdinand abgesendete Exemplar begleitete. Ausserdem sind es meist Gelehrte, an welche die Briefe des bis in sein Alter unermüdet thätigen (vgl. III. p. 221) Mannes gerichtet sind; der letzte, an Quirini, ist aus dem Jahre 1737; mit diesem gelehrten Benedictiner, der als Bischof, Cardinal und zuletzt als Präfect der Vaticana (1731), auch durch seine Reisen und gelehrten Verbindungen einen so grossen Namen in Italien bis zu seinem Tode (1759) erlangt hat, scheint Montfaucon nach den mehrfach in dieser Sammlung abgedruckten Briefen in einem näheren Verkehr gestanden zu haben. — An den gelehrten Bacchini aus Parma, den Lehrer des Muratori, sind ebenfalls mehrere Briefe gerichtet, auf welche auch einzelne Antworten desselben erfolgen. An ihn richtet auch Montfaucon in einem auf der italienischen Reise zu Venedig am 27. August 1698 geschriebenen Briefe (Nr. CCCXV. B. III. p. 30 ff.) seine Klagen über die ungastliche Aufnahme, welche er bei den dortigen Benedictinern gefunden, die ihn nicht einmal ihre Handschriften oder den Catalog derselben einsehen liessen, so dass er in einem noch heut zu Tage bekannten Gasthof (albergo reale del leone bianco) einkehren und verweilen musste, während er von Seiten der venetianischen Nobili alle Aufmerksamkeit fand, aber doch nicht dadurch den Zutritt zur St. Marcus-Bibliothek erlangen konnte: „nihil otii," schreibt er über seinen zwanzigtägigen Aufenthalt zu Venedig, „nobis relictum a lustrandis musaeis nobilium, patriarchae Graecorum aliorumque: nam in bibliothecam S. Marci vix aditus concessus rogantibus licet primatibus ac senatoriis viris: nam certe magnam nobilium urbanitatem experti sumus."

In dieser Hinsicht ist es auffallend, wie Mabillon und sein Begleiter Germain auf ihrer italienischen Reise gerade das Gegentheil in diesem Kloster erfahren, und die Aufnahme, welche sie daselbst gefunden, rühmend anerkennen, während es ihnen zu Vicenza im dortigen Benedictinerkloster nicht besser ergangen war, als Montfaucon zu Venedig; s. Bd. I. p. 62. 63. Wir erinnern hiebei an einen ähnlichen Vorfall, den Mabillon in seinem Iter Germanicum selbst ganz launig erzählt, wie schlecht es ihm bei seinem Besuche des Klosters von Benedictbeuern ergangen!

Sonst finden sich im dritten Bande noch mehrere Briefe Mabillon's und seiner Freunde; so ein Brief des durch so manche gelehrte Streitschriften berühmten Justus Fontanini (p. 186. Nr. CCCXCI.), welcher

bekanntlich in einer eigenen Schrift als Vertheidiger Mabillon's wider Germon für die von diesem bestrittene Aechtheit der alten Urkunden und Diplome aufgetreten war; ferner einige Briefe Mabillon's an Gattola und von diesem an Mabillon, dessen Tod Ruinart in einem eigenen rührend abgefassten Schreiben dem Gattola meldet (p. 191 ff. Nr. CCCXCIII.). Der Herausgeber fügt bei dieser Gelegenheit (p. 193) die Stelle eines Briefes des Cardinal Colloredo an Ruinart an, worin von des Pabstes (Clemens XI. aus der Familie Albani) Theilnahme bei der Todeskunde und von dem Wunsche desselben die Rede ist, den Hingeschiedenen durch eine besondere Grabstätte und ein Grabdenkmal zu ehren, was jedoch dem Herkommen der Congregation von St. Maur entgegen war und darum auch unterblieb. Es fiel uns auf, dass hier der auf diesem Gebiete so wohl bewanderte Herausgeber nicht einer andern Nachricht gedenkt, welche in der von Fontanini an Ruinart gerichteten Epistola in mort. Jo. Mabillonii (1708) sich findet, worin von einer Unterredung des genannten Cardinals Colloredo mit dem Pabste die Rede ist, über die beabsichtigte Erhebung Mabillon's zum Cardinal, was in Folge seines Todes nicht zur Ausführung kam. Vgl. Bibliothèq. Italique VI. p. 247.

Was die Anordnung und Reihenfolge der einzelnen Briefe dieser ganzen Correspondenz betrifft, so ist dieselbe, ohne Rücksicht auf die Personen, und somit auch gewissermassen den Inhalt, nach der Zeit gemacht: der erste Brief ist von dem Jahre 1671, der letzte (von Montfaucon an Quirini Nr. CCCCVIII.) fällt in das Jahr 1737; wobei jedoch zu bemerken ist, dass aus den auf 1708 folgenden Jahren nur wenige Briefe mitgetheilt sind, im Ganzen etwa vierzehn. Dasselbe ist auch der Fall mit der dieser Sammlung noch besonders angehängten, aus der Magliabechiana zu Florenz entnommenen Correspondenz von zwanzig Nummern (III. p. 223 ff.), welche die von Quesnel in Paris an Magliabechi zu Florenz innerhalb der Jahre 1677 und 1682 gerichteten, meist in französischer Sprache abgefassten Briefe enthält; nur einer derselben ist in lateinischer Sprache abgefasst, eben so auch ein anderer darunter befindlicher, der an den Cardinal Noris gerichtet ist. Ihrem Inhalte nach verbreiten sich diese Briefe auch meistens über einzelne gelehrte Erscheinungen oder über einzelne theologische Streitfragen, welche die gelehrte Welt damals bewegten; sie bilden darum eine nicht unpassende Zugabe zu der grösseren, auf ähnlichen Gebieten, wie wir gesehen haben, sich meist bewegenden Correspondenz, die uns hier durch die Bemühungen des vor kurzem verstorbenen Herausgebers zugänglich gemacht und zugleich mit manchen dankenswerthen Bemerkungen ausgestattet worden ist.

*Bibliotheca Scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum. Alphabetisches Verzeichniss der Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften der griechischen und lateinischen Schriftsteller, welche vom Jahre 1700 bis zu Ende des Jahres 1846 besonders in Deutschland gedruckt worden sind. Herausgegeben von Wilhelm Engelmann. Mit einer literarhistorischen Uebersicht. Sechste, gänzlich umgearbeitete Auflage der Bibliotheca auctorum classicorum von Enslin. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1847. Paris, bei Friedrich Klincksieck, 11. rue de Lille. XLVIII. und 508 S. in gr. 8.*

Mehrfache Hülfsmittel zur übersichtlichen Kenntniss der Ausgaben griechischer und römischer Schriftsteller, so wie der darauf bezüglichen Erläuterungsschriften sind in den letzten Decennien unter uns ans Licht getreten; keines jedoch, was in Absicht auf Vollständigkeit und Genauigkeit — diesen beiden Erfordernissen, welche vor Allem bei der Anlage solcher Verzeichnisse zu berücksichtigen sind, — mit dem vorliegenden sich zusammenstellen, keines, was hinsichtlich der, hier nicht leichten, typographischen Ausführung mit demselben sich messen könnte; da wo es gilt, auf möglichst geringen Raum recht Vieles zusammenzudrängen, und die einzelnen Bezüge und Verhältnisse der hier aufgeführten Schriften zu einander mehr durch den Druck als eigens beigefügte Notizen und Erörterungen darzustellen, das Ganze aber zugleich in einer solchen Weise einzurichten, dass nicht blos die Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit nicht leide, sondern vielmehr gefördert werde und eine bequeme Anschauung mit Leichtigkeit sich gewinnen lasse. Die Grundlage des vorliegenden Werkes bildete ein ähnliches, schon vor fast dreissig Jahren von Enslin angelegtes Verzeichniss, das auch Ref. früher vielfach benutzt zu haben sich dankbar erinnert, das auch, in Folge seiner bewährten Brauchbarkeit und Nützlichkeit, eine Reihe von Auflagen erlebte, bis es hier, zum sechsten Male, in einer völlig umgearbeiteten Gestalt, als ein neues Werk auftritt, das schon in seinem Umfang, der, im Vergleich zur fünften Auflage, um die Hälfte stärker ausgefallen ist, noch mehr aber in seiner ganzen Anlage und Ausführung von seinem Vorgänger sich unterscheidet, und damit auch an den Beurtheiler selbst, der hier den rein wissenschaftlichen Massstab an ein solches Werk anzulegen hat, ganz andere Ansprüche macht, als diess bei den gewöhnlichen, derartigen Verzeichnissen der Fall ist.

Und von diesem Standpunkt aus erlaubt sich auch Ref. einige Be-

merkungen, die zunächst über die Anlage des Ganzen, dann über die beiden oben erwähnten Haupterfordernisse eines solchen Werkes, die Vollständigkeit und Genauigkeit, sich verbreiten sollen und keinen andern Zweck haben, als das oben ausgesprochene Urtheil näher zu begründen, damit aber den Freunden der alten Literatur ein Werk zu empfehlen, in dem sie sich besser, wie in jedem andern, mit aller Verlässigkeit und gleicher Leichtigkeit über die im Laufe von fast anderthalb Jahrhundert erschienenen Ausgaben aller Autoren, über die einzelnen dazu gehörigen Erläuterungsschriften, wie die davon erschienenen Uebersetzungen, eben so über den Bestand aller der grösseren und kleineren Sammlungen u. dgl. in jedem einzelnen Falle Raths erholen und über alle diese Gegenstände eine gründliche Belehrung nicht vermissen werden.

Was also zuvörderst die Anlage des Ganzen betrifft, so ist im Allgemeinen zwar die Einrichtung der früheren Ausgaben beibehalten worden, jedoch nicht ohne wesentliche Erweiterungen und Verbesserungen. Unter den ersten haben wir vor Allem zu nennen die auf etwa vierzig Seiten unmittelbar auf die Vorrede folgende und ganz neu hinzugekommene, durch einen Freund des Herausgebers besorgte literarhistorische Uebersicht der griechischen wie römischen Autoren und ihrer Werke, sowohl der noch vorhandenen, wie der nur aus Fragmenten und einzelnen Notizen bekannten. Nicht in der bei solchen Uebersichten beliebten, aber ganz unwissenschaftlichen und jedenfalls mehr störenden als nützlichen alphabetischen Folge, sondern systematisch nach den einzelnen Fächern und Zweigen geordnet, werden hier die einzelnen Autoren aufgeführt, und zwar bei jeder einzelnen Branche in der Ordnung, die sie der Zeit nach einnehmen. Die Hauptabtheilungen bilden Poesie und Prosa: als Unterabtheilungen finden wir bei der griechischen Literatur im Gebiete der Poesie: I. Hymnendichter. II. Epiker. III. Elegiker. IV. Didactiker (zunächst Fabeldichter). V. Epigrammatiker. VI. Jambendichter. VII. Lyriker. VIII. Dramatiker (Tragiker, Komiker, Mimen). IX. Parodiendichter, Sillographen. X. Bukoliker. XI. Christliche Dichter. Bei der Prosa: I. Logographen, Historiker und Chronisten. II. Geographen und Reisebeschreiber. III. Philosophie und deren Geschichte (und zwar nach den einzelnen Schulen). IV. Redner und zwar 1. Sicilische. 2. Attische. V. Aerzte. VI. Mathematische Wissenschaften. VII. Epistolographen. VIII. Rhetoren. IX. Sprachwissenschaft, und zwar 1. Grammatiker. 2. Metriker. 3. Sammler. X. Sophisten oder Declamatoren. XI. Naturwissenschaften. XII. Mantik und Oneirokritik, Physiognomik (hier ist wohl S. XXXIII. die Zahl 3 vor Physiognomik in 2 zu verwandeln). XIII. Mythographen. XIV. Ero-

tiker oder Romanschreiber. XV. Praktische Wissenschaften (Politik, Nationalökonomie, Land-, Hauswesen u. s. w.) XVI. Metaphrasten.

Wir haben absichtlich dieses Schema mitgetheilt, weil es zeigt, in welcher Weise die systematische Abtheilung hier durchgeführt ist, und wie sehr das rühmliche Streben hervorleuchtet, durch genaue Ausscheidung und Trennung der verschiedenartigen Stoffe den wissenschaftlichen Ueberblick zu erleichtern. Zwar wird es über die hier befolgte Ordnung nicht an Einsprache im Einzelnen fehlen; auch Ref. würde z. B. dem Abschnitt IV. (Redner) die Abschnitte VIII. (Rhetorik) und X. (Sophisten) näher gerückt haben und darauf VII. (Epistolographie) und XIV. (Romanschreiber) folgen lassen; auch mag XVI. näher zu IX. gehören, wo nicht, als eigener Abschnitt, gänzlich wegfallen. Doch das sind im Ganzen minder wesentliche Dinge; die Hauptsache, die genaue Aussonderung des Stoffs und die Zusammenstellung des Gleichartigen unter feste Rubriken, ist hier mit eben so viel Genauigkeit als Consequenz durchgeführt, und auf diese Weise selbst in diesem Umriss schon ein Ueberblick dessen möglich, was in jeder einzelnen Disciplin geleistet worden. Bei jedem Autor ist seine Heimath, seine Lebenszeit nebst seinen Schriften, den erhaltenen, wie den verlorenen (so sind z. B. bei den verlorenen Komikern und Tragikern sogar die Namen der einzelnen Dramen beigefügt) angegeben; die letztern sind durch ein beigesetztes kleines Null bezeichnet, eben so ist Aechtheit oder Unächtheit, da wo es nöthig war, angedeutet; durch fettere Schrift sind die Autoren, von denen Schriften noch vorhanden sind, hervorgehoben, somit auf den ersten Augenblick erkennbar; die übrigen Autorennamen sind mit etwas schwächerer Schrift gedruckt; die Nachrichten über Heimath und Lebenszeit, welche daran gefügt sind, haben ebenfalls wieder etwas schwächere Schrift; die Angaben der einzelnen Schriften finden sich davon getrennt, in eigenen Absätzen, mit einer noch kleineren, aber höchst deutlichen Perlschrift gedruckt. Auf diese Weise ist, zumal bei den doppelten Columnen einer jeden Seite, auf einem kleinen Raum ungemein viel zusammengedrängt, und man muss staunen, auf etwa vierzig Grossoctavseiten die gesammte griechische und römische Literatur in eine solche vollständige, bequem eingerichtete Uebersicht gebracht zu sehen. Die lateinischen Autoren sind übrigens auf gleiche Weise wie die griechischen nach den einzelnen Fächern und Gebieten geordnet: Zuerst in der Poesie. I. Lieder, Hymnen u. A. (Hier sind gleich die christlichen Hymnendichter beigefügt.) II. Dramatiker: 1. Atellanen. 2. Tragiker. 3. Komiker. 4. Mimendichter. III. Epiker. IV. Satiriker. V. Didaktiker, mit Einschluss der Fabeln. VI. Lyriker.

VII. Elegiker VIII. Idyllen, Epigramme und dergleichen. In der Prosa finden wir eine ähnliche Folge der einzelnen Fächer, wie im Griechischen, jedoch nicht ohne einige, durch die verschiedenartige Richtung und den Gang der Literatur nöthig gewordene Modificationen. I. Aelteste Prosa. II. Annalisten und Historiker. III. Redner und Rhetoren. IV. Rechtswissenschaft. (Hier finden wir weder Sext. Pomponius genannt, noch Gaius, noch Ulpianus und Paulus, um nur diese zu nennen, von denen doch Schriften und Bruchstücke erhalten sind; ohne Zweifel sind sie absichtlich übergangen, in sofern nach S. VII. der Vorrede in dieser systematischen Zusammenstellung nur die altklassischen Autoren und deren Werke, so weit erstere in dem Buche selbst vorkommen, aufgenommen, die Juristen aber mit Aufnahme der früheren, im Buche selbst nicht berücksichtigt sind, da sie dem Verzeichniss der juristischen Literatur vorbehalten seyn sollen. Indessen möchte aus manchen Gründen eine wenigstens theilweise Berücksichtigung der genannten Autoren im Buche selbst, wie in dieser Uebersicht bei einer neuen Auflage wünschenswerth seyn und dasselbe möchten wir auf die Notitia dignitatum anwenden, die wir in dieser Uebersicht, wie in dem Buche nicht gefunden haben und doch ungern missen). V. Philosophen. VI. Grammatiker. VII. Epistolographen. VIII. Landbau. IX. Geographen, Reisebeschreiber, Topographen. (Hier dürfte wohl nach den neuesten Untersuchungen von Preller und Bunbury der Publius Victor, der hier um dieselbe Zeit, wie Vibius Sequester, um 389 p. Chr. mit seiner Schrift De regionibus urbis Romae angesetzt ist, wegfallen oder doch jedenfalls mit einem Sternchen — dem Zeichen für unächte Schriften, zu versehen seyn, eben so wie in dem Abschnitt II. der Geschichte Sextus Rufus mit dem ähnlichen Büchlein De regionibus urbis Romae). X. Naturwissenschaften. 1. Aerzte 2. Veterinärkunde (hier wird neben dem allein hier genannten Vegetius, jetzt noch Pelagonius mit seiner, wahrscheinlich aus dem Griechischen übertragenen Veterinaria (s. Gesch. d. röm. Lit. §. 372 dritte Ausg.) aufzuführen und dann auch in dem Buche selbst, wo er ebenfalls fehlt, nachzutragen seyn). 3. Naturgeschichte. (Hier wird blos Plinius wegen der Historia Naturalis, und sein Epitomator Solinus aufgeführt. Wir würden auch noch Seneca wegen der Quaestiones Naturall. genannt haben). 4. Kochkunst. XI. Romanschreiber. XII Mathematische Wissenschaften. 1. Mathematik. 2. Feldmesskunst. 3. Astronomie. 4. Baukunst. 5. Maass- und Gewichtbestimmung. 6. Kriegswissenschaft. XIII. Mythographen.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Engelmann: Bibliotheca scriptorum classicorum.

(Schluss.)

Auch bei diesem in der lateinischen Literatur befolgten Schema würde Referent, namentlich was die Prosa betrifft, eine in einigen Punkten abweichende Ordnung der einzelnen Disciplinen vorziehen, wie er denn auch in seiner röm. Lit. Gesch. eine andre Anordnung zum Theil befolgt hat. Doch, wir wiederholen es, das sind hier Nebensachen; in der Hauptsache ist Alles in einer so befriedigenden Weise durchgeführt, und gewährt das Ganze einen so anschaulichen Ueberblick, dass dasselbe wohl auch besonders gedruckt und ausgegeben, als ein Leitfaden bei dem Vortrag der Literaturgeschichte, auf den obersten Classen unserer Gymnasien und Lyceen wie selbst auf der Universität, gewiss mit dem besten Erfolg gebraucht werden könnte.

Auf diese Einleitung folgt nun die griechische Literatur bis S. 268, dann die römische bis S. 478; eine dritte und letzte Abtheilung bilden die Sammlungen, d. h. Verzeichnisse der verschiedentlich herausgekommenen Sammlungen griechischer und lateinischer Schriftsteller, wobei ganz genau die einzelnen Bestandtheile einer jeden solchen Sammlung angegeben werden. In den beiden ersten Abtheilungen werden die einzelnen Schriftsteller in alphabetischer Ordnung nach einander aufgeführt, wie diess auch in den früheren Enslin'schen Bearbeitungen der Fall war und auch nicht füglich anders seyn kann, da hier die alphabetische Ordnung durch die Bestimmung des Ganzen gewissermassen geboten ist; aber es ist durchgehends eine weit grössere Vollständigkeit hier gewonnen worden, indem nicht blos die Autoren, von denen grössere und selbstständige Werke auf uns gekommen sind, hier aufgeführt werden, sondern auch, und durch kleineren aber sehr deutlichen Druck unterschieden, eben so sehr alle diejenigen, von welchen nur einzelne Fragmente zerstreut vorhanden und in eigenen Monographien gesammelt sind, als diejenigen, welche ganz oder zum Theil in grössere Sammlungen, wie z. B. die Anthologie, aufgenommen sind. Wir gestehen, dass

wir kein Werk unter den ähnlichen Schriften der Art kennen, in welchem dieser Gegenstand eine solche Berücksichtigung gefunden hätte, und doch sind es insbesondere mit gerade diese Autoren, über welche man sich in einem solchen Werke über den Ort und die Stelle, wo ihre Fragmente zu finden sind, Raths erholen möchte. In gleicher Weise sind unter den Namen Anecdota, oder Scriptores, oder Poetae und dergleichen immer die grösseren, unter diesem Titel bezeichneten Sammlungen angeführt und mit kleiner Schrift der einzelne Bestand und Inhalt einer jeden Sammlung aufs genaueste verzeichnet, wie z. B. unter Anecdota graeca die ältere Sammlung von Ch. Wolf, die neuern von Bekker, Bachmann, Boissonade, Cramer u. A.; unter Scriptores die grossen zwiefachen Sammlungen von A. Mai, die Sammlungen der Byzantiner, der alten Aerzte, Musiker, Grammatiker, Historiker, Rhetoren u. s w. Und dasselbe ist auch bei der lateinischen Literatur eben so durchgeführt. Es ist diess gewiss etwas höchst Dankenswerthes; der Anforderung möglichster Vollständigkeit in allen Angaben von Ausgaben ist damit auf eine Weise genügt worden, welche den Nutzen und die Brauchbarkeit des Ganzen nicht wenig erhöht hat. Was endlich die bei jedem Autor angeführten Ausgaben, Uebersetzungen und Erläuterungsschriften betrifft, so ist in der Aufführung derselben die chronologische Folge beobachtet, und hier nun in der That gleichfalls Alles aufgeboten, um die möglichste Vollständigkeit und Genauigkeit der Angaben zu erreichen: was, wie ein jeder, der auf diesem Gebiete sich einigermassen versucht hat, zur Genüge erfahren, nicht blos eine höchst schwierige, sondern in der That, auch bei dem besten Willen, oft kaum ausführbare Sache ist, wo nur unermüdliche Ausdauer, die keinen Aufwand von Mühe und Zeit wie selbst von andern Opfern scheut, einen so vollständigen Ueberblick der gesammten Literatur auf diesem Gebiete seit Anfang des vorigen Jahrhunderts möglich machen kann. Zunächst sollte blos die in Deutschland während dieses Zeitraumes erschienene Literatur, diese aber in aller ihrer Vollständigkeit, aufgenommen werden; allein der Herausgeber fühlte bald die Schwierigkeit, sich streng innerhalb dieser Gränze zu halten, die er darum auch unbedenklich, und zum offenbaren Nutzen seines Werkes, in so weit überschritt, als er auch Einzelnes, was z. B. in Dänemark (Kopenhagen) oder Russland (Dorpat, Petersburg) erschienen war, nicht gut übergehen konnte, und eben so auch grössere Sammlungen, welche im Ausland zwar gedruckt aber in Deutschland sehr verbreitet, ja zum Theil selbst von deutschen Gelehrten bearbeitet sind (z. B. die A. Mai'schen, die Didot'schen, die Panckouck'schen),

aufnahm, überdem selbst einige vor die bemerkte Zeit fallende Sammlungen berücksichtigte, in denen z. B. einzelne Schriftsteller sich abgedruckt finden, die nirgends sonst stehen, oder doch seit der Zeit keine neue Ausgabe oder Bearbeitung erhalten haben. Wie der Verfasser im ersten Fall seinen Grundsatz mehrmals noch weiter ausgedehnt hat auf bemerkenswerthe Erscheinungen des Auslandes, zeigt sich z. B. bei Babrius, wo die ganze neueste Literatur angeführt ist, die in Frankreich erschienene Editio princeps nicht ausgeschlossen, was man nur billigen kann. Die Kirchenschriftsteller, „so weit sie sich auf blos Christlich-Theologisches beschränken", blieben ausgeschlossen. Demgemäss ist z. B. Arnobius, Minucius Felix, Lactantius übergangen; aber die dem Letztern beigelegten Dichtungen, das Symposium und der Phoenix, sind berücksichtigt; eben so auch, um ein anderes Beispiel zu wählen, ist das dem Rufinus (von Andern freilich dem Pabst Sixtus II.) beigelegte Enchiridium Xysti — eine Sammlung von Sittensprüchen eines, wie man glaubt, heidnischen Philosophen — aufgenommen und die Siber'sche Ausgabe S. 478 angeführt, wozu noch Orelli Opusec. sentent. et moral. I. p. 247 ff. hinzugefügt werden konnte; und dass der Herausgeber diesem Grundsatze, nur das eigentlich Theologische auszuschliessen, selbst eine weitere Ausdehnung gab, sehen wir daraus, dass er z. B. die christlichen Dichter Juvencus, Prudentius und Sedulius (aber nicht den Paulinus von Nola) berücksichtigt hat, um von einem Ausonius, Merobaudes u. A. nicht zu reden, die, wenn sie auch Christen waren, doch so gut wie Boethius in alt-classischer, heidnischer Form schrieben und dichteten, demgemäss hier berücksichtigt sind. Der Macer Floridus, der hier S. 379 nach Choulant's Bearbeitung aufgeführt ist, gehört freilich in die Karolingische Zeit; wir würden statt seiner den S. 271 nach der lateinischen Anthologie aufgeführten Aemilius Macer lieber einschalten und hier das gelehrte Programm von S. Rob. Unger: De Aemilio Macro Nicandri imitatore (Friedland 1845 in 4.) anführen, in welchem von den verschiedenen, fast ganz untergegangenen Werken dieses Dichters der augusteischen Zeit genaue Notiz gegeben wird, unter Beifügung der wenigen von diesen Dichtungen noch auf uns gekommenen Bruchstücke. Uebrigens möchte es kaum möglich seyn, Berichtigungen oder Nachträge hier zu geben, wo die sorgsame Pflege des Herausgebers fast jede Bemühung der Art schon von vorneher abgeschnitten hat, zumal was etwa eingeschlichene Irrthümer in Angaben der Jahreszahlen, Namen und Preise betrifft; hier muss Referent verzichten, dem Wunsche des Herausgebers, der in der Vorrede um den Nach-

weis solcher etwaigen Mängel zur Verbesserung seines Werkes die Freunde der philologischen Literatur ersucht, nachzukommen, weil hier in der That geleistet ist, was menschliche Kraft zu leisten vermag. Um aber doch dem verdienten Herausgeber seinen Dank auch durch die That zu beweisen, erlaubt er sich am Schluss der Anzeige Einiges, was vielleicht bei einer weiteren Auflage beachtenswerth erfunden werden dürfte, beizufügen. Bei Athenaeus S. 52 ist Meineke's Specimen philologg. exercitatt. P. I. vom Jahre 1843 4. angeführt; es ist aber, so weit Referent weiss, im Jahre 1846 auch P. II. gefolgt. Bei Chronicon Parium S. 55. durfte vielleicht Manchem die Anführung von Boeckh Corp. Inscriptt. erwünscht seyn, indem ja dort (T. II. p. 293 ff.) die beste und vollständigste Bearbeitung dieser Inschrift gegeben ist. Unter den Erläuterungsschriften des Hippocrates würden wir beifügen M. T. Raudtnitz: Materia medica Hippocratis. Dresdae 1843. 8. Dass die neue Ausgabe der Werke des Hippocrates von Littré, wovon bis jetzt fünf Bände erschienen sind, so wie die Specialausgabe einiger Schriften durch Ch. V. Daremberg nicht aufgeführt ist, hat seinen natürlichen Grund darin, dass diese Ausgaben in Paris, also in Frankreich, erschienen sind, während unser Werk sich auf die in Deutschland erschienene Literatur einschränkt. Oder soll hier eine ähnliche Ausnahme gemacht und auch in ähnlicher Weise gerechtfertigt werden können, wie in dem oben bei Babrius angeführten Falle? Ist ja doch auch unter Galenus (und wir billigen es durchaus) die neu entdeckte und von Menas zu Paris 1844 herausgegebene Schrift Εἰςαγωγὴ διαλεκτική) aufgenommmen. Mit gleichem Rechte würden wir dann auch die bisher unedirte Schrift des Rufus von Ephesus über den Puls, welche ebenfalls zu Paris 1846 von Daremberg herausgegeben worden, aufnehmen. Unter dem Artikel Inscriptiones, und zwar der griechischen Literatur, wo in schöner Vollständigkeit die verschiedenen Schriften deutscher Gelehrten angeführt sind, die zur Erweiterung dieses Gebietes der Alterthumskunde in der letzten Zeit so Vieles beigetragen haben, finden wir zwei Werke angeführt, über die wir einigen Zweifel haben, ob sie mit Recht hier eine Stelle haben. Das eine ist die Schrift von Fr. Creuzer: ein alt-athenisches Gefäss u. s. w. Darmstadt 1831; es gehört dieselbe nach unserm Erachten rein in das Gebiet der Archäologie oder Kunstgeschichte und der damit verbundenen Mythologie und Symbolik. Die andere Schrift ist die unseres Freundes Ad. Holtzmann: Beiträge zur Erklärung der persischen Keilschriften, Carlsruhe 1845. 8. Da diese Schrift, so verdienstlich und wichtig sie in jeder Beziehung ihrem gan-

zen Inhalt nach ist, zumal sie die willkührliche Behandlung in dem Lesen und Deuten der Keilschriften zu beseitigen sucht, doch nur in so fern eine Beziehung auf die griechische Literatur (auf griechische Inschriften gar nicht) hat, als sie eine Uebereinstimmung des in einer Keilinschrift aus Darius Zeit befindlichen Verzeichnisses der einzelnen, zum Perserreich gehörigen Länder mit dem Satrapienverzeichniss bei Herodotus nachzuweisen sucht, so dürfte sie kaum hierher gehören; es würden dann, jedenfalls wenigstens mit gleicher Berechtigung, auch die auf ähnlichem Gebiete sich bewegenden Versuche von Grotefend, Lassen, Hitzig, Benfey u. A. hier anzuführen seyn. — Unter den Erläuterungsschriften zu Strabo ist auch das im Jahr 1843 (nicht 1841, wie hier steht) zu Constanz erschienene Programm: Beiträge zur Geschichte d. Insel Reichenau im Bodensee zur Erklärung von Strabo VII, 5 genannt; aber der Verfasser desselben heisst nicht Jos. Halm, wie hier steht, sondern Jos. Nicolai. — Bei Herodotus, wo auch die neueste (Pariser) Ausgabe von W. Dindorf nicht fehlt, war der letztere Name (S. 90) wohl durch gesperrte Schrift hervorzuheben. Ferner ist die S. 92 unter des Herodotus Erläuterungsschriften aufgeführte Abhandlung von Th. Studer: Orat. inaug. qua fide dixerit Herodotus Graecos ab Aegyptiis deos suos ac religiones accepisse nicht in 4. und auch nicht Berolini 1830, sondern, wie das vor uns liegende Exemplar zeigt, Bernae im Jahr 1830, in 8. erschienen. Auch würden wir diesen Erläuterungsschriften noch beifügen das Programm von Ph. Jac. Ditges: De fati apud Herodotum notione (zu Coblenz 1842 in 4.), ferner A. Hansen: Osteuropa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates, Dorpat 1844 8. (auch Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung 1. Abth.), worauf auch bei Hippokrates verwiesen werden dürfte. Aus dem Jahr 1846 würde Referent auch noch ein Programm nachtragen, wenn er anders, da er es blos aus Nachrichten öffentlicher Blätter kennt, aus eigner Ansicht sich darüber vergewissert hätte, nemlich das zu Lauben erschienene Programm von Beisert: De Herodoto deorum cultore in 4.

Um auch aus der römischen Literatur Einiges anzuführen, so glauben wir, wird S. 284 unter den Erläuterungsschriften zu Cato auch der Index Lectionum des Sommercursus zu Berlin 1846 4., worin einige Stellen aus Cato's Schrift über den Landbau kritisch behandelt sind, beizufügen seyn. Bei Firmicus Maternus ist die zu Kopenhagen (Havniae 1817) erschienene Abhandlung von J. M. Hertz: De Julio Firmico Materno ejusque de errore profanarum religg. libello angeführt,

was wir billigen; aber wir würden dann auch die an demselben Orte 1826 in 8. erschienene Ausgabe der Schrift de errore profann. rell. etc. von Fr. Münter beifügen, obwohl der Herausgeber, sie ausschliessend, nach demselben Grundsatze, wie es scheint, verfuhr, nach dem er einen Arnobius, Lactantius u. A., wie wir schon oben bemerkt haben, ausgeschlossen hat. Unter den Erläuterungsschriften des Fronto würden wir die 18$\frac{4}{4}\frac{0}{1}$ als Programm zu Bonn erschienenen: Ludov. Schopeni Emendationes Frontonianae P. II. in 4. zu dem hier angeführten Programm des Jahres 1830 hinzufügen. Bei dem Artikel Inscriptiones bemerken wir, dass bei Angabe der Inscriptt. Latt. collectio von J. C. Orelli, wohl auch die dazu gewissermassen gehörigen Analecta Epigraphica, die (bei dem Index Lectt.) zu Zürich 1838. 4. erschienen sind, genannt werden konnten; ferner dass das, was hier von Rappenegger: die römischen Inschriften in Baden u. s. w. angeführt ist, nur die erste Abtheilung des Ganzen bildet, dessen zweite Abtheilung, ebenfalls als Programm zu Mannheim 1846, und zwar mit fortlaufender, an S. 44 der ersten Abtheilung sich anschliessender Seitenzahl erschienen ist. Ferner würden wir, da die Sammlung der Inscriptiones Helveticae von J. C. Orelli (und mit Recht) angeführt ist, auch die das Jahr zuvor, 1843. 4., zu Basel erschienene Sammlung: die römischen Inschriften des Kanton Basel von Karl Roth anführen; sie gehört zwar (wie die Schrift von Orelli zu den Mittheilungen der Züricher Gesellschaft) zu den Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer zu Basel, ist aber doch auch mit besonderm Titel, wie jene, erschienen. Es liessen sich, da jetzt die meisten Mittheilungen über Inschriften, zumal neu entdeckte, theils in Zeitschriften, theils in Vereinsschriften von Alterthumsgesellschaften und dergleichen herauskommen, wie z. B. in den von den Freunden der Alterthümer in den Rheinlanden herausgegebenen Jahrbüchern, in dem Instituto Archeologico von Rom (man denke z. B. nur an die neuerdings von Heintzen dort herausgegebene Tabula alimentaria Baebianorum, an so Manches, was in neuester Zeit Mommsen an verschiedenen Orten veröffentlicht hat und eine Reihe von andern derartigen Zeit- und Akademieschriften), allerdings hier manche Nachträge und Zusätze machen; allein man würde mit Recht fragen, ob derartige Angaben in eine solche Bibliothek gehören, und rechtfertigt Plan und Anlage derselben überhaupt die Aufnahme solcher Notizen, die wir eher in andern, diesem Gegenstande eigens gewidmeten Schriften oder in Literaturgeschichten zu suchen haben?

Bei Seneca (dem Philosophen) würden wir unter die Erläuterungsschriften noch bringen: F. Osanni Commentatt. de L. Annaei Senecae scriptis

quibusdam deperditis Specimen I. Gissae 1846. 4. (ein Programm, dem wir recht baldige Fortsetzung in einer P. II. wünschen); eben so bei den Erläuterungsschriften des Tacitus das (eine Reihe schöner Emendationen des Textes enthaltende) Programm von C. Halm: Beiträge zur Kritik und Erklärung der Annalen des Tacitus. Speier 1846. 4.; dessgleichen bei Varro die Inauguralschrift: Aug. Schleicher: Meletematt. Varroniana. Specimen I. Bonn. 1846. 8.

Bedenkt man freilich, dass das Buch schon auf Ostern 1847 gedruckt vorlag und ausgegeben ward, so wird man es kaum begreiflich finden, wie die Literatur bis 1846 incl. noch so berücksichtigt werden konnte, wie diess in der Regel hier doch der Fall ist; die Paar Programme, die wir hier nachgetragen, hat der Herausgeber wahrscheinlich zu spät zu Gesicht bekommen, um sie noch zur rechten Zeit vor dem Abdruck an gehöriger Stelle einzuschalten. Dasselbe mag wohl auch der Fall mit zwei oder drei andern Programmen seyn, welche S. 431 zu dem Artikel Rei agrariae auctores (die Sammlung von Wilh. Goes) unter die mit kleinerer Schrift gedruckten Erläuterungsschriften aufzunehmen wären, nämlich die beiden dem Index Lectionum zu Berlin im Sommer 1844 und Winter 1844 — 1845, wenn wir nicht irren, von C. Lachmann beigefügten, auf Frontinus und dessen Commentator Aggenus bezüglichen und den Text beider schärfer von einander trennenden Zugaben; ferner zu dem in der genannten Sammlung enthaltenen Stück Vegoja die gründliche, den Gegenstand tiefer auffassende Abhandlung von Wolfgang Max. von Göthe (dem Enkel des Dichters): De fragmento Vegojae cujus sit momenti in tractandis antiquitatibus juris Romani. Heidelberg. 1845 in 4.

Der Verfasser kann diese Bemerkungen nicht weiter fortsetzen, die er nur aus dem Grunde gemacht hat, um nicht ἀσύμβολος von einem Werke zu scheiden, das die Aufmerksamkeit und die Theilnahme aller Freunde der Alterthumswissenschaft und der gelehrten Bücherkunde in gleicher Weise und mit gleichem Rechte anspricht; dem, wir wiederhohlen es, keines der ähnlichen Bücher, wie wir sie bis jetzt besitzen, an Vollständigkeit oder an Genauigkeit sich an die Seite stellen kann, dessen typographische Ausführung eben so als ein Muster Andern dienen kann, die in ähnlichen Leistungen sich versuchen wollen und in dieser Hinsicht zugleich beweist, wie die deutsche Typographie hinter den Leistungen des Auslandes in keiner Weise zurückbleibt.

**Chr. Bähr.**

*M. Tullii Ciceronis Tusculanarum Disputationum libri quinque. — Recognovit et explanavit Dr. Raphael Kühner. — Editio tertia auctior et emendatior. — Jenae, typis et sumptibus Friderici Frommann. MDCCCXLVI. gr. 8. XXII. und 497 S.*

Zum dritten Male erscheint diese musterhafte Ausgabe in abermals verbesserter und vervollkommneter Gestalt, abermals bedeutend vermehrt, und zugleich vom Verleger, ihrem innern Werthe gemäss, wieder schöner ausgestattet. — Die Seitenzahl, in der ersten Ausgabe 400 (vom Jahr 1829), in der zweiten, bei gleichem Druck (vom Jahr 1835.) 478, beträgt in der dritten, bei breitern und höhern Columnen, 497: eine Vermehrung, die, Alles berechnet, wohl wenigstens eben so viel betragen mag, als bei der zweiten, in Vergleichung mit der ersten. Und wirklich scheint es, es sey das Buch dem Herausgeber nachgerade etwas zu stark erschienen, wesswegen er diessmal, wie er in der Vorrede meldet, eine kleinere Ausgabe mit kürzeren Anmerkungen, neben der grössern, veranstaltet hat, die uns bisher noch nicht zu Gesichte gekommen ist, so dass wir also das Verhältniss der kleineren zur grösseren anzugeben nicht im Stande sind.

Der Referent, der diese werthvolle Ausgabe schon zweimal in diesen Jahrbüchern angezeigt hat (1830 Nro. 29 und 30. und 1835 Nro. 62. 63.), nahm gerne die Aufforderung an, auch über diese dritte zu berichten, und wenn er ihr Erscheinen nicht bloss mit einigen Zeilen bespricht, so kann er damit nicht gemeint seyn, sie dem philologischen Publicum erst bekannt machen zu wollen, vielmehr wünscht er dem Herausgeber selbst hierdurch das Interesse zu bethätigen, das er an dem — man könnte fast sagen — umgearbeiteten Werke nimmt, das so ganz dem Zwecke entspricht, den derselbe sich vorgesetzt hat.

Der ersten Ausgabe war der Wolfische Text zum Grunde gelegt und vom Herausgeber selbst an den Stellen beibehalten worden, an welchen er ihn nicht billigen konnte. Die zweite Ausgabe bot den Orelli'schen Text. Hätte der Herausgeber die Vollendung der neuern Orelli-Baiter'schen Ausgabe abwarten können, so hätte er ohne Zweifel diesen wählen mögen: so aber war die Orelli'sche Recension, wie sie bis jetzt vor uns liegt, durch die neuern Bearbeitungen von Klotz, vom Referent und von Tregder, ungeachtet ihrer grossen Vorzüge, nicht mehr ganz haltbar geblieben: und so suchte denn Herr K. mit Hülfe der besten unter den neuverglichenen Handschriften und den neuesten Ausgaben einen möglichst

reinen Text zu liefern, wiewohl sich ihm, wie uns, kein Codex als so vollkommen zeigte, dass man sich an ihn mit solcher Zuversicht hätte halten können, so wie er keinem der vorhin genannten drei Herausgeber in allen Punkten sich glaubte anschliessen zu können.

Was er über dieselben sagt, wollen wir nicht excerpiren. Die Urtheile scheinen uns nicht ungerecht, wiewohl sich Referent über Tregder's Ausgabe, von der noch kein Exemplar in seine Nähe gekommen ist, blos aus den Bemerkungen von Klotz und Kühner einigermassen ein Urtheil bilden kann. Von Tregder hebt er besonders das heraus, dass er treffliche alte Handschriften, den Cod. Regius und Pithoeanus, die früher weniger genau verglichen waren, aufs Genaueste habe vergleichen lassen, um auf sie seine Texteskritik zu bauen. Von Klotz besonders, dass er, so trefflich im Ganzen seine Ausgabe sey, doch acht Jahre nach deren Erscheinung mit seltener Selbstverläugnung, als strenger Richter seines eigenen Werkes, Vieles nachgetragen und berichtigt, auch manche Urtheile zurückgenommen und die Richtigkeit fremden Urtheils an mehreren Stellen anerkannt habe. Von sich selbst aber erklärt er, er habe in Hinsicht auf Sach- und Sprach-Erläuterung seinen frühern Ausgaben nicht viel nachzutragen gehabt, aber doch glaube er für Erklärung des Inhalts und in sprachlicher Hinsicht noch Manches Dienliche beigefügt zu haben. Als besondere Zierde seines Buches rühmt er die von Herrn F. A. Menke, Lehrer am Gymnasium zu Bremen, ihm mitgetheilten, an den Rand der Rath'schen Ausgabe geschriebenen Bemerkungen, von denen er eine Auswahl gegeben habe. Er selbst hat, wie wir an mehreren Stellen wahrnahmen, Sachinhalt und Ausdruck verbessert, was wir besonders auch von den Prolegomenen sagen können, in welchen der IX. Abschnitt, de critica Tusculanarum natürlich eine ganz veränderte Gestalt und bedeutende Erweiterung gewonnen hat. S. 10 unter R. (Cod. Paris.) hat sich, wie uns scheint, ein kleiner Fehler eingeschichen. Es scheint uns nemlich, es sei der Däne N. P. Krarup, dem Tregder die genaue Vergleichung des Cod. Reg. verdankt, kein anderer, als Nic. Bygom-Krarup, der im Jahr 1825 eine Schrift De natura et usu Imperativi apud Latinos, und in den Jahren 1826 und 27. zwei Specimina Observationum criticarum in libros Ciceronis de Re publica herausgegeben hat.

Wenn wir nun behaupten, dass diese neue Ausgabe eine Menge der wesentlichsten Verbesserungen des Textes in Vergleichung mit der zweiten enthalte, dass sie theilweise eine umgearbeitete sey, so sagen wir nicht zu viel. Ebenso verdient dieselbe die Anerkennung, dass die

kritischen Grundsätze, nach denen der Herausgeber verfuhr, die richtige Mitte zwischen dem allzustarken Anhängen an der Autorität irgend einer sonst gepriesenen Handschrift, und der Neigung nach glänzenden Emendationen zu greifen, wo der Schriftsteller etwas von der täglichen Gewohnheit abweicht, aber durch richtige Interpretation die Schwierigkeit verschwindet, zu halten scheinen. Dass damit nicht gesagt ist, wir billigen jede aufgenommene Lesart oder Erklärung, versteht sich von selbst, und ist darum auch nicht anders zu erwarten. Zwecklos wäre es aber, alle oder auch nur viele Stellen zu besprechen, an welchen wir seiner gegen früher veränderten oder einer der unsrigen entgegengesetzten Ansicht unsern vollen Beifall schenken. Wir nehmen hier aber doch eine Reihe von Stellen zur Besprechung vor, indem wir das vierte Buch durchgehen, worauf wir dann noch Einiges aus dem ersten Buche folgen lassen wollen.

S. 309. IV, 1, 1. Etwas seltsam gesagt ist, dass Klotz zu soleo mirari erkläre, mirari bedeute wundervoll erscheinen: da er sagt, wenn Cicero miror maiores sage, so wolle er andeuten: sie erscheinen mir wundervoll. — S. 310. 1, 2. In der erweiterten Note zu arcessita will uns, was die Wortbildung, nicht was die Bedeutung betrifft, die Vergleichung nicht gefallen: „cesso sey aus cio, wie facesso aus facio und lacesso aus lacio." Von cedo entsteht das Frequentativ cesso, wie quasso (aus quatito) von quatio; cio ist aber das Transitivum von κίω, und das Jota gehört dem Stamme: bei facesso aber ist nur das c, von facio, der Wurzel angehörig, das i nicht einmal da, noch weniger ein Theil des Stammes. — S. 314. 2, 4. wird in der Note zu XII. tabulae das Gesetz angeführt, worauf angespielt ist. Dort steht aber bei dem dazu citirten J. N. Funccius FLACITIOMQ. nicht — GI —. S. 313. Ebendaselbst zu der Note bei Appii Caeci carmen citiren wir noch die dritte Ausgabe von Bähr's Gesch. d. röm. Litt. I. p. 306. — S. 312f. Zu Pythagoreorum bemerkt der Herausgeber gegen Klotz, der das Umgekehrte behauptet, diess bedeute: Appii carmen a Pythagoreis originem duxisse; die Lesart der schlechtern Handschriften, die wir lieber in den bessern lesen möchten, Pythagoreum sey s. v. a. ad Pythagoreorum sententiam compositum. Wir halten diese Erklärung für richtig, aber, wie gesagt, die Lesart, die Orelli und Tregder aufgenommen haben, würde uns besser zusagen. — Ebendaselbst S. 313: Qui autem oratores exstiterunt! wird autem durch inprimis und demum erklärt, und gesagt, es zeige eine Steigerung an. Noch

passender finden wir eine Andeutung, es stehe dieses autem in lebhafter Rede bei einem Ausruf oder in einem Fragesatze, der keine Antwort erwartet, um anzudeuten, „und nun vollends gar.“ — Zu S. 314. 3, 6. exstitit dicens, wo Lambin dicens ungehöriger Weise wegstrich, fügen wir noch bei ausser dem von uns Angeführten, Foertsch, ad G. J. Vossii Aristarch. III. 1. p. 270 und, wegen eines ähnlichen Sprachgebrauchs, wie est dicens, im Griechischen, G. Hermann ad Eurip. Hecub. p. 169 Ed. 1. — Dass der Herausgeber 4, 7. nullisque unius und nicht mehr nulliusque unius (disciplinae aufgenommen hat, weil Cicero den Nachdruck auf unius (eine bestimmte Schule) legt, und nicht darauf, dass er sich durchaus an keine Schule anschliesse, billigen wir vollkommen, und haben schon früher in unserer Ausgabe den Genitiv corrigirt. — Etwas auffallend war es uns, dass Herr K. zu tum irae tum cupiditatis (§. 10 Cap. 5 p. 317), wo offenbar tum — tum „das eine Mal — das andere Mal“ bedeutet, an dem cum irae des Davis. und einer schlechten Oxforder Handschrift, mit Beziehung auf seine Note zu V, 25, 72., einiges Wohlgefallen findet, und ihm bessere Autoritäten wünscht; während er doch gleich darauf die Stelle richtig erklärt, und unten (V, 25, 72) p. 423 bestimmt sagt, dass Davisius mit Unrecht cum irae gegeben habe. Wir sehen nun aber, dass er in der zweiten Ausgabe in der Note zu jener Stelle (p. 401.) entgegengesetzter Ansicht war, und tum irae tadelte, dass er aber, als er die letztere Bemerkung in der Ausarbeitung der dritten Ausgabe berichtigte , an die an unserer Stelle angebrachte Berufung auf die Note der zweiten Ausgabe nicht mehr dachte, weil er dann die jetzt an unserer Stelle stehende sicher berichtigt haben würde. — Wir finden es wohlgethan, dass der Herausgeber zu parricida (8, 18. p. 323) auf Osenbrüggen's Abhandlung über das altrömische Parricidium verwiesen hat; sie verdient jedenfalls Berücksichtigung. Es wäre jedoch die Andeutung, dass das Resultat der etymologischen Forschung nicht genügen könne, am Platze gewesen; es müsste denn etwa dem Herausgeber selbst genügen, was uns nicht wahrscheinlich ist. — Ebendaselbst 8, 19. p. 323. hätten wir den Trochaicus tetrameter catalect. nicht nach der de Or. 3, 38, 154 und 58, 218. vorkommenden Form — mi exanimato expectorat abgedruckt gewünscht, da die besten Handschriften an unserer Stelle zu mihi ex animo expectorat rathen, und Cicero leicht selbst den Vers an zwei Orten oder in zweierlei Büchern aus dem Gedächtniss in verschiedener Form geschrieben haben kann. Denn dass ex animo ex-

pectorat lächerlicher Unsinn sey, wie wenn Jemand spräche ex pectore exanimat, wird wohl Niemand mit Turnebus glauben. Womit übrigens nicht gesagt seyn soll, dass der Vers des Ennius nicht in den Büchern De Oratore von Cicero richtiger citirt seyn könne, was besonders dort die zweite Anführung wohl glaublich macht; wiewohl Bothe (Poett. Scenicc. Latt. Vol. V. [Fragm. Vol. I.] p. 32.) in einer motivirten Auseinandersetzung sich für unsere Schreibung, auch in den Stellen De Or., erklärt. — C. 9, 21. p. 324 sq. ira-intimo odio et corde concepta (discordia est) spricht sich der Herausgeber gleich dem Referenten (Tuscc. Tom. III. p. 397.) gegen die Uebersetzung dieser Worte von Klotz aus, zugleich auch gegen Lambin's Conjectur intimo animo et corde, indem er sagt intimo odio deute auf die Quelle der discordia, und intimo corde auf den Sitz, den sie einnehme. Das ist freilich gleich gesagt, und hört sich gut an; aber dann hat ja der Satz eine doppelte Construction, und man müsste denken: discordia ira est ex intimo odio orta, et quasi in intimo corde concepta; eine solche Allianz zweier Sätze und Gedanken pflegt Cicero nicht so zusammenzupressen und gleichsam in einem Athem herauszusagen, und dabei die Präpositionen wegzulassen. Bei Seneca und Tacitus wäre es wohl weniger anstössig. Hiermit soll nun zwar Lambin's, von Bentlei und Davisius gebilligte, Conjectur nicht empfohlen seyn, und eben so wenig Bouhier's Einfall inter duos corde concepta, dass Cicero in der Definition auf die Etymologie von discordia anspiele. Wenn aber der Herausgeber unsere Vermuthung, intimo odio corde concepta könnte aus dem Cod. Mon. 1. zu empfehlen seyn, bloss durch „quae ratio mihi non probatur“ abfertigt, so glaubt Referent doch die obige „Anstössigkeit“ dadurch beseitigt; denn eine ira, die intimo odio corde concepta heisst, als nähere Bestimmung der ira, die in der discordia stattfindet, lässt sich doch wohl denken und sagen: und wenn wir ebendaselbst in erster Reihe intimo odio corde concepto empfahlen, so dass die ira dann discordia genannt werde, quum odium intimo corde conceptum est, so möchte dagegen auch nicht zu viel einzuwenden seyn. — Zu der grossen Anmerkung zu 13, 29 p. 330 f.*), die in der neuen Ausgabe noch gewonnen hat, bemerken wir blos, dass unser Excurs im dritten Bande nicht von 381 — 390, sondern von 387 an geht. — C. 13, 30. Ut enim corporis temperatio — sic animi dicitur — da diess keine handschriftlich beglaubigte Lesart ist,

---

*) Zu Vitiositas autem est u. s. w.

die des Referenten (und Klotz's) Est enim — sic animi dicitur aber handschriftliche Beglaubigung hat, überdiess vom Herausgeber selbst jener vorgezogen wird, so hätte er sie auch, nach unserer Meinung, aufnehmen sollen, zumal da dadurch die Steifheit der Vergleichungsform wegfällt, die Vergleichung aber doch merklich bleibt. — C. 14,33: quoniam tanquam e scrupulosis cotibus enavigavit oratio. Freilich haben scrupulosis, das den Abschreibern gar wohl bekannt war, viele Handschriften, scruposis, das wir geben, wenigere; Cicero sonst das eine so wenig als das andere; wir ziehen aber doch scruposis mit Davisius, Lallemand, F. A. Wolf, Schütz und Orelli vor, erstlich, weil die besten scruplosis haben, das für das Eine so gut wie für das Andere spricht; sodann, weil scruposis den Abschreibern wenig bekannt war; ferner, weil scruposis mehr Stellen unmittelbarer Vorgänger Cicero's für sich hat, als scrupulosis; endlich, weil für den Sinn das nicht vom Deminutivum (scrupulus) hergeleitete Adjectivum besser passt, da scrupulosus so viel als plenus scrupulorum ist, scruposus aber plenus scruporum. Auch hat Cicero das Wort scrupus selbst gebraucht de Rep. III. 16. — C. 15, 35: tum fertur alacritate (p. 336.). In der zweiten Ausgabe gab Herr Kühner: effertur mit Wolf, Bentlei, Orelli. Beides ist Ciceronischer Sprachgebrauch; das Erstere hat auch Klotz aufgenommen, doch jenes scheint fast nur Tuscc. III. 5, 11: feruntur aut libidine aut iracundia zu stehen. Wir haben uns übrigens S. 345. T. II. unserer Ausgabe auch, ohne es zu geben, der Lesart fertur geneigt erklärt, zumal da die besten Handschriften fert und fertur haben. Da aber effertur doch auch nicht ohne Autorität, überdiess efferri laetitia, elatus laetitia sonst Sprachgebrauch des Cicero ist, und es an der aus III. 5, 11. angeführten Stelle heisst: qui effrenati feruntur aut libidine, wo effrenati efferuntur von Cicero absichtlich vermieden worden seyn mag; so neigen wir uns dennoch mehr zu effertur, was auch Klotz wie gesagt, vorzog. — Bei den gleich folgenden Worten ut nihil ei constet, wollen wir gegen die Aufnahme des ei, ob wir es gleich nicht geben, auch keine Handschrift ei hat, nicht viel einwenden. Wenn jedoch der Herausgeber, auch Ernesti und Klotz, sagt, ei sey Bentlei's Verbesserung, so berechtigt sie dazu Davisius selbst, der in der dritten Ausgabe, die wir vor uns haben, das, was er giebt, (ut nihil ei constet) ausdrücklich Jenem zuschreibt (unde, sagt er, Cl. Bentleius id quod exhibemus reposuit). Sehen wir aber in allen Abdrücken

der eigenen Bentlei'schen Emendationen nach*), die uns zu Gebote stehen, so hat Dav. im Texte der ersten Ausgabe noch das alte ut nihil esse constet. Bentlei aber sagt in seinen Anmerkungen (p. 64. und so auch in den andern Abdrücken), den Davisius anredend: „Constet esse a sententia prorsus alienum est. Dele igitur τὸ esse, „et lege: Ut nihil constet, quod agat. Nempe verba sunt, ut et „illa sequentia, poetae comici, quae integriora habes apud nostrum de Fin. „II. 14: Tanta laetitia auctus sum, ut nihil constet. Sic ibi „Victorius edidit, et sic tui codices: in aliis editionibus perperam fertur: „Ut mihi non constem: quod ab interprete profectum est. Con„stet autem perinde valet ac congruat, suppetat, stabile fir„mumque sit." Was war nun Bentlei's Meinung? Uebrigens hat Dav., ausser in den ersten, in der folgenden Ausgaben das ei jedesmal im Text. — S. 337. C. 16,35. zu pendet animi macht der Herausgeber die passende Bemerkung (entschiedener als in der zweiten Ausgabe): dass animi bei dieser Construction nicht der Genitiv, sondern der Vocativ sey, erhelle daraus, dass man im Plural nicht pendere animorum, sondern pendere animis sage. — Ebd. §. 36. p. 338: hominem frugi omnia recte facere. Wenn der Herausgeber (der übrigens recte im Text hat) in der Note sagt, er denke fast, man sollte aus Codd. Reg. und Pith. u. Gud. 1. und einigen Andern recta facere aufnehmen; so können wir nicht beistimmen; denn der Sinn ist doch wohl nicht, hominem frugi facere omnia, quae recta sunt oder omnia ita facere, ut recta sint, sondern omnia recto modo rectaque ratione, vel ita facere, ut recte sint facta. — S. 338. Cap. 16, 36. wollen wir nur noch zu unserer und des Herausgebers Note wegen der Lesart des Cod. Vat. ita per illud vulgatum esset Folgendes hinzusetzen: Per mit der Tmesis findet desswegen nicht bei zusammengesetzten Participien, wie pervulgatus, permotus, perscriptus u. s. w. statt, weil es bei diesen eigentlich nicht sehr oder in hohem Grade, sondern allgemein, durchaus vollständig bedeutet**). Sagt aber Cicero ad Fam. III.

---

*) Wir haben vor uns die erste Ausgabe des Dav. von 1709. (in der zweiten und dritten, die auch vor uns liegt, stehen sie nicht), die Oxford'sche 1805 und den Abdruck in der Rath'schen Ausgabe, den in unserer Ausg. nicht gerechnet.

**) Es ist also nicht ganz richtig, wenn die Wörterbücher sagen, pervulgatus heisse sehr verbreitet: es heisst durchaus oder allgemein verbreitet. Sagen sie doch bei pervulgare auch nicht, es heisse sehr verbreiten.

5. per fore accommodatum tibi, so hat es die erstere Bedeutung, und accommodatus ist das Adjectivum angemessen, nicht das Participium anbequemt oder angemessen worden, und es giebt auch kein Verbum peraccommodo. — C. 15, 42. p. 341. Proclivi labuntur. So haben allerdings die besten codd., und nicht proclive. Der Herausgeber, der in der zweiten Ausgabe noch proclive vorzog, liess sich durch Kl. bewegen, die Lesart der bessern Handschriften vorzuziehen, vielleicht auch sich durch die Distinction verleiten, dass proclive ferri „ins Abschüssige stürzen" heisse, d. i. vorwärts fallen, dagegen proclivi ferri „im Abschüssigen stürzen", d. i. auf abschüssigem Wege, oder, ohne Metapher, schnell und unaufhaltsam; welches offenbar auch dem Sinne nach das Passendere sey. Wir ziehen aber immer noch wegen sublime ferri, auch proclive, i. e. in proclive labuntur vor; denn, nehmen wir auch Klotz's Unterscheidung an, so passt doch die Bedeutung „steil oder jäh hinabstürzen" besser, wenn schon de Finn. V. 28, 84: proclivi currit oratio d. h. in proclivi recht seyn mag. — S. 342. C. 19, 43: virum — videri negant, qui irasci nesciat ist richtig gegen Klotz's actenmässigeres nesciet („der zu seiner Zeit (?) nicht in Zorn zu gerathen im Stande seyn wird"), beibehalten. Wir hofften, Kl. werde in den „Nachträgen und Berichtigungen" zum Conjunctiv zurückkehren. Er übergeht aber die Stelle. — C. 23, 51, S. 348: Haec quum constituta sunt indicio — tum est robusta illa et stabilis fortitudo; der Herausgeber gibt mit Kl. die Lesart der meisten und besten Handschriften sint, verwirft aber die Rechtfertigung des Letztern für den Conjunctiv als gezwungen, aber nur um eine noch künstlichere an deren Stelle zu setzen. Bei der auch in den besten Handschriften in Folge von Abkürzungen so häufigen Verwechslung von sunt und sint, wozu noch die Neigung der Abschreiber kommt, nach quum überall den Conjunctiv zu setzen, dürfen in solchen Fällen, denken wir, sprachliche Gründe wohl den Ausschlag geben, zumal wenn, wie hier, auch Handschriften zustimmen. Der Sinn ist doch wohl kein anderer, als: Ist man einmal darüber mit sich im Reinen u. s. w. — S. 367. C. 34, 73. At quas tragoedias efficit? Hier hätte, statt des Fragzeichens, ein Ausrufungszeichen gesetzt werden sollen; denn quas steht für quantas. Solcher Fragzeichen entstellen noch manche den Text des Cicero. — C. 35, 74. ebd. zu dem anakoluthisch gesetzten ut et illud, dem kein anderes et, sondern das folgende Abducendus etiam est, entspricht, citiren wir noch H. Meyer ad Cic. Orat. 19, 62. p. 35, unsere Bemerkungen zu Cic. de

Rep. I, 3, p. 16 und 609. Jacob in der Allg. Schulztg. 1828 II. 110. p. 108f. Klotz Quaest. Tull. I. p. 7—12 und 105—109; C. Beier in der Lpzgr. Litztg. 1825. 122. p. 1010 und zu Cic. pro Scauro p. 195. — S. 370. C. 36, 77. Mandarem natos — (voran geht Impius hortatur me frater, ut meos malis miser —). Dieses Mandarem, statt dessen der Herausgeber in der 2. Ausgabe noch manderem gab, bieten allerdings die bessern Handschriften, aus denen es Klotz aufnahm, giebt jetzt auch Herr K., durch die von Klotz aufgestellten Gründe bewogen, und so haben jetzt auch dieselbe poetische Stelle, die de Or. III, 58, 217. gleichfalls steht, Orelli und Baiter gegeben. Wir können uns weder durch den Vers des Lucretius II., 638: Ne Saturnus eum malis mandaret adeptus, noch durch die Versicherung von Klotz, dass mandarem weit dichterischer sey, bestimmen lassen, es vorzuziehen. Erstlich, wenn ja mandarem dichterischer wäre, so ist noch die Frage, ob es auch das Passendere ist für unsere Stelle im Munde des Thyestes, was wir verneinen müssen. Zweitens beweist die Stelle des Lucretius Nichts für die unsrige; denn Lucretius konnte manderet in seinen Hexameter gar nicht brauchen. Drittens war den frommen Abschreibern mandare besser bekannt als mandere, so bekannt ihnen auch sonst der Act des Kauens seyn mochte; Manducare war ihnen aus der Vulgata bekannter. Endlich verlangt auch das Metrum im ersten Fusse einer trochäischen Dipodie einen Trochäus, nicht einen Spondeus. — C. 37, 79. S. 371: quod fit repugnante ratione. In der 2. Ausgabe zog der Herausgeber die alte Vulgate sit vor, welche Klotz im Text behielt, weil er sie für urkundlich begründeter hielt. Wir fanden aber fit in dem Gud. 1, der nicht nur dem Cod. Reg. an Werth gleich kommt, sondern ihm so ähnlich ist, dass wir nicht ohne Grund schlossen, der Reg., von dem wir eben keine sehr genaue Collation hatten, habe dasselbe. Auch Sinn und Sprache rathen zu fit. — S. 372. C. 37, 80. Mit Recht bemerkt hier der Herausgeber gegen den Referent (zu ei sunt constituti — mala valetudine animi), dass die von ihm als Parallelstelle für valetudine animi citirte Stelle aus Philipp. XI., 2, 4. nicht hierher passe. Referent hatte sie nicht genau genug angesehen. Dagegen hat Herr Kühner uns nicht überzeugt, wenn er die seltsame Lesart C. 37, 81. p. 372: Ergo ut optima quisque valetudine affectus potest videri, at natura ad aliquem morbum proclivior: sic animus alius ad alia vitia propensior — beibehält, und behauptet, das potest videri benehme dem Satze seine Verkehrtheit, die darin läge, wenn es, statt dessen, est hiesse.

*(Schluss folgt.)*

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Ciceronis Tuscull. Disp. ed. Kühner. Ed. III.

(Schluss.)

Das bessert aber das Schielende des Gedankens nicht. Richtig wäre quisque nur in einer Verbindung, wie etwa folgende: ut optima quisque valetudine est constitutus, ita minime se subito morbo affici posse existimat. Wir bleiben also bei der gelinden, auch handschriftlich beglaubigten, Verbesserung Bentlei's: ut optima quis etc. Uebrigens wünschten wir allerdings, es fände sich irgendwo etwa folgende Lesart: Ergo ut optima quispiam valetudine affectus potest videri, at naturâ (oder naturâ tamen) est ad aliquem morbum proclivior: sic animus alius ad alia vitia est propensior.

Und nun berühren wir nur noch einige Stellen des ersten Buches. Da stossen wir gleich beim Anfang I. 1. auf das quae (studia), remissa temporibus, — revocavi. Hat unser Herausgeber in der 2ten Ausgabe gesagt, es werde wohl schwerlich Jemand Wolf's Ansicht theilen, dass temporibus der Dativ sey: so hat er nun, als er sah, dass Klotz und der Referent, zu gleicher Zeit, ohne von einander zu wissen, dennoch den Dativ annahmen, in der dritten Ausgabe seine Verwunderung hierüber ausgesprochen, da doch temporibus der Ablativ sey, und so viel als propter tempora bedeute: ganz wie Orelli, der sich ganz so gegen Wolf erklärt, und temporibus den Causalablativ nennt. Freilich, wenn Wolf seinen Dativus commodi, den er annimmt, erklärt durch: in gratiam talium temporum turbulentorum, so stimmen wir in dieses in gratiam nicht sehr ein, eher stimmen wir noch der deutschen Erklärung bei: „den Zeitumständen, oder den schweren Zeiten, opferte ich jene Studien auf", oder, wie Klotz erklärt: „den Zeitverhältnissen opferte ich meine Lieblingsbeschäftigungen." Und diess halten wir noch für die einzig richtige Auffassung der Stelle, wie sie auch Klotz in seiner Uebersetzung gegeben hat, nicht aber wie Diez und Büchling: „durch Umstände zurückgesetzt," oder wie Kern: „durch die Zeitumstände zurückgedrängt"; und wenn temporibus nur so ohne Weiteres propter tempora heissen kann, so müsste man ja auch sagen können: acriter iis studiis operam

dedi paupertate, und dem, der zweifelt, sagen, das sey s. v. a. propter paupertatem, und sey der Causal-Ablativ. Wir denken uns, Cicero habe sich kurz ausgedrückt, und in Gedanken gehabt remisi ea studia temporibus cedens. — Eine sehr stark vermehrte und gründliche Anmerkung giebt der Herausgeber zu dem etwas auffallenden Igitur et Epaminondas — dicitur, Themistoclesque — est habitus indoctior; dazu eine neue Note bei den Worten quum — recusaret lyram, die, wie so viele, dieser Ausgabe zur besonderen Zierde gereicht. C. 3, 6. S. 50. giebt Herr Kl. im Text libri Latini, im Lemma der Note aber schreibt er Latini libri, und so wollte er wahrscheinlich geben, da auch Kl. so hat, und es die Codd. Regg. 2. 3. 4. u. A. geben. Wir haben es mit dem Gud. 1. gehalten und libri Latini gegeben. Eine bedeutende Vermehrung hat auch die Note zu ab optimis illis quidem viris, sed non satis eruditis gewonnen (Cap. 3, 6.); eben so zu I. 4, 8: scholas ut Graeci appellant. Wenn er aber zu dieser Stelle sagt: „Plutarchus primus vocabulum σχολῆς hac significatione usurpavit", so ist zu bemerken, dass, wenn dem so ist, Plutarchus die schriftliche Aufzeichnung zuerst so genannt haben müsste; denn Cicero spricht hier von mündlichen Unterredungen, die er freilich aufzeichnete, aber nachher libros nennt, wenn sie aufgezeichnet sind. — Wenn der Herausgeber zu C. 5, 9: Miserum igitur, quoniam malum bemerkt: Miserum habet vim substantivi, ut malum, bonum; so müssen wir dagegen einwenden, dass diese vis substantivi (substantivische Bedeutung) nicht ist wie die von malum und bonum. Spricht nemlich Cicero von summum bonum (de Fin. III. 6.) und zwar oft: nennt er Acad. I. 5. bona animi et corporis, so könnte er darum doch nie von einem summum miserum reden und die misera animi et corporis besprechen. Es sollte also lieber gesagt seyn: miserum sey hier, bloss der Concinnität des Ausdrucks wegen, scheinbar substantivisch, wie bonum und malum, gebraucht, und so findet sich auch de Finn. V. 28, 84 fünfmal: Bonum, liberi; miserum, orbitas; bonum, patria; miserum, exilium; bonum, valetudo; miserum, morbus; bonum, integritas corporis; miserum, debilitas; bonum, incolumis acies; miserum, caecitas. — S. 55. C. 6. 10. zu male, hercule, narras ist nicht ganz richtig citirt Cic. Parad. III. 2, 25 (statt 23). Ebd. §. 11. bei disserentium philosophorum, das von uns disserentium [philosophorum] geschrieben ist, ist philosophorum, im gleichen Sinne,

wie von Klotz, gut vertheidigt. — C. 6. 12. p. 57: quum enim miserum esse dicis, tum eum, qui non sit, dicis esse. Wir haben manche Stelle im Buche gefunden, wo der Herausgeber unsere Ansicht nicht theilt, und öfters stimmen wir ihm gerne bei, oder halten wenigstens seine Ansicht für gleichberechtigt. An dieser Stelle thut uns jetzt weder unsere frühere Ansicht, noch die Vertheidigung des Herausgebers ganz Genüge. Wir stiessen uns an tum und stossen uns noch daran. Wir sagten, quum-tum passe hier weder zur Bezeichnung eines Gegensatzes, noch stehe es bequem für nicht nur — sondern auch, noch stehen die beiden Sätze wie Vordersatz und Nachsatz beisammen; für eo ipso könne tum auch nicht stehen. Der Sinn sey aber nothwendig folgender: „Vorhin sagtest du: die Todten seyen nicht mehr, dann wieder, die Todten seyen unglücklich: endlich gar, sie seyen eben darum unglücklich, weil sie nicht mehr seyen. Du scheinst also nicht zu begreifen, dass ein Nichtseyender nicht unglücklich seyn kann, sonst müsste er ja seyn, und das lautet so sinnlos, als wenn du sagtest: ein Nichtseyender ist ein Seyender.“ Wir meinten, dieser Sinn müsste sich durch Verwandlung des tum in tu herausstellen, wenn man schreibe: Quum enim miserum esse dicis, tum eum, qui non sit, dicis esse. Dagegen sagt nun Herr K.: nulla est causa, cur pronomen efferatur. Wir sehen aber wohl einen Grund, das Personalpronomen zu setzen, wenn nemlich Cicero zu seinem Zuhörer sagt: „Du sagst, der Todte sey nicht, und eben du sagst, er sey unglücklich, folglich sagst du zugleich damit, er, der nicht sey, sey“, so kann man doch wohl ein betontes tu in dieser Anrede ertragen, ja wir dachten schon daran, idem tu oder tu idem vorzuschlagen, wenn die Anordnung nicht zu willkührlich erschiene. Wer sich aber mit dem tu durchaus nicht befreunden kann, dem schlagen wir eundem für tum eum vor. Endlich wenn Herr Kühner sagt, man brauche ja nur quum durch einmal und tum durch und dann zu übersetzen, so bemerken wir, dass dieses und dann darum nicht recht passt, weil Cicero ja in derselben Zeile das nach dem und dann Folgende schon gesagt hat mit den Worten: Quem esse negas, eundem esse dicis.

Doch wir brechen ab, und empfehlen diese innerlich wie äusserlich trefflich ausgestattete Ausgabe Lehrenden und Studirenden, so wie solchen Freunden der klassischen Literatur (deren es doch wohl noch in einigen Gegenden Deutschlands, gewiss aber in Holland und England welche giebt), welche in der schönsten Darstellung in einfachen, aber erhebenden Wahrheiten einen Genuss finden, für welchen freilich sich

nur noch Wenige den reinen, wunderbaren, unverwöhnten Sinn bewahrt haben. Möge dem würdigen Verfasser, der in unsern unmasgeblichen Ausstellungen die verdiente Werthachtung seines Werkes erkennen wird, die Freude zu Theil werden, nicht nur noch eine vierte Auflage desselben, sondern wohl noch eine fünfte zu erleben. Dann können wir Werke wie dieses in wiederholten Auflagen erschienene Denjenigen entgegenhalten, welche uns in den mannigfaltigsten Variationen mit unermüdlicher, wohlberechneter Geschäftigkeit die Entbehrlichkeit der alten Literatur und des Studiums der alten Schriftwerke predigen, und den nahenden Untergang desselben prophezeien. Referent will über diesen Punkt nicht auf seinen durch Geschäftsdrang sehr improvisirten Vortrag bei der fünften Philologenvesammlung hinweisen, wohl aber auf einen über diesen Gegenstand geschriebenen, klaren und gedankenreichen Aufsatz von Dr. A. Haackh in den Jahrbüchern der Gegenwart von Dr. A. Schwegler 1844. September. S. 189—809, so wie auf das, was der hochverdiente Präsident der neunten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner (in Jena), Geh. Hofrath Professor Hand am 30. September 1846 gesprochen hat.

Ulm. **G. H. Moser.**

---

*Geognostisch-geographische Karte der Umgebung des Laacher See's entworfen von C. v. Oeynhausen. Verlag von Simon Schropp und Comp. in Berlin. 1847.*

welcher sich die:

*Erläuterungen zu der geognostisch-geographischen Karte der Umgegend des Laacher See's, entworfen durch C. v. Oeynhausen, königl. preussischen Geheimen Ober-Bergrath. Verlag von S. Schropp u. C. in Berlin. 1847. 64 S. in 4.*

als belehrende Beilage anreihen.

„Von Andernach aus“ — sagt Karl Julius Weber, der geistreiche Verfasser von den klassischen „Briefen eines in Deutschland reisenden Deutschen“ — „verdient Laach *(lacus)* den kleinen Abstecher von drei Stunden, das von einem Herrn v. Lach gestiftete Benedictiner-Kloster an einem See, der etwa eine Stunde Umfang hat, und wahrhaft romantisch in seinem Bergkessel liegt. Dieses sogenannte Laacher Meer, das sehr fischreich ist, und nie gefrieren soll, ist unser deutscher *Lago d'Agnano,* denn auch hier steigt fixe Luft in Bläschen empor, die Thiere ersticken und die Ufer sind bedeckt mit schwarzem, verwittertem

Schörl [ ! ? ]. Offenbar brannten einst am Rheine Vulkan, der Vesuv (?) war vielleicht Jahrtausende ruhig, ehe er Herculanum, Pompeji und Stabiae bedeckte, wer weiss, wann die Menschen ausgetobt haben, und das Meer sich mehr annähernd Holland zur zweiten Atlantis macht — ob dann nicht unsere Vulkane wieder zu toben anfangen, und der Rhein uns die Reise nach Neapel, Sicilien und Stromboli, oder Hamiltons *campi phlegraei* erspart?"

So weit Weber. Wir gedachten seiner Worte, um den Lesern unserer Jahrbücher von einer andern Seite her den Beweis zu bieten, welch' wichtige und interessante Aufgabe der Verf. sich gestellt und glücklich löste. Glauben wir auch nicht mit Weber an ein mögliches Wiederaufleben der Rheinischen Feuerberge — so viel ist gewiss, der Laacher-See fand in Oeynhausen seinen Hamilton.

Werfen wir, eher von der Karte die Rede, einen Blick auf die Erläuterungen.

Im weiten Heerde vulkanischer Thätigkeit, sagt unser Verf., den von den Ardennen bis nach Böhmen hinein, das häufige Auftreten isolirter basaltischer Bildungen bezeichnet, haben sich an einigen Punkten die Erzeugnisse derselben in grösserer Mannigfaltigkeit entwickelt. Unter diesen ist die Umgebung des Laacher Sees eine der merkwürdigsten, wegen der Menge vulkanischer Erscheinungen, die sie auf kleinem Raum, unter leicht zugänglichen Verhältnissen, der Beobachtung darbietet.

Die allgemein verbreiteten und ältesten Gebirgsarten der Karte sind Grauwacke und Thonschiefer von sehr einförmiger Beschaffenheit. Es muss diesem „Uebergangs-"Gebirge eine grosse Mächtigkeit zugestanden werden; die darunter liegenden Felsmassen kennt man nicht, es wurden jedoch an verschiedenen Orten Auswürflinge von „Uebergangskalk", auch von Glimmerschiefer gefunden. Das Schiefer-Gebirge lässt meist jede Spur von organischen Resten vermissen und zeigt sich an metallischen Vorkommnissen sehr arm. Aus der Zerstörung desselben hervorgegangen, und ihm unmittelbar aufgelagert, erscheint das Braunkohlen-Gebilde, welches im Bereiche der Karte sehr verbreitet auftritt. Der plastische Thon ging aus der Verwitterung des Thonschiefers hervor und ist an sehr vielen Stellen am Tage zu sehen. Unweit Biber wird, etwa siebenzig Fuss unter Tag, ein bei zwölf Fuss mächtiges Braunkohlen- ager abgebaut und zur Alaun-Fabrikation benutzt. Nach dem Bildungsalter folgen auf die Braunkohlen-Formationen die, über dem Niveau der Thalsohlen befindlichen Ablagerungen von Fluss-Geschieben, welche, im Mosel- und im Rheinthal, sehr oft mehr als fünfhundert Fuss über dem gegenwärtigen

Wasserspiegel ihre Stelle einnehmen, und wo solche mit Löss oder mit vulkanischen Massen in Berührung kommen, von beiden bedeckt werden. Die Absetzung jener Geschiebe fällt folglich in die Periode zwischen das Entstehen des Braunkohlen-Gebirges und das des Löss; sie ist älter, als die Zeit vulkanischer Thätigkeit am Rhein. Die vorherrschenden Gemengtheile der befragten Geschiebe-Ablagerungen sind Grauwacke und Thonschiefer; jene der Lahn, der Mosel und des Rheins unterscheiden sich aber durch Rollstücke ihnen eigenthümlicher Felsarten. Auf die Flussgeschiebe folgt, als jungste nicht vulkanische Bildung, der Loess. Die meisten Gesteine dürften, bei langsamer Verwitterung an der Atmosphäre, zur Löss-Bildung geeignet seyn; daher die weite Verbreitung dieses Gesteines. — Die vulkanischen Gebirgsmassen des Laacher Sees lassen sich, der Altersfolge nach, in folgende Hauptgruppen bringen: basaltische Felsarten, basaltische oder Augit-Laven und Lava-Tuffe, Schlamm-Laven oder Duckstein, nebst Phonolith und Leucit-Gestein, endlich Bimsstein, Bimsstein-Conglomerate und vulkanische Asche. Die Basalt-Gebilde setzen den äussern Ring zusammen, welcher die spätern vulkanischen Bildungen des Laacher Sees umgiebt und diesen vulkanischen Heerd gleichsam mit jenem der hinteren Eifel und des Westerwaldes verbindet. Einen innern Ring von etwa zwei Meilen Durchmesser um den Laacher See nehmen Augit-Laven ein, und in der Mitte desselben, auf engeren Raum beschränkt, treten die Schlamm-Laven auf; die Bimsstein-Ueberschüttung breitet sich gegen N. und SO. vom Laacher See auf weite Entfernung aus.

Die Basalt-Durchbrüche, das erste Erwachen vulkanischer Thätigkeit bezeichnend, bieten keine Eruptions-Erscheinungen dar. Unterschiede, die man S. 15 weiter ausgeführt findet, rechtfertigen, für den Zweck der Karte, die Trennung in Basalt und Augit-Laven vollkommen. Letztere bestehen aus fest mit einander verschmolzenen porösen Schlacken, durch Auswürfe der Krater-Oeffnungen lose aufeinander gehäuften Schlacken-Fragmente, aus fester, Ströme bildender Lava, und aus Trümmern von Lava und Schlacken zusammengesetzten Tuffmassen. — Ueber den Anfang der Bildungs-Periode des Basaltes giebt die Umgegend des Laacher Sees keine Aufschlüsse. Viele, wahrscheinlich die meisten Rheinischen Basalte, sind bestimmt jünger wie die Braunkohlen-Formation, gleichzeitig mit den Ablagerungen der Flussgeschiebe, oder mit der allgemeinen Thalbildung des Schiefergebirges. Mit dem Beginne der Eruption von Augit-Lava dürften die Basaltausbrüche zu Ende gegangen seyn. An Lavaströmen und Krater-Oeffnungen ist die Laacher-See-Gegend reich; einen

eigentlichen Vulkan, einen gemeinsamen Mittelpunkt vulkanischer Thätigkeit hat sie jedoch nicht aufzuweisen. Die Ausbrüche hatten zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten statt, an keiner einzigen Stelle aber ist mit Sicherheit eine Reihenfolge von Eruptionen darzuthun. Nicht einer der Kratere in der besprochenen Gegend ist vollständig geschlossen, stets riss der Laven-Erguss einen oft beträchtlichen Theil des Randes hinweg. Die Laveuströme, meist senkrechte säulenförmige Absonderungen zeigend, ruhen auf Thonschiefer, auf dem Braunkohlen-Gebirge, oder auf Lava-Tuff und Lava-Schlacken und Tuff, wo sie mit Flussgeschieben in Berührung treten, überlagern dieselben letztere, die Lava aber wird vom Löss bedeckt. Kein Vorkommen von Lava auf Löss ruhend ist nachweislich; dadurch wird die Bildungs-Periode der Augit-Lava genauer bestimmt, sie fällt zwischen jene der Flussgeschiebe und die des Löss, kurz vor dem Schluss des grossen Thal-Entstehens beginnend. — — Aus dem halb geöffneten Krater- und Schlackenrande des Hochsimmer floss ein breiter Lavastrom über Thonschiefer bis ins Nettethal bei Mayen herab. Nur am untern Theile ist er mit vulkanischer Asche bedeckt, die wenig Bimsstein enthält. — Näheres über die Mayener „Mühlstein-"Lava. — Berühmt durch seine Werk- und Mühlsteine ist Nieder-Mendig und der Lavastrom, welcher dieselben liefert. Sein Ursprung (bisher bestanden nicht wenige unbegründete Ansichten) lässt sich mit Sicherheit nachweisen. Ueber die Hochebene des Schiefergebirges bei Ettringen steigt der Schlackenkegel des Forstberges 620 Fuss hoch empor. Er ist ganz aus Schlacken und aus poröser Lava zusammengesetzt; im Innern findet man einen grossen, tiefen, nach N. geöffneten Krater. Das Innere des Kraterrandes bilden steile Schlackenfelsen, und der westliche Theil endigt mit dem Hochstein, einem etwa dreissig Fuss hohen Schlackenfelsen. Aus dem Krater ergoss sich ein mächtiger Lavastrom, den steilen Abhang nach N. bildend; er drang in dieser Richtung nicht weit vor, sondern endete mit einem hohen, auf Schiefer ruhenden Lavafels u. s. w. Auf Lavafelsen, nur schwach mit Asche und Bimsstein bedeckt, steht das Dorf Ober-Mendig u. s. w. Dem erwähnten, vom Forstberge herabkommenden Lava-Strome gehören ohne Zweifel die Lava-Felder von Thür und Nieder-Mendig an. — — Sowohl in der Nieder-Mendiger Lava, wie in der bei Mayen, finden sich gerundete Einschlüsse, jedoch häufig von bedeutender Grösse, unvollkommen geschmolzene Hornblende-gesteine, Syenite und Granite; Thonschiefer, Grauwacke oder Kalkstein werden selten oder gar nicht getroffen.

Sowohl durch seine Lage, als durch die Gruppirung und Reihen-

folge der vulkanischen Erscheinungen, erweiset sich das Kesselthal des Laacher Sees nebst seinem Randgebirge, als eigentlicher Mittelpunkt derselben; hier wirkte die vulkanische Thätigkeit vorzugsweise dauernd und kräftig. Die Fläche des 1511 Morgen grossen Sees nimmt fast den ganzen Raum des in der Runde geschlossenen Kessels ein. Die grösste gemessene Tiefe des Sees beträgt 177,3 Fuss, und dieser Punkt fällt ziemlich in die Mitte desselben. — Die südwestliche Hälfte der Kranzberge unseres Sees besteht vorzugsweise aus Duckstein, die nordöstliche aus Schlacken der Augit-Lava, aus Lava-Tuff und Thonschiefer, stark mit Bimsstein und mit vulkanischer Asche überdeckt. Dieses lockern Materials wegen ist am nördlichen Seerand, vom Veitskopfe auf weite Erstreckung, kein anstehendes Gestein sichtbar. — Der Krufter Ofen, der höchste Punkt in der Nähe, besteht aus Lava-Schlacken. Hier breitet sich ein grosser kraterartiger Kessel aus von etwa vierhundert Ruthen Länge und beinahe gleicher Breite, mit Bimsstein mächtig überschüttet. Ohne Zweifel hatte er mehr als eine Eruption und unter der Bimssteindecke liegen sicher Lava-Ströme.

Dass der Laacher-See durch vulkanische Thätigkeit gebildet ward, welche in verschiedenen Perioden sich äusserte, dürfte als entschieden gelten, auch trifft man in der Gegend der Stöckershöhe unverkennbare Ueberbleibsel eines Kraters. [Beide, die Stöckershöhe sowohl, als der eben erwähnte Veitskopf berühren mit ihren Füssen den Laacher-See.] Mit Unrecht aber würde jener See als Krater-See betrachtet und den Maaren der hohen Eifel gleichgestellt, oder sein Entstehen durch Einsturz von Gebirgsmassen erklärt werden; dagegen sprechen, bei verhältnissmässig geringer Tiefe, seine grossen Dimensionen, noch mehr aber die Beschaffenheit der Randumgebung. Konnte vom Veitskopf ein Laven-Strom bis zum Wasser-Spiegel des See's herabfliessen, so muss die Vertiefung des letztern bereits vorhanden gewesen seyn, und sich nicht erst später durch Einsturz gebildet haben, oder durch den Aufbruch eines Auswurf-Kraters; auch sind, mit Ausnahme der Bimsstein-Ueberschüttung, die See-Ränder nicht durch Auswurf, sondern durch Aufquellen von Laven-Schlacken und von Duckstein so gebildet, wie sie sich gegenwärtig darstellen. — Denkt man die vulkanischen Bildungen als nicht vorhanden, so bestand ursprünglich der Rand des See's aus Thonschiefer. Wie derselbe bei Stöckershöhe beschaffen gewesen, ist nicht mehr zu erkennen, ganz in der Nähe aber, gegen Norden, ist der alte Thon-Schiefer-Rand noch vollständig erhalten, steil nach dem See abfallend und auf ansehnliche Strecken einhundertfünfzig Fuss über denselben ansteigend. In der Rich-

tung nach Nikenich hin kann also das Laacher Kesselthal nie geöffnet gewesen seyn. Von hier bis zum Veitskopf, und bis zum Einschnitt, wo der Gleeser Weg durchgeht, senkte sich der Thonschiefer-Rand und mag sehr niedrig gewesen seyn, immer aber doch ansehnlich höher, als der gemessene Tiefpunkt des See's, denn von Wassenach und von Glees aus steigt das Schiefer-Gebirge stark an, und von beiden Stellen ist dasselbe bereits ansehnlich höher, wie der Tiefpunkt des Laacher Kesselthales, welches daher weder nach Wassenach, noch nach Glees hin eine Oeffnung, oder einen Wasser-Ablauf gehabt haben kann. — — Wenn die Bildung der Basalte als erste, jene der Augit-Lava als zweite Periode vulkanischer Thätigkeit in der Umgebung des Laacher-See's bezeichnet werden konnte, so erscheint die der Schlamm-Lava, der Phonolith-, Leucit- und Nosean-Gesteine, so wie die des Bimssteines als dritte und letzte. — Woher der Schlamm-Strom des Brohlthales seinen Ursprung genommen, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. — Eine Erscheinung bei Schlamm-Strömen verdient nähere Beachtung und dürfte geeignet seyn, über Entstehen des Ducksteins im Allgeminen, so wie über dessen Verhältniss zu Bimsstein einigen Aufschluss zu geben. In grossen Duckstein-Massen, welche als an ihrem Ursprungsorte befindlich erachtet werden können, findet sich kein Bimsstein; jedenfalls tritt im Bereich derselben der Bimsstein so sparsam anf, dass er der Schlammbildung fremdartig zu erachten ist. Die Grundmasse der Schlamm-Lava mag zwar zur Bimsstein-Bildung geeignet seyn, da aber wahrscheinlich der vulkanische Schlamm nicht durch Auswurf, sondern durch Aufquellen aus Spalten-Oeffnungen zu Tage gekommen, auch nicht so heiss, dass Verglasung eintreten konnte, der Bimsstein sich aber nur dann bilden mag, wenn dazu geeignete feuerflüssige Stoffe in die Luft geschleudert werden, so möchte in diesen Verhältnissen der Grund zu suchen seyn, wesshalb im Bereiche der Schlamm-Laven Bimsstein so selten vorkommt. Anders verhält es sich jedoch bei Schlamm-Strömen, wenigstens bei einigen derselben. Die Duckstein-Massen des Brohl- und des Nette-Thales, welche entschiedenen Schlamm-Strömen angehören, enthalten in ihren Grundmassen sehr viel Bimsstein eingeknetet; am östlichen Berggehänge von Eich wechselt duckstein-artiger Schlamm, der vielleicht von der Hauptmasse später erst abgespült worden, mit Bimsstein. Ob der Duckstein, der als Schlammstrom über den Lava-Erguss von Obermendig hinweggeflossen, ob die isolirten Duckstein-Massen des obern Brohl-Thales u. s. w. Bimsstein einschliessen, ist der Beobachtung unsers Verfassers entgangen; unstreitig aber ist der Bimsstein-Gehalt dieser Schlamm-Massen

bedeutend geringer, wie jener des Ducksteins im Wassenacher und im untern Brohlthale, so wie im Thale der Nette. Der Bimsstein kommt, nicht in regelmässigen Streifen, oder gleichmässig vertheilt in der Masse vor, er ist hier häufig, dort sparsam, meist in abgerundeten, etwas verwitterten, nicht grossen Stücken. — — Um über die Verbreitung der Bimsstein-Ueberschüttung — welche entschieden jünger ist als die Schlamm-Ströme — zu urtheilen muss das Vorkommen vulkanischer Asche von derselben unterschieden werden, die sich fast überall in der vulkanischen Eifel findet und von Eruptionen der Augit-Laven herrührt. [Diese interessanten, und zum Theil noch wenig beachteten Beziehungen werden S. 52 bis 60 ausführlich besprochen.] — Als noch gegenwärtig thätiger Act vulkanischer Wirksamkeit erscheinen die vielen Sauerquellen in der ganzen vulkanischen Eifel, hauptsächlich aber in den Umgebungen des Laacher See's. Auf der rechten Rheinseite ist nur eine Sauerquelle in Ehrenbreitstein selbst bekannt, und auch in dem, einige hundert Fuss tiefen, Bohrloche, welches dicht oberhalb Ehrenbreitstein an der alten Emser Strasse, im Schiefer-Gebirge niedergestossen wird, erhielt man nur Kohlensäure-haltige Wasser. — Ueber die Temperatur der Quellen innerhalb des Bereiches der Karte wurden interessante Beobachtungen angestellt, und es ergab sich, dass die Wärme der Sauerquellen nicht wesentlich höher ist, wie jene der Süsswasser-Quellen, so wie alle beobachteten Quellen-Temperaturen von der mittleren Orts-Temperatur nicht wesentlich abweichen. — — Ablagerungen von Kalktuff finden sich an mehreren Punkten auf oder in der Nähe von Duckstein. Sie rühren wahrscheinlich von Sauerquellen her, die sich jedoch nich timmer nachweisen lassen. Den nämlichen Ursprung dürften die meisten der, auf der Karte angegebenen, Sumpf- und Moorgründe haben.

Wenn wir uns diese Andeutungen aus des Verfassers lehrreichen Mittheilungen gestatteten, so schmeicheln wir uns dadurch den Dank nicht weniger „Rhein-Reisenden“ verdient zu haben; auch Nicht-Geologen pflegen den Laacher-See und das Brohlthal, so wie den Tönisteiner Brunnen und die Mühlstein-Brüche bei Niedermendig keineswegs unbesucht zu lassen.

Was nun die schöne, in jeder Hinsicht das grösste Lob verdienende Karte betrifft, so ist uns keine ähnliche, im gleichen Massstabe bekannt, auf welcher die Beziehungen des Bodens so sorgsam untersucht und alle bezeichnenden Verhältnisse in dem Grade getreu dargestellt wären. Es gewährt uns diese Darstellung ein sprechendes Bild, wie Terrain-Formen mit der geologischen Beschaffenheit oft in innigem Zusammenhange stehen. Der Karte liegt ein Auszug aus der Kataster-Karte der Rhein-

Provinz im Massstabe von $\frac{1}{25000}$ zum Grunde; das Terrain wurde, durch freie Hand-Zeichnung, an Ort und Stelle eingetragen. Das über die Karte gezogene Netz besteht aus Feldern von fünfhundert Ruthen ins Quadrat; sechzehn derselben bilden eine Quadratmeile und die dargestellte Oberfläche umfasst etwa achtzehn Quadratmeilen. Unter den hin und wieder beigefügten Profilen heben wir hervor dasjenige einer Nieder-Mendiger Mühlstein-Grube, sodann das des Brohlthales beim Leilenkopf, besonders aber die beiden Durchschnitte, auf denen zugleich der Laacher-See dargestellt ist. Die zum Coloriren gewählten Farben sind in gleichem Grade zweckgemäss und dem Auge wohlthuend.

Wir schliessen unsern Bericht mit der Bemerkung — und es sind diess keineswegs nur Worte — dass wir jede Bibliothek bedauern, welche nur einigermassen auf den Namen einer nicht unbedeutenden Anspruch machen zu dürfen glaubt, wenn sie „wegen beschränkter Mittel" in ihre Karten-Sammlungen das Prachtwerk entbehren lässt, wovon wir gesprochen.

**Leonhard.**

---

*A. de Gerando. Siebenbürgen und seine Bewohner. Aus dem Französischen von Julius Seybt. Leipzig, K. Lork. 1846. I. Bd. XII. u. 257 S. II. Bd. 268 S. gr. 8.*

Die orientale Frage ist ein Gegenstand, mit welchem sich die Stimmführer der europäischen Publicistik vor allem gerne beschäftigen. Die verschiedenen dabei interressirten Völker entwickeln durch ihre literarischen Repräsentanten ihre Ansichten, suchen ihre Rechte zu begründen und ihre Wünsche und Hoffnungen im Gewande kosmopolitischer Theilnahme geschickt darzulegen. Reisende aller Nationen durchziehen die Donauländer bald als politische Emissäre, bald als Handelsagenten, häufig ihren wahren Zweck unter dem anspruchlosen Titel literarisch-wissenschaftlicher Forschung verbergend, um desto ungestörter die Realisirung ihrer Pläne vorbereiten zu können. Wie es die Engländer ihrem commerziellen Genie vorbehalten glauben, den Orient merkantil auszubeuten, so begnügen sich die russischen Publicisten bescheiden mit der politischen Bevormundung der sich immer entschiedener erheben den christlichen Raja im osmanischen Reiche unter der Protektorathsfahne des Panslavism, und die Franzosen um ihrerseits nicht ganz übervortheilt zu werden bei der Liquidation der lockenden Erbschaft, sind zufrieden, vorläufig auf die Nothwendigkeit hinzuweisen, den Osten um seiner Freiheit

willen, soviel als möglich unter den Schutz und Einfluss des Kabinets der Tuillerien zu stellen. Nur die Deutschen schweigen; nur die Deutschen lassen nichts von sich hören, und wenn sie auch nach dem fernen Morgenlande pilgern, so fällt es ihnen gar nicht ein, auch an eine Berechtigung ihrer Nationalität, bei der Entscheidung der grossen Frage gehört zu werden, zu denken. Was sollten sie auch reden? Die drei grossen Nationen, die Engländer, die Russen, die Franzosen, sind unter sich einig, dass den Deutschen hierin keine Stimme zustehe und der geistreiche Fragmentist, hat es uns leider nur zu klar erwiesen, dass wir da nichts zu sagen haben, wo Nationen reden, weil wir aufgehört haben, eine Nation zu sein.

Zwar wenn man von der orientalen Angelegenheit spricht, so hat man dabei nicht jenes Land im Sinne, wovon das oben bezeichnete Buch handelt. Man spricht nur von Serbien, von der Moldau und Walachei, von Bulgarien, von Griechenland. Allerdings sind es auch diese Provinzen, die bei jener grossen Frage zu meist interessirt sind, denn um ihr Sein und Nichtsein handelt es sich bei der Entscheidung. Aber wenn wir um die Mittel der Entscheidung uns bekümmern, wenn wir nach den Kräften fragen, welche die Wagschalen in Bewegung setzen werden, so dürfen wir die Nachbarländer, dürfen wir Ungarn und Siebenbürgen nicht übersehen, wenn wir nicht zu einem Rechnungsfehler verleitet werden sollen. Ungarn ist bei der Entwicklung der orientalen Angelegenheit auf das Höchste interessirt und das magyarische Element ist im Stande, ein Gewicht in die Wagschale zu legen, über dessen Werth sich die moskowitischen Rechenmeister ebenso täuschen möchten, wie sich ihrer Zeit die hochgebietenden Padischah in Stambul getäuscht haben. Wer Ungarn und Siebenbürgen, wie der Referent auf seiner jüngsten Reise nach dem Oriente, durchwandert, der wird hinlänglich Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, dass in den Bewohnern dieser Gegenden das Bewusstsein ihrer Wichtigkeit erwacht ist, und dass sie nicht übersehen werden dürfen, wenn man von der Zukunft der Donauländer spricht.

Der Verfasser des vorstehenden Werkes theilt unsere Ansicht, obgleich er sie weniger klar ausgesprochen, als vielmehr nur hin und wieder angedeutet hat. „Ungarn“, sagt er, und „Siebenbürgen sind jetzt im Fortschritte begriffen. Sie sind in die Bewegung hineingezogen, welche jetzt alle Völker nach einem gemeinsamen Ziele treibt. Gewiss kann man dieser Bewegung nur seinen Beifall schenken; aber sie vollzieht sich nur, indem die Völker sich nähern, sich assimiliren.“ Man möchte zwar

hiernach geneigt sein, anzunehmen, der Verfasser habe blos das Ringen nach freien Staatsinstitutionen im Auge; aber er giebt an verschiedenen Stellen seines Buches genug Hinweise, dass es der nationelle Charakter ist, welcher die Entwicklung in Ungarn und Siebenbürgen vorstechend auszeichnet, und der bei der Beurtheilung panslavistischer Sympathien und Antipathien besonders zur Berücksichtigung kömmt. Darum schien ihm auch Siebenbürgen, so klein auf der Karte Europa's, ebensosehr der Aufmerksamkeit werth durch den merkwürdigen Reichthum seines Bodens, durch die Physionomie und den Charakter seiner Bewohner, wie durch die Erinnerungen, welche sich daran knüpfen und die Institutionen, die es bewahrt hat.

Das Unternehmen des Verfassers ist somit gewiss ein sehr unerkennenswerthes, aber auch zugleich ein dankbares, indem er uns die Verhältnisse von Nationalitäten vorführt, die, nicht nur interessant durch ihre frühere Schicksale, berufen scheinen, auf die Zukunft Europa's einen wesentlichen Einfluss zu äussern. In der That ist Siebenbürgen, ganz abgesehen von seiner romantischen Landesbeschaffenheit und dem Reichthume seiner Produkte, schon durch seine Bevölkerung äusserst anziehend. Germanen, Magyaren und Romanen sitzen hier fast ein Jahrtausend neben einander, haben sich meist unvermischt, durch ihre Institutionen gesondert, erhalten und waren nichts desto weniger zu einem gemeinsamen Staatsleben verbunden. Die Einen, ehemals die Herrn des Landes, durch die erobernden Magyaren theils vertrieben, theils zu Knechten gemacht, konnten bisher nur in einzelnen Individualitäten unter die Klasse der privilegirten Nationalitäten aufgenommen werden, während die grosse Masse der Romanen oder Walachen, obgleich der Gesammtzahl der Ungarn, Szekler und Sachsen überlegen, noch fortwährend eine dienstbare Stellung einnimmt. Dazwischen stehen die Germanen als Einwanderer und Einberufene, Träger der Cultur und Wissenschaft, Vertreter wahrer Bürgerfreiheit und des demokratischen Elementes, das sie im 12 Jahrhundert mit aus ihrer Heimath gebracht haben. Wahrlich nichts erregt und spannt die Aufmerksamkeit mehr als dieses Wechselverhältniss, diese Gegensätze und die damit verbundenen Kämpfe.

Es gewährte daher dem Referenten ein besonderes Vergnügen, ein Land, das er schon aus eigner Anschauung kennen, dessen Bewohner er lieben gelernt hatte, an der Hand des Verfassers nochmals zu durchwandern. Sein Styl ist blühend, mitunter selbst poetisch, die Erzählung in jener Mittelform zwischen der subjektiven und dramatischen Darstellungsweise, die besonders der lebendigen französischen Schule eigen ist,

und worin wir Deutsche selten die gleiche Meisterschaft erringen. (Die Uebersetzung ist da, wo sie Referent mit dem Original verglichen, dem Urtexte vollkommen entsprechend). Die Schilderung der Siebenbürger Verhältnisse ist so treu, als man sie von dem Verfasser erwarten kann. Denn man muss, wenn man das Buch zur Hand nimmt, nie aus dem Auge verlieren, dass es ein Franzose ist, der mit uns spricht, und dass dieser Franzose mit einer ungarischen Magnatenfamilie verschwägert ist. Mit diesen beiden Titeln ist aber alles gesagt, um den Standpunkt zu bezeichnen, von dem der Verfasser jene Verhältnisse auffassen konnte. Er geht von Klausenburg, der Landeshauptstadt, aus, führt uns nach Karlsburg im Maroschthale, von da über den Königsgrund, auf dem die Sachsen wohnen, von Bros über Hermanstadt bis Kronstadt, betritt der Szeklerboden und kehrt über Bistriz, den nördlichen Sachsendistrikt wieder nach dem Ungarngebiete von Siebenbürgen zurück. Den einzelnen Nationalitäten und ihren Wechselverhältnissen hat er besondere Kapitel gewidmet; so das XIII. (Bd. I. S. 211) den Walachen, den Magyaren das XVI. (Bd. II. S. 1) den Sachsen das XIX. (Bd. II. S. 60.) und den Szeklern das XXIV. (Bd. II. S. 130). Ausserdem bespricht das II. Kap. das Land im Allgemeinen und die Urgeschichte Siebenbürgens vor und unter den Römern, das V. Kap. die Geschichte Siebenbürgens unter den einheimischen Fürsten von 1541 bis zur Vereinigung mit Oesterreich im J. 1688. An verschiedenen Stellen sind historische Mittheilungen, die besonders die einzelnen Orte betreffen eingeflochten, so besonders die Geschichte der Türkenkämpfe und der berühmten Korvine von Hunyad im X. Kap. (Bd. I. S. 168.)

Alles, was die Magyaren betrifft, oder wo der Einfluss Frankreichs bethätigt ist, schildert der Verfasser daher mit besonderer Vorliebe. Er wiederholt es gern und oft, dass Frankreich und Ungarn natürliche Verbündete seien. Er vergleicht den beiderseitigen Nationalcharakter miteinander und findet eine treffende Aehnlichkeit. „Wenn man die Geschichtstafeln beider Völker betrachtet, so findet man oft dieselben Thatsachen und dieselben Männer. Die französischen und die ungarischen Schlachten werden immer auf dieselbe Weise gewonnen und verloren. Es ist immer die furia francese. Hier die Gendarmerie, dort die Husaren. Ravenna und Szent Imre, Pavia und Mohatsch. Stephan der Heilige und Mathias Korvin entsprechen unserem heiligen Ludwig und Heinrich IV. Die Einen suchten begeistert von der Religion Institutionen, welche ihrer Zeit voranschreiten; die Andern sind dem Volke, welches ihr Gedächtniss bewahrt hat, die Personifikation des Genies und

des Wohlwollens, welche mit der freudigen nationalen Tapferkeit vereinigt sind. Hunyad, die Zriny, die ungarischen Helden sind unsre Vorfahren aus den Kreuzzügen, unsere Ahnen, die Vertheidiger von Rhodus; dieselbe Sache, dieselbe Kämpfe, oft derselbe Tod.“ Es ist viel Wahres in diesen und ähnlichen Parallelen, obgleich man hierin auch zu weit gehen kann, wie es besonders von Engländern und Franzosen geschieht, wenn sie mit einer gewissen kokettirenden Vertraulichkeit die Aehnlichkeiten hervorheben, welche zwischen dem Nationalcharakter ihrer Landsleute und dem der Magyaren bestehen sollen. Wirklich! wenn dem so wäre, müssten die Nachkommen von Alom und Arpad ein wahrer Ausbund aller Vortrefflichkeiten sein. Denn diese sind es doch wohl, welche jene Herren für sich und die Ihrigen bescheidener Weise in Anspruch nehmen. Anderseits müsste es aber sonderbar erscheinen, wie sich so widersprechende Vorzüge, welche die Söhne Altenglands und des schönen Frankreichs charakterisiren, mit einander in derselben Individualität vertrügen, wollte man nicht dabei in Anschlag bringen, dass diese emphatischen Lobredner es hierbei bloss auf ein ihrer eigenen Nationalität gemachtes Kompliment abgesehen haben. Der Magyar ist ernst und würdevoll, ohne steif und bizzar, wie der Engländer sich zu gebärden. Obgleich in der Regel zurückhaltend, weiss er sich doch mit einer natürlichen und bilderreichen Beredsamkeit auszudrücken, ohne desshalb in die Plauderhaftigkeit des Franzosen zu verfallen. In allem, was er thut, liegt ein angeborner Adel und er muss sich in den Komitatsverhandlungen am Partheienkampfe erhitzen, in fröhlicher Gesellschaft dem Becher zugesprochen haben, oder vom Feuer des Nationaltanzes hingerissen werden, um sich, den Ausbrüchen einer lärmenden Ausdrucksweise und Freude hinzugeben.

Die Walachen schildert der Verfasser mit treffenden Farben und wer würde nicht, gleich dem Verfasser, von einer Sympathie für ein Volk hingerissen werden, das, einst unter dem Einflusse des allbeherrschenden Roms der Kultur so nahe, durch die Stürme der Völkerwanderung auf Jahrhunderte in seinem Entwicklungsgange zurückgeworfen wurde. Aber auch hier sieht der Verfasser mit zu günstigen Vorurtheile. Allerdings trägt die rechtlose Stellung, welche den Romanen seit der magyarischen Eroberung in Ungarn und Siebenbürgen, aufgezwungen wurde, Vieles dazu bei, sie auf einer untergeordneten Civilisationsstufe zu erhalten. Aber man muss die Länder der Donauromanen selbst besuchen, wo sie Herrn sind und also nur den Druck ihrer Landsleute empfinden, um ihre Vorzüge und Fehler gegen einander abwägen zu lernen. Referent be-

streitet ihre Anlagen nicht, er hat im Gegentheil dieselben sowohl von den Lehrern am Nationalinstitut zu Bukurest, als auch von andern Stammesgenossen nur rühmen gehört. Aber es sind zwei wichtige Punkte, welche jeder wahren Bildung bei den Walachen stets hemmend in den Weg treten werden, nämlich ihre Trägheit und ihr angeborner Hang zum Sinnengenusse. Der Walache ist der wahre Lazzaroni Ungarns und Siebenbürgens. Hat er seine Zwiebel und sein Stück Speck verdient, dann legt er sich auf die sonnendurchwärmte Erde, um sich dem doce far niente zu überlassen; denn sein Tagwerk ist gethan. Daher liebt er auch den Landbau nicht und beschäftigt sich lieber mit der weniger beschwerlichen Viehzucht, oder mit einem leichten Transithandel, wenn derselbe nur etliche Gulden Gewinn abwirft. Thätiger ist allerdings sein Weib, welches seine erste Magd — oft die einzige — auch die grösste Last des Hauswesens auf ihren Schuldern hat. Wenn man sie aber im Gehen, auf dem Rücken nicht selten ein Kind, an der Spindel spinnen sieht, so wird man diess gewiss nicht als ein Zeichen geordneter und geregelter Thätigkeit ansehen. Denn eine geschäftige Hausfrau hat im Gehen nicht Zeit zum Spinnen und will, wenn die Spinnzeit kommt nicht durch die Dorfgassen schlendern, da Eines das Andere nur beeinträchtigen muss. Der Hang zu geschlechtlichen Ausschweifungen, der bei den Ungarn schon bedeutend überhand nimmt, erreicht bei den Donau Romanen eine abschreckende Höhe. Man hat mir davon in der Walachei selbst Dinge erzählt und zwar aus allen Ständen, die mich nur einen sehr ungünstigen Schluss auf die Kulturfähigkeit einer so konstitutionirten Nationalität ziehen lassen.

Am übelsten kommen natürlich in der Schilderung des Verfassers die Sachsen weg. Denn einmal sind sie Deutsche und gegen diese spricht sein französisches Nationalgefühl und dann fällt in die Wagschale noch die magyarische Antipathie gegen alles Germanische. Im Ganzen zwar muss er ihrer Thätigkeit, ihrer Nüchternheit, dem blühenden Zustande ihres Landwirthschaftsbetriebs und ihrem Bildungsgrade überhaupt Gerechtigkeit wiederfahren lassen, obgleich diese Eigenschaften gegenüber den Schatten auf Seiten der Magyaren nicht gehörig hervorgehoben, sondern nur ebenso genannt werden, weil man sie durchaus nicht übergehen konnte. Dagegen verweilt der Verfasser gerne bei solchen Punkten, worin er glaubt, dass die Magyaren den geduldigen und guthmüthigen Deutschen überlegen sind; z. B. bei den kriegerischen Heldenthaten.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 36. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## de Gerando: Siebenbürgen und seine Bewohner.

(Schluss.)

Er sagt aber nichts davon, dass auch die Sachsen von König Geisa II. aus Anerkennung ihrer Tapferkeit, mit der sie ihm den Thron seiner Väter erstreiten halfen, den Sachsenboden als ewiges erbeigenes Lehen erhalten haben. Er sagt nichts, wie oft sie heldenmüthig neben Ungarn und Szeklern in der Schlacht standen, wie tapfer sie selbst gegen gewaltsame Eingriffe eigener Fürsten ihre Rechte vertheidigten, wie die Kronstädter unter ihrem kräftigen Bürgermeister Weiss gegen den Wüthrich Gabriel Bathor. Er macht den Sachsen ihre Anhänglichkeit an Deutschland zum Vorwurf; er zeiht sie der Kleinlichkeit und Engherzigkeit, weil sie die Privilegien ihrer Nationalität nicht wegwerfen wollen, und sucht sie lächerlich zu machen, dass sie die verfassungsmässigen Mittel zur Erhaltung ihrer Sprache und Rechte in Anwendung bringen und ihre Abgeordneten zum Reichstage desshalb beloben.

Um diese Verhältnisse gehörig zu würdigen, muss man einen Blick in die Geschichte von Siebenbürgen zurückwerfen. Als das Fürstenthum Siebenbürgen durch Solimans Gewaltschritt von Ungarn abgetrennt und im Jahr 1542 zum unabhängischen Lande, jedoch unter ottomanischer Oberhoheit, geworden war, vereinigten sich die drei bevorrechteter Nationen der Ungarn, Szekler und Sachsen auf dem Reichstage zu Thorda, um sich gegenseitig ihre Rechte zu garantiren und zu einem geordneten Gemeinwesen zu konstituiren. Jede Nation sollte in ihrer innern Verfassung unabhängig bleiben, und sich wie bisher regiren; in äusseren Verhältnissen entscheide der Reichstag, auf welchem curiatim nach Nationen gestimmt werden sollte. In gleicher Weise wurde festgesetzt, dass die Steuern von den bevorrechteten Nationen zu drei gleichen Theilen getragen werden sollten. Diess war die Verfassung von 1542. Als aber Siebenbürgen 1688 durch Vertrag an Oesterreich kam, so wurde das Besteuerrungssystem allmählig geändert und endlich 1750 festgestellt, dass jeder Steuerpflichtige den ihn treffenden Theil der Reichssteuer zu tragen habe. War so ein wichtiger Punkt der Verfassung

von 1542 nämlich die Belastung gänzlich umgewandelt worden, so konnte es nicht fehlen, dass auch der andere, nämlich die Berechtigung zur Leitung der Staatsgeschäfte, bald entsprechende Modificationen erleiden musste und so wurde dann auf dem Reichstage von 1791 das bisherige kuriative Votum, oder die Abstimmung nach Nationen in eine individuelle umgewandelt, so dass also nicht mehr, wie früher, die drei Nationen über die Reichsangelegenheiten entscheiden, sondern nur Abgeordnete aus den drei Nationen, und den Abgeordneten der mit einem durch Stimmenmehrheit der einzelnen Votanten bewirkten Beschlusse nicht einverstandenen Nation nur ein Separatvotum zu Gebote steht.

Nachdem auf diese Weise das Element, in welches die Verfassung von 1542 den Schwerpunkt des Staatslebens gesetzt hatte, zerstört worden war, ist natürlich die Frage, wohin derselbe nun zu verlegen sei, für Siebenbürgen eine Lebensfrage. In andern Ländern ist dieses nicht schwer. Dort gibt die dominirende Nationalität auch den Masstab. In Siebenbürgen kann aber von dem Dominiren einer Nationalität nicht die Rede sein, weil sich die drei bevorrechteten Nationen in numerischer Hinsicht ziemlich gleichstehen, und sich nie dazu verstehen werden, den zahlreichern Romanen das Primat abzutreten. Hier zeigt sich nun die politisch fehlerhafte Stellung, in welche Siebenbürgen durch seine willkürliche Abtrennung von Ungarn versetzt wurde, in ihrer ganzen unheilvollen Grösse. Man braucht nur einen Blick auf die Karte zu werfen, um sich sogleich zu überzeugen, dass Siebenbürgen geographisch wie militärisch zu Ungarn gehöre. Seine Flussthäler fallen mit Ausnahme des Altflusses in das Stromgebiet ungarischer Gewässer, und seine Landesgränze ist durch die höchsten, leicht zu vertheidigenden Gebirgsrücken von den Nachbarländern der Romanen geschieden. Wenn wir also auch eine Million Romanen und selbst darüber unter der Bevölkerung des Landes zählen, so kann dieses doch niemals als ein Theil eines Romanenreichs figuriren, wie Urquhart u. A. geträumt haben. Denn obgleich vom anthropologischen, also natürlichen Standpunkte aus nur die Stammsverwandtschaft als höchstes Gesetz bei der Abgränzung der Nationen angesehen werden darf, so muss dabei nicht minder der militärisch-strategische Gesichtspunkt festgehalten werden, wenn diese Abgränzung Bestand haben soll. Die Nationen haben sich aber an ihren Berührungsflächen, den Gränzen, mehr oder minder in einander hineingeschoben und ohne Rücksicht auf militärische, in geographischen Verhältnissen bedingte Nothwendigkeit vermischt. Wenn das europäische Staatensystem daher dauernden Halt gewinnen soll, so muss man diese obersten Richtpunkte im Auge behalten, und lie-

ber untergeordnete Theilchen fallen lassen, als einem Staate durch Festhalten derselben eine nothwendige, weil in natürlichen Verhältnissen begründete Unhaltbarkeit geben zu wollen.

Wäre nun Siebenbürgen, wie es sollte, mit Ungarn vereinigt, so dürfte man keinen Angenblick anstehen, das magyarische Volkselement auch in diesem Lande anzuerkennen, weil man sich bei Betrachtung der orientalen Angelegenheit bald von der Nothwendigkeit eines kräftigen Magyarenreiches überzeugen muss. Eine Million Romanen mehr würde bei einer Bevölkerung von 12 Millionen wenig bedeuten, wenigstens nie die Aussicht haben, dieselbe zu romanisiren, d. h. zu entnationalisiren. Anders aber gestaltet sich diess Verhältniss dieser Million Walachen in dem abgetrennten Siebenbürgen, wo ihnen nicht einmal die gleiche Anzahl Magyaren und Germanen gegenübersteht, wenn nämlich die Million, wie es in den Consequenzen der oppositionellen Tendenz liegt, zu gleichen Rechten mit den andern Nationen erhoben wird. Und diess ist es, was die magyarische Linke und mit ihr unser Verfasser gänzlich übersieht und was nur von der weiterblickenden sächsischen Minorität, die von dem Verfasser desshalb mit Sarkasmen beschossen wird, im Auge behalten worden ist. Die magyarische Parthei begünstigt, um mich eines gelinden Ausdruckes zu bedienen, die wiederholten Bestrebungen der Romanen, gleiche Rechte für ihre Nationalität zu erwerben, in auffallender Weise. Seit dem Reichstage 1744 wurde anerkannt, dass der walachische Edelmann gleich dem ungarischen, der walachische Bauer gleich dem ungarischen oder sächsischen berechtigt sein sollte, je nachdem er auf dem einen oder dem andern Gebiete sich niedergelassen, dass also die romanische Nation als integrirender Theil der andern drei Nationen angesehen werden sollte. Schon auf dem Reichstage 1791 erhoben die Bischöfe der unirten und nicht unirten griechischen Kirche in Siebenbürgen, Johann Babb und Gerasim Adamowitsch, Klagen gegen diess Verhältniss und suchten bei dem Kaiser auf eine rechtliche Gleichstellung der romanischen Nation mit den drei andern hinzuwirken. Auf dem Reichstage von 1843 brachten die Bischöfe Lemeny und Moga den Gegenstand auf's Neue zur Sprache und richteten diessmal kluger Weise ihre Angriffe nur gegen die schwächere Nation der Sachsen, weil sie sich dadurch des Beifalls und der Begünstigung der stärkern magyarischen Partei versichert sahen. Sie begehrten unter mannigfacher Entstellung urkundlicher Thatsachen für die Romanen den Genuss der Rechte sächsischer Bürger, Fähigkeit in die Kommunitäten (Gemeinderäthe) gewählt zu werden, Antheil an Grundbesitz, Unterstützung aus sächsischen Kassen

zu Bildungszwecken ihrer Nationsverwandten, und Enthebung von dem an dem Grundbesitz haftenden Zehnten an die sächsischen Kirchen. Dabei ist zu bemerken, dass der Walache auf dem Sachsenboden im Verhältnisse zu seinem Stammverwandten auf dem magyarischen Herrengrunde eine viel günstigere Stellung behauptet; denn während er hier nur die Rechte eines magyarischen Bauers geniesst also ein robotpflichtiger Knecht oder höchstens Pächter ist, wird er dort als Sachse angesehen und geniesst dadurch auch alle Rechte des freien sächsischen Bauernstandes. Dass man die Walachen möglichst wenig in Kommunitäten wählt, hat seinen Grund in der Eigenthümlichkeit der sächsischen Verfassung, bei welcher man den Sachsen nicht zumuthen wird, dass sie die Handhabung derselben der Sorge einer fremden Nationalität überantworten sollen. Und diess nimmt der Verfasser als Beweis, dass die Tyrannei der Bürger von allen die schlimmste sei. Gewiss werden sich die Walachen unter dem Drucke der allein zu tragenden Besteuerung und der Robotpflichtigkeit bei seinen magyarischen Vettern manches Mal nach dieser Tyrannei des freien Bürgerthums sehnen. Grundbesitz kann gesetzlich auf dem Sachsenboden keine Nation als die deutsche, nicht einmal die magyarische erlangen. Haben Walachen und auch Magyaren Grundbesitz auf dem Königsgrunde erhalten, so sind sie dadurch rechtlich zu Sachsen geworden. So lange also die Verfassung der Sachsen nicht gänzlich umgestossen wird, gleich der Siebenbürger von 1542, kann hiervon nicht die Rede sein. Und was die Geld- und Zehntverhältnisse betrifft, muss festgehalten werden, dass die Romanen bei ihrer Niederlassung auf dem Sachsenboden die an demselben klebenden Verpflichtungen, von denen sie sich jetzt geschickter Weise unter Appellation an die Menschenrechte losmachen wollen, auch mit übernommen haben.

Wenn die magyarische Linke jetzt das grosse Wort führt, und Volksfreiheit, Gleichheit Aller vor dem Gesetze, und derlei Redensarten beständig im Munde führt, so ist das alles recht schön, und auf dem kosmopolitischen Standpunkte gewiss anerkennensweth. Indess möge sie wohl bedenken, wohin sie durch ihren eigenen Eifer geführt werden wird. Sie begünstigt die Emanzipationsbestrebungen der Romanen gegenüber der „sächsischen Fraktion“, wie die begeisterten Stimmführer sich auszudrücken gefallen und hofft mit Hülfe des romanischen Elementes das germanische vollkommen zu neutralisiren. Das wird ihr auch nicht schwer werden. Wenn sie sich aber alsdann schmeichelt, dass es dem magyarischen Element gelingen werde, das romanische seinerseits zu assimiliren, d. h. zu magyarisiren, so möchte diess doch als eine sehr gewagte Hypothese er-

scheinen, wenn man sich etwas in Siebenbürgen und Ungarn umsieht und findet, dass von den Romanen, die hier unter den Magyaren wohnen, kein Einziger noch zum Ungarn geworden ist, während andererseits die Magyaren, welche unter den Romanen wohnen, wie in der Moldau, sich von Jahr zu Jahr vermindern und trotz ihres Zusammenhaltens in der romanischen Bevölkerung aufgehen — wie dies auch der Verfasser eingesteht. Es lässt sich also schon jetzt mathematisch der Zeitpunkt vorausbestimmen, an welchem nicht etwa durch Verschmelzung den gegenwärtigen Nationalitäten eine sogenannte Siebenbürger Nation — was, mit Verlaub zu sagen, doch nur eine Lächerlichkeit gäbe — entstehen würde, sondern an welchem vielmehr die drei übrigen Volksstämme in dem romanischen Elemente vollkommen aufgegangen sein werden. Ob alsdann die Segnungen des Bojarenthumes und die russischen Sympathien der griechischen Priesterschaft oder die abendländische seit Jahrhunderten mühsam aufrecht erhaltene Civilisation die Oberhand behalte, wird die Zukunft lehren.

Das ist es aber gerade, was die verspottete „sächsische Fraktion" so fest ins Auge fasst. Nicht ob in Siebenbürgen magyarisch gesprochen wird, nicht ob einige Zehnten erlassen werden, kann das europäische Statensystem und den Entwicklungsgang der abendländischen Civilisation interessiren. Wohl aber muss es unter den bevorstehenden Wechselfällen eines möglichen Kampfes von der höchsten Wichtigkeit seyn, ob die Bergfeste von Siebenbürgen und der linke Thurm des gewaltigen natürlichen Brückenkopfs an der untern Donau in den Händen der Moskowiten oder unter dem Banner der Freiheit und Gesittung stehen. „Wir wissen wohl, sagen die Sachsen, dass wir unterliegen müssen. Wir streiten auch nicht um Privilegien. Aber wenn die Verfassung gänzlich umgestossen werden soll, dann wollen wir unsere wohl erworbenen Rechte auch nur dann in die Schanze schlagen, wenn aus dem Opfer eine gerecht und frei geordnete Staatsform und nicht ein Zwangsband für jede selbständige Regierung sich entfaltet!"

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu beweisen, dass, wenn es in Siebenbürgen auch eine conservative und oppositionelle Parthei gäbe, dieselben hinsichtlich ihres historischen Werthes dennoch ganz anders aufgefasst werden müssen, als es gewöhnlich bei der Beurtheilung ähnlicher Partheien in andern Ländern geschieht. Denn während die magyarische Opposition sich gegenseitig mit hochtönenden Phrasen kitzelt, und dennoch nur der moskowitischen Völkerbeglückung in die Hände arbeitet, vertheidigt die konservative sächsische Minorität unter dem Ban-

ner verfassungsmässiger Rechte den Fortschritt ächter Humanität und abendländischer Civilisation. —

Bei Gelegenheit der Szekler kommt unser Verfasser auch auf die Gränzregimenter zu sprechen und widmet ihnen das XXX. Kapitel. Er bestreitet nicht den hohen Werth, den das Institut der Militärgränze für Oestreich und Europa in frühern Jahrhunderten gehabt habe, macht ihm aber für die Gegenwart den Vorwurf, dass es im Frieden unnütz, ja für den Aufschwung der Landwirthschaft lähmend sei, im Kriege aber gefährlich werden könne. Der erste Einwurf ist nicht ungegründet, indem die militärische Disciplin allerdings zur Fessel werden kann, welche der Weiterentwicklung in den Weg tritt. Aber, mit Klugheit benützt, könnten ihre Einrichtungen eben so viele Mittel der Civilisation werden, und es handelt sich also nur um ihre Anwendung. „Der ungarische Adel, sagt der Verfasser, arbeitet wirksam für den Fortschritt der untern Klassen; eröffnet ihnen grossmüthig Wege, indem er selbst das stolze Gebäude der Aristokratie niederreisst. Von ihm geführt, geht das Volk einer ausgedehnteren Emanzipation entgegen. Die Bewegung nimmt jährlich an Kraft zu, und wenn einst die ehemaligen Leibeignen wahre Freiheit errungen haben werden, die Staatsbürger aus ihnen macht, so wird man die Militärkolonisten bemitleiden und sich wundern, dass sie unterwegs still geblieben sind.“ Wann aber dieses Einst eintreten wird, mag vor der Hand noch nicht abgesehen werden, wo die Urbarialverhältnisse in Ungarn und Siebenbürgen noch so im Trüben liegen, und einstweilen wird der Gränzer auf dem freien Soldatenlehen den unter dem Drucke der Steuerlast und Robotpflicht erliegenden magyarischen Bauer wirklich nicht beneiden. Was den zweiten Einwurf betrifft, so geht er auf den Fall eines Krieges mit Russland, wo man die Befürchtung laut werden lässt, dass die slavischen Regimenter — und die Gränzregimenter bestehen zu drei Viertheilen aus Slaven — von ihren anatolischen Popen influirt, sich leicht auf die Seite des rechtgläubigen Zaren und der stammverwandten Russen wenden möchten. Allerdings eine bedenkliche Perspektive! Indess liegt auch die Lösung dieses Knotens ganz in den Händen der Regierung. Der Slave hat keinen revolutionirenden Charakter. Sieht er, dass die Regierung sein Bestes will und redlich für ihn sorgt, so lässt er sich soviel gefallen, als jede andere Nation. Eine Regierung aber, die sich nicht dieses Zutrauen des Volkes zu erwerben verstände, dürfte sich auch nicht wundern, wenn sie in der Stunde der Gefahr von demselben verlassen würde.

Bemerkenswerth ist die Ansicht, die der Verfasser über die Ver-

hältnisse der grossen Continentalstaaten aufstellt, indem er von der Zukunft der Walachen spricht. „Wir glauben,“ sagt er, „eine verständigere Theilnahme für die Walachen zu beweisen, wenn wir den Wunsch äussern, sie (statt unter der russischen Protektion) unter dem Szepter Oestreichs, welches bereits mehr als 2 Millionen Stammgenossen beherrscht, vereinigt zu sehen. Das walachische Volk kann nur der Einheit unter einer starken Regierung entgegengehen, die es nöthigenfalls zu vertheidigen weiss, und da es zwischen den östreichischen und russischen Einfluss gestellt ist, so ist es gewiss am besten, es steht unter dem Erstern, als dem civilisirteren. In dem Besitze der der osmanischen Herrschaft entzogenen türkischen Provinzen fände Oestreich einen billigen Ersatz für die Verluste, die es im Westen zu erwarten hätte. Indem es sich vom adriatischen Meere entfernte, näherte es sich dem schwarzen, und könnte sich, von allen andern Pflichten frei, ganz der Abwehr der russischen Invasion widmen. Frankreich würde zu allerletzt Oestreich an der Annahme dieser Politik hindern, denn dann könnte es endlich eine Allianz des Festlandes schliessen und mit gesicherten Rücken seine ganze Thätigkeit dem Meere zuwenden. Entweder täuschen wir uns sehr, oder dies ist die Bahn, welcher die beiden grossen Centralstaaten folgen, welche die Macht des Festlandes bilden. Sie sind bestimmt, die Unabhängigkeit Europa's zu sichern.“

Gewiss eine eben so treffende, als natürliche Auffassung der Verhältnisse. Aber entweder täuschen **wir** uns sehr, oder der Verf. ist in einer politischen Illusion befangen, indem er den Kabineten und der Diplomatik die Nationalitäten substituirte. So können Frankreich und Deutschland mit einander reden. Den Kabineten von Wien, St. James und der Tuillerien und ihren Vertretern, den Diplomaten, wird diese Sprache stets unverständlich bleiben und der Verf. wird nicht einmal im Stande sein, ihnen eine brauchbare Sprachlehre und ein passendes Lexikon anzubieten, um diese volksthümliche Ansicht in die sublime diplomatische Begreifsweise zu übersetzen.

Geschichtliche Notizen hat der Verf. häufig an den verschiedenen Stellen seines Werkes eingestreut. Indessen muss man sich nicht allzusehr auf diese Mittheilungen verlassen; denn der Verf. behandelt die Geschichte lieber als einen Roman, als dass man zu seiner historischen Treue ein allzugrosses Zutrauen fassen dürfe. So behauptet der Verf., dass die Daker ursprünglich ein slavischer Volksstamm gewesen sein dürften und stützt sich zum Beweise hierfür auf die in der romanischen Sprache vorkommenden slavischen Worte und ausserdem auf **Ovid's** Be-

merkung: „didici getice, sarmaticeque loqui". Dass nun daraus, wie der Verf. Bd. I. S. 232 behauptet, hervorgehe, „dass das Sarmatische und das Getische, nämlich das Dakische, zwei Dialekte Einer Sprache waren", will dem Ref. nicht so unbedingt einleuchten. Der Verf. muss das Unzulängliche in den Kenntnissen der Alten von den Völkerschaften an der untern Donau sehr wenig kennen, um das Wort eines Dichters so gewissermassen zum Grundsteine einer Problemlösung der alten Geschichte in ihrem schwierigsten Parthien zu machen. Alles was uns Herodot und Strabo, der Vielwisser Plinius und die, welche die Vorstehenden ausschrieben, über die Skythen, Sarmaten und Daker hinterlassen haben, ist so wenig befriedigend, und sich oftmals so sehr widersprechend, dass man nur einen Blick auf das grösstentheils Fabelhafte, womit sie diese Völker umgeben, zu werfen braucht, um diese Nachrichten nach ihrer historischen Bedeutung zu würdigen. Der erste der obengenannten alten Ethnographen, welchem die spätern grösstentheils folgten, kennt die Daker gar nicht, sondern nennt in jenen Gegenden, in welchen diese später auftreten, die Agathyrsen, ein den Skythen bundesverwandtes Volk. Nun sind aber die Stämme der Kelten, Germanen and Skythen, unter denen die Alten alle Völker nördlich von der thrakisch-pelasgischen Völkerfamilie begriffen, eigentlich nur Glieder Eines und desselben Hauptstammes, nämlich des Germanischen oder Skandinavischen, wofür die innere und äussere Verfassung dieser Völker, so viel wir sie verfolgen können, und von allem ihre von den südlichen Nationen abweichende Körperbildung spricht. Denn sie werden als schlank und langgliedrig mit röthlichem Haar, blauen Augen und heller durchsichtiger Hautfarbe —, „ganz blau und roth" sagt Herodot — geschildert. Wenn wir nun diesen offenbar nördlichen Typus der Gestalt unter den südländischen Walachen, oder Romanen, widerkehren sehen, so ist diess wohl ein Beweis dafür, dass eine Mischung des thrakisch-pelasgischen mit dem germanisch-keltischen Elemente, welchem die Daker angehörten, statt gefunden haben müsse.

Man könnte, da sich diess Faktum nicht wohl in Abrede stellen lässt, zwar auch behaupten, dass diese Mischung erst da Statt gehabt hätte, als im 4ten Jahrhunderte die Gothen ein paar Menschenalter hindurch sich im Besitze der Karpathenländer erhielten. Aber einmal dauerte im Ganzen die Besetzung nicht lange; dann schloss der erobernde Germane mit dem unterjochten Romanen keine legitimen Verbindungen, wodurch ein bleibender Eindruck in der Nationalität hätte zurückbleiben können und endlich ist es unwahrscheinlich, und auch nirgend historisch

erwiesen, dass die Daker nach Besiegung durch die Römer ihr Vaterland gänzlich verlassen haben. Sondern sie warfen sich nur während der Verheerungen des Krieges in die unzugänglichen Schluchten der Karpathen, die auch den Bewohnern des römischen Dakiens eine sichere Zufluchtsstätte vor den Stürmen der Völkerwanderung gewährten, und kamen bei wiederhergestellter Ruhe wieder in die Ebene, um sich mit den eingewanderten römischen Kolonen in Wechselverbindungen einzulassen.

Man sieht hieraus, auf wie schwankenden Füssen die Behauptung des Verf. von der slavischen Abkunft der Daker steht. Es scheint bei einer näheren Vergleichung der spärlichen Nachrichten der Alten überhaupt nicht, dass sich die Sache so verhalte, wie man von der successiven Einwanderung der Kelten, Germanen und Slaven zu behaupten beliebt, so dass diese schon damals als streng geschiedene Völker gleichsam terrassenförmig gegen den Ural zu hintereinander ihre Sitze gehabt hätten. Denn wollte man auch die Sauromaten als Zweige des Slavenstammes anerkennen, was indess noch zu beweisen wäre, wer möchte wohl aus Ovid's obigem Verse eine Identität der Sprache der Sarmaten und der Geten, oder der Skythen und Daker, wofür offenbar jene Namen gebraucht werden, deduciren wollen? Stünde andererseits diese Identität fest, so müsste man nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen nur auch die Sarmaten zum keltisch-germanischen Sprachstamme zählen. Wenn aber allerdings zugegeben werden muss, dass die romanische Sprache viele slavische Worte in sich aufgenommen hat, so stammt diess aus einer viel spätern Zeit, wo nämlich vom 7—11ten Jahrhunderte die römischen Daker mit den slavischen Bulgaren das grosse Bulgarenreich zwischen dem Balkan und den Karpathen errichteten, auf dessen Throne selbst lange eingeborne Romanen als Herren der Bulgaren und Romanen sassen.

Die Art und Weise, mit welcher der Verf. seine historischen Sprachstudien betreibt, geht daraus hervor, wie er einzelne Fürstennamen übersetzt. So sagt er Bd. I. S. 211, dass bald nach der Völkerwanderung an den Karpathen walachische Häuptlinge, wie Mana Moarte „die todte Hand“ und Glad „das Schwert“ geherrscht hätten. Das ist doch gewiss recht einleuchtend erklärt. Der Verf. vergisst nur dabei, dass der Erstere Mariotus heisst und der Letztere Claudius. In seiner Erklärungsweise hätte er aus dem Namen des Herzogs Geleon (Julius), der um dieselbe Zeit an der Morasch herrschte, beweisen können, dass die Romanen offenbar von den Römern abstammen müssten. Denn sie wären grosse Verehrer der göttlichen Kunst des L. Apicius gewesen und grosse

Feinschmecker dazu, indem sie einen ihrer Fürsten Geleon „Gélé“ genannt hätten.

An einer andern Stelle erzählt er, dass noch im 17ten Jahrhundert in Siebenbürgen das „Todaustragen“ geherrscht habe; d. h. es wurde von den Jungfrauen am Palmsonntage eine Strohpuppe in Frauenkleidern auf einen benachbarten Berg unter Gesängen getragen, dort entkleidet, und das Stroh zerstreut. Der Verf., der nun einmal schon das Unglück hat, in seinen historischen Conjekturen zu falliren, bringt diese Sitte mit dem Venuskultus in Beziehung und sagt: „Es lässt sich nicht bezweifeln, dass der Venuskultus in dem Lande in grossem Ansehen stand, als das Christenthum eingeführt wurde, und dass dieser Brauch im Anfange weiter nichts andeutete, als die Verachtung der Neubekehrten gegen ihre alten Götter.“ Das ist gewiss zu viel in Einem Athem. Denn dass das Todaustragen nichts mit dem Venuskultus zu schaffen habe, sondern als ein Ueberrest der slavischen Frühlingsfeier zu betrachten ist, hat schon der Uebersetzer sehr richtig in einer Note bemerkt. Doch sehen wir nicht ein, wesshalb diese Feier des Jahreszeitwechsels als eine slavische bezeichnet wird. Denn, wenn es auch bekannt ist, dass diese Sitte in den Gegenden germanisirter Slaven vorkommt, so finden sich verwandte Gebräuche doch auch in deutschen Ländern, z. B. das Ansingen des sogenannten Sommertages, welches noch heutiges Tages in Heidelberg drei Wochen vor Ostersonntag Sitte ist, und wobei von den Kindern der Winter und Sommer durch Figuren aus Stroh und Tannenzweigen dargestellt werden.

Johannes Hunyad ist der Lieblingsheld des Verf., und mit Recht; denn wenn man die Heldenthaten des Churfürsten Joachim von Brandenburg und des steierischen Landshauptmannes Ungnad mit seinen acht weisen Männern vor Ofen, dann des Grafen Auersberg, Hardeck und anderer Zopfhelden des 15ten und 16ten Jahrhunderts bewundert, so muss man in der That einen Mann anstaunen, der wie Hunyad alles aus sich selbst schuf und sich die Begeisterung von Freund und Feind erwarb. Es ist aber vom Verf. unverzeihlich, dass er die albernste Fabel, welche den Helden zu einem illegitimen Sohne Kaiser Sigmunds macht, als „authentische Geschichte“ auftischt, während längst nachgewiesen wurde, dass dergleichen sogar physisch unmöglich wäre, indem Hunyad nur um wenig Jahre jünger war, als sein Pseudovater.

Diess sind nur einige Beweise, wie vorsichtig der Leser sein muss, wenn er dem Verf. durch die Hallen der Geschichte folgt.

Druck und Ausstattung sind vortrefflich und lassen nichts zu wünschen.

*A. Treb. Lauriani, Prof. der Geschichte am National-Collegium, schneller Ueberblick der Geschichte der Romänen. Bukuresti, Buchdruckerei des National-Collegiums. 1846. gr. 8. S. 70.*

Die vorstehende Schrift, welche ich der gütigen Mittheilung des würdigen Vorstandes des Bukurester National-Collegiums, Herrn Director Pojenar, verdanke, verdient alle Berücksichtigung, da sie von einem Lande handelt, dessen Geschichte noch von soviel Dunkel bedeckt ist, in diesem Lande geschrieben wurde und bisher allgemein verbreitete Irrthümer zu widerlegen bestimmt ist. Das Schriftchen gibt weniger eine kurzgefasste Darstellung der Geschichte der Walachen, oder, wie sie sich selbst nennen, der Romanen, als vielmehr die Beleuchtung gewisser Punkte, welche bei dieser Geschichte besonders berücksichtigt werden müssen, und noch so wenig berücksichtigt wurden.

Ueber die Abkunft der Daker enthält das Werkchen gar keine Aufklärung, sondern der Verf. beginnt im 1. Abschnitt sogleich mit Trajans Feldzug gegen den Dakerkönig Dezebal, und mit den Einrichtungen, welche die Römer in der neuen Provinz machten. Vor allem weist der Verf. das Irrthümliche der bisher beliebten Eintheilung Dakiens in eine Dacia ripensis, mediterranea und alpestris nach, in so fern er zeigt, dass das trajanische Dakien, also im 2ten und 3ten Jahrhundert, wie die Provinzen Pannonien und Mösien, in eine Dacia superior und inferior zerfiel, deren respective Begränzung wohl schwerlich aufzufinden sein dürfte, sondern nur im Allgemeinen jene in Siebenbürgen, diese dagegen in der Walachei zu suchen sei. Den Beweis liefern dem Verf. zwei Dokumente, nämlich ein in Kupfer gestochenes Diplom vom Jahre 129 nach Christus und eine zu Turnu gefundene marmorne Ehrensäule, auf welchen dieser Eintheilung Erwähnung geschieht. Die andre, von den Schriftstellern gewöhnlich angenommene Eintheilung bezieht sich gar nicht auf das trajanische Dakien, sondern vielmehr auf das aurelianische, nämlich jenen Theil Mösiens, welchen Kaiser Aurelian, nachdem er im Jahre 274 die Legionen über die Donau zurückgeführt und den Gothen das Trajanische Dakien überlassen hatte, Dacia Aureliana nannte. Diese Dacia schied sich in eine Dacia ripensis am Donauufer und in eine Dacia mediterranea mehr südlich davon, während die Dacia alpestris eine reine Fiction der Geschichtschreiber sei, und nie bei einem alten Autoren genannt würde.

Dann theilt der Verf. die verschiedenen Benennungen mit, welche die einzelnen Theile Dakiens im Mittelalter erhielten, und macht beson-

ders darauf aufmerksam, dass diese Benennungen häufig verwechselt werden. „So nennen die polnischen Historiker Ostdakien (Moldau) Valachia major, und Süddakien (Walachei) Valachia minor, bei den ungarischen hingegen heisst Süddakien Valachia major und Ostdakien Valachia minor. Mit keinem ist aber die Μεγαλοβλαχια der Byzantiner zu verwechseln, welche in Thessalien liegt, so wenig als die Valachia minor in Slavonien, welche noch den Namen ihrer älteren Bewohner behält, ihre Sprache aber verloren hat. Eben so variren die türkischen Namen Kara-Iflak und Ak-Iflak. Nach den meisten Geschichtschreibern heisst Ostdakien Kara (schwarz) — vielleicht, weil hier Schwarzkumanien lag — und Süddakien Ak (weiss); Fürst Kantemir aber behauptet das Gegentheil und nennt Ostdakien Ak-Wlak und Süddakien Kara-Wlak. Neben diesen muss auch die Blanche-Blaquie des Ville-Hardouin, welche in Makedonien und Thessalien zu suchen ist, nicht mit der türkisch sogenannten Ak-Iflak oder griechisch Ἀργοβλαχία verwechselt werden, wie auch nicht die dalmatische Morolakia mit der dakischen Μαυροβλαχία oder Kara-Iflak."

Im zweiten Abschnitte kommt der Verf. auf die Staaten, welche die Romanen nach Aufhören der Völkerwanderung am Fusse der Karpathen gründeten, welche eigentlich nach ihren Herzogen genannt worden seien, wie z. B. Bogdanien (Moldau) von Bogdan, dem slavinisirten Jovian oder Johan, Bukurest von Bukuri, dem Volksausdruck für Hilari u. s. w. Dann spricht er kurz von dem Bulgarenreich, welches sich durch Verschmelzung der Bulgaren und der Bewohner des aurelischen Dakiens bildete und kommt auf den Namen der Blachen, Walachen, unter welchen die Romanen von nun an auftreten.

Es ist nämlich auffallend, dass seit der Völkerung der alte Namen der dakischen Romanen bei den Nachbarvölkern gänzlich verschwindet, und dafür ein neuer auftritt, dessen Ableitung so dunkel ist, dass [illegible] zu den sonderbarsten Conjekturen Veranlassung gab. So leitet Aeneas Sylvius den Namen der Walachen von einem gewissen Flaccus ab, welcher die ersten römischen Colonien in das trajanische Dakien geführt habe, wovon die Einwanderer alsdann Flaccier genannt worden seien, was sich allmählig in Blachi und Walachi umgebildet haben soll. Der ungarische Geschichtschreiber Bonfinius macht die Sache noch gelehrter, indem er den Namen mit Hülfe der griechischen Etymologie seccirt und die Walachen von βαλλ(ειν) ἀκις als Wurfspiesswerfer charakterisirt. Das ginge wohl auf eine directe Abstammung der Walachen von den Japhetiden und es ist nur zu bedauern, dass alsdann die Völker-

verwandtschaft so gross würde, dass man um die Abgränzung in Verlegenheit käme. Der gelehrte Illyrier **Katantschitsch** behauptet, dass die Illyrier aus ältester Zeit die Römer Vlassi genannt hätten, nämlich Latii mit Vorschlag des bei den Illyriern beliebten V. Endlich kommt die germanische Ableitung des Volksnamens von dem gothischen Walach, welches in der weitern Bedeutung jeden Fremden, in der engern aber den römischen Stammverwandten bezeichnet, und als „Wallen, Wallonen, Wälsche“ in die deutsche, als „Wloch, Wlosky etc.“ in die polnische Sprache überging.

Der eigentliche Grundzusammenhang dieser Angaben wird sich wohl nicht mehr mit Sicherheit ermitteln lassen und auch unser Verfasser schliesst bloss, dass die Deutschen und Slaven mit denselben Namen Italiener und Romanen bezeichnet hätten, was als ein weiterer — obwohl eigentlich nicht nöthiger — Beweis für die Abstammung der Letztern zu betrachten sei. Allerdings mag auch die Sprache der Romanen das Ihrige dazu beigetragen haben, bei den mittelalterlichen Geschichtschreibern diese Begriffe zu fixiren. Denn nachdem schon seit Mark Aurel's Zeiten das Griechische die Hofsprache geworden war, pflanzte sich in den Provinzen die römische lingua militaris, wahrscheinlich gemischt mit jener lateinischen Vulgärsprache, deren Plautus, gegenüber der Sprache der Gebildeten, Erwähnung thut, noch fort; ja selbst am Pindus wurde noch nach dem Zeugnisse der Byzantiner die Sprache der dakischen Romanen gesprochen, während man alle latein redenden Provinzen eigentlich nicht mehr zum Kaiserreich zählte. Es ist also begreiflich, wie die Bewohner derselben im Gegensatz zu den griechisch redenden der übrigen Provinzen den Germanen und Slaven als die eigentlichen Nachkommen der Römer erschienen.

Im dritten Abschnitte handelt der Verfasser von dem neuen bulgarisch-romanischen Reiche, welches vom 12. bis Ende des 14. Jahrhunderts bestanden und durch Fürsten aus der Romanenfamilie der Asaniden beherrscht wurde. Diese Imperatoren schlossen sich, obgleich sie und ihr Volk eigentlich der griechisch-christlichen Religion angehörten, wahrscheinlich aus Politik, und um dem Einflusse des griechischen Kaisers und Nachbars zu Konstantinopel nicht zu verfallen, an den **römischen Pabst**. Es ist dieses aus mehreren Briefen zu ersehen, welche zwischen dem Zaren **Joanitz** und Papst **Innocenz** III. am Anfange des 13. Jahrhunderts gewechselt wurden und welche der Verfasser der historischen Bedeutung wegen mittheilt. Es scheint aber bei diesen Unterhandlungen weniger auf eine Annahme des lateinischen Glaubensbe-

kenntnisses und auf ein Zugeständniss des den griechischen Christen verfassten „filioque“ hinauszulaufen, als vielmehr nur auf eine Uebersendung der kaiserlichen Kroninsignien von Seiten des heiligen Vaters und auf Ernennung einiger Bischöfe und Metropoliten. Am Ende des 14. Jahrhunderts kam dieses romanisch-bulgarische Kaiserreich in die Gewalt der Türken. —

Der vierte Abschnitt enthält eigentlich nichts als eine Revindikation des Johannes von Hunyad, als eines Stammesgenossen der Romanen oder Walachen. Der Verfasser stellt die verschiedenen Mittheilungen gleichzeitiger und späterer Geschichtschreiber zusammen, welche von diesem berühmten Helden handeln, und widerlegt die Irrthümmer, welche man über seine Abkunft verbreitet hat. Es kann vorläufig als historisch erwiesen angenommen werden, dass Johann von Hunyad von einem walachischen Edelmann abstamme und im Dorfe Korvin geboren wurde. Später kam er nach Siebenbürgen und Ungarn, nahm bei mehreren Magnaten Kriegsdienste, verschwägerte sich mit einer vornehmen Familie und erhielt für seine Verdienste von Kaiser Sigmund das Schloss Hunyad, wovon er sich und seine Familie nannte, zu Lehen. Ob man ihm seines Geburtsortes wegen und weil die Familie der Korvine einen Raben in ihrem Wappen führte, von den römischen Covinis ableiten dürfe, wie Konfinius und andre Geschichtsschreiber thaten, bleibt nicht wenig gewagt. Indess ist es natürlich, dass die gewöhnlichen Menschen ausgezeichneten Männern auch eine ausgezeichnete Abkunft beilegen und ich finde diese römische Derivation für Hunyad weniger kränkend, als ihn von dem Luxenburger Sigmund abstammen zu lassen, der doch gewiss in seinem langen Leben nichts gethan hat, wodurch er die Ehre verdiente, der Vater eines solchen Sohnes zu sein.

Neben Hunyad verdient unter den Helden der Romanen noch der Woiewode Michael II., der Tapfere, genannt zu werden, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts sein Vaterland von der Botmässigkeit der Türken befreite, die Walachei, Moldau und Siebenbürgen mit List und Kraft zu einem neuen Romanenreiche verband, aber mitten aus seinen Plänen und Strebungen durch Meuchelmord gerissen wurde. Der Verfasser hält sich, wie wir schon angedeutet haben, bei der Aufzählung geschichtlicher Thatsachen zuwenig auf, indem er bloss die Berichtigung einzelner Punkte im Auge behält. Es ist aber namentlich die Geschichte der Donaufürstenthümer eine der interessantesten, und grösstentheils ungekannt, wesshalb es sich der Referent zur Pflicht gemacht hat, in einem demnächst erscheinenden Reisewerke über diese Provinzen, diesen

dunkeln Gegenstand, der in unverdiente Vergessenheit gerathen ist, wieder etwas ans Licht zu ziehen, und die Aufmerksamkeit der Gegenwart dafür in Anspruch zu nehmen.

**Quitzmann.**

---

*T. von Wolanski's Briefe über slavische Alterthümer. Erste Sammlung mit 145 Abbildungen auf XII Tafeln. (Selbstverlag) Gnesen. Druck von Ernst Günther 1846. V und 64 S. in 4.*

*Ansichten über die keltischen Alterthümer, die Kelten überhaupt und besonders in Deutschland, so wie den keltischen Ursprung der Stadt Halle. Von Chr. Keferstein, königlich preussischem Hofrathe etc. Erster Band. Archäologischen Inhaltes. Halle, in Commission bei C. A. Schwetschke und Sohn. 1846. — LXI und 469 S. in 8.*

Wer nicht mit eignen, guten, scharfen Augen sieht, sondern eine Brille mit farbigen Gläsern trägt, der erblickt alles nicht in seiner natürlichen Farbe, sondern in der Farbe seiner Brillengläser. So giebt es auch in dem geistigen Schauen, Erkennen und Darstellen Brillen und Brillengläser, welche wir uns nur zu oft selbst mit beliebigen Farben färken und, durch die allein wahrnehmend, wir uns selbst täuschen und Andere in die Irre, in die wissenschaftliche Unwahrheit führen. Solche Brillen scheinen die beiden vorgenannten Schriftsteller getragen zu haben, als sie ihre genannten Schriften schrieben.

## I.

Wir wenden uns zuerst an Herrn Wolanski. Seiner Briefe sind es fünf: zwei an Theodor von Narbutt, Verfasser der älteren Geschichte des lithauischen Volkes, einer an die kaiserlich-russische Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, einer an die königlich-dänische Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen und einer an die königlich-böhmische Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag. Und Herr Wolanski unterhält uns, wenn wir leichthin alles annehmen, sehr angenehm; ja er erzählt uns Dinge, deren wegen wir staunen und ihn bewundern müssen, weil wir sie von einem Gelehrten, auch von den Allergelehrtesten noch nicht vernommen haben. Besonders gewaltig scheint in dieser Hinsicht sein fünfter oder letzter Brief zu seyn. Da kommt der ferne Pole bis an den Main und löset er uns ein Räthsel, das uns

bisher noch Keiner gelöst, kein Massmann, kein W. Grimm selbst. Bekannt nämlich sind die vierzehn Hain- (nicht Hünen-) Säulen in dem Odenwalde nicht weit von dem Dorfe Main-Bullau an dem Abhänge des Gebirges in das Mainthal. Sie haben gleichen Durchmesser von 4 Schuh; ihre Länge ist aber verschieden; sie steigt von 13 bis 27½ Fuss, wie wir dieses nach J. F. Knapp (Römische Denkmale des Odenwaldes) richtig angeben. Und vier derselben sind mit gewissen Zeichen versehen. Die grösste hat eine ziemlich regelmässige Reihe dieser Zeichen; bei den andern ist weniger Ordnung sichtbar. Die eine der Säulen trägt die arabische Zahl 5587 auf sich. Niemand hat diese Zeichen und diese Zahl noch erklärt; aber Herr Wolanski beweiset uns, dass sie ein Denkmal eines böhmischen Friedens von dem Jahre 874 seyen. Er bringt 1) Zeugnisse aus der Geschichte, dass wirklich das Land und die Wohnungen der durch Karl den Grossen überwundenen Slaven sich bis in jene Gegenden an dem Maine erstreckten; er thut 2) dar, dass diese Zeichen heidnische Runen sind, deren jede der damals schon christlichen Steinhauer an der ersten Säule mit einem Kreuze oben geschmückt habe; er schafft 3) ein eigenes „Alphabetum Alemanno-runicum", ja er hat nichts dagegen einzuwenden, wenn man die genannten Zeichen für die älteste Runenschrift der westlichen Slawen halten wollte; und er liest (rückwärts von der rechten zur linken Hand) nun 4) die Inschrift der ersten und grössten Säule: „Czechos ac Alamanos unit Karloman", so wie die Inschrift der andern Säule, deren Schriftzüge nach ihm in zwei Reihen zerfallen: „Jehova me velavit quam caecum jumentum", weil nämlich dieselbe ein Denkmal des unglücklichen Königes Rastislaw von Mähren sei, welcher durch Karlomann gefangen und zum Tode verurtheilt, aber von König Ludwig dahin begnadigt worden war, dass ihm nur die Augen ausgestochen wurden. Und die unwiderleglichste Bestätigung für dieses neue Licht, das durch ihn der Wissenschaft aufgehen soll, ist dem Herrn Wolanski jene Zahl 5587, denn diese, sagt er, ist nach der Julianischen Zeitrechnungs (Periode) gegeben; und in dieser bedeutet die Zahl 5587 das Jahr 874 nach Christi Geb. Das letztere ist allerdings richtig. Allein eben das selbst, dass jene Zahl nach der Julianischen Periode gegeben sei, ist erst noch zu beweisen; und die gänzliche Unmöglichkeit eines solchen Beweises vergisst Herr Wolanski in seinem heiligen Eifer gänzlich.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 37. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Wolanski: Ueber slawische Alterthümer.

(Schluss.)

Denn diese Julianische Periode ist durchaus keine auf Denkmalen gebräuchlich gewesene und die ganze Julianische Periode ist erst, weit über 700 Jahre nach dem Jahre 874, von Joseph Justus Skaliger († 1609) erfunden worden; und unter derselben wird bekanntlich eine Reihe von 7980 Julianischen Jahren verstanden, nach deren Ablaufe sich die drei chronologischen Cykel: der 28jährige Sonnen-Cirkel, der 19jährige Mond-Cirkel und der 15jährige Indictions-Cirkel zugleich erneuern. Die Geburt Christi wird an den Schluss des Jahres 4713 der Julianischen Periode gesetzt, so dass das Jahr 4713 das erste vor und das Jahr 4714 das erste nach dieser Epoche, und also das Jahr 874 nach Christi Geburt = (4713 + 874) = 5587 ist.

Und so erscheint Wolanski Allen als ein unbedingter Verehrer des Slawenthums und als in seine eigenen, wie schon der gelehrte Dr. Köhne sagte, „staunenswerthen Phantasien" wie in Nebelwolken befangen; die Isländer haben z. B. ihre Sage der russischen Geschichte entlehnt, und die ganze nordische Mythologie ist ihm nebst Odin aus dem Schoose Russlands entsprungen; die meisten nordischen Gold-Bracteaten erklärt Herr Wolanski für slawisch-russische, und er findet unter den 77 Gold-Amuleten auf den acht von Thomsen vor etwa 18 Jahren edirten Tafeln nur zwei, die mit einiger Sicherheit dem skandinavischen Norden zugeeignet werden könnten. Alle in Deutschland gefundenen Regenbogen-Schüsselchen selbst, wie namenlich die von Odenbach (man sehe meinen Jahresbericht VI. S. 47), sind ihm, mit wenigen Ausnahmen, slawische Münzen. Und es bedarf, wie er meint, keiner weitern Ausführung, dass auch Moskowiter (Moschi) schon in dem Dienste der Griechen und Römer ihren Stamm-Namen als Nationalitäts-Bezeichnung sorgfältig beibehielten etc. Welche Vermuthungen äussert er nicht auch über den, wie er meint, unter scythisch-slavische Völker verbannt gewesenen Ovidius!! — Doch Sapienti sat!

Die Zeichen an den Hainsäulen sind übrigens offenbar Steinmetz-

zeichen und wundersam ähnlich den drei, keiner ältern Zeit als der Mitte des vorigen Jahrhunderts, angehörenden in Friedrich von Hofstadt's Gothischem A B C Buche (Seite 65 und 66) abgebildeten. Auch die letztern haben das christliche Kreuz oben, gleichwie sich dieses Kreuz auch oben an dem von der Jahreszahl 1528 begleiteten Steinmetzzeichen über dem Eingange in unserm alten hiesigen Stiftsthurm findet. Und wenn es erlaubt wäre, jene Zeichen an den Hainsäulen in eine gleiche Zeit mit diesen zuletzt genannten Steinmetzzeichen zu setzen, so schwände das vermeinte hohe Alter der Hainsäulen sehr dahin.*

## II.

Wie Herr Wolanski alle Kunst und Wissenschaft, ja alle Thaten der Geschichte den Slaven zueignen möchte, so kennt Herr Keferstein beinnahe nur Kelten allein. Namentlich sind ihm die Haloren in Halle, als von welchen er bei seinem Keltenthume ausgeht, nicht Wenden, sondern Kelten. Germaniens Fluren bewohnten ihm nur drei alte Nationalitäten: „die Kelten, Slaven und teutschen Gothen." Die alten Germanen lässt Herr Keferstein eben so, wie die Gallier und Britannier, der keltischen Nationalität angehören (S. XVIII); und er nimmt auf die Berichte der Römer und Griechen durchaus keine Rücksicht. Was wir von der Verfassung und Gesetzgebung des alten Germaniens wissen, erscheint ihm als rein keltisch: „alle gothisch-teutschen Stämme, sagt er, „erobern nicht für einen Mutterstaat; sie bestehen nur aus freien „Kriegern, die Krieg und Beute suchen, oder letztere in Behaglichkeit „auf ihren occupirten Landgütern als gebietende Dynasten verzehren wol„len; Gewerbe und Handel sind ihnen fremd und widerwärtig. Mit ih„rem Erscheinen hörten die römischen Einrichtungen ganz auf; wie in „Germanien, erhob sich das nie erlöschte keltische Wesen und das alt„keltische Gewohnheitsrecht, das der neugermanischen oder ersten teut„schen Gesetzgebung zu Grunde liegt." Auch die alten Münzen Germaniens, sagt Herr Keferstein, werden keltische, kelto-gothische und kelto-christliche seyn; auch die Runen, obwohl die Gothen mit ihnen teutsch schrieben, dürften doch einen kelto-druidischen Ursprung haben. Monumente und Alterthümer der heidnischen Zeit, die einen rein gothisch-teutschen Typus hätten, dürfte es kaum geben, wohl aber kelto-gothische. — Auch wird, meint Herr Keferstein, der Name German und Germania keltischen Ursprungs seyn, herkommen von ger im Galischen, garm im Wälischen, der Schrei, der Krieg etc. Die teutschen Völkerbünde der Alemannen, Franken und Sachsen streicht Herr Keferstein

ganz aus der deutschen Geschichte aus; jene sind ihm einwandernde fremde Eroberer; — und durch die kirchlichen Diöcesen wurden die alten Mark- und Gauverbindungen der Kelten zerrissen (S. XL) ! ! ! — Die Cimbern und Teutonen waren ein grosses, wohlgerüstetes keltisches Heer. Die Ureinwohner in Skandinavien waren Kelten. Und die von Kruse in seiner Necrolivonica beschriebenen Alterthümer gehören nach Herrn Kefersteins Ansicht mit nichten den Normannen an, sondern sind theils keltischen, theils slavischen, theils kelto-slavischen Ursprungs. — Die deutsche Geschichte, erklärt Herr Keferstein, dürfte eigentlich erst seit dem 9. Jahrhunderte beginnen, wo das keltisch-germanische Wesen ganz zurück tritt, Germanien in Teutschland untergeht und der teutsche Kaiser einen politischen Mittelpunkt bildet etc. O ihr armen alten Germanen, so bleibt euch also gar Nichts übrig*)!!

Das zwei Damen gewidmete Buch selbst ist nur der erste Band eines grössern Werkes und zerfällt in zwei Abschnitte, von welchen der erste eine Uebersicht der heidnischen, nicht römischen Denkmale in Deutschland und den angrenzenden Gegenden, und der zweite eine Beschreibung und nähere Betrachtung der heidnischen, nicht römischen, vorzugsweise der germanischen, Monumente und sonstigen Kunstgegenstände gibt. Und nachdem Herr Keferstein also in dem vorliegenden ersten Bande das Germanen- und das Keltenthum überhaupt von seiner archäologischen Seite aufgefasst hat, will er in einem noch folgenden Bande die historische erörtern, von der Nationalität der Kelten überhaupt und vorzugsweise der germanischen reden; von ihrer politischen Bedeutsamkeit, ihrem Cultus und ihrer Verfassung, von ihrem Verhältnisse besonders zu den slawischen und gothisch-deutschen Völkern, von dem Einflusse, den die keltischen Einrichtungen auf die Gestaltung des so genannten Mittelalters und des teutschen Reiches ausübten. Und gleichwie der Referent seine Zusammenstellung der nicht römischen Grabstätten in Süd-Deutschland (in seinen Jahresberichten VII. VIII. IX. und XI.) nach den Flussgebieten geordnet hat, so ordnet Herr Keferstein in dem ersten Abschnitte seine Uebersicht der sämmtlichen heidnischen Denkmale in ganz Deutschland auch nach den Flussgebieten; und zwar gibt er zuerst eine Statistik der heidnischen Denkmale in der Gegend von Halle, wie überhaupt in dem

*) W. Lindenschmit — in seiner genialen Schrift: Die Räthsel der Vorwelt, oder: Sind die Deutschen eingewandert? — erkennt die Deutschen vielmehr für Autochthonen, für ein Urvolk, das nicht eingewandert ist, sondern von Anfang an Deutschland bewohnt hat.

Gebiete der Saale; dann durchwandert er das Weichselgebiet mit den russischen Ostseeprovinzen, das Stromgebiet der Elbe bis nach Dänemark mit Holstein und Schleswig und Hannover, die Wesergegenden, das ganze Rheingebiet bis in die Schweiz hinauf und das grosse Donaugebiet; lässt er, Deutschlands Grenzen überschreitend, Notizen wenigstens über die Monumente in Frankreich, Grossbritannien, Spanien und Portugal, in Italien und auf den Inseln, in dem griechischen Lande, in den Gegenden um die untere Donau, in Schweden und Norwegen und in Island selbst folgen, und spricht er in einem Anhange sogar von ähnlichen Denkmalen und Alterthümern im Innern von Asien und Amerika. „Du wirst staunen“, schreibt Herr Keferstein seiner Tochter, „über „die grosse Zahl der angeführten, noch vorhandenen Monumente, aus der „man auf die ungeheure Menge in früherer Zeit schliessen kann.“ Und in der That, wenn Alles, was er gibt, in vollkommner und, nicht Damen, sondern wissenschaftlichen Archäologen genügender Bestimmtheit und Ausführlichkeit durchgeführt wäre, dann würde diese Uebersicht ein Riesenwerk seyn, wie zu einem solchen kaum die Kräfte und das Leben eines tüchtigen Mannes hinreichen, und müsste dieses Buch einen ganz andern Umfang haben. Aber Herr Keferstein hat es sich sehr leicht gemacht: er handelt nur von der Umgegend um Halle und von dem Gebiete der Saale mit einer gewissen, selbst hier nicht einmal genügenden Ausführlichkeit. Ueber die andern Flussgebiete geht er sehr kurz und oberflächlich hinweg. O wie gar zu wenig hat er zumal über das so grosse und reiche Donau-Gebiet! Man vergleiche, was er S. 174—179 und S. 224 darüber meldet, mit dem von mir in meinem eilften Jahresberichte auf 150 eng gedruckten Seiten Gegebene. Herr Keferstein sagt selbst (S. 64), dass das uns von ihm Dargebotene mehr nur eine Andeutung, als eine geographisch genaue und ausführliche Statistik enthalte, da eine solche zu weitschweifig wäre, auch grosse, ihm fehlende Hülfsmittel und mehr eigene Beobachtungen erforderte, als er bisher anzustellen Gelegenheit gehabt hätte. Man vergleiche S. 71, S. 88 unten S. 147 und 148, wo er nicht einmal ein vollständiges Exemplar des Hannöver'schen Magazins vom Jahre 1841 sich verschafft, sondern sein Exemplar eine Lücke von zwei Stücken und also auch sein Buch eine solche hat, S. 153, 154, 178, 180, 202, 241 ff. O was kann uns so ein mangelhaftes Buch helfen! Was kann ein Schriftsteller leisten, der sich nicht einmal die nöthige Literatur verschafft, und der eben so wenig das Nöthige selbst unternommen und gesehen hat!! Wie vieles des Allerinteressantesten hätte noch gegeben werden können und sollen! Dazu

sind auch selbst die gegebenen wenigen einzelnen Beschreibungen noch sehr dürftig, dürr und ungenügend, wie namentlich die Beschreibung der so überaus interessanten Gräber von Nordendorf, und mangeln alle Abbildungen, ohne welche ein solches Werk gar Nichts ist. Bei den einzelnen Flussgebieten und Grabstätten in denselben werden zwar die Hauptschriften über dieselben genannt; aber wie viele nennenswerthe Schriftsteller sucht man auch hier vergebens!

Der zweite Abschnitt ist genügender durchgeführt und handelt in acht Paragraphen von den Erdmonumenten, von den Steinmonumenten, von den Kunstsachen oder Anticaglien aus heidnischer Zeit, von der Beziehung der Alterthümer zu den sesshaften Völkern, von dem Zwecke und der Bedeutung der germanischen Kunstalterthümer, von der Menge und Grossartigkeit der germanischen und verwandten Denkmale, von der Verzierung der Kunstsachen und der Architektonik der Bauwerke bei den Germanen und Kelten und von dem Zustande der Industrie bei den alten Germanen und Kelten. Das Ganze endigt zuletzt mit §. 9. Schlussbemerkungen. — Allein auch hier steht man nirgends auf sichrem Grunde, sondern ist es die Einseitigkeit der Kelto-Manie, welche den Herrn Keferstein so oft irre leitet. Gegen die bekannte, in den Heidelberger Jahrbüchern schon viel besprochene Eintheilung der Alterthümer in drei Perioden, in eine Stein-, Bronze- und Eisen-Periode, ist Herr Keferstein gänzlich; und selbst einsehend, dass er also sehr isolirt dasteht, sagt er: „Wenn wir durch eine comparative Archäologie dahin geführt „wurden, die germanischen Alterthümer vorzugsweise der keltischen „und demnächst der slavischen Nationalität zuzuweisen, der gothisch-deut„schen aber nur einen geringen Theil zusprechen konnten, so kann hier „nicht unbemerkt bleiben, wie diese Ansicht sehr isolirt dasteht.“ Ihm zerfällt die deutsche Geschichte überhaupt in 4 Perioden: in die Keltische (Kelto-germanische) bis zur Einwanderung der gothischen Völker etwa im 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. Geb., in die Gothische bis zum 5. Jahrhundert, in die Slavische bis zu dem 9. Jahrhundert und in die Fränkische oder Christlich-deutsche (Römisch-katholische), vom 9. Jahrhundert hinab, wo die heidnischen Monumente nicht mehr vorkommen und das christliche Mittelalter beginnt. Und die germanischen Monumente scheiden sich ihm vielmehr in 2 Classen: I. in Erdmonumente, die mit der slawischen Nationalität in Verbindung stehen, und II. in Steinmonumente, die mit dem Druidismus, daher mit der keltischen Nationalität vereint sind. Und jede Classe zerfällt ihm in Cultus-Bauwerke und in Gräber. Die Erdmonumente nämlich, meist auf das östliche Deutschland

beschränkt, sind: 1) „Burgwälle (selbst der Name Burg, meint Herr Keferstein, dürfte wohl keltischen Ursprungs seyn), 2) Landwehren Langwälle, Teufelsgraben, 3) Urnenlager, Urnenplätze oder Wendenkirchhöfe und 4) einfache slavische Begräbnisshügel mit Knochenurnen; und die Steinmonumente, in Deutschland, Scandinavien, England, Frankreich und Spanien, sind 1) Denkmale, die dem Herrn Keferstein nicht als eigentliche Grabstätten errichtet zu seyn scheinen, die aber theilweise zur Verzierung der Mausoleen dienten, als aus einzelnen Steinen, aus vielen auf einander gesetzten Steinen, die einen Wall oder eine Mauer bilden, oder anderartige Denkmale aus Stein, z. B. Steinaushauungen, Höhlen, Steinsessel, trichterförmige Gruben etc. und 2) wirkliche Grabstätten, mit Grabhügeln oder ohne solche. — Allein hier ist Alles auf höchst verwirrende Weise ohne Rücksicht auf den Culturzustand, den die Gräberfunde verkündigen, und auf die Zeiten und Völker zusammen gereihet. Nur das müssen wir preisen, dass Herr Keferstein den Leichenfeldern eine besondere Aufmerksamkeit schenkt und sie, soviel er kann, hervorhebt. Auch gibt er unter seinen Einzelnheiten gar manches Interessante, das zum Theile noch weniger allgemein bekannt ist, wie z. B. von Skeletten, deren Schädel noch so gut erhalten waren, dass man noch das Haar von rother Farbe und bedeutender Länge erkennen konnte, und von noch ganz erhaltenen Hühnereiern bei denselben, S. 10; von Resten eines seidnen, reich mit Perlen gestickten Kleides in einem alten Steingraben in einem Todenhügel, S. 35; von ganzen Fabriken von Feuersteingeräthe, S. 82; von dem aussergewöhnlichen Grabe der Thyra Dannebod, der Gemahlin des Königes Gorm, bei Illingen in Jütland, S. 91; von dem Graphit bei Passau, S. 178; von den Tschudengräbern, in welchem man vielerlei Gefässe und Schmucksachen von Gold und Silber, ja in feine Goldblättchen eingewickelte Skelette findet, S. 238; von den Aulkeen-Gräbern in Hannover mit kleinen thönernen Pfeifen, die offenbar schon zum Rauchen gedient hätten (?), S. 249 und 314; und von der den Gebeinen in den Gräbern so gefährlichen Wanderratte oder Springmaus (Lemming), S. 300. — Allein was hilft das Alles!! Wo die gesunde unbefangene Kritik fehlt, da mangelt die Hauptsache, die unverfälschte Wahrheit. Und was ist ein historisch-archäologisches Buch ohne eine solche?? Wozu sind auch Werke, wie „Ueber die Völker und Völkerbünde des alten Deutschlands“ von August von Wersebe; wie „Die Deutschen und die Nachbarstämme“ von Kaspar Zeus; und wie „Deutsche Rechtsalterthümer“ und „Deutsche Mythologie“ von Jacob Grimm,

wenn man noch solche Dinge in die Welt hinaus schickt, wie Herr Chr. Keferstein thut?

**K. Wilhelmi.**

---

*Geschichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutschland (von 1517—1843). Von J. A. Boost. Erster Band: Frankreich. Augsburg, Matth. Rieger'sche Buchhandlung. 1843.*

In einer ehrbaren Zeitschrift von wissenschaftlichem Charakter verdient ein Buch, wie das eben angezeigte, dem sowohl Ehrbarkeit als Wissenschaftlichkeit abgeht, keinen Platz, aber als masslose Aeusserung einer immer kecker hervortretenden und durch den Hader im Heerlager der Gegner ermuthigten Parthei, scheint es ein passendes Beispiel, um die Grundsätze und Bestrebungen der Parthei selbst kenntlich zu machen. Auch würden wir nicht wagen, ein solches Buch zur Grundlage der nachfolgenden Abhandlung zu machen, hätten wir nicht zum Voraus die feste Absicht, uns weder durch die dem Protestantismus so feindselige Gesinnung des Verfassers noch durch seine Entstellungen und Verleumdungen zu einer Erwiederung hinreissen zu lassen, die in Ton und Haltung auch nur von ferne der in dem Buche herrschenden Darstellung gliche. Freilich ist die Stellung, die der Gebildete und Billige dem rücksichtslosen Rohen gegenüber einnimmt, keine vortheilhafte, aber selbst auf die Gefahr hin, einigen Schadenfrohen einen geheimen Triumph zu bereiten, werden wir uns doch unverrückt auf der Linie des Anstandes halten und nur die Wahrheit als Ziel verfolgen. Wir werden die Schmähungen gegen die Protestanten nicht mit Schmähungen auf den Verfasser und seine Religionsgenossen erwiedern, und gehässige Ausfälle nicht mit Gleichem vergelten. Wir wollen nicht einmal die ganz ordinäre mitunter gemeine und pöbelhafte Sprache hervorheben, nicht einmal die zahllosen Fehler und offenbaren Irrthümer rügen — für das Publikum, dessen geistige Bedürfnisse dieses Buch befriedigen soll, ist Sprache, Haltung und Darstellung gut genug und wissenschaftliche Genauigkeit und Wahrhaftigkeit in einem Werke suchen, dessen Hauptzweck Schmähung, Verleumdung und Entstellung aller der Männer und ihrer Bestrebungen ist, die sich den Banden der alleinseligmachenden Kirche zu entziehen wagten, hiesse doch, Früchte von den Dornen lesen wollen. —

Indem wir also das vorliegende Werk, dem als literarischen Er-

zeugniss jeder wissenschaftliche und künstlerische Werth abgeht, nur als Produkt jener äussersten Richtung auffassen, die auf den Gang der kirchlichen Ereignisse und der religiösen Anschauung unserer Zeit so bedeutenden Einfluss geübt, und als deren rücksichtslosester und keckster Wortführer und Vorkämpfer unser Verfasser erscheint, ist es nicht unser Zweck, eine wissenschaftliche Kritik zu liefern, sondern durch Darlegung der Prinzipien die Tendenz und Bestrebungen der ultramontanen Parthei anschaulich zu machen, und durch Beleuchtung der „Geschichte der französischen Reformation und Revolution“ die Lügenhaftigkeit und den confessionellen Hass der Fanatiker und ihre ehrlosen Mittel, Entstellung, Verdächtigung und Verleumdung zu enthüllen. —

## I. Die Prinzipien.

In dem Titel: Geschichte der Reformation und Revolution ist der Grundgedanke und die geschichtliche Anschauung des Verfassers enthalten; diese beiden Ereignisse werden nicht etwa als Anfangs- und Endpunkte der historischen Darstellung dem Werke vorgesetzt, sondern der Verfasser sucht einen innern Zusammenhang derselben nachzuweisen und findet in der erstern den Boden und die Quelle der letztern. Nun ist es zwar eine alte Praktik aller Ultramontanen, jede kirchliche Neuerung durch Verrückung des Gesichtspunktes als staatsgefährdend darzustellen und die Anhänger und Förderer derselben politisch zu verdächtigen; aber bei unserm Verfasser tritt diese Behauptung so nackt und derb, so ohne allen sophistischen Mantel auf, dass sie nicht als ein feiner Kniff, dem Gegner durch Verleumdung zu schaden, betrachtet werden darf, sondern als Resultat seiner ganzen Anschauungs- und Denkweise, als seine innerste Ueberzeugung; daher wir vor Allem die Grundsätze, auf denen seine Ansichten beruhen, kennen und prüfen müssen, ehe wir den wesentlichen Unterschied beider Kathstrophen statuiren können. —

Nach p. 354 giebt es für das geistige Glück der Völker nur einen einzigen geraden und sichern Weg — „eine auf geschriebene Offenbarung oder mündliche Tradition gegründete, durch Institutionen und äussere Zeichen geregelte von einem sichtbaren Oberhaupte repräsentirte Kirche, die in ihrem Glauben, ihren Anordnungen und Aussprüchen selbst stabil auch diese beruhigende Stabilität in die Herzen ihrer Gläubigen von Jahrhundert zu Jahrhundert überträgt“; sodann zeigt, nach ihm, die Geschichte, „dass eine legitime stabile Monarchie, wodurch auch die Völker in ihren Grundsätzen und Ansichten, in ihrem Gehorsam und ihrer Anhänglichkeit wieder stabil werden“, der einzige

sichere Weg zum irdischen Glück der grossen Menschenvereine sei, so dass demnach drei Punkte als unentbehrlich zum Glücke der Völker erscheinen: eine von Christus eingerichtete und von seinem Statthalter regierte Kirche, eine von Gottes Gnaden auserkorene und von der Kirche geweihte Herrscherfamilie und ein gehorsames, bei dem Bestehenden unverrückt festhaltendes und in den gewohnten Zuständen stumm verharrendes Volk. Wird einer dieser Grundpfeiler durch einen gewaltsamen Anstoss verrückt oder zerstört, so ist es um das Glück der Menschheit geschehen; an die Stelle der Stabilität tritt dann Unruhe und Bewegung, hervorgerufen durch ungestüme Triebe und verderbliche Leidenschaften. Ein solcher Anstoss geschah zuerst durch die Reformation, wodurch sich ein grosser Theil der europäischen Menschheit der heiligen Macht der Kirche und der beglückenden Herrschaft des Priesterstandes entzog; dies hatte die Hebung des Wehr- und Nährstandes zur Folge, aus deren nur aufs Irdische gerichtetem Trachten endlich die Revolution ausging, die, weil die Fürsten verabsäumten, die Reformation zu unterdrücken und aus kurzsichtigem Eigennutz die weltlichen Stände hoben, am spätgebornen Enkel die sündhafte Saumsal der Väter strafte, Throne zerschlug, und alle Verhältnisse ins Arge verkehrte. — Nach p. 429 ff. war die mittlere Zeit von Clodwig bis auf Franz I. das goldene Zeitalter der Menschheit, als das Priesterthum über seine Mitstände emporragte, als „aller Orten männliche und weibliche Klöster entstanden, wo man schon vor dem Tode dem Leben abstarb, als jenes reine Christenthum, das den Menschen mit seinen Sorgen und Hoffnungen auf ein geoffenbartes Jenseits verweist, die einzige und wahre Stütze des Staats und des Throns war“, als „die Theologie stets die erste Stelle im öffentlichen Unterrichte einnahm“. Diese glückliche Zeit erfuhr die ersten Stösse durch die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Entdeckung von Amerika. Durch jene kamen die heiligen Schriften, die bisher blos in den von den Mönchen besorgten Abschriften weniger zugänglich waren, „in die Hände des Pöbels und unterlagen vielen pöbelhaften Auslegungen“, indess die Mönche zu einem Müssiggängerleben gezwungen wurden; die Entdeckung der neuen Welt aber reizte die Geldgier der Fürsten und „da sie keine Goldminen in Amerika wie die Spanier besassen, so betrachteten sie nun die Klöster und geistlichen Güter als die wahren Goldminen ihrer Länder und hingen schnell jenen Bibelauslegungen an, die ihnen die Besitznahme dieser Güter in Aussicht stellten.“

Die in diesen Sätzen enthaltenen Grundideen sind der Spiegel in

dem der Verfasser die geschichtlichen Ereignisse im Grossen ansieht; was diesen Grundideen zur Stütze dienen kann, sei es auch durch Verdrehung oder gewaltsame und gezwungene Deutung, wird herbeigezogen und in ein Prokrustes-Bett gepresst; was denselben widerstrebt, wird beseitigt oder durch eine kecke Bemerkung auf unerwartete, verblüffende Art interpretirt und entstellt. Um uns daher für die Folge die Arbeit zu erleichtern, wollen wir vor Allem die Grundsätze selbst näher ins Auge fassen und folgende drei Fragen einer Prüfung unterwerfen: 1) Ist Stabilität und Quietismus eine durch das Chrisenthum gebotene Tugend und begründen die auf ihrer Grundlage aufgebauten Zustände wirklich wahres Völkerrecht? 2) Besteht zwischen Reformation und Revolution eine innere Verwandtschaft oder eine innere Verschiedenheit? 3) Ist, wie der Verfasser mehrfach behauptet, passiver Gehorsam unter jeder Bedingung die heiligste Pflicht eines christlichen Volks?

1. Wir könnten durch Verweisung auf die antike Welt, wo keine der aufgestellten Grundbedingungen des Völkerglücks obwaltete und wo dennoch periodenweise mehr wahres Bürgerglück vorhanden war als in den christlichen Reichen, den Verfasser faktisch widerlegen; da er aber die alte heidnische Welt ganz ignorirt, so wollen auch wir uns blos auf die unter dem Einflusse des Christenthums gebildeten Staaten beschränken. Nach den Ansichten Boost's und seiner Gesinnungsgenossen hat das Evangelium, das seinen Bekennern Demuth, Gehorsam und Unterwürfigkeit zur Pflicht macht, den Quietismus als Tugend und die Stabilität als Basis alles menschlichen Glücks gepriesen und bildet dadurch den Gegensatz zu der alten Welt, wo Selbstgefühl und Thatkraft vorzugsweise Geltung fanden und Bewegung und Umwandlung zu den täglichen Erscheinungen gehörten. Diese Ansicht findet bei den Verfechtern des quietistischen Prinzips um so williger Aufnahme, als sie dadurch die Gegner antichristlicher Tendenzen beschuldigen können. Allein bei näherer Betrachtung stellt sich die Sache ganz anders. War denn Jesus selbst nicht der gewaltigste Reformator, und das Christenthum nicht die mächtigste und durchgreifendste Reform des Menschengeschlechts? Trat Er nicht als der freieste und kühnste Bekämpfer des entarteten Judenthums auf, jener Religion, deren göttlicher Ursprung unser Verfasser gewiss nicht zu leugnen gedenkt, die aber im Laufe der Zeit zu einem blos äusserlichen Cultus mit einem Uebermass von Ceremonien und Gebräuchen ausgeartet war, wo die clavische Beobachtung von Satzungen und Formen, und eine entsittlichende Werkheiligkeit als Mittel der Heiligung, als Kern und wahres Wesen der Religion galt? War nicht Christus

der freimüthigste, kühnste Gegner eines dünkelhaften, scheinheiligen Priesterstandes, der im hochmüthigen Gefühle seiner festbegründeten Macht jede Selbstreinigung verschmähte, und jeder Reform widerstrebte? War Jesus der Lehrer der Stabilität und des Quietismus? Er, der von sich selbst aussagte, dass er nicht gekommen sei, Frieden zu bringen, sondern das Schwert? Er, der eine Lehre verkündigte, die nach seinem eigenen Bekenntniss die gewaltigsten Erschütterungen über die Menschheit bringen, die Familien trennen, Bürger entzweien würde? — Und war die Begründung des Christenthums nicht die mächtigste aller Reformationen? Hat nicht die Lehre des Evangeliums die entarteten und schadhaften Zustände der damaligen Welt gänzlich umgestaltet? Hat nicht das Christenthum, durch seine ethische Kraft, den morschen Bau des alten Religions- und Staatswesens von Grund aus zerstört? Nirgends wird in der heiligen Schrift einer geistigen Stabilität das Wort geredet; das Ringen nach geistiger Veredlung, das Fortschreiten auf der Bahn der Erkenntniss, das Wuchern mit dem anvertrauten geistigen Pfunde, wird überall als Pflicht hervorgehoben. Der Odem der Freiheit weht in allen Reden und Gleichnissen Jesu. Ihm erschien der Mensch auch in seiner niedrigsten Gestalt immerhin als das Ebenbild der Gottheit, und des Menschen Seele auch in ihrer dürftigsten Ausstattung stets als ein Ausfluss des göttlichen Geistes; und Er hätte den Grundsatz des geistigen Stillstandes gepredigt? Nimmermehr! nicht das Christenthum hat diesen Grundsatz geschaffen, sondern das Priesterthum, das heidnische und jüdische wie das christliche, und nicht etwa in der Ueberzeugung, dadurch das Glück der Menschheit zu begründen — diese Angabe ist nur eine täuschende Maske, sondern aus Herrschsucht und Egoismus. Weil ein geistig armes Volk leichter zu regieren ist, als ein gebildetes und aufgeklärtes, so suchte der Priesterstand von jeher den Geist des Volks in Fesseln zu schlagen, und ihm die Mittel und Wege zur Ausbildung zu erschweren. Zu allen Zeiten liebte es der Priesterstand, Kenntnisse und Bildung als Sondergut seines Standes zu betrachten, und um der uneingeweihten Menge das kostbare Gut zu entziehen, pflegte er von jeher seine Weisheit in geheimnissvolle Symbole und schwer zu deutende Formen und Formeln zu hüllen, von deren sorgfältiger Beobachtung er die geistige Wohlfahrt der Menschheit abhängig machte. Er bewahrte den Kern für sich und speiste das Volk mit der Schale. Ihm erscheint die Zeit, wo er herrscht und gebietet, als die wahrhaft glückliche; ihre Dauer zu befestigen ist sein einziges Streben, jeder Versuch, ihn aus dem Alleinbesitz der Weisheit und Cultur, worauf seine Macht beruht,

zu drängen, wird von den zürnenden Seelenhirten als revolutionäres Beginnen, als Ausgeburt der Hölle dargestellt.

Bietet aber das Christenthum keine Stützen für die Lehre vom geistigen Stillstand, wo sucht sie unser Verfasser denn? Etwa in der Philosophie? die ist ihm ganz und gar ein Gräuel; denn in ihr sieht er die Hauptquelle aller Revolutionen. Auch möchte man umsonst sich auf dem Gebiete der Speculation nach Beweismitteln zu dem Satze umsehen, dass nur ein kleiner Theil der Menschen zur Erkenntniss und zur Herrschaft berufen sei, der grösste Theil aber die angeborene Anlage und den in ihm liegenden geistigen Keim unbebaut lassen solle, damit ihm das Dienen und Gehorchen, wozu er doch einmal bestimmt wäre, nicht so schwer falle. Zu solchen die Menschheit entehrenden Prinzipien kommt nicht die speculirende, nach Wahrheit ringende Vernunft, sondern der klugberechnende, auf praktische Vortheile sinnende Verstand.

Der Boden, auf dem unser Verfasser steht, ist also weder das Christenthum noch die Speculation, sondern die Geschichte, aber nicht jene auf Wahrheit und freier, unbefangener Betrachtung menschlicher Dinge beruhende historische Wissenschaft, sondern die nach den Grundsätzen des Priesterthums und des Jesuitismus construirte und mit steten Hintergedanken und teleologischen Nutzlehren bereicherte Geschichte. Diese hierarchisch gefärbte und jesuitisch gedeutete Geschichte giebt nach unserm Verfasser dem Einsichtsvollen die Lehre, dass die Menschheit ihr goldenes Zeitalter habe, wenn eine Art Kastensystem bestehe, wo zwei privilegirte Klassen, Priester und Krieger (Adel), jede mit einem Oberhaupte als Schwer- und Mittelpunkt, die Herrschaft besitzen, jedoch mit steter Bevorzugung des Geistigen, die grosse Masse des Volks aber als Nährstand jenen beiden untergeordnet sei, sich nur um den zeitlichen Erwerb bekümmere und den Priestern, den Trägern der Religion und der Wissenschaft, die Pflege der Seele, den Kriegern die Hut des Landes anvertraue; diese beiden Stände seien als die Väter des nur mit physischen Kräften ausgerüsteten Nährstandes anzusehen und daher müsse ihnen auch die Vertheilung der irdischen Güter und der Produkte der Arbeit des zur Ernährung Aller berufenen Volkes zustehen. Nach den Grundsätzen unsers Verfassers fällt also die Geistesbildung dem Priesterstande anheim, die Pflege der körperlichen Kraft durch Krieg und Waffenübungen ist die Aufgabe des Ritterstandes, der dritte Stand wirkt nur als ergänzender, sei es auf dem Ackerfelde, sei es in der Werkstätte; physische Existenz und Fortpflanzung ist sein einziges Ziel und seine höchste Aufgabe. Das christliche Mittelalter, wo diese Zustände ihrer Vollendung

am nächsten kommen, wo „die christliche Trias“ unangefochten bestand, gilt darum dem Verfasser als die Periode des höchsten Völkerglücks, das in dem Grade abnahm, als sich die weltlichen Stände gegen und über das Priesterthum erhoben und das unheilvolle Streben erwachte unter dem Nährstande, Aufklärung und Bildung zu verbreiten und dadurch den Trieb in ihm erzeugte, sich dem patriarchalischen Regimente des Priester- und Herrenstandes zu entziehen und Theilnahme an der Leitung und Gestaltung der Dinge in Kirche und Staat zu verlangen. —

Es wäre eitele Mühe, solche Ansichten im Einzelnen zu bekämpfen; dem, der sehen will, leuchten die Consequenzen leicht von selbst ein, für den Unwissenden und Verstockten aber würden unsere Worte ohne Wirkung sein. Wir wollen also nicht weiter erörtern, wie sehr ein solcher Zustand der Stagnation die Menschheit herabwürdigen würde, wie die edle Gabe, wodurch die Gottheit den Menschen zur Krone der Schöpfung geschaffen, Vernunft und Bildungsfähigkeit, ohne Pflege und Nahrung bliebe, wie das Staatsleben ohne Fortbildung und höheres Ziel zu dem instinctiven Treiben einiger in geselliger Verbindung lebender Insektengattungen heruntersänke, wie die menschliche Natur um ihre Bestimmung betrogen würde, wie der Abgang eines regsamen Mittelstandes und die Versumpfung der Masse bald das ganze Staatswesen in einen Zustand von Fäulniss versetzen müsste; — nur der allen Romantikern und Reactionsmännern so theuern Ansicht, dass das Mittelalter die Zeit des wahren Volksglücks gewesen, müssen wir mit einigen Worten begegnen.

Das Zeitalter des Volksglücks möchte im Allgemeinen eben so schwer zu bestimmen sein, als die goldene Zeit der Menschheit überhaupt, die jede Generation um etliche Geschlechtsalter hinaufrückt, bis sie sich im Dunkel der Mythenzeit verliert; doch wird die Wahrheit des Satzes, dass die christlichen Völker seit der Hebung des Nährstandes in einen glücklichern Zustand eintraten, als der frühere gewesen, geschichtlich nicht zu bestreiten sein. Denn Volksglück wie Menschenglück kann, sofern man es nicht als blosses leibliches Wohlbehagen und sinnlichen Genuss auffasst, ohne persönliche Freiheit, im einfachsten und unschuldigsten Sinne des Worts, nicht gedacht werden; die Freiheit aber war, wenn auch nicht qualitativ, so doch quantitativ seit dem 15. Jahrhundert in stetem Wachsthum und Fortschreiten und es folgt daher, dass mit der numerischen Vermehrung der zur Freiheit Berufenen auch ein stetes Zunehmen des Volksglücks statt gefunden habe. Fasst man den Begriff Volk in seiner natürlichen Bedeutung, so erreicht das Volksglück seinen Höhe-

punkt, wenn alle Individuen als Glieder dieses Collectivbegriffs glücklich sind; da aber dieser Zustand in der Wirklichkeit noch nie vorhanden war und nie eintreten wird, so möchte doch wohl das der relativ glücklichste Zustand sein, wo möchlichst Viele ein mässiges Glück geniessen, nicht, wo einige wenige Privilegirte sich einer höchst glücklichen Existenz erfreuen; das letztere war der Fall im Mittelalter, dem goldnen Zeitalter des Priesterstandes und Adels; den erstern Zustand zu erstreben ist die Aufgabe der neuern Zeit seit der Reformation; wo rückte also das Volksglück seinem Ziel am nächsten? Der Verfasser hätte leicht China und Sparta zur Vergleichung herbeiziehen können, wäre es nicht allzu bedenklich gewesen, unchristliche Staaten als die glücklichsten hinzustellen. Dennoch möchten die Verhältnisse Chinas dem Zustande am nächsten kommen, der dem Verfasser als Ideal des Volksglücks vor der Seele schwebt. Und haben nicht von jeher die Jesuiten China als das Eldorado aller Staaten gepriesen? Aber seitdem vorurtheilslose Reisende das geheimnissvolle Wunderland mit unbefangenem Blick betrachtet und geschildert, schaudert man in Europa über die sittliche und geistige Versumpfung einer Nation, die noch dazu von physischem Wohlbehagen weiter entfernt ist, als die elendesten Fabrikdistrikte Englands. — Was aber Sparta angeht, wo ein mächtiger Geist durch eine despotische Gesetzgebung einen Zustand geschaffen, der Jahrhunderte lang unverändert bestand und das Volk gross und berühmt machte, so ist auch hier das Volksglück nur scheinbar. Denn die Heloten und Periöken, denen heidnische Hartherzigkeit dasselbe Loos zutheilte, das unser kirchenfreundlicher Verfasser der Mehrzahl der Christen bereiten möchte, waren auch Menschen zum Glück und zur Freiheit berufen, hätte nicht menschliche Gewalt und List sie darum betrogen, und selbst das Glück der dorischen Spartaner war weder beneidenswerth noch dauerhaft. Cultur und Humanität und alle höhern Freuden und Genüsse, die Poesie und Wissenschaft im menschlichen Herzen erzeugen, waren ihnen fremd.

2) Nach den eben besprochenen Stabilitätsprincipien muss dem Verfasser jedes Unterfangen, den bestehenden Zustand in Kirche oder Staat zu ändern, als gleich frevelhaft und verderblich erscheinen und es ist daher ein ganz consequentes Verfahren, wenn er Reformation und Revolution als „Zwillingsschwestern" ansieht, und die letztere als nothwendige Folge aus der erstern ableitet. Durch Vernichtung des Stabilitätsprincips (so argumentirt er) öffnete man dem Fortschritt die Bahn und es war daher eine natürliche und nothwendige Consequenz, dass der Nährstand, der in Verbindung mit dem Adel und den verblen-

deten Fürsten durch die Reformation die Macht des Priesterstandes brach und dadurch auf einige Zeit dem Wehrstand („Soldatenthum“) die Herrschaft verlieh, zuletzt die Waffen gegen diese selbst erhob, um das Regiment in die eigene Hand zu nehmen. Diese Ideen bilden die Grundlage und den Mittelpunkt des ganzen Buchs; ihre Wahrheit dem Leser aufzudringen, ist das eifrigste Bemühen des Verfassers; bei der Darstellung der geschichtlichen Ereignisse hat er blos dieses Ziel im Auge und damit man ja nicht seine Absicht misskenne oder vergesse, nimmt er bei jeder Gelegenheit Veranlassung in Noten darauf hinzuweisen, und den Zusammenhang der Reformation und Revolution festzuhalten. Diese Anschauungsweise ist ihm so sehr zur Gewissheit geworden, dass er sich nicht entblödet p. 346 zu behaupten: „dass jeder Protestant schon durch Geburt und Erziehung, jeder Katholik aber blos durch falsche Lehre und Abfall von der Kirche ein Revolutionär werde“, und dass er p. 289 u. a. O. das himmelsstürmende und religionsschänderische Treiben hauptsächlich den Calvinisten zuschreibt. —

Man sieht dass der Verfasser mit der Sprache herausgeht, dass er ohne alle Scheu Ansichten und Behauptungen aufstellt, die die meisten seiner Gesinnungsgenossen in täuschende Phrasen gehüllt oder unter zweideutigen Sophismen versteckt hätten; aber freilich, wer sich einmal unterfängt, jeder historischen Wahrheit ins Angesicht zu schlagen, wer aus seiner Seele das Gefühl der Schaam gänzlich getilgt hat, was sollte den abhalten, die ärgsten Beschuldigungen wider die Gegner zu schleudern?

Reformation und Revolution haben allerdings eine gemeinsame Quelle und Unterlage — das Uebermass der bestehenden Missstände und die Erkenntniss derselben, und auch das Ziel — Entfernung dieser Missstände durch Zurückgehen auf die Fundamente, durch Vereinfachung und Minderung der Grundgesetze und durch Betheiligung Vieler bei deren Anwendung und Ausführung, möchte beiden gemeinschaftlich sein, im Uebrigen aber sind sie nicht nur verschiedener, sondern entgegengesetzter Natur, die in der Regel einander so ausschliessen, dass, wo die eine ihren Sitz aufgeschlagen hat, die andere sich nicht zu zeigen wagt. Legen wir kein Gewicht auf den historischen Charakter, wornach Reformation dem kirchlichen, Revolution dem politischen Gebiete angehört, sondern fassen wir den Begriff tiefer und allgemeiner, so wird eine Reformation da eintreten, wo die bestehenden verwickelten Zustände durch Abstreifung des Schadhaften und Ueberflüssigen allmählig so vereinfacht werden, dass auf denselben Grundlagen ein ganz neuer Bau aufgeführt werden kann, Revolution aber da, wo man den herr-

schenden Zustand erst mit der Wurzel zu vertilgen sucht, um Boden für den auf neuen Fundamentalgesetzen zu gründenden Neubau zu erhalten. Gleicht jener Act dem Verfahren eines Kaufherrn, der sein ins Unhaltbare angeschwollenes Handelswesen mit Einsicht zur rechten Zeit auf eine einfachere Basis zurückführt, um mit concentrirten Kräften von Neuem eine geregelte und gesicherte Bahn zu wandeln, so gleicht die Revolution einem vollständigen Bankbruche, der den unbedachtsamen Verwalter sammt seiner ganzen Anstalt zu Grunde richtet und Raum für einen Fremden schafft. Eine mit Besonnenheit durchgeführte Reformation beugt daher einer Revolution vor, und je vollständiger jene sein wird, desto weniger Gefahr ist vorhanden, dass es zu dieser komme. Die Wahrheit dieses Satzes beweist die Geschichte der europäischen Staaten seit dem sechzehnten Jahrhundert. Nicht der protestantische Norden, sondern der katholische Süden ist von Revolutionen heimgesucht worden; nicht wo die Reformation durchgeführt, sondern wo sie gewaltsam unterdrückt wurde, sind die Völker zum Aeussersten, zur Revolution, geschritten; nicht Deutschland, Scandinavien, Holland sind der Heerd der Staatsumwälzungen, sondern Frankreich, die pyrenäische Halbinsel, Italien; die Julirevolution hat in manchem schwergeprüften protestantischen Lande nur eine leichte Zuckung, eine kurze Regung erzeugt, während in Belgien und Polen die gewaltigsten Erschütterungen erfolgten. Nur England scheint diesem Gesetze zu widersprechen; allein seine Revolution war blos eine Fortsetzung der unvollkommen durchgeführten Reformation, sie war ein Religionskampf, wie der gleichzeitige dreissigjährige Krieg; beide wären nicht erfolgt, hätte man die Nationen nicht um die Errungenschaft der Reformation betrügen wollen. Es ist nur ein täuschendes Spiel des Zufalls, dass die Ausgänge der englischen und französischen Revolution eine äussere Aehnlichkeit haben, ihrem Wesen nach sind sie grundverschieden, und während die Franzosen auf ihre That mit Stolz herabsehen, beklagen die Engländer jenes Ereigniss, dem sie nicht einmal den Namen einer Revolution beilegen. Die englische Nation blieb nach der Vertreibung der Stuarts das loyalste Volk, das Thron und Altar in höchster Verehrung hielt, indess Frankreich bis auf den heutigen Tag als drohender Vulkan dasteht.

*(Fortsetzung folgt)*

Nr. 38. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Boost: Geschichte der Reformation.

(Fortsetzung.)

Aber eine grosse Sünde hat freilich die Reformation in den Augen der Stabilitätsmänner begangen — sie hat Licht und Aufklärung unter das Volk gebracht, das nach Boost's Ansicht im Finstern wandeln oder sich an dem düstern Lämpchen der Kirche begnügen sollte; sie hat den Bürgerstand emancipirt und zur Theilnahme an der Lenkung menschlicher Dinge berufen, ihn, der nur zum Erzeugen und Dienen geschaffen sein sollte; sie hat dem Glauben den Platz eingeräumt, auf dem sich der Aberglauben breit gelagert hatte; sie hat der Sitte und Ehrbarkeit Achtung verschafft, die bei der kirchlichen Schlaffheit, priesterlichen Nachsicht und mönchischen Unenthaltsamkeit in hohem Grade gefährdet war; sie hat die Vernunft wieder zu Ehren gebracht, die unter dem geistlichen Regimente ganz im blinden Glauben gefangen gehalten war. Die Reformation war eine heilsame Erschütterung, die die Menschheit aus der Versumpfung rettete, der sie unter dem hierarchischen Joche entgegen ging; sie brach die Dämme und erzeugte einen fliessenden Bach, der Wiesen bewässert, Mühlen treibt, und Nutzen und Leben schafft, mag er auch manchmal anschwellen und Blumen und Kräuter in seinem Bette begraben. — Allerdings war die Reformation die Frucht vorausgegangener Aufklärung und unser Verfasser handelt ganz consequent, wenn er die Buchdruckerkunst verflucht und über jede Wissenschaft, die nicht im Dienste der Kirche steht, den Stab bricht; — aber so wenig die humanistische Literatur, selbst mit Einschluss der Briefe der Dunkelmänner, den kirchenfeindlichen Schriften Voltaire's und der Encyclopädisten gleicht, so wenig gleicht die Reformation der französischen Revolution. Dies sahen auch die Apostel der letztern sehr wohl ein, und ergossen daher ihren Spott und ihr satirisches Gift nicht minder über die Reformatoren und ihre Anhänger und Schöpfungen, als über die katholische Kirche mit ihrem Dogmatismus, Priestertrug und Aberglauben.

3) Auch auf den delikaten Punkt vom passiven Gehorsam der Völker lasse ich mich ohne Bedenken ein, in dem guten Bewusstsein

dass meine Grundsätze der Art sind, dass sie mit der evangelischen Lehre vom Gehorsam gegen die Obrigkeit keineswegs im Widerspruche stehen, ja dass sie vielleicht in Beziehung auf das weltliche Regiment der Staaten noch conservativer sind, als die reactionären Grundsätze unseres Verfassers.

Mag man die vielbehauptete und vielbestrittene Ansicht, dass der Staatsverband ein Vertrag zwischen Herrschern und Beherrschten sei, gelten lassen oder verwerfen, mag man die königliche Macht von „Gottes Gnaden“ herleiten, oder als Ausfluss der Volkssouveränetät ansehen, immerhin wird man zugeben müssen, dass in jedem europäischen Staate das Verhältniss der Unterthanen zu den Regierenden auf gewissen, durch Gebrauch und Herkommen geheiligten und durch schriftliche Documente gesicherten Verträgen und Uebereinkünften beruhe, die, mögen sie erworben sein, wie sie wollen, jedenfalls, da sie einmal beschworen sind, so lange gültig bleiben, als nicht ein auf gegenseitiger Uebereinkunft beruhender Gegenvertrag sie aufhebt; jeder Versuch, sie einseitig oder auf gewaltsame Art zu beseitigen ist ein Bruch der öffentlichen Treue, ist ein revolutionäres Beginnen und der verletzte Theil handelt in vollem Rechte, wenn er sich der Verletzung widersetzt oder nach vollbrachter That den treulosen Theil zwingt, den Vertrag wieder in seiner Integrität herzustellen und die stipulirten Punkte zu achten. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird nicht leicht Jemand bestreiten, aber bei der Anwendung auf den concreten Fall wird es häufig streitig sein, ob wirklich eine offenbare Verletzung der Verträge stattgefunden habe, ob die Worte der Abfassung nicht einer zwiefachen Deutung fähig sind, ob unter veränderten Umständen alte Stipulationen, deren Erneuerung aus Nachlässigkeit, aus Leichtsinn oder aus allzu grossem Vertrauen in die wohlmeinende Gesinnung und Rechtlichkeit der Machthaber unterlassen wurde, noch auf Gültigkeit Anspruch machen dürfen, ob nicht die langjährige Connivenz des verletzten Theils über die Nichtachtung dieses oder jenes Vertragsartikels als stillschweigende Einwilligung in die Beseitigung gedeutet werden konnte, und dergleichen verwickelte Fragen mehr. Auf diese, einer verschiedenen Deutung und Anschauungsweise fähigen Fälle lasse ich mich durchaus nicht ein, sondern nur auf den klaren, bestimmten Fall, wo urkundlich nachgewiesen werden kann, dass die bestehenden und von dem regierenden Theile beschworenen Grundgesetze des Staats verletzt oder beseitigt worden; in diesem Falle behaupte ich, sind die Beherrschten in ihrem Rechte, wenn sie auf jede Weise den Bruch der Verträge hindern, oder, wenn die Verletzung bereits geschehen, den

ursprünglichen Zustand wieder herstellen und dem Grundsatz der öffentlichen Treue Geltung verschaffen. Eine solche offenbare Uebertretung beschworener Uebereinkünfte von Seiten der Gebieter führte den Abfall der Niederlande von der spanischen Herrschaft herbei, eine Begebenheit, der jeder wahrheitliebende Geschichtschreiber das Wort reden wird, da die patriotischen auf Beschützung der Landesinstitutionen gegen die Zerstörungspläne der Spanier bedachten Niederländer bei ihrem Widerstande das volle Recht auf ihrer Seite hatten, indess die spanische Regierung sich revolutionärer Bestrebungen schuldig machte, als Philip II. ohne Befragung der Stände die Zahl der Bisthümer mehrte, spanische Truppen ins Land schickte und das einheimische Gerichtswesen durch Einführung der verfolgungssüchtigen Inquisition zu untergraben trachtete, und als Alba wider alles Recht und Herkommen dem Lande willkürliche, das innerste Wesen des Handels gefährdende Steuern aufbürdete. — Ein solcher Fall trat in England ein, als Jacob II. die Gesetzgebung des Landes, namentlich die ihm so verhasste Testakte, durch willkürliche Ausdehnung des königlichen Dispensationsrechtes zu umgehen suchte, und durch Uebung einer ungesetzlichen Machtvollkommenheit das Ziel zu erreichen strebte, das er auf legalem Wege zu erringen verzweifelte.

Uebrigens ist unser Verfasser keineswegs gemeint, dem Grundsatz des passiven Gehorsams unbedingt und in allen Fällen zu huldigen; er fusst auf demselben nur dann, wenn er ihm dient, die Protestanten als Revolutionäre darzustellen und die weltliche Obrigkeit gegen sie einzunehmen; wo die Katholiken gegen die bestehende Regierung das Schwert erhoben, wie zu den Zeiten der Ligue in Frankreich, oder bei der Pulververschwörung in England, da verfährt er nach dem andern obligaten Grundsatz, „dass man Gott (d. h. der Kirche) mehr dienen müsse, als den Menschen“, ein Grundsatz, der sich als weiter Mantel fur allerlei Bestrebungen gebrauchen lässt. —

Aus leichtbegreiflichen Gründen ist unser Verfasser auch ein abgesagter Feind aller modernen, von ihm als akatholisch, d. h. unchristlich bezeichneter Constitutionen, und er gibt Ludwig XVIII. (p. 357.) einen strengen Verweis, dass er in seiner Gutmüthigkeit den Franzosen eine Verfassung gegeben, „da ihm doch die vielen vorhergehenden ephemeren Constitutionen leicht hätten beweisen können, dass Frankreich keine Constitution der neuen Art verträgt, indem das Volk schon für sich selbst zu Uebertreibungen und Neuerungen stets geneigt, nur „Einen“ lieben kann, nur „Einen“ fürchten muss und sein brausender Geist gleich seinem moussirenden Champagner ein starkes Band und

einen tüchtigen Verschluss begehrt.“ Doch würde man sich irren, wollte man den Verfasser für einen Absolutisten nehmen. Die einherrliche Gewalt erscheint ihm nur da in ihrer wahren, von Gott angeordneten Form und Gestalt, wo sie auf dem Boden der Kirche steht, wo Gesetzgebung, Finanzwesen und Verwaltung nicht anders, als mit Beiziehung des Klerus, und etwa noch des Adels organisirt und geleitet werden und wo sich die Regierung nicht zur sträflichen Toleranz „dieser Ausgeburt der religiösen Gleichgültigkeit, dieses glänzenden Modeartikels unserer heutigen Civilisation“ hinreissen lässt; und p. 262 wird als Inbegriff aller Staatsweisheit der Satz aufgestellt, „dass jeder Staat, der seine Bewohner bürgerlich sich unterwirft, auch selbst wieder geistig der Kirche sich unterwerfen, dass die Kirche nicht aus einem wandelbaren Staate, sondern der Staat aus einer unwandelbaren Kirche hervorgehen und beide wechselseitig sich stützen müssen, wenn anders das Staatsgebäude von Dauer sein soll.“

## II. Die historischen Entstellungen.

Nach p. 31—48 hatten die französischen Religionskriege bis zur Bartholomäusnacht folgenden Verlauf: Als sich mächtige Edelleute (Condé, Coligni) aus Neid gegen die „hochherzigen Guisen“ an die Spitze der Huguenotten stellten und ihre Leidenschaften und ihren Ehrgeiz „mit dem scheusslichen Fanatismus der Calvinisten“ verbanden, wuchs die Frechheit dieser Letzteren dergestalt, dass sie durch frevelhafte Verschwörungen und kirchenschänderischen Unfug den Sturz ihrer Feinde und die Ausrottung des Katholicismus zu bewirken suchten. „Der demokratische Fanatismus der Calvinisten, der mit dem Evangelium in der einen und mit der Brandfackel in der andern Hand sein verruchtes Missionswerk betrieb — sprach sich ganz nach volksthümlicher Art durch Mord, Raub und Verwüstung aus.“ Die zügellosen, durch die abscheulichsten Reden der Prediger zur fanatischen Wuth entflammten Haufen der Hugenotten fielen über die Klöster und Kirchen her, zerschlugen Crucifixe, Bilder und Ornamente, trieben mit den heil. Reliquien und mit den geweihten Hostien ihren Hohn, steckten die religiösen Gebäude in Brand, tödteten und misshandelten die Priester, schossen auf die heilige Procession. „So viele und allerwärts begangene Gottesschändereien, Gräuel und Gewaltthaten gehörten aber dazu, um endlich auch die Katholiken aus ihrem lethargischen Schlaf, aus ihrer sträflichen Indolenz aufzuwecken, bei dem gänzlichen Mangel der königlichen Kraft und Hülfe wenigstens von ihrer Seite das Erhaltungsprincip des Katholicismus zu bethätigen und der fanatischen

Wuth ihrer Gegner mit Energie und religiösem Eifer entgegen zu treten. So fingen nnn auch die Katholiken an, sich zu bewaffnen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, Mord mit Mord, Blutbad mit Blutbad zu vergelten, und die durch Erinnerung an erlittenes Unrecht gestachelten, durch den Kampf erhitzten Gemüther suchten, wie wir in unsern Tagen in der Vendée sahen, ihre Rachelust durch die unmenschlichsten Grausamkeiten zu befriedigen.“ Der Steinwurf eines Hugenotten auf den Herzog von Guise in Vassy gab den Anstoss zum ersten Religionskrieg. In diesem bewährten die Katholiken ihre Tapferkeit und ihre Grossmuth, die Calvinisten ihre Zerstörungssucht; wo sie hinkamen, „bezeichneten sie ihren Weg durch Ermordung der Priester und Mönche, durch Verbrennung der Kirchen und Klöster, durch die gräulichste Verfolgung aller Katholiken.“ — Noch ärger hausten die Calvinisten, „unterstützt von den protestantischen Fürsten Deutschlands, die ihnen ihre Unterthanen zu Schlachtopfer des Kriegs verkiefen“, im zweiten Krieg, den sie mit einer unter dem Namen „Michelade“ bekannten Metzelei in Nimes begannen und während dessen sie „in Bearn 3000 Katholiken jedes Alters und Geschlechts ermordeten und 200 Priester in den Abgrund stürzten, und durch Tödtung der Priester und Vernichtung der Kirchen jede Ausübung der Religion unmöglich machten.“ — Gegen solche Gräuelthaten ist doch die Bartholomäusnacht, die 2 Jahre nach der glorreichen Schlacht von Moncontone (statt Moncontour) veranstaltet wurde, nur Kinderspiel! Denn die Zahl der in diesen verhängnissvollen Augusttagen in Paris und andern Städten Erschlagenen belief sich nach Boost's Angabe auf 786, eine Zahl, die freilich viel grösser geworden wäre, wenn nicht sehr viele Huguenotten „von ihren katholischen Freunden und vorzüglich von den katholischen Priestern den Mörderhänden entzogen worden wären“ — „Und selbst diese Ausschweifungen fallen eigentlich den Huguenotten zur Last, indem schon nach dem gemeinen Rechte der, welcher die Gewaltthätigkeiten beginnt, der Sträflichste, Jener aber, der sie blos erwiedert, zwar auch sträflich, doch in einem viel gringeren Grade es ist. — Durch den Calvinismus, dessen abscheuliche Thaten nie in dem Andenken der Menschen erlöschen, wurde die höchste Liebe für die eine und der tiefste Hass für die andere Religionspartei in dem Herzen jedes Südfranzosen eingeprägt und zugleich die Rachegluth lebendig erhalten, wesshalb auch die Katholiken im Süden von Frankreich alle während der Revolution durch die Calvinisten erlittenen blutigen Verfolgungen im Jahre 1814 auch wieder blutig rächten.“

Aus dieser Darstellung geht die Absicht des Verfassers, durch Verläumdung und Entstellung den Religionshass zu nähren und das friedliche Zusammenleben der Confessionen zu stören, deutlich hervor. Er greift zu den bekannten Mitteln der Jesuiten früherer Jahrhunderte und an ihm und an seines Gleichen ist es nicht gelegen, wenn die Religionswuth nicht wieder zu jener Höhe steigt, die einst die Gräuel und Schrecknisse eines dreissigjährigen Krieges über unsere Gauen gebracht. Die Ideen der Humanität, die eine hundertjährige Cultur unter allen Klassen und in allen Ländern geweckt, sind an diesen modernen Jesuiten spurlos vorübergegangen. Sie suchen die Leidenschaften des Pöbels zu reizen, um die Rohheit und Barbarei einer untergegangenen Zeit wieder ins Leben zu rufen; sie hassen Bildung und Gesittung, die ihren Einfluss schwächt, und wünschen daher die Rückkehr eines Zustandes, wo ganz andere Kräfte, als die des Geistes den Ausschlag geben. Ermuthigt durch die in den höhern Kreisen herrschend gewordene Furcht vor den Revolutionsideen und der falschen Aufklärerei hat die ultramontane Partei in neuerer Zeit gewagt, den literarischen Kampfplatz zu betreten, den sie früher gänzlich den Protestanten überlassen zu wollen schien; aber da sie es verabsäumt hatte, sich die geistige Errungenschaft der Gegner zu Nutze zu machen, so konnte sie nicht mit den Waffen fechten, worin diese eine offenbare Ueberlegenheit sich erworben; sie musste derbere Mittel in Anwendung bringen, musste Kräfte heraufbeschwören, an denen die feinen Waffen des Geistes zu Schanden werden, musste ein Publikum am Kampfe betheiligen, bei dem der lauteste Schreier Recht behält. Sie überliess daher den wissenschaftlichen Kampf den Uebergetretenen und richtete ihre eigene rohe Polemik an die unwissende Masse, bei der nicht Gründe, sondern kecke Schmähungen und Invectiven Wirkung thun. Diese Literatur befindet sich also in dem Stadium der Flegeljahre; sie mit wissenschaftlichen Waffen widerlegen wollen, hiesse Perlen vor die Säue werfen; nur kenntlich machen muss man sie, um Verachtung gegen ein Streben zu erwecken, das unsere Cultur durch die Macht der Barbarei und wilder Leidenschaftlichkeit zu bewältigen trachtet, das mit revolutionärem Instinkt, den es den Gegnern andichtet, sich an die rohe Masse wendet und Mittel zur Hülfe nimmt, vor denen der Redliche zurückbebt. Da der Verfasser wohl selbst kaum an die Wahrheit seiner Darstellung glaubt, so würde der Versuch, die Angaben im Einzelnen zu widerlegen, ohne Zweifel von ihm und seiner Partei, als ein einfältiges, auf gänzlicher Verkennung des Zwecks beruhendes Beginnen belächelt werden; wir wollen daher lieber durch einige Bemerkungen den

Stand der Dinge ins wahre Licht setzen und dadurch den Leser befähigen, sich eine richtige Anschauung zu bilden.

1. Der Calvinismus, wie die evangelische Lehre überhaupt, hatte die meisten und eifrigsten Bekenner bei dem gebildeten Bürgerstande. In jenen wohlhabenden Städten des südlichen und südwestlichen Frankreichs, Montpellier, Nimes, Larochelle, Montauban u. a. O., wo der Bürger im Kreise der Familie die Freuden des Lebens sucht und in häuslicher Erbauung und Lectüre Trost nnd Erheiterung findet, war der Sitz der calvinischen Lehre; das Lesen der Bibel und Religionsschriften war dem Bürger eine Erholung für die Mühen der Woche, während der Hof und die höher Gebildeten, bei denen die alte Philosophie und die antike Kunst und Literatur Eingang gefunden, sich über jede Religion hinwegsetzten und der Bauer und Taglöhner, dessen dumpfe Einsicht durch kein geistiges Leben aufgehellt war, und der die Bibel nicht zu lesen vermochte, den Eingebungen der Mönche und Priester blindlings folgte. Nun lehrt aber die Geschichte aller Zeiten und Völker, dass der gebildete und wohlhabende Bürgerstand am wenigsten Gefallen an Gewaltthat und Umsturz findet, wobei er nur verlieren kann, dass Städte von mässigem Glückstand sich schwer entschliessen, ein sicheres Gut in die Schanze zu schlagen, um nach einem unsichern zu trachten, dass nur der unerträglichste Druck oder die Furcht am Heil seiner Seele Schaden zu leiden, den Bürger aus seinem angeborenen Quietismus aufzurütteln vermag. Erst wenn seine heiligsten Güter verletzt werden, erst wenn die Verfolgung ihre entfesselte Hand in das Innerste seines Hauswesens streckt und Alles verletzt, was seinem Herzen theuer ist, erst da greift er zum Schwert, nicht der Rache, sondern der Abwehr. Der nüchterne Sinn und das bedachtsame Wesen, das den Städter so leicht zum Spiessbürger macht, hält ihn von jedem Ungestüm, von jeder raschen, unüberlegten That ab. Zum Schwingen der Brandfackel taugt nur ein zügelloser Pöbel oder ein fanatisirter Bauernschwarm, und diese folgen leichter dem Crucifix eines Mönchs, als dem Evangelium eines calvinischen Predigers. Der Calvinismus mit seinen republicanischen Principien und seinem übersinnlichen Lehrgebäude ist nur dem aufgeklärtern, gebildetern Theile des Volks begreiflich und kann daher bei der Masse nie eine solche Wirkung hervorbringen, wie der Katholicismus mit seinem Sinnenreiz und seinem volksthümlichen Aberglauben. Kommt es also zu einem Religionskriege, so wird die grösste Zerstörungswuth sich auf der Seite zeigen, wo die untern Volkshaufen am zahlreichsten sind und wo ein handgreifliches Schlagwort eine elektrische Kraft übt. Und

so war es auch im südlichen Frankreich, als die Losung zum Kampfe gegeben war. Nach allen zuverlässigen Darstellungen richteten die Huguenotten ihre Angriffe hauptsächlich auf Crucifixe, Kirchenschmuck und Reliquien als die Träger des Aberglaubens, den sie vernichten wollten; von muthwilliger Brandstiftung oder kaltblütiger Ermordung der Wehrlosen lesen wir nirgends, während nach Paolo Sarpi's Zeugniss schon im ersten Religionskrieg ein Edikt ausging und jeden Sonntag auf allen Kanzeln verlesen wurde che fosse lecito occidere tutti gli Ugonotti. —

Doch ist es hierbei keineswegs unsere Absicht, die Gräuelthaten von der einen Seite gänzlich wegzuleugnen und der andern allein aufzubürden. Partheiwuth, Religionshass und menschliche Leidenschaften übten auf die Einen wie auf die Andern ihren mächtigen Einfluss. In solchen Zeiten bürgerlicher Gährung handeln die Menschen instinktartig, sie folgen unbewusst einem innern oder äussern Impulse und sind darum hinsichtlich der Folgen unzurechnungsfähig; in solchen Momenten findet weder Plan noch Ueberlegung statt; der niedere, thierische Theil des Menschen, die wachen Triebe und Leidenschaften erlangen die Oberhand über die höhere Natur; Besonnenheit und Mässigung sind ungekannte Eigenschaften, der Einzelne geht in der Masse, das Individuelle im Allgemeinen unter; selbst die hochherzigsten Handlungen, die gewöhnlich inmitten furchtbarer Gräuel zum Vorschein kommen, sind die Folgen momentaner Regungen, die hie und da das gemeinsame Gefühl durchbrechen. — Solche gemeinsame Gefühle werden nur durch hohe Ideen politischer oder religiöser Natur erzeugt. Im Alterthum, wo der Staat und das praktische Leben den ganzen Menschen in Anspruch nahm, war bürgerliche Gleichheit das Losungswort, das Demokraten wider Aristokraten, Plebejer wider Patrizier unter die Waffen führte; Recht und Unrecht war auf beiden Seiten gleich, da der Sieger gewöhnlich seinen Triumph zur Bedrückung des Gegners benutzte. In der christlichen Zeit, wo die Welt des Gemüths und das Staatsleben die grössten Anliegen der Menschen wurden und die ganze Sorge und Pflege sich den innern Gütern zuwendete, sind die religiösen Fragen in den Vordergrund getreten; diese wirken um so mächtiger, als es sich dabei nicht um irdische Vortheile, sondern um Seligkeit oder Verdammniss im Jenseits handelt, und da nach den Begriffen des Volks und den Lehren der Kirche das Seelenheil nur auf Einem Wege und in Einer Kirchenform erzielt werden kann, so muss nothwendig, so lange diese Lehre Kraft und Geltung behält, die Entstehung einer neuen Religionsform einen Kampf auf Leben und Tod erzeugen; denn gehört die eine Kirche Chri-

sto an, so ist die andere ein Werk des Antichrists, und bei der Ueberzeugung, von der jede durchdrungen ist, dass sie die wahre sei, muss sie die andere zu überwinden suchen. Die ältere wird demnach dahin streben, die jüngere gleich bei der Entstehung durch ihr physisches Uebergewicht zu erdrücken, die jüngere dagegen wird die andere geistig zu bewältigen trachten. Ein friedliches Nebeneinanderbestehen ist nur dann möglich, wenn der Grundsatz von der alleinbeseligenden Kraft dieser oder jener Kirchenform aufgegeben und dafür die Ansicht aufgestellt wird, dass, wie in des Vaters Hause viele Wohnungen sind, so auch viele Wege dahin führen können. Im sechzehnten Jahrhundert aber hat dieser Grundsatz nirgends Geltung gefunden; jede Kirche hielt sich für die auserkorene Braut Christi und strebte nach Alleinherrschaft durch Unterdrückung der andern; aus den Verfolgten wurden Verfolger, wenn der Sieg sich wendete; Toleranz galt nicht für eine Tugend, sie galt für einen Verrath an der eigenen Sache; Verfolgungssucht war eine Makel, die mehr oder minder allen Confessionen in jenem tiefbewegten Jahrhundert anklebte und von der man umsonst irgend eine der herrschenden Kirchen zu reinigen suchen wird.

Wenden wir diese allgemeinen Bemerkungen nun auf Frankreich an, so könnten wir leicht Belege zu der Behauptung finden, dass die herrschende Kirche die Verfolgung begonnen habe und die Angaben unsers Autors geradezu umkehren und Lügen strafen. Aber wir wollen nicht mit so strengem Masse messen, wir wollen annehmen, dass der schreckliche Trieb religiöser Verfolgung in den Calvinisten nicht minder gelegen habe, wie in den Katholiken; wir wollen zugeben, dass auch sie des Glaubens lebten, sie hätten den richtigen Weg zur Seligkeit allein gefunden und seien berufen, demselben allgemeine Anerkennung zu verschaffen; wir wollen die Makel der Intoleranz, die die katholische Kirche zur Tugend gestempelt, auch ihnen aufdrücken, ihre Sache wird dem Unpartheiischen dennoch in einem ganz andern Lichte erscheinen.

Ein Religionskrieg beruht nicht auf dem Gefühle der Rache, das seiner Natur nach rasch aufwallt, bald vorübergeht und nach erlangter Befriedigung edlern und sanftern Regungen Platz macht, er beruht auf der glühenden Leidenschaft des Hasses jeder Religionspartbei wider die andere, der sie die Absicht unterlegt, dem Gegner das theuerste Gut, die himmlische Seligkeit, rauben zu wollen. — Ein solcher Krieg entsteht langsam und allmählig und ist von langer Dauer. Er wird vorbereitet durch eine Menge kleiner Reibungen, Streitigkeiten und Händel, die nach und nach an allen Orten und Enden Partheiungen erzeugen die

Streitlust wecken und Hass, Feindschaft und Factionswuth zu einem Grad steigern, bei dem es nur eines äussern Anstosses bedarf, um in den furchtbarsten, blutigsten Kampf überzugehen. Eine solche Epoche der Gährung geht jedem Religions- und Bürgerkriege voran und es möchte schwer auszumitteln sein, welcher Theil den Streit, der in jedem Orte eine andere Gestalt annahm und einen andern Ursprung hatte, begonnen; hier wird diese, dort jene Parthei den Anstoss gegeben haben, die herrschende aber sicher nirgends die leidende oder gedrückte gewesen sein. Und war einmal ein allgemeiner Krieg unvermeidlich, so lag sehr wenig daran, wer die zufällige Losung dazu gegeben; die Grundsätze, die ihn unvermeidlich machten, trugen die Schuld, und diese Grundsätze hat die katholische Kirche nicht nur aufgestellt, sondern sie hält dieselben noch jetzt fest, indess die protestantischen Confessionen im Laufe der Zeit humanern Ansichten ihr Herz erschlossen. Auch die Gräuelthaten wollen wir nicht gegen einander abwägen; es liegt in der Natur eines Bürgerkriegs, dass die ersten Thaten, wo die langunterdrückten Leidenschaften sich frei äussern, wo alle bösen Geister in den Gemüthern der Menschen ihre Wohnung aufschlagen und Rache, langgenährter Groll, Feindschaft und andere heftige Triebe ungehindert walten, wild, schrecklich, unmenschlich sind; aber ein Satz behauptet auch in den aufgeregtesten und blutigsten Zeiten seine Geltung — die rasche, durch offene Leidenschaft hervorgerufene That ist unter allen Umständen edler als der heimtückische, kaltblütig ersonnene Mord, vor dem jedes menschliche Gefühl zurückschaudert. Bürden wir also die Schuld, den Kampf begonnen zu haben, keiner Parthei allein auf, legen wir kein Gewicht darauf, dass das Bludbad von Vassy, das die gewaffneten Trabanten der Guisen an einer wehrlosen, zum friedlichen Gottesdienst in einer Scheune versammelten Hugenottengemeinde unter Hohn und Schmähungen anstellten, das Signal zum ersten Religionskrieg gegeben, die Bartholomäusnacht und ihre Folgen, die nach den zuverlässigsten Angaben 30,000 Huguenotten ins Grab stürzte und ganze Schaaren zur Flucht aus der heimathlichen Erde trieb — diese Schandthat, die ihres Gleichen nicht in der Geschichte hat, fällt der katholischen Kirche allein anheim. Welche Stirne gehört dazu, einen solchen gräuelvollen, lange vorher ausgedachten und an arglos vertrauenden Menschen vollbrachten Meuchelmord zu beschönigen, und den unschuldig Hingemordeten, die man unter der Maske geheuchelter Freundschaft und Versöhnung ins Verderben gelockt, Schuld zu geben! Aber freilich, eine That, für deren

Gelingen in Rom ein Tedeum angestimmt ward, darf nicht verdammt werden! —

2) So sehr man auch durch das Obige die Ueberzeugung gewonnen haben mag, dass dem Verfasser keine Behauptung zu kühn, keine Verunglimpfung zu stark, keine Lüge zu grob sei, so wird doch Jedermann frappirt werden, wenn er die Katholiken Frankreichs zur Zeit der Religionskriege auf eine Linie gestellt sieht mit den misshandelten Einwohnern der Vendée in den Revolutionsjahren, und jene gräuelvolle „Massacre des Südens" von vorausgegangenen „blutigen Verfolgungen" der katholischen Einwohner durch die Calvinisten hergeleitet findet. Nur die Absicht, bei dem Unkundigen gehässige Nebengedanken und falsche Anschauungen zu erzeugen, kann den Verfasser bewogen haben, so gänzlich verschiedene Ereignisse als vergleichende Beispiele herbeizuziehen, Welche Aehnlichkeit könnte obwalten zwischen einer katholischen Nation, die einen kleinen Theil ihrer Landsleute an der Uebung und Verbreitung seiner Religion zu hindern sich anschickt und einem in ländlicher Stille und in der Einfalt alter Zeit dahinlebenden Völkchen von zufriedenen Bauern und Pächtern, die sich von den im Regiment sitzenden Jacobinern weder ihre eidweigernden Geistlichen, die des Volkes Herz besassen, rauben, noch ihre Söhne zur Armee fortschleppen lassen wollten, die ergeben dem Königthum und glücklich unter der patriarchalischen Leitung der Grundherren nicht in den Ruf nach republikanischer Freiheit und bürgerlicher Gleichheit einstimmten? Aehnlichkeiten können unmöglich nachgewiesen werden, aber die Zusammenstellung der Katholiken mit den Vendéern, der Calvinisten mit ihren jacobinischen Drängern und Peinigern vermehrt doch bei dem Unwissenden und Leichtgläubigen den Hass gegen Protestanten — und das ist ein genügender Grund zu einer boshaften Insinuation!

Noch empörender ist die Verbindung jener gräuelvollen Metzeleien des südlichen Frankreichs, die jeder, der an Humanität und menschliches Gefühl glaubt, lieber in das Grab ewiger Vergessenheit versenken, als muthwillig am ungeeigneten Orte dem Andenken der Menschen von Neuem vorführen sollte, mit erdichteten Verfolgungen, die von den Calvinisten ausgegangen. Wo steht geschrieben, dass die Protestanten des Südens den harten Druck der Zeit während der Revolution zur Misshandlung ihrer katholischen Mitbürger benutzt hätten? War nicht der Jacobiner Chalier, dessen Hinrichtung in Lyon zunächst die Rache der Republikaner über den royalistischen Süden herabgerufen, ein katholischer Priester? Bestand etwa der Pöbel, dem die Sieger die verwüsteten

Städte Lyon, Marseille, Nimes, Toulon, Montauban u. s. preisgaben, aus Calvinisten, oder gehörten nicht gerade diese zu der Klasse der Wohlhabenden, die als Aristokraten der Wuth und Raubgier der Sanskulotten geopfert wurden? Nach Boost's hingeworfener Andeutung hätten die Trümmer der Hugenottengemeinden, die dem zerschmetternden Schlage des Revocationsedikts entgangen, die durch die Revolution erlangte kirchliche und politische Gleichstellung mit den übrigen Staatsbürgern alsbald benutzt, um sich für den mehr als hundertjährigen Druck an den Gegnern zu rächen, denn es liege in der Natur des blutgierigen Calvinismus, dass, wo er nicht durch gänzliche Unterdrückung niedergehalten werde, er die andern zu verfolgen trachte! — Ist dies Wahnsinn, so ist doch Methode darin! — Jene blutigen Gräuel in Marseille, Nimes, Toulon, Toulouse und andern Städten, vor denen die ärgsten Verbrechen der Revolution in Schatten treten, waren der Anfang der politischen und kirchlichen Reaction, die in der ersten Begeisterung für die Restauration des legitimen Königshauses die ganze Nation durchdrang. Die Geistlichkeit, unter den kirchenfeindlichen Republikanern verfolgt, unter Napoleon's Militärdespotismus zurückgedrängt und in Schranken gehalten, kehrte unter dem Schutze des bigotten bourbonischen Hofes zu ihrer frühern Macht zurück und verdoppelte ihre Thätigkeit, um den Geist und die Ideen der Revolution zu unterdrücken und die Erhebung gegen den Thron des „allerchristlichsten Königs" als eine grosse Sünde darzustellen. In Kurzem war die Nation wie umgewandelt. An die Stelle der freigeistigen und kirchenfeindlichen Gesinnung trat eine fanatisch-religiöse Gläubigkeit und die frühern republikanischen Bestrebungen wurden durch einen glühenden, bis zum Absolutismus gesteigerten Royalismus verdrängt. „Thron und Altar!" war die Standarte, um die sich nunmehr die royalistischen Eiferer schaarten, und die höhern Stände, die früher Zweifelsucht, Unglauben und Freigeisterei gehegt, brüsteten sich jetzt mit ihrer Frömmigkeit, ihrem christlichen Glauben, ihren religiös-romantischen Gefühlen und begünstigten als Gegenmittel gegen den aufstrebenden Demokratismus und die zunehmende Aufklärung Priester und Jesuiten, und alle Förderer und Träger der hirarchischen, auf Hemmung des vorwärts eilenden Zeitgeistes gerichteten Bestrebungen. Dieser Geist der Reaction, der sich sowohl bei den Wortführern der Nation in den Kammern und in der Literatur, als bei dem royalistischen Theil des Volks kund gab, und in dem leidenschaftlichen Süden zur glühenden Heftigkeit stieg, rief jene Gräuelscenen hervor. Der abergläubische, von einer bigotten Geistlichkeit fanatisirte und von brennendem Eifer für das

legitime Königthum erfüllte Pöbel mordete in thierischer Wuth die ihm als Feinde des Throns und Altars bekannten Einwohner, die Freidenker, Bonapartisten (Brüne), Republikaner. Dass unter diesen Feinden der heil. Religion und der legitimen Königsmacht die „demokratischen Calvinisten“ als die schlimmsten erschienen und daher auch vorzugsweise die Streiche der Mordbanden fühlen mussten, — dafür wird der Eifer der geistlichen Anstifter schon Sorge getragen haben. Gefährdeten doch nach ihren Ansichten die radicalen, auf republikanischer Grundlage aufgebauten Lehren der Calvinisten den monarchischen Staat nicht minder als die monarchische Kirche. —

Seite 51—55. Frankreich unter Heinrich III. und Heinrich IV. Bei der vorherrschenden Neigung des Verfassers, die Reformationsgeschichte mit der Revolution in Verbindung zu bringen, müsste es höchst auffallend sein, dass die einzige Periode, wo ein solcher Vergleich nahe liegt und eine innere Aehnlichkeit obwaltet, die Zeit der Ligue, nicht mit den Vorgängen der neunziger Jahre zusammengestellt wird, wüsste man nicht, dass nur dann Züge aus der Revolutionszeit zur Vergleichung herbeigezogen werden, wenn dadurch auf den Protestantismus ein gehässiges Licht geworfen werden kann. Die ganze, zur Bezeichnung des unheimlichen Treibens der papistischen Priestermacht so charakteristische Regierungszeit Heinrich's III. wird auf zwei Seiten abgethan. Hier ist Nichts zu lesen von jener geheimen revolutionären Propaganda, die im Dienste Philipp's II. allenthalben Papismus und Absolutismus zu befördern strebte, protestantische Fürsten mit Mördern umstellte, katholische Unterthanen gegen ihre evangelische Obrigkeiten aufreizte und in den untern Volksklassen den glühendsten Fanatismus weckte. Hier wird mit keinem Worte angedeutet, welche Gährung Jesuiten, Mönche und bigotte Priester durch ihre Thätigkeit auf der Kanzel und im Beichtstuhle zur Förderung eines geheimen Bundes hervorriefen, bei dem es nicht minder auf den Sturz des Throns und der legitimen Königsfamilie, als auf Vernichtung der calvinischen Ketzerei abgesehen war — und doch lag die Vergleichung mit den Jakobinerclubs und ihren Emissären so nahe. Hier wird nicht erwähnt, wie fanatische Volksredner, „die Männer der Hallen“, die untern Volksklassen der Hauptstadt in steter Aufregung erhielten — und doch wäre es so leicht gewesen, den Charakter jener fernen Zeit durch Hinweisung auf neuere Ereignisse, auf die feurigen Declamationen eines Camille Desmoulins, auf die aufreizenden Journale eines Marat, Hebert, Fréron deutlicher und anschaulicher zu machen. Die städtische Verwaltung und der revolutionäre Rath

der Sechzehn von damals hatte die grösste Aehnlichkeit mit der Pariser Municipalität und den Ausschüssen der Sectionen in den neunziger Jahren. Beide bearbeiteten die untern Volksklassen und organisirten die Aufstände; beide hielten geheime Versammlungen, wo kühne Demagogen und Aufwiegler die wilden Leidenschaften des Pöbels weckten. — Und war denn das Treiben der Ligue nicht wirklich ein revolutionäres? Stand nicht die bewegliche Hauptstadt und ein grosser Theil der katholischen Nation unter den Waffen gegen einen König, der bei allen Fehlern und Lastern doch eine Tugend besass, die in den Augen unsers Verfassers und seiner Gesinnungsgenossen viele Schäden und Gebrechen zudeckt — der ein guter Katholik war? ein Katholik, der nicht blos die Messe besuchte, sondern an allen Prozessionen und kirchlichen Feierlichkeiten thätigen Antheil nahm und der bei dem Anblick von Priestern und Mönchen ein inneres Behagen empfand? ein Katholik, der sich seine Sporen in den Kämpfen gegen die Huguenotten verdient und bei Jarnac das Commando geführt hatte, als Prinz Condé der Huguenottenfeldherr, nach seiner Ergebung von hinten meuchlings erschossen ward? Oder war es kein revolutionäres Beginnen, dass Heinrich v. Guise, der vorgebliche Abkömmling der Karolinger, unter dem Beistande Philipp's II. und seiner fanatischen Propaganda dem legitimen Königshause die Krone zu entreissen strebte? als er gegen Heinrichs III. ausdrückliches Verbot in die aufgeregte Hauptstadt einzog und unter einem Geleite von 30,000 streitlustigen Menschen, die ihm von allen Seiten zuströmten, sich im Louvre eine Audienz ertrotzte und den König durch die offenkundige Absicht, dem letzten Valois das Schicksal zu bereiten, das einst den letzten Merowinger durch Pipin's Hand betroffen, so erschreckte, dass derselbe verkleidet entfloh und die gährende Stadt mit ihren Barricaden den Häuptern der Ligue überliess? War es kein revolutionäres Beginnen, als die katholische Propaganda, wüthend über den gewaltsamen Tod der Guisen, den vom Papst gebannten und mit den Huguenotten verbundenen König durch einen fanatischen Mönch ermorden liess, und dann noch 5 Jahre lang dem rechtmässigen Thronerben die Krone streitig machte, bis dieser endlich Frankreich einer Messe werth hielt? Warum geht der Verfasser über alle diese Dinge so kurz und so flüchtig weg? Er, der früher den Huguenotten ihre Verbindung mit der englischen Königin zum grössten Verbrechen angerechnet, findet nunmehr nicht den geringsten Anstoss an dem unpatriotischen, ja landesverrätherischen Benehmen der Liguisten, die nicht nur spanisches Geld annahmen und spanische Truppen ins Land zogen, sondern die sogar mit

dem Plane umgingen, Frankreich zu einem Trabanten Spaniens herabzuwürdigen, den Thron der Valois einem Schützlinge Philipp's II. zu verleihen und den grössten Feind aller Volksfreiheit, aller Bürgerrechte und alles politischen Lebens zum Protector des französischen Staats zu erheben, ein Plan, der allmählig die vaterländisch Gesinnten unter dem Adel von der Fahne der Ligue wegtrieb und in die Reihen des patriotischen Bourbon führte. — Dieser Urheber des Edikts von Nantes findet trotz seines Uebertritts bei unserm Verfasser wenig Gnade. „Heinrich IV. trug den dem Calvinismus immer eigenen Unterdrückungsgeist nunmehr auf die Politik über und ging mit dem Plane um, den Protestanten Deutschlands zu Hülfe zu eilen und das katholische Oestreich zu zernichten"; aber „ein höheres Geschick warf einen Mörder in die Wagschale seines Lebens: sie sank und zwei kleine Messerstiche eines Franzosen, Ravaillac, reichten hin, um das grosse luftige Gebäude der calvinischen Politik schnell zu zerstören." Alles Unglück, das in der Folge die Bourbone betroffen, wird auf diesen calvinischen Stammvater auf dem französischen Thron zurückgeführt. S. 374 heisst es: dem ganzen Stamm war die Gnade des Himmels versagt; denn Bourbone waren es, die einstens die unselige Reformation in Frankreich hervorgerufen, die in den Huguenottenkriegen an der Spitze der Bewegung gestanden u. s. f., und p. 164 wird bedeutungsvoll angedeutet, dass Ludwig XVI. eben so der sechste Nachfolger des Huguenottenkönigs Heinrichs IV. gewesen sei, wie Karl I. der sechste Monarch nach Heinrich VIII., dem Urheber der englischen Reformation!

Seite 55 und 56 wird erzählt: Unter der schwachen Regierung Ludwig's XIII. benutzten die Calvinisten die günstige Gelegenheit, um sich mit gewaffneter Hand die höchsten Staatsämter und allerlei andere Vortheile zu ertrotzen, bis endlich Richelieu nach Eroberung ihres „letzten Schlupfwinkels Larochelle" ihre Macht brach. „Dann liess er den Anführer der Huguenotten, den Herzog Heinrich II. von Montmorency, — nebst dem Oberstallmeister Cinqmas (sic!) und Dethou hinrichten, und schon diese Strenge genügte, um den Uebermuth der Huguenotten zu beugen, sie dem Staate zu unterwerfen und ihren Umtrieben, wie auch der Ausbreitung ihres Glaubens in Frankreich Gränzen zu setzen." — „Während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. lenkte der Kardinal Mazarin das Ruder des Staats. Mit Kraft und Erfolg widerstand auch er der Partei der Huguenotten, die unter dem Namen der Fronde nochmals sich regten und beinahe 5 Jahre lang Frankreich mit

Unruhe und Gewaltthaten erfüllten und zwang sie zur Unterwerfung und gesetzlichen Ordnung."

Bei dieser Darstellung wird jeder auch nur oberflächlich mit der Geschichte Frankreichs im 17. Jahrhundert vertraute Leser zweifelhaft sein, ob er mehr über die Unverschämtheit oder über die Unwissenheit des Verfassers sich erstaunen soll. — In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bietet Frankreich ein trauriges Bild innerer Kämpfe zwischen der sinkenden Feudalaristokratie und dem steigenden monarchischen Absolutismus dar. Der krieg- und fehdelustige Adel, die erbliche Beamtenmacht der Parlamente, kurz alle Privilegirten suchten sich auf Kosten der schwachen, übelberathenen Regierung zu verstärken. Die in ihren Rechten vielfach gekränkten Calvinisten liessen sich von den ehrgeizigen und herrschsüchtigen Grossen zur Theilnahme an diesen Kämpfen verleiten, von der trügerischen Hoffnung gewiegt, sie könnten die Aufrechthaltung des Edikts von Nantes leichter mit gewaffneter Hand, als auf feindlichem Wege erlangen. Diese Verbindung mit den unruhigen Edelleuten trug den Huguenotten schlimme Früchte. Richelieu, auf die Grösse des Reichs und die Hebung des Throns bedacht, schwächte die Gewalt des Adels und der Beamtenhierarchie und vernichtete die politische Macht des Huguenottenbundes; aber weit entfernt die Rolle eines religiösen Eiferers und Bedrückers zu spielen verlieh dieser grosse Staatsmann den Calvinisten durch das Gnadenedikt von Nimes Religionsfreiheit und alle staatsbürgerlichen Rechte und erwarb sich dadurch deren Achtung und Erkenntlichkeit in solchem Grade, dass sie während der ganzen fernern Dauer seiner Verwaltung gewissenhaft den Frieden bewahrten und sich nicht weiter in das unruhige Treiben der Grossen einmischten. Die Verschwörungen und Empörungsversuche, wodurch der Herzog von Orleans, Ludwig's XIII. Bruder, den mächtigen Kardinal zu stürzen trachtete, berührten die Calvinisten nicht, und doch wird des Herzogs Freund und Genosse, der katholische Heinrich von Montmorenci, der letzte Sprosse jenes glorreichen Geschlechts, das stets auf Seiten der Katholiken gestanden, ein Huguenottenführer genannt, und selbst jene kühne, von Cinq-Mars geleitete Adelsverschwörung, in die sogar die Königin verwickelt war, soll von den Calvinisten ausgegangen sein; eine Verschwörung von rein politischer Natur, die, weil Richelieu damals gerade die protestantische Sache in Deutschland durch Geld und Truppen nachdrücklich unterstützte, von Spanien genährt und gefördert wurde. —

*(Schluss folgt.)*

## Boost: Geschichte der Reformation.

(Schluss.)

Hat indessen diese Beschuldigung für den minder Unterrichteten noch einen Schein von Glaubwürdigkeit, so lautet dagegen die Behauptung, dass die unter dem Namen des Kriegs der Fronde bekannten revolutionären Bewegungen von den Calvinisten ausgegangen seien, wie eine Ironie. Der Krieg der Fronde war der letzte Kampf des Adels und der Beamtenhierarchie gegen die von Richelieu und Mazarin begründete absolute Königsgewalt, ein Kampf, bei dem der geistreiche und ränkevolle Kardinal von Retz, damals Coadjutor des Erzbischofs von Paris, die bedeutendste Rolle spielte, indem er das Volk, das eigentlich dem Absolutismus mehr geneigt war, als dem anarchischen Treiben der Grossen, zu betheiligen wusste. Turenne, zu jener Zeit noch Calvinist, war der mit dem Vertrauen Mazarin's und des Hofs beehrte Anführer der königlichen Truppen, indess der grosse Condé, aus jener ursprünglich calvinischen, aber schon längst zur katholischen Kirche zurückgekehrten Familie, die Fahne der Empörung aufpflanzte und in Spanien die Unterstützung fand, die er umsonst bei Cromwell und den Calvinisten des Südens gesucht hatte (vgl. histoire de la Fronde par le comte de St. Aulaire III. p. 35 ff.). Aber auch diese Beschuldigung hat einen tiefern Grund. Gelänge es die Huguenotten als Urheber dieser Unruhen darzustellen, so fände nicht nur der Hauptsatz des Verfassers, dass die Calvinisten stets zum Revolutioniren geneigt seien, eine neue Bestätigung, sondern die spätern von Ludwig XIV. über die unglücklichen Protestanten verhängten Drangsale bis zur endlichen Aufhebung des Edikts von Nantes würden dadurch erklärt und entschuldigt sein. Aber es wird keiner Verläumdung oder Entstellung gelingen, die Dragonaden, den grössten Gräuel nach der Bartholomäusnacht, von der katholischen Kirche Frankreichs zu tilgen. Die Schmach, über eine schutzlose, ruhige, sittliche und fleissige Bevölkerung eine langjährige Verfolgung verhängt zu haben, eine Verfolgung, die nicht wie in den frühern blutigen Tagen den Leib tödtete, um die Seele zu retten, nein! eine Verfolgung der Heimtücke, der Verführung, der Corruption, der Unmoralität, eine Verfolgung, die zuerst die Ehre und die zeitlichen Güter zu Grunde richtete, alle edlern Regungen abstumpfte und dann die Unglücklichen entweder in die Fremde trieb oder den Seelenleiden eines vorwurfsvollen Gewissens preis gab; — die Schmach einer solchen Verfolgung verbleibt der katholischen Kirche allein! Unser papistischer Verfasser, dem die Zerstörung eines Gnadenbildes oder die Entweihung geheiligter Hostien Entsetzen erregt, hat für die zahllosen Leiden einer misshandelten Bevölkerung, die nicht den Papst als Statthalter Christi verehrte und ihr Seelenheil auf einem andern Weg, als den das Tridentiner Concil vorschreibt, zu finden hoffte, kein Mitgefühl. Er erwähnt

mit der kälteſten Ruhe die Schläge, die allmählig auf die Hugenotten geführt wurden, bis endlich der Widerruf „des von ihnen schmählig überschrittenen Edikts von Nantes“ erfolgte, ein Gewaltstreich „der gleich einem Donnerschlag auf die Calvinisten einwirkte und mehr als 60,000 Handwerker und Fabrikarbeiter und über 600 calvinische Prediger den schönen Boden Frankreichs zu verlassen zwang. Es war dieses der Kern jener unheilvollen Sekte, die seit einem Jahrhundert nur das Verderben über Frankreich brachte, die beständig nur Unruhe stiftete, nur den religiösen und politischen Hader unterhielt, deren Entfernung demnach Frankreich wahres Heil und eine dauerhafte Ruhe bringen konnte und auch wirklich brachte.“ Der fromme Mann der Kirche, der nicht bedenkt, in welchem Widerspruch diese Worte mit dem Grundgedanken seines Buchs, dass die Revolution Folge der Reformation sei, stehen, schliesst seine Erzählung mit einer etwas unklaren Lobpreisung der damaligen Intoleranz im Vergleich mit der religiösen Gleichgültigkeit unserer heutigen Civilisation. —

Wir wollen nun das Gewebe von Lügen, Entstellung und Verleumdung, das eine engherzige Seele einem unwissenden Leserkreise als Geschichte darbietet, nicht mehr ins Einzelne verfolgen; wir würden auf jeder Seite Halt machen und unsere Abhandlung zu einem Buche ausdehnen müssen, wollten wir die schmähliche Karrikatur nur einigermassen in ein erkennbares Bild umschaffen. Einzelne Andeutungen werden dem Einsichtsvollen leicht den rothen oder vielmehr schwarzen Faden zeigen, der als innerstes Bindemittel durch das ganze Machwerk durchgeht. —

Die Revolution hat nach Boost p. 64 zwei Hauptquellen, „die aus dem Geiste der Reformation und Revolution in England hervorgegangene und nach Frankreich übergetragene“ materialistische Philosophie und freigeistige Literatur und — die Aufhebung des Jesuitenordens „des Wächters der Kirche und der Throne, dessen Entstehung eine nothwendige Folge der Reformation war und dessen Erhaltung und Wiederaufleben durch die Revolution bedingt wird, da er als der entschiedenste Gegner dieser beiden, dieses Krokodils und Aligators in der geistigen Welt, sich stets als ein religiös-politischer Ichneumon zeigt, der die böse Brut allenthalben aufsucht und sie in ihrem Keime erstickt!“ und p. 65: „Als Vertheidiger der Kirche und des Throns musste der Orden dem Schicksale unterliegen, damit die himmlische Gerechtigkeit sich zeigen und im Geiste des Weltgerichts die Revolution ihrer Zwillingsschwester der Reformation folgen konnte.“ — Von diesem beschränkten, auf eine engherzige Teleologie gegründeten Standpunkte beurtheilt der Verfasser, der nirgends an der Quelle, sondern stets aus schlammigen Bächen schöpft, das ganze grossartige Ereigniss, das daher nicht als das Werk eines schwer gedrükten Volks erscheint, das sich von dem Uebermass der Missstände, die sich seit Jahrhunderten gehäuft, auf eine allerdings gewaltthätige Weise zu befreien suchte, sondern als das Werk einiger verruchten Menschen, die sich als Nationalversammlung aufwarfen, und dann „in ihrem jansenistischen, protestantischen ja gottlosen Geiste in das innere Wesen der Kirche, in ihre Hierarchie, eingriffen.“ Alle Personen und Begebenheiten werden vom engkirchlichem, bigotten Standpunkt beurtheilt. Necker, der schon als Calvinist die Revolution begünstigen musste, kommt aus begreiflichen Ursachen sehr übel weg; Marat war darum ein so wüthender Feind des katholischen Klerus, weil

er „bei Genf geboren und in dem grimmigsten Hass gegen die Kirche aufgesäugt worden“, und dass unter den Schreckensmenschen auch ein calvinischer Prediger (Jean Bon St. André) sich befand, wird p. 149 mit Triumph gemeldet, indess die grosse Anzahl katholischer Priester und Mönche, die an allen gegen Staat und Kirche gerichteten Gräueln thätigen Antheil nahmen und sich zum Theil noch, wie Chabot, mit Betrug und Unterschleif besudelten, nicht erwähnt werden; nach p. 323 waren calvinische Geistliche, die sonst immer als Demokraten und Revolutionäre dargestellt werden, die servilsten Schmeichler und Lobredner Napoleons. — Von der höchst zweckmässigen Departementaleintheilung wird behauptet: „sie sei nicht im Geiste der Natur und der Kirche, da beide gern alles Homogene vereinen, sondern im Geiste der Reformation und Revolution, die beide jeden Verein, der ihrem zerstörenden Wesen nicht entspricht, heftig anfeinden und unterdrücken“. — Als endlich der Krieg ausbrach „sprach sich allein Oestreich folgerecht, wie einst gegen die Reformation so auch nun gegen die Revolution als der entschiedenste Gegner aus,“ während England, Preussen, Russland, Schweden und Deutschland aus Eroberungslust, Rachsucht oder andern selbstsüchtigen Motiven zu den Waffen griffen! — Dass Deutschland in den neunziger Jahren durch die französischen Kriege „gegeiselt“ wurde, war die wohlverdiente Strafe für die unkirchliche Gesinnung eines Joseph's II. und Friedrich's II., und für das „bösartige“ Treiben der geistlichen Fürsten und ihres untheologischen Klerus.“ Man denke nur an den Emser Congress und an die theologischen Produkte der Weihbischöfe von Hontheim zu Trier und von Heimes zu Mainz. Man denke nur an das unchristliche Scandal erregende Leben des letzten Mainzer Erzbischofs C. F. v. Erthal — an seinen Vorleser Heinse, den Verfasser des Ardingello, an die vielen protestantischen Professoren an der katholischen Universität, und dann darf es wohl nicht befremden, wenn, wie der Prophet Jesaias sagt, „der Herr einen Bündel von Fürsten und Volkslehrern machte und ihn in den Abgrund warf.“ Dass die republikanischen Heere der Franzosen siegten, war nach Boost p. 138 ganz natürlich, „da sie bei ihrem Einmarsch in fremde Länder in den Anhängern der Reformation und Revolution, in den Protestanten, Illuminaten und Freimaurern, in den heirathslustigen Geistlichen (!), ehrgeizigen Beamten und Freiheit suchenden Studenten eine rührige Parthei der Bewegung, eine sichere Stütze für ihre Operationen, eine allzeit bereitstehende einflussreiche Propaganda fanden.“ — Ja selbst für den atheistischen und kirchenschänderischen Frevel zur Zeit des Vernunftcultus muss der Protestantismus einstehen (p. 205), nicht nur als Quelle aller dieser „Abscheulichkeiten,“ sondern „weil es vorzüglich das calvinische Gesindel der Vorstädte war, welches, angeführt von einem Hebert, Momoro, Anacharsis, Klootz u. A., bei solchen Gelegenheiten sich sehr thätig zeigte“ und p. 289 wird ein bedeutender Unterschied statuirt zwischen den calvinischen Jacobinern, die einen Cult für ihren Materialismus angestrebt hätten und den katholischen Jacobinern, die jeder Religionsübung entwöhnt, endlich in die absoluteste Negation verfallen wären“, ein Unterschied, der durch den Nachsatz: „So ging denn der bessere Mensch wie ein guter tugendhafter Heide, der schlechte aber wie ein wahrhaft verworfener durch das Leben,“ seine nähere Deutung erhält. Schon p. 211 wird durch die Identificirung des Namens Clootz mit Closen und

durch die Bemerkung: „es sollen noch Namens- und Geistesvettern von ihm sich in Deutschland finden," offenbar eine gehässige Anspielung auf den liberalen Abgeordneten Closen in der baierischen Ständekammer gemacht. —

Auch über Napoleon ergeht ein strenges Gericht, nicht etwa, weil er Deutschland geknechtet, alle Völkerrechte mit Füssen getreten, die alten Bande der Treue zwischen Unterthanen und Fürsten gelöst und der Freiheit und Menschenwürde Hohn gesprochen — solche Rücksichten kommen bei unserm Verfasser nicht in Betracht, sein kirchliches Herz ist für einen engen Patriotismus zu weit; nein! der Machthaber wird verworfen, weil er der Kirche Gewalt angethan, weil er Religionsfreiheit gestattet, weil er „sein Gesetzbuch an die Gebote der Kirche (wie bei der Vaterschaft, den Ehescheidungen [Civilehe], dem Eide u. s. w. geschah) anzureihen vergass," weil er die Universität zur Hüterin des Unterrichts machte, weil er den Statthalter Christi als Gefangenen weggeführt, weil er „sein antichristliches Gesetzbuch dem eroberten Deutschland, Italien, Spanien u. s. w. aufdrang und den revolutionären Koth in ganz Europa umhertrug." — Erst am Ende seines Lebens ging eine löbliche Umwandlung mit ihm vor. Als nämlich auf St. Helena „das religiöse Bedürfniss wieder in ihm lebendig ward, erbat er sich vom Pabst zwei Priester aus und ist dann allen eingegangenen Nachrichten zufolge als guter Christ und mit allen Sacramenten wohl versehen in dem Herrn sanft entschlafen." „Triumphe dieser Art (heisst es dann weiter p. 351) hat seit 50 Jahren die Kirche sehr viele erlebt, indem selbst die tollsten katholischen Jacobiner — die empfänglichsten zur Wiederaufnahme des Katholicismus wurden. Diese Erfahrung dürfte auch bei den Convertiten aller Zeiten sich bestätigen, indem gerade jene, die von der Kirche am weitesten entfernt sind, am leichtesten zu ihr übergehen. Die Jesuiten, diese grossen Welt- und Seelenkenner, erkannten dieses recht gut; indem sie als ächte Propaganda des Herrn den christkatholisch-apostolischen Glauben blos unter den Heiden verbreiteten, in dem seit der Reformation zerrissenen Europa aber nur eine Parthei des Widerstandes und der Erhaltung bildeten, gossen sie in Asien und Amerika den reinen Wein des Christenthums in ganz leere, von keinen christlichen Irrlehren beschmutzte Gefässe und überliessen es der Zeit, die in Europa befindlichen, zwar auch leeren aber von dem Schmutz der Irrlehre sehr besudelten Schläuche durch völlige Auslaugung und Austrocknung wieder für eine frische Einfüllung tauglich zu machen."

Was den ersten Satz angeht, so freuen wir uns über dieses offene Geständniss. Die Erwerbung einiger grundsatzlosen Menschen, die sich zuerst in allen Tiefen des Unglaubens, Materialismus und Atheismus herumgetrieben und dann, von Seelenangst und Gewissensbissen gefoltert, in ihrem Alter da ihr Heil suchten, wo man durch eine leichte Reue eine sichere Absolution findet, scheint uns ein so wenig beneidenswerther Gewinn, dass wir der römischen Kirche denselben gerne gönnen. Auch wir glauben, dass Menschen, die in ihrem Leben einmal so weit kamen, dass sie alles religiöse Gefühl in sich erstickten, ihr Herz jeder höhern Ahnung verschlossen hielten, Menschen, in deren Seele kein Rest von Glauben und kindlicher Frömmigkeit zurückblieb — für die Aufnahme des Katholicismus die empfänglichsten sind, da bei ihnen nur ein sinnlicher Cultus, eine priesterliche Vermittlung und eine fühlbare Busse wirksame Eindrücke erzeugen können; denn vom Unglauben zum Aberglau-

ben ist nur Ein Schritt und die Extreme berühren sich überall. Auch mag dieses offene Geständniss den Convertiten als Wink dienen, wie sie im Heerlager der Treugebliebenen angesehen werden; wie gross auch ihr Eifer sein mag, in den Augen der Reinen wird das Brandmal ehemaliger Häresie nie ganz getilgt.

In dem zweiten bildlichen Satze (an dergleichen überraschenden Bildern, und Gleichnissen findet unser Autor besonderes Gefallen!) scheint der Gedanke zu liegen, dass die Jesuiten ihre besten Kräfte bis zu dem Zeitpunkt aufzusparen gedächten, wo das akatholische Wesen in Europa seinem Untergang entgegen gehen würde, ein Zeitpunkt, den die ultramontane Partei nicht mehr sehr fern zu denken scheint, da sie sich schon jetzt mit der Hoffnung „einer Selbstauflösung des Protestantismus" wiegt, weil in dem starrgläubigen Oxford einige beklommene Gemüther im katholischen Dogmatismus Schutz suchen gegen die Vermessenheit der menschlichen Vernunft und in der alleinbeseligenden Kraft und Weihe der römischen Kirche einen Anker für ihr geängstigtes Gewissen, und weil in Deutschland einige verwegene Köpfe im übereilten Streben nach kirchlicher Freiheit alle Schranken und Begränzungen niederzureissen und in luftiger Höhe einen unhaltbaren Sektenbau zu begründen suchen. — Aber mögen sie das Triumphlied nicht zu frühe anstimmen. Die protestantische Kirche hat schon manchen drohenden Schlag, schon manchen schweren Angriff überdauert und ist meistens gestärkt aus dem Kampfe hervorgegangen, wie namentlich Englands Beispiel beweis't, wo vor hundert Jahren, nachdem die Stuart'schen Katholisirungsstürme vorüber waren, die ganze gebildete Welt im Unglauben lag oder dem Deismus huldigte, und wo man es heut zu Tage strenge tadelt, wenn die Naturforscher und Geologen nicht die mosaische Schöpfungsgeschichte zur Grundlage ihrer Wissenschaft machen — wie aber die römische Kirche die deutsch-katholische Sekte, die erste praktische Opposition seit der Reformationszeit überwinden wird, hat sie noch zu beweisen; nicht zu erwähnen, wie viele Glieder sie in ihrem weiten Schoosse birgt, die weder an die päpstliche Irrthumslosigkeit glauben, noch die Dogmen des Tridentiner Concils, als göttliche Satzungen betrachten! —

Hiermit wollen wir unsere Abhandlung schliessen. Vielleicht wird man sich wundern, dass wir mit solchem Ernst Ansichten und Bestrebungen entgegentreten, die, da sie in gänzlichem Widerspruch mit den Forderungen des Zeitgeistes stehen, von geringer Wirkung sein können, und eher eines mitleidigen Lächelns, als einer ernsthaften Widerlegung würdig sind. Aber theils die alte Klugheitsregel, dass man den Feind nicht gering achten solle, theils die Besorgniss, die Protestanten möchten bei ihren innern Kämpfen den von Aussen lauernden Gegner übersehen und seiner Wirksamkeit fördernd entgegen kommen, bewogen uns, unser geringes Scherflein zur Enthüllung eines Strebens beizutragen, das dem Protestantismus die mächtigsten Feinde zu erwecken sucht — die Fürsten und Regierungen durch Verdächtigung seiner Tendenzen und Zwecke, und die untern Volksklassen durch Erregung des Fanatismus und des Religionshasses. Nicht in feindseliger Streitsucht haben wir uns der undankbaren Arbeit unterzogen, sondern in der reinen Absicht, die historische Wahrheit, die so häufig über der Hitze des Kampfes verletzt wird, zu schirmen und zu retten; nicht die fremde Ueberzeugung zu kränken, sondern die eigene Sache gegen Entstel-

lung und Verleumdung zu verfechten, war unser Zweck. Da Gesittung und Veredlung der Menschheit das Ziel jeder ächten Bestrebung in Staat und Kirche sein muss; so ist es die Pflicht jedes Wohldenkenden, alle Richtungen zu bekämpfen, die der fortschreitenden Cultur und Humanität hindernd in den Weg treten, sowohl diejenigen, die durch Erweckung der Leidenschaften und des Religionshasses in der Masse das friedliche Zusammenleben der Confessionen zu stören trachten; als diejenigen, die mit wühlerischer Gewalt den soliden Boden des christlichen Glaubens zu untergraben suchen. Wenn Grundsätze und Darstellungen, wie die oben gerügten, in Lehrbücher Eingang finden, die der urtheilslosen Jugend in die Hände gegeben werden und den Samen religiösen Haders in die kindlichen Gemüther streuen, so kommt doch wohl ein ernstes Wort, in wohlmeinender Absicht gesprochen, nicht zur Unzeit. Wenn in Schulbüchern, die, wie J. Hepp's Geschichte der christlichen Kirche für Volksschulen, als „Anhang zur biblischen Geschichte und zu jedem Diöcesankatechismus" dienen und beim ersten Religionsunterricht angewendet werden sollen, mit leidenschaftlicher Gehässigkeit von den Reformatoren und ihrem Werke gesprochen wird, wenn von dem „herzlosen und oberflächlichen" Zwingli gesagt wird, er habe wegen seines sittenlosen Lebens Einsiedeln verlassen müssen; von Calvin; er sei ein schrecklicher Sektenführer gewesen, dessen Herrschgier in seinem zornfunkelnden Auge und in seiner kreischenden Stimme sich geoffenbaret, der endlich „an 20 verschiedenen Orten, mit öffentlicher Verachtung beladen, ein kalter, hochmüthiger, rachesüchtiger Hasser des Menschengeschlechts geworden", die „finstere, unsittliche Lehre von der Prädestination" aufgestellt und in Genf ein grausames Inquisitionsgericht errichtet habe; von den Hugenotten, „sie hätten durch Grausamkeiten und Gräuel aller Art, Mord der Geistlichen, Zerstörung der Kirchen, Verschwörungen gegen den Hof, die Bartholomäusnacht hervorgerufen", wenn die Reformation überhaupt beschuldigt wird, „sie sei der Ausbildung der Wissenschaft und dem religiösen und sittlichen Leben nachtheilig und schädlich gewesen", so möchten Regierungen, die über eine gemischte Bevölkerung zu gebieten berufen sind, sich mit mehr Recht bewogen fühlen, die biblische Mahnung: Et nunc reges intelligite! Intelligite insipientes in populo et Stulti aliquando sapite! die unser Verfasser seiner Geschichtserzählung voranstellte, gegen das Treiben der Ultramontanen als gegen die Reformation und die Protestanten anzuwenden! —

**Dr. G. Weber.**

---

# Kurze Anzeigen.

*Lehrbuch der reinen Krystallographie von Dr. G. A. Kenngott, Privatdocenten der Mineralogie an der Universität zu Breslau. Mit vier Bogen lithographirter Krystallnetze. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1846. 8. VI. und 181 S.*

Mit dem seit einer Reihe von Jahren immer mehr erkaltenden Eifer für Mineralogie hat auch das Studium der Krystallographie sich vermindert; die an-

sprechendere Geologie, welche Anfängern und Dilettanten weniger Anstrengung kostet, mehr Abwechselung bietet, findet jetzt ein grösseres Publikum, als die Oryktognosie, die einen gewissen Grad von Vorkenntnissen erfordert, zu welchen hauptsächlich Krystallographie gehört. In keiner Wissenschaft bewährt das alte Sprichwort „Aller Anfang ist schwer" sich besser, als in der Mineralogie. Beharrlichkeit ist nöthig, ein Ausharren bei den ersten trockenen Momenten, um in die Tiefen der Wissenschaft allmählig einzudringen.

Vorliegendes Lehrbuch der reinen Krystallographie — dem vielfach verdienten Mineralogen Glocker gewidmet — zeichnet sich durch Gründlichkeit vortheilhaft aus; mit Liebe und Eifer hat der Verfasser seinen Gegenstand umfasst. Nach einer kurzen Erklärung des Wortes „Krystall" bemerkt Derselbe Folgendes: aus dem angeführten Begriff des Wortes Krystall, nach welchem unter den Krystallen die unorganischen, individuellen, natürlichen Körper unserer Erde zu verstehen sind, ergiebt es sich, dass ihre Gestalt, durch welche sie sich in ihrer räumlichen Existenz als solche darstellen, als eine individuelle, natürliche, von der Masse des Körpers abhängig und durch gewisse, in ihr liegende Kräfte bedingt sein muss. Hiedurch ergiebt sich nothwendigerweise, dass die Krystalle feste oder starre Körper sind; denn da jede unorganische Materie, wo sie auch vorhanden ist, immer in einem der drei bekannten Aggregatszustände auftreten muss, nämlich als gasförmig, oder flüssig, oder fest, und die Gestalt in den ersten beiden Zuständen keine individuelle, sondern nur eine durch die umgebenden Verhältnisse hervorgerufene ist, so ist es nur in dem festen Zustande für unorganische Materien möglich, sich in einer bestimmten natürlichen, in einer individuellen Gestalt darzustellen. An den Krystallen sind nun, wie an den übrigen individuellen, natürlichen Körpern, die verschiedenen Verhältnisse zu betrachten, in denen sie sich in ihrer Existenz darstellen, und es ergeben sich aus der Verschiedenheit derselben die verschiedenen Zweige der Krystall-Lehre, in denen die einzelnen Verhältnisse der Krystalle betrachtet werden. So ist es zunächst die Art und Weise, wie sich die Krystalle in ihrer räumlichen Existenz nach aussen darstellen, welche die Krystallographie hervorruft, in welcher die äussere Gestalt zum Gegenstand der Betrachtung wird. Die Krystallotomie oder die Anatomie der Krystalle beschäftigt sich mit der Art und Weise, wie nach innen die Krystalle sich in ihren Gestalts-Verhältnissen offenbaren, und wird gewöhnlich wegen des innigen Zusammenhanges der äusseren und inneren Gestaltung als der Krystallographie untergeordnet angesehen. Auf gleiche Weise wie die räumliche Existenz nach ihrer doppelten Richtung, ist auch die zeitliche Existenz zu betrachten, welche Betrachtung sich in der Regel nur auf die Entstehung zu beschränken pflegt, und in der Krystallogenie ihre Grenze findet, als wäre nach dem Entstandensein des Krystalles die Betrachtung der zeitlichen Existenz abgeschlossen, und das Leben des Krystalles, wenn auch für ihn dieses Wort angewendet wird, beendet. Als anderweitige Abtheilungen der Krystall-Lehre sind auch noch aufzustellen die Krystallophysik und Krystallochemie, von denen die erstere die physischen, die letztere die chemischen Verhältnisse der Krystalle als solcher zu ihrem Gegenstande hat.

Statt der gewöhnlichen Abbildungen von Krystallen hat der Verf. eine Anzahl von Netzen derselben beigefügt, deren Nutzen einleuchtend ist. Jeder

ist dadurch leicht in den Stand gesetzt, sich Modelle fertigen zu können, deren mechanische Bereitung allein schon dem Geiste die Formen einprägen hilft.

---

*Charles Lyells Reisen in Nordamerika, mit Beobachtungen über die geognostischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten, von Canada und Neu-Schottland. Deutsch von Dr. E. Wolf. Mit zwei geognostischen Karten und vielen Abbildungen. Halle, Verlag von G. Graeger. 1846. XII. u. 395 Seiten. 8.*

Das vorliegende Werk ist in Form eines Tagebuches abgefasst, welches der wohlbekannte englische Geolog Lyell während seiner Reisen in den Jahren 1841 und 1842 führte. Der Inhalt beschränkt sich nicht allein auf geologische und mineralogische Verhältnisse, sondern die verschiedenartigsten Bemerkungen sind aneinandergereiht, geographische, statistische, naturwissenschaftliche.

Um dem Leser nur einen Begriff von der Mannigfaltigkeit zu geben, erlauben wir uns, den Inhalt des dritten Capitels mitzutheilen. Es enthält: Reise vom Niagara bis zur nördlichen Grenze von Pennsylvanien. — Alte Gyps führende Formation von New-York. — Fossiles Mastodon bei Genesee. — Scenerie. — Schnelles Wachsthum von neuen Städten. — Kohle von Blossberg und Aehnlichkeit derselben mit britischen Kohle-Sorten. — Stigmarien. — Kolibris. — Nomenclatur der Plätze. — Helderbergs Höhen und Versteinerungen. — Aufrührerische Pächter. — Ueber das Reisen in den Staaten. — Artigkeit gegen Frauen. — Canal-Fahrzeug. — Häuslichkeit. — Fortschritt der Civilisation. — Philadelphia. — Löschanstalten bei Feuersbrunst.

Die grosse Mannigfaltigkeit und Menge des Stoffes gestattet uns nicht, dem Verf. allenthalben zu folgen; wir wollen nur einige seiner interessanten geologischen Mittheilungen hervorheben. Derselbe machte in Gesellschaft des unterrichteten Geologen Conrad von Philadelphia aus eine Excursion nach den Kreide-Gebilden von New-Jersey. Obgleich daselbst die reine weisse Kreide mit Feuerstein nicht vorkommt, ergiebt sich doch aus den Petrefacten, dass die Ablagerungen von New-Jersey zum Kreide-Systeme gehören. Das Kreide-Gebirge New-Jerseys hat man in fünf Unterabtheilungen geschieden; indess wurden nur zwei derselben so reich an organischen Resten gefunden, um sie mit Sicherheit entsprechenden Schichten anderer Gegenden vergleichen zu können. Die untere Abtheilung, aus Sand und Mergeln bestehend, ist, nach Morton, als Aequivalent des englischen Greensand zu betrachten, hingegen das obere, gelblich-weisse Kalk-Gestein als ein Repräsentant der weissen Kreide. Lyell's Untersuchungen führten zu anderen Resultaten: er glaubt, dass die ganze Gruppe New-Jerseys mit den europäischen Formationen vom Gault einschliesslich bis zu den Mastricht-Ablagerungen übereinstimmen. Unter den Petrefacten — bei deren Bestimmung der Verf. von E. Forbes unterstützt wurde — scheinen nur vier von sechszig mit bekannten europäischen Arten völlig identisch zu sein, nämlich Belemnites mucronatus, Pecten quinquecostatus, Ostrea falcata und O. vesicularis. Fünfzehn Arten können ungefähr als Vertreter charakteristischer Kreide-Versteinerungen angesehen werden. In dem oberen, gelblichen Kalk-Gebilde fand Lyell an den Ufern des Timber-Creek, sechs Corallen-Arten und ver-

schiedene Echinodermen, sämmtlich Formen der oberen Kreide angehörend; auch Foraminiferen, Reptilien und Fische kommen vor. Wir ersehen also — sagt der Verf. am Schlusse seiner Betrachtungen über die Kreide-Gebilde von New-Jersey — dass die Meeres-Fauna, sowohl der Wirbelthiere als der Wirbellosen, der Testaceen wie der Zeophyten, schon in einer so frühen Epoche, ebenso wie jetzt, in verschiedene geographische Provinzen getheilt war, wenn auch der Geognost allenthalben den Kreide-Typus wieder zu erkennen im Stande ist, sei es in Europa oder in Amerika, und man kann hinzusetzen in Indien. Dieser eigenthümliche Typus setzt einen überwiegenden Einfluss einer mächtigen Verbindung von Umständen voraus, welche einst über den ganzen Erdball vorherrschte — Umstände, welche abhängig waren von dem Zustande der physikalischen Geographie, des Klimas und der organischen Welt in der unmittelbar vorhergehenden Periode im Verein mit einer Mannigfaltigkeit von anderen Bedingungen, welche hier aufzuzählen zu weit führen würde.

Als weitere interessante Mittheilungen des Verf.'s erwähnen wir: die Wasserfälle den Niagara und ihre geographischen Gestaltungen; über die Anthracit-Formation von Pennsylvanien; Beschaffenheit und Ursprung der Appalachischen Kette, über die Lager von Graphit und Anthracit im Glimmerschiefer von Worcester, über die Geologie von Ohio u. s. w.

Die das Werk begleitende grössere geognostische Karte der vereinigten Staaten verdient wegen ihrer Ausführung (in Farbendruck) löbliche Erwähnung, während man dies von den Abbildungen zum Theil nicht sagen könnte. Ein Blick auf die Karte zeigt, dass zumal neptunische Gebilde verbreitet sind. Von plutonischen Gesteinen führt Lyell an: Hypogene (d. h. Granit, Gneiss, Glimmerschiefer u. s. w.); Trapp-Gebilde und den sogenannten metamorphischen Kalkstein. Der Verf. versteht darunter den nicht Versteinerungen führenden krystallinischen Kalkstein oder Marmor der hypogenen oder primären Classe (was mit anderen Worten wir als „körniger Kalk" bezeichnen würden).

Die Reihe der neptunischen Felsarten ist, wie bemerkt, eine bedeutende. Alle Gebilde, jünger als Kreide, sind mit einer Farbe bezeichnet, als Alluvium, post-pliocene, miocene und eocene Ablagerungen; die Kreide ist, wie wir gesehen, zumal in New-Jersey verbreitet; auf sie folgen nach dem Verf. die sogenannte Kohle Virginiens, welche ihren Pflanzen-Resten gemäss mit den oolithischen Gesteinen Europas Aehnlichkeit zeigt. Die Muschelkalk- und Keuper-Gebilde fehlen gänzlich, hingegen scheinen gewisse Sandsteine in Virginien als der Trias-Gruppe angehörig betrachtet werden zu müssen, oder müssen solche, dem Vorkommen von Fisch-Resten (Palaeoniscus) zufolge zu der permischen (d. h. Zechstein-) Formation gezählt werden. Bedeutend entwickelt sind, wie bekannt, die Kohlen-Gebilde in den vereinigten Staaten; der Reichthum an Kohle ist in der That überraschend. So hat man z. B. die Grenzen des productiven Pittsburger Kohlen-Flötzes mit grosser Genauigkeit in Pennsylvanien, Virginien und Ohio verfolgt und bestimmt, und gefunden, dass die elliptisch-gestaltete Fläche, welche dasselbe einnimmt, in ihrem längsten Durchmesser 225 Meilen, in ihrer grössten Breite 100 Meilen hat, während die Oberflächen-Ausdehnung 14000 Quadrat-Meilen beträgt. An die Kohlen-Gebilde reiht sich noch der Kohlen-Kalkstein und Gyps von Neu-Schottland, der nach Owen und Houghton seinen Versteinerungen zufolge als Aequivalent des europäischen Bergkalkes zu

betrachten ist. Der devonische Sandstein (old red) tritt an mehreren Orten — in Michigan, New-York, in Pennsylvanien u. s. w. auf. Die silurische Formation zerfällt in eine obere und untere Abtheilung, und beide haben wieder zahlreiche untergeordnete Gruppen aufzuweisen; zur oberen silurischen gehören: die Hamilton-Gruppe; die Helderberg-Gruppe; Onondaga-Salzgruppe; Niagara- und Clinton-Gebilde. Zur unteren silurischen Abtheilung gehören: Hudson-Fluss; Utica-Gruppe; Trenton-Kalkstein; Potsdam-Sandstein.

---

*Das Erdbeben vom 29. Juli 1846 im Rheingebiet und den benachbarten Ländern beschrieben und in seinen physikalischen Verhältnissen untersucht, nebst Nachrichten über diejenigen Erdbeben, welche jenem in nahe liegender Zeit vorhergegangen und gefolgt sind, von Dr. Jakob Nöggerath, k. pr. geh. Bergrath, ordentl. Prof. der Miner. und der Bergwerkswissenschaften an der rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Classe mit der Schleife, und des russ. St. Stanislaus-Ordens zweiter Classe, mehrerer Akademien und gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Mit einer Karte über die Verbreitung des Erdbebens vom 29. Juli 1846. — Bonn, Verlag von Henry und Cohen. 1847. 60 S. 4.*

Die Catastrophe vom 29. Juli vorigen Jahres gehört schon ihrer beträchtlichen Ausdehnung wegen zu den merkwürdigen. Mit Fleiss und Sachkenntniss hat der hochverdiente Geolog Nöggerath alle bekannt gewordenen Thatsachen — es kamen ihm allein etwa zweihundert gedruckte Nachrichten und mehr als fünfhundert briefliche Mittheilungen zu — in ein anschauliches und interessantes Ganzes verschmolzen. Wir erlauben uns, mit kurzen Worten dem Bericht des Verfassers zu folgen.

Stärke des Erdbebens. Hinsichtlich seiner Kraft-Aeusserungen an der Erdoberfläche gehört dasselbe zu den schwachen; leichtes — aber doch bemerkbares — Schwanken der Gebäude und Möbel, Rütteln von Gläsern, Tassen u. s. w. waren Zeichen des Phänomens. Viele Personen, die schon eingeschlafen waren — das Erdbeben fand gegen halb zehn Uhr statt — wurden erweckt. Die Zahl der Stösse belauft sich — den meisten Beobachtungen zufolge — auf drei.

Verbreitung. Der Wirkungskreis des Erdbebens erstreckte sich auf den grössten Theil der preussischen Provinzen am Rhein und von Westphalen, sowie noch weiterhin auf einen bedeutenden Strich von Deutschland. In grösster Stärke zeigte es sich im Regierungs-Bezirke Coblenz, und zwar im Kreise St. Goar ganz besonders. Kirchenglocken ertönten, Klingeln an den Häusern schellten, Schornsteine fielen zusammen, Zimmerdecken stürtzten herab; die Wogen des Rheins brausten heftig, Personen, die sich gerade in Nachen befanden, fielen um, Fischer liessen ihre ausgeworfenen Netze fallen. Allgemein hörte man das dumpfe, donnerähnliche Getöse, dem Rollen schwerer Wagen über steiniges Pflaster gleich. Die in dem Bergwerke gute Hoffnung bei Werlau befindlichen Knappen verliessen erschrocken ihre Arbeit. Auch an den Quellwassern bemerkte man Veränderungen. So war das Wasser eines Ziehbrunnens zu St. Goar nach dem Erdbeben weiss und setzte einen starken Bodensatz ab. Quellen zu Norath, die sonst wenig Wasser gaben, flossen viel

reichlicher. Der Grindelbach lieferte den Müllern, trotz des trockenen Wetters, nach dem Erdbeben ein doppelt so grosses Wasser-Quantum. Die in den Braunkohlen- und Thongruben von Kettwig (Kreis Coblenz) arbeitenden Bergleute wurden furchtbar erschreckt: es kam ihnen vor, als seien die Schachte über ihnen eingestürzt. Keiner getraute sich auszufahren. — Die Berichte aus anderen Kreisen erzählen Aehnliches, nur von weniger starker Erschütterung. Einer aus Brühl, im Landkreise Cöln, verdient noch Erwähnung. Auf dem Gute Gelldorf bei Walberberg liess der Besitzer des Gutes in der Woche vom 26. bis 28. Juli Trinkwasser aus einem, etwa achtzig Fuss tiefen Brunnen nehmen, das aber so trüb war, dass er die Reinigung des Brunnens beschloss. Am 30. Juli — also am Tage nach dem Erdbeben — war aber das Wasser schon ganz hell und klar.

In den einzelnen Kreisen der Provinz Westphalen würde die Erschütterung nicht so heftig verspürt. Eine höchst eigenthümliche Erscheinung bei dem Erdbeben im Regierungsbezirke Arnsberg ist die Anreicherung der Salzsoole in einem Bohrloche bei Sassendorf. Die Salinen-Verwaltung berichtete im November darüber: das nördlich in der Nähe der hiesigen Saline im Anfang dieses Jahres auf 170 Fuss niedergetriebene, fünf Zoll weite Bohrloch hatte 10⁰ R. Temperatur und einen Salz-Gehalt von drei Procent. Nach dem Erdbeben ergab sich der Gehalt um ein und ein halbes Procent höher, bei gleichbleibender Temperatur, ohne dass in diesem Zeitraum das Bohrloch weiter niedergetrieben wurden ist.

Nachdem der Verf. die Wirkungen in den preussischen Provinzen betrachtet, wendet er sich andern Ländern zu. Von allen scheint das Herzogthum Nassau am stärksten heimgesucht worden zu sein. So war z. B. die Erschütterung in Ems so heftig, dass viele Personen schreiend aus den Häusern auf die Strasse stürzten. Im Cursaale, wo gerade ein Concert gegeben wurde, glaubte das Auditorium, das Dach und die Decke wollten einstürzen; Alles drängte sich, die Strasse zu gewinnen. Die Mineral-Quellen in Nassaus Bädern erlitten indess keine Veränderungen. Ebenso verspürte man im Grossherzogthum Hessen, in Mainz, Bingen u. a. a. O. das Erdbeben. Noch in Frankfurt und in Darmstadt wurden die Stösse bemerkt; bis nach Mannheim, Carlsruhe, Rastadt, Offenburg und Freiburg auf der rechten Rheinseite, bis Worms, Neustadt, Landau und Strasburg auf der linken Rheinseite sind Wirkungen des Erdbebens zu verfolgen.

Als weitere, ferner liegende Punkte in dem Erschütterungs-Kreis werden unter andern angeführt: Stuttgart, Würzburg, besonders Werthheim, Aschaffenburg und Hanau. Auch vom Vogelsgebirge, von Cassel und Leipzig erhielt der Verf. Nachrichten über Bebungen, die man verspürte. — Auf die Bemerkungen über die Erdbebenkarte können wir hier nicht eingehen, da dieselben, ohne die Karte selbst zur Hand zu haben, unverständlich sein würden; ebenso wenig erlaubt der uns gestattete Raum den interessanten Mittheilungen von J. Schmidt aus Eutin über die Geschwindigkeit der Erdbeben-Schwingungen zu folgen.

Am Schlusse erstattet der Verf. noch einen kurzen Bericht von anderen Erdbeben und verwandten Erscheinungen: die unmittelbar vor oder nach dem 29. Juli sich ereigneten. Unter allen Ereignissen dieser Art ist besonders dasjenige in Toscana vom 14. bis zum 27. des August-Monates das bedeutendste.

*Deutsches Volksblatt aus Schwaben. Herausgegeben von* ***Franz Kapff*** *und* ***Ed. Süskind.*** *Erster Jahrgang. Heft 1—6, oder Januar—Juni. Stuttgart. Ad. Becher's Verlag. 1847. 8. S. 576.*

Wir glauben am besten von dem Gehalte und von der Tendenz dieses Blattes unseren Lesern einen Begriff zu verschaffen, wenn wir die Ankündigung mittheilen, welche das erste Heft begleitete.

„Die gewaltigen, sich mit Blitzesschnelle folgenden Erfindungen und Entdeckungen der Gegenwart, das bunte und rastlose Drängen in allen Theilen der Erde und absonderlich in unserem deutschen Vaterlande, der Kampf der Gegenwart mit der Vergangenheit, das Alles nimmt, auch ohne dass er es will, die Aufmerksamkeit eines jeden Gebildeten in Anspruch, und nöthigt ihn, wenn er nicht stille stehen und hinter der Zeit zurückbleiben will, sich eine genauere Einsicht dessen, was um ihn her geschieht, zu verschaffen. Mit dem blossen Erforschen und Bekritteln dessen, was in der Vergangenheit geschehen ist und womit sich bisher die Gelehrten beschäftigt haben, ist es nicht mehr gethan. Alle Wissenschaft darf nicht mehr bloss das Eigenthum der Gelehrten bleiben, sie muss von ihrer Höhe herabsteigen unter das Volk, absonderlich unter den ehrenwerthen Bürger- und Gewerbsstand; sie muss durch und durch practisch werden und dem Leben dienen. Hiezu ein Scherflein beizutragen, soll die Aufgabe unseres deutschen Volksblattes aus Schwaben sein. Wir nennen es Volksblatt, weil es dem Volke, und zwar im weitesten Sinne, also allen Ständen, welche auf Bildung Anspruch machen und vorwärts schreiten wollen, dienen soll. Wir nennen es deutsches Volksblatt, weil wir dem gesammten deutschen Volke dienen wollen, und die Hebung und Verherrlichung des deutschen Vaterlandes unser Ziel ist. Wir nennen es: aus Schwaben, weil die Herausgeber Schwaben sind und wir unsere meisten Mitarbeiter in Schwaben haben, wiewohl deren auch aus anderen Gauen und Stämmen Deutschlands sind, und jeder gediegene Beitrag zu demselben uns überallher willkommen sein wird, so wie wir auch auf Leser in allen Theilen Deutschlands rechnen."

Das deutsche Volksblatt bildet die Fortsetzung des bis Ende des Jahres 1846 in gleichem Verlage erchienenen deutschen Hausfreundes und Schwabenkalenders; schon die beiden letztern Blätter zeichneten sich durch fassliche und geeignete Aufsätze aus und wir hoffen, dass die nun vereinigten Kräfte, unter der würdigen Leitung von Süskind und Kapff das Trefflichste leisten werden.

Der Inhalt des deutschen Volksblattes ist und soll der ganzen Anlage desselben nach ein gemischter, verschiedenartiger sein; naturwissenschaftliche, historische, politische, ökonomische Mittheilungen sollen neben einander, in bunter Reihe, ihren Platz finden.

Aus den ersten bis jetzt erschienenen sechs Heften führen wir, als Beweis der Vielseitigkeit, folgende Aufsätze an: Das deutsche Vaterland und Volksleben. — Erläuternder Text zu der graphischen Darstellung des Laufes der Planeten im Jahre 1846. — Astronomische Berichte. — Ueber Schiessbaumwolle, deren chemische Zusammensetzung und Eigenschaften. — Vaterländische Geschichte. — Das Jahr 1846. — Das Verhältniss der Landwirthschaft, der Gewerbe, der Industrie und des Handels zu einander und ihre Anforderungen an das deutsche Vaterland. — Die Schwaben. — Die Schlacht der Dithmarsen bei

Hemmingstedt den 17. Febr. 1500. — Das Volksschriftenwesen im deutschen Vaterlande. — Die ersten Amerikaner in Louisiana. — Die hauptsächlichsten Gebrechen der bäuerlichen Landwirthschaft. — Der Nutzen des Küchengartens. — Vaterländische Geschichte. — Ueber Gletscher. — Die schwäbische Alp. — Die deutsche Auswanderung, u. s. w.

Der ungemein billige Preis kann bei einer guten Ausstattung dem löblichen Unternehmen nur fördernd sein.

---

*Geographischer Schul-Atlas, in 21 in Farbendruck ausgeführten Karten entworfen und gezeichnet von* R u d o l p h  G r o s s, *lithographirt und in Farben gedruckt in der artistischen Anstalt von Fr. Malté. — Erste Lieferung. 1. Europa. 2. Afrika mit Carton „Landenge von Suez". 3—6. Deutschland, Belgien, Holland, Schweiz (zum Zusammenstossen). 7. Frankreich. 8. Syrien und Egypten mit Carton: Sinai-Gebirge. — E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. 1847.*

Bei dem hohen Preise der Relief-Karten werden die in Farbendruck ausgeführten stets ein grosses Publicum finden. Unter letzteren, die uns bisher zu Gesicht kamen, zeichnen sich die vorliegenden vortheilhaft aus; sie gewähren einen leichten, scharfen Ueberblick. die Umrisse von Land und Meer prägen sich den Sinnen deutlich ein.

Die zweite Lieferung, welche bald folgen soll, wird enthalten: Asien; Nord- und Süd-Amerika; östliche und westliche Halbkugel nebst Australien mit zwei Cartons „Verhältniss von Land und Wasser und Höhenkarte der wichtigsten Gebirge der Erde mit Angabe der Schnee-Region. Ferner: Mitteleuropa, Spanien und Portugal; Grossbritannien; Schweden und Norwegen; Italien; Türkei und Griechenland; Staatenkarte von Europa; deutsche Bundesstaaten, Belgien, Holland, Schweiz; Staatenkärtchen von Amerika, Asien und Afrika.

Die erste Lieferung, deren Ausführung nichts zu wünschen übrig lässt und acht Blätter umfasst, kostet nur 1 fl. 36 kr., ein verhältnissmässig sehr geringer Preis.

**G. Leonhard.**

---

a) *F. V.* G r a s e r, *Variarum Lectionum libellus, quo aliquot e Ciceronis Tusculanis Disputt. loci emendantur, praeterea unus e Sallustii Catilina.* (Progr. des Gymn. zu Guben. Ostern 1844. 16 S. 4.)

Eine kleine aber nicht zu übersehende Schrift, ob sie gleich nur sieben Stellen behandelt, nicht aus neu eröffneten Hülfsquellen, sondern mit Erwägung des Sinnes und Zusammenhanges, sie entweder zu verbessern oder zu vertheidigen suchend. Der Verf., ob er gleich weitläufig, zuweilen fast weitschweifig, sich in seinen Beweisen ergeht, hat doch die Sprache recht in seiner Gewalt, dringt in den Sinn ein und thut meist ganz gut die Nothwendigkeit seiner Verbesserung dar. Wir besprechen sie, dem Zwecke dieser Jahrbb. gemäss, nur kurz, doch, da solche Schriften in der Regel schwer zu bekommen sind, so weit, dass der Leser sich ein Urtheil bilden kann. Tusc. III, 2, 3: empfiehlt

er mit Recht Madvig's Lesart: ut nobis optime naturae vim vidisse videantur, wofür in den Handschrr. steht optime naturam invidisse, sinnlos: und wir nach Bentlei's Verbesserung optimam magistram invidisse gaben. Jene Verbesserung ist aber nicht von Madvig, sondern schon 1792 von Nissen, der wahrscheinlich auch ein Däne war (Curae novissimae in M. T. C. Tusce. Quaestt. — Altonae. 8. p. 65) gemacht, auch von Tregder aufgenommen werden. — Ebd. Quum vero accedit eodem, quasi maximus quidam magister, populus. Aus der Erwägung des Zusammenhanges macht der Verf. es sehr wahrscheinlich, dass accedit eodem (besonders auch wegen eodem, das keinen rechten Sinn giebt) verdorben sein möge. Aber wenn er uns nun ansinnt, Quum vero prodocet quasi — magister populus, das Horazische ἅπαξ λεγόμενον, dem Griechischen προδιδάσκειν nachgebildet aus Epist. I, 1, 56. zu adoptiren, so müssen wir dagegen in Cicero's Namen protestiren. Da läge den Schriftzügen näher addocet eadem, welches einmal Cicero (Cluent. 37, 104.) und einmal Horatius (Ep. I, 5, 18.) hat, wenn man nicht, da man doch, wegen des kurz vorher stehenden Accedunt etiam poetae, das accedit nicht wird behalten wollen, gar empfehlen will adducit eodem oder advocat eodem. — Ebend. wenn der Text, nach nihil praestantius honoribus, imperiis, populari gloria judicaverunt, fortfährt: ad quam fertur optimus quisque, so fordert der Verf. ad quae —, weil es sich auch auf die honores und imperia beziehen müsse, wogegen wir vermuthen, Cicero könne mit gloria in weiterm Sinne auch die beiden andern Dinge umfassen und dies durch ad quam quidem ausgedrückt haben, welches letztere Wort, wegen Aehnlichkeit der Abbreviaturen beider Wörter, leicht ausfallen konnte. — Ebend. wird gleich darauf bei nullam eminentem effigiem virtutis, sed adumbratam imaginem gloriae die Wegwerfung von virtutis (was nach Bentlei Viele thaten) mit treffenden, ausführlich dargelegten, Gründen beseitigt.

Die Stelle aus Sallustius, Cat. 12 (nicht 13.): sua parvi pendere, aliena cupere, pudorem, pudicitiam, divina atque humana promiscua — habere, von der der Verf. sagt: in quo etiam Kritzii diligentia vitium praetermisit turpissimum, war dem Ref. (wie es oft Manchem zu gehen pflegt) bisher nicht aufgefallen. Jetzt sprang ihm bei dem Anblick der Worte „vitium turpissimum" gleich in die Augen, ohne dass er des Verfs Erörterung las, es werde wohl pudorem, impudicitiam verlangt werden, da Gegensätze vorausgehen und nachfolgen. Und so fand es sich auch. Wir müssen gestehen, dass uns seine Auseinandersetzung sehr überzeugend schien. Wie leicht konnte das vorausgehende m die Negation absorbiren. Seltsam, dass Havercamp in seiner Ausgabe das von Gruter und Popma zwischeneingeschobene amicitiam mit den Worten verwirft: contra Sallustii mentem, qui duo continuat opposita, und doch nicht auf den Gegensatz kam. — Tusc. I, 38, 91: Natura vero sic se habet, ut, quomodo initium nobis omnium rerum ortus noster afferat, sic exitum mors. Ut nihil pertinuit ad nos ante ortum, sic nihil post mortem pertinebit. Sehr gut wird nachgewiesen, dass diese beiden so getrennten Sätze gegen Cicero's Sinn sind, dass sie aber als Vordersatz mit dem Ausdruck der Bedingtheit, und dazu gehörigen Nachsatz den besten Sinn geben. Und so (da ohnehin die besten Handschrr. oben se sic haben) corrigirt der Verf. Natura vero si sic se habet, ut, quo modo — afferat, sic exitum mors; ut (hier beginnt der Nachsatz) nihil pertinuit ad nos ante ortum, sic nihil post mortem pertinebit.

b) *Godofr. Kahntii Symbolae Criticae in M. Tullii Ciceronis epistolas.* (Progr. des Stifts-Gymn. zu Zeitz.) 1844. 4. 12 pp.

Vergebens hatte sich Ref. bemüht, zum Behuf seiner soeben vollendeten Ausgabe der Ciceronischen Verrina II, 2. (de Jurisdict. Sicil.) die Schrift des Hrn. Prorectors Kahnt in Zeitz: Animadvv. Critt. in Verrinas Ciceronis zu erhalten: nun ist ihm das vorliegende Programm zugekommen, wodurch er den Verf. als einen Mann von gesundem Urtheile und einen Kenner des Ciceronischen Sprachgebrauchs kennen lernt, weswegen er es um so mehr bedauert, dass er jenes frühere Programm entbehren musste. *) — Das vorliegende bespricht mehrere Stellen der Briefe, und sucht sie durch Conjecturalkritik zu heilen, was auch Ref. schon in einigen Programmen versucht hat. Wir können ihm zwar nicht durchaus beistimmen: aber Umsicht und Einsicht zeigt sich überall. Ad Att. II, 5, 2, bietet der Text jetzt: Vide securitatem meam. Aber die ältesten Handschriften haben vide re vitam m., vide te civitatem m., vide re civit. m. Auch securitatem, wie die Lesarten lenitatem, severitatem, caecitatem, dürfte blosse Conjectur eines alten Correctors seyn, und wie Murets levitatem. Hr. K. weist aus dem Zusammenhange nach, dass Cicero durch die vorangegangenen vielen Fragen nach Neuigkeiten, so sehr er sich sonst, und gleich nachher, als der politischen Umtriebe überdrüssig erklärte, doch das Gegentheil von dem verrathe, was securitatem ausdrückt. Der Verf. vermuthet also mit vieler Wahrscheinlichkeit curiositatem, und vergleicht dazu ad Att. IV, 11. VI, 1. II, 12. Weniger nothwendig scheint uns zwei Zeilen weiter unten bei Sic, inquam, in animo est. Vellem ab initio die aus den Varianten einiger Handschrr. sic vellem, si vellem gezogene Vermuthung: Sic — in animo: ac vellem —; verwerflich jedoch auch nicht. — Ad Att. II, 15, 2: Tamen seu ruet seu eriget rem publicam, praeclarum spectaculum mihi propono. Hier will der Verf. seu eruet seu eriget, so dass Cicero in den Worten eruet und eriget ein Wortspiel vorbringe, was er nicht selten thue; auch, meint er, die Construction (mit rem publicam) fordere ein Verbum transitivum, und das sey ruere bei Cicero nicht. Aber erstlich fragen wir, warum soll denn das zweite Verbum (eriget) nicht genügen, um den Accusativ herbeizuführen? warum soll ruet nicht heissen können: „mag er sich nun von seinem Drange hinreissen lassen" —? und endlich: was soll denn eruet — rem publicam heissen? Das ist ja so ganz gegen Cicero's Sprachgebrauch, dass es bei ihm nicht nur nicht vorkommt, sondern gar nicht vorkommen kann. Umstürzen könnte es nur in der Sprache der Dichter oder des Tacitus heissen. Dafür könnte aus dem Wirrwarr in den Handschriften (si veru et get, servetget, servet serget) eher seu evertet als Conjectur erwartet werden, wofür Belege bei Cicero nicht fehlen würden. — S. 5. IV, 2, 3. wird eine Stelle berührt, die Ref. im fünften Hefte seiner Symbb. critt. ad Cic. p. 2. (1842) auch schon besprochen hat: Nuntiat (Clodius) inani populo, pontifices secundum se decrevisse. Wir stiessen uns an inani populo, weil Cicero hier das Volk nichts weniger als herabsetzen will; weswegen wir auch die Vertheidigung von inani populo (aus Tusce. V, 19, 54: a vano po-

*) Schon im J. 1829. hat der Verf. ebend. Animadvv. critt. in nonnullos locos Tullianos herausgegeben, die uns auch nicht näher bekannt geworden sind.

pulo repulsam fert) ablehnten: und vermutheten inani clamore populo. Gegen unsere Ablehnung der Billerbeck'schen Vermuthung inanis (nuntiat) populo, weil sonst homo inanis gesagt werden müsste, widerspricht er zwar, aber er widerlegt die Behauptung, die sich auf Cicero's Sprachgebrauch stützt, nicht. Eben so wenig finden wir uns durch seine Ablehnung von clamore widerlegt (weil die Notiz, dass Clodius mit Geschrei dem Volke die Sache gemeldet habe, nichts zur Sache thue), da man ja die Rede eines Anmaassenden, auch wenn er nicht gerade ein Geschrei erhebt, im Unmuth doch clamor nennen kann. Giebt man zu, dass Etwas herausgefallen sey, so halten wir unsere Conjectur für besser, als das von Hrn. K. vermuthete nuntiat insanus populo, das wohl schwerlich in das iam der Handschrr. verwandelt worden wäre. Wäre iactanter Ciceronisch, wir würden es unserer Conjectur vorziehen. — III, 19, 2: Me tuae litterae nunquam in tantam spem adduxerunt, quantam aliorum. Das hier von Ernesti bis Orelli gegebene in quantam weist Hr. K. passend durch das Beispiel aus Cic. ad Qu. Fr. I, 4, 4 (nicht 5) zurück: quoniam in tantum ludum et laborem detrusus es, quantum nemo unquam. — S. 7. ad Att. 7, 1, 8: Ad eos ego etiam antea scripsi et ad ipsum Hirrum. Hier will Hr. K. Ad eos ego etiam antea scripsi, scripsi et ad ipsum Hirrum: was sich wohl hören lässt. Wir übergehen mehrere Stellen, deren Verbesserungen meistens sich durch Leichtigkeit empfehlen, wenn auch nicht immer durch innere Nothwendigkeit, und wenden uns zu der letzten aus ad Q. Fr. I, 1, 35: Potes etiam tu id facere — ut commemores, quanta sit in publicanis dignitas, — ut — publicanos cum Graecis gratia atque auctoritate coniungas. Sed & ab iis, — qui tibi omnia debent, hoc petas, ut — nos eam necessitudinem — conservare patiantur. Hier will der Verfasser das bezeichnete Sed weggestrichen wissen, weil der Sinn des zweiten Satzes, der nur nach dem ersten in gleichem Sinne Etwas beifügt, der Adversativpartikel widerstrebe. Allein sie geht recht gut an; denn sie giebt zu verstehen: „doch das ist noch nicht genug; du kannst noch mehr thun, nämlich ausserdem u. s. w. wodurch das Sed seine volle Berechtigung erhält.

---

c) *Dr. Frdr. Schneider, De Ciceronis Fragmentis. (Programm des Gymnasiums zu Tezemeszno.) 1844. 15 S. 4.*

Schon im Jahre 1841 gab der Verfasser (ebd. 15 S. 4.) Hortensii, libri Ciceroniani Fragmenta heraus, worin er den Bruchstücken genauer, als es bis jetzt geschehen war, ihre Stelle nachzuweisen suchte, und dies nicht ohne Ausbeute durch wiederholtes Studium des Cicero und des Lactantius bewirkte. Seitdem hat er noch die von Orelli und Baiter herausgegebenen Scholiasten studirt, die er vorher nicht berücksichtigt hatte. Dadurch wurde er denn über Einiges gewisser, Anderes konnte er berichtigen, auch gewann er für die Ciceronischen Fragmente Neues: z. B. in dem Scholiasta Gronovianus in Act. II. Lib. I. 20, 54. p. 404, welches Scholion zugleich zu verbessern gesucht wird: bei Fragmenten immer eine missliche Sache, wie man aus den Versuchen von Jac. Gronov, Schütz und Madvig über diese Stelle sehen kann.

*(Schluss folgt.)*

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Es wird dagegen eine vermeinte Vindicirung dreier Fragmente für den Hortensius, die Hr. Schneider im vorigen Programm ausgesprochen hatte, zurückgenommen, und dieselben als zum Lucullus gehörig anerkannt. S. 6 kommt er auf Bruchstücke von Reden, auch bei den Scholiasten, zu sprechen, welche theils berichtigt, theils vervollständigt werden; S. 8 auf die Brieffragmente; S. 9—12 auf die Dichtungen des Cicero; endlich von S. 12—15 wird von einem Gedichte gesprochen, dessen in den bisherigen Fragmentensammlungen und in den Verzeichnissen der verlorenen Werke des Cicero keine Erwähnung geschieht, nämlich einem Gedichte auf Cäsars Feldzug nach Britannien: ein Stoff, den auch Cicero's Bruder, Quintus (bekanntlich ein poetischer oder vielmehr phantastischer Mensch), poetisch bearbeitete. Am Schlusse verspricht der Verfasser, sich bei einer andern Gelegenheit über die Rede pro Archia poëta ausführlicher auszusprechen.

d) *Cicero num Catilinam repetundarum reum defendit? Examinavit C. A. F. Brückner. (Beilage zum Programm des Gymnasiums zu Schweidnitz, 1844. 11 S. 4.)*

Fenestella behauptete, Cicero habe den ex lege repetundarum angeklagten Catilina (v. C. 64 oder 65) vertheidigt: Asconius Pedianus verneinte es. Middleton hielt es mit dem Letztern: Tunstall mit dem Erstern (s. darüber Ciceronis Opp. ed. Orelli, T. VI. d. i. Onomasticon Tullianum. Pars I. p. 43 sq.) und führte für seine Ansicht die Stelle Cic. ad Att. II. 1, an. Für ganz abgethan ist, nach Herrn Brückner, die Sache noch nicht zu halten, und eine neue Untersuchung nicht überflüssig. Es fragt sich erstlich, ob es sich von Cicero, der später den Catilina in seiner Schändlichkeit erkannte, erwarten lasse, dass er den Cat. damals entweder für unschuldig gehalten oder, durch Umstände veranlasst, dessen Vertheidigung dennoch übernommen habe. Consequent sey er aber als Sachwalter (setzt der Verfasser hinzu) nicht immer gewesen. Er habe in der Or. pro Cluent. 50, 139 ausdrücklich gesagt: Errare vehementer, si quis in orationibus, quas in iudiciis habuerit, auctoritates ipsius consignatas se habere arbitretur. Omnes enim illas orationes, causarum et temporum esse, non hominum ipsorum ac patronorum. Dass Cicero den Catilina (wenn es geschah) früher vertheidigt, später angeklagt habe, sey nicht auffallender, als dass er den Vatinius und den Gabinius, die er früher aufs Härteste angegriffen, später als Angeklagte, vertheidigte. Fenestella's und Asconius' Autoritäten, genau abgewogen, heben einander gleichsam auf, halten sich auf jeden Fall so ziemlich die Wage. Es bleibt, da sich aus Ciceronischen Stellen nur Schlüsse ziehen, aber keine bestimmten und schlagenden Beweise schöpfen

lassen, nur die Frage übrig, ob Cicero mit Catilina einmal in einem Verhältnisse stand, dass er dessen Vertheidigung mochte übernommen haben. Nach Abwägung des Für und Wider ergiebt sich dem Verfasser das Resultat: Cicero habe anfangs wirklich im Sinne gehabt, den Catilina zu vertheidigen, habe aber nach genauer Erwägung der Sache, die Ausführung des gefassten Vorsatzes unterlassen. Dass übrigens damals Catilina, obgleich sein bei der Verwaltung von Afrika begangenes Unrecht gewiss war, durch das Zurücktreten des Klägers dennoch freigesprochen wurde, ist bekannt *).

---

*Uebungen im Uebersetzen aus dem Deutschen und Lateinischen in das Griechische. Für obere Gymnasialclassen herausgegeben von Fr. Ad. Heinichen, Dr. der Philos. Lic. d. Theol. u. Pror. d. Gymn. zu Zwickau. Leipzig bei Bernh. Tauchnitz. 1845. VIII. u. 112 S. 8*

Wer heut zu Tage eine Anleitung zu griechischen Stylübungen herausgiebt, braucht fast nicht nur aus einander zu setzen, warum er die schon vorhandene grosse Zahl solcher Schriften mit einer neuen vermehre, sondern er müsste, zumal wenn er, wie unser Verfasser, für obere Gymnasialclassen schreibt, eigentlich erst gegen unsere neuesten Reformer auf diesem Gebiete, demüthig sich verbeugend, die Frage wagen, ob sich denn noch Jemand erdreisten dürfe, eine andere Meinung zu hegen, da bekanntlich Niemand intoleranter ist, als Diejenigen, welche den alten und neuen Sophisten die Kunst abgelernt haben, mit ihrer Dialektik das zu üben, was Sokrates τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν nannte. Hr. Dr. H. geht darüber, wie billig, weg. Wir haben von demselben Verfasser im Jahre 1843, im zweiten Doppelhefte dieser Jahrbücher, ein Lehrbuch des lateinischen Styls (Leipzig. 1842. Köhler) angezeigt und nach unserer Ueberzeugung gewürdigt: seine ebend. im Jahre 1839 erschienenen Uebungen im lateinischen Styl für obere Gymnasialclassen sind uns nicht zu Gesichte gekommen. Von den vorliegenden sagt der Verfasser, er habe sie eingerichtet, wie jene, weil die darin befolgte Methode Beifall erhalten habe, und habe diese Methode hier nur nach der Verschiedenheit des Stoffes modificirt. Der Hauptzweck in den obern Classen könne natürlich nicht mehr blos Einübung der griechischen Formenlehre seyn, was die untern oder vielmehr mittlern Classen thun, die auch schon die Syntax theilweise in ihr Gebiet zu ziehen haben; aber ihr Zweck könne auch nicht in der Weise die Bildung des Styls seyn, wie sie sich in der lateinischen Sprache, welche in dieser Hinsicht überwiegen müsse, erzielen lasse. Es sey vielmehr die Befestigung in der griechischen Syntax ihr Ziel zum Behuf bessern Verständnisses der Classiker; und dafür geschehe in den bisherigen Uebersetzungsbüchern theils zu viel, theils zu wenig. Zu viel, weil man alle syntaktische Regeln, leichte wie schwere, gleichmässig berücksichtige, da doch jene nur noch gelegentlich vorzukommen brauchten;

---

*) C. Th. Zumpt: De Legibus Judiciisque Repetundarum (Berol. 1845. 4.) p. 58 berührt die Sache auch, indem er sagt: „A. 65 [a. C.] Catilina praetorius ex Africa factus est reus a P. Clodio adolescente. Cicero eum defendit, et absolutus est ipso volente accusatore, quamquam senatorum urna damnavit. Vide Cic. ad Att. I, 2. Tunstall. Epist. ad Middletonum p. 27 apud Orellium in repetit. Vitae Ciceronis a Fabricio conscriptae p. 43, not."

zu wenig, weil die schwierigern und eigenthümlichern Regeln zu wenig bedacht wurden, namentlich die vom Gebrauche des Artikels, der Tempora (besonders des Imperfectums, Aorists und Perfectums), vom Infinitiv, vom Participium, vom Gebrauche der Modi, von der Attraction. Es unterscheide sich ferner seine Methode dadurch, dass durch dieses Buch die geistige Thätigkeit und das Selbstdenken der Schüler in höherm Grade angeregt und in Anspruch genommen werde, indem der Verfasser nur Winke giebt, und nicht gerade die Andeutungen zu den betreffenden Worten des Textes setzt, die der Schüler dann sich auffinden muss, wo dann nur zuweilen ein ausgezeichneter Druck ihn leitet. Dass der Verfasser lateinische und deutsche Aufgaben mit einander abwechseln lässt, können wir gleichfalls nur billigen; eben so, dass er es in Aufgaben für obere Schüler vermeidet, abgebrochene einzelne Sätze ohne Zusammenhang an einander zu reihen. Woher der Verfasser seine Themen hat, möchte gewiss mancher Lehrer wissen, um den Grad der Classicität zu kennen, den die zum Grunde gelegten Muster ansprechen können. Wir haben die meisten, doch nicht alle, gleich bemerkt. Im Allgemeinen sagt er, er habe die Aufgaben aus griechischen Schriftstellern entlehnt, und zwar meist aus solchen, die den Schülern weniger bekannt seyen, oder es seyen bei bekannteren solche Veränderungen vorgenommen worden, dass, wenn auch der Schüler die Quelle entdecken sollte, er dennoch nicht leicht eine Täuschung mit Erfolg versuchen könnte. Wir finden diess so in den von uns verglichenen Stellen, haben auch bei den spätern Griechen, z. B. dem Uebersetzer von Cäsar de Bello Gallico und dem von Cicero's Cato major Abänderungen gefunden, wo durch die vom Verfasser unterlegten Ausdrücke die Gräcität jener Interpreten verbessert wird. Das ist es, was Diejenigen zu erwarten haben, welche sich dieses Buches in ihren Schulen bedienen wollen, wozu wir es mit Recht empfehlen zu dürfen glauben. Ins Einzelne einzugehen mag den Zeitschriften für Philologie und für Gymnasien vorbehalten bleiben. Wäre es unser Zweck, so würden wir das tot artes, tantae scientiae, wo der griechische Uebersetzer τοσαῦται τέχναι, τοσαῦται ἐπιστῆμαι hat, herausheben und fragen, ob er absichtlich das Komma nach artes gesetzt habe, und tantae scientiae nicht für den Genitiv mit Klotz, sondern mit Freund für den Nom. (Arten des Wissens) nehme?

**G. H. Moser.**

---

*Procli Commentarius in Platonis Timaeum graece recensebat C. E. Chr. Schneider, litt. antiqq. P. P. O. Vratislav. Vratislaviae. Eduardus Trewendt. Parisiis. Fridericus Klincksieck. Londini, Williams et Norgate. 1847. VI. und 876 S. in gr. 8.*

Der Commentar des Proclus zu dem Platonischen Timäus — einer der vorzüglichsten unter den derartigen Schriften dieses Neuplatonikers — ist bekanntlich nur einmal im Druck erschienen, in der Basler Ausgabe des Plato vom Jahre 1534, durch Simon Grynäus aus einer Englischen Handschrift besorgt. Aber wie fehlerhaft und theilweise entstellt dieser Abdruck ist, hat Jeder erfahren, der in die Nothwendigkeit kam, denselben einsehen und gebrauchen zu müssen. Diesem Uebelstande wird durch die vorliegende Ausgabe abgeholfen, die einen soweit als nur immer möglich correcten Textes-Abdruck

liefert, wobei eine Münchner Handschrift (Nr. 382), dann eine lateinische Uebersetzung eines Leonicus Thomäus, die auch grossentheils in einer Breslauer Handschrift vorlag (gedruckt erschien dieselbe mit andern Schriften und lateinischen Uebersetzungen ähnlicher Art desselben Verfassers zu Venedig 1525. Nicolai Leonici Thomaei Opuscula etc.), und Taylor's Englische Uebersetzung benutzt, aber auch gar Vieles, was zum Theil als offenbares Versehen oder Druckfehler sich herausstellte, vom Herausgeber geradezu geändert und berichtigt, Anderes auch in den Noten bemerkt ward. Mit aller Sorgfalt sind die abweichenden Lesarten unter dem Texte angeführt, hier auch die von Proclus citirten oder berührten Stellen älterer Griechischer Schriftsteller nachgewiesen: wie denn überhaupt, was des Herausgebers Sorgfalt zur Herstellung eines lesbaren und bis in alle einzelne Formen berichtigten Textes betrifft, gewiss Nichts vermisst werden dürfte. Und dass diess Nichts geringes war, kann schon der blosse Umfang dieses hier circa neuntehalbhundert Seiten einnehmenden Commentar's zur Genüge andeuten. Dass die Benutzung von vier Pariser Handschriften unterblieben, würde, wenn die Aeusserung von Jules Simon-Suisse (in dessen zu Paris 1839. 8. erschienenen, an zweihundert Seiten starken Schrift: Du Commentaire de Proclus sur le Timée de Platon), auf welche der Herausgeber sich bezieht, Richtigkeit hat, allerdings nichts verschlagen, da diese Handschriften dieselben Lücken, wie die übrigen bieten sollen; indessen ist dawider von A. J. G. Vincent unlängst in der Revue de philologie II, 4. p. 347 ff. Einsprache erhoben und selbst an einer Reihe von Stellen gezeigt worden, wie diese Handschriften zum Theil wirklich Besseres bieten und einzelne Lücken ausfüllen; überdem wird versichert, dass in einem dem Herrn Mynas (sic) gehörigen Manuscript des XII. Jahrg., das aber nur die drei ersten Bücher enthält, die Lücken, die in den gedruckten Ausgaben sich finden, nicht vorkämen! Dann wäre freilich die Kritik dieser Schrift und die Textesgestaltung noch keineswegs abgeschlossen und unserm Herausgeber wenigstens Gelegenheit zu einem wünschenswerthen Nachtrag seiner Ausgabe gegeben. Auf Erklärung des Textes, es sey in sprachlich-grammatikalischer, oder auch in sachlicher, namentlich philosophisch-historischer Hinsicht hat sich der Herausgeber nicht eingelassen, es lag diess wohl seinem Plane fern, der sich blos auf einen kritisch berichtigten Text beschränkte. Eine gute Zugabe bildet der Index Rerum (p. 851—876), der Alles von einigem Belang, was in diesem Commentar vorkommt, enthält, insbesondere auch alle darin vorkommenden Anführungen älterer Schriftsteller (wie z. B. die zahlreichen aus Plato); da nicht auf die Seitenzahlen dieser Ausgabe, sondern auf die der Basler Ausgabe (die übrigens am Rande dieser Ausgabe beigefügt sind) verwiesen wird, so kann dieser Index für beide Ausgaben gut benutzt werden. Dass der Verfasser den Namen des Autors nicht in die von Einigen neuerdings vorgeschlagene Form Proculus umgeändert hat, sondern bei der ältern Form Proclus geblieben ist, billigen wir, weil wir uns vom Gewicht der Gründe, die für eine Veränderung dieses Namens sprechen, noch nicht haben überzeugen können, vielmehr von einer solchen Aenderung nur eine Verwechslung befürchten.

***Olympiodori** philosophi scholia in Platonis Phaedonem. Ex libris scriptis edidit **Christoph. Eberh. Finckh**, philos. D. AA. LL. M. Heilbronnae sumtibus Joh. Ulr. Landherr. MDCCCXLVII. XVI und 228 S. in gr. 8.*

Durch diese neue Publication wird der Kreis dessen, was uns von den Bemühungen der späterer Erklärer Plato's noch zugänglich ist, wesentlich erweitert. Mehrfach war früher schon von den verschiedenen Herausgebern des Platonischen Phädon auf die Scholien oder den Commentar — wie man es nun nennen will — des Olympiodorus zu dieser Schrift hingewiesen, und schon seit Forster und Wyttenbach selbst Einzelnes davon aus Oxforder und Leidner Handschriftfen mitgetheilt worden, ja gerade vor 30 Jahren ein grösseres Stück aus einer Florentiner Handschrift, unter Benutzung von drei andern der Marcusbibliothek zu Venedig (darunter einer des zehnten Jahrhunderts angeblich — der Quelle, wie es scheint, der übrigen) durch zwei gelehrte Griechen, Andreas Mustoxides und Demetrius Schinas zu Venedig herausgegeben worden. Mittlerweile hatte auch Cousin, in mehreren in das Journal des Savants vom Jahre 1834 und 1835 eingerückten Artikeln sich näher über diesen in fünf Pariser Handschriften vorfindlichen Commentar des Olympiodorus verbreitet, während unser Herausgeber, schon vor Cousin mit der nun nöthig gewordenen Publication des Ganzen beschäftigt, erst jetzt, durch buchhändlerische Rücksichten verzögert, dazu gelangen konnte, seine mühevolle und verdienstliche Arbeit im Druck einem grösseren Publikum, das an solchen Schriften Interesse nimmt, zu übergeben. Er hat aber seinerseits gewiss Alles gethan, was man von dem Herausgeber einer solchen Schrift erwarten konnte, die nicht so bald, bei der verhältnissmässig geringen Zahl ihrer Leser, auf erneuerte Abdrücke und Auflagen zählen kann. Zuvörderst giebt er uns vollständig Alles, was unter des Olympiodorus Namen zum Platonischen Phädon noch vorliegt: wenn es auch keineswegs in seinem ganzen Umfang von der Hand des Olympiodorus herrühren kann, sondern als das Werk mehrerer Erklärer und Verehrer des Plato in später Zeit erscheint, mithin gewissermassen den Charakter einer Sammlung von Erklärungen und Erörterungen des Olympiodorus und anderer, etwa gleichzeitiger oder doch der Zeit nach nicht sehr verschiedenen Platoniker annimmt. Die Grundlage des Textes der ganzen Publikation bildet eine ehedem Augsburger, jetzt Münchner Handschrift, aus dem Jahre 1569, zu Padua von einem gelehrten Griechen aus Creta, Sophianus geschrieben; drei andere Handschriften, eine Münchner, Zeitzer, Hamburger, wurden ebenfalls dabei benutzt, ingleichen die einzelnen, im Druck an den oben bemerkten Orten zerstreut mitgetheilten Stücke, sammt den Bemerkungen der Herausgeber. Unter dem auf jener Grundlage beruhenden und hiernach in möglichst berichtigter Fassung gebrachten Texte befinden sich die abweichenden Lesarten, jedoch nur die namhafteren, mit Weglassung blosser Schreibfehler u. dgl. (was wir billigen, schon um des unnöthigen Wustes willen) angegeben, hier sind auch vielfache Verbesserungsvorschläge des hier und dort ziemlich entstellten Textes mitgetheilt, aus denen man zugleich die Vorsicht und die Gewissenhaftigkeit des Herausgebers zu erkennen vermag, der Vieles der Art auf diese Weise andeutete, was ein Anderer wohl geradezu in den Text genommen hätte: indess bei einer erstmaligen Publikation verdient eine solche Rücksicht doppelte Anerkennung. Ebenso ist auch hier bemerkt, was von an-

dern Gelehrten theilweise und an verschiedenen Orten zur Bildung und Gestaltung des Textes beigesteuert worden: die im Texte der Olympiodorus berührten Stellen anderer älterer Autoren, zumal des Plato, sind nachgewiesen, eben so passende Parallelstellen angeführt, und Manches Andere beigebracht, was zur besseren Einsicht und zum Verständniss des Textes förderlich seyn wird; wozu wir auch die durch den verspäteten oder vielmehr längere Zeit hinausgeschobenen Druck des Buches nöthig gewordenen Nachträge S. X—XVI insbesondere noch rechnen. Was nun den hier abgedruckten Commentar, oder, wie es der Herausgeber nennt, die Scholien selbst betrifft, so zeigen diese allerdings ein sehr verschiedenartiges Gepräge: der erste Theil, der in mehrere einzelne Abschnitte (πράξεις) zerfällt, scheint ohne Bedenken für das Werk des Olympiodorus, dessen Namen an der Spitze steht, angesehen werden zu können, und ist in Fassung und Haltung den von Creuzer bekannt gemachten Scholien Olympiodorus zum ersten Alcibiades des Plato ziemlich ähnlich. Was aber dann, von S. 66, 4 ff. dieses Abdrucks an weiter folgt, und hier durch einen freigelassenen Raum von mehreren Zeilen auch davon getrennt ist, in den Pariser und andern Handschriften aber unmittelbar fortläuft, zeigt eine veränderte Fassung, und nähert sich mehr in der Darstellung den Ausführungen eines Proclus u. A., weshalb der Herausgeber an der Autorschaft des Olympiodorus einen nicht unbegründeten Zweifel hier allerdings S. VI ausspricht; in dem von dem bemerkten Orte an bis S. 171 abgedruckten Stücke wird mit allem Rechte wieder mehrfach unterschieden, so dass wir hier sogar an eine Mehrheit von Verfassern zu denken haben. Diess gilt namentlich auch von dem S. 104 ff. eingeschobenen Stück: περὶ τοῦ ἀπὸ τῶν ἐναντίων λόγων διάταξις κ. τ. λ. Davon verschieden ist dann auch der von S. 172 an bis 208 laufende Rest, der die besondere Aufschrift trägt: Εἰς τὸν φαίδωνα ἀπὸ τοῦ περὶ τῶν ἐναντίων λόγου. Es liegt demnach in dem, was hier zum erstenmal durch den Druck zu unserer Einsicht gelangt, eine Art von Sammlung Dessen vor, was von derartigen Erörterungen dieser spätern, neuplatonischen Philosophen über den Phädon sich noch erhalten hat: und werden wir darum dem Herausgeber doppelten Dank schuldig seyn, dass er sich den Mühen einer solchen Publikation unterzogen und diese letzten Reste einer gelehrten Beschäftigung mit Plato in einer so lesbaren und möglichst berichtigten Gestalt uns vorgelegt hat. Von gleicher Sorge zeugen auch die dreifachen, sehr genau ausgearbeiteten Indices, welche dem Ganzen von S. 209 ff. an beigegeben sind: ein Index der in diesen Scholien vorkommenden Eigennamen, wobei nicht blos die Eigennamen, sondern auch die dazu gehörigen Stellen abgedruckt sind; dann folgt ein Index rerum et verborum notabilium, aus dem auch unsere Griechischen Wörterbücher, die überhaupt die spätere Gräcität noch viel zu wenig berücksichtigen, manchen Gewinn ziehen können, und zuletzt noch ein Index eorum, quae in annotationibus inveniuntur.

---

Ἀριστοτέλης περὶ φιλίας. *Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum Liber octavus et nonus. Edidit atque interpretatus est Adolphus Theodorus Hermannus Fritzschius, Joannis Dorothei F. Gissae. Sumtibus librariae academicae Ferberianae Aem. Rothii. MDCCCXLVII. 166 S. in gr. 8.*

„Juvenibus literarum studiosis hoc Aristotelis libello edendo operam meam

inprimis dicatam esse volui" schreibt der Verfasser in der Vorrede: und diese Aeusserung über die nächste Bestimmung dieser Ausgabe wird auch durch Anlage wie Ausführung derselben bestätigt. Neben dem correcten Abdrucke des Textes finden wir unter demselben einen fortlaufenden, äusserst genau und sorgfältig ausgearbeiteten Commentar, wie er insbesondere geeignet erscheint, jüngere Leser einzuführen in das Studium der Aristotelischen Schriften, die dem minder Geübten, am Anfange besonders, manche Schwierigkeiten entgegenstellen, welche dadurch noch vermehrt werden, dass auch in unsern Wörterbüchern und sonst im Ganzen bisher Aristoteles weniger beachtet worden ist. Deshalb hat der Herausgeber in diesen Bemerkungen hauptsächlich auf Erörterung des Sprachlichen wie der Grammatischen Rücksicht genommen, was man gewiss nur billigen kann. „In grammaticis si nimius fuisse videar, juvenibus me scripsisse mementote": ist seine desfalsige Entschuldigung, die wir auch keineswegs von der Hand weisen, indem darüber das eigentlich Exegetische keineswegs vernachlässigt ist, vielmehr überall mit grosser Sorgfalt der Gang des Ganzen, der Zusammenhang der einzelnen Theile und Abschnitte nachgewiesen ist. Die grammatischen und sprachlichen Bemerkungen sind stets durch andere Beispiele und Belege oder Nachweisungen auf wohl zugängliche Werke unterstützt, die Erklärung selbst ist klar und bündig, und zeigt durchweg den in G. Hermann's Schule gebildeten Philologen. Uebrigens wird die vom Herausgeber getroffene Auswahl dieser Abschnitte über die Freundschaft gleiche Billigkeit darum finden können, weil der Inhalt für jugendliche Gemüther Etwas anziehendes hat, und ein Jeder, wenn er diese beiden Bücher in dieser Bearbeitung durchstudirt hat, dann gewiss weit eher zu den logischen und anderen Schriften des Aristoteles übergehen und deren Studium mit Erfolg betreiben kann. Ein dreifaches Register über den Inhalt der Noten ist am Schluss beigegeben. Druck und Papier ist sehr befriedigend ausgefallen.

---

*Platonis Apologia et Crito. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Editio tertia superioribus multo auctior et emendatior. Gothae, sumtibus Fridericae Hennings. Londini apud D. Nutt, 158 Fleet Street. MDCCCXLVI. LVI und 203 S. in gr. 8. (auch als Vol. I. Sect. I. von: Platonis Opera omnia. Recensuit et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum; in der Bibliotheca Graeca, curantibus Friederico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost.)*

Wir haben die verschiedenen Fortsetzungen, welche in dieser Bibliotheca Graeca nach und nach erschienen sind, in diesen Blättern stets zur Kunde unserer Leser zu bringen gesucht, da wir, wie das ganze Unternehmen und dessen Anlage, so die Ausführung im Einzelnen nur billigenswerth und den Zwecken, die dem ganzen Unternehmen zu Grunde liegen, entsprechend fanden. Um so erfreulicher muss es uns aber seyn, von der Bearbeitung des Plato hier eine dritte Ausgabe ankündigen zu können, welche zwar in demselben Maasse, wie ihre beiden Vorgänger gehalten ist, aber im Einzelnen überall die sorgfältige Pflege des Meisters erkennen lässt, der, mit seinem Schriftsteller, dessen Ideenkreis wie dessen Ausdrucksweise bekannt, wie Wenige unter den jetzt Lebenden, eben so gut auch die Bedürfnisse derjenigen kennt, welchen zunächst

diese Bearbeitung bestimmt ist. Diese, und wir denken zunächst an jüngere Leser, obwohl auch mancher Lehrer Manches hier finden wird, was zur eigenen Belehrung und Anregung ihm dienen kann, haben hier das beste Mittel, sich mit der Sprache und Ausdrucksweise des Plato bekannt zu machen, dadurch dann auch in den Inhalt seiner Dialoge, in Wesen und Geist derselben einzudringen und auf diesem Wege zu einer gründlichen Bekanntschaft mit Plato, seiner Sprache, seinen Gedanken und Lehren zu gelangen, wie sie in der That die Grundlage jedes weiteren Studiums der nachfolgenden und späteren Philosophen, wie der Kirchenväter, bilden kann. In dem vorliegenden ersten Theile dieser neuen dritten Ausgabe ist ausser den beiden auf dem Titel bezeichneten Schrifen (Apologia und Crito), die wir immerhin auch als eine für die oberste Classe unserer Gymnasien geeignete, und in das weitere Studium des Plato einführende Lectüre betrachten, auch die, in den beiden frühern Ausgaben gleichfalls vorgedruckte Abhandlung De Platonis vita, ingenio et scriptis aufgenommen (S. I—LVI; in der zweiten Ausgabe in Allem LII S.); es ist auch hier die Grundlage wie die Ausführung im Ganzen dieselbe geblieben, allein Einzelnes ebenfalls umgestaltet oder erweitert worden: was z. B. auch insbesondere von der beigefügten Literatur gilt. Noch mehr wird man diese Erweiterung wahrzunehmen Gelegenheit haben bei den den Text der beiden Stücke begleitenden Anmerkungen, den kritischen wie den exegetischen, zumal als hier auch auf das Neueste stets die gebührende Rücksicht genommen ist; wodurch freilich, was auf 169 S. der zweiten Ausgabe enthalten war, hier zu 203 S. angewachsen erscheint. Es mag darum diese neue Ausgabe allen Freunden Plato's aufs beste empfohlen seyn. Eine ähnliche Empfehlung dürfen wir wohl mit gleichem Recht auch einer andern dritten Ausgabe derselben Bibliotheca Graeca zukommen lassen, die eines der jetzt, seit der erneuerten Aufführung, auch in dem Original mehr als bisher gelesenen Stücke des Sophocles betrifft:

*Sophoclis Tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunderus. Vol. I. Sect. IV. continens Antigonam. Editio tertia multis locis emendata. Gothae et Erfordiae MDCCCXLVI. sumtibus Fridericae Hennings. 151 S. in gr. 8.*

Und dieser reihen wir noch an eine weiterere Fortsetzung einer Xenophonteischen Schrift, als Vol. IV, Sect. III. der Opera des Xenophon:

*Xenophontis Hiero. Recognovit et interpretatus est Ludovicus Breitenbach, phil. Dr. gymnasii Vitebergensis subrector. Gothae etc.* (wie oben) *MDCCCXLVII. XIV u. 76 S. in gr. 8.*

Diese Bearbeitung des Xenophonteischen Hiero schliesst sich ganz den in derselben Bibliotheca von demselben Gelehrten besorgten Ausgaben des Oeconomicus und des Agesilaus (s. diese Jahrb. 1846. p. 800) an, sie ist ganz nach denselben Grundsätzen und in gleicher Behandlungsweise ausgeführt, überall Rücksicht nehmend auf die neuesten, dieser Schrift zugewendeten Forschungen, so wie auf das, was Zweck und Bestimmung dieser Ausgabe, dem zu Grund liegenden Plane gemäss, erfordert. In der Praefatio verbreitet sich der Verfasser über die Lebensverhältnisse, über Bildung und Charakter der beiden in diesem Dialoge auftretenden Personen, des Hiero und des Simonides; er sucht dann den Inhalt des Dialogs — gewissermassen eine Vertheidigungsschrift

der Tyrannis — mit Delbrück zu erklären aus den besondern Verhältnissen zu der Zeit, als Xenophon zu Scillus diesen Dialog schrieb, wo die thessalischen Tyrannen Polydamas zu Pharsalus und insbesondere Jason zu Pherä die allgemeine Aufmerksamkeit Griechenlands in einer solchen Weise auf sich gezogen hatten, dass auch das ausser Thessalien gelegene Griechenland Besorgnisse daraus zu schöpfen begann. Diess mochte dann zu einer nähern Untersuchung und Beleuchtung der Tyrannis selbst eine Veranlassung bieten, die dann auch weiter Gelegenheit gab, die nächste Frage zu beantworten, was ein Tyrann zu thun habe, um das von ihm beherrschte Land glücklich zu machen. Und zur Erörterung einer solchen Frage konnte die Wahl des Hiero und des Simonides als redender Personen passend erscheinen; Xenophon's Abneigung gegen die demokratischen Zustände seiner Vaterstadt wird aber wohl auch in Anschlag gebracht werden müssen, wenn wir nach den Motiven fragen, die zu einer Zeit, wo im griechischen Mutterland selbst, ausser den bemerkten Erscheinungen im Norden Griechenlands, kaum noch eine Spur von Tyrannis anzutreffen war, den Xenophon veranlassen konnten, die Tyrannis, im Widerspruch mit der herrschenden Volksansicht, welche sie als die scheusslichste aller Regierungsformen und den Tyrannen selbst als den sittlich unwürdigsten aller Menschen ansah, zum Gegenstand einer Besprechung zu machen, die einerseits das Leben eines Tyrannen in einem andern Lichte, als der Hellene es zu betrachten gewohnt war, darstellen, dasselbe als ein freudenloses, mit Aufopferungen jeder Art, auf die der Privatmann nicht verzichtet, verknüpftes schildern, anderseits aber auch zugleich zeigen sollte, wie unter gewissen Bedingungen die Tyrannis nützlich und wohlthätig werden könne und das Glück der Unterworfenen wahrhaft zu fördern im Stande sey. Und wenn in diesem Gespräch dem erstern Theile eine grössere Ausdehnung gegeben ist, als dem zweiten, so mag diess nicht absichtslos von dem Verfasser geschehen seyn, der auf dem ersten Wege besser einwirken, irrige Ansichten beseitigen und dadurch für die entgegengesetzten, eigenen Ansichten von den Vorzügen einer monarchischen Regierungsform im Gegensatz zu der jetzt herrschenden Demokratie, desto eher gewinnen zu können, hoffen mochte. So wird selbst in dieser Darstellung eine eigene Rechtfertigung Xenophons, hinsichtlich seiner eigenen, in Griechenland vielfach Anstoss erregenden, politischen Ansichten, gefunden werden können. Doch, es ist hier nicht der Ort, diese Punkte weiter auszuführen, wohl aber daran zu erinnern, wie in dieser Bearbeitung des Hiero, neben einem guten Texte, Sprache und Sache gleichmässig berücksichtigt, wie durch diese Erörterungen die richtige Auffassung und das Verständniss dieser aus so manchen Gründen auch für unsere Zeit beachtenswerthen Schrift wesentlich gefördert und ihre Lectüre erleichtert worden ist.

Hinsichtlich des Xenophonteischen Oeconomicus, von welcher wir, wie oben schon bemerkt ward, von demselben Gelehrten früher eine gleich empfehlenswerthe Ausgabe erhalten haben, wird wohl bei dieser Gelegenheit an eine Schrift erinnert werden können, welche nicht sowohl den Text und die Kritik oder die Erklärung desselben zum Gegenstand hat, sondern den Inhalt dieser Schrift, vom nationalökonomischen Standpunkt aus, aber mit philologischer Gründlichkeit, und unter Zuziehung der inhaltsverwandten Schrift über die Einkünfte Athens, so wie einzelner, hierher einschlägigen Stellen der Memorabilien, zum Gegenstande sich genommen hat, wir meinen die als Festschrift der Marburger Universität (1845) erschienene Abhandlung des Professors der Staatswissenschaften an dieser Universität, Bruno Hildebrand, unter dem Titel:

*Xenophontis et Aristotelis de oeconomia publica doctrinae illustrantur. Particula I. 36 S. in 4.*

Diese erste Abtheilung hat es zunächst mit Xenophon zu thun, dessen nationalökonomische und staatswirthschaftliche Ansichten und Lehren hier in eine klare, nach den einzelnen Materien wohlgeordnete, und bequem übersichtliche Zusammenstellung gebracht sind und in dieser Weise uns eine gute und richtige Anschauung von dem geben können, was auf diesem Gebiete, welches nur die Unkunde früherer Zeit den Griechen fremd finden konnte, von einem ihrer tüchtigsten Männer, der durch seine politischen Grundsätze, wie

durch die Erfahrung eines viel bewegten Lebens zu der Behandlung derartiger Gegenstände in seiner späteren Lebensperiode, in der Zurückgezogenheit auf seinem Landsitze zu Scillus, unwillkührlich geführt ward, geleistet worden ist; wir vermögen dann auch zu erkennen, wie die Ansichten der Alten sich zu dem verhalten, was von den nahmhaftesten Forschern unserer Zeit über diesen Gegenstand gelehrt worden ist.

---

*De tempore, quo Heraclidas et composuisse et docuisse Euripides videatur et de nova eam tragoediam interpretandi ratione inde repetenda, commentatio. Von Professor Dr. C. G. Firnhaber (als Beigabe zu dem Schulprogramm). Wiesbaden 1846. 76 S. in 4.*

Dass wir hier eine äusserst gründliche, den Gegenstand nach allen Seiten hin und mit Berücksichtigung aller von andern Gelehrten darüber ausgesprochenen Ansichten behandelnde Untersuchung erhalten, die einen höchst schätzbaren Beitrag zur besseren Auffassung und zur richtigeren Würdigung eines noch weniger im Ganzen besprochenen Euripideischen Drama's bildet, mag schon aus dem fast achtzig kleine Quartseiten einnehmenden Umfang dieser Abhandlung entnommen werden; überdem ist der Name des Verfassers auf diesem Gebiete der Griechischen Literatur durch einige den Euripides speciell betreffende Leistungen bereits so bekannt geworden, dass wir von ihm nur Etwas Gründliches und Erschöpfendes zu erwarten gewohnt sind. Er geht bei seiner Untersuchung über die Zeit, in welche die Aufführung, und damit also auch die Abfassung zu verlegen ist, von einem äusseren Zeugnisse aus, das früher zum Theil unbeachtet geblieben, zum Theil auch für ungenau und unglaubwürdig erklärt worden war, wir meinen die Aeusserung der Scholien zu den Rittern des Aristophanes Vrs. 214—216, wonach in den Worten dieses Dichters über die Mittel und Wege, die Volksgunst zu gewinnen, eine Parodie eines Verses der Herakliden des Euripides enthalten seyn soll, den wir freilich jetzt vergeblich darin suchen, wenn wir nicht mit dem Verfasser S. 7 hier an Vers 110 der Herakliden denken und insbesondere den Begriff der Parodie in einem nicht allzuengen, sondern vielmehr in dem weiteren Sinne auffassen, in welchem dieses Wort, wie S. 4 ff. auch nachgewiesen wird, allerdings nicht selten zu nehmen ist. Hat demnach die Angabe des Scholiasten Richtigkeit und Geltung, so müssen die Heracliden doch jedenfalls vor Aufführung der Ritter des Aristophanes, also vor dem vierten Jahr der achtundachtzigsten Olympiade, auf die Bühne gebracht und bekannt geworden seyn, und es dürften dann auch in andern Dramen des Aristophanes Anspielungen und Beziehungen auf die Heracliden enthalten seyn, wie wir mit dem Verfasser S. 9 mit allem Recht annehmen zu können glauben. Sehen wir uns nach innern Beweisen, hinsichtlich der Aufführung und Abfassung des Stückes um, so finden wir bald, wie verschiedene Wege hier von denen eingeschlagen worden sind, welche mit Lösung der Frage sich beschäftigt, und zu welch' verschiedenen Resultaten sie dann auch gelangt sind. Der Verfasser beschäftigt sich S. 9 ff. damit, alle diese verschiedenen, von einander abweichenden Ansichten anderer Gelehrten nach einander zu entwickeln; er lässt darauf S. 18 seine eigene Ansicht folgen, deren umfassende Begründung eigentlich den Rest der Schrift füllt. Der Verfasser nemlich findet allerdings in den Heracliden eine sichtbare Beziehung auf Zeitverhältnisse, denen der Dichter Rechnung getragen, die ihn in der Abfassung des Ganzen geleitet und in so fern auch den Inhalt, dem eine mythische Grundlage gegeben war, im Einzelnen bestimmt hätten, und hiernach glaubt er die Heracliden in das erste Jahr der siebenundachtzigsten Olympiade verlegen zu können, nachdem eben kurz zuvor die letzten Abgesandten der Peloponnesier von Athen, wo sie verweilt hatten, nach Sparta zurückgekehrt waren; und hätte der Dichter mit diesem Stück dann den Zweck verbunden, die Politik des Pericles, die ihm (dem Dichter) als eine für Athen heilbringende und nützliche erschienen, zu stützen und dem Volke zu empfehlen: — „scripsitque

(Euripides) ea mente, ut summi Periclis, cujus, dum vivebat, partes sequebatur, consilia quam essent e re publica, populo persuaderet; quaecunque et populo et magistratibus molienda jam essent, doceret; animos excitaret civium suorum, feliciter Athenas ex instanti bello exituras esse praediceret: aliquatenus autem Periclem admoneret, ut omnibus jam viribus bello prospiceret mutatoque paulisper vivendi suo genere rumores fugeret civium laudemque consequeretur quum optimi cujusque tum etiam universi populi testimonio comprobatam.“ Diese Ansicht, die der Verfasser aus der ganzen Anlage und aus dem Inhalt des Stückes entnommen, sucht er dann auf zwiefachem Wege zu begründen, erstens, indem er die Zeitgeschichte nach Thucydides und mit theilweiser Herzuziehung des Plutarchus, darstellt (S. 19—26), um daraus die Wahrscheinlichkeit und das Passende der Annahme, wie wir sie eben mit den eigenen Worten des Verfassers mitgetheilt, zu erweisen, dann aber auch durch eine nähere Betrachtung des mythischen Stoffes, welcher dem in den Herakliden behandelten Gegenstand zu Grunde liegt, so wie der Ausführung, welche der Dichter diesem Stoffe in dem vorliegenden Stücke gegeben hat, wie er von dem Mythus theilweise abgewichen oder absichtlich ihn anders gestaltet, und vorzugsweise den politischen Tendenzen Raum gegeben hat. Wir machen auf diesen, den grösseren Theil der Schrift S. 26 ff. oder vielmehr S. 28 ff. bis S. 76. insbesondere aufmerksam, weil hier ganz genau der Gang des Stückes nach seinen einzelnen vier Akten, die der Verfasser annimmt, verfolgt und alle einzelnen Umstände, die auf den Gang des Stücks Bezug haben oder den eben so genau verfolgten Inhalt des Stücks und die Tendenz desselben, wie sie der Verfasser annehmen zu müssen glaubt, betreffen, in einer solchen Weise erörtert werden, dass Anlage und Bau wie Ausführung des Stücks, im Ganzen wie im Einzelnen, klar vor uns liegt und die Gesammttendenz desselben dann auch besser erkannt werden kann. Dass diese Darstellung auch zu manchen andern, das Einzelne betreffenden Erörterungen Veranlassung giebt, manche einzelne Stelle des Stückes eine richtigere und begründetere Auslegung erhält, zumal in den Noten, die der Verfasser reichlich unter dem Texte beigefügt hat, um den im Texte selbst enthaltenen Gang der Untersuchung nicht zu hemmen, bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung, wenn es nicht wäre, um daran zu erinnern, wie auch von dieser Seite aus der Verfasser um das bessere Verständniss der Heracliden in dieser Schrift sich ein wesentliches Verdienst erworben hat.

---

*Grunert (J. A. Prof. der Mathematik, an der Universität zu Greifswald, etc.), Lehrbuch der Mathematik und Physik für staats- und landwirthschaftliche Lehranstalten. 3 Theile. Leipzig, bei E. B. Schwickert 1841—1846.*

Dieses Werk soll nach der Angabe des Verfassers in der Vorrede eine streng wissenschaftliche und möglichst vollständige Darstellung aller derjenigen Lehren der Mathematik und Physik liefern, deren Kenntniss dem Kameralisten besonders nützlich und nothwendig ist. Es soll aus 3 Theilen bestehen, wovon jeder in 2 Abtheilungen zerfällt. Der erste Theil enthält die Arithmetik, der zweite die Geometrie und der dritte die Physik. Die erste Abtheilung des ersten Theiles enthält die theoretische und praktische Arithmetik nebst den Elementen der Algebra bis zu den Gleichungen des zweiten Grades und den ersten Anfangsgründen der unbestimmten Analytik incl. Die zweite Abtheilung des ersten Theiles enthält die politische Arithmetik. — Die erste Abtheilung des zweiten Theiles enthält die ebene Geometrie, Stereometrie mit einer grössern Anzahl practischer Anwendungen, und die ebene Trigonometrie. Die zweite Abtheilung des zweiten Theiles enthält die niedere Geodäsie, das Nivelliren und eine Anleitung zur Markscheidekunst. Im dritten Theile, wird die Mechanik fester, tropfbar- und expansivflüssiger Körper, so wie die Lehre von der Wärme besonders berücksichtigt. —

In der Einleitung zu der ersten Abtheilung des ersten Theiles spricht

sich der Verfasser über den Gegenstand, so wie über die Bedeutsamkeit der Mathematik, sowohl in formeller, wie in technischer Hinsicht aus, lässt dann die gewöhnliche Eintheilung derselben folgen und spricht endlich recht klar von der Methode der Mathematik, indem er die verschiedenen Arten von Sätzen, welche bei dem Vortrage dieser Wissenschaft vorkommen, näher charakterisirt. —

Das 1. Kapitel handelt von den allgemeinsten Grössenvergleichungen (wenn $a = b$ und $b = c$, so ist $a = c$; wenn $a > b$ und $b > c$, so ist $a > c$, etc). Das 2. Kapitel handelt von der Numeration; das 3. Kapitel von den 4 Grundoperationen im Allgemeinen und mit dekadischen Zahlen insbesondere. Das 4. Kapitel handelt von dem grössten gemeinschaftlichen Maasse, dem kleinsten gemeinschaftlichen Vielfachen, den Primzahlen, etc. Das 5. Kapitel von den gemeinen Brüchen, und das 6. Kapitel von den Decimalbrüchen, wobei der Verf. der Allgemeinheit der Darstellung wegen die Sätze $a^m. a^n = a^{m+n}$, $a^m : a^n = a^{m-n}$ aus der Potenzenlehre heraushebt und benutzt. Die bekannte Regel über das Abbrechen eines Decimalbruches bei einer bestimmten Stelle und die Grösse des begangenen Fehlers bedarf gar eines so umständlichen Beweises nicht, wie ihn der Verfasser gibt. — Von der Umsetzung eines gegebenen Decimalbruches in einen gewöhnlichen Bruch sagt der Verfasser nichts. Das 7. Kapitel handelt von den additiven (positiven) und subtractiven (negativen) Grössen. — Der Verfasser motivirt diese Lehre durch eine allmählige Begriffserweiterung der arithmethischen Operationen, und sagt z. B. in Beziehung auf die Multiplication: „um den Unterschied zwischen den additiven und subtractiven Grössen gehörig zu berücksichtigen, ist es durchaus nöthig, eine Bestimmung darüber zu geben, ob bei der Multiplication das Product ebenso aus dem Multiplicand entstehen soll, wie der Multiplicator aus der additiven, oder aus der subtractiven Einheit entstanden ist. — Seine Begriffe sich selbst zu bilden und festzustellen, ist der Mathematiker, so lange er sich auf dem Felde der sogenannten reinen oder eigentlichen Mathemathik befindet, jederzeit vollkommen befugt und berechtigt, und wir wollen daher jetzt festsetzen, dass das Product aus dem Multiplicand, welcher jede beliebige additive oder subtractive Grösse sein kann, ebenso entstehen soll, wie der Multiplicator, welcher jede beliebige additive oder subtractive Zahl sein kann, aus der additiven Einheit entsteht.“ — Sind dann aber die Begriffsbestimmungen der reinen Mathematik so ganz willkürlich, so dass man daraus machen kann, was man Lust hat? Warum hat denn der Verfasser nicht die negative Einheit zum Ausgangspuncte gewählt, d. h. das Product ebenso aus dem Multiplicand gebildet, wie der Multiplicator aus $-1$ entstanden ist? — Offenbar, weil er das richtige Resultat schon wusste — und sich bei der letztern Wahl grundfalsche Resultate ergeben haben würden, z. B. statt $-a \times +b = -ab$ (welches Resultat ohne Weiteres als das richtige in die Augen fällt), das falsche Resultat $+ab$! — Es muss also doch wohl einen nothwendigen und objectiven Grund haben, die erste Wahl zu treffen! — Was der Verfasser über den fraglichen Gegenstand sagt, und soviel wir wissen, zuerst von Thibaut so angegeben ist, muss jedem Anfänger, der die Sache nicht schon anderweit kennt, als rein willkürlich erscheinen. — In der That muss man erst beweisen oder deduciren, dass $A.\frac{m}{n} = \frac{A.m}{n}$, $+a \times -b = -ab$ und $-a \times -b = +ab$ ist, und alsdann kann man behaupten oder bemerken, dass die ursprüngliche Definition der Multiplication auch auf diese Fälle ausgedehnt werden darf. — Die Begriffe der reinen Mathematik sind durchaus nicht so willkürlich, wie viele Mathematiker zu glauben scheinen, sondern sie müssen der Natur der Sache ebensowohl entsprechen, wie in andern Wissenschaften. — Der Begriff der Grenze, des unendlich Kleinen,

der Combination, etc. ist kein willkürlich gemachter, sondern durch die Natur der stetigen Grössen, etc. mit Nothwendigkeit bestimmt. — Nichts ist für die pädagogische und heuristische Behandlung der Mathematik nachtheiliger, als willkürliche, hinsichtlich ihrer Möglichkeit und Nothwendigkeit nicht näher gerechtfertigte Definitionen. — Am Schlusse dieses Kapitels bestimmt der Verfasser noch recht einfach und nett die Fehlergrenzen bei den vier Grundoperationen mit blos genährten Decimalbrüchen.

Das 8. Kapitel behandelt die Lehre von den Potenzen, das 9. Kapitel die Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzel aus dekadischen Zahlen, das 10. Kapitel die Rechnungen mit complexen Grössen. Es fehlt aber bei der Division die wesentliche Bemerkung, dass nur die Division des höchsten oder niedrigsten Gliedes des geordneten Dividends durch das höchste oder niedrigste Glied des geordneten Divisors ein Glied des Quotienten geben kann. — Das 11. Kapitel behandelt die Lehre von den Logarithmen; das 12. Kapitel die Lehre von den Verhältnissen und Proportionen sehr ausführlich, indem der Verfasser zunächst den Exponenten des Verhältnisses A:B zweier gleichartiger Grössen durch einen endlichen oder unendlichen Kettenbruch ausdrückt, einige wichtige Eigenschaften der Kettenbrüche überhaupt dabei deducirt und zuletzt zu dem Satze gelangt: dass zwei Verhältnisse A:B, C:D einander gleich sind, wenn ihre Exponenten durch denselben endlichen oder unendlichen Kettenbruch ausgedrückt worden. — Das 13. Kapitel handelt von den Gleichungen des ersten und zweiten Grades, das 14. Kapitel von den arithmetischen und geometrischen Progressionen, das 15. Kapitel von verschiedenen im Geschäftsleben oft vorkommenden praktischen Rechnungsarten, und endlich ist noch eine Tafel der Primzahlen und der Factoren der zusammengesetzten Zahlen die unter 10200 und nicht durch 2, 3, 5 theilbar sind. — Alle bisher genannten Gegenstände sind gründlich und mit der gehörigen Ausführlichkeit abgehandelt, wir hätten aber gewünscht, dass der Verfasser noch mehrere andere, auch für den blossen Practiker höchst wichtige Lehren — namentlich die von der Auflösung der höhern Zahlengleichungen — mit aufgenommen hätte. —

---

In Beziehung auf die zweite Abtheilung des ersten Theiles, welche, wie schon bemerkt, die politische Arithmetik enthält, bemerkt der Verfasser, dass er nur solche Lehren darin aufgenommen habe, welche sich blos mit Hülfe der in der ersten Abtheilung enthaltenen Lehren der Elementarmathematik auf eine genügende Weise behandeln lassen; er habe weit mehr den Kameralisten, als den Juristen im Auge gehabt, weshalb auch die Lehre von der Wahrscheinlichkeit der Zeugnisse und der Rechtsentscheidungen nicht mit aufgenommen sei, zumal, da eine völlig genügende Darstellung derselben nur mit Hülfe der höhern Mathematik möglich sei. — Es hat ferner dem Verfasser zweckmässig geschienen, sogleich mit den einfachsten Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung und einigen unmittelbaren Anwendungen derselben im 1. Kapitel zu beginnen, weil hierauf die schwierigern Theile der politischen Arithmetik vorzüglich beruhen, und es daher nöthig sei, den Schüler so bald als möglich damit bekannt zu machen. — Es ist aber eine ganz unbegründete Behauptung des Verfassers, wenn er sagt: dass sich die Lehre von der Wahrscheinlichkeit der Zeugnisse und der Rechtsentscheidungen nur mit Hülfe der höhern Mathematik genügend darstellen lasse, da schon die gewöhnliche Elementaralgebra dazu vollkommen ausreicht. — Uebrigens ist das, was der Verfasser über Wahrscheinlichkeitsrechnung mittheilt, auch auf einem elementaren Standpunkte, durchaus ungenügend — der Anfänger erhält dadurch auch nicht im Entferntesten eine Idee von der objectiven und subjectiven Bedeutung dieser ebenso wichtigen als interessanten Wissenschaft — der Verfasser giebt blos die nackte Definition der mathematischen Wahrscheinlichkeit und ein paar sich darauf beziehende Sätze, und

bemerkt nur noch, dass sie das bestimmte Maass dessen sei, was man im gemeinen Leben Wahrscheinlichkeit nenne. — Wie man zu dieser Begriffsbestimmung kommt, wie dieser erste Begriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit zu erweitern ist, wenn die Anzahl der möglichen Fälle unendlich gross wird, folglich nicht mehr durch combinatorische Formeln bestimmt werden kann — wie bei Naturerscheinungen — bei dem Uebergange von der Discontinuität zur Continuität, wodurch gerade das Feld der Wahrscheinlichkeitsrechnung ein viel weiteres wird, als das der Combinationslehre, welche Rechnungsmethoden alsdann statt der combinatorischen angewandt werden müssen, etc. etc. davon sagt der Verfasser kein Wort. — Noch weniger ist die Rede von den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit bei wiederholten Versuchen, von den schönen und wichtigen Bernoullischen Lehrsätzen, von dem Begriffe des Zufalles, der physischen Möglich- und Unmöglichkeit, wodurch der abstracte, rein mathematische Begriff der Wahrscheinlichkeit erst eine objective Bedeutung in der wirklichen Welt bekommt, wo sich gerade erst zeigt, dass die Begriffe der Combination, des Zufalles, der Ursache, etc. d. h. die Begriffe der Wahrscheinlichkeitsrechnung sowohl auf die Erscheinungen der lebenden, intellectuellen und moralischen, wie auf die der physischen Welt, welche durch die Bewegungen der trägen Materie hervorgebracht werden, anwendbar sind. Bei diesen begrifflichen Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung steht der Satz: Jede Erscheinung hat ihre Ursache (oder vielmehr eine grössere oder kleinere Anzahl — oft sogar unendlich viele verschiedene Ursachen) oben an als eine absolute Wahrheit, wenn wir diese Ursache oder Ursachen auch oft nicht kennen, oder eine unrichtige Ursache von einer Erscheinung annehmen. — Ebenso fest steht der Satz: dass es Erscheinungen giebt, welche in gegenseitiger Abhängigkeit stehen; aber auch solche, welche unabhängig von einander sind und gleichsam parallel neben einander statt finden. — Eine Erscheinung heisst zufällig oder ist ein Resultat des Zufalles, wenn sie durch das Zusammentreffen mehrerer von einander unabhängiger Erscheinungen hervorgebracht wird. Eine Erscheinung heisst ferner physisch oder factisch unmöglich, wenn ihre mathematische Wahrscheinlichkeit unendlich klein ist, d. h. wenn es unter unendlich vielen Fällen nur einen einzigen giebt, in welchem sie stattfindet; und dieser Begriff der physischen oder factischen Unmöglichkeit ist es eben, wodurch die Theorie der mathematischen Wahrscheinlichkeit eine objective Bedeutung bekommt. Es ist übrigens zwischen der physischen oder factishen und der logischen, metaphysischen oder mathematischen Unmöglichkeit ein wesentlicher Unterschied. Es kann eine Erscheinung logisch oder mathematisch sehr wohl möglich sein, ist aber physisch oder factisch unmöglich, d. h. sie findet nicht wirklich statt, weil kein Grund vorhanden ist, weshalb unter den unendlich vielen möglichen Fällen gerade der eine, welcher das fragliche Ereigniss hervorbringt, vorzugsweise stattfinden sollte. — Wenn aus einer Urne mit einer bestimmten Anzahl weisser und schwarzer Kugeln unbegrenzt viele Ziehungen gemacht werden, so wird es nach dem Bernoullischen Satze physisch unmöglich, dass das durch Beobachtung gefundene Verhältniss der weissen und schwarzen Kugeln von dem wirklichen oder wahren Verhältnisse derselben um eine, wenn auch noch so kleine Grösse verschieden sei. — Die ganze Lehre der mathematischen Wahrscheinlichkeit schliesst sich also an den Begriff der physischen oder factischen Unmöglichkeit an, und die mathematische Wahrscheinlichkeit ist alsdann nicht mehr ein blosses abstractes Zahlenverhältniss, sondern wird ein Maass der physischen Möglichkeit der Erscheinungen, welche sich unter dem Einflusse von einander unabhängiger und zufällig zusammentretender Ursachen fortwährend wiederholen, wie dieses in der physischen und moralischen Welt immer der Fall ist. —

Man hat nach Hume oft behauptet, dass es eigentlich keinen Zufall gebe, sondern nur sein Acquivalent, nämlich unsere Unwissenheit hinsicht-

lich der wahren Ursachen der Erscheinungen, und auch Laplace behauptet: dass sich die Wahrscheinlichkeit auf unser Wissen und Nichtwissen beziehe, so dass für eine höhere Intelligenz, welche alle Ursachen und ihre Wirkungen durchschauet, die Wahrscheinlichkeitslehre von selbst wegfalle. — Allein alle diese Vorstellungen sind ganz unrichtig — der Begriff des Zufalles involvirt weiter nichts, als den Begriff der Verbindung oder des Zusammentreffens mehrerer von einander unabhängiger Ursachen oder Erscheinungen. — Eine höhere Intelligenz als die menschliche würde sich von letzterer nur dadurch unterscheiden, dass sie sich in der Anwendung dieser mathematischen Verhältnisse weniger oft, oder auch gar nicht irrte — sie würde nur Ursachen oder Erscheinungen nicht als von einander unabhängig betrachten, welche einen gegenseitigen Einfluss auf einander ausüben, und umgekehrt — sie würde ferner mit mehr Sicherheit und selbst mit absoluter Gewissheit bestimmen können, welchen Antheil der Zufall an den stattfindenden Erscheinungen hat — sie würde a priori die Resultate des Zusammenwirkens von einander unabhängiger Ursachen angeben können. — Kurz sie würde diese mathematischen Beziehungen, welche alle mit dem Begriffe des Zufalles in enger Verbindung stehen und die Gesetze der Erscheinungen in der wirklichen Welt selbst werden, ausgedehnter und besser anwenden können. — Man kann daher mit Recht sagen, dass der Zufall eine erhebliche Rolle in den Erscheinungen der Welt spiele, was auf keine Weise mit der Idee einer Vorsehung im Widerspruch steht, sei es, dass letztere sich nur auf die mittleren und allgemeinen Resultate erstreckt, oder bei der Coordination der einzelnen Erscheinungen nach Einsichten verfährt, die weit über unsere wissenschaftlichen Theorien und Untersuchungen hinausgehen. —

Die Theorie der mathematischen Wahrscheinlichkeit kann auf zwei wesentlich verschiedene Fragen angewandt werden, nämlich auf Fragen der Möglichkeit, und alsdann hat dieselbe eine objective Bedeutung — oder auf Fragen, welche sich zum Theil auf unser Wissen oder Nichtwissen beziehen, wo sie nur eine subjective Bedeutung hat. —

Was der Verfasser über den Unterschied zwischen der Wahrscheinlichkeit a priori und der Wahrscheinlichkeit a posteriori sagt, ist ebenfalls äusserst mangelhaft. — Ueber den Handelswerth ungewisser Erwartungen — über die Wahrscheinlichkeitsgesetze im Allgemeinen — über die Mittelwerthe aus Beobachtungen — über die Veränderlichkeit der Wahrscheinlichkeit — über Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung auf Statistik, die experimentale Bestimmung der Wahrscheinlichkeiten — die Lehre von den kleinsten Quadratsummen, etc. etc. — kurz über alles, was das eigentliche Wesen der Wahrscheinlichkeitsrechnung ausmacht, hat der Verfasser soviel wie nichts gesagt. — Ueberhaupt scheint sich unser Verfasser lieber mit der Aufstellung krauser Formeln, als mit Begriffsentwickelungen zu befassen. — Das 2. Kapitel behandelt die Elemente der Combinationslehre, welche eigentlich der Wahrscheinlichkeitsrechnung hätten vorangehen sollen — das 3. Kapitel einige Aufgaben aus der Wahrscheinlichkeitsrechnung — das 4. Kapitel die Lotterien — das 5. Kapitel die Zinsrechnung — das 6. Kapitel das Interusurium — das 7. Kapitel die Renten überhaupt — das 8. Kapitel handelt von der Sterblichkeit, Lebensdauer etc. — das 9. Kapitel von den Leibrenten — das 10. Kapitel von den Witwen- und Waisenpensionen — das 11. Kapitel von den Lebensversicherungen — das 12. Kapitel von dem Legatum annuum, der Quarta Falcidia und dem Pactum antichreticum — das 13. Kapitel über Tilgungsfonds — das 14. Kapitel einige forstwissenschaftliche Aufgaben — das 15. Kapitel von den Wahlen und Entscheidungen durch Stimmenmehrheit im Allgemeinen — das 16. Kapitel von dem Einschalten oder Interpoliren, und endlich folgen noch verschiedene Tabellen über Sterblichkeit, etc.

Alle diese Gegenstände sind zwar ausführlicher als die eigentliche Wahrscheinlichkeitsrechnung behandelt, allein der Verfasser hat dem Anfänger die Auffassung durch bunte allgemeine Formeln gerade nicht sehr erleichtert. —

In dem kurzen Vorworte zu der ersten Abtheilung des zweiten Theiles, welche die ebene Geometrie, Stereometrie und Trigonometrie enthält, macht der Verfasser unter Anderm auch auf seine eigenthümlich sein sollende Behandlung der Lehre von den Parallelen aufmerksam. — Allein wir finden nicht das Mindeste Eigenthümliche darin; denn das Verfahren des Verfassers ist kein anderes, als das allgemein bekannte, wo man die eine der beiden betrachteten geraden Linien sich in unveränderter Richtung längs einer dritten fortbewegen lässt und dann von dem, was in der neuen Lage statt findet, auf das schliesst, was in der ursprünglichen Lage stattfinden muss. Für Anfänger ist diese Behandlung allerdings die plausibelste, allein die bekannten Schwierigkeiten werden dadurch nicht beseitigt. — Jeden ganz bestimmten Ort im Raum nennt der Verfasser einen geometrischen Punct — welcher deshalb nicht ein noch merklich grosser Theil des Raumes selbst sein könne — womit die Nothwendigkeit des Punctes als das, was keine Theile hat wissenschaftlich gerechtfertigt sein soll! — Die Linie ist der Weg oder die Spur eines sich bewegenden Punctes, und zwar soll sie eine gerade, oder eine krumme sein, je nachdem sich die Richtung (?) der Bewegung des Punctes fortwährend gleich bleibt, oder sich stetig ändert. — Was der Verfasser unter „Richtung" versteht, oder wie man zu der Vorstellung, dem Begriffe oder der Idee der Richtung kommt, sagt er nicht. — Ebensowenig sagt er, was unter Dimension zu verstehen sei. — Und noch weniger wird gezeigt, dass der Raum drei Dimensionen hat. — Die Ebene definirt der Verfasser als die Fläche, welche die Beschaffenheit habe, dass jede durch irgend zwei in ihr angenommene Puncte gezogene gerade Linie ganz in sie hineinfällt. — Ob aber eine solche Fläche möglich ist — construirt oder erzeugt werden kann — ihre Definition also keinen Widerspruch enthält — darum kümmert sich der Verfasser nicht. — Eine wahrhaft streng wissenschaftliche Darstellung der Elementargeometrie hat der Verfasser überhaupt nicht gegeben, obgleich er der Meinung zu sein scheint. — Der Vortrag ist sehr breit, so dass sich dieser Theil des Werkes weit mehr zum Selbstudium, als zum Leitfaden bei öffentlichen Vorträgen eignet. — Der Inhalt, so wie die ganze Behandlung bietet keine hervorragende Eigenthümlichkeiten dar, und es wird deshalb eine kurze Angabe des erstern genügen: I. Ebene Geometrie. Kapitel 1: Grundbegriffe und Grundsätze. Kapitel 2: von den Winkeln und Parallellinien. Kapitel 3: von den ebenen Figuren überhaupt. Kapitel 4: von der Congruenz der Dreiecke. Kapitel 5: von dem Parallelogramme überhaupt, etc. Kapitel 6: von den Verhältnissen und Proportionen. Kapitel 7: von der Aehnlichkeit der Dreiecke und der geradlinigen Figuren überhaupt. Kapitel 10: von der Verwandlung der Figuren. Kapitel 11: von der Theilung der Figuren. II. Stereometrie. — Kapitel 1: von der gegenseitigen Lage der Linien und Ebenen im Raume. Kapitel 2: von den körperlichen Winkeln. Kapitel 3: vom Prisma und Cylinder. Kapitel 4: von der Pyramide und dem Kegel. Kapitel 5: von der Kugel. Kapitel 6: Berechnung des Inhaltes der Fässer. Kapitel 7: Berechnung des Inhaltes einiger anderer Körper. — III. Ebene Trigonometrie. Kapitel 1: Vorerinnerungen. Kapitel 2: Erklärung der goniometrischen Functionen. Kapitel 3: Relationen zwischen denselben. Kapitel 4: goniometrische Tafeln. Kapitel 5: ebene Trigonometrie. Kapitel 6: Grundformeln der ebenen Polygonometrie. Kapitel 7: algebraische Anwendungen der goniometrischen Functionen. Kapitel 8: trigonometrische Auflösung geometrischer Aufgaben.

*(Fortsetzung folgt)*

**Dr. Schnuse.**

Nr. 41. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Die Schlacht von Borodino mit einer Uebersicht des Feldzugs von 1812. Von dem General von Hofmann. Koblenz bei Karl Bädeker, 1846. 79 S. 8. Mit einem Plane der Schlacht im grössten Format.*

Es kann und darf nicht die Absicht des Unterzeichneten seyn, militärische Schriften, wenn sie auch nicht wie diese von einem verdienten und früher commandirenden General abgefasst sind, loben oder tadeln zu wollen, sondern er will als Dilettant blos andere Dilettanten auf eine ausgezeichnete militärische Arbeit aufmerksam machen, die ihm ein Zufall in die Hand geführt hat. Der Verfasser dieser Anzeige erfuhr nämlich, dass diese Schrift beim Preussischen Militär grosses Aufsehen erregt habe und als eine der vorzüglichsten eigentlich militärischen Aufsätze über Vorfälle des russischen Kriegs erkannt worden sey; er hielt es daher für seine Pflicht, da er sich gerade mit den letzten Geschichten Napoleon's beschäftigt, diese Schrift zu lesen und auch andere, die hier eine blosse militärische, taktische oder strategische Arbeit erwarten, darauf aufmerksam zu machen. Er hält diess um so mehr für Pflicht, als er gesonnen ist, in dem noch in diesem Jahre erscheinenden letzten Bande seiner Geschichte des achtzehnten und der 15 ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts ganz genau den Winken zu folgen, welche der General über den Gang des russischen Krieges gegeben hat. Er muss freilich die Sache anders fassen nnd behandeln, weil er nicht Militär ist, oder für Militärs schreibt; er freut sich indessen, auf einer so sicheren Basis bauen zu können, als die ist, welche ein in jeder Rücksicht ausgezeichneter und allgemein geachteter Kenner, wie der Herr General von Hofmann ist, gelegt hat. Er sagt in dem ganz kurzen Vorwort:

Der Verfasser, der den Anfang der Schlacht von Gorki aus ziemlich genau übersehen konnte, und seitdem bis jetzt noch bewährte Augenzeugen derselben von beiden Seiten gefunden hat, will es nun in dieser neuen Bearbeitung der von ihm schon vor 26 Jahren herausgegebenen Schilderung versuchen, das zusammenzustellen, was sich aus vielen Nachrichten als wahr ergiebt. Wer kann übrigens dies Gewirre von Bewegungen beschreiben, in welches nur durch den Stand grosser Artillerielinien einiger Halt und Uebersicht kommt?

So bekannt nun auch die vorangegangenen Ereignisse sind, so hat der Verfasser doch geglaubt, durch eine Uebersicht derselben die allgemeine politische Lage, sowie den Zustand und das Verhältniss der beiden Armeen ins Gedächtniss zurückführen zu müssen. Selbst ein Rückblick in eine vergangene Zeit, wo, der jetzigen entgegen, Alles von oben herab geschah, hat vielleicht einiges Interesse.

Der letzte Punkt war es besonders, der den Verf. dieser Anzeige, der das eigentlich Militärische nie zu berühren pflegt, um sich nicht lächerlich zu machen, bewog, das Büchlein genau zu vergleichen, weil er, obgleich mit dem Einzelnen und mit der ungemein reichen Literatur jener Jahre bekannt, doch eigenthümliche Ansichten und kurze von inniger Bekanntschaft mit der Sache zeugende Winke um so lieber benutzt, je seltener sie sind.

Die ersten Seiten der kleinen Schrift sind überschrieben: Ursachen des Kriegs. Der Verf. deutet sehr gut an, auf welche Weise ein Krieg Napoleon's den andern nothwendig machte und ganz besonders, wie Errichtung und successive Vergrösserung des Grossherzogthums Warschau Oesterreich und Russland in Spannung hielt. Dass darin die entfernteste Ursache des Kriegs von 1812 lag, hat auch sogar Bignon hervorgehoben und seine Sophismen durch ein paar Bände hindurch so eingerichtet, dass in dieser Sache, wie in jeder anderen, der Mann, der ihn selbst zu seinem Defensor bestellt hatte, als der Beleidigte und als der jeder Beeinträchtigung eines Andern Unfähige erscheine. Ganz kurz, aber durchaus richtig giebt der General S. 16 den Einfluss des spanischen Krieges auf die Schwächung der colossalen Macht des Kaiserthums an. Er sagt: „Von nun an wurden Napoleon's Kräfte halbirt, auf keiner Seite mehr konnte er fertig werden.“ Den Faden, der von dem Augenblicke an durch die Geschichte von Europa durchläuft, führt der Verfasser hernach bis 1812 ganz leise weiter und sagt S. 5 in Beziehung auf den Anfang des Krieges: „Besser also, so musste es dem Gewaltigen erscheinen, in diesem Jahre Russland selbst anzugreifen, wo dasselbe noch an der Donau festgehalten, mit seinen Rüstungen nicht fertig war; wo er noch über Oesterreich und Preussen, sowie wahrscheinlich über Schweden und die Türkei verfügen und so mit ganz überlegener Macht in einem Feldzuge hoffen konnte, die Entscheidung herbeizuführen. Dann erst hatte er freie Hand, konnte Polen d. h. an die Stelle der tief verletzten alten Dynasten einen Staat herstellen, der mit Frankreich ein Interesse hatte. So nur konnte das Kaiserreich auch nach ihm bestehen.“

In den letzten Sätzen weicht Ref. ganz vom General ab. Er

glaubt zuerst, dass Napoleon an eine Wiederherstellung eines unabhängigen Königreichs Polen weder je dachte, noch denken konnte. Nicht etwa, dass Ref. auf das Geschwätz des Erzbischofs von Mecheln (de Pradt) in seiner legation de Pologne die allergeringste Bedeutung legte, sondern weil Napoleon ein zu guter Menschenkenner war, um die Polen und ihr Reich, des Charakters der Polnischen Grossen wegen, je anders als militärisch gebrauchen zu wollen. Bedürfte dies eines Beweises, so würden wir anführen, dass er zwar einen Zajontscheck, Krasinski, Poniatowski, Dombrowski und Andere bereden konnte, ihm zu dienen, dass aber Kosciusko, der ihn völlig durchschaute, sich nie mit ihm einlassen wollte. Zweitens glaubt Ref. auch nicht an die Möglichkeit des Fortbestehens des Kaiserreichs nach Napoleon's Tode, wovon der General in der angeführten Stelle redet. Der General scheint dagegen mit dem Referenten über die literarischen Producte von St. Helena einerlei Meinung zu seyn. Wer sich nämlich einigermassen darauf versteht, wie sich Napoleon auszudrücken pflegte, wird in den mehrsten Berichten die Eigenthümlichkeit seiner Manier nicht verkennen können, wird aber zugleich weniger darüber staunen, dass sich Napoleon so täuschen konnte, als dass eine Masse von Menschen jede Prahlerei oder offenbare Lüge als authentisches Zeugniss und Orakel anerkennen. Es muss in grossen und dreisten Worten ein Zauber und eine Poesie liegen, die des Referenten kahler Verstand gar nicht fasst, denn wenn ihn, was zuweilen geschieht, Damen oder Männer, an denen er merkt, dass sie lieber staunen und bewundern als denken, um ein Buch über Napoleon fragen, giebt er ihnen immer Lascasas, Montholon, Omeara, und die Damen und Herren sind immer befriedigt und entzückt. Wer Urtheil hat, kann indessen, gerade weil der Mann sich auch im Exil ganz gleich bleibt, und weil das Siegel seiner Eigenthümlichkeit so unverkennbar ist, ganz vortrefflichen Gebrauch von dem machen, was die Herren aufgeschrieben haben. Dies deutet der General S. 6, wo er eine Stelle aus den Mémoires de Sct. Helène anführt, durch die folgenden wenigen Worte ganz gut an: In Sct. Helena, wo freilich Napoleon mehr im Sinne der Bülletins als der Geschichte schrieb, drückte er mit Folgendem doch wohl seine eigene Meinung aus. Dann folgt die Stelle. Was vom Kriegsschauplatze S. 6 — 9 folgt, wird nur derjenige richtig würdigen, der sich durch ganze Bogen von Auszügen aus Geographien und Beschreibungen in unsern gewöhnlichen von Büchermachern nach der Elle oder nach der Regel gefertigten Fabrikaten hat durcharbeiten müssen. Es sind wenige Züge, aber diese enthalten das für den besonderen

Gebrauch Nöthige auf eine solche Weise, dass man die weiteren Notizen hernach in jedem anderen Buche aufsuchen kann. Scharfsinnig führt der Verf. in Beziehung auf die Unmöglichkeit, für ein solches Heer, als Napoleon anführte, auf die Dauer Lebensmittel zu schaffen, den Umstand an, dass weder in Polen noch in Russland der Kartoffelbau in jener Zeit bedeutende Ausdehnung gewonnen hatte.

In dem Abschnitt über die Vorbereitungen zum Kriege hebt der Verf. hervor, dass schon 1810 ein Brückenkopf bei Riga gebaut, ein befestigtes Lager bei Drissa angelegt, Bobruisk befestigt und die Befestigungen von Kiew verstärkt wurden. Hernach werden die Wege genannt, welche ein in Russland eindringender Feind machen konnte und wie viel Meilen der Weg nach Moskau betrug, je nachdem man die Einen oder die Anderen der nach Moskau führenden Strassen einschlug. Weiter unten entwickelt der Verf. den bekannten, anfangs von den Russen befolgten Plan, sich in kein entscheidendes Treffen einzulassen, sondern den Feind immer weiter zu locken, und setzt in der Note hinzu: „Es rührte dieser Plan von dem General von Phull her, der nicht lange vorher aus Preussischen in Russische Dienste getreten war. Der Plan, ähnlich dem der Alliirten um 1813 nach dem Waffenstillstand, ward besonders dadurch unpractisch, dass später die russischen Heere viel schwächer an der Zahl, die französischen viel stärker sich erwiesen, als man dem Entwerfer angegeben hatte. Aus der Angabe und Beurtheilung der Streitkräfte, welche von beiden Theilen ins Feld geführt wurden, wollen wir nur die Stelle anführen, in welcher sich der Verf. über Punkte ausspricht, über welche er als tüchtiger General und Augenzeuge eine gute Auctorität ist. S. 16.

Auf die fremden, meist deutschen Truppen konnte sich Napoleon wie auf die französischen verlassen, unter welche sie meistens divisionsweise gemischt waren, und mit welchen sie schon des Krieges Drang und Erfolg getheilt hatten. Voran standen natürlich die Polen, die von ihm ihre Wiederherstellung erwarteten. Von dem Oesterreichischen Corps war nur das Schuldige zu erwarten — — — und welcher Soldatensinn gehörte dazu bei den tiefgekränkten Preussen? Napoleon, dies wohl beachtend, hatte beide Hülfscorps in die Mitte ziehen wollen; wider seinen Willen aber musste er sie auf den Flügeln lassen; die im Ganzen so kräftige, aber mit weniger guten Pferden versehene Armee war im Verhältniss nur wenig mit Artillerie beschwert, desto mehr aber durch anderes Fuhrwerk, zur Nachfuhr der nothwendigen Vorräthe für eine doppelte Chargirung, sowie der Lebensmittel in den zu durchziehenden

armen Gegenden, wobei denn auch, zumal später, Gegenstände des Luxus mitgeführt wurden.

Ueber das lange Verweilen Napoleon's in Wilna, welches die Schriftsteller aus sehr verschiedenen Gründen, sogar aus Gründen der Politik und Administration zu erklären versucht haben, sagt der Verf. ganz kurz: Napoleon wusste am 9. Juli in Wilna, dass sich Bagration nach Bobruisk wende, und vermuthete, dass Barklay sich bei Dünaburg concentrire; — vielleicht hatte er in Aufsuchung beider, deren wunderbares Verfahren er lange nicht enträthseln konnte, seine Corps zu weit aus einander gezogen und konnte sie, als er mehr Aufklärung erhalten, nicht zeitig genug nach der Centralrichtung, nach Witebsk und Orscha führen. Von da wäre er im Stande gewesen, gegen beide mit Vortheil zu operiren, wohin sich diese auch gewandt hätten; war dies selbst gegen alle Wahrscheinlichkeit in seinem Rücken.

Die folgenden Seiten enthalten Einzelnes, welches für die, denen das kleine Buch vorzugsweise bestimmt ist, sehr belehrend, für Referenten aber, der sich nie darauf einzulassen pflegt, weniger wichtig ist, er verweilt daher lieber bei der allgemeinen Uebersicht, welche S. 30 angegeben wird, um eine Vorstellung vom Zustande der beiden Armeen kurz vor der Schlacht bei Borodino zu geben. Da Ref. nicht voraussetzen darf, dass das Schriftchen den Lesern der Jahrbücher zur Hand ist, so will er die sehr interessante, wenngleich etwas längere Stelle hier einrücken:

Von Kowno an, heisst es, hatten die meist zusammengepressten französischen Corps das Land auf einige Meilen weit auf beiden Seiten der Strasse verwüstet. Die Städte waren beim Anzünden der Magazine, auch durch Nachlässigkeit bei Verlassung der Bivouaks Seitens beider Partheien eingeäschert worden. Dies wirkte bald auf die Stimmung in Litthauen, und in Alt-Russland vollends sah man in den Feinden die Mongolen, die durch die Tradition noch frisch im Andenken waren. Schon vor Smolensk flüchteten die Landleute mit ihrem Vieh häufig in die Wälder; selbst die Aushülfe durch die Juden fiel weg, die in Russland nicht geduldet werden. Zudem trafen, selbst bei mehrtägigem Stillstehen, die in den dürftigen Gegenden so nöthigen Nachfuhren nur selten ein, denn die Pferde litten noch mehr. Vorräthe der Russen fand man nur wenige; sie waren von diesen meist bei ihrem Abzuge noch vernichtet worden. Marodiren und Eigenmächtigkeit wuchsen unausbleiblich bei solchem Vordringen; auch konnte dem schwerlich gründlich vorgebeugt werden, und die Auflösung musste allmählich bis nach vorn vordringen, wenn hier nicht zeitig der

Friede erkämpft ward. Von Smolensk an entwickelte sich der kleine Krieg zunächst durch die geflüchteten Landleute gegen die Nachzügler und Umherstreifer, der später bei dem langen Stillstand in Moskau und bei dem Rückzug von da immer kräftig unterstützt wurde. So schmolzen in drei Monaten die aus verschiedenen Ländern zusammengesetzten, von keinem Ersatz erreichten Corps der sogenannten Expeditionsarmee, durch Strapatzen, Hunger und schlechte Lebensmittel im ungewohnten Klima (welches bald nachher bei der nicht passenden Bekleidung schädlicher werden sollte) zum Theil mehr noch als durch Gefechte auf weniger als die Hälfte. Sie zählte am 2. Sept. noch über 130000 Mann, worunter gegen 30000 Mann Cavallerie mit 587 Geschützen. Aber dieser Rest bestand aus dem kräftigsten Theile. Die Russen, obgleich bei gleicher Anstrengung noch der Entmuthigung des Rückzuges ausgesetzt, hatten viel weniger gelitten. Sie waren an Anstrengungen, Strenge und Klima gewöhnt, und wurden, was hier besonders in Anschlag zu bringen, mit Hülfe des Zwiebacks und eines zahlreichen wohlbespannten Fuhrwerks regelmässig und gut versorgt. Mann und Ross waren im kraftvollen Zustande.

In Rücksicht auf die Schlacht selbst hebt der Verf. zwei Punkte hervor, die von der grössten Bedeutung sind. Er sagt nämlich, dass die Franzosen in der Schlacht nur alte Truppen, die Russen viele Recruten gehabt hätten. Hernach fügt er hinzu, dass kein Anderer je besser als Napoleon verstanden hätte, die secundären Punkte mit dem Wenigsten abzufinden, um dort, wo es eigentlich gilt, die grösste Anzahl Menschen beisammen zu haben. Bei Eröffnung des Feldzugs, sagt er, hatten die Franzosen auf 1000 Mann $2\frac{1}{2}$ Stücke Geschütz, in der Schlacht bei Borodino aber 4. Ihre Cavallerie habe früher nur ein Fünftheil der Infanterie betragen, in der Schlacht bei Borodino fast ein Viertel, dies sei indessen daher gekommen, dass alle 4 Cavallerie-Corps vereinigt gewesen. Bei den Russen wären in früherer Zeit 4 Stück Geschütz, bei Borodino 6 auf 1000 Mann gezählt worden, die Cavallerie habe aber nicht mehr als ein Viertel der Infanterie betragen, weil sie nicht wie diese Ersatz erhalten habe.

Was hiernach folgt, wie die Bemerkungen über die Stellung bei Borodino, wozu man die der Schrift beigelegte Situationskarte vergleichen muss, (worauf sich jedoch ein Paar nicht ganz unwesentliche Versehen finden) gehört wieder nicht in unser Fach. Seite 38 beginnt alsdann der Bericht über die Begebenheiten am 5. und 6. Sept., wo man, auch wenn man Clausewitz und Pelet gelesen hat, die Genauigkeit der Forschung

des Verfassers und seine Kenntniss der ganzen Literatur der Geschichte des Treffens um so mehr bewundern wird, je weniger er seine Gelehrsamkeit zur Schau trägt oder mit Citaten prunkt. Da der Werth der Arbeit besonders militärisch ist, weil der General lehren und nicht malen will, so schickt es sich für Referenten durchaus nicht, über die Schlacht ausführlich zu seyn, oder das Einzelne der Gefechte des 7. Sept. durchzugehen. Er will nur zwei Stellen anführen, um den Lesern der Jahrbücher zu zeigen, dass sich unter den aus den vielen fremden Schriften gezogenen Bemerkungen auch eigne des Verf. finden. So berichtet er über die Verlegenheit des General Barklay de Tolly, als ihn Kutusof am 6. einige Zeit hindurch nicht gehörend unterstützen liess, S. 62: „General Barklay war zu schwach, und die allgemeine Lage zu ungünstig, um die Rajefskischanze wieder zu nehmen. Aber er sammelte unter dem heftigsten Feuer die mit ihm zurückkommende Infanterie“. Dazu macht er die Note: „Ich sah bei der obigen Attake den General Barklay lange bei dem von allen Seiten angegriffenen Pernau'schen Regiment von der 11. Division halten. Er schien den Tod zu suchen“. Er setzt hinzu; „Die Mittheilung über beide grosse Cavallerie-Angriffe der Franzosen, so verschieden von diesen selbst erzählt, so wie über die Aufstellung ihrer reitenden Artillerie, verdankt der Verf. dem General Freiherrn von Schreckenstein, der bei der Brigade Thielmann naher Augenzeuge war“. Auf der andern Seite berichtigt er die russischen Berichte, zwar auf eine sehr vorsichtige Weise, aber doch wesentlich über einen sehr bedeutenden Punkt. Er sagt nämlich S. 63:

> „Danilefski und die offiziellen Berichte bezeichnen als letzte Aufstellung die Linie von Gorki auf das angeblich behauptete Semenofskoje und von da aufwärts am rechten Semenofka-Ufer. Diese aber würde der verlornen Rajefkischanze sich auf 200 Schritte genähert haben und bei Semenofkoje noch oberhalb ganz umfasst worden seyn. Alle aber, die auf beiden Seiten in den vordersten Schlachtreihen gestanden, wissen, dass dieses Dorf schon vor Mittag von den Russen verloren und nicht wieder gewonnen worden ist — — — dass die Linie war, wie sie oben im Text angegeben. Die russische Tapferkeit kann sich offen auf Wahrheit stützen“.

Das Resultat der Schlacht, worauf es uns, die wir uns mit dem Militärischen nicht zu beschäftigen haben, ankommt, giebt der Verf. auf eine solche Weise an, dass er ohne sich in Weitläufigkeiten einzulassen, sowohl die russischen Rodomontaden, als die Prahlerei der Franzosen, dass sich die

russische Armee aufgelöst habe, stillschweigend zurückweiset. Er berichtet S. 65:

Die Garde und Napoleon blieben bei Schewardino. Die Russen brachten noch vor Dunkelheit mehr Zusammenhang in ihre Aufstellung. Kutusof ertheilte Befehle, als sey er Willens, den 8. die Schlacht zu erneuen, wahrscheinlich, weil er vom Stand der Dinge nicht gehörig unterrichtet war; als er diesen aber, um 10 Uhr und später, aus den mündlichen Berichten von Barklay und Doctorof ersah, und erfuhr, dass die Armee auf die Hälfte geschmolzen, dass es an Munition fehle, dass der Feind auf der alten Strasse vorgedrungen und dass dessen Garde noch ganz intact sey, beschloss er den Rückzug — und mit Recht; denn er war zu schwach, selbst anzugreifen und konnte in seiner Aufstellung keinen Angriff mehr abwarten. Dazu setzt er dann in der Note:

„Noch in seinen Berichten an den Kaiser vom 8. und 10. Sept. will er seine Position vollständig behauptet haben, er habe sie aber wegen des Verlustes nicht mehr vollständig behaupten können."

Dann fährt er fort: „Um 3 Uhr Morgens brach er nach Moschaisk auf, wo die Armee ganz schlagfertig eine neue Schlacht erwartete und fügt in der Note hinzu: „Der Verfasser hat nichts von der Auflösung gesehen, von der Einige erzählt haben. Selbst Mürat bekennt dies." Dies befestigt der Verf. hernach S. 68, wo er den Verlust, den die Russen am 5., 6. und 7. erlitten, der nach ihren eigenen Angaben 58000 Mann betragen hatte, auf 40 — 45000 Mann herabsetzt, und dann hinzufügt:

„Nur wenige Gefangene wurden eingebüsst, worin doch sonst der eigenthümliche Verlust der Besiegten besteht; ein sicheres Zeichen, dass nichts durchbrochen, zersprengt, abgeschnitten worden ist. Von Geschützen wurden nur die verloren, die sich in den Schanzen befanden. Auch die Franzosen verloren einige Geschütze. Der Verlust derselben betrug 49 getödtete oder blessirte Generale, 37 Oberste, todt oder blessirt, 6547 Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten todt, 21453 blessirt; mit den Zersprengten gewiss 30000."

Hernach wird dasjenige summarisch zusammengefasst, was für die Geschichte als das Wesentliche übrig bleibt, weshalb sich auch Referent, wenn er von dem Ausgange der Schlacht redet, wörtlich an den Verf. halten wird, weil er selbst kein Urtheil zu fällen wagt und hier das Beste, Vollständigste und Klarste eines Sachverständigen vor sich hat. Es heisst S. 68:

„Bis gegen Mittag (am 7.) mag wohl bei dem hin- und herwogenden Gefechte der Verlust gleich gewesen seyn, von da an aber litten die Russen so viel mehr, weil sie unbedeckt dem furchtbaren Artilleriefeuer ausgesetzt waren, während die Franzosen meist gedeckt im Semenofkathal standen; auch durch Kleingewehrfeuer hatten sie grösseren Verlust, wegen der schon bemerkten grösseren Geschicklichkeit der Franzosen im Tirailliren und der damaligen besseren Beschaffenheit ihrer Gewehre. Die Russen verloren ungefähr die Hälfte, die Franzosen $^1/_3$ ihrer Infanterie. Die französische Cavallerie aber muss bei ihren wiederholten Attaken auf zum Theil noch intacte Massen mehr verloren haben als die russische. Angriff und Vertheidigung war einander würdig. Auf jeder Seite mögen 400 Geschütze und mehr im Feuer gewesen seyn. Von den 104 Geschützen der französischen Garde nahmen nur 36 Theil, und bei den Russen ward, wie bemerkt, die Artillerie-Reserve von Psarewo nicht herbeigezogen."

Die Bemerkungen, welche der Verf. S. 68 u. f. beifügt, sind grösstentheils militärisch und betreffen besonders Bewegungen und Dispositionen, welche nach des Verf. Meinung Napoleon hätte nehmen müssen, um die Schlacht früher zur Entscheidung zu bringen und aus dem halben Siege einen vollständigen zu machen. Diese Punkte dürfen wir nicht berühren, dagegen wollen wir die Stelle hersetzen, aus welcher hervorgeht, dass er mit uns derselben Meinung ist, dass Napoleon und die Leute, die er gebrauchte, dem ganzen Schwarm der aristokratischen Race, die unaufhörlich gegen ihn als das Kind der Revolution aus durchaus egoistischen Gründen conspirirte, so weit überlegen war, dass sie nichts gegen ihn ausgerichtet haben würden, wenn er nicht nach der Schlacht bei Borodino herrisch und entschieden, wie er war, auf dem Gedanken beharrt wäre, er könne Alexander und die Russen einschrecken, wie er Franz und die Oesterreicher zum Frieden geschreckt hatte. Der Verf., wie alle jene Franzosen, die nicht so blinde Anbeter des grossen Mannes sind, dass sie ihn durchaus keines Versehens fähig halten, tadelt, dass Napoleon die Garden zu einer Zeit schonte, wo er sie hätte gebrauchen sollen, das heisst am Nachmittage des 7. Er sagt:

„Bei Schewardino aber, 3000 Schritte zurück, blieb Napoleon im Dunkel, konnte auch die Berichte nicht würdigen — und als er nach verlornen $1^1/_2$ Stunden vorging, imponirte ihm das wiederhergestellte Artilleriefeuer der Russen. Doch auch selbst jetzt noch, um 3 Uhr und später, konnten, scheint es, die Garden, in dem Thale der Semenofka

fast gedeckt auf den im Plane mit O bezeichneten Platz gerichtet werden. Der ihm nothwendige entscheidende Sieg war damit so sicher, als er in Schlachten seyn kann und beim Misslingen war nur ein Stillestehen zu fürchten; selbst ein Rückzug war bei der überlegenen Cavallerie weniger gefährlich, und bei Smolensk würde Napoleon das Reservecorps gefunden haben, das dort unter Marschall Victor am 27. Sept. eintraf. Man hat gesagt, dass Napoleon um 3 Uhr zu übersehen vermochte, dass die Russen hinreichend geschlagen wären, um bis Moskau nicht mehr Stand halten zu können, und er so den Frieden erobern könne, ohne die letzte Reserve aus der Hand zu geben. Beides war indessen ganz irrig. Denn schon in den ersten Tagen glaubte er eine zweite Schlacht liefern zu müssen, wozu er doch den Russen die Mittel gelassen hatte. Moskau fiel; Alexander aber und sein Volk blieben fest, Dank grösstentheils dem wehrhaften Zustand der Armee. Napoleon konnte aber wegen vorgerückter Jahreszeit nun nicht mehr die Entscheidung in einer zweiten Schlacht aufsuchen, der die russische Armee nun leicht ausweichen konnte, und wobei er Moskau gleich wieder hätte verlassen müssen; und so war denn jenes Zurückhalten, wo nicht ein grosser Fehler, doch ein grosser Fehlgriff, der den zweiten, um den ersten gut zu machen, nach sich zog, sein fast sechswöchentlicher Aufenthalt in Moskau nämlich, womit er dem Kaiser Alexander und ganz Europa imponiren wollte. Beide Fehler sollten hauptsächlich seinen Untergang herbeiführen. Der Winter kam und die russischen Flügelheere, die seine Flanke eindrückten, mit ihm. Dazu fügt der Verf. in der Note:

„Wenn wir den grossen Feldherrn seine Garden bei Borodino zurück so wie bei Leipzig den 16. Oct. anhalten, bei Belle-Alliance zu spät in Bewegung setzen sehen, so lag es mit in seiner Lage; er setzte mit der Reserve seine ganze Existenz aufs Spiel. — Auch persönlich durfte er sich nicht, wie ein anderer Feldherr exponiren."

Das Folgende ist wieder ganz militärisch; am Schlusse S. 76—79 macht aber der Verf. noch andere historische Bemerkungen, von denen wir den nicht militärischen Lesern der Jahrbücher Einiges mittheilen wollen, weil der Verfasser, der in den Kriegen der ersten 15 Jahre unseres Jahrhunderts viel verdienten Ruhm erworben hat, von der Erbitterung, welche wir die des Preussenthums oder des Teutonismus zu nennen pflegen, ganz frei ist. Nur die Note auf der allerletzten Seite hätten wir weggewünscht, weil sie uns ganz überflüssig und doch bitter scheint; Ref. will die Wahrheit dessen, was darin gesagt wird, einmal gelten lassen, er will sogar zugeben, dass auch er, wenns ihn anwandelt,

in ähnliche heftige Worte ausbrechen könnte; da aber der General so ruhig und kritisch und gerecht berichtet hat, passt die Note, die einem Ausfall ähnlich sieht, nicht für die kleine Schrift.

Er führt zuerst an, wie Unglück bedeutend es für den Ausgang der unseeligen Expedition wurde, dass Napoleon, dessen Schnelligkeit sonst sprüchwörtlich war, durch die Umstände gezwungen, erst am 14., also nach 7 Tagen, vor dem nur 14 Meilen von Borodino entfernten Moskau erscheinen konnte. Kutusof hatte es auf Barklay's und anderer Verständigen Rath verlassen und sich im Bogenmarsch nach Jarutino gezogen, wo er auf der kürzeren Strasse nach Kaluga und in der Flanke der Franzosen stehend, deren Communication angreifen und die eignen Hauptprovinzen decken konnte. Dann folgen die bekannten Notizen, dass Napoleon sich hernach unbegreiflicher Weise über 5 Wochen in Moskau aufhielt, dann durch eine Bewegung auf Kaluga die Russen weiter zurückwerfen wollte, um über Kaluga auf dem längeren Wege ungestörter als auf dem kürzeren nach Smolensk zu kommen. Die weiteren Andeutungen sind so bestimmt, dass sie Referent als die besten ansieht, denen ein Schriftsteller, der die Begebenheiten zu erzählen hat, folgen kann, es sind gewissermassen Spuren auf dem Wege, den er gehen muss.

Napoleon, heisst es, verliess am 16. Oct. Morkau, marschirte langsam, so dass er erst am 24. auf die Russen traf, die ihm bei Malojarcslawez ein blutiges Treffen lieferten. Nach dem Treffen war der Weg nach Kaluga frei; allein bei der Nähe der Russen wagte er weder seinen Weg fortzusetzen, noch den Weg über Zuchnow zu nehmen, sondern ging auf die verwüstete alte Landstrasse zurück, so dass er erst am 8. Nov. mit einer von Frost und Hunger schon halb aufgelösten Armee Smolensk erreichte. Noch glaubte er die von der Düna und aus Wolhynien vorgebrochenen (und durch die Truppen aus Finnland und von der Donau verstärkten) Corps von Wittgenstein und Tschitschakof zurückwerfen und an dem Dnieper und der Düna Halt machen zu können. Zu diesem Satze fügt der Verfasser die Note: „Wären diese schon zu Anfange des Feldzuges bei der Hand gewesen, so würde man gewiss damals schon eine entscheidende Schlacht gewagt haben und eben so gewiss geschlagen worden seyn. So sollte Alles zum Vortheil der Russen ausschlagen."

Dann berichtet der Verfasser die bekannten Ereignisse bis zur Ankunft des französischen Heeres an der Beresina. Bei der Gelegenheit ehrt sich der Verf. selbst dadurch, dass er durch seine einfache Anerkennung des Geistesgrösse Napoleon's, diesen weit besser preiset, als

er in allen Bulletins oder in den im Bulletinsstile verfassten französischen Prahlereien je gepriesen ist.

Unterdessen, berichtet der Verf., war Tschitschakof, durch die Schuld Schwarzenberg's, bis zur Beresina, Wittgenstein, von Victor vergeblich bekämpft, bis zur Ula gedrungen. Napoleon war also ganz abgeschnitten und doch brach er sich, was kein Anderer vermocht hätte, den 29. und 30. Nov. Bahn über die Beresina, konnte aber freilich nur ganz aufgelöst Wilna erreichen. Unstreitig, fügt der Verf. ungemein schonend (und vielleicht noch etwas mehr als schonend) hätte ihn Kutusof schon vor, gewiss bei der Beresina verderben können — — jedoch bleibt ihm das Verdienst, dass er Moskau auf seine Verantwortung ohne Schlacht aufgab; dann, dass er die zweckmässige Richtung nach dem Süden nahm und dem Feinde bei Malojaroslawez in den Weg trat. Von da an überliess er fast Alles den zerstörenden Elementen und verfolgte selbst dann nur sehr schwach, als er wusste, dass die Flügelarmeen sich seinem Gegner an der Beresina vorlegen würden.

Napoleon wurde wohl durch das späte Eintreffen einiger so weit hergekommener Corps verhindert, den Feldzug einen Monat früher zu eröffnen, so wie durch den Fehler seines Bruders, Bagration zu verderben. Dagegen blieb er vielleicht zu lange in Wilna, gab sicher bei Smolensk den 17. — 19. Aug. grosse Vortheile aus der Hand, so wie bei Borodino die Entscheidung; und suchte nun diese trotz aller Warnung in dem verbrannten Moskau. Man kann ihm ferner vorwerfen, dass er zu wenig für Proviantirung der Strecke von Smolensk nach Moskau gethan, sich dadurch auch in die Nothwendigkeit gesetzt habe, auf einem weiteren Wege zurückzukehren — — und dass er eben diesen Weg nach dem Treffen von Malojaroslawez aus Besorgniss vor einer Bedrängung verlassen, die er noch grösser auf der ausgezehrten Landstrasse selbst finden musste. Wie hätte er endlich an der Düna und dem Dniepr überwintern können, wo nichts vorbereitet war?

---

*Etudes sur le Passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte. Tome premier. Paris 1846. Dumaine neveu. 4. 387 p.*

Der Unterzeichnete will dem Urtheile eines Kenners, welches er diesen Zeilen anhängt, nur wenige Zeilen vorausschicken, um sich zu ent-

schuldigen, dass er, der vom Artilleriewesen gar nichts versteht, ein Werk über Artillerie in diesen Blättern, wenn auch nicht selbst anzeigt, doch eine auf seine Bitte und ihm zu Gefallen gütigst gemachte Anzeige einrückt. Er muss dies um so mehr thun, als er wiederholt versichern muss, dass er mit der Redaction nichts zu thun hat, obgleich sein Name von langen Jahren her noch auf dem Titelblatte steht. Er macht nur zuweilen Anzeigen, um seinen Collegen Bähr, der sich seit vielen Jahren durch die Redaction um die Universität verdient macht, zu überzeugen, dass er, wenn es seine Zeit erlaubte, sich gern noch viel thätiger für das Journal beweisen würde.

Was nun das anzuzeigende Buch angeht, so hat der Prinz dem Unterzeichneten stets eine so freundliche Gesinnung bewiesen, und dieser hatte der edlen Mutter des Prinzen und hat der durchlauchtigen Tante desselben so viele Verbindlichkeit, dass er ganz erfreut war, zu erfahren und zu lesen, dass der Prinz den politischen Gedanken entsagt und sich ganz dem ernstlichen Studium ergeben habe. Er glaubt aus den Briefen des Prinzen und aus mündlichen Nachrichten versichern zu können, dass er endlich in der Wissenschaft die Ruhe gefunden hat, welche stets der sichere Lohn dessen ist, der ernste Studien nicht um Lohn, Vortheil, Beifall, sondern um der Wissenschaft selbst willen treibt. Der Unterzeichnete, von dessen Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe der Prinz so überzeugt ist, dass sowohl er als seine Mutter und Tante, nie auch nur geäussert haben, dass er anders über Napoleon urtheilen solle, als ihm seine Ueberzeugung eingiebt, hätte gern dem Prinzen, der so gut deutsch versteht, wie er selbst, sein eigenes Urtheil gedruckt hier mitgetheilt, wenn er nicht gefürchtet hätte, ausgelacht zu werden; er hat daher den Herrn General von Hofmann gebeten, ihm ein Gutachten darüber mitzutheilen. Der Herr General ist so gütig gewesen, ihm seine Meinung aufzuschreiben und ihm zu erlauben, das Blatt hier abdrucken zu lassen. Das unten Folgende ist also das Urtheil des Verfassers des Berichts über die Schlacht bei Borodino. Das ganze Werk, von dem hier der erste Theil angezeigt ist, soll 4 Bände in 4. ausmachen.

**Schlosser.**

---

Der Prinz Napoleon hat in seinem Werke „Etudes etc.“ eine grossartige Idee zur Ausführung zu bringen unternommen, den Entwickelungsgang der Artillerie seit Einführung der Feuerwaffen nach allen Seiten hin darzustellen, und zwar nicht blos wie er bis jetzt gewesen, sondern

auch wie er muthmasslich in der Zukunft seyn wird, hat er sich vorgesetzt. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind nicht zu verkennen; wenn es aber erlaubt ist, aus dem vorliegenden Theile einen Schluss auf das Ganze zu machen, so scheint eine befriedigende Lösung der Aufgabe kaum zu bezweifeln.

Der Verf. begnügt sich nicht, wie die meisten seiner Vorgänger, das vorhandene Material zu bearbeiten, er sucht im Gegentheil neue bisher noch unbekannte und unbenutzte Quellen auf, und es ist ihm gelungen, daraus die interessantesten Details ans Licht zu ziehen. Besonders reich sind in dieser Beziehung die Nachrichten über die Artillerie Carl's VIII. und durch sie wird eigentlich erst unumstösslich dargethan, was bis dahin kaum mehr als willkührliche Annahme war, dass sich von diesem Könige eine neue Aera der Artillerie datirt.

Der Verf. kommt in seinen Betrachtungen nicht selten zu andern Resultaten als seine Vorgänger, und man kann in den meisten Fällen nicht umhin, ihm beizustimmen, da seine Entwickelungen sich in der Regel auf gute gleichzeitige Quellen und eine in den Kern dringende unparteiische Kritik stützen. Le patriotisme ne doit point influencer le jugement de l'histoire sagt er p. 307 sehr wahr, und so lässt er denn, obgleich er sich vorzugsweise mit dem französischen Geschütz- und Kriegswesen beschäftigt, auch andern Nationen, namentlich den Deutschen volle Gerechtigkeit wiederfahren. Leider thut er uns etwas zu viel Ehre an, wenn er p. 278 sagt, die deutsche Artillerie habe zu Anfang des 17. Jahrhunderts eine gute und kräftige Organisation erhalten. Es ist dies keineswegs der Fall gewesen, die deutsche Artillerie war wie das deutsche Reich zu sehr zerstückelt, um, namentlich in dem Chaos des 30jährigen Krieges irgend Fortschritte von Bedeutung machen zu können. Den Verf. hat ein französisches Manuscript über die deutsche Artillerie, dem er allein gefolgt ist, in mehreren Stücken irre geführt. Unter Anderm wird gesagt, das deutsche Reich sei in 4 grosse Militär-Kreise eingetheilt gewesen, deren jeder ein gemeinsames Zeughaus und einen General der Artillerie mit einem bedeutenden Unterpersonale gehabt habe. Die Zeughäuser hätten sich in Wien, Heilbronn, Magdeburg, nachher Regensburg und Hall in Schwaben befunden u. s. w. Dies Alles ist reine Fiction; es hat niemals dergleichen in Deutschland gegeben. Im Reichsgutachten von 1674 wurde nur bestimmt, und dies behielt im Allgemeinen bis zur Auflösung des deutschen Reiches Geltung: Dass je zwei an einander grenzende Kreise zu Kriegszeiten eine gewisse näher bezeichnete Anzahl Geschütz zur Reichsarmee stellen sollten; von gemeinschaftlichen Zeughäusern

ist aber nirgends die Rede. Auch die Eintheilung der Geschützkaliber in Sechzehntel, Zweiunddreissigstel, Vierundsechzigstel Kanonen, Drittel, Achtel u. s. w. Mörser und Pedarten ist niemals in Deutschland üblich gewesen. Es scheint, als ob der Autor des erwähnten Manuscriptes, wie das nicht selten bei den älteren Artillerieschriftstellern vorkömmt, eigene oder fremde Projecte mit dem wirklich bestehenden vermengt oder verwechselt habe.

Ausser der fleissigen Benutzung der Quellen verdient noch besonders die Genauigkeit bemerkt zu werden, mit der die ausgezogenen Stellen wiedergegeben worden sind, etwas was sich nur von sehr wenigen Schriften dieser Gattung, französischer wie deutscher, rühmen lässt. Druckfehler sind dem Schreiber dieses ausser einigen kleinen Versehen in den Namen nur folgende wenige aufgefallen: p. 52 ist das Gefecht bei Ricardina ins Jahr 1446 statt 1467 gesetzt, p. 211 werden 8 couleuvrines de bataille de 1. liv. statt vermuthlich 16 liv. genannt, p. 231 muss die Länge der Muskete statt quatorce pieds wohl quatre pieds und p. 333 bei den Grabenmessungen der Schanzen largeur statt longueur gelesen werden. Bei den Plänen wäre vielleicht nur zu wünschen, dass die Ausbildungen mit allen Unvollkommenheiten der Originale wiedergegeben worden wären. Ueber die Burgundische Laffete Pl. IV. fig. 2 äussert der Verf. selbst, sie habe einen ganz modernen Zuschnitt und sey offenbar aus einer spätern Zeit, vielleicht aus der Schlacht bei Murten. Ihr Alter dürfte aber wohl noch 100 Jahre weiter herabzusetzen seyn und die Räder sind gewiss noch jüngern Ursprungs.

Es wäre zu wünschen, dass es dem Verf. gefallen möchte, sein, dem vorausgeschickten Plane zufolge eben so grossartig als geistreich angelegtes Werk (er nennt es selbst de longue haleine) bald fortzusetzen. Wie in dem gegenwärtigen Bande, wird es gewiss in den künftigen nicht an interessanten Aufklärungen und neuen Ansichten fehlen. Die Literatur der Artillerie erhält dadurch jedenfalls ein Werk, das dem besten, was wir in dieser Gattung haben, an die Seite gestellt werden muss, ja bis jetzt in manchen Beziehungen einzig in seiner Art dasteht.

---

*Der Streit über gemischte Ehen und das Kirchenhoheitsrecht im Grossherzogthum Baden. In vollständiger Darstellung. Karlsruhe 1847. 8. VIII, XXXII u. 115 S.*

Diese kleine Schrift enthält die Mittheilung einer merkwürdigen Szene aus dem grossen Feldzug, den der Ultramontanismus, seit der

Wegführung des Erzbischofs von Köln, auch in unserm deutschen Vaterlande mit Aufbietung aller Kräfte unternommen hat, um wo möglich den durch die gestiegene Aufklärung und den erstarkten Vaterlandssinn verlornen Boden wieder zu erobern. Zum Glück darf man seit den neuesten Münchener Vorgängen die Aussichten hierzu als merklich getrübt, wenn nicht als ganz gescheitert ansehen [1])! — Die Schrift enthält einen vollständigen Abdruck aller Urkunden, die den Leser in den Stand setzen, über die in Baden geführten Verhandlungen und Streitigkeiten zwischen den Behörden des Staats und denen der katholischen Kirche sich ein selbstständiges Urtheil zu bilden; sie schliesst sich überhaupt würdig einer andern Schrift an, die vor einigen Jahren von dem vormaligen Präsidenten des Ministeriums des Innern Nebenius ausgegangen und mit gebührender Anerkennung von Laspeyres in den kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft ausführlich besprochen worden ist. Aehnlich wie diese ältere Schrift eine treffende Abweisung der Versuche enthält, das Publikum an eine Beeinträchtigung der katholischen Kirche in Baden glauben zu machen, schliesst sich auch die nun zu besprechende Arbeit ergänzend und berichtigend an eine in gleicher verdächtigenden Absicht abgefasste ultramontane Parteischrift „über gemischte Ehen“ an.

---

1) Abermals haben diese Vorgänge aufs Nachdrücklichste die stets wieder vergessenen Lehren der Geschichte eingeschärft und das Treiben einer Partei enthüllt, die es zu allen Zeiten verstanden hat, den Schafpelz der Jugendlehrer, Geschichtforscher, Rechtsgelehrten, Staatsmänner, Minister, Beichtväter etc. je nach Umständen umzunehmen oder abzuwerfen, bald das Unsittlichste zu begünstigen, bald urplötzlich wieder die Rolle der strengsten Sittenrichter zu spielen, das monarchische Prinzip, das sie sonst so gern zum Aushängeschild ihrer nichtswürdigen Umtriebe machen, mit Füssen zu treten und offnen Aufruhr zu predigen. Der Herr von Linde kann, wenn er es nicht wissen sollte, — er, der sonst so gut von Allem, was Schlosser angeht, unterrichtet zu sein sich rühmt — jedenfalls sich denken, dass in dessen einem hoffnungsvollen Kronprinzen ertheilten Gutachten auch jene Partei mit Kennerhand gezeichnet ist, die der König von Baiern endlich zur Freude seines Volks in ihrer wahren Gestalt erblickt hat. Der Herr v. L. müht sich zwar nun ab (in seiner unten erwähnten Schrift), Jedermann, der etwa daran zweifelt, die Ueberzeugung beizubringen, wie gern er jenes fatale Gutachten aus der Welt leugnen möchte. Da Das aber begreiflich an dem Dasein und der Wirkung des Gutachtens nichts ändern kann, so sind die unaussprechlich faden und gesuchten Witzeleien, die er auch daran verschwendet, wie an Alles was ihm unbequem ist, völlig gegenstandlos.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 42. HEIDELBERGER 1847

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Der Streit über die gemischten Ehen in Baden.

(Schluss.)

Es thut gewiss Jedem wohl jene zu lesen, der dieses letztere oder etwa irgend ein aus der Fabrik des Herrn von Linde hervorgegangenes opus über denselben oder einen ähnlichen Gegenstand kurz vorher in der Hand gehabt hat. In schlichter Erzählung werden uns die immer rücksichtloseren Versuche der Curie vorgeführt, den konfessionellen Frieden zu stören und das Kirchenhoheitrecht des Staats zu beseitigen. Wir lernen dabei die durchaus gründlichen Ausführungen kennen, womit der katholische Oberkirchenrath und das Ministerium des Innern diesen Uebergriffen entgegentraten, sowie das erfreuliche Geschick, womit dieses Letztere die ganze Sache siegreich zum Ziel geführt hat, ohne doch durch Kraftmassregeln nach Art der weiland in Köln so sehr zur Unzeit angewandten bei ängstlichen Gemüthern Beirrungen hervorzurufen und den schamlosen Lügen Derer einen Schein zu leihen, die Alles aufbieten um den Wahn zu nähren, als ob in dieser Sache, statt des guten Rechts, bloss rohe Gewalt auf Seiten der Regierung gehandhabt worden sei. Ja wenn überhaupt irgend Etwas in dem Verfahren zu beanstanden sein sollte, so möchte es wohl nur in einer (trotz S. 83) zu weit getriebenen ängstlichen Sorge für Vermeidung alles Dessen liegen, was doch nur bei ganz einseitiger und befangener Auffassung den Schein eines Unrechts gegen die römisch-katholische Kirche hätte haben können. So namentlich bei Gelegenheit der deutsch-katholischen Bewegung, als des natürlichsten Gegengifts gegen das Römerthum, der gegenüber manche Beschränkungen nicht ausgeblieben sind, in denen wohl nur ein kleines päbstlichgesinntes Häuflein sein gutes Recht zu erblicken glaubte oder zu glauben vorgab. Es ist zwar wahr, was S. 76 gesagt wird: „Der Staat kann zum Schutz bestehender, anerkannter Kirchen gegen Beeinträchtigung (!) die freie Bildung neuer Religionsgesellschaften hindern, diese beschränken, ihre Lehren und Einrichtungen prüfen und ihnen nach seinem Ermessen die Duldung versagen oder Duldung und Anerkennung gewähren.“ Denn was könnte der Staat nicht? — Aber es ist ebenso wahr, dass er nicht Alles thun darf und soll was er kann, und dass

ein angebliches Recht Derer, die einer bestimmten religiösen Ueberzeugung und Kirche angehören, zu fodern dass die Regierung nicht dulde, dass Andersdenkende das Gleiche thun, wohl vor 200 Jahren noch für ein Recht gehalten werden konnte (als das: cujus regio illius et religio — noch in voller Geltung war), dass aber heutzutage eine mehr als gewöhnliche Dreistigkeit vorausgesetzt wird, um ein solches Religions- und Kirchenmonopol vom Staat auch nur in Anspruch zu nehmen. Kraft seines Aufsichtrechts darf und soll der Staat allerdings bei jeder neuen kirchlichen Gesellschaft ihre Lehre insofern prüfen, als ihm hier wie bei jeder andern Gesellschaft obliegt sich zu versichern, dass Zweck und Mittel derselben nicht mit dem Recht streiten; denn dessen Verletzung allein darf er schlechterdings nicht dulden, auch nicht wo sie unter dem Vorwand der Religion versucht werden sollte (z. B. durch Menschenopfer, wie bei den Pöschelianern, Vielweiberei, Proselytenmacherei, Verfolgung Andersglaubender etc. vergl. meine „Grundzüge des Naturrechts" S. 126 ff.). Kaum wird wohl mehr ein Vernünftiger im Zweifel sein, dass dem Staat in einem andern Sinn eine Prüfung der Lehre heute nicht zusteht, und dass er bei einer Religionspartei, die sich christlich nennt, nicht darüber hinausgehen und sich zu der Rolle berufen achten darf, die vor Zeiten in diesem Stück die allgemeinen Kirchenversammlungen gespielt haben. Leider sind wir in Deutschland noch auf der Stufe, dass wir die Christlichkeit des Staats in dem Ausschluss der Juden von staatsbürgerlichen, wo nicht gar auch von bürgerlichen Rechten (Grundeigenthumerwerb etc.) suchen; aber man sollte uns wenigstens nicht zumuthen, mit einer nur Juristen möglichen Beschränktheit des Blicks, die freie wenigstens alle christlichen Religionsparteien an Rechten gleichstellende Wortfassung des Art. 16 der deutschen Bundesakte in dem engherzigen Geist der Zeit des westfälischen Friedens zu deuten, anstatt in dem Geist ihrer und unserer Zeit. Von einer solchen Deutung und somit von allen engherzigen Folgerungen daraus (z. B. von einer ähnlich beschränkten Auslegung der in den neueren Verfassungsurkunden gewährleisteten Gewissensfreiheit) hat sich, wie die letzten Jahre gezeigt haben, man sollte fast glauben nicht ohne Einfluss der ultramontanen Schriftstellerschaft, mehr als eine deutsche protestantische Regierung nicht freizuhalten gewusst; und eben dieser Vorwurf trifft, wie schon die obenerwähnte Stelle beweist, auch die hier angezeigte Schrift.

Sieht man indess hiervon ab, so muss man sagen, dass sie Niemand ungelesen lassen darf, dem es um Einsicht der Wahrheit in dem leidigen

Streit über die gemischten Ehen, insbesondere in Baden, zu thun ist. Im Auszuge wiedergeben lässt sich das Ganze nicht; indess ein Paar Bemerkungen darüber und über Das, was ihm in der Schrift sonst besonders aufgefallen ist, glaubt Ref. den Lesern dieser Blätter schuldig zu sein. Das Geschichtliche des Hergangs war in der Hauptsache Folgendes.

Die kirchliche Oberbehörde hatte auch im Grossherzogthum Baden versucht die Regierung zu bestimmen, im Interesse der katholischen Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen einzuwilligen dass, für den Fall der Weigerung eines Versprechens solcher Erziehung, anstatt der bis jetzt staatsgesetzlich unbedingt vorgeschriebenen kirchlichen Trauung (also Einsegnung), das österreichische System der s. g. assistentia passiva eingeführt werde. Die Staatsbehörde lehnte das Eingehen auf diesen Vorschlag aus den triftigsten Gründen entschieden ab. Hierauf beruhte die Sache, bis der jetzige Erzbischof sie dadurch wieder aufnahm, dass er einseitig ohne Einholung des Gutheissens der Staatsregierung (ja sogar ohne Zuziehung seines eignen Domkapitels), um jenes System durchzusetzen, der Geistlichkeit seines Sprengels vorschrieb, dass sie in jedem Fall, wo von einer gemischten Ehe die Frage sei, zur Einholung weiterer Weisung an ihn zu berichten habe. Der Staatsregierung blieb hiernach nichts übrig, als sein Ausschreiben für unwirksam zu erklären, ebenso ein weiteres Ausschreiben, wodurch er wiederholt und bei Vermeidung geistlicher Ahndung den Pfarrgeistlichen sein Gebot einschärfte; sie machte vielmehr ihrerseits den Geistlichen das Festhalten an der bisherigen, dem Staatsgesetz entsprechenden Uebung zur Pflicht, drohte denselben für den Fall der Befolgung des gesetzwidrigen erzbischöflichen Erlasses die entsprechenden Strafen, versprach ihnen dagegen im Fall ihres gesetzlichen Verhaltens den kräftigsten Schutz und gewährte ihnen diesen späterhin, als der Fall eintrat, wirklich.

Der ganze Vorgang, der in dieser aktenmässigen Darstellung erzählt und beleuchtet wird, enthält nur ein Beispiel weiter für den Satz, den kein Geschichtskenner, dem die Wahrheit über Alles geht, leugnen kann: dass die römisch-katholische Kirche als solche, insofern sie einem untrüglichen auswärtigen Oberhaupt unbedingten Gehorsam schuldig zu sein glaubt, m. a. W. das eigentliche Pabstthum oder Römerthum in seiner ganzen Strenge sich mit keiner Staatsordnung verträgt. Es gilt da nicht bloss die Duldung eines s. g. Staats im Staat, sondern es gilt darum dass der Staat sich knechtisch der römischen Herrschaft unterordne, mithin sich selbst als Staat aufgebe. In dieser Beziehung ist vom Standpunkt des Staats aus gegen die auf S. 75 der Schrift gemachte Ausführung

nichts einzuwenden. Schämt der Staat sich aber dieses unwürdigen Selbstaufgebens, so bleibt dem Römerthum freilich nichts übrig, als seinerseits nachzugeben, wenn auch nicht im Grundsatz, — denn Das hat es noch nie gethan — doch wenigstens dadurch, dass es nicht auch an dessen strenger Ausführung ebenso starrsinnig festhält, sondern sich zur Rolle der s. g. „Dissimulation", zur „laxen Observanz" bequemt. Diess geschieht aber natürlich nur auf solange bis die Zeiten günstiger werden und das Hervortreten mit der ganzen Folgestrenge seiner unverjährbaren Anmassung wieder möglich machen. Diese unvergleichliche Geschmeidigkeit, dieses Geschick auf Kosten der eignen Grundsätze sich allen Umständen anzubequemen, war der Curie von jeher in hohem Grade eigen, und nicht etwa bloss dem berüchtigten Jesuitenorden, den ein ausgezeichneter theologischer Schriftsteller (Hundeshagen) neuerlich ebenso treffend „die Quintessenz des striktesten Römerthums" nannte, als ihn Spittler schon früher „das beste Garderegiment des Pabstes" genannt hat.

Nie hat das Pabstthum aufgehört, Alle die nicht römische Katholiken sind als Ketzer anzusehen und, wo es möglich oder doch räthlich war, auch so zu behandeln. Es hat den westfälischen Frieden und die deutsche Bundesakte niemals anerkannt, sondern feierlich gegen beide protestirt, weil in beiden auch Solchen, die nach römischen Begriffen Nichtkatholiken sind, gleiches Religions- und Kirchenrecht zugestanden worden ist wie Jenen die sich allein den Namen Katholiken anmassen; daher es, beiläufig gesagt, ein plumper Selbstwiderspruch ist, wenn päbstische Schreiber demungeachtet sich auf eben diese Grundgesetze stützen wollen, sobald es in ihren Kram taugt und sich etwa eine Rechtverkürzung für die evangelischen Christen daraus beschönigen zu lassen scheint. Jederzeit hat das Pabstthum jene grundgesetzliche Gleichheit des Rechts auf alle Weise zu verkümmern gesucht. Mit welcher Schnödigkeit, mit welchem wahren Hohn Diess geschah, wie gewissenlos die unsittlichsten Mittel — zumal Aufschüren des Zwiespalts in den Ehen und den Familien — nicht verschmäht wurden in majorem Dei gloriam d. h. zum Zweck der Mehrung des Reichs der alleinseligmachenden Kirche, Diess hat sich vielleicht nirgends greller gezeigt, als in den wieder aufgewärmten päbstlichen Lehrsätzen über die gemischten Ehen und das dabei einzuhaltende Verfahren.

Die in ein Gebet eingekleideten guten Wünsche für das Brautpaar, die in der Einsegnung liegen, sollen versagt werden, wenn der katholische Theil nicht auf Kosten der grundgesetzlichen Rechtsgleichheit der Theile sich dazu hergibt, den protestantischen

Theil zu bestimmen, in die katholische Kindererziehung einzuwilligen. Aeusserst treffend ist (S. 80 und 82) der hierin liegende psychische Zwang eine „Seelenkaperei" genannt, um einen „Abmagerungsprozess" gegen die protestantische Kirche einzuleiten, da diese ihrem Prinzip gemäss nie — durch Vergelten von Gleichem durch Gleiches — zur Proselytenmacherei sich herabgewürdigt hat. Zugleich ist ein solches Verfahren unstreitig das vortrefflichste Mittel, unserm Volk nach Möglichkeit die herrlichste und vielleicht die einzige bedeutende Eroberung wieder zu entreissen, die es auf dem Gebiet des praktischen Lebens zu machen verstand: das völlig friedliche, liebe- und achtungsvolle Nebeneinanderleben verschiedener Glaubensgenossen, — das so oft und lange für Ausländer der verschiedensten Nationen ein Gegenstand der Bewunderung war. — Um so weniger begreift man, was den Verfasser dieser Schrift, der diess Alles so klar einsah, verleiten konnte das österreichische Verfahren halb und halb zu billigen durch die Bemerkung (S. 81): „dort — wo kaum so viele Tausend Protestanten als Millionen Katholiken leben (?), mag es als ein Gebot einer wohlverstandenen Politik erscheinen, auf die Erhaltung einer ungemischten Bevölkerung hinzuwirken!" — Dieselbe „wohlverstandene" Politik, vor der uns der Himmel bewahren möge, die sich nicht einmal um das geschriebene Recht Deutschlands, geschweige um die nata lex kümmert, hat es in Oesterreich einstens dahin zu bringen gewusst — natürlich durch alle, auch die gewaltsamsten Mittel — dass der zur Reformationszeit dort ebenso mächtig als anderswo eingedrungene Protestantismus bald wieder in seinem Eroberungszuge gehemmt und unterdrückt wurde [1]! —

Es ist freilich zu beklagen, dass die wahren Sätze nicht allgemein genug bekannt sind, auf die sich die Ausführungen des Erzbischofs zur Beschönigung seines Verfahrens hauptsächlich stützen. Es sind Diess die Sätze: dass es zur Eingehung einer kirchlich gültigen Ehe völlig genüge, wenn der protestantische Geistliche die Einsegnung vorgenommen habe, oder auch (zufolge der Schlüsse der Trienter Kirchenversammlung) wenn die Theile vor dem zuständigen katholischen Pfarrer im Beisein zweier Zeugen die blosse Erklärung abgegeben haben, dass sie eine Ehe schliessen

---

1) Ueber die dermaligen religiösen Zustände Oesterreichs macht eine im vorigen Jahre anonym erschienene kleine Sckrift manche lehrreiche Mittheilungen. Ganz kürzlich erst hat eine österreich. Verordnung die grosse Konzession gemacht: dass nach dem Uebertritt ihrer Aeltern zum Protestantismus geborene Kinder „nicht gehindert werden sollen", der Religion ihrer Aeltern zu folgen! —

wollen, wo es dann gar keiner Einsegnung bedarf. Allein es ist schon oft richtig gesagt worden, wie gut die katholische Kirche die Unbekanntschaft namentlich der katholischen Bräute mit diesen Sätzen zu benutzen wisse, um das Versprechen katholischer Kindererziehung zu erpressen. Ebenso oft ist die Stimmung des protestantischen Theils in dieser wahren Zwangslage beschrieben worden. Zur Bestätigung will Ref. nur noch ein selbsterlebtes Beispiel anführen. Auf seine Frage an einen in Baiern getrauten Bekannten: wie er sich doch habe zu jenem Versprechen herablassen können? — antwortete Dieser in sichtlicher Verlegenheit: er habe keine Zeit mehr gehabt, um auf eine andere Auskunft zu denken und er könne ein solches Versprechen nicht anders ansehen wie dasjenige, was man einem Räuber gebe, der uns die Pistole auf die Brust setzt.

Ref. seinerseits ist der Ueberzeugung, dass es nicht gut ist wenn das Staatsgesetz, wie in Baden, Einsegnung durch einen Geistlichen zur Bedingung der bürgerlichen Gültigkeit der Ehe erhebt, anstatt durch allgemeine Einführung der „bürgerlichen Ehe" dem Recht und Staat zu geben, was ihnen gebührt, ohne jemals der Versuchung sich auszusetzen, auf irgend eine Weise in das rein religiöse oder kirchliche Gebiet einzugreifen. Nur dann ist, wie alle Erfahrung bestätigt, jede Möglichkeit eines Streits des Staats und der Kirche in Ehesachen abgeschnitten; nur dann sind die Rechte aller Theile gleichmässig gegen Uebergriffe gewahrt, und dem Gewissen der Brautleute sowohl als des Geistlichen ist jede Beschwerung erspart. Es lassen sich, so unwahrscheinlich es auch ist, Fälle wenigstens denken, wo ein beschränkter Geistlicher sich in seinem Gewissen verbunden glauben mag, nur unter der Bedingung katholischer Kindererziehung eine gemischte Ehe einsegnen zu dürfen; und dann ist es für ihn jedenfalls Gewissenszwang wenn er einsegnen muss. Freilich ist es ein eigen Ding um ein Gewissen, das lediglich von äusseren Bestimmgründen getrieben wird und (zum Beispiel zufolge des neuesten päbstlichen Breve in der Frage der gemischten Ehen) wetterfahnartig umspringt. Insofern also muss man dem S. XXX der Vorrede angeführten Urtheil des Ministers von Schlayer ganz beistimmen, auch wenn man sonst seine Worte nicht frei von innerm Widerspruch finden und nicht mit ihm der Meinung sein sollte, dass es zu den „sonderbarsten Dingen in der Weltgeschichte" gehöre wenn z. B. „christliche Sekten aus Gewissenhaftigkeit den Militärdienst (resp., wie er selbst es umschreibt, Mitmenschen, die uns nie etwas zu Leid gethan haben, lediglich auf Commando des Offiziers, zu tödten) weigern zu können glauben." Jeder fühlt, dass man eine solche Weigerung, oder etwa die der Mennoniten in Bezug

auf Eidesleistung, vielmehr sehr natürlich, sittlich, religiös und auch rechtlich vollkommen gegründet finden kann, auch wenn auf einer gegebenen Lebens- und Bildungsstufe, wie die unsrige, auf der noch so gar Manches zu wünschen und von der Zukunft zu hoffen übrig bleibt, diess Alles oder doch das Letzte noch keine Anerkennung von Seiten des Staats gefunden hat.

Wie wenig es übrigens bei dem Standpunkt der römischen Kirche mehr als nichtiger Vorwand ist, wenn sie für gut findet auf Gewissensbeschwerung ihrer Geistlichen durch Zumuthungen des Staats in der Sache der gemischten Ehen sich zu berufen, Diess geht zur Genüge daraus hervor, dass sie selbst am Wenigsten das wirkliche Gewissen der Individuen achtet, Diese seien Geistliche oder Laien. Denn, was man sonst Gewissen nennt, erscheint dem Erzbischof als „Eigendünkel" (S. 112); ganz so wie dem Ausdruck: „je nach Vorschrift seines Gewissens" die etwas freie Uebersetzung gegeben wird: „d. h. bei dem katholischen Pfarrer (der also eine ganz besondere Art von Gewissen hat, das seine Richtung von der hierarchischen Autorität erhält) nach dem Gesetz seiner Kirche" (S. 4); oder wie (ebenda) der wahre christliche „Geist der Liebe" durch einen starken Eufemismus dem Geist der Friedstörung untergeschoben wird. Wie aber wenn nun das wirkliche Gewissen, dessen Sache man doch wohl allein „Gewissenssache" nennen darf, will man anders ehrlich sein, dem einzelen katholischen Pfarrer gebietet eine Trauung nach Vorschrift des Staatsgesetzes unbedingt vorzunehmen in Fällen, wo es die Kirchenbehörde ihm verboten hat. Wer — wenn es der Staat nicht thut — schützt dann Jenen gegen den wahren Gewissenszwang, und zugleich gegen den Zwang zum Ungehorsam gegen das Staatsgesetz, den ihm hier die Kirchenbehörde anthun möchte kraft eines angeblichen Gesetzes der Kirche? — Denn, dass kein allgemeines Kirchengesetz besteht, das mit der bisherigen langjährigen Uebung in Sachen der gemischten Ehen streitet, ist von dem katholischen Oberkirchenrath des Landes in der vorliegenden Schrift erschöpfend nachgewiesen. Schutz gegen solchen hierarchischen Zwang zu leisten, ist unstreitig die Schuldigkeit des Staats, in deren Erfüllung er sich in den hier besprochenen Fällen auch nicht säumig finden liess. Dass aber die erzbischöfliche Vorschrift für die Pfarrgeistlichen: in jedem Fall einer gemischten Ehe erst an die kirchliche Oberbehörde zu berichten und von dort die Weisung über das dem Fall entsprechende Verhalten einzuholen — das eigne Urtheil und Gewissen der Ersteren für nichtsbedeutend und sie für blindlings abhängig von der Letzteren erklärt, dass sie also

einen solchen Zwang wirklich enthält, Diess haben hier zu Lande die freidenkenden Geistlichen schmerzlich empfunden und mit Bitte um Staatsschutz dagegen nachdrücklich selbst geltend gemacht.

Gern würden wir, des Gegensatzes halber, zugleich mit der besprochenen Schrift noch eine andere beleuchtet haben, die der hinreichend bekannte Herr von Linde über dasselbe Thema zu Tage gefördert hat; allein das ganze Geschreibe und Gerede dieses Herrn in religiösen wie in politischen Dingen trägt gar zu deutlich den Stempel, dass es aus ganz andrer Absicht entsprungen ist, als um der Wahrheit die Ehre zu geben, und es ist schon deshalb unter aller Kritik. Gewiss man kann ein sehr gutes Zutrauen zu Dem haben, was dem Herrn von Linde und nur ihm möglich ist, zumal wenn seine Eitelkeit verletzt worden ist, deren Uebermass allein es begreiflich macht, dass er, von sich aus schliessend, auch bei Andern, deren noblere Denkart er nicht fassen kann, überall nur kleinliche und jämmerliche Triebfedern voraussetzt; und doch kann man fast überrascht sein von der Leidenschaftlichkeit und Gereiztheit, die diesen Herrn verleiten konnte, in einer so unbeschreiblich armseligen Weise über einen Mann herzufallen, den keiner seiner Ausfälle auch nur von fern berühren und anfechten kann, wie er bei nur einiger Besonnenheit sich würde selbst haben sagen müssen. In der That die ganze Einleitung zu seinem Pamflet „über religiöse Kindererziehung in gemischten Ehen und über Ehen zwischen Juden und Christen, nebst Beiträgen zur Beleuchtung der Selbstherrlichkeit des grossen Geschichtforschers Herrn Geheimen Raths Schlosser, 1847 —“ ja schon der Titel trägt das offene Gepräge eines blossen Ausbruchs der Galle und einer ohnmächtigen Wuth. Aber freilich, es ist auch keine Kleinigkeit sich gedruckt Dinge sagen lassen zu müssen, von denen man seit Jahren gewöhnt ist, dass sie Jedermann höchstens denken oder unter vier Augen sagen darf! — So liess sich denn von dem eingenommenen schweren Aerger der Herr von Linde so weit fortreissen um ganz und gar zu vergessen, dass das Gewicht seines Namens überall da, wo dieser nicht einen gezwungenen Kurs hat, unendlich viel zu leicht wiegt als dass er hoffen durfte, durch einen Versuch, Schlosser der Irrthümer oder vielmehr der Entstellungen zu überweisen, dem Publikum einzureden, dass es die galligten Ausbrüche in dem ebenerwähnten Produkt für etwas Anderes und Besseres zu nehmen habe als für den Schrei des Getroffenen. Wir haben über sein Produkt nur eine Stimme der ungetheilten Heiterkeit vernommen, hie und da mit einem Achselzucken begleitet. Hat denn wohl wirklich den Herrn von Linde in keinem lichten Augenblick das Gefühl

beschlichen, wie ungemein possierlich gerade ihm die Rolle eines Ritters der Wahrheit zu Gesicht steht?! — Die Anmassung, für unfehlbar gelten zu wollen, hat Schlosser von jeher den Päbsten überlassen; er war stets der Erste opiniorum commenta, auch die seinigen, preiszugeben, und — dass eine Weltgeschichte, die frei von Irrthümern ist, kein Sterblicher je schreiben wird, versteht sich von selbst. Aber es ist doch wohl etwas mehr als komisch, wenn uns Andern nun zugemuthet werden soll, in dem von Herrn von Linde (vermuthlich aus dem Münchener ultramontanen Arsenal) so höchst unglücklich ausgewählten Pröbchen von der Widerlegungsmanier der Herrn Görres, Höfler und Consorten, den Beweis von Irrthümern oder gar Entstellungen zu finden [1]. Hat er denn nicht gefühlt dass es nur lächerlich ist, an Andere zu verlangen sie sollen die Geduld nicht verlieren, wenn solche kritische Autoritäten Schlosser gegenübergestellt werden, denen von Amtswegen alle Päbste Engel und alle Pfaffen Heilige sind. Oder denkt wohl gar der Herr von Linde sich selbst als historischen Forschergeist zur Sache legitimirt zu haben durch seine allezeitfertigen literarischen Mosaikarbeiten und seine, höchstens zur Verblüffung von Unmündigen tauglichen, Mixturen von allerorten zusammengerafften und, wo und wie es der Zweck zu heiligen schien, verstümmelten, verdrehten oder gefälschten Allegate. In der That hätten wir dem Herrn soviel Scham zugetraut, dass er in seinem Leben wenigstens Ullmann nicht wieder zitiren würde, der ihn schon einmal vor der gebildeten Welt als dreisten Zitaten-Erfinder und Verfälscher blossgestellt hat. Aber auch darin mussten wir uns getäuscht

1) So soll namentlich, unvergleichlich naiv, keiner Seele das Recht zustehen, den sprechendsten Umständen mehr Glauben zu schenken als einem untrüglichen Pabst! Es erscheint dem Herrn von Linde auch wenigstens als ein Verbrechen gegen seine Religion, wenn wir uns erlauben, so lange bis es ihm gefällt, etwa durch Mittheilungen aus den geheimen päbstlichen Archiven, uns über die weiteren Schicksale nach Rom gewanderter Gelder des Besseren zu belehren, einstweilen anzunehmen, sie hätten ihren Zweck erreicht; hingegen habe es einem Pabst, wie Bonifaz VIII. auf eine Lüge in majorem Dei gloriam, beziehungsweise auf ein Desavouiren eines Schreibers, ebensowenig ankommen können als etwa dem Herrn von Linde auf ein Versichernlassen durch Verleger oder Drucker, dass in seinem Manuskript ganz gewiss Diess oder Jenes gestanden oder nicht gestanden habe. Was von Dergleichen zu halten sei, darüber steht hier wie dort das Urtheil aller Welt fest! —

sehen! Abermals muss auch Ullmann neben Andern in buntgemischter Gesellschaft herhalten, um die Lücke in den Beweisen wo möglich auszufüllen, gewiss zu seinem eignen nicht geringen Erstaunen. —

**K. Röder.**

---

*Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein von J. G. Kohl, 2 Bde. in 8. Leipzig, 1846. Brockhaus.*

Der erste Band (456 Seiten) enthält 18 Kapitel, welche so überschrieben sind: 1) Hamburg. 2) Kiel, 3) Dänisch Wold., 4) Die Halbinsel Schwansen, 5) die Insel Arnis. 6) die Landschaft Angeln, 7) die Insel Alsen, 8) das nördliche Schleswig, 9) der kleine Belt, 10) Assens, 11) Odense, 12) Christiansdal, 13) der grosse Belt, 14) Holsteinburg, 15) Grevensveng. Gysselfeld und Bregentved, 16) Ringstedt, 17) Schloss Lethraborg und Leire, 18) Roeskilde. — Der zweite Band (448 Seiten), dessen ganze Hälfte von Kopenhagen handelt, besteht aus 5 Abschnitten, deren Ueberschriften folgende sind: 1) Kopenhagen, 2) das nördliche Seeland, 3) Helsingöer und der Sund, 4) Südlicher Zipfel von Schweden, 5) Flytte.

Der Herr Verf., auf der Eisenbahn von Altona „in Kiel hineingeschossen", durchflog die Ostkante des Herzogthums Schleswig, hierauf die gewöhnliche Landstrasse durch Fühnen über Assens und Odense nach Nyborg, ferner einen Theil der Süd- und Ostseite Seelands über Korsöer, Holsteinborg, Nestved, Ringsted, Roeskilde, Kopenhagen und Frederiksborg nach Helsingöer, endlich ein Stück der Westküste Schonens zwischen Helsingborg und Lund, worauf er sich von Kopenhagen auf einem Dampfschiff nach Stettin begab.

Die dänischen Schlösser, als Augustenborg, Sonderborg, Holsteinborg, Grevensveng, Gysselfeldt, Gaunöe, Bregentved, Lethraborg, Rosenborg, Amalienborg, Christiansborg, Frederiksborg, Eremitage, Charlottenlund, Sorgenfrei, Fredensborg, Kronborg, Marienlyst, Jägerspriis, Hirschholm, Söborg, Goröe und dergleichen, sammt Residenzstadt-Schlössern, Nebenresidenzen, Rittersälen, Königsmausoleen, Ruinen und solcherlei Dingen, überdiess aber, ausser manchen Mythen, Märchen und Alterthümern, insbesondere die dänische Hauptstadt, und zwar ihre Museen, Gemäldesammlungen, Bibliotheken, naturhistorischen Sammlungen, Gefängnisse, Flotte, Kunstkammer, Arsenal etc. — dies alles füllt den grössten Theil des reichlich 900 Seiten grossen Reisewerks aus, die Beschreibung der

dänischen Königsgruft zu Roeskilde allein 32 Seiten. Aber Dänemark und sein Volk lernt man nicht daraus kennen.

Ich habe keine Neigung, die Verdienste eines Andern gering zu schätzen, wenn es wirkliche Verdienste sind, oder den zu tadeln, welcher Lob verdient, wenn aber Schriftsteller auftreten, welche den Kunstgriff verstehen, mit ihren Büchern ein grosses Publicum irre zu führen, so ist es mir Herzenssache geworden, solche Producte mit scharfer kritischer Geissel zu verfolgen, und ich weiss nicht, wer am meisten zu bedauern ist, der Herr Verleger, welcher sich dazu hergibt, dieselben zu verbreiten, oder die moderne Lesewelt, welche eine Lectüre gierig verschlingt, die bei einer empfehlenden und gleisnerischen Aussenseite voll von Unwahrheiten, Schmeicheleien, Oberflächlichkeiten und Zerrbildern ist.

Eine aufs Ungefähr theils aus vielen Büchern vielerlei Art, theils aus mündlich empfangenen Notizen zusammengetragene und mit einigen eigenen flüchtigen Bemerkungen und Einfällen untermischte Compilation eines Touristen, welcher den kleinsten Theil von Dänemark gesehen, der aus Besorgniss vor eignem Nachtheil entweder mit seinem Urtheil über die wichtigsten Angelegenheiten und Zustände desjenigen Landes, welches er bereist, nie entschieden hervortritt, oder lieber dieselben ganz verschweigt und behutsam übergeht, und auch von den meisten andern Ländern, wo er gewesen, im Wesentlichen so schreibt und solche Berichte gibt, wie sie die Eitelkeit und den bornirten Patriotismus jener einzelnen Völker kitzelt, der endlich nicht die Feder in der Hand führt, um sein Publicum zu belehren, oder ihm die Kraft und Macht der Wahrheit vorzuhalten, sondern um sich angenehm zu machen bei denen, die zu schwach sind, um Wirklichkeit und Echtheit von Einbildung und Schein zu unterscheiden,, dies macht den Inhalt der vorliegenden beiden Bände aus, deren willkommene Aufnahme in Kopenhagen und Dänemark schon bezeugt, wess Geistes Kind ihr Verfasser ist.

Es kann mir einerlei sein, was die Lobredner von den „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" rühmen, sei es Frische der Darstellung, oder Wahrheit der Auffassung, oder was noch sonst, es besticht mein Urtheil nicht, denn jene Lobredner zeigen gerade durch ihr Lob, dass sie das, was sie loben, wenig kennen. Die Wahrheit der Auffassung leugne ich, wenn auch die Nichtkenner aus den Schilderungen des Reisenden eine klare Vorstellung von dem geschilderten Lande erlangt zu haben meinen. Ein Bild kann sich hübsch ausnehmen und doch misslungen sein. Wer nichts davon versteht, sieht das nicht. Die Unwissenheit ist gross in unserer verflachten Zeit, selbst

bei dem und dem, der für einen grossen Vielwisser gilt. Das Aeussere besticht nur die Oberflächlichen, und die faule Nuss deckt oft eine hübsche Schale.

Stil und Schreibart des Verfassers gehörig zu würdigen, bin ich in früheren Recensionen geneigter gewesen, als die Lobredner, die das Wahre nicht vom Falschen zu sondern Willens sind, und es ist nicht nöthig, hier etwas mehr darüber zu sagen. Denn es ist die Sache selbst, um welche es sich zunächst hier handelt, nicht der Schein, das Wesen, nicht die Form, es ist die Gesinnung des Touristen, die Art seines Reisens, der Blick seiner Auffassung, der Grad seiner Befähigung, das Ziel, das ihm vor Augen schwebte, nicht die Witzfünkchen, lieblichen Spielereien und modernen Windbeuteleien, nicht die polirten Floskeln und modischen Anflüge von Geistreichheit, nicht die kokettirenden Phrasen und schelmischen Eitelkeiten, womit das Publicum geliebkoset wird, auch nicht die buchstabenreiche Wortfülle oder die geschmückten und entzückenden Perioden ohne Tiefe des Gedankens. Doch man weiss es wohl, dass die Würze eines imponirenden Geschwätzes selbst das Irrthümliche und Nichtssagende der gewöhnlichen Lesewelt, die nicht denken mag und will und kann, geniessbar macht.

In den „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" heisst Holstein „das südlichste Land des Nordens." Das ist ein willkürlicher und übel gewählter Ausdruck. Es wäre besser gewesen, Holstein und Schleswig, oder wie die Patrioten sagen Schleswig-Holstein, oder sogar Schleswigholstein, das Nordende des Landgebiets der westgermanischen Menschheit zu nennen, denn wo das Dänische und Skandinavische oder das Ostgermanische, welches von dem Westgermanischen grundverschieden ist, beginnt, da endet das Deutsche im weitern Sinn, wozu das Frisische und Plattdeutsche gehört, aber das Jütsche nicht.

Das einzige Compliment, welches der deutsche Reisende in diesem Werk über Dänemark dem Volk der Herzogthümer Schleswig und Holstein macht, ist der häufige Gebrauch des Namens Schleswig-Holstein.

Der „hohe Eigenthümer von Nöer" habe es nicht verschmäht, dem Reisenden „grossmüthige Gelegenheit" (!) zur Vermehrung seiner Kenntniss des Landes zu bieten. Ein paar Seiten vorher, wo von den Föhrden der dänischen Halbinsel die Rede ist, lässt der Herr Verfasser die Schotten ihre langen Seebuchten „Frits" nennen, da sie doch immer Friths und Firths sagen.

Wo von einer „reizenden (!) Aussicht über die Ostsee" von Nöer aus gesprochen wird, da heisst es also: „Wessen Augen sich lange

mit der schmuzigen Farbe der trüben Nordsee, die mit Marschmaterial schwanger geht, gesättigt haben, der wird sich nicht satt sehen können an dem herrlichen klaren Blau der Ostsee, die namentlich hier an der Ostküste der Halbiusel so hell wie Krystall ist." Der Reisende nach Dänemark hat sich wieder hier, wie so oft geschehen, etwas weis machen lassen. Die Ostsee ist ihm lieber, doch wohl nicht, weil sie die Russen küsst, als die Nordsee, die er nicht in einem Nöer kennen gelernt, und doch ist diese Nordsee im Ganzen noch klarer und blauer und kaum so trüb, als die Ostsee. Diese Ostsee hat stinkenden Modergrund, was man überall schon an ihren Kanten merken kann, auch bei Nöer, und die Seeleute, wenn sie mitten auf derselben ihre Anker aufwinden, merken das vor allen, die Nordsee aber hat grossentheils reinen Sandgrund und ist vornemlich trüb und voll von Marschmaterial an solchen binnenländischen Orten, wie z. B. in dem Seebade zu Wick auf der nordfrisischen Insel Föhr, mit dessen mitunter recht trübem und schlammigem Wasser der Herr Verfasser sich oft gewaschen hat.

Es wird viel Rühmens gemacht von der „schleswig-holsteinischen Butterwirthschaft", welche bei den kleineren Bauern auf dem Lande nicht am reinlichsten ist, und doch hat das Volk dieser Herzogthümer, dessen Hauptnahrungsquelle stets Viehzucht und Landbau gewesen, in Jahrhunderten nicht gelernt, guten Käse zu machen, während die Frisen und Engländer die Kunst der Käsebereitung, welche bei ihnen einen hohen Grad der Vollendung erreicht, nur nebenbei betrieben haben.

Das Städtchen Eckernföhrde heisst „ein höchst appetitlicher Ort", warum, ist nicht so leicht zu sagen, und sogar appetitlich! Die Umgegend ist schön, das Städtchen nicht, es war bisher ein Soldatennest. Eckernföhrde heisst auch „der Haupthafen für die Landschaften Schwansen und Dänisch Wold", und doch ist in diesem Hafen kein einziges Schiff.

„In Schwansen," sagt der Herr Verf., „ist noch überall ein echter sächsischer Volksstamm, und es wird natürlich nur plattdeutsch geredet. Die Häuser sind noch alle nach uralter sächsischer Weise gebaut, wie man es in Holstein, im Hannöverischen und Bremischen sieht." Ist nicht der Fall. Der Volksstamm ist nicht echt sächsisch. Vor 200 Jahren, als der verdienstvolle Dankwerth lebte, der die Herzogthümer Schleswig und Holstein mit solcher Genauigkeit beschrieb, sprach man dort eben so viel Dänisch, als Plattdeutsch. Auch ist die dänische oder danisirte Bauart der Häuser in Schwansen die vorherrschendere, und die in diesem Ländchen vorkommenden vielen Ortsnamen auf by bezeugen die einstige Danisirung ebenfalls.

Die Etymologien des Herrn Kohl sind meistens überall sehr verunglückte Geschöpfe. Zu ihnen gehört auch Aarnäs (Aarkap oder Adlernase) für Arnis, und Näs-Konger (Kap-Könige), welche letzteren nirgends in der Welt und in der Geschichte vorkommen.

Zahl und Lastenträchtigkeit der Schiffe einiger Orte in den Herzogthümern Schleswig und Holstein sind alle falsch angegeben. Ebendaselbst heisst es so: „Im Ganzen gibt es in den beiden Herzogthümern und im Königreich 107 Seehandelsstädte mit einer Flotte von 3760 Schiffen." Diese Angabe ist in allen ihren Theilen falsch. Denn Dänemark und die Herzogthümer haben zusammen 111 Seehandelsplätze, wovon wenigstens 32 keine Städte sind, sondern theils Eilande, theils Binnenlandsorte, Flecken und Dörfer. Im Jahre 1840 waren 3759 Fahrzeuge im dänischen Reich, welche durchaus nicht alle Seeschiffe sind, sondern wovon eine bedeutende Anzahl aus Binnenlandsfahrzeugen besteht, welche nie die See berühren.

Indem der Herr Kohl von dem Lande Angeln sagt, dass seine Grundbevölkerung dänisch sei, so zeigt er damit nur, dass er entweder diesen falschen Bericht Dänen nachgesprochen, oder dass er in Angeln seine Augen nicht aufgethan. Sonderbar, dass er, nachdem er in Dänemark gewesen, durch Vergleichen nicht herausgebracht, dass die Angeln anders aussehen, als die Dänen, er, der vielgereiste Mann. Aehnliche gedankenlose Behauptungen kommen massenweise in den „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein" vor, wozu auch diese gehört: „Man ziehe von Husum aus eine Linie in nordöstlicher Richtung quer durch das Land zwischen den Städten Schleswig und Flensburg mitten durch Angeln hindurch, von der Nordsee nach der Ostsee, so hat man die Grenze des Landes, von welcher aus im Süden sich ein reines Deutschthum hergestellt hat." Der Herr Verf. hätte auch hier besser gethan, über etwas nicht zu sprechen, was er gar nicht kennt. Südlich von dieser Linie sei Deutschthum **hergestellt?** Das Deutschthum, was da ist, nemlich südlich von der Kohl'schen Linie, ist immer da gewesen. Und da ist auch nicht überall reines Deutschthum. Denn auch südlich von der bezeichneten Linie liegen mehrere Dörfer, deren Einwohner plattdänisch sprechen. Uebrigens kann eine Linie von Husum aus nordostwärts bis nach Flensburg nimmer mitten durch Angeln gehen. Der Schreiber hatte in dem Augenblick vergessen, wo Angeln liegt. Das Gebiet der noch frisisch sprechenden Frisen auf der Westseite Schleswigs zwischen der Hewer bei Husum und der Widau bei Tondern auf einer Strecke von 10 Meilen Länge und 4—6 Meilen Breite

hätte nicht unerwähnt gelassen werden sollen. Dass das ganze jetzige Herzogthum Schleswig, welches der Herr Kohl in der Urzeit mit lauter Angeln bevölkert sieht! einst eine völlig westgermanische, das heisst theils frisische, theils deutsche Bevölkerung gehabt, was sich aus geschichtlichen Thatsachen erweisen lässt, dieses gründlich zu erörtern und zu zeigen, ist nun freilich keine Aufgabe für den Verfasser der „Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein", dem zu solchen Dingen die erforderlichen Kenntnisse fehlen, und der auch bei seiner oft so dreisten Oberflächlichkeit mehr Neigung hat, mit seinem dänischen Publicum zu liebäugeln und ihm nach dem Munde zu sprechen. Von Deutschthum und Dänenthum werden viele Worte gemacht, und nirgends findet man entwickelt, was es ist, und wie sie sich unterscheiden. Und wozu war es auch nöthig, denn hübsches Geschwätz reicht schon hin, und Schwätzer imponiren am meisten in unserer schwatzenden und schwatzhaften Zeit.

Eine wunderliche, oder lieber eine recht dumme Stelle ist folgende: „So wie indess wir noch die Steingräber der alten finnischen oder keltischen Ureinwohner des Landes finden, so finden wir auch noch Stellen genug in Schleswig" u. s. w. Was heisst das? Der Herr Verf. spricht doch hier von finnischen oder keltischen Ureinwohnern des Herzogthums Schleswig. Das sind molbechsche Ideen, die aller Geschichte und allem menschlichen Verstande Hohn sprechen. Aber es sind auch Ideen einiger Nichtdänen, die uns unsern deutschen Ur-Boden nicht gönnen, und durchaus wollen, dass wir das was wir von uns selbst haben, betrachten sollen, als hätten wir es von barbarischen Finnen oder Kelten empfangen. Von Finnen oder Kelten. Denn wenn es nicht von Finnen, so von Kelten. Ich habe einmal einen Mann kennen gelernt, der trug auf seinem Rumpf einen echt mongolischen Kopf, einen Lappenkopf, es war des Mannes Lieblings-Idee, als wäre es Naturinstinct, halb Europa wohnte auf lappischem und finnischem Grund und Boden.

Die aus Adam von Bremen (De Situ Daniae, cap. 208) übersetzte Stelle hat ebenfalls ihre grossen Schwächen. So z. B. wird profundis saltibus für „arge Moräste" genommen, und civitates für „Ortschaften und Gemeinden", da doch civitas bei Adam von Bremen „Stadt" bedeutet.

Auch über Jütland wird mancherlei gesprochen, als wäre der Reisende da gewesen, und hat doch keinen Fuss hineingesetzt, obgleich Jütland der Hauptheil und das in ethnographischer Hinsicht eigenthümlichste Land Dänemarks ist. Uebrigens sind die Mittheilungen über Jütland höchst unbedeutend. Das Wenige, was über die Jüten mitgetheilt wird, grün-

det sich auf „sagte man mir". Ueber Sitten, Charakter, Lebensweise, die Arten der Gewerbthätigkeit, den habitus corporum oder die körperliche Physiognomie, und über die verschiedenen Sprachdialecte des eigentlichen jütschen Volks sowohl in dem grossen Riper District, als auch nördlich von der Leimföhrde (Liimfjord) in Thy und Wendsyssel, und in der am meisten danisirten Osthälfte, vernimmt man eben so wenig als über die ethnographischen Eigenthümlichkeiten und Unterschiede der Gesammtbevölkerung des dänischen Reichs. „In Jütland findet sich das älteste und reinste Ur-Dänenthum," sagt der Mann, der nie in Jütland gewesen ist und nie die jütsche Geschichte studirt hat. In Jütland findet sich am allerwenigsten dieses Ur-Dänenthum. Ich frage: Was ist denn dieses älteste und reinste Ur-Dänenthum? Keine Antwort. Der Herr Kohl hat uns nicht einmal in seinen „Reisen in Dänemark" gesagt, was Dänenthum sei. Die Jüten waren von jeher keine Dänen, obwohl als Ostgermanen die nähern Stammgenossen der Dänen. In der Westhälfte Jütlands ist es dem scharfblickenden Forscher vergönnt, einen Blick in das Ur-Jütenthum hineinzuthun, doch in einem danisirten Lande wie Jütland das reinste Ur-Dänenthum suchen zu wollen, ist eben so unsinnig, als es unmöglich ist, es da zu finden. Ferner sieht Herr Kohl mit seinen Argusaugen in einem Lande, wo er nie gewesen ist, nemlich in Jütland, die Nachkommen der alten Kimbern wohnen, nachdem er einmal gehört, dass die Kimbern in Jütland gewohnt haben sollen. Die Ungeschichtlichkeit des Vorurtheils über Kimbern, kimbrische Halbinsel u. s. w., welches noch immer nicht auszurotten ist, habe ich in meiner „Nordgermanischen Welt" und in meiner „Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen" genügend dargethan. Jütland ist nie die kimbrische Halbinsel gewesen. „Aus Jütland kommen die unternehmendsten Leute, welche, zu den Inseln einwandernd, die Bevölkerung derselben auffrischen," fährt er fort. Die unternehmendsten? Worin besteht denn der jütsche Unternehmungsgeist? Der hat sich noch nirgends gezeigt. Die Masse Jüten, welche in unserm Jahrhundert z. B. zu den nordfrisischen Eilanden eingewandert sind, sind ein armes und ziemlich rohes Volk ohne Einsicht und Gemüth und ohne Reinlichkeit. Ihr Verstand, den sie mitbringen, sitzt einzig und allein in ihrem Dreschflegel und ihrer Sense auf dem Rücken. Sie haben durch ihren grossen Mangel an Bildung und Intelligenz der frisischen Bevölkerung sehr geschadet.

*(Fortsetzung folgt.)*

Nr. 43. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kohl: Reisen in Dänemark, Schleswig und Holstein.

(Schluss.)

Der Herr Kohl spricht eben so von Jütland, wo er nie gewesen ist, wie von den schottischen Hochlanden, wo er ebenfalls nie gewesen ist. In seinen „Reisen in Dänemark“ sagt er, er habe mit Handelsreisenden die schönen Scenen in den schottischen Highlands bewundert, und doch hat, wie gesagt, dieser Herr, was ich in meiner Recension seiner Reisen in Schottland in der Jenaer Literaturzeitung nachgewiesen, nie die schottischen Hochlande betreten, weder die nördlichen noch die westlichen, sondern ist disseits des Grampians, der Grenze der Hochlande, geblieben. Ich habe in 19 Monaten die nördlichen und die westlichen Hochlande der Schotten in allen Richtungen durchreist, und bin mit diesem Berg-Terrain bekannt genug, um dessen Grenzen genau zu wissen, das Publicum jenes Reisenden, der auch die „Reisen in Dänemark“ machte, mag sich täuschen lassen und in seiner Täuschung beharren, ich habe kein Recht, in die Gläubigkeit eines Andern gewaltsam einzudringen, und sollte er auch glauben, dass die Seelen im Paradies so fein, so fein sind, dass zehnthausend davon auf einer Nadelspitze tanzen können. Mir ist es genug, noch dieses Wörtchen hier hinzuzufügen: Wer sich nicht scheut vor dem Publicum zu sündigen, der soll auch nicht murren, wenn er vor dem Publicum gerichtet wird. — Auf Fühnen, wo der „immer schauend, hörend und lesend“ reisende Verfasser anfangs — so sagt er selbst — wie ein „„Herkules am Scheidewege““ stand, kam ihm das Innere des Landes anmuthiger vor, als das Innere von Jütland. Eine solche Sprache, wenn man nicht in Jütland gewesen ist, ist ein Probierstein der Reisenachrichten dieses Touristen, welcher auch ja selber gesteht, dass „Jütland für uns Deutsche eine wahre Terra incognita“ ist.

Er nennt Northumberland in England das „alte dänische Colonienland“, was eben so ungenau und unbestimmt ist, wie die meisten seiner sonstigen Berichte. Yorkshire, Derbyshire und Leicestershire, gerade diese

englischen Landschaften waren vorzugsweise das alte dänische Colonienland. Das alte englische Northumberland fing beim Humber an, der jetzigen Südgrenze von Yorkshire.

Jeden Augenblick liest man von „eignen“ Dingen, ganz eignen Dingen, so auch von „eignen dänischen Dialecten“, doch nirgends wird gesagt, wie denn diese Eigenheiten, diese ganz eignen Dinge sind, oder worin dieselben bestehen.

Einmal wird sogar gerügt, dass die Deutschen den dänischen Inselnamen Lolland Laaland schreiben, worauf ich rügend erwiedern muss, dass die dänische Schreibart Lolland nur eine Wortverstümmelung, und Laaland viel richtiger ist. In früheren Zeiten ward nie Lolland geschrieben, sondern Laaland, das ist Lavland (niedriges Land, das englische Lowland), und auf Lateinisch schrieb man den Namen Lalandia.

Seite 306 im ersten Bande ist es nicht zu verkennen, dass sich Herr Kohl orthodox anstellt, und diess ist wahrscheinlich gewissermassen eine Nothwendigkeit für ihn, um keine gläubigen Leser zu verlieren, denn unsre Zeit wird nun bei aller ihrer Erbärmlichkeit so orthodox gemacht, dass man bald nicht mehr weiss, was rechts und links ist.

Dass sich „die Shetländer unter Seeland in Dänemark eine Art Paradies denken“, ist aus der Luft gegriffen, sie kennen dieses Seeland nicht einmal dem Namen nach. Uebrigens ist es erstaunenswürdig, dass ein Mensch, der von Shetland nichts weiss und nie da gewesen ist, solche Behauptungen wagt. Eine solche Verherrlichung wird einer dänischen Seele nicht missfallen. Und alle dänischen Schönen und Patrioten werden dem lobpreisenden Deutschen von Herzen gewogen seyn.

Die jetzigen Dänen werden zu den „wanderlustigen Nationen Europa's“ gezählt. Zu den wanderlustigen! Nein, sondern: Bleibe im Lande und nähre dich redlich, d. h. Verfaule ruhig auf einem Fleck, das ist der feste Grundsatz und die liebste Lebensregel unsrer nördlichen Völker gewesen von ihrer Heldenzeit an bis auf unsre theurungsunruhigen Tage. Ob sie sich redlich nähren, darüber haben sie bisher noch nicht nachgedacht.

Bei Gelegenheit der oberflächlichen Betrachtungen über eine gewisse Mamsell „Hertha“, deren Name und Dasein in alter Zeit eben so wenig existirt haben, als es mit dem Herrn „Teut“ der Fall gewesen, wird die Stelle aus der Germania, wo von der Göttin auf dem See-Eiland die Rede ist, angeführt und „99 der Göttin zum Opfer dargebrachte Gefangene“ dem Schluss dieser Stelle angedichtet. Die 99 Gefangenen in dem erdichteten und erträumten Hertha-Hain auf Seeland sollen vermuth-

lich jene 99 Menschen, Hähne und wer weiss was für Thiere sein, welche man bei Dithmar von Merseburg in einem Heiden-Walde auf Seeland bei einander hangen sieht.

Es wird viel Gewicht auf den Umstand gelegt, dass „Dänemark nie erobert worden", und die Ursache davon „einer besondern Energie des Volks" zugeschrieben. Wer die Geschichte Dänemarks nicht kennt, und die kennt der Herr Verf. der „Reisen in Dänemark" nicht, der ist unbefähigt und unbefugt, irgend eine Ursache jenes Umstandes anzugeben, am allerwenigsten eine solche Energie, die auch der erfahrenste Kenner dänischer Geschichte den Bewohnern Dänemarks vor allen andern Völkern Europa's zuzuschreiben gewiss grossen Anstand nehmen wird. Solche Bücher eines „Deutschen", der es versteht, die schwache Seite der dänischen Nation zu benutzen, müssen sicherlich am rechten Ort Glück machen. Denn Jedem gefällt es, etwas Angenehmes von sich zu hören und zu lesen.

Hundert- und thausendmal sagt Herr Kohl in seinen Erzählungen, dass er ein „Deutscher" sei. Was das doch ist! Es war wohl nöthig, um „Niemanden vor den Kopf zu stossen". Und wirklich führt er den gutmüthigen Michel ein wenig bei der Nase herum, während er ihm die „Reisen in Dänemark" erzählt.

Der Herr Verf. dieser Reisen findet es unerklärlich, dass die dänischen Dome alle so früh, nemlich nicht später als das 11. und 12. Jahrhundert, erbaut worden. Die Antwort — allerdings nicht so ganz leicht — möchte einfach diese sein: Vor dem 12. Jahrhundert war Geld in Dänemark, und das war der Erwerb der Heldenzeit. Der Bremer Adam, der es aus König Swens eignem Munde gehört hatte, sagt, die Dänen durchstreiften — noch zu seiner Zeit — als Seeräuber die ganze Erde und brächten aller Welt Reichthum nach Hause. Nach dem 12. Jahrhundert wuchs die Armuth heran. Derselbe Adam von Bremen am Schluss des 11. Jahrhunderts, der genau mit den dänischen Verhältnissen bekannt war, hat uns noch folgende lehrreiche Notiz hinterlassen (De Situ Daniae, cap. 212): In Seland civitas maxima Roschild, sedes regia Danorum ..... Aurum ibi (nemlich auf Seeland) plurimum, quod raptu congeritur piratico. Ipsi enim piratae, quos illi Withingos (Wikingos) appellant, nostri Ascomannos, regi danico tributum solvunt, ut liceat eis praedam exercere a barbaris qui circa hoc mare plurimi abundant. Die beachtungswerthen Hauptpunkte dieser Stelle sind das viele Gold in Seeland, welches durch Seeraub erworben ward, und die Steuer, welche die dänischen Kaper für ihre Patente an die Krone zahlten. Aus dem Angeführten erhellet, „wie

es gekommen, dass Dänemark, welches doch das Christenthum später empfing, als Deutschland, gleich im zweiten christlichen Jahrhundert nach dem Umsturz seines alten Glaubens so grosse Gebäude (seine Domen) aufführte, während die deutschen Hauptdomen erst vier bis fünfhundert Jahre nach der Einführung des Christenthums emporstiegen, und wie es ferner gekommen, dass die Dänen sich dann dabei beruhigten und nach diesem ersten lebhaften Anlaufe stehen blieben und im 13. und 14. Jahrhundert nichts Grosses mehr zur Ehre Gottes ausführten." In Deutschland wurden die Gelder zur Erbauung der grossen Kirchen und Domen auf andern aber ähnlichen Wegen erworben, auf andere aber ähnliche Weise erpresst. Die deutschen Hauptdomen konnten erst zu den Zeiten der grössten Volksknechtschaft entstehen, früher nicht, als noch so viele Elemente der alten Freiheit übrig waren. Dänemark und Skandinavien liessen sich ihre vornehmsten Gotteshäuser von ihren Seeräubern gründen, welche allen Leuten in Europa ihre Habe wegnahmen. In Orkney ward dieses Handwerk noch länger getrieben, als in den eigentlich skandinavischen Ländern. Aus derselben Quelle des Seeraubs flossen grossentheils die ungeheuren Summen, welche der Jarl Ronald von Orkney in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts bedurfte, um seinem Oheim St. Magnus zu Ehren, seinem Gelübde gemäss, das Wunderwerk jener nördlichen Inseln aufzuführen, den grossen und prächtigen St. Magnus-Dom zu Kirkwall in Orkney, welcher 236 Fuss lang und 56 Fuss breit und dessen Hauptgewölb 71 Fuss hoch ist. Sein Dach tragen 28 Pfeiler — 14 an jeder Seite — von 15 Fuss Umfang, und ausserdem stützen 4 von ungemeiner Stärke und Schönheit, welche 24 Fuss Umfang haben, den Thurm. Mit diesem Dom, welcher überdies ausserordentlich regelmässig gebaut ist, und den ich mit eignen Augen gesehen, können sich die dänischen nicht vergleichen. „Der Dom zu Roeskilde," sagt Herr Kohl, „ist entschieden die schönste Kirche in Dänemark sowohl als überhaupt im ganzen skandinavischen Norden." Aber der St. Magnus in Orkney, das Werk der Norweger, gehört auch zu diesen Domen, und es ist immer sehr bedenklich, einen solchen „entschiedenen" Ausspruch zu thun, wenn man in Skandinavien nirgends weiter als in einem Stück der Westkante Schonens gewesen ist.

Von Kopenhagen wird gesagt, es sei „Dänemark", es sei das „skandinavische Paris", es sei der „wahre Pfeiler und Eckstein des Landes", es sei das „wahre Centrum aller nordischen Studien", es sei das „hellste Licht der Aufklärung im skandinavischen Norden", und gleich darauf folgt: „Natürlich will ich hier keinen Panegyricus der Dänen liefern."

Auf 44 Seiten des zweiten Bandes hat der Herr Kohl „über das Thorwaldsensche Museum und das Museum der nordischen Alterthümer vor allen Dingen sein Herz ausgeschüttet“. Aber wenig Verstand. Thorwaldsen heisst ein „beneidenswerther“ Mann (warum denn doch beneidenswerth? und warum diesen elenden modernen Ausdruck für einen bei aller seiner Unvergleichlichkeit so einfachen und schlichten Menschen, dem ein solches dummes Wort wie beneidenswerth ist, gewiss nicht gefallen?), der „ein halbes Jahrhundert lang mit den Göttern in Italien und mit den Königen und grössten Geistern Umgang gepflogen“! Thorwaldsen's Reisen werden „Triumphzüge, wie die eines geistigen Königs“ genannt. Was sind das für Könige, „geistige“ Könige? Und warum soll denn grade das Wort König das Ideal aller möglichen Auszeichnung ausdrücken? Was waren denn die meisten römischen Könige und Kaiser, von deren wilden Zügen und Fahrten der Tourist sein Gleichniss genommen, anders als rohe Barbaren und Bluthunde? Und was waren gewöhnlich ihre Triumphzüge anders, als närrische Prozessionen durch die von servilen Pöbelmassen vollgestopften Strassen? Also mit den Triumphzügen solcher Leute werden Thorwaldsen's Reisen verglichen.

Aus dem Kapitel über die nordischen Alterthümer will ich nur das eine herausheben, dass nemlich „die Grabhügel der griechischen Helden denen der skandinavischen auf ein Haar geglichen“. Diese Haarkleinheit muss einen in Erstaunen setzen. Welcher Alterthumsforscher hat eine solche Einerleiheit griechischer und skandinavischer Heldengräber erspäht und bewiesen? Eine solche Forschung ist nicht möglich, auch nicht aus homerischer Beschreibung, und niemand darf sich erkühnen zu sagen, dass die Todtenhügel an vielen Stellen an den Südkanten Russlands, in der Türkei und in Griechenland ausschliesslich griechische sind und keine gottischen.

Das Urtheil über die Politik der Dänen in Beziehung auf die Haltung ihrer Flotte ist ganz im dänischen Sinn. Unter andern Umständen wäre es ein anderes gewesen.

Das Kapitel über die Gefängnisse Kopenhagens ist nur 5 Seiten lang und behutsam abgefasst. Es heisst unter andern darin: „Gegen die etwaigen Uebelstände des alten Gefängnisshauses zu Felde zu ziehen, lohnt sich daher nicht der Mühe.“ Die Einführung des Pferdefleisches in diesen Gefängnissen wird „keine so üble Einrichtung“ genannt. Auch die alten Skandinavier und die Vorfahren der Preussen (die Prutzci Adams von Bremen und die Prucini der Germania) assen Pferdefleisch.

Der Abschnitt über die dänische Komödie ist sehr oberflächlich, und im Grunde wird fast gar nichts darüber gesagt. Ueber Holberg ist nur ein Brocken mitgetheilt, das Uebrige ist Spielerei und gehört nicht zur Sache. Im Inhaltsverzeichniss sowohl als in der Ueberschrift steht die „komische Ader der Dänen" gross angekündigt, und wo davon gesprochen werden soll, ist nichts vorhanden. Die komische Ader der Dänen, worüber sich viel hätte sagen lassen von einem Kenner und Denker, ist dem Herrn Kohl das Theater in Kopenhagen.

Der Herr Verf. hat in keinem seiner Reisewerke das Prädikat „ausgezeichnet" so oft gebraucht, als in seinen „Reisen in Dänemark". Er hatte auch wohl nirgends mehr Veranlassung dazu.

In dem Artikel, welcher „dänische Journale" überschrieben ist, wird der Unterschied zweier dänischen Tagesblätter, nemlich des Blattes „Vaterland" von der „Kopenhagens-Post" durch den einzigen Ausdruck „etwas gemässigter" angegeben. Also die Kopenhagens-Post ist nur etwas gemässigter als das Vaterland, sonst sind die beiden nicht verschieden! Und doch ist einer der Hauptunterschiede der: Das „Vaterland" repräsentirt die grosse Volksmasse der Dänen und trägt in ihrem Sinn alle seine Wünsche, Forderungen, Meinungen und Sympathien vor, opponirt auch in einem hohen Grade der Regierung, nur nicht in der Sache der Herzogthümer, deren entschiedener und leidenschaftlicher Parteifeind es ist. Die Kopenhagens-Post huldigt dem Grundsatz einer allgemeineren Liberalität, nährt nicht den wüthenden Parteihass zwischen Dänemark und den Herzogthümern, verschmäht den bornirten Patriotismus des Blattes „Vaterland", und opponirt der Regierung in weniger leidenschaftlicher Form als das Vaterland, selbst in Sachen der Politik mit Rücksicht auf die Herzogthümer. Die Leistungen dieser beiden Tagesblätter zeugen von mehr Talent, als die Zeitungen der Herzogthümer.

Die Hauptstädte unserer Staaten heissen „die grossen Centralpunkte des Lebens der Völker". So! Herr Kohl versteht es, Reisen zu schreiben für die „modige" Welt.

Die behauptete „grosse Aehnlichkeit zwischen Dänen und Engländern" ist eine fancy. Die Dänen und Engländer liegen innerlich und äusserlich himmelweit von einander entfernt. Und wenn „sich die Jüten in Northumberland ganz zu Hause fühlen, ja selbst ihre Sprache und Sagen bei den Northumberländern wiederfinden sollen", so muss ich, der ich die Jüten und Northumbrier genauer kenne, ein solches Gefühl und Wiederfinden für eine leere Einbildung erklären. In Northumberland ist keine Aehnlichkeit mit Jüten, weder bei den mehr dunkelhaarigen Küstenbewoh-

nern Northumberlands, noch bei dem schöneren Menschenschlag am Cheviot. Mehr Aehnlichkeit mit dänischer Art kommt in Yorkshire vor, welche Landschaft ehemals zu dem alten Northumberlande gehörte, dessen Südgrenze am Humber war.

Was über das dänische „Jule“ beigebracht wird, ist ungründliches Wissen. Ich halte, da die Kultur und Civilisation von jeher aus Süden und Südwesten nach Dänemark und Skandinavien gekommen sein muss, auch das Wort Jul für kein ursprünglich dänisches Wort. In Jütland ist dasselbe gewiss älter, als in Dänemark und Skandinavien, bei den Frisen aber, sowohl bei den Nordfrisen, als bei den Westfrisen, ist es ein uraltes Wort und kommt schon in den ältesten Schriften der Westfrisen vor. Am allerwenigsten würden die Westfrisen in Holland das Wort Jul (Weihnacht) von den weit entfernten Dänen, ihren Nationalfeinden, angenommen haben. Das altenglische Wort Yule stammt am wahrscheinlichsten von unsern frisischen Küsten. Noch mehr, es widerspricht dem ganzen Bildungsgang der germanischen Menschheit, anzunehmen, dass der skandinavische Odin eben so alt sei, als der westgermanische Wodan.

Während der Herr Kohl die Wegnahme der dänischen Flotte durch die Engländer als ein Ereigniss bezeichnet, das von den Dänen „so gänzlich vergessen“ worden, deutet er hiemit zugleich an, dass er sich nicht in Dänemark umgesehen. Etwas Unwahreres, als diese Behauptung, kann es nicht geben, und wenn auch seit 1807 mehr als eine Generation gestorben ist. Aus einer gewissen neumodischen Eitelkeit wird nur nicht überall davon gesprochen. Die Absicht, alles zum Besten zu kehren, selbst auf Kosten der Wahrheit, durchzieht die „Reisen in Dänemark“ von Anfang bis zu Ende. Und darum hat er seinen Lesern auch bei Leibe nicht gesagt, dass die Dänen eitel sind.

Was die isländische Sprache betrifft, so kann ich dieselbe nicht für „die alte skandinavische Muttersprache“ halten, was der Tourist den Dänen nachgesprochen hat, da sie ja nur von einem Häuflein auswandernder Flüchtlinge herrührt, deren Heimath auf der Westkante Norwegens war. Sie lässt sich nur, selbst in ihrer ältesten Gestalt, als eine Mundart der ostgermanischen Sprache betrachten, die in den ältesten Zeiten in den Ländern Schweden, Gotland und Schonen, diesem von den West- und Nordwestkanten Norwegens weit entfernten Gebiet, unstreitig verschieden gesprochen worden ist. Nördlich von den Schweden und Norwegern wohnten Völker mongolischer Race, nemlich Finnen, aus Vermischung mit welchen höchst wahrscheinlich die hohen Backenknochen der Skandinavier stammen. Schon Adam von Bremen wusste aus

Berichten von Geistlichen oder Missionaren, welche jene Gegenden besuchten, und aus mündlicher Mittheilung des Königs Swen Estridson, dass zwischen Norwegen und Alt-Schweden die Wermelani (die Bewohner der jetzigen Landschaft Wermeland) und Finnen, die er Finwedi nennt, wohnten, und nördlich von diesem Schweden in dem heutigen Helsingen die Skrithe-Finnen, deren Landstrecke er ebenfalls unter dem Namen Halsingaland kennt (Ad. Brem. de Situ Daniae, cap. 231. 232. 233). Das eigentliche Schwedenland reichte anfangs kaum über die jetzige Halbinsel Upland, wo der Tempel Upsala lag und das heutige Stockholm liegt, hinaus. Die ersten Ansiedelungen auf der Westküste Norwegens können nur zu Wasser von Süden und Südosten her oder von dem südlichsten Ende der skandinavischen Halbinsel aus geschehen sein, nicht von Osten über die Grenzgebirge Skandinaviens. Auch in Skandinavien hat Cultur und Civilisation ihren Gang von Süden nach Norden genommen. Schonen, Gotland und das alte eigentliche Schwedenland, wie es noch zu Adam von Bremen's Zeiten war, bis zum Dalekarlierlande halte ich für den ursprünglichen Theil Skandinaviens, und gerade hier hat man die ältesten Wurzeln der skandinavischen Sprachen zu suchen.

Wie die Ur-Dänen Schonens, welches der Tourist besuchte, von Seeländern verschieden sind, und worin sie ihnen ähnlich und am ähnlichsten sind, davon theilt er gar nichts mit. Eine der characteristischsten Eigenthümlichkeiten der dänischen Nation, ich meine der rein dänischen, wodurch sie sich von dem schöneren westgermanischen Geschlecht auffallend unterscheidet, ist die kurze stumpfe Nase, bei starkem Backenknochenbau. Auch ist das echtdänische Gesicht meistens kürzer als das westgermanische. In dem dänischen Angesicht liegt mehr und weniger ein mongolischer Zug. Auch ist der dänische Mund im Durchschnitt grösser und etwas anders geformt, als der westgermanische. Die dänische Nase, die auch sehr oft in Jütland vorkommt, muss dem ethnographischen Forscher sogleich in die Augen fallen. Die äussere Aehnlichkeit der Friesen und Deutschen ist viel grösser, als die beider mit den Dänen. Doch die wenigsten Menschen merken das, weil sie es nicht sehen können. Es gibt eine Grundverschiedenheit zwischen Skandinaviern und Germanen, zwischen Ostgermanen und Westgermanen, eine innere und äussere, und diese Grundverschiedenheit ist sehr bedeutend.

Mit Rücksicht auf die beiden Sprachen, nemlich die schwedische und dänische, heisst es folgendermassen: „Man glaubt es den beiden Sprachen deutlich genug anzuhören, wie die eine sich in den schonenschen

und jütschen Ebenen, die andre aber zwischen den dalekarlischen Granitfelsen entwickelte.“ Ein solches tönendes Geplauder eines „muntern Schwätzers“ mag wohl vielen Lesern angenehm sein, was ich nicht leugnen will. Allein ich kann es doch nicht unterlassen, denselben zu sagen, dass weder die schwedische Sprache zwischen dalekarlischen Granitfelsen, noch die dänische in jütschen Ebnen entstanden ist. Der Herr Tourist thut zuweilen, als könnte er das Gras wachsen hören. In Schweden haben die Gotten, Schwedens edelster und kräftigster Stamm, von jeher auf alles was jetzt schwedisch heisst, am meisten eingewirkt, und als die skandinavische Sprache entstand und sich in den Ebnen des jetzigen Landes Schweden entwickelte, da ward noch gar nicht gedacht an die Thalkerle (Dalekarlier), deren District in nördlicher Richtung von Alt-Schweden liegt. Und was Jütland betrifft, so ist es eben so gewiss, dass da am allerwenigsten eine dänische Sprache sich bilden konnte, sondern dass gerade da die dänische Sprache zu einer Carricatur geworden ist. Denn die Jüten sind von urher keine Dänen gewesen, obwohl die Osthälfte Jütlands zwischen der Leimföhrde und der Koldingföhrde seit ihrer Unterjochung durch die Dänen sich dermassen bis an die Nieren hat danisiren lassen, dass sonst kein andres Beispiel dieser Art vorhanden ist. Es kommt vielen heutigen Scribenten auf einige hundert lose Behauptungen mehr oder weniger nicht an, auch verwechseln sie Jüten und Dänen immer wieder. Die Jüten werden in der Geschichte ein Jahrhundert eher genannt, als die weiter zurückliegenden Dänen. Die Jüten nahmen an der Gründung Englands Theil in der letzten Hälfte des 5. Jahrhunderts, aber die Dänen werden erst im 6. Jahrhundert der Welt bekannt, dem Namen nach. J o r n a n d e s, P r o k o p und G r e g o r i u s v o n T o u r s erwähnen sie am ersten. Eben so werden, erst recht seitdem Pinkerton den Ton in Schottland und England angegeben, die Gotten mit den Germanen überhaupt verwechselt, und man spricht von gothischen Dingen und Nationen, als wäre gothisch (gottisch) der Collectivname für alles Germanische. Solche Forschungen beruhen schlechterdings auf Irrthum und Mangel an Scharfsinn. Das gottische Element in der skandinavischen Nationalität ist das hervorragendste, aber es gehört dem deutschen Wesen eben so wenig an, als dem sämmtlichen westgermanischen. Gottisch ist ostgermanisch, nicht westgermanisch, es ist also weder frisisch, noch anglisch, noch sächsisch, noch fränkisch. Die gottischen Völker der alten Welt erwiesen Königen (reges) Gehorsam und duldeten Steinburgen (castella). Beides thaten die Westgermanen nicht.

Im 2. Bande S. 375 kommt eine von jenen Behauptungen vor, welche den Schleswig-Holsteinern am wenigsten behagen wird. Da heisst es nemlich so: „Beide Provinzen, sowohl Schleswig, als Schonen, waren früher ganz von Dänen bewohnt.“ Wie darf einer so etwas behaupten, der weder Schonen, noch das Herzogthum Schleswig kennt? Ob die alten Bewohner Schonens lauter Dänen waren oder nicht, kann kein wirklicher Geschichtforscher entscheiden. Und das Herzogthum Schleswig früher auch ganz von Dänen bewohnt? Nein so nicht. Der grösste Theil der Westhälfte des jetzigen Herzogthums Schleswig war von jeher von Frisen bewohnt, die ganze Südseite desselben einst von Nichtdänen, mögen es nun insbesondere Saxen oder überhaupt Westgermanen gewesen sein, und ein grosser Theil der Osthälfte, wenigstens von der Schlei an bis zur Apenrader Föhrde, welche dem nördlichsten Ende des Frisengebiets gegenüberliegt, ebenfalls von Nichtdänen, nemlich von Angeln. Die vielen alten ausschliesslich frisischen Ortsnamensendungen, welche noch in der letztgenannten, später danisirten, Strecke zwischen Schleswig und Apenrade, und besonders in dem jetzigen Angeln und auf der Insel Als oder Alsen unter den dänischen vorkommen und fast vorwalten, deuten sehr verschieden darauf hin, dass diese Osthälfte des Herzogthums Schleswig einst von einem den Frisen nah verwandten Volksstamm bewohnt gewesen, und einzig und allein von einem solchen, denn wollte man annehmen, dass diese durchaus westgermanischen Ortsnamensendungen, deren Art sich bei den Dänen, als Ostgermanen, nicht findet, durch den noch späteren Einfluss des eigentlich deutschen Volkselements dahin gekommen wäre, so würde man einen Irrthum begehen, den die einzige Thatsache umzustossen vermöchte, dass die eigentlichen Deutschen solche Ortsnamensendungen nie gekannt haben. Diese müssen also nicht allein älter, als der eigentlich deutsche Einfluss im Herzogthum Schleswig, sondern auch als die Danisirung sein, während welcher Periode ein Aufkommen frisischer Sprachelemente in Angeln nicht denkbar ist. Was nun aber die Nordseite des jetzigen Herzogthums Schleswig angeht, wo das verdorbenste Dänisch gesprochen wird, so zeigt erstlich schon die Sprache an, dass sie nicht ursprünglich dem Lande angehört haben kann, wo sie heutiges Tages herrschend ist. Denn das ist jedenfalls gewiss, je corrumpirter eine Sprache oder Mundart ist, desto mehr Fremdes enthält sie, und desto weniger hat sie einst dem Menschen eigenthümlich angehört, der sie in den Mund genommen. Ferner ist es erweislich, dass die Frisenmarsch sich in alter Zeit bis an die Südwestspitzen Jütlands und wahrscheinlich noch weiter nordwärts erstreckt hat, dass also min-

destens die ganze Westseite des jetzigen Herzogthums Schleswig von Nichtdänen, nemlich Frisen, bewohnt gewesen. Nirgends im ganzen Dänemark wird ein so verdorbenes Dänisch gesprochen, als auf den nachgebliebenen Sandtrümmern (ich meine die Eilande Fanöe, Röm u. s. w.) jener durch Sturmfluthen untergegangenen Landstrecke. Ein Beispiel: Ha pipet hu, u hu pipet ha, aa saa pipet de boa. Das kann kein Däne der Inseln verstehen und ist doch jütschdänisch. Dieser monströse Satz heisst so: Er küsste sie und sie küsste ihn, und so küssten sie beide. Ha ist das dänische han (er), das frisische hi, das englische he und das plattdeutsche he. Das pipen ist ein westfrisischer Ausdruck. Das hu ist das dänische hun (sie), der Stamm welches Worts noch in dem frisischen hör (ihr) und dem englischen her zu spüren ist. Das u und das aa sind das dänische og (und), und das boa das dänische baade, das englische both, das frisische biath und das schottische baith (beide). Auch hat sich bis auf diesen Tag auf dem Eiland Fanöe, welches westwärts von der Stadt Ripen liegt, die ausschliesslich frisische Frauentracht erhalten, welche nie dänisch gewesen ist, und welche die Fanöer niemals von Süden her würden angenommen haben, wenn sie nicht einst in dem angedeuteten Verhältniss zu den Frisen gestanden. Ueberdies ist es eine merkwürdige Erscheinung, dass man die eigenthümlich frisische Ortsnamensendung um, welche ursprünglich immer ham und hem (heim) hiess, was man theils in mehreren alten Chroniken, theils noch überall in Holland und Vriesland sieht, wo diese Endung hem von den angrenzenden Plattdeutschen sehr oft um gesprochen wird — denn um ist aus hem und ham durch plattdeutsches Einwirken geworden —, z. B. Woudrichem Workum, Goringhem Gorkum u. s. w. (eben so corrumpirt, als man in der badischen Pfalz Schriesheim Schriese, Neuenheim Neune, Kirchheim Kerche u. s. w. spricht), dass man diese Ortsnamensendung um, sage ich, durch die ganze Westhälfte Jütlands findet, welche weit weniger, als der jütsche Osten, danisirt worden ist. Die Ortsnamen sind keine trüglichen Wegweiser auf den dunkeln Wegen der germanischen Völkerwanderung alter Zeit. Die frisischen auf ham zeigen uns gen Westen übers Meer hinüber, wo sie sich in grosser Menge auf Englands Ostseite wiederfinden, und gen Süden durch die Frankenländer, wo die Heimen bis zur Schweiz hinauf fast unzählig sind. Nur die Frisen und Franken kennen die Heimen, kein anderes germanisches Volk. In Nordfrisland gibt es sehr viele Ortsnamen, die nicht allein in ähnlicher, sondern auch in völlig gleicher Gestalt in Groningerland, Ostfrisland und Westfrisland, besonders aber in England vorkommen. Nicht allein durch diese Gleichheit

der Ortsnamen, sondern auch durch die Aehnlichkeit der Sprache, des Volkscharakters, der Bauart der Häuser u. s. w. wird die Wahrheit der geschichtlichen Angaben bei Beda, der im 7. Jahrhundert geboren war und einen frisischen Namen trägt, und bei Ethelward bestätigt, dass die Gründer Englands von den jetzigen Herzogthümern Schleswig und Holstein kamen und nirgends anderswoher. Die Ortsnamens-Aehnlichkeit und Gleichheit Hollands und Englands mit einander ist weniger gross, und der Holländer Molhuysen müht sich mit seinen Abhandlungen über Angeln am Niederrhein, in den Beiträgen zur Vaterlandsgeschichte und Alterthumskunde, auf einem so gut als unhistorischen Boden fast ganz vergeblich ab, denn da jene halbfabelhaften Angeln bei Prokop ebensowohl als die halbfabelhaften Saxen, welche bei Wittekind in Hadeln landen, von England kamen, so muss der Versuch Molhuysens, mit prokopischen Angeln vom Niederrhein aus ein England zu gründen, und das zu einer Zeit als England schon gegründet war, eben so nutzlos sein, als Herr Schaumann's neuerliches Unternehmen in seiner Schrift: „Zur Geschichte der Eroberung Englands durch germanische Stämme" (Nr. 9. Jena. Lit.-Zeitung, 1847), mit den Bewohnern des von ihm an die Seekante der jetzigen Normandie verlegten litus Saxonicum, das heisst der römischen sogenannten Saxenküste am Kanal, Brittanien zu erobern. Denn diese Seeküste (litus) hiess nur darum die Saxenküste, weil hier die römische Küsten-Miliz lag, um die Nordwestküste Galliens vor den Angriffen der sogenannten säxischen Seeräuber zu schützen, nicht aber weil sie mit Saxen bevölkert gewesen. Mit solchen Saxen und solchen Angeln England gründen zu wollen, heisst die Geschichte verhöhnen. Ein paar ähnliche und gleichklingende Ortsnamen Hollands reichen auch nicht hin, wenn die geschichtliche Heimath der Gründer Englands zwischen der Niederelbe und Jütland zehnmal mehr Aehnlichkeiten und Gleichheiten der Ortsnamen, wie dies wirklich der Fall ist, aufzuweisen hat. — In dieser selben oben besprochenen jütschen Westhälfte, nemlich von der Südgrenze Jütlands an bis zur Landenge von Wuust nördlich von der Leimföhrde (Liimfjord), also in dem grössten Theil der Landschaft Ripen, der Westseite der Landschaft Wiburg und der Westhälfte der Landschaft Aalburg, ist die dänische Sprache der Inseln dermassen corrumpirt worden, dass der eigentliche Däne mehr Noth hat dieselbe zu verstehen, als der Südengländer den Yorkshire-Mann. In der Sprache dieser ganzen bezeichneten Strecke finde ich nicht allein eine Menge ursprünglich frisische Ausdrücke, sondern sie hat auch das westgermanische Geschlechtswort, welches den sämmtlichen ostgermanischen

Sprachen oder Mundarten völlig fremd ist. Dieses Geschlechtswort, welches auch hier in Jütland sehr alt sein muss, hat man irrthümlich, ohne die Sache zu kennen, den säxischen Artikel genannt, und ohne zu wissen oder zu bedenken, dass erstlich seine Form mit der frisischen am meisten übereinstimmt, und zweitens auf dem natürlichsten Wege nur aus dem angrenzenden Frisland, nicht aber von den viel weiter entfernten Deutschen entstammt sein kann. Uebrigens führt sprachliches und geschichtliches Studium zu der Ueberzeugung, dass das jütsche Geschlechtswort weder der altjütschen Sprache, noch der ihr nächst verwandten altgottischen ursprünglich eigen gewesen ist. Schon die vielen Eigennamen der letzteren bei Prokop, welche alle skandinavisch sind, beweisen, dass die Gotten so gewiss ein skandinavisches, also ein ostgermanisches, Volk waren, als die jetzigen in Schweden es sind, und dasselbe Resultat ergibt sich aus allen Merkmalen, wodurch sich die Jüten vom 5. Jahrhundert an, als sie an der Gründung Englands theilnahmen und in einem Strich von Kent und auf der Insel Wight ihre Art ansiedelten, bis auf den heutigen Tag von den angrenzenden Westgermanen unterschieden haben. Wenn aber auch selbst die Jüten der heutigen Westhälfte Jütlands schon längst mit eigentlichen Dänen mehr oder minder zusammengewachsen sind, so ist es doch mehr als wahrscheinlich, dass die Urbewohner Jütlands oder Gotlands zu dem grossen Gottenstamm gehörten, und Jütlands nordöstlichstes Horn Skagen weist gerade in das Land der schwedischen Gotten hinüber, welche mitten inne zwischen den Ur-Schweden und den Ur-Dänen wohnen, und deren Volkssage bei Jornandes lehrt, dass die aus Skandinavien nach Südeuropa gewanderten Gotten ihre schwedische Heimath nicht für ihre älteste Heimath gehalten, sondern dass ihre Urväter einst zu Schiff nach Skandinavien gekommen, natürlich von Jütland oder Gotland her. Aus dem Gesagten erhellt nun hinsichtlich des jetzigen Herzogthums Schleswig, dass erstlich die Behauptung, Schleswig sei früher ganz von Dänen bewohnt gewesen, grundfalsch ist, und dass demnächst auch von „verhältnissmässig langsamen Fortschritten des Deutschen im Schleswigschen", wie Herr Kohl träumt, gar nicht die Rede sein kann, sondern nur von dem Einbruch des dänischen Volks- und Sprachelements in das südlich von der Königsau und der Koldinger Föhrde belegene ursprünglich deutsch im weiteren Sinn oder westgermanisch gewesene Landgebiet, und von seinem allmäligen Fortschritt bis zu der Zeit, als ihm das Deutsche im engeren Sinn hemmend und zurückdrängend entgegentrat. Der östliche Küstenstrich des Herzogthums Schleswig, den die Dänen danisirten, ist nur schmal gewesen,

doch umfasste er auch zu einer Zeit ungefähr das ganze Halbeiland Schwansen nordöstlich von dem alten Dänenwall bei Eckernföhrde, welcher bestimmt gewesen sein muss, um die dänischen Haltpunkte auf Schwansen vor den westwärts von diesem Wall wohnenden Deutschen zu schützen. Aber die Stadt Schleswig blieb eine deutsche Stadt. Adam von Bremen (hist. Hammaburg. Eccles. cap. 168) nennt sie eine Stadt der überelbischen Saxen, das ist der Holsteiner (Sliaswig civitas Saxonum Transalbianorum), und von den dänischen Kolonien auf der schleswigschen Ostküste schreibt er (De Situ Daniae, cap. 221): Die Dänen, welche man Jüten nennt, bewohnen die Küste der Ostsee bis zur Schlei. Der Widerstand des Westgermanischen im jetzigen Herzogthum Schleswig gegen das Ostgermanische oder Dänische ist mächtig und unaufhörlich gewesen, aber der Fortschritt des Ostgermanischen in diesem nördlichsten Winkel der westgermanischen Welt hat sich ungeachtet seiner günstigen Stellung vor und nach Karls des Grossen Zeit, das heisst sowohl lange vor dem Jahre 811, als der Gründer Deutschlands den merkwürdigen und folgenreichen Frieden an der Eider mit den Dänen schloss und dadurch die jenseits wohnenden Westgermanen, diese fernsten deutschen Brüder, ihrem künftigen Schicksal überliess, als auch lange nach diesem unpolitischen Jahre als ein verhältnissmässig träger und langsamer bewährt. Der Mangel des Ostgermanischen an Intensivität und Lebenskraft hat sich überall in der Fremde gezeigt, wo es hingedrungen, an den Ostseeküsten, am ganzen Rande Südeuropa's und in Westeuropa. Die skandinavische Herrschaft an den jetzigen russischen und preussischen Küsten nahm bald ein Ende, aber was die Deutschen dort gründeten, dauert noch fort, die Macht der Gotten vom schwarzen Meer bis zur spanischen See war schon im 8. Jahrhundert zerfallen, was Ostmänner (Ostmanni), das sind die Dänen und Norweger, in der Osthälfte Irlands, nemlich in Waterford, Wexford, Dublin und Fingal, was sie in England und namentlich in Nordengland, was sie in Orkney, was sie in der Normandie gegründet hatten, ist nach und nach bis auf einige Spuren verschwunden, und nirgends in allen jenen Ländern hat die dänische und skandinavische Sprache dauernde Wurzel fassen können, sie ist überall in der Fremde bis auf einzelne Brocken vertilgt. Nur die Schöpfungen des westgermanischen Geistes haben eine Macht und Dauer erlangt, wie keine anderen in der Geschichte, und die Kraft seines Wollens und Könnens hat nach und nach die Welt überwunden. Es ist die westgermanische Menschheit, welche von Deutschland, Holland, England und Frankreich aus alle Länder und Welttheile umgestaltet, und deren Sprache bis an die Enden der Erde

die festesten Wurzeln geschlagen hat. Mexico, Südamerica, die Länder der Südsee, Africa, China, sie müssen sich alle beugen und zittern vor dem westgermanischen Riesen, der selbst Rom den Nacken brach. Auch in der Westhälfte Deutschlands, welche ihrer angebornen Natur nach vorzugsweise das demokratische Deutschland zu nennen ist, nicht allein weil ihre ursprünglichen Völker weder einen orientalisch-römischen König (Rex), noch eine Zwingburg (castellum), noch eine bevorrechtete Familie oder privilegirte Zunft (genus nobile, german. cap. 42. — genus antiquum, Adam. Brem. de S. D. cap. 230) je geduldet haben, was doch die ostwärts wohnenden aus Skandinavien entstammten, z. B. die Völker des Maroboduus und ihre sämmtlichen Stammgenossen, auch die gottischen Völker und die Longobarden, die Schweden und die Dänen, alle insgesammt gethan, sondern auch weil sie die Liebe zur Freiheit, diesem ihrem angestammten ewigen und unveräusserlichen Erb- und Eigenthum, noch heutiges Tages am tiefsten fühlen und am stärksten äussern, offenbart sich in Einsicht und Gemüth der unverwüstliche Kern der westgermanischen Menschheit vor allem und unverkennbar. Die bisherigen Erklärungen der vielbesprochenen Stelle German. 7. Reges ex nobilitate, duces ex virtute sumunt muss ich insgesammt für irrig halten, nicht wegen des missverstandenen Worts nobilitas, sondern weil man den ganzen Satz aus Mangel an historischer Einsicht falsch aufgefasst hat. Denn das Reges bezieht sich einzig und allein auf die Ostgermanen, welche sämmtlich ihre Fürsten, die immer rex heissen bei Tacitus, aus der bevorrechteten und vorzugsweise angesehenen Klasse nahmen. Den Gotten gab die Ansen-Familie, die Balthen und Amalen ihre Könige, den Wandalen die Astingen, den Longobarden oder Langbärten die Adalingen und Guningen oder Königlichen, den Swewen Marbods ihr nobile Marobodui et Tudri genus, etc. Von den Schweden sagt A d a m v o n B r e m e n de situ Daniae cap. 230: reges habent ex genere antiquos. Bei den Dänen heisst der Fürst immer rex, der Fürst der Heruler heisst rex, der Fürst der Thüringer (Thuringi, das sind ursprünglich die Leute des Häuptlings Thur — ein skandinavischer Name) heisst rex, Odoaker heisst König (rex) der Turkelingen (das sind ursprünglich die Leute des Thurkel — ein skandinavischer Name), der Fürst der Gepäden heisst rex, die Fürsten der Markomannen und Quaden heissen reges etc. Kein einziger Fürst der westgermanischen Volksstämme heisst rex, sondern diese Fürsten heissen alle duces oder principes.

So wie die westgermanische Menschenart am edelsten, grossartigsten und mächtigsten in der ganzen Geschichte der Menschheit aufgetreten ist, so hat sich unter den ostgermanischen Volksstämmen Skandinaviens der gottische am edelsten und meistwirkenden gezeigt, und in dem gottischen Menschen finde ich überall eine westgermanische Beimischung. Auch hieraus ist die grosse Aehnlichkeit vieler schwedischen Wortformen mit den deutschen zu erklären, was Herr K o h l irrthümlich nicht anders zu erklären weiss, als durch „deutschen Einfluss“. Auch ist es nicht wahr, was er so leichtsinnig hinwirft, dass „die schwedische Sprache den Deutschen näherstehend“ sei, als die

dänische. Denn unter 1185 dänischen Wurzelwörtern, was ich selbst erforscht, gibt es 351 eigentlich deutsche, die aus dem späteren Deutsch unmittelbar ins Dänische aufgenommen worden, was an den Formen nicht zu verkennen ist, und 697 allgemein westgermanische, aber nur 137 eigenthümlich dänische. Also nicht einmal der achte Theil des dänischen Sprachkörpers ist ursprünglich dänischer Natur.

Wo von dem Menschen-Schädel im Museum zu Lund in Schweden gesprochen wird, da heisst es, derselbe zeige „cimbrische oder germanische Bildung". Welche Bildung ist das, eine kimbrische Bildung? Hier wird eben so sinnlos und unwissend mit dem kimbrisch herumgeworfen, wie mit der kimbrischen Halbinsel. Die letztere kann nie Jütland gewesen sein. Diese irrige Bedeutung ist eine spätere Gelehrten-Erfindung, die nirgends in der Geschichte begründet ist. Ich habe mich zuerst von allen gegen diesen losen Ausdruck opponirt und zwar in meiner „Nordgermanischen Welt" und in meiner „Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen", wo ich historisch nachgewiesen, dass die sogenannte kimbrische Halbinsel nur eine jetzt längst durch Sturmfluthen untergegangene Halbinsel in der Nähe der Weser und Elbe gewesen sein kann.

Wem es einerlei ist, ob er Wahrheit oder Unwahrheit, richtig aufgefasste Darstellungen der Wirklichkeit oder auf Effect berechnete und mit Irrthümern vielfach verwebte Lectüre liest, dem wird auch dieses Kohl'sche Werk, welches sich an manchen Stellen interessant genug ausnimmt, willkommen sein. Doch möchte ich die Herausgeber von Zeitschriften und Tagesblättern und deren Mitarbeiter warnen, im Fall sie sich warnen lassen wollen, mit Excerpiren, Aufnehmen und Anempfehlen solcherlei Lectüre etwas behutsamer zu sein, als neulich der Verfasser der drei Artikel: „Ueber Land und Leute von Schleswig-Holstein" in Dr. Malten's „Neueste Weltkunde" (1847), und viele andre Schreiber an andern Orten. Denn dieser Herr Verfasser, der sich Dr. Stricker unterschreibt, hat in jenen Artikeln Auszüge aus den „Reisen in Dänemark", die er im ersten Artikel in einer Anmerkung citirt, so wie aus den „Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein", die er nicht citirt, in seine und Malten's Lesewelt geschickt, nachdem er in denselben Artikeln, und zwar im dritten die Ansichten auf Seite 258, 259 und 260 aus meiner „Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen", ferner im zweiten Artikel das Wesentliche in der Schilderung einer Sturmfluth Seite 136 und 137, und endlich die Nachrichten über gewesene Sturmfluthen an unsern frisischen Küsten Seite 141 und 142 aus derselben Schrift von mir entnommen, ohne es für rathsam zu halten, — gerade wie unlängst Herr Theodor Mügge in seinen „Streifzügen" durch die Herzogthümer Schleswig und Holstein, jedoch in einem noch viel grösseren Masse, gethan — seine Quelle zu nennen, die sich doch nicht verhehlen lässt.

Heidelberg, den 5. Juli 1847.

**K. J. Clement.**

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig. Nebst einem Anhang: „Ueber die skandinavischen Sympathien". Von J. G. Kohl. Stuttgart und Tübingen, 1847. J. G. Cotta'scher Verlag. Vorwort XII und Text 385 Seiten. 8.*

Das eigentliche Werk — „die skandinavischen Sympathien" gehören nicht dazu — besteht auf 258 nur 28zeiligen Seiten aus 30 kleinen Abschnitten, welche so überschrieben sind: 1) Deutschland und seine Nachbarn in Ost, Süd, West und Nord, 2) Urbevölkerung der kimbrischen Halbinsel, 3) Schleswig ist ein physikalisch oder geographisch von Jütland gesondertes Land, 4) Die Ureinwohner Schleswigs, 5) die Angeldänen, 6) Anfängliche Verhältnisse der Angeldänen zu den benachbarten Sachsen, 7) Stiftung des dänischen Lehnsherzogthums Südjütland, 8) Folgen des Eindringens der Holsteinischen Grafen in Jütland, 9) Folgen der Erwählung der dänischen Könige zu Herzogen von Schleswig und Holstein, 10) Die Dänen werden in ihrem eigenen Vaterlande von Deutschen influencirt, 11) In welchen Punkten und Rücksichten ist Schleswig deutsch, in welchen ist es dänisch? 12) Deutsche und dänische Elemente im Privatrecht des Landes, 13) Einfluss der im Lande residirenden Fürsten auf Verdeutschung Schleswigs, 14) Deutsche und dänische Elemente im Kirchen- und Schulwesen, 15) Sieg des Hochdeutschen über das Niederdeutsche und Folgen davon für das Dänische, 16) Socialer, literarischer und commercieller Verkehr mit Deutschland, 17) Das Gebäude der dänischen Gesellschaft liegt in Schleswig in Trümmern unter dem darüber hinausgewachsenen deutschen Bau, 18) Statistik der deutschen und dänischen Sprache in Schleswig, 19) Urdeutsche Striche, 20) Völlig verdeutschte Striche, 21) Völlig dänisches Gebiet, 22) Mischgebiet in der Mitte, 23) Uebersicht, 24) Gebrauch der dänischen und deutschen Sprache in den Städten des nördlichen Schleswig, 25) Gebrauch der deutschen und dänischen Sprache in der Gesetzgebung und vor Gericht, 26) Gebrauch der deutschen und dänischen Sprache in der Ständeversammlung, 27) Plattdeutsch im nördlichen Schleswig, 28) Einflüsse des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch, 29) Anderweitige deutsch-dänische Mischzustände in Schleswig, 30) Geschichte der Entstehung und Entwickelung des neuesten National- und Sprachstreits in Schleswig.

Im Vorwort ist der Zweck des Verfassers ausgedrückt, nemlich

„die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen, eine klare Uebersicht der Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu geben, und zu zeigen, wie sich diese Verhältnisse, so wie sie jetzt bestehen, im Lauf der Zeiten entwickelt haben."

Der Anhang, natürlich fremdes Eigenthum ohne Sichtung seiner vielen Irrthümer, macht sogar 126 Seiten aus. Dieser Anhang ist dem Wesen des Buchs so gut als fremd, hätte hier wegbleiben sollen, ist hier unnütz, ist eine Geldspeculation, wie das ganze Buch nur eine Geldspeculation ist.

Am Schluss des Vorworts sagt der Herr Verfasser, es sei ihm trotz seiner Quellen, in deren Besitz er theils durch eigene Bemühungen, theils durch die Güte einiger Gönner gekommen, nicht gelungen, den ihm vorschwebenden Plan genügend durchzuführen, das erkenne und fühle er zwar jetzt deutlich genug, wie man gewöhnlich dann, wenn man im Begriff stehe, sein Werk zu übergeben, die Unzulänglichkeit seiner Kräfte und die Mangelhaftigkeit der Leistungen am schmerzlichsten empfinde. Und dieses Werk sei weder für die Gelehrten, noch für die Dänen oder „unsre theuren Landsleute (!), die Schleswig-Holsteiner" geschrieben, sondern nur für diejenigen aus dem grösseren deutschen Publicum, welche sich für die darin behandelten Gegenstände interessiren möchten, ohne Gelegenheit zu haben, den Dingen selber nachzuforschen.

Der Plan, welcher oben bezeichnet worden, nemlich die ethnographische Seite der schleswig-holsteinischen Frage aufzufassen etc., ist also, wie der Herr Verfasser ganz richtig selbst sagt, ungenügend durchgeführt, und das merkt und sieht auch der Kenner am besten. Aber warum übergibt denn dieser Herr, der ja überhaupt, wie er in allen seinen Schriften bewiesen, gerade für die ethnographische Seite der Wissenschaft kein Talent und kein Geschick hat, auch viel zu flüchtig für ein solches tiefgehendes Studium ist, und dem die dazu nöthigen Kenntnisse abgehen, zumal da er seine Kräfte unzulänglich und seine Leistungen mangelhaft nennt, was „er selbst am schmerzlichsten empfinde", warum übergibt er, sage ich, ein so misslungenes Product an solche, welche die behandelten Gegenstände nicht kennen und doch die rechte Einsicht in dieselben wünschen? Vor allen weil es kein Bedürfniss war, und weil keine Nothwendigkeit, ein solches Buch in die Welt zu schicken, vorhanden war. Hieraus ersieht man am besten, dass dieses Buch nur eine Geldspeculation ist.

Um „die jetzige Stellung der dänischen und deutschen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig zu zeigen, ist es dem Herrn Verfasser zu diesem Zwecke nöthig, vor allen Dingen zuerst einen Blick

auf die Grösse und Beschaffenheit des Schauplatzes des in Schleswig bestehenden sprachlichen und nationalen Streits zu werfen, und dann zu zeigen, wie im Laufe der Jahrhunderte auf diesem Kampfplatz jener Conflict entstanden sei und wie er sich zu verschiedenen Zeiten verschieden gestaltet habe.“

Im ersten Abschnitt, wo von „Deutschlands Verwachsung“, deutschen Wanderungen, Grenzgebieten und „Sprachwirren“ die Rede ist, heisst es, die Deutschen hätten „einen Theil von dem lettischen oder lithauischen Stamm, nemlich die alten Preussen in Ostpreussen, vernichtet“. Woher weiss der Herr Verfasser, dass die alten Preussen „Letten oder Litthauer“ waren? Nirgends her. Adam von Bremen weiss besser, was die alten Preussen waren, und er konnte das genau wissen, denn die Geistlichen und Heidenbekehrer seiner Zeit waren genau mit ihnen bekannt. Im 227. Kapitel seiner geographischen Beschreibung Dänemarks (de Situ Daniae) nemlich schildert er diese Preussen folgendermassen: „Das dritte den Russen und Polen zunächst liegende Eiland ist Semland, welches die Semben oder Preussen bewohnen, gar leutselige Menschen, welche Schiffbrüchigen und von Seeräubern Verfolgten zu Hülfe kommen.“ — Sie kannten also Seefahrt. — ....... Noch immer ist bei ihnen, während unserm Volk sonst alles andre freisteht, allein der Zutritt zu den Götzen-Hainen und Quellen untersagt, welche nach ihrem Glauben durch die Anwesenheit von Christen verunreinigt werden. Sie essen selbst Pferdefleisch und trinken Stutenmilch und Pferdeblut, wovon sie berauscht werden sollen. Sie sind hellhaarig und blauäugig (coerulei), röthlich von Gesicht“ — denn sie bewohnten die Seeküste und befuhren die See, jene Farbe ist die Seefarbe — „und tragen langes Haar, sie sind in ihren Marschen unerreichlich und wollen keinen Oberherrn unter sich leiden.“ Tertia (insula) est Semland, contigua Ruzzis et Polonis, hanc inhabitant Sembi vel Prutzci, homines humanissimi, qui obviam tendunt ad auxiliandum his, qui in mari periclitantur, vel qui a piratis infestantur.... Usque hodie profecto inter illos, cum omnia communia sint nostris, solus accessus prohibetur lucorum et fontium, quos autumant Christianorum pollui accessu. Carnes etiam jumentorum pro cibo sumunt, quorum lacte vel cruore utuntur in potu, ita ut in ebriari dicantur. Homines coerulei, facie rubra, et criniti, praeterea inaccessi paludibus nullum inter se pati dominum volunt. Aus dieser von den Letten und Litthauern ganz verschiedenen Physiognomie des Körpers schon erhellet, dass die Ur-Preussen ein von den Letten und Litthauern ganz verschiedenes Volk waren. Ihre unterscheidenden Merkmale deuten auf skandinavischen Ursprung.

Jütland wird die kimbrische Halbinsel genannt, und schon im Vorwort von „deutschen Angeln, Sachsen, Frisen und skandinavischen Jüten" gesprochen, wovon das jetzige Herzogthum Schleswig bevölkert worden. Dass die sogenannte kimbrische Halbinsel nie Jütland gewesen, habe ich in meiner „Nordgermanischen Welt" und in meiner „Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen" geschichtlich nachgewiesen. Die Berufung auf einen Ptolemäus, der die Saxen auf diesen Chersones versetzt, beweist noch gar nicht, dass damit Jütland gemeint. Derselbe Ptolemäus gibt Saxen drei Inseln in der Nordsee, wo die Saxen nie Inseln gehabt haben. Man muss mit seiner Deutung eben so behutsam sein, wenn die alten Schriftsteller von Saxen sprechen, als wenn die jetzigen Insel-Kelten ihr Sassanach brauchen, worunter vorzugsweise die ganze westgermanische Art verstanden wird, statt dass sie alle Heiden nördlich von Karls des Grossen Reich und namentlich die Dänen und Skandinavier nie Sassanach, sondern immer Lochlinach nannten und nennen. Dass das Machwerk Ptolemäus im Mittelalter noch ärger verfälscht worden, als Plinius, lässt sich aus ihm selbst beweisen. — Unklarheit und Verworrenheit in der Begriffsbestimmung, eine Folge oberflächlichlichen Studiums und mangelhafter Einsicht, bringt manchen langwierigen Irrthum in die Wissenschaft. Ein solcher ist auch der bisherige Gebrauch des Worts deutsch, welches noch immer für ganz gleichbedeutend mit germanisch gilt. Wenn man germanisch deutsch im weiteren Sinn nennt, zum Unterschied von deutsch im engeren Sinn oder dem was das eigentliche Deutschland, wozu auch die Saxen und das Sächsische zu rechnen, angeht, so ist nichts Erhebliches dagegen einzuwenden, wenn aber überall noch von deutschen Angeln und von deutschen Frisen gesprochen wird, was eben so unzulässig ist, als die Engländer die deutschen Engländer, und die Holländer die deutschen Holländer zu nennen, so ist das ein neuer Beleg dafür, dass in Deutschland die ethnographischen Studien noch in den Windeln liegen. Zur Bezeichnung des Begriffs deutsch im weiteren Sinn habe ich aus guten Gründen den Ausdruck westgermanisch gewählt. Die eigentlichen Deutschen gehören zu den Völkern der Westgermanen. Ausführlicher, als es hier geschehen kann, habe ich neuerlich in meiner „Reise durch Frisland, Holland und Deutschland" S. 255. 256. 257 und in der Jenaer Literaturzeitung Nr. 162 ff. 1847 über diesen Punct gehandelt. Der Ausdruck „skandinavische Jüten" ist eben so unstatthaft. Gibt es denn noch eine andere Art Jüten, als die gewöhnlichen Jüten? Nur von Jüten kann die Rede sein. Die alten Jüten, welche an der Gründung Englands theilnahmen,

gehörten eben so wenig, als die jetzigen danisirten Jüten, der westgermanischen Menschheit an, sondern der ostgermanischen. Skandinavisch heisst eigentlich nur das was norwegisch und schwedisch ist, denn der Name Skandinavien stammt von dem Namen der südlichsten Ecke Schwedens nemlich Skanien (Schonen, Scania), ab, dem Urlande der Dänen, welche daher auch zu den skandinavischen oder ostgermanischen Völkern zu zählen sind. Die Jüten sind entweder die ursprünglichen Jüten oder die danisirten Jüten. Andere Jüten waren nie vorhanden.

Im 2. Abschnitt heissen die Jüten sogar „die deutschen Jüten", und man liest da von „Jütland mit seinen alten deutschen Einwohnern und seinen später eingewanderten Dänen". Dass auch die ältesten Jüten keine Deutschen gewesen sind, habe ich in diesen Jahrbüchern in meiner Recension der „Reisen in Dänemark . . . von J. G. Kohl" genügend dargethan, und darf hier darauf verweisen. Denkt der Herr Verfasser etwa, dass das vorangesetzte Geschlechtswort in der Sprache der Westhälfte Jütlands ihm den Beweis für seine Behauptung liefert? Dieses Geschlechtswort kann westgermanischer Einfluss von Süden her, aus Frisland sein. Auch Wulfilas gottische Sprache kennt das dänische Geschlechtswort nicht, und doch waren die Gotten Skandinavier. Das dänische Geschlechtswort oder der articulus postpositivus bildete sich erst recht im späteren Mittelalter aus und entstand aus dem nach altem Brauch dem Hauptwort nachgesetzten hinweisenden Fürwort hin, das ist jener (der da), welches jener ursprünglich jen hiess, plattdeutsch gün, englisch yon. Die alten germanischen Sprachen hatten alle, auch die skandinavischen, einen Hang, das Fürwort und Eigenschaftswort dem Hauptwort nachzusetzen, und so ging es auch mit dem dänischen und skandinavischen hin, welches sich mit der Zeit zu in abschliff. Die alte isländische Sprache hat diesen articulus postpositivus noch selten. Uebrigens ist das Fürwort älter als das Geschlechtswort, und dieses bildete sich aus jenem. — In demselben Abschnitt wird gelehrt: „Von dem grossen asiatischen Continente aus verbreiteten sich die Geschlechter der Menschen zuerst nach dem mittleren continentalen Europa, und von da aus drängten sie dann in die kleineren Halbinseln und benachbarten Inseln hinein"..... „Die später aus Asien von Südosten nach Nordwesten vordringenden Germanen theilten sich in zwei grosse Stämme, in den skandinavischen und den deutschen Stamm. Jener breitete sich über den Norden, dieser über die Mitte Europas aus. Es ist zwar nicht gewiss, wie und auf welchem Wege die Skandinavier, ob sie über Tornea auf dem breiten lappländischen Isthmus oder über die Ostsee, oder über Deutschland und die dänischen

Inseln zu ihrem jetzigen Wohnsitze kamen. Es ist möglich und wahrscheinlich, dass sie alle diese drei Wege zugleich betraten"..... „Die kimbrische Halbinsel scheint bei diesen germanischen Einwanderungen zuerst wieder von dem Continent aus bevölkert worden zu sein, und zwar durch deutschgermanische Völker, welche sich über die alten keltischen und finnischen Ureinwohner hin ergossen." Alle diese Behauptungen gründen sich auf gar nichts und ermangeln aller Beweise. Die keltischen und finnischen Ureinwohner sind molbechsche Phantasien. Man gönnt den eigentlichen Germanen schlechterdings nichts Selbsteignes, alles was sie haben, sollen sie von andern haben. Ihre vermeinten Urwanderungen aus Asien sind Mönchsideen, die aus missgedeuteten Stellen zu Anfange des Alten Testaments stammen, welches damals verfasst ward, als man die Welt noch gar nicht kannte. Eine ähnliche Mönchslehre lässt die Franken aus Troja kommen. Die Annahme einer Urwanderung der Germanen aus dem Orient gehört derselben Sorte an. Da hat doch der Römer einen gesunderen Blick, welcher schrieb: „Ipsos Germanos *indigenas* crediderim, minimeque aliarum gentium adventibus et hospitiis mixtos". und: „ipse eorum opinionibus accedo, qui Germaniae populos nullis aliis aliarum nationum connubiis infectos, propriam et sinceram et tantum sui similem gentem exstitisse arbitrantur". Und sie stammen, sagt er, ursprünglich von ihrem eigenen Gott auf eigener Erde her. Schon das sehr wahre Wort propria et sincera et tantum sui similis gens verbietet dem gesunden Menschenverstande, den Ursprung unsres Geschlechts bei den hässlichen asiatischen Völkern zu suchen. Die Idee der Abstammung aller Menschen und Völker auf dem Erdboden von einem einzigen Menschenpaar, was ein jüdischer Poet von einem kleinen Theil der Welt zu allererst lehrte, ist Unsinn, weil sie der Vernunft und aller Natur-Erfahrung Hohn spricht. Wo steht im Alten Testament geschrieben, dass Gott die deutschen Völker oder ihren Stammvater in Asien geschaffen habe? Warum konnte er sie nicht eben so gut in Deutschland selbst schaffen? Wenigstens ist ihr Freiheitssinn nicht asiatisch, wenn auch asiatisches Regieren und Gehorchen schon längst in Deutschland bekannt gewesen ist. Es scheint — so sehr sind die Menschen irre geleitet worden —, dass selbst viele Deutsche eine Lust daran finden, sich für Brüder der Russen, Kalmuken, Tataren, Mongolen, Chinesen, Hindus, Türken, Neger und wer weiss was zu halten. Der Herr Kohl sieht die Skandinavier auf ihrem Wege von Asien her nicht allein über Tornea mitten durch Finnen und Lappen hindurch und über grässliche Klippen und Felsgebirge, sondern auch zugleich über die Ostsee und über Dänemark

in die skandinavische Halbinsel einwandern. Andre haben vielleicht dieselben Augen, aber was wir gewiss wissen — und weiter weiss die Geschichte nichts —, ist, dass sich die Skandinavier von einem kleinen Anfang auf der Südseite ihrer Halbinsel nach und nach gen Norden ausgebreitet haben. Zu Adam von Bremens Zeiten im 11. Jahrhundert war das jetzige Schweden nur noch halb so gross als jetzt. Eine Ur-Einwanderung skandinavischer Völker in ihre jetzige Halbinsel durch die finnischen und lappischen Gebirge anzunehmen, ist dem leicht möglich, der leicht das Unwahrscheinliche und Unmögliche glaubt, und keltische Ur-Einwohner in Jütland zu finden, ist kein Wunder in unsrer Zeit, die so angesteckt ist von Keltomanie.

Im 3. Abschnitt wird das Herzogthum Schleswig als „der Isthmus, die schmale Brücke zwischen Dänen und Deutschen" dargestellt, Holstein als „die südliche breite Basis", und Jütland als „der nördliche dicke Kopf der Halbinsel", und der Herr Verfasser setzt sich mit dieser Brücke unbedenklich in die Urzeit zurück, und construirt sich nun von diesem Engpass aus seinen Lehrsatz, welcher so heisst: „Das Herzogthum Schleswig ist ein von Jütland verschiedenes und getrenntes physicalisches und geographisches Ganzes", und diese natürliche Trennung, sagt er, habe sich auch zu allen Zeiten in der politischen Welt hier geltend gemacht. So! jetzt ist es nöthig, erst einmal zu erwägen, wie breit der Landstrich gewesen, den das heutige Herzogthum Schleswig auf seiner Westseite im Lauf der Zeiten durch Strom und Sturm verloren, wenn auch nur seit dem 11. Jahrhundert. Wenigstens so breit als das nachgebliebene Festland jetzt ist. Nordfrislands Westkanten lagen einst mindestens mit Helgoland parallel. Adam von Bremen, der aus Erfahrung spricht, denn er selbst sowol als die Geistlichen seiner Zeit waren mit der ganzen Halbinsel zwischen Nord- und Ostsee bekannt genug, und wussten in Schleswig, Ripen, Aarhuus, Wiburg, Aalburg etc. genau Bescheid, sagt von seinem Jütland, welches ihm an der Schlei und Eider beginnt, es sei in der Richtung der Eider am breitesten (Ad. Brem. de S. D. cap. 208: Latitudo Jutland secus Egdoram diffusior, inde vero paullatim contrahitur ad formam linguae in eum angulum, qui Wendila dicitur, ubi Jutland finem habet). Was nun? Herr Kohl's Brücke ist zerschlagen, sein Isthmus verschwunden. Uebrigens muss ich noch mit Rücksicht auf die „bedeutende compacte Bevölkerungsmasse, welche die in Jütland wohnenden Dänen, der Bevölkerung des Herzogthums Schleswig gegenüber, bilden", wie er sagt, vor allen Dingen hier bemerken, dass das Herzogthum Schleswig verhältnissmässig ungefähr einmal so stark bevölkert

ist, als Jütland, und zwar auf dem schleswig'schen Festland, und die grössere deutsche Hälfte am stärksten. In Schleswig nemlich auf dem Lande kommen beinahe einmal so viel Menschen auf die Quadrat-Meile, als in Jütland auf dem Lande, und Schleswig hat allein in 12 Städten eben so viele Einwohner, als Jütland in mehr als einmal so vielen. Auch haben die Herzogthümer Schleswig und Holstein zusammen über 300,000 Einwohner mehr als ganz Jütland, welches über 120 Quadrat-Meilen Flächeninhalt mehr enthält, als die beiden Herzogthümer zusammen.

Im 4. Abschnitt wird gelehrt, dass die Nationalität des Volks im alten Angeln durch das Vordringen der Dänen, nach der Gründung Englands, grösstentheils verschwunden sei. Das steht nirgends in der Geschichte geschrieben, und es zeigt sich auch bis auf diesen Tag an den heutigen Angeln nicht, dass sie durch und durch danisirt worden. Bei der Bestimmung der Grenzen des ältesten Angelnlandes, welche sehr vag und willkürlich ist, weil der Herr Verf. nichts davon weiss, hätte angemerkt werden müssen, dass der englische Chronist Ethelwerd um das Jahr 1000 die Stadt Schleswig eine Stadt in Angeln nennt. „Bis in die Nähe der Eider," fährt der Tourist fort, „sei alles dänisch geworden und jedes Dorf, jeder Ort, und so auch jeder Fluss, jeder Meerbusen und jeder sonstige merkwürdige Naturgegenstand habe einen dänischen Namen bekommen." Eine solche unerhörte Erscheinung sei also über das ganze jetzige Herzogthum Schleswig hereingebrochen, denn der Herr Kohl dehnt ohne Bedenken, ohne Beweis — und einen solchen gibt es nicht — das Gebiet der alten Angeln von der Eider bis zur Koldinger Föhrde aus. Es ist die unverantwortlichste Unwahrheit und die schamloseste Unwissenschaftlichkeit, zu behaupten, dass die Dänen sich über den grössten Theil des jetzigen Herzogthums Schleswig ergossen und alles so danisirt hätten, dass jedes Dorf, jeder Ort, jeder Fluss, jeder Meerbusen und was noch sonst einen dänischen Namen bekommen. Bei weitem die grösste Zahl aller Ortsnamen im gesammten Herzogthum Schleswig sind von jeher bis auf heute deutsch und frisisch gewesen. Selbst auf der danisirten Nordseite dieses Herzogthums sind die westgermanischen Ortsnamen die vorherrschenden, und alle auf um, büll, bel etc. in Nordschleswig und Angeln sind durchaus nicht dänisch. Dass im nordfrisischen Landgebiet keine dänischen Ortsnamen vorkommen, versteht sich von selbst. Die Ortsnamen heissen nur so, wie die Eingebornen dieselben nennen, nicht wie Fremde sie nennen möchten. Herr Kohl hat sehr trübe Quellen gebraucht. Aus geschichtlichen Forschungen und aus eigenen Beobachtungen an Ort und Stelle weiss ich, dass die Dänen in jener alten Zeit, wovon hier die

Rede ist, nur in dem kleinsten Theil des jetzigen Herzogthums Schleswig theils ihre Sprache, theils auch ihre Nationalität begründet hatten, nemlich, ausser auf der Nordseite, an den Ostkanten. Die Danisirung des mittleren dorren Landrückens ist aus späterer Zeit. Auch in der ganzen Mitte des Herzogthums walten die deutschen und frisischen Ortsnamen bei weitem vor. Zu dem einst danisirten Küstenstrich ist auch ein Theil der Halbinsel Schwansen zu rechnen, wo der Herr Kohl keine Spur von Dänenthum, auch keine dänische Bauart gesehen hat, weswegen er die Halbinsel Schwansen zu den grund- und urdeutschen Strecken des Herzogthums Schleswig rechnet. Aber Caspar Danckwerth, der jeden Fleck im Lande kannte, schrieb im Jahre 1652 von der Halbinsel Schwansen: „Die Einwohner gebrauchen sich sächsischer und dänischer Sprache.“ Mit Rücksicht auf die säxische Nationalität auf der Südseite des Herzogthums Schleswig ist hier ein wichtiges ethnographisches Moment hervorzuheben, was der Verfasser der „Bemerkungen“ grade in der alten schleswigschen Markgrafschaft hätte bemerken sollen, dass nemlich der hölzerne Pferdekopf auf den Dächern, dieses uralte Nationalzeichen der Niedersaxen, im Innersten des Schlei-Gebiets südlich von der Stadt Schleswig beginnt, nicht in dem Aussengebiet der Schlei an der Schwansen-Seite. Aus dem Gesagten erhellet, dass dieser ganze 4. Abschnitt der „Bemerkungen“ völlig unbrauchbar, weil grundfalsch ist.

Der 5. Abschnitt hat es mit „mochten“, „vermuthlich“, „wahrscheinlich“, „vielleicht“, „es scheint“, „ich glaube nicht“ und mit deren Consequenzen „also“ und „daher“ zu thun. Was über den Unterschied der Inseldänen von den Halbinseldänen gesagt wird, sind Allgemeinheiten ohne Hand und Fuss, die „ursprüngliche deutsche (besser westgermanische) Beimischung sei in den Halbinseldänen oder den Angeldänen in der Mischung aufgegangen, wie ein Pfund Kupfer in 112 Pf. Eisen.“ Man möchte fast glauben, der Herr Verfasser sei gar nicht in Angeln gewesen. Was die alten Danisirer Angelns betrifft, so werden sie in den „Bemerkungen“ für „solche ächte Dänen, wie auf den dänischen Inseln“ ausgegeben, Adam von Bremen aber nennt sie jütsche Dänen (Dani, quos Juthas appellant, de S. D. cap. 221). Diese letztere Notiz aus dem 11. Jahrhundert hat doch wol mehr Gewicht, als die eines flüchtigen Touristen aus dem 19. Jahrhundert, dessen Lehre, die Dänen Angelns seien ursprünglich wirkliche Dänen gewesen, sich auf gar nichts gründet. Die jütsche Grenzlinie des westgermanischen articulus praepositivus und des dänischen articulus postpositivus ist falsch angegeben, denn sie erstreckt sich nicht, wie Herr Kohl lehrt, der gar nicht in Jütland

gewesen ist, nordwestwärts, sondern grade nordwärts, und geht nicht von Aarhuus bis zur westlichen Ausmündung der Leimföhrde, sondern vom Gebiet der Flensburger Föhrde bis über den Liimfjord hinaus, denn auch noch in dem alten Thy und Wendsyssel findet sich der vorangesetzte Artikel, in dem völlig danisirten Jütland, das ist der jütschen Osthälfte südlich vom Liimfjord, aber nicht. Hicrnach fällt auch die Kohlsche Folgerung von selbst weg, als wären einst die Jüten und Angeln bis zu seiner „deutschen Artikelgrenze" hinaufgegangen. Anglische Ureinwohner in Jütland sind eben so ungeschichtlich, wie eskimoische in Frisland, und der Begriff „angeldänisch" kann somit nie auf Jütland angewendet werden. Dieser Abschnitt endet mit der falschesten aller Behauptungen, von ursprünglich wirklichen Dänen sei der grösste Theil des Landes Schleswig bewohnt, bebaut und organisirt, und von ihnen die meisten Dörfer im Lande gegründet worden. Ein paar Ortsnamen auf by, toft, rup und lev sollen hiezu den Beweis liefern, weil wirkliche Beweise nicht vorhanden sind. Einer solchen Behauptung *setze* ich einfach Folgendes entgegen. Alle Ortsnamen auf der Westseite Schleswigs von der Eider bis zur Widau sind theils frisisch, theils plattdeutsch, die meisten frisisch. Mehr als die Hälfte der Ortsnamen auf der Nordseite Schleswigs sind westgermanisch, nicht dänisch oder ostgermanisch. Weit über die Hälfte der Ortsnamen auf der Ostseite Schleswigs sind theils westgermanisch, theils eigentlich deutsch. Mehr als die Hälfte der Ortsnamen auf dem mittleren Rücken Schleswigs sind nicht dänisch und nicht jütisch. Alle Ortsnamen auf der Südseite Schleswigs, ausser ein paar auf by, sind deutsch. Die Endung by ist eine dänische, die Endung toft ist keine ursprünglich dänische, sondern eine von den Westgermanen angenommene. Die Ortsnamensendung auf dorp (Dorf) ist keine dänische, sondern ursprünglich frisisch und säxisch. Die Dänen haben ursprünglich keine Dörfer gekannt. Dorf zeigt ein gemeinschaftliches und geselliges Wohnen an. Dem Dänen war sein Dorf seine besondere, nur ihn und keinen andern angehende Wohnung. Daher kann er weder unser Dorf, noch Stadt anders als durch By, d. h. ursprünglich die Wohnung, bezeichnen. Das jetzige dänische Stad für Stadt ist aus der deutschen Sprache entlehnt. Die Dänen haben von jeher einen Hang gehabt, vereinzelt und für sich zu wohnen. Die dänische Ortsnamensendung rup ist aus dem westgermanischen Dorp verstümmelt, wie im Frisischen die Ortsnamen Banderup, Braderup, Olderup (für Oldorp, Alt-Dorf) u. s. w. deutlich genug zeigen. Auch in Jütland gibt es eine Menge Ortsnamen auf rup und derup, die ursprünglich dorf oder dorp

geheissen. Die nicht häufig vorkommende Ortsnamensendung lev, welche slavisch aussieht, kommt hier wenig in Betracht, zumal da sie auf der Ostseite Nordschleswigs selten ist.

Der 6. Abschnitt beginnt mit „Südjüten oder Angeldänen in einem eigenen Reich zwischen der Königsau und der Schlei“ und das in einer Zeit vor Karl dem Grossen. Den fälschlichen Gebrauch des Namens Angeldänen habe ich gezeigt. Von Südjüten kann hier eben so wenig die Rede sein. Denn die Ostkante des schleswigschen Landes besonders nördlich von der Schlei ward lange zu Jütland überhaupt gerechnet. Von diesem bei der Schlei anfangenden Lande sagt Adam von Bremen (Hist. Hammabnrg. eccles. cap. 51): „Das Dänenland diesseits der See, welches die Eingebornen Jütland nennen, war um diese Zeit (nämlich in der 2. Hälfte des 10. Jahrhunderts) in 3 Bisthümer getheilt, das zu Schleswig, das zu Ripen und das zu Aarhuus.“ Die Eider-Grenze Karls des Grossen ist in der Geschichte dunkler und unbestimmter gelassen, als die schleswigsche Markgrafschaft und die dortige Saxen-Kolonie des Finklers. Wo ward der Vertrag zwischen Kaiser Karl und König Henning geschlossen, an der Nieder-Eider oder in der Gegend von Rendsburg? Niemand weiss es. Und wo war die Markgrafschaft und die Saxen-Kolonie? Man nimmt gewöhnlich an, die letztere sei in dem Landstrich zwischen Schlei und Eider gewesen. Ich möchte diess für einen Irrthum halten und eher glauben, dass zwischen Schlei und Eider von jeher Saxen wohnten. Adam von Bremen, der es wissen konnte, theilt uns (Hist. Hammab. eccl. cap. 47) Folgendes mit: „Der Sieger Heinrich setzte zu Schleswig, welches jetzt Heidabu (d. h. eigentlich das Dorf auf der Haide, das jetzige Haddeby bei Schleswig) heisst, die Reichsgrenze und gründete hier eine Markgrafshaft sammt einer Saxen-Kolonie (Heinricus victor apud Sliaswich, quae nunc Heidabu dicitur, regni terminos ponens, ibi et Marchionem statuit et Saxonum coloniam habitare praecepit). Das alles erzählte ein dänisches Bischof (Haec omnia referente quodam Danorum episcopo). Das ibi, hier, nämlich zu Schleswig, zeigt unleugbar an, dass sowol die Markgrafschaft, als die Saxen-Kolonie zu Schleswig gewesen. Uud im 51. Kapitel desselben Werks sagt er von Kaiser Otto I., er habe die Waffen ergriffen gegen die Dänen, weil sie zu Schleswig seine Gesandten und seinen Markgrafen umgebracht und die ganze Saxen-Kolonie vertilgt hatten (apud Heidabam legatos Ottonis cum Marchione trucidarunt, omnem Saxonum coloniam funditus exstinguentes). Sie hatten also die kaiserlichen Gesandten sammt dem Markgrafen und der Saxen-Kolonie, natürlich zu Schleswig,

sammt und sonders niedergemacht. Es wäre aber doch fabelhaft, wenn sie die Bewohner des ganzen säxischen Landstrichs zwischen der Schlei und Eider ausgerottet hätten. — Sehr irrig ist auch das Kohlsche Raisonnement über die Fortschritte der christlichen Religion in dem sogenannten Südjütland während der ersten Jahrhunderte nach ihrer Einführung. Er sagt: „Allein es ist doch gewiss, dass diese entfernten Gegenden der Hauptsache nach (er meint die Gegenden des skandinavischen Nordens) lange im Heidenthum verblieben oder wenigstens zwischen Odins und Christi Lehre noch schwankten, während das Land Südjütland, ohne Zweifel in Folge seiner Nachbarschaft mit Deutschland, schon längst durchweg christlich geworden war und schon lange unter einem eigenen Bischofe von Schleswig stand.“ Das alles ist ungeschichtlich. Geschichtlich ist Folgendes. Das Christenthum oder lieber Papstthum fasste sowol in Dänemark und dem Kohlschen Südjütland, als in Skandinavien zu gleicher Zeit, nämlich in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, festere Wurzel, eher nicht. Aber Nordfrisland, also ein grosser Theil des jetzigen Herzogthums Schleswig, verblieb von jener Zeit an, die Festlandsfrisen noch 100 Jahr, und die Inselfrisen noch viel länger, im Heidenthum. Was Ansgar und seine Nachfolger in dem jetzigen Herzogthum Schleswig und in Dänemark säeten, davon verdorrten die Keime immer schon mit den hinsterbenden Generationen wieder. So ging es von der Gründung der schleswiger Kirche (im Jahre 850) und der Gründung der Kirche zu Ripen (im J. 854) an bis auf Swen Tjugeskegs Tod im J. 1014, als sein Sohn Knut der Grosse den dänischen Thron bestieg. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auf dem skandinavischen Continent. Während des ganzen 10. Jahrhunderts und länger noch beherrschten 3 Könige, Vater, Sohn und Enkel, nämlich Gorm der Alte, Harald Blauzahn und Swen Dickbart, das dänische Reich von der Schlei bis nach Schonen. Gorm war ein grosser Christenfeind, Adam von Bremen nennt ihn den ungeheuer wilden Gorm, den höchst grausamen Wurm. Und über die ihm nächst vorhergehende Zeit sagt derselbe Schriftsteller: ac in tanta regnorum mutatione vel excursione barbarorum christianitatem in Dania, quae a Sto Ansgario plantata est, aliquantulum remansisse, non totam defecisse (Hist. H. E. cap. 43). Harald Blauzahn ward gezwungen, das Christenthum eine Weile in seinem Reich zu dulden. Dies geschah nicht, wie man gewöhnlich annimmt, durch Kaiser Otto den Grossen im Jahre 947, sondern durch Kaiser Otto II. im Jahre 974, als er bis an den Liimfjord drang. Denn grade dieser Otto ist es gewesen, der die dänische Halbinsel durchzog, nicht Otto I., wie Adam von Bremen schreibt (H. H. E. cap. 51). Schon eine einzige

Thatsache deckt den Irrthum auf. Nach Adam von Bremen und andern alten Scribenten, welche alle den einen Otto mit dem andern verwechseln, soll der erwähnte deutsche Kriegszug im Jahre 947 geschehen, und zu gleicher Zeit Haralds Sohn Swen Otto getauft worden sein. Also wäre Swen ja 70 Jahr alt gewesen, als er in England fiel, und doch ist es erwiesen, dass Swen als ganz junger Mann, in der Blüthe seiner Jahre von dem verrätherischen Pfeil bei Gainesborough in Lincoln erschossen ward. Der Zug Ottos I. ging nur bis Schleswig. Dass es auch unter Harald Blauzahns Regierung, während welcher Adaldag (nemlich von 936 bis 988) Erzbischof von Hamburg war, keinen Fortschritt hatte mit dem Christenthum, bezeugt die Stelle bei Ad. von Brem. (H. H. E. cap. 69): Adaldag ordinirte mehrere Bischöfe nach Dänemark, deren Namen wir freilich finden, ad quas vero sedes specialiter intronizati sint, non facile potuimus invenire. Aestimo ea faciente causa, quod pro rara Christianitate nulli episcoporum certa sedes designata fuerit. Unter obigen Namen wird auch Bischof Liafdag von Ripen genannt. Haralds Sohn Swen duldete kein Christenthum in seinem Lande, erst in späteren Jahren bequemte er sich dazu. Darum besuchte Libentius, der von 988 bis 1013 Erzbischof war, wol die Holsteiner (Transalbianos populos, Ad. Brem. H. H. E. cap. 71), aber nicht die Länder des Verfolgers Swen nördlich von der Schlei. Gegen die Kohlsche Behauptung von einem eigenen Bischof von Schleswig für sein Land Südjütland erwidre ich weiter nichts als dies: Vom 9. Jahrhundert bis zu den Anfängen des 12. Jahrhunderts, als das dänische Erzbisthum zu Lund in Schonen errichtet ward, waren die Bischöfe von Schleswig von deutscher und von frisischer Abkunft und wurden von deutschen Erzbischöfen ordinirt. Darauf folgten dänische und von dem dänischen Erzbischof ordinirte. Hierauf wieder seit den Anfängen des 14. Jahrhunderts deutsche, meistens von deutschem Adel. Vor Alters dehnte sich die Riper Diöcese von der Widau und der Apenrader Föhrde bis zum Lümfjord aus, Nordschleswigs Danisirung aber hauptsächlich durch die Riper Kirche datirt sich vom Beginn des 12. Jahrhunderts. Der Ripener Bischof war bis auf die Gründung des Erzbisthums zu Lund der mächtigste Geistliche auf der jütschen Halbinsel und im dänischen Reich. Und weil der Ort Tondern in den alten Katalogen der Pfarren des Bisthums Schleswig, wie berichtet wird, fehlt, so möchte daraus zu schliessen sein, dass auch Tondern zur Riper Diöcese gehört. Die Inspection und geistliche Jurisdiction der alten schleswigschen Bischöfe erstreckte sich bei weitem nicht über das ganze jetzige Herzogthum Schleswig, nicht einmal über die

Hälfte desselben, denn bis zum 12. und 13. Jahrhundert gehörte Nordfrisland nicht dazu, und in Nordschleswig waren 5 Harden und das Löhm-Kloster Ripen unterworfen. Nun zum Schluss: Die Kohlsche Erklärung, warum Adam von Bremen Schleswig „eine Stadt der überelbischen Saxen auf der dänischen Reichs-Grenze“ (civitas Saxonum transalbianorum in confinio Danici regni), nicht, wie Herr Kohl übersetzt, „eine Kolonie der transalbingischen Saxen, die innerhalb der Grenzen des dänischen Reichs liegt“, genannt hat, ist eine ungegründete Hypothese. Nicht weil sich viele Deutsche in dem dänischen Hethaby niederliessen, kann Schleswig eine Stadt der überelbischen Saxen oder Holsteiner geheissen worden sein, sondern weil diese Stadt wirklich eine säxische Kolonie war, höchst wahrscheinlich grade dieselbe Kolonie oder die nach dem Sieg des deutschen Kaisers über die Dänen im 10. Jahrhundert wieder erneuerte. Ich möchte Schleswigs jetzige Belegenheit grade für die Localität halten, wo sich die deutsche Kolonie vor reichlich 900 Jahren ansiedelte. Noch heute deutet das von Schleswig etwas abliegende Dorf Haddeby den Fleck an, wo man das alte anglische Sliasthorp und das dänische Hethaby zu suchen hat.

Der 7. und 8. Abschnitt handeln von den alten dänischen Statthaltern in dem sogenannten Südjütland, dessen Name fälschlich ein uralter genannt wird, und von deutschen Grafen, Adelsgeschlechtern und Handelsleuten, welche so vorgestellt werden, als hätten grade diese und einzig und allein diese die dänische Sprache, wovon eben so fälschlich angenommen wird, als wäre dieselbe einst im grössten Theil des jetzigen Herzogthums Schleswig die allein herrschende Sprache gewesen, aus dem Lande verdrängt, und dazu habe auch schon frühzeitig die Freundichkeit der sogenannten südjütschen Vasallenherzöge gegen ihre deutschen Nachbarn das übrige mitbeigetragen. Alles dieses vereint hat denn nach Herr Kohls Meinung die deutsche Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig gegründet und verbreitet. Nein, das deutsche Wesen, Nationalität sowol als Sprache, oder besser das westgermanische Wesen, denn das frisische Volkselement, welches ja keine unbedeutende Rolle in der Volksgeschichte des Herzogthums Schleswig gespielt hat, gehört auch dazu, war schon längst in einem grossen Bezirk des Landes gegründet und herrschend, als die Dänen, eben nicht als Sprachvertilger, an der Schlei und Eider dominirten. Uebrigens behauptete sich die dänische Sprache von der Zeit an, als die dänischen Jüten die Ostküste bis an die Eckernföhrder Bucht in Besitz genommen hatten, doch nur in dem kleinsten Theil des heutigen Herzogthums Schleswig, früher

aber, ehe die Dänen Jütland erobert, und später die Riper Kirche in ihrem Gebiet zwischen der Königsau und der Widau die Danisirung vollendet hatte, war gewiss kein Dänisch im schleswigschen Lande vorhanden, dessen Südertheil säxisch und dessen Westhälfte nordfrisisch war, bis zur Mitte des jetzigen Festlandes. Was am meisten zur Verbreitung der deutschen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig gewirkt, ist die schleswigsche Kirche, welche von Haus aus eine deutsche war, und die ihr untergebenen westgermanischen Völker, die Saxen im Süden und die Frisen im Westen, deren geistige Befähigung von jeher der der Dänen überlegen gewesen ist. Einen bedeutenden Theil von Schleswig nehmen noch jetzt die Festlandsfrisen ein, und der Strich Landes, den sie früher einnahmen, war viel breiter, denn viele Dörfer auf der Geest, welche jetzt plattdeutsch sprechen, waren einst frisisch. Als diese Frisen, auch in Eiderstedt, in dem ersten Viertel des 12. Jahrhunderts ihre ersten Kirchen erhielten, und zwar durch schleswigsche Geistlichen, welche deutsch (plattdeutsch) sprachen, wie sollten diese Geistlichen ihre Gemeinden anders anreden, als auf deutsch? Und weil diese plattdeutsche Sprache nach und nach die allgemeine Kirchensprache ward im grössten Theil des Herzogthums Schleswig, so ward sie als die vornehmere betrachtet und breitete sich auch in dieser Eigenschaft über die nordfrisischen Ausseneilande aus, als diese später dem Heidenthum entsagten. Sogar das Landrecht der Eiderstedter Frisen ward in plattdeutscher Sprache niedergeschrieben. Mit diesem Schwerd des Volksgeistes machte die schleswigsche Kirche im Lauf der Zeiten grössere Eroberungen zu Gunsten des deutschen Wesens, als einige im Schleswigschen sich ansiedelnde deutsche Adelsgeschlechter, oder einzelne durchreisende oder ansässig gewordene deutsche Kaufleute, oder ein deutscher Minnesänger am Hofe eines südjütschen Herzogs, oder endlich als selbst die holsteinischen Grafen, denen es einerlei war, ob sie in Jütland sassen und das jütsche Patois anhörten, oder in ihrem eignen Lande, wenn sie nur ihre Herrschsucht befriedigen konnten. Das aber ist wohl zu beachten, dass die plattdeutsche Sprache sich ihr Gebiet im schleswigschen Lande schon grossentheils geschaffen hatte, als die Grafen von Holstein Meister dieses Landes wurden. Daher ist es Unrecht, holsteinischen Herren, Adelsleuten, Handelsleuten und andern Leuten, wie Herr Kohl thut, das Verdienst zuzuschreiben, deutsche Nationalität und Sprache über das jetzige Herzogthum Schleswig verbreitet zu haben, und das schleswigsche Volk in dieser Hinsicht mit den Slawen Mecklenburgs, der Lausitz u. s. w. zusammenzustellen. Auf der Ostküste dieses Herzogthums bis an die

Schlei und auch auf dem Halbeiland Schwansen herrschte sowol lange vor als auch nach den Zeiten der Abelschen Herzöge die dänische Sprache oder lieber eine Ausgeburt davon vor, dass aber „früher die dänische Sprache die herrschende im schleswigschen Lande“ gewesen, ist eine Unwahrheit.

Den 9. Abschnitt halte ich für überflüssig in einem Buch, welches „Bemerkungen über die Verhältnisse der deutschen und dänischen Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig“ liefern will.

Der 10. Abschnitt ist nur insofern zulässig, als man aus dem darin behandelten Gegenstande, nemlich aus der Verbreitung des Deutschthums in Dänemark selbst, während der Herrschaft der Oldenburgischen Könige, auf einen ähnlichen Zustand in dem Herzogthum Schleswig schliessen darf. Uebrigens ist „das ehemals fast ganz dänische Herzogthum Schleswig“ zu streichen.

Der 11. Abschnitt ist sehr kärglich abgefasst. Es wird darin nur von deutschen Oberbeamten Schleswigs, der deutschen Kanzlei, den dänischen Staatsbehörden und einzelnen Namen von Landeseintheilungen gesprochen. Und doch ist dieser Abschnitt überschrieben: „In welchen Puncten und Rücksichten ist Schleswig deutsch, in welchen ist es dänisch? In gedrängter Kürze und auf demselben Raum hätte sich diese Frage etwas gediegener und erschöpfender beantworten lassen.

Im 12. Abschnitt ist die Westseite des schleswigschen Landes unberücksichtigt geblieben, und wenn an einer Stelle behauptet wird, dass ehemals das Wisbysche Seerecht im Schleswigschen gegolten, so ist dies mit Beziehung auf die Westseite des Herzogthums Schleswig eine Unrichtigkeit. Der ganze Abschnitt ist abgeschrieben.

Der 13. Abschnitt ist ein dürres Gerippchen von anderthalb Seiten. Es wird den vielen kleinen im schleswigschen Lande ansessigen Fürstenfamilien und Höfelein ein Verdienst zugeschrieben, nemlich weitere „Ausbreitung des Deutschen in Schleswig“, und zwar zu einer Zeit, als solche Verbreitung nicht mehr nöthig war, weil sich das Deutsche schon so weit verbreitet hatte, als es kommen konnte. Auch die Angeln verdanken ihre Germanisirung keiner solchen fürstlichen Familie. Auch dieser Abschnitt ist überflüssig.

*(Fortsetzung folgt.)*

## Kohl: Ueber deutsche und dänische Nationalität und Sprache.

(Fortsetzung.)

Der 14. Abschnitt beginnt also: „Wie in der Staatsverfassung und Verwaltung, wie bei den Beamten und dem Adel alles deutsch ward und blieb, so war es auch in der kirchlichen Verfassung und bei den Geistlichen, und in dieser Hinsicht war der Ausbreitung deutschen Wesens in Schleswig die lutherische Reformation besonders günstig.“ Nein so *nicht*. Hauptsächlich die Kirche war es, welche lange vor jenen Beamten und einzelnen Adelsleuten der Oldenburgischen Zeit begonnen hatte, das deutsche Wesen in Schleswig zu verbreiten, lange vor der lutherischen Reformation. Damals hatte schon das Plattdeutsche die Nordseite dieses Herzogthums längst erreicht. Allerdings hörte mit der Reformation das Kirchen-Latein auf. Aber in den Kirchen war früher eben sowohl auf plattdeutsch gepredigt worden, als das nach der Reformation der Fall war, und in allen geschriebenen und gedruckten Büchern war die vorherrschende Sprache Plattdeutsch. Dass bei der Einführung der Reformation im Herzogthum Schleswig alle öffentlichen Unterrichtsanstalten deutsch waren, beweist schon die damalige Ausdehnung des niederdeutschen Sprachgebiets.

Der 15. Abschnitt enthält ein Loblied auf den erstaunlichen Sieg des Hochdeutschen über das Plattdeutsche, auch im Herzogthum Schleswig. Der Herr Verfasser ruft etwas überspannt und mit einem gewissen Hohn aus: „Die plattdeutsche Sprache ward auf die Spinnstube und den Heerd des Bauers und des gemeinen Mannes beschränkt, und ob sie sich hier halten wird, ist sehr die Frage, da die hochdeutsche Sprache noch immer an Gebiet gewinnt, immer siegreich vorwärts schreitet.“ Natürlich ist diese Gebietseroberung und dieser siegreiche Fortschritt unbestimmt gelassen. Aber was ist das für ein Hochdeutsch, was, ausser den wenigen Gebildeten, von den Nachahmern und Nachahmerinnen des Hochdeutschen im Herzogthum Schleswig gesprochen wird, und zwar

aus Eitelkeit! Das Hochdeutsche wird auch nur in den Städten und zwar von einem verhältnissmässig kleinen Theil der Stadtbevölkerungen gesprochen. In den 12 Städten (Ripen nicht mitgezählt) und 12 Flecken Schleswigs beläuft sich die Gesammteinwohnerschaft höchstens auf 75000 Menschen, wovon ein Theil (nemlich von der Bevölkerung der Städte Hadersleben, Apenrade, Flensburg, Sonderburg und Tondern und einzelner Flecken) dänisch spricht, die grösste Zahl aber plattdeutsch. Von der übrigen Einwohnerzahl Schleswigs sprechen die Bevölkerungen aller Dörfer entweder plattdeutsch, oder dänisch, oder frisisch, und zwar von den reichlich 30000 Bewohnern des frisischen Gebiets ungefehr 25000 frisisch, und von den nichtdänischen Dörfern mindestens 160000 plattdeutsch. In Baggesens „Dänischer Staat" heisst es sehr fälschlich, im Schleswigschen gäbe es 110000 Menschen, deren Kirchen- und tägliche Sprache die dänische, und ungefehr 90000, deren Kirchensprache entweder gänzlich oder meistentheils deutsch, deren tägliche Sprache aber die dänische wäre. Also wären ja nach dänischer Rechnung, denn die 30000 Frisen gehören auch zum Ganzen, nur etwa 100000 deutsche Einwohner im Herzogthum Schleswig! Dass dies grundfalsch ist, wird selbst ein Fremder begreifen. Aber warum stellt man denn nicht eine sorgfältige Volkszählung in allen Theilen des schleswigschen Gebiets an mit Rücksicht auf die Sprache, die jeder einzelne schleswigsche Einwohner entweder ausschliesslich oder am besten spricht, um solcherlei Irrthümern mit Nachdruck zu begegnen. Denn solcherlei Vorurtheile können selbst in politischer Beziehung schlimmere Folgen haben, als man denkt. Der Herr Verfasser zweifelt daran, dass die plattdeutsche Sprache sich im Schleswigschen halten werde, ich aber bin überzeugt, dass sie dort eben so lange dauern wird, als das Galische in den schottischen Landen und alle oberdeutschen Volkssprachen in dem durch jenen zur geistigen Herrschaft gelangten obersächsischen Dialect (!) noch mehr als sonst zerrissnen Deutschland. Die Spinnstube und der Bauernheerd und der gemeine Mann — das sind grade die Wurzeln der Nationalität und Sprache, und wie will man es anfangen, um diese auszurotten? So rottet man auch das deutsche Volksleben aus, in welchem diese Wurzeln fest liegen, eisenfest. Denn ein grosser Theil unsres natürlichen echtdeutschen Lebens ist in den deutschen Volkssprachen nachgeblieben. Jener obersächsische Dialect aber ist zu einer pedantischen Gelehrtensprache geworden, wie das bei keinem Volk auf Erden je der Fall gewesen ist. Auch darin ist Deutschland ein wunderliches Loos gefallen. Es ist keine Kindlichkeit, keine Blüthe, keine Volksthümlichkeit

darin, kein Herz, kein Humor, keine Bilder und Gleichnisse, weil keine Jugend und jugendliche Unbefangenheit, es ist der stocksteife Pedant, der sich aufwirft und spreizt, wie der moderne Mensch, der eigentlich ein Halbmensch ist, und wie ein Simson herabblickt auf die sogenannten Philister. Herr Kohl sieht im Schleswigschen einen mit Predigern, Schulen und Literatur stark gerüsteten deutschen Herkules stehen, und dieser Herkules scheint ihm die Ursache des bittrer werdenden Kampfs der Dänen gegen die deutschen Schleswiger zu sein! Man will der Natur den Hals umdrehen, sie soll nicht nach Süden sehen, sondern nach Norden. Das ist das Vorhaben. Und dennoch knüpft kein einziges natürliches Fädchen das letzte deutsche Völkchen an den Norden, es ist mit allen seinen Gefühlen und Bedürfnissen an den Süden gewiesen, und hat diesen daher lieber, als den Norden. Das ist die Ursache.

Der 16. Abschnitt ist sehr mager ausgefallen. Seine Ueberschrift ist: „Socialer, literarischer und commercieller Verkehr mit Deutschland." Dem literarischen Verkehr werden nur 2 Zeilen gewidmet, nemlich: „Die Gelehrten Schleswigs reisten und reisen nach Kiel, um dort den Wissenschaften obzuliegen." Sonst nichts. Maas und Münze, nur Folgen der Germanisirung, nehmen viertehalb Seiten ein. Dansk Eiendom (nicht danske Eiedom) ist auch nicht vergessen.

Im 17. Abschnitt liegt ein ganzes Gebäude der dänischen Gesellschaft in Schleswig in Ruinen. Dasselbe nahm nach des Herrn Verfassers Meinung einst den grössten Theil des schleswigschen Landes ein. Ein solches auch noch dazu ganz dänisch gewesenes Gebäude ist nie vorhanden gewesen. Das in einem viel kleineren Umfang einst in Schleswig sich erhebende dänische Gebäude ward nie fertig, nicht einmal halb fertig, und so stürzte es nach und nach zusammen. Folgende Bemerkungen mögen ein Licht auf das gewesene sogenannte Südjütland werfen. Die Ortsnamen auf by im Schleswigschen zeugen allerdings von dänischer Anwesenheit im Lande, doch darf man nicht glauben, dass alle solche Orte von Dänen gegründet worden sind. Denn noch heute hat der Däne einen Hang, alle unsre Ortsnamen auf dorf mit seinem by zu versehen. So wird der Jüte, der in unsre Herzogthümer kommt, z. B. die Dorfsnamen Norddorf, Süddorf u. s. w. nicht anders als Norby, Sönderby nennen, wenn er sie nicht eher zu Nordrup, Sönderup verstümmelt. So nennt er Drelsdorf im Amt Bredstedt Drelsdrup, und so auch entstand der Dorfsname Osterby im Amt Hütten aus Osterdorf oder Osterdorp. Südlich von der Landstrasse, welche Schleswig mit Husum verbindet, ist kein Dänisch je vorhanden gewesen, auch nicht in den

frisischen Districten Eiderstedt, Husum, fast ganz Bredstedt, dem grössten Theil des Amts Tondern und den sämmtlichen frisischen Eilanden, also im grössten Theil der Westhälfte des einstigen schleswigschen Territoriums fand kein Dänisch Eingang. Dänischen Wohld und das jetzige Amt Hütten blieben ganz frei von Dänenthum, aber Schwansen zwischen der Eckernföhrde und der Schlei ward danisirt, was nicht allein die Ortsnamen bezeugen, sondern auch die dänische Sprache, die noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts neben der plattdeutschen daselbst gesprochen ward. Ebenfalls scheint an der Landstrasse zwischen Schleswig und Eckernföhrde hin ein schmaler Strich danisirtes Gebiet gewesen zu sein, welcher sich von Flekkeby südostwärts längs des alten Walls zwischen der Schlei und Eckernföhrde, wodurch einst Schwansen von dem deutschen Gebiet abgeschnitten ward, erstreckt. Auf diesem Landstrich liegen die Dörfer Haddeby, Güby, Flekkeby, Götheby, Osterby, Windeby. In Schwansen sind viele auf by, nemlich Borby, Barkelsby, Gammelby, Norby, Riseby, Sönderby, Kriseby, Gukelsby, Sieseby, Karby, Kupperby, Brodersby, Schuby, Nieby, Pommerby u. s. w. Die meisten davon sind in der Nähe der Schlei und der See, aus welcher Thatsache man desto sichrer dänische Niederlassungen vermuthen darf. Doch scheinen einige dieser Ortsnamen nicht ursprünglich dänisch gewesen zu sein, sondern haben nur eine dänische Endung angenommen. Solche aber wie Gammelby, das heisst Altdorf, stammen gewiss von Dänen her. Die meisten Ortsnamen in dem alten Angeln sind westgermanischer Art, unter denen mehr frisische als deutsche Endungen sind. Ich kann dieses frisische Element nicht anders als aus einer nahen Verwandtschaft der Frisen und Angeln erklären. Unter denen auf by sind manche, woran nur die Endung dänisch ist. Auch gibt es viele auf trup, welche nur dänische Verstümmelungen von Ortsnamen auf dorp (dorf) sind. Zu den anglischen Ortsnamen mit frisischer Endung gehören folgende: Nübel (statt Nübüll), Torsbüll, Brebel, Stuttebüll, Stoltebüll, Düttebüll, Adsbüll, Suterballig, Brunsbüll, Nordballig, Langballig, Madsbüll u. s. w. Unter denen auf trup oder derup in Angeln hebe ich hervor: Süderbrarup, Norderbrarup, Sörup, Kollerup (entstanden aus Braderup — Braddorp, d. h. das breite Dorf, — Söderup — d. h. das Seedorf, wegen des Sees in der Nähe, — Kolderup, d. h. das Koldorf), Schridstrup, Schörderup, Saustrup, Dollerup (entstanden aus Doldorp), Wolstrup, Ulstrup, Bonstrup, Gremmerup (entstanden aus Gremderup, Gremdorp), Lostrup, Sterup (entstanden aus Stedderup, Steddorp), Hoderup, Tastrup, Barderup, Hüllerup (entstanden aus Hüldorp),

Haurup (entstanden aus Hauderup, Haudorp, d. i. Heudorf, besser Häudorf), Wanderup, Stenderup (entstanden aus Stendorp, d. h. Steindorf), Stopdrup (entstanden aus Stopdorp), Satrup u. a. m. Alle diese Ortsnamen sind nicht dänisch, die auf ing eben so wenig. In dem einst westgermanisch gewesenen Landstrich zwischen der Apenrader und Flensburger Föhrde, die Insel Als mit einberechnet, finden sich folgende Ortsnamen mit frisischen Endungen: Oxbüll, Braballig, Brandsbüll, Leebüll, Maibüll, Adzerballig, Ulkebüll u. a. m. in Angeln, ferner Schottsbüll, Düppel, Auenbüll, Holebüll, Perbüll, Atzbüll, Rackebüll, Schobüll, Trasbüll, Nordballig, Tombüll, Törsbüll u. s. w. auf der Halbinsel zwischen der Flensburger und Apenrader Föhrde. In diesen beiden genannten Landstrecken gibt es wenige dänische Ortsnamen. Auch auf dem dorren Landrücken, welcher Schleswig von Süden nach Norden durchschneidet, walten von der schleswig-husumer Landstrasse an bis zum Amt Hadersleben die westgermanischen Ortsnamen bei weitem vor. Auf diesem Strich finden sich gleichfalls mehrere frisische auf büll und um, als z. B. Bondelum, Pobüll, Walsbüll, Schobüll, Stadum, Sprakebüll, Bulsbüll, Dorpum, Mirebüll (von Mir d. h. Ameise), Lügum, Karlum, Todsbüll, Terkelsbüll, Ellum, Bodum, Perbüll. Die wenigen auf lund und ein Theil derer auf by sind die einzigen sicher dänischen. Auf der Westseite zwischen der Widau und dem Amt Hadersleben, welcher Landstrich grossentheils zu Ripen gehört und dänisch spricht, finde ich unter den westgermanischen Ortsnamen, deren Zahl hier ebenfalls die grösste ist, folgende frisische: Kuxbüll, Bodsbüll, Wollum, Husum, Ballum, Misthusum, Forballum, Ottesbüll, Winum etc. Nicht minder auf der Nordseite Schleswigs, das ist im Amte Hadersleben zwischen der Nordsee, dem kleinen Belt und der Königsau, wo Jütland beginnt, sind die westgermanischen Ortsnamen vorherrschend, unter welchen eine Menge frisische vorkommen, nemlich Barsbüll, Arnum, Kierböl, Willebölle, Tornum, Hügum, Süderballig, Grödebüll, Weiböl, Aaböl, Gaböl, Möyböl, Röyböl, Feldum, Ausböl, Eisböl, Sturböl, Hundebüll, Stubbum etc. Alle auf rup, derup, drup und trup sind ausschliesslich westgermanische aus dorp entstandene. Den Namen Dorf kennen Dänen und Skandinavier nicht. Das Wort Dorf ist ein ursprünglich frisisches, und von den Frisen (Tharp, Thorp) auf die Saxen übergegangen und nach England verbreitet, durch beide aber in Deutschland. Die verhältnissmässig sehr selten vorkommenden Ortsnamensendungen skov, lund und lev oder lef sind im schleswigschen Lande die einzigen echt dänischen. Alle westgermanischen Ortsnamen fast ohne Ausnahme im Herzogthum Schleswig, sowohl die angeführten als die noch viel

zahlreicheren nicht angeführten, sind unstreitig uralt, stehen mit der späteren Germanisirung in den letzten 5 Jahrhunderten in keiner Verbindung und haben ihren Ursprung lange vor der Entstehung des grossen dänischen Gebäudes, welches der fremde Reisende über die schleswigschen Lande hingebaut. Aus dieser ethnographischen Forschung ergibt sich nun mit Sicherheit, dass das, was ich schon oben ausgesprochen, gegründeter ist, als der Bau eines solchen Gebäudes, dass nemlich die Urbewohner der sämmtlichen schleswigschen Districte von der Eider bis zur Königsau und von der Nordsee bis zur Ostsee der westgermanischen Art angehört, und dass die Dänen nie mehr als den kleinsten Theil im Stande gewesen sind zu danisiren.

Der 18. Abschnitt liefert eine kümmerliche „Statistik der deutschen und dänischen Sprache“ auf fünftehalb Seiten. Die Ungründlichkeit und Unwissenheit versteckt sich hinter allgemeinen Floskeln. Nirgends Bestimmtheit, nirgends Genauigkeit. Das Meiste in diesem Abschnitt gehört nicht zur Sache. Es handelt sich hier um die Sprache, um nichts andres. Dass „der Norden von Schleswig dänischer, der Süden deutscher, die Küsten deutscher, die Mitte dänischer“ sei, das ist Herr Kohl's ganze Statistik der beiden Sprachen. Prunkende Ueberschriften und inhaltleere Kapiteln. Es kommen auch „deutsche Frisen zum Vorschein, deren Name an einer Begriffsverwirrung leidet. Die folgenden Abschnitte sollen nähere Aufschlüsse bringen.

Allein schon gleich zu Anfange des 19. wird es für „keine leichte Aufgabe“ gehalten, „die Verbreitungsgrenzen der Sprachen des Herzogthums Schleswig etwas genauer nachzuweisen“. Zu wundern ist es denn also auch nicht, wenn schon die erste Lehre falsch ist, welche so heisst: Schwansen gehöre zu den urdeutschen und immer deutsch gebliebenen Landstrecken (ich habe oben mehrmals diesen Irrthum widerlegt), und der ganze Strich zwischen der Schlei, der Treene, dem Danewirk, der Eider, der Levensau und der Ostsee, das ist die ganze Südseite des Herzogthums Schleswig bis zum Amt Husum und der Landschaft Eiderstedt, sei die ehemalige Markgrafschaft Schleswig gewesen. Auch gegen diese dumme Ansicht habe ich oben gesprochen. Adam von Bremen hatte seine Nachrichten aus den Bremer Archiven, von König Swen, qui omnes barbarorum res gestas ac si scriptae essent, in memoria tenuit (Ad. Brem. H. H. E. cap. 84) und der von der Markgrafschaft genau Bescheid wissen musste, zumal da sie im 12. Jahr des Erzbischofs Unwan an Dänemark fiel, und von Leuten aus dem Lande selbst. Er sagt die marchia sei apud Sliaswig gewesen, zu Schleswig, oder wenn man lieber will bei Schleswig. Das

kann doch nimmermehr in Schwansen, in Dänischen Wohld, in Stapelholm oder in einem der übrigen Landstriche heissen, und am allerwenigsten auf der ganzen breiten Südseite des Herzogthums Schleswig. Die nordfrisischen Landschaften im „Osten" Schleswigs (statt im Westen) will ich nicht rügen, aber „frisisch-deutsch", und die frisische Sprache sei eine „deutsche" Sprache, will ich rügen. Denn das gehört zu dem gewöhnlichen bodenlosen modernen Geschwätz. Die frisische Sprache lässt sich nie eine deutsche (im engern und gewöhnlichen Sinn) nennen, sondern diese viel eher eine frisische. Die frisische ist uralt, die echten deutschen Volkssprachen haben sich erst seit der Völkerwanderung in Süddeutschland und dem westlichen Deutschland so gestaltet, wie sie hernach geworden. Selbst die plattdeutsche ist viel älter als diese sind. Das jetzige Hochdeutsch oder Buchdeutsch ist ein aus dem seit der Völkerwanderung entstandenen obersäxischen Dialect gebildetes spätes Machwerk. Die frisische Sprache gehört dem grossen westgermanischen Sprachstamm an, den man den deutschen im weiteren Sinn nennen kann, weil er dem Volk, dem eigentlich germanischen, dem westgermanischen Volk eigen ist. Die frisische Sprache auf den Inseln Pelworm und Nordstrand ist nicht, wie Herr Kohl fabelt, im Kampf mit der deutschen untergegangen, sondern sie ist von selbst untergegangen, als die meisten Bewohner dieser beiden Inseln in der schweren Sturmfluth umgekommen, und die übrigen ausgewandert waren. So verhält sich die Sache. In Eiderstedt aber verdrängten die neugeschaffnen Städte Garding, Tönning, Husum und Friedrichstadt durch ihre plattdeutschen Bevölkerungen und den von ihnen abhängigen eiderstedtschen Verkehr nach und nach innerhalb der beiden letzten Jahrhunderte die frisische Sprache, und hiezu trug auch das vereinzelte Wohnen in der eiderstedtschen Marsch, ferner die vielen plattdeutschen Niederlassungen in derselben, und endlich die Nähe der plattdeutsch gewordenen Eilande Pelworm und Nordstrand einerseits und des plattdeutschen Dithmarschens andrerseits mächtig bei. Die Behauptung, die frisische Sprache habe eine Menge Worte und Ausdrücke aus dem Dänischen in sich aufgenommen, ist grundfalsch, in der Sprache der Festlandsfrisen kommen Spuren davon vor, in der Inselsprache nicht. Die einwandernden einzelnen Jüten haben keinen Einfluss darauf, sie müssen sich der höheren Intelligenz des frisischen Menschen fügen und eignen sich dessen Sprache an, einige mit viel, andre mit weniger Glück. Ich spreche aus Erfahrung als Eingeborner jener Frisenlande und als Sprachforscher. In einer Anmerkung dieses 19. Abschnittes heisst es: „Manche glauben an die Sage, dass in uralten Zeiten die Frisen sehr weit über die jetzige

Grenze bis hoch in Jütland hinauf wohnten. Darnach hätten dann die Frisen gegen die Dänen sehr bedeutend an Terrain verloren". Das ist keine Sage, sondern das ist eine von mir zuerst aufgestellte nicht ungegründete Ansicht. Doch nicht in Jütland hinauf muss es heissen, sondern auf einem Marschstrich längs der Westküste Jütlands. Das Terrain verloren sie nicht im Kampfe mit den Dänen, sondern durch viel schwerere Kämpfe, durch Sturmfluthen. Widau, der Grenzfluss der Frisen nach Norden, bedeutet nicht, wie Herr Kohl fabelt, die weisse Au, denn dann würde das Wort jetzt Witau heissen. Der angrenzende frisische District der Widinger, die wir selbst, ich meine die Frisen, Withangen (th wie das englische gesprochen) nennen, hat seinen Namen von diesem Flüsschen. „Ziehen wir also dem allen nach eine Linie, welche in der Gegend von Tondern bei der Widau beginnt — sich ungefehr 1½ bis 2 Meilen südwestwärts (er wollte sagen südsüdostwärts, denn Hollingstedt liegt nicht in südwestlicher Richtung) gehend von der Küste hält, — nach der alten berühmten Hafenstadt Hollingstedt an der Treene, wo ehemals ein bedeutender Handel existirte, und von da längs des Danewirks nach Westen (er wollte sagen nach Osten, soll aber nach Ostnordost sein) und nun an der südlichen Küste der Schlei (soll sein der nördlichen Küste der Schlei) nach Nordwesten (soll sein nach Nordosten) bis zur Küste der Ostsee hin, so haben wir durch diese Linie das uralte Gebiet der deutschen Sprache und Nation von dem sehr alten Gebiet der dänischen Sprache und Nation geschieden. Alles was nordwärts von dieser Linie liegt, war einst dänisch, alles was südwärts liegt, war von jeher rein deutsch." Das ist die sehr gebrechliche Kohl'sche Sprachlinie im Herzogthum Schleswig, welche eine unerhörte Unwissenheit und Keckheit verräth. Wenn man das, was ich über die uralten westgermanischen Ortsnamen und sonst noch über die westgermanische Nationalität im Herzogthum Schleswig oben mitgetheilt, erwogen hat, wenn man ferner den einstigen grossen Umfang Nordfrislands ins Auge gefasst, wenn man endlich weiss, dass in der Mitte Schleswigs südlich von den Auen, welche zwischen Tondern und Apenrade liegen, bis zur schleswig-husumer Landstrasse die deutsche und frisische Bevölkerung von jeher die zahlreichste gewesen, dass die frisische Bevölkerung, was erwiesen werden kann, vor noch nicht so langer Zeit tief in das Amt Flensburg hineinreichte, und dass die dänischen Bruchstücke auf diesen dorren Strecken hauptsächlich von vereinzelten jütschen Einwanderungen späterer Zeiten stammen, so kann man doch unmöglich glauben, was Herr Kohl sagt, dass alles nordwärts von seiner Linie einst dänisch gewesen, und dass „etwa zwei Drittel

ehemals ganz dänisch gewesen sein mögen". Was nun die Grenzlinie selbst betrifft, so ist statt „$1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen" 2 bis $3\frac{1}{2}$ Meilen zu lesen, und diese Linie muss von Tondern aus tiefer landeinwärts gehen, nemlich dem frisischen Sprakebüll ostwärts vorüber, hernach aber von Viöl, wo man in Holzschuhen geht und dänisch und plattdeutsch spricht, nicht nach Hollingstedt, sondern viel östlicher, nemlich gradeswegs über Silberstedt, und noch nördlicher, nach Schleswig hin. Das Vorherrschen der uralten westgermanischen Ortsnamen in Nordschleswig ungeachtet seiner Danisirung durch die Riper Kirche seit dem Jahre 854 und besonders seit der Gründung des dänischen Erzbisthums zu Lund (1104) braucht hier keiner weiteren Erwähnung.

Im 20. Abschnitt, wo von verdeutschten Strichen gehandelt wird, heisst Schleswig eine „von Dänen gestiftete" Stadt. Das ist falsch. Ihr ursprünglicher Name war Sliasdorp, d. h. Schleidorf, das Dorf an der Schlei-Au, so sagen die ältesten fränkischen Annalen, und so würden Dänen, wenn sie den Ort gegründet hätten, ihn nie benannt haben, sondern doch eher Sliby. Nirgends in der Geschichte steht, dass die Dänen Schleswig gegründet. Was Ethelwerd sagt, dass das Schleidorf im alten Angeln liege, und was Adam von Bremen, dass Schleswig eine Stadt der überelbischen Saxen sei, brauche ich hier zum Beweise nicht. Im Norden der Schlei in einer Breite von zwei bis drei Meilen, sagt der Herr Verfasser, also im südlichen Theil des alten Landes Angeln, hätten die Dörfer überall dänische Namen und wären von Dänen gegründet worden. Auf dieser Strecke liegen folgende Dörfer: Füsing, Breckling, Nübel, Fahrenstedt, Lindeberg, Rabenholz, Struxdorf, Ekeberg (d. i. Eichenberg), Köhnholz, Südensee, Scholderup (die Endung aus dorp entstanden), Goldtoft, Fahretoft (auch ist ein Fahretoft bei unsern Frisen, die Endung toft ist ursprünglich westgermanisch), Rabenkirchen, Stoltebüll (ein ganz frisischer Ortsname), Schwakendorf, Düttebüll (ein ganz frisischer Ortsname), Gelting und Suterballig (beide echt frisische Namen), Stuttebüll, Wippendorf, Grünholz, Brunsbüll, Boren, Brebel, Steinfeld, Wagersrott, Bollingstedt, Engebrück, Klapholt und viele andere. Sind das dänische Namen? Nimmermehr. Echt dänische Ortsnamen gibt es in dem ganzen Landstrich zwischen der Schlei, der Flensburger Föhrde und der Ostsee verhältnissmässig sehr wenige. Als Gründer kamen die Dänen nicht hierher, sondern siedelten sich in den vorgefundenen Dörfern Angelns an. Und von den dänischen Ortsnamen in Angeln sind die meisten auf by nur in diesem Anhängsel by dänisch, alle aber auf trup, derup, drup etc. sind nicht dänisch. So verhält sich die Sache. Herr **Kohl** spricht von einem thausendjährigen Kampf der deutschen Sprache

mit der dänischen im Herzogthum Schleswig, und zieht aus diesem falschen Vordersatz die überspanntesten Folgerungen. Ein solcher Kampf ist nie vor dem 17. Jahrhundert dagewesen, was deutsch ward, kam alles von selbst und auf die gewöhnliche natürliche Weise. Ich halte die völlige Ausrottung der dänischen Sprache in der Südhälfte Angelns und in Schwansen in einem einzigen Jahrhundert, nemlich im 18., für einen ausserordentlich schnellen Fortschritt der deutschen Sprache und nicht, wie Herr Kohl thut, der über etwas urtheilt, was er nicht versteht, für ein „winziges Resultat". Dass „die deutsche Sprache nur auf dem achtzehnten Theil des Areals des ganzen Herzogthums Schleswig ganz verbreitet sei", ist ebenfalls einer der gröbsten Irrthümer des Buchs. Schwansen gehört auch dazu. Die deutsche Sprache ist vielmehr ganz verbreitet über die Südhälfte Angelns und den grössten Theil des Amts Gottorp, über Schwansen, Dänischen Wohld, das ganze Amt Hütten, die Landschaft Eiderstedt, das Amt Husum, mit Ausnahme des frisischen Landstrichs, wo aber Alles auch deutsch spricht, ferner über den grössten Theil der Westhälfte des Amts Tondern, deren Westseite frisisch ist, und über einen Theil des Amts Flensburg. Alle Jüten, die sich auf unsern frisischen Inseln niederlassen, lernen entweder frisisch oder plattdeutsch sprechen und geben ihr Jütsch auf. Auf den genannten Strecken wird kein Dänisch gesprochen, und ich darf also mit Sicherheit behaupten, dass ungefehr auf dem dritten Theil des Areals des gesammten Herzogthums Schleswig, oder etwas mehr, die deutsche Sprache ganz verbreitet ist. Herr Kohl hat leichtgläubig aus einer unsichern dänischen Quelle geschöpft. Grade an der Stelle, wo er solche Unwahrheiten aufstellt, führt er die Worte eines Dänen an. Die Gesammtzahl der deutschen und frisischen Bevölkerung im Herzogthum Schleswig hat Herr Kohl auf 150,000 geschätzt, was mindestens 50,000 zu wenig ist, denn das ist gewiss, dass grade die rein deutschen und frisischen Gebiete die volkreichsten sind.

Was den 21. Abschnitt betrifft, worin von dem völlig dänischen Gebiet in Schleswig gehandelt wird, so hat der Herr Verfasser die Einwohnerzahl desselben auf 115,000, die des dänischen Mischgebiets auf 60,000, die der völlig deutschen und frisischen Lande aber auf 150,000 gestellt. Also hätte das Herzogthum Schleswig nur 325,000 Einwohner! So viele hatte es schon vor 15 Jahren wenigstens. Baggesen in seinem dänischen Staat bringt vor 7 Jahren schon 200,000 Dänen in das Herzogthum Schleswig hinein, nemlich 110,000 Stockdänen, das sind solche, deren Kirchen- und Umgangssprache dänisch, und 90,000 andre, deren Kirchensprache deutsch und deren Umgangssprache dänisch sei, also vor

7 Jahren noch 30,000 Mischdänen mehr, als Herr Kohl im Jahre 1846. Diese Angaben sind alle willkürlich. Nach Baggesen wären nur reichlich 100,000 Deutsche und Frisen im Herzogthum Schleswig! Ich darf aber zuverlässig behaupten, dass die deutschen Bevölkerungen der schleswigschen Städte und Flecken und die Frisen und Eiderstedter zusammengenommen schon allein 100,000 Bewohner ausmachen. Und wie gross möchte nun die deutsche Land- oder Dorfsbevölkerung in Südschleswig und in Schwansen, Südangeln, Gottorp und in den rein deutschen Gebieten der Mitte Schleswigs sein? Denn solche gibt es von der schleswighusumer Landstrasse an noch weit nordwärts. Ich denke mindestens gegen 100,000. Es ist nicht möglich, dass das dänische Mischgebiet im Schleswigschen, welches grossentheils so schlecht bevölkert ist und lange nicht die Ausdehnung hat, wie das stark bevölkerte frisische und deutsche Gebiet, entweder, wie Baggesen lehrt, 90,000, oder, wie Herr Kohl berichtet, 60,000 Einwohner haben sollte, wenn nach dem einen nur reichlich 100,000, und nach dem andern nur 150,000 Frisen und Deutsche im Herzogthum Schleswig wären. Dass 115,000 Dänen mit dänischer Kirchen- und Umgangssprache in diesem Herzogthum wohnen, wie Herr Kohl aufs Ungefehr angibt, halte ich ebenfalls für irrig, da Nordschleswig schlecht bevölkert ist, und so manche grosse Strecken in demselben wüste liegen. Eine gewissenhafte und sorgfältige Volkszählung, was sehr leicht und in unserer Zeit recht erwünscht sein würde, könnte dergleichen bedauernswürdige Ungewissheiten und Streitigkeiten einzig und allein beseitigen, und ich bin überzeugt, dass meine Angaben der Wahrheit sehr nahe kommen. Schliesslich muss noch nebenbei angemerkt werden, dass Wendsyssel, das ist die Nordecke Jütlands, nicht „der skandinavischste Strich in Jütland“ ist, sondern einer der altjütschsten in ganz Jütland.

Der 22. Abschnitt handelt von dem Mischgebiet in der Mitte. Es begreift, sagt der Herr Verfasser, den nordwestlichen (soll sein nördlichen) Theil Angelns, einen grossen Theil des mittleren Haidestrichs oder des Amts Flensburg und Theile der Aemter Tondern, Flensburg, Husum, Gottorp und Bredstedt. Richtiger ist folgendes: ziemlich grosse Theile der Aemter Tondern, Flensburg und Gottorp und einen schmalen Strich der Ostseite des Amts Bredstedt östlich von einer über Goldelund, Joldelund, Haselund und Viöl gezogenen Linie. Im Amt Husum ist kein Dänisch ausser in ein paar Dörfern am Nordostrande. Dass „die meisten kleinen Leute in der Stadt Flensburg dänisch sprechen“, ist nicht wahr. Ein Theil der Flensburger Stadtbevölkerung allerdings und zwar meistens

von den gemeinen Leuten. Flensburg scheint vor der Oldenburgischen Zeit deutscher gewesen zu sein, als in derselben, und es ist wohl zu merken, dass das Amt Flensburg zu der Zeit der schleswigschen Herzöge Oldenburgischen Stammes stets bei der königlichen Linie gewesen ist, welcher Umstand die Danisirung dort befördert hat. Der Herr Verfasser ereifert sich darüber, dass „eine andre Sprache Leuten, welche die dänische als Muttersprache reden, zur Sprache des Gottesdienstes aufgedrungen“ worden. Warum aber ereifert er sich denn nur bei den Dänen darüber, denen das Ereifern des deutschen Touristen wohl gefallen wird, und nicht bei den 30,000 noch ihre frisische Muttersprache sprechenden Frisen, denen ja auch die deutsche Sprache zur Sprache des Gottesdienstes aufgedrungen ward? Eine solche Ereiferung hätte den Herrn Kohl weder bei seinen deutschen noch bei seinen dänischen Lesern beliebt gemacht. Und darum hat er sich bei den Frisen nicht darüber ereifert. Ueber die Einführung der deutschen Sprache als Schul- und Kirchensprache in dem mittleren schleswigschen Landstrich darf ich mich als Geschichtsforscher und Ethnograph, der ich die Sache besser kenne, weder beschweren, noch ereifern. Denn was wäre diesen schlecht bevölkerten Haide- und Moorwüsten, welche auf 3 Seiten von deutscher Sprache und deutschem Verkehr umschlossen sind, mit einer dänischen Schul- und Kirchensprache gedient gewesen, zumal zur Einführungszeit, als mehrere Dörfer dieses Mischgebiets noch frisisch waren, und ein grosser Theil der jetzt hier wohnenden Jüten erst im Lauf des 18. und 19. Jahrhunderts in demselben ansessig geworden sind. Diese einzeln eingewanderten Steppenbewohner müssen sich dem Bestehenden fügen, und zwar eben so gut als die Jüten bei den Insel- und Festlandsfrisen müssen. Es ist genug, dass das einst ganz westgermanisch gewesene schleswigsche Land durch die Riper Kirche und das dänische Erzbisthum zu Lund auf eine unendliche Zeit in Verwirrung gerathen ist. Jedenfalls hätten die Frisen, welche ein durch Naturgrenzen völlig abgeschlossenes Gebiet bewohnen, ein viel grösseres Recht, ihre eigene Sprache in ihren Schulen und Kirchen zu verlangen. — Der 23. Abschnitt, 1 Seite gross, ist eine leere Uebersicht.

Im 24. Abschnitt kommt in einer Anmerkung wieder das Urtheil eines Dänen vor, dass nemlich „die skandinavische Sprache eine natürliche, poetische Bildersprache“ sei, die dem Dänen „eben so lebendig und anmuthig (besser heiter) als das geschulte Deutsche ihm todt und langweilig“ ist. Natürlicher ist die dänische Sprache als die deutsche, aber die dänische ist am allerwenigsten eine poetische Bildersprache. Die Bilder der Jugend sind längst weg, wenn sie je solche gehabt hat. Sie

ist arm an Gleichnissen. Und eine poetische Sprache: was ist das? Sowohl die hochdeutsche oder buchdeutsche als die dänische sind prosaisch genug. Ist etwa die dänische Sprache poetisch wegen ihrer Dichter? Diese haben bisher nicht über die Mittelmässigkeit hinauskommen können. Die deutsche Sprache, das ist die hochdeutsche, die buchdeutsche, die vornehm gewordene deutsche, ist mit den Volkssprachen verglichen todt, steif, langgestreckt, unnatürlich, pedantisch. Sie hat keine Bilder, keine Gleichnisse, sie ist unfrei empfangen und geboren und sklawisch auferzogen, es ist kein Volksleben darin, ebenso wie in der vornehmen Welt keines ist, sie ist den deutschen Völkern fast eben so despotisch aufgedrungen worden, als gewisse weltliche Gewalten unsrer Zeit ihre eignen barbarischen Sprachen andern viel höher stehenden Nationalitäten aufzudringen bemüht sind. — Die dänische Sprache habe „sich immer so zäh gegen die deutsche gehalten", sagt der Herr Kohl. Das sind dieselben Worte, welche ein Däne gegen ihn in folgender Weise äusserte, nemlich „seit 600 Jahren lang hielten die Dänen den Druck von 30 Millionen Deutschen aus." Hatte Deutschland denn vor 600 Jahren schon 30 Millionen Menschen? Die Geschichte weiss nichts davon, dass die Deutschen die Dänen gedrückt und 600 Jahre gedrückt haben. Und wenn sich die dänische Sprache zäh gehalten gegen die deutsche, so kann das doch nur in einem Kampf gewesen sein. Ein solcher Kampf aber liegt erst innerhalb der letzten 100 Jahre, und da hat die dänische Sprache keine Zähigkeit bewiesen. Ich kenne die dänische Sprache besser als der Herr Kohl, welcher nur ein paar Tage in Dänemark gewesen ist und sich doch nicht scheut, dieselbe „sehr einfach und leicht" zu nennen. Dänische Aussprache, Betonung, Wortfügung, Wahl des Ausdrucks, Rechtschreibung etc., alles dies ist keineswegs einfach, durchaus nicht leicht. Ein Fremder, der das Dänische recht gelernt und gründlich aufgefasst hat, wird sich vor einem solchen oberflächlichen Urtheil hüten. Derselbe Tourist theilt seinem Publicum mit, dass die wohlhabenden dänischen Bürger die deutsche Sprache eben so gut sprächen, als die dänische. Andre gewissenhaftere deutsche Reisenden, die länger im Dänischen gewesen, dürfen das nicht sagen. Auch habe ich nie einen dänischen Bürger gefunden, der Deutsch eben so gut sprach als Dänisch. Und wie widerlich spricht der dänische Mund das Deutsche. Der Herr Kohl hat in Flensburg alle Marktweiber ihre Waaren auf Dänisch ausrufen hören! Dass die Leute im Nordschleswigschen sich trotz ihres Plattdänischen eben so gut für Deutsche halten, als die Plattdeutschen sich für Deutsche halten, ist unwahr und unnatürlich. Die Plattdeutschen sind Deutsche, aber die Platt-

dänischen nicht. Herr Kohl trägt, wie er gewöhnlich thut, Einzelnheiten auf's Allgemeine über, schliesst von besondern localen Beschaffenheiten auf der Ostkante Nordschleswigs, wo die deutsche Verkehrsstrasse durchgeht, auf das Volk im ganzen schleswigschen Norden. Er hat die Westhälfte nicht bereist. Ein Reisender darf sich nicht mit dem Allgemeinen begnügen, was man ihm mittheilt, sondern er muss sich selbst in allen Theilen des Landes, welches er bereist, eine Menge Specialkenntnisse sammeln. Herr Kohl folgert gewöhnlich aus einem einzelnen Fall viel zu viel, und so werden seine Schilderungen gemeiniglich Carricaturen, die gerade den unwissenden Lesern am angenehmsten sind. — Was das deutsche Schullehrer-Seminar in Tondern betrifft, so ist seine Deutschheit nothwendig, denn seine meisten Zöglinge sind geborne Deutsche und Frisen, und die grösste Zahl der Bewohner des Herzogthums Schleswig sind Deutsche. Die Verwandlung dieses deutschen Seminars in ein dänisches würde ein grosser Rückschritt der Volksbildung sein, die Errichtung eines dänischen aber, welches neben dem deutschen bestände, würde weder Nordschleswig mehr nützen, noch der Ueberwiegendheit der deutschen Volksthümlichkeit im Schleswigschen schaden. Je grösser der deutsche Verkehr wird, je grösser auch wird das Bedürfniss des Deutschen in Nordschleswig und in Dänemark sein. Dänische Schulen in dem schleswigschen Mischgebiet würden keine dauernde Wurzel fassen und ihres Nahrungssafts entbehren, umschlossen von einem fremden Element. Eine dänische Gelehrtenschule auf der Ostseite Nordschleswigs würde dem Staat kostspieliger als erspriesslich sein, und den dänischen Schleswigern würde die davon erwartete höhere Bildung in ihrer Muttersprache das gewiss nicht ersetzen, was sie durch das Aufgeben ihrer bisherigen deutschen Bildung verlieren müssten. Die Frisen können mit demselben Recht die Einführung frisischer Schulen in allen Districten, wo die Muttersprache frisisch ist, verlangen, als die Dänen die Einführung dänischer Schulen in allen Districten fordern, wo dänische Muttersprache ist.

Mit Beziehung auf den 25. Abschnitt bin ich zu folgender Aeusserung genöthigt. In Folge eines von der schleswigschen Provincialständeversammlung angenommenen Antrags ist der bisherige Gebrauch der deutschen Sprache bei den Niedergerichten Nordschleswigs von der Regierung abgeschafft worden, da es billig gefunden ward, dass die Leute in der ihnen verständlichsten Sprache vor Gericht verhört und verurtheilt würden. Mit Bezug auf die 30,000 Frisen Nordfrislands, wo, zumal auf den Eilanden, dasselbe Verhältniss obwaltet, wie bei den 100,000 Dänen Nordschleswigs, hätte demnach eine gleiche Verfügung für billig erachtet werden

sollen. Jene Versammlung hat wohl nicht so weit gedacht und so richtig gefühlt, wenn sie aber doch daran gedacht und die Anwendung einer solchen Verfügung auf Nordfrisland, wo die Richter kein Frisisch können, und sehr viele Eingebornen, hauptsächlich unter dem weiblichen Geschlecht, eine Verhandlung vor Gericht in deutscher Sprache nicht verstehen, nach reiflicher Discussion nicht für nöthig gehalten haben, so hat ja die Stimmenmehrheit der Landesrathgeber den erwähnten Antrag mit Rücksicht auf Nordschleswig nach unreiflicher Ueberlegung angenommen. Vor der Abschaffung der deutschen Sprache bei den Niedergerichten Nordschleswigs, wo die Schul- und Kirchensprache dänisch ist, erhielten die Nordschleswiger stets ihre gerichtlichen Documente in deutscher Sprache ausgefertigt, wovon viele nordschleswigschen Bauern nichts verstanden. Und darum ward die deutsche Sprache in Nordschleswig abgeschafft. Die Frisen auf Föhr und Amram, wo die Schul- und Kirchensprache deutsch ist, erhalten dergleichen Documente in dänischer Sprache ausgefertigt, wovon fast niemand von den Inselfrisen etwas versteht, und darum ward die dänische Sprache in Nordfrisland doch nicht abgeschafft. Ueber diesen Umstand ist der Herr Kohl stumm geblieben.

Zum 26. Abschnitt möchte noch ein Wort hinzugefügt werden. Wenn die Dänen die Einführung ihrer Sprache in die schleswigsche Provincialständeversammlung fordern zu dürfen glauben, so haben die Nordfrisen mit Bezug auf die frisische Sprache ein gleiches Recht dazu.

Im 27. Abschnitt, der ganz überflüssig, weil ganz falsch ist, hat der Herr Verfasser wieder, wie gewöhnlich, eine unglückliche Sprachforschung angestellt. Zum Sprachforscher taugt er nicht, und es gehen ihm auch die hierzu erforderlichen sprachlichen, geschichtlichen und ethnographischen Kenntnisse ab. Der „jütisch-dänische Dialect“ ist ihm gleichbedeutend mit dem „anglodänischen“, die Jüten und Angeln sind ihm „niedersächsische Völker“, alle germanischen Laute und Wortformen im Dänischen stimmen ihm mit denselben Lauten und Formen im Niedersäxischen überein, und alle skandinavischen Sprachen haben ihm so viele und innige Verwandtschaft mit allen deutschen Sprachen, dass es offenbar sei, sie müssen irgendwo in Asien eine gemeinschaftliche uralte Mutter gehabt haben, aus deren Schoosse sie hervorgegangen. Lauter bodenloses Räsonnement. Dass die Jüten und Angeln keine niedersäxischen Völker sind und dass das jütsche Dänisch von dem Angeldänischen verschieden ist, habe ich bereits besprochen. In dem letzteren ist das Westgermanische grossentheils von jeher darin gewesen, z. B. das Zählen nach westgermanischer Weise in Angeln und auf Als. In dem ersteren aber

ist das westgermanische Element nicht ursprünglich gewesen, sondern durch frisischen Einfluss hineingekommen. Dem westgermanischen, das ist dem eigentlich germanischen, Geist und Körper eine asiatische Mutter zu geben, ist eben so unsinnig und unnatürlich, als zu glauben, dass ein Kalmuck mit einer Negerin eine Witch aus Lancashire zeugen könnte. Die meisten Lügen in der Welt sind unvertilgbar, und die schimpflichen Behauptungen, unsre westgermanischen Völker seien aus Asien entsprossen, und Gott der Herr habe alle Menschen des Erdballs aus einem einzigen Menschenpaar hervorgehen lassen, pflanzen sich von Geschlecht zu Geschlecht fort bis ins thausendste Glied. Denn die Unwahrheit wird am ersten, am längsten und am hartnäckigsten geglaubt. Der westgermanische Geist, welcher vorzugsweise der Geist des Rechts und der Freiheit ist, ist von jeher von einem asiatischen so grundverschieden gewesen, wie der rein westgermanische Körper durch seine Schönheit, Schierheit und Helligkeit von jeher von dem hässlichen, unreinen und dunkeln asiatischen Körper verschieden gewesen ist. Das dumme Dogma von einer Abstammung unsrer Völker und Sprachen aus Asien ist aus den Kirchendogmen entsprungen, welche Gott und seine Allmacht verhöhnten, und ist einem jüngern ähnlicher Sorte, nemlich dem druidischen, an die Seite zu stellen, welches alle Alterthümer, die man nicht erklären kann oder zu erklären weiss, druidische nennt. So fand man jüngst zu Frethun bei Calais in einem Steinbruch eine ausgemauerte Gruft mit 100 Pferdeköpfen und einem Ochsenkopf mit beiden Hörnern mitten inne. Was konnte das anders als etwas Druidisches sein? Besonders die dänische Sprache hat von jeher Einfluss aus Westgermanien erfahren, das eigentlich deutsche Element in derselben entstand grossentheils in den drei letzten Jahrhunderten, besonders im 18., und es lassen sich alle eigentlich deutschen, hauptsächlich hochdeutschen, Wendungen und Ausdrücke im Dänischen, deren Zahl gross ist, genau nachweisen. Die plattdeutsche Sprache, welche Danckwerth vor ungefähr 200 Jahren als neben der dänischen bestehend in der Halbinsel Schwansen erwähnt, halte ich für die Ursprache dieses Landstrichs, und aus eben so guten geschichtlichen Gründen die damals dort bestehende dänische für eine eingedrungene und für keine herrschende Sprache. Im schleswigschen Dänisch ist ein grosses plattdeutsches Element vorhanden, aber auch ein frisisches. Wie viel Dänisch Herr Kohl versteht, ist auch aus seinem „de hellige Aand" und „Lef" zu sehen.

*(Schluss folgt.)*

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kohl: Ueber deutsche und dänische Nationalität und Sprache.

(Schluss.)

Der 28. Abschnitt handelt von Einflüssen des Dänischen auf das schleswigsche Deutsch, und der Herr Verfasser hat wieder grosse Probestücke von Sprach-Unwissenheit geleistet. Das meiste von dem, was er dänisch nennt, ist nicht dänisch. „Es ist natürlich, dass auch der deutsche Dialect dieses Landes sich dem Einfluss einer so langen Berührung mit den Dänen nicht hat entziehen können und mehrfache Spuren dieser Berührung an sich trägt," so heisst es gleich zu Anfange dieses Abschnitts. Richtiger wäre es im Allgemeinen so gewesen: Es ist natürlich, dass der Däne Nordschleswigs, ungeachtet seiner langen Berührung mit der westgermanischen Menschenart, während er das Deutsche in seinen Mund genommen und mit dem deutschen Gedanken ringt, manche Danismen in dasjenige Idiom überträgt, welches er nie im Stande sein wird zu bewältigen. Es gibt Danismen in dem schleswigschen Deutsch, aber vieles von dem, was man dafür hält, ist nicht dänisch, sondern gehört vielmehr dem alten anglischen und frisischen Sprachelement an. Die Frisen kennen kein schw, kein z. Das erinnern für sich erinnern ist nicht frisisch, wenn aber der Herr Verfasser unter den „eigenthümlichen schleswig-deutschen Wendungen", welche er für „offenbare Danismen" hält, auch den Satz „Als ich abreiste, so ging ich ja denn (richtiger: denn ja) noch einmal zu ihm" anführt, so muss ich hier sagen, dass das kein Danismus, sondern aus dem Frisischen in das schleswigsche Deutsch gerathen ist. Auch ist der häufige Gebrauch des Zeitworts sollen (für werden und müssen) im schleswigschen Deutsch weit mehr eine frisische Spracheigenthümlichkeit, als ein Danismus. Diesen Gebrauch des sollen kennt die westfrisische Sprache, welche doch natürlicherweise niemals dänischen Einfluss erfahren hat, eben so gut als die nordfrisische. „Leider dessen" ist eben so wenig ein Danismus, und hat auch in der Form mit dem dänischen desvärre (desto schlimmer) nichts gemein. Eben so ist das schleswigsche aussenvor (butenför — ö lang) ganz frisisch, und dieses frisische Wort durchaus nicht aus dem Dänischen entstammt. Das schleswigsche Föhrde und das dänische Fjord ist das frisische Furd (u lang), das deutsche Furth, das schottische forth und das englische firth. „Alle Flüsse heissen im Schleswigschen Auen, man könnte

dies Au als eine Abwandlung des dänischen Worts Aa ansehen, welches in Dänemark allgemein Fluss heisst," spricht der Herr Kohl. Nein, solche Sprachforschungen sind unbrauchbar. Das Wort Au ist kein dänisches Wort, und das dänische Wort Aa, welches dasselbe bedeutet, ist auch kein ursprünglich dänisches Wort, seine ursprüngliche Bedeutung ist dem skandinavischen Boden fremd. Das Wort Au bezeichnet ursprünglich einen kleinen Fluss, welcher durch Wiesen- oder Marschland fliesst, und diese Bedeutung ist später in Deutschland auf solche bewässerte Flachlandstrecken übergegangen. Das Wort Au ist ursprünglich den sämmtlichen Wiesen- und Marschflüssen der Frisen zwischen Belgien und Jütland ausschliesslich eigen gewesen, und es findet sich noch in dieser Bedeutung in allen einst frisisch gewesenen Ländern längs der Nordsee, und zwar in den Formen Au, Ehe, Ee und Ia. In Dithmarschen und dem angrenzenden alten Holstein heissen noch alle kleinen Flüsse Auen, so auch die Ober-Stör und ihre Nebenflüsschen. Von Frisland aus ist dieser Flussname in Jütland und den dänischen Inseln gebräuchlich geworden, aber auf dem skandinavischen Boden blieb der Name Elf (Fluss) vorherrschend. Von den frisischen Nordsee-Ebnen verbreitete sich dieser uralte westgermanische Flussname Au mit den südwärts gehenden Völkerwanderungen in dem jetzigen Deutschland umher und nahm hier nach und nach in Folge der veränderten Localität, neben der ursprünglichen auch eine andere Bedeutung an. Ein andres Beispiel von Kohl'scher Etymologie ist folgendes: „Hafdeich nennen sie in Schleswig den Seedeich, vielleicht von dem dänischen Hav (das Meer), vielleicht vom alten deutschen Haf (ein kleines eingeschlossenes Binnenmeer)." Ein kleines eingeschlossenes Binnenmeer ist ein Landsee und kein Haff. Das frisische Heaf ist ein uraltes Wort und bezeichnet die Binnenstrecken der See innerhalb der frisischen Ausseninseln, also die Theile des Meers, welche zwischen den frisischen Aussenküsten und dem Festlande liegen. Von Seeküsten, von einem Volk an der See stammt dieser Begriff ursprünglich her und nicht vom Binnenlande, und daher ist das deutsche Haff jünger, daher dem frisischen Heaf nachgebildet. Nur die Norddeutschen kennen das Wort Haff und zwar die Plattdeutschen, die an die Frisen grenzen, und die Plattdeutschen an der Ostsee. Die letzteren brachten den Ausdruck Haff nach dem vormals slawischen Ostpreussen und benannten die dortigen binnenliegenden Seebuchten damit. Der Begriff des binnenliegenden Theils der See ist der wesentliche und ursprünglichste Begriff des Worts Haff. So lange die Ur-Skandinavier nicht auf die Aussen-See (Main Sea, Main Ocean) kamen, bebenannten sie ihre See mit dem von den westgermanischen Frisen

überkommenen Ausdruck Hav, als sie aber erst die Nordsee und das Weltmeer zu befahren angefangen, lernten sie auch den westgermanischen Namen See kennen, und von der Zeit an trat ihr Name Hav, für die See, mehr zurück, und ward mehr der poetische Ausdruck. Der Name Hav (Haw), den die skandinavischen Pichten nach den Niederlanden Schottlands verpflanzten, und den die Skandinavier nach Orkney brachten, blieb aber in diesen Ländern der gewöhnliche Name für See, offne See. So sagt man noch in Orkney to haaf gehen, das heisst auf die offene See fahren, und in Schottland nennt man den Seeaal heawe eel. Der Frise und Engländer haben die See, die offne See, immer See genannt, die Frisen Sia, und die Engländer sea. Dass die Frisen den Namen See eher gekannt haben, als die eigentlichen Deutschen und die Engländer, wird wol kein vernünftiger Mensch bezweifeln. In dem dänischen Theil des schleswigschen Landes kann von schleswigschem Deutsch nicht die Rede sein, und über eine „danisirende Aussprache des Deutschen in Schleswig“ hätte der Herr Verfasser der „Bemerkungen“ ganz schweigen sollen, weil er nichts davon versteht, auch die nicht, die ihm davon mittheilten. Die weiche und fast unhörbare Aussprache dss Buchstabens r (mitten im Wort) im anglischschleswigschen Deutsch nennt er mit Unrecht einen Danismus. Die Blankeneser und Holsteiner kennen diese Aussprache noch besser. Sie sprechen z. B. arm am (a hell und lang), Harm ham, warm wam etc., in Horn lassen sie das r wenig hören, auch in Kark (lang und hell a), d. i. Kirche, wenig, und in vielen andern Wörtern. Der Nordfrise spricht z. B. Nurth (Nord) Nuth (u kurz und th wie das englische), und der Westfrise lässt fast nie das r in der Mitte eines Worts hören, was ich selbst an Ort und Stelle gehört. Auch habe ich in Northumberland und Durhamshire (dem alten Angeln-Gebiet), auch noch in Hartlepool, was die Blankeneser sowol als die Eingebornen Hatlpuul aussprechen, mit meinen eignen Ohren gemerkt, dass man in allen jenen Strecken das r nicht ausspricht. Auch die plattdeutschen Pfälzer verschlucken das r in manchen Wörtern, z. B. fort etc. Ich habe nun genug gesagt, um zu beweisen, dass, wenn man im Schleswigschen z. B. Häz für Herz sagt, das kein Danismus ist. Das dänische rasch (rask), d. h. wohlauf, gesund und wohl, übersetzt der Herr Kohl durch „munter“, und bemerkt etwas anmassend dabei: „so würden wir im Deutschen sagen“. Die Süddeutschen und Westdeutschen sind auch Deutsche und sagen doch nicht so. Die Preussen und Sachsen dürfen sich nicht wie ausnahmsweise die Deutschen nennen, und ihr Dialect kann am allerwenigsten eine Norm des Deutschen sein. — Mit diesen Gegenbemerkungen denke ich nun hinlänglich erwiesen zu

haben, dass auch der 28. Abschnitt der „Bemerkungen“ völlig unbrauchbar ist.

Im 29. Abschnitt werden „anderweitige deutsch-dänische Mischzustände“ besprochen. Der zweite Satz lautet so: „Einmal, vor der Zeit der Germanisirung Englands, war Schleswig ganz von Deutschen, von niedersächsischen Angeln, bewohnt, die aus dem Süden hereinkamen, dann einmal fast ganz von Dänen (nemlich von der Auswanderung der Angeln bis zum 13. oder 14. Jahrhundert), dann wiederum kamen durch eine Einwanderung von Süden deutsche Institutionen und Menschen zum Uebergewicht (nemlich seit dem 14. Jahrhundert)“. Von einer „Germanisirung Englands“ kann nicht die Rede sein, denn England ist nie germanisirt worden, sondern ist immer germanisch gewesen. Von einer Vertilgung Brittaniens muss dagegen die Rede sein und von einer Gründung Englands auf einem rein gemachten Boden, auf brittischen Ruinen. Auch kann von einer Danisirung und Normannisirung Englands die Rede sein, aber nicht von einer Germanisirung Englands. Ich fasse die Begriffe scharf auf und stelle die absurden Ausdrucksweisen in aller ihrer Nacktheit zur Schau, weil das in unsrer Zeit bei der herrschenden Begriffsverwirrung und der unerhörten Oberflächlichkeit so nothwendig geworden. Also vor der Gründung Englands war das schleswigsche Land ganz von Deutschen bewohnt, von niedersäxischen Angeln, die aus dem Süden hereingekommen? Nein, von Deutschen nicht, denn damals war der Name deutsch noch lange nicht vorhanden. Von Westgermanen war es bewohnt, von Frisen und von Angeln, aber nicht von „niedersächsischen“ Angeln, denn solche Angeln hat es nie gegeben, und die Angeln sind von jeher von den Saxen verschieden gewesen, und in der Geschichte als ein von den Saxen verschiedenes Volk von jeher dargestellt worden. Ob die Angeln aus dem Süden oder woher in ihr schleswigsches Land gekommen, weiss kein Mensch. Die Geschichte schweigt davon. Schon der Verfasser der Germania wusste wohl, wo sie wohnten zu seiner Zeit, nemlich in der Nähe der See, denn ihr Nationalheiligthum, welches sie mit andern benachbarten Völkerschaften gemein hatten, war in insula Oceani (German. cap. 40), und ihr Land lag weiter entfernt und tiefer in Germanien hinein (in secretiora Germaniae porrigitur. Germ. cap. 41), als die Römer je gedrungen, also noch weiter, als die Kimbern, bis zu deren Grenzen die Römer Germanien kennen gelernt hatten, nemlich bis zur Elbe, in deren Nachbarschaft an der grossen Seebucht (eundem Germaniae sinum proximi Oceano Cimbri tenent, parva nunc civitas etc. German. cap. 37) in einem kleinen Gau die Kimbern wohnten, nach Strabo westlich von der Elbmündung

auf einer Halbinsel, welche jetzt längst untergegangen ist. Ein andermal sei das schleswigsche Land fast ganz von Dänen bewohnt gewesen, von der Auswanderung der Angeln bis zum 13. oder 14. Jahrhundert? Nein, nicht fast ganz, sondern die Westhälfte war grossentheils nie von Dänen bewohnt, auch die ganze Südseite niemals, und von der Osthälfte waren die Ostküsten von Dänen beherrscht, aber gewiss nicht ganz bewohnt von Dänen. Und woher weiss der Herr Verfasser, dass grade von der Auswanderung der Angeln an die Dänen in Angeln wohnten? Das steht nirgends geschrieben und ist auch nicht glaublich, denn erst ein Jahrhundert nach der Gründung Englands oder vielmehr nach der ersten Niederlassung der Westgermanen in Brittanien wird der dänische Name in der Geschichte bekannt, nemlich bei Gregorius von Tours, Prokop und Jornandes. Wenn es ausgemacht ist, dass Englands erste Gründung ohne die Angeln geschah, und dass die grosse Expedition I d a's, des Stifters von dem anglischen Northumberland, die erste Expedition der Angeln nach Brittanien gewesen (gegen die Mitte des 6. Jahrhunderts, also $^1/_4$ Jahrhundert nach der ersten Ankunft der Westsaxen, und ein Jahrhundert nach der ersten Ankunft der eigentlichen Gründer Englands in Brittanien), so fällt diese Begebenheit ungefehr in die Zeit, als die Dänen zum ersten Mal nach geschichtlichen Zeugnissen (Gregor. v. Tours) auf der Aussen-See zwischen England und Frankreich erscheinen, und so würde man muthmassen dürfen, dass die anglische Auswanderung vielleicht durch dänische Einbrüche und Eroberungen in Angeln veranlasst worden, aber auch weiter nichts als muthmassen. Die „Einwanderung von Süden, seit dem 14. Jahrhundert“ im schleswigschen Lande ist sehr unpassend eine Einwanderung genannt, denn eine solche lässt sich nicht erweisen, und wenn eine solche stattgefunden, so hat sich dieselbe nur auf die schleswigsche Ostküste erstreckt. Zur näheren Bestimmung der Localität des alten Angeln-Gebiets, wovon der Verfasser der Germania spricht, füge ich noch hinzu, dass, mit Bezug auf das in insula Oceani, dieser Verfasser (sieh Germ. cap. 1. 2. 3. 34) sowol als auch Tacitus in den Annalen (1, 70; 2, 24) vorzugsweise die Nordsee als Theil des Weltmeers Oceanus nennt. — Wo von der Ausfuhr Schleswigs nach Dänemark gesprochen wird, ist unbemerkt gelassen, dass diese Ausfuhr sich doch nur hauptsächlich auf die Osthälfte des schleswigschen Landes erstreckt. Die Westhälfte dieses Landes hat mit Dänemark so gut als gar keinen Verkehr.

Der 30. und letzte Abschnitt ist besser als die 29 andern. Er enthält einen dürren Abriss der Geschichte des neuesten National- und Sprachstreits im Herzogthum Schleswig. Die Materialien dazu oder

eigentlich die ganze trockene Skizze gaben andre. Aus Furcht und Rücksicht, oder auch aus Unwissenheit ist eine der Haupturſachen des Streits verschwiegen geblieben. In diesem Abschnitt sind die Irrthümer seltner, als in den vorigen. Mit der Bestimmung der Einwohnerzahl in den Herzogthümern Schleswig und Holstein geht der Herr Verfasser sehr willkürlich um. Denn in diesem letzten Abschnitt nimmt er 150,000 dänisch redende Schleswiger und im 20. auch 150,000 völlig deutsche Schleswiger an; da er nun aber in demselben 30. Abschnitt 860,000 Einwohner in den beiden Herzogthümern zusammen findet, so gibt er ja Schleswig eine Bevölkerung von nur 300,000, Holstein aber von 560,000 Seelen! Man vergleiche diese falschen Angaben mit dem, was ich weiter oben über die Zahl der Bevölkerung Schleswigs gesagt. — Ueberall in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, wo die deutsche Volkssprache herrscht, ist auch die deutsche Sprache in Schulen und Kirchen. Die Verordnung vom 7. Sept. 1812 bestimmt, dass überall im Schleswigschen, wo dänische Volkssprache herrsche, auch dänische Schul- und Kirchensprache sein solle. Nun aber sagt keine Verordnung, aber Vernunft und Rechtsgefühl sagen es, dass überall in Nordfrisland, wo frisische Volkssprache herrscht, auch frisische Schul- und Kirchensprache sein solle. Niemand kann hiegegen irgend etwas einwenden. Denn da das dänische Reich aus Dänen, Deutschen und Frisen besteht, welche alle gleichberechtigt sind, so haben auch die 3 Sprachen dieser Völker gleiche Rechte, und keine darf sich ein Vorrecht anmassen auf Kosten der andern. Als die Dänen auftraten, um ihre Nationalität und Sprache im Schleswigschen zu behaupten, so konnten die Frisen mit vollem Recht dasselbe thun. Die Dänen Jütlands und der Inseln nicht allein, sondern auch die Universität zu Kopenhagen nahm sich der Dänen Schleswigs an, aber weder ein Deutscher in Schleswig und Holstein, noch die Universität zu Kiel, welche doch den Frisen auch etwas zu verdanken hat, kümmerte sich um die Nationalsache der Frisen, und keinen rührte die innere Verwirrung der frisischen Verhältnisse. Ueber diese Puncte findet sich in den „Bemerkungen“ nichts, sondern ihr Herr Verfasser nennt die Sprache der Frisen, der schleswigschen Frisen, „Bauernfrisisch“. Warum denn grade Bauernfrisisch? Denn eben so viele Seeleute sprechen es, als Bauern. Der Herr Kohl hat einmal gelesen, dass die Holländer aus Geringschätzung und etwas höhnisch die frisische Sprache in Westfrisland Bauerfrisisch nennen, und hat diesen Hohnnamen nun auch auf die nordfrisische anzuwenden für gut gefunden. Die Dänen Schleswigs, welche in den letzten Jahren solche gewaltige Ansprüche erhoben haben, die doch nie,

so weit ich sehen kann, auf die Dauer realisirt werden können, weil die allmächtige Natur sich nicht den Hals umdrehen lässt, sind durchaus in keiner schlimmeren Lage mit dem deutschen Sprachelement, als die Frisen damit sind, und diese sagen nichts und schweigen still und hätten doch das Recht, denselben Lärm zu schlagen. Die Dänen Schleswigs haben kein Haarbreit mehr Ansprüche mit Bezug auf ihre Sprache, als die Frisen mit Bezug auf die frisische.. Doch uns Frisen haben schon längst die Mächte dieser Welt rechtlos gemacht, gegen uns ist alles Unrecht gestattet, wir werden nicht mehr für ein Volk, kaum für Menschen angesehen, wir haben keine Rechte mehr. Gegen den einzelnen wird verfahren, wie gegen das Volk, uns schliesst man von allem aus. Wir waren Jahrhunderte hindurch die einzigen auf Erden, die ihr Recht in Ehren hielten, aber die See zertrümmerte unsern Wohlstand, und die Gewaltigen, die kein Recht kennen, nahmen uns das Heiligste weg. Und doch blieb unser Rechtsgefühl gesund, stark ausgeprägt, klar entwickelt. Man nennt uns die gerechtesten der Menschen und hat doch stets eine Neigung, gegen uns ungerecht zu sein. Bei keinem Volk ist der Sinn für Recht so gross gewesen, wie bei den Frisen — ich rede als Geschichtsforscher —, und darum ist auch nie ein Volk so schändlich behandelt worden, wie die Frisen.

Hiemit ist meine Recension über das Kohl'sche Buch von der Nationalität und Sprache im Herzogthum Schleswig geschlossen. Sie hat demselben sein Urtheil gesprochen, ein anderes als jene panegyrischen, womit manche andre Jahrbücher und Zeitschriften ihre Blätter und Bogen schaamlos angefüllt. Gegen die Wahrheit zu streiten, ist freilich das allergreulichste im Leben, allein Unwahrheiten haufenweise in die leichtgläubige Welt zu schicken, und dann hinterher noch dazu beizutragen, dieselben möglichst weit zu verbreiten, auch das ist schlimm genug. Die Herren Lobredner sind zugleich gerichtet, sie mögen ihre Sünde gegen das Publicum büssen. Wer Verstand und Kenntnisse genug hat, mein Urtheil zu prüfen, der wird mit mir einverstanden sein. Uebrigens wird jeder scharfsinnige Leser dieser Kritik bald erkennen, dass ich nicht so oberflächlich verfahren, wie der Herr Verfasser der „Bemerkungen" und seine Lobredner gethan.

Heidelberg, den 23. Juli 1847.

**K. J. Clement.**

*Das Haardtgebirge und seine Umgebungen. Ein Führer für Fremde und Einheimische. Herausgegeben von F. A. Bruckner, Subrektor der lateinischen Schule zu Neustadt an der Haardt. Mit einem Panorama des Haardtgebirges, einer Reisekarte und zwei Ansichten in Stahl gestochen. Neustadt, a. d. H. Gottschick.*

Reisehandbücher, die das Bedürfniss des Tages hervorruft, Wegweiser und Führer zur Orientirung und schnellen Belehrung des reisenden Publikums verdienen und finden in der Regel keine Stelle in wissenschaftlichen Zeitschriften, da sie gewöhnlich jedes höhern Werths und jeder wissenschaftlichen Haltung ermangeln und sich meistens über Länder und Städte erstrecken, die um ihrer Merkwürdigkeit willen in Reisebeschreibungen oder in Statistiken und Topographien gründlichere Besprechungen erfahren. Wenn wir bei dem vorliegenden Werke eine Ausnahme machen, so geschieht es theils wegen der innern Gediegenheit und Verlässigkeit des Buchs, theils in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Leser gegenwärtiger Jahrbücher auf eine Gegend zu richten, die bisher von dem reisenden und lesenden Publikum wenig beachtet wurde und darum minder bekannt ist, als sie zu sein verdient. Nach unserm Verfasser liegt der Grund dieses Unbekanntseins darin, „dass sie keine Stadt bedeutenden Ranges aufzuweisen hat und von keiner grösseren Route durchschnitten ist“ ein Umstand, der nunmehr durch die von Ludwigshafen bis Speier und Neustadt bereits eröffnete Eisenbahn, die nach ihrer Vollendung diese Gegenden einerseits mit dem Rhein, anderseits mit dem Innern von Frankreich in Verbindung setzen wird, entfernt ist.

Das Land, das in dem vorliegenden Wegweiser nach allen Seiten beschrieben wird, ist interessant und merkwürdig, sowohl wegen seiner Naturschönheiten, die mit den reizendsten Landschaften Deutschlands einen Vergleich aushalten, als durch den historischen Hauch, der über die ganze Gegend ausgegossen ist. „Nicht leicht,“ sagt der Verfasser in der Einleitung, „möchte sich auf einem verhältnissmässig kleinen Raume eine solche Fülle reizender Naturscenen in überraschendem Wechsel und eine so grosse Menge durch Geschichte und Sage bemerkenswerther Orte finden, als es hier der Fall ist.“ „Niemand hat noch mit sinnigem Auge diese Gegend besucht, ohne erfüllt zu sein von der Anmuth und Wonne, die das Ganze wie das Einzelne athmet, mag man sie im Frühling sehen, wo Alles mit Duft und Blüthe übergossen ist, oder im Sommer, wo tausendfältiger Segen an Bäumen und auf Saatfeldern den Wanderer ergötzt, oder im Herbste, wo die edle Traube entgegenwinkt und die ganze Be-

völkerung Leben und Freude ist. Und welch ein Contrast mit diesen Bildern der Milde und Heiterkeit stellt sich dar, wenn man die Vorderseite des Gebirgs, die das beigefügte Panorama in allen seinen Einzelnheiten vor das Auge führt, verlässt und in sein Inneres dringt. Da verschwinden die lachenden Fluren, engere und weitere Thäler, mitunter finstere Schluchten nehmen uns auf, Berge reihen sich an Berge, bald in schöner Wellenform sich erhebend, bald zerrissen und zerklüftet, und auf ihren Abhängen, Kämmen und Gipfeln starren an vielen Stellen gewaltige Felsmassen von grotesker Gestalt empor, die dem Ganzen den Charakter des Ernstes, hie und da schauerlicher Wildheit verleihen.“ Von der historischen Bedeutung der Gegend sagt der Verfasser p. 4: „Wie überhaupt in der Geschichte Deutschlands, die Länder am Rheine von jeher der Schauplatz der wichtigsten Ereignisse waren, wo sich die Hoheit und der Glanz des Volkes und Reiches eben so sehr kund that, als sein Jammer und seine Schmach, so ist auch in dem ganzen Gebiete geschichtlicher Ueberlieferung keine irgendwie bedeutende Zeit, die nicht in den Gegenden, welchen die folgende Schilderung gewidmet ist, ihre theilweise Entwicklung gefunden hätte,“ und p. 6. „Ueberhaupt dringt sich bei der Betrachtung der Schicksale, welche diese Gegenden im Laufe der Zeit erfuhren, die Wahrnehmuug auf, dass dieses Land, wie es seiner Natur nach an die südlichen sich anschliesst, auch oft das Loos derselben getheilt habe, indem der Reiz des Besitzes in alter und neuer Zeit fremde Eindringlinge lockte, welche die gesegneten Fluren zerstörten, Dörfer und Städte verheerten und die friedlichen Bewohner aus ihrer Heimath vertrieben, so dass das Land schon längst eine vollkommene Wüste wäre, wenn es nicht in seinem fruchtbaren Boden und in dem Fleisse seiner Bewohner die kräftigsten Heilmittel gehabt hätte, durch die es sich aus jeder Verheerung zu neuer Pracht und Schönheit erhob.“

Ueber Zweck, Plan und Einrichtung des Buches sagt der Verfasser p. 7.: „Die gegenwärtige Schrift wird die verschiedenen Reisezwecke ins Auge fassen und neben den Schönheiten der Natur und der Geschichte der Vorzeit gebührende Rücksicht auf die Zustände der Gegenwart, namentlich auf die produktiven, industriellen und merkantilischen Verhältnisse des Landes nehmen. Auch der Freund der Naturwissenschaften soll bei den einzelnen Orten verzeichnet finden, was sein Interesse in Anspruch zu nehmen berechtigt ist. Ueber alle diese Punkte war der Herausgeber bemüht, durch eigene Anschauung, durch Benützung der vorhandenen historischen und topographischen Schriften und durch Mittheilungen sachkundiger Freunde in den Besitz der genausten und vollständigsten Angaben

zu kommen. In Beziehung auf Darstellung hat er gesucht, in einfacher und schmuckloser Weise seine Aufgabe zu lösen, und sich eben so fern zu halten von trockener Aufzählung, als von breiter Lobrednerei, die hier um so weniger nöthig ist, als der Gegenstand schon an und für sich des Reizes genug enthält. Bei der Anordnung des Stoffes wurde die Reihenfolge beobachtet, in welcher die einzelnen Parthien voraussichtlich von dem grössten Theil der Reisenden mit Bequemlichkeit und Erfolg besucht werden dürften. In Zukunft möchte dieses meistens von Ludwigshafen aus geschehen. Mit diesem Orte beginnen wir darum unsere Schilderung, laden den Reisenden vorerst zu zwei kleinen Abstechern auf der einen Seite nach Frankenthal, auf der andern nach Speier und Germersheim ein und geleiten ihn dann auf der pfälzischen Ludwigseisenbahn nach Neustadt, wo das Gebirge erreicht wird. Von hier theilt sich die Reise in zwei Abtheilungen, von welcher die eine das untere (nördliche) Gebirge bis zum Donnersberge und Kirchheim-Bolanden, die andere das obere (südliche) Gebirge bis zu den Felsenthälern von Dahn und bis Bergzabern umfasst. Jede dieser Abtheilungen kann in grössern und kleinern Kreisen besucht werden, welche unter Benützung des am Ende der Schrift befindlichen Ortsregisters und der beigegebenen Reisekarte nach Zeit und Umständen leicht festgestellt werden können."

Die über die einzelnen Städte und Burgen mitgetheilten historischen Notizen, welche hier entkleidet erscheinen von den zahlreichen Fabeln und Wundersagen, die sich als Erzeugnisse der Volksphantasie gleich Schmarozerpflanzen an jedes alte Gemäuer anschliessen, haben ein mehr als bloss lokales Interesse; sie bieten manche Belehrungen über die grossartigen geschichtlichen Ereignisse, die in den Rheingegenden ihre theilweise Entwicklung fanden. Das mittelalterliche Fehdewesen mit seinen verheerenden Wirkungen kommt hier, wo sich die kleinen Territorien so vielfach berührten und durchkreuzten, wo kleine weltliche und geistliche Gebieter ihren Leidenschaften und ihrem nachbarlichen Grolle blindlings gehorchten, zur deutlichsten Anschauung; die traurigen Folgen des Bauernkrieges sind an den Trümmern vieler stattlicher Burgen und Klöster sichtbar und die Gräuel der barbarischen Kriege, womit der allerchristlichste König im letzten Drittel des siebenzehnten Jahrhunderts die gesegneten Fluren der Pfalz heimsuchte, treten hier in ihrer ganzen Schrecklichkeit dem Reisenden auf Tritt und Schritt entgegen. In vielen Trümmern- und Brandstätten sehen wir die Spuren der feindseligen Berührungen mit dem übermächtigen und gewaltthätigen Nachbar, dem unsere Zwietracht und Zerrissenheit zu Statten kam; wie manche Ruine steht als

ernste Mahnung für die Enkel da, einig und treu am deutschen Vaterlande zu hangen und nicht mit dem Fremdling zu buhlen.

Zu den interessantesten Parthien gehört die Beschreibung von Speier mit seinem grossartigen historisch so merkwürdigen Dome, die Beschreibungen von Dürkheim, mit der Abtei Limburg und dem Leiningenschen Schloss Hartenburg, und von Neustadt mit seinem altberühmten Casimirianum und dem in den dreissiger Jahren so berühmt gewordenen, nunmehr zur Maxburg umgewandelten Hambacher Schloss; ferner die Schilderung der Gegend von Annweiler mit der sagenreichen Hohenstaufischen Burg Trifels und den interessanten Ruinen der Madenburg bei Eschbach, und von Dahn mit seinen merkwürdigen Felsengruppen, die der Verfasser p. 161. folgendermassen darstellt: „Berge von vorherrschend kegelförmiger Gestalt und mitunter beträchtlicher Höhe schliessen engere und weitere Thäler ein; gewaltige, grösstentheils nackte Felsmassen von buntem Sandstein stehen auf den Gipfeln und Kämmen der Berge oder ragen am Gehänge aus dem Dunkel des Waldes in so seltsamen Formen, bald als Kegel, bald als staffelartige Cyclopenmauern hervor, dass die nur einigermassen rege Phantasie hier Säulen und Pfeiler, dort Thürme und Burgen, hier ganze Festungen, dort riesige Feenpaläste erblickt; ja in der Gegend von Dahn befindet sich sogar ein freistehender Fels, in dem man eine kolossale Büste Napoleons sehen will. Wirklich ist oft ein näheres Hinzutreten nöthig, um das gewaltige Werk der Natur von dem menschlicher Hände zu unterscheiden, und eine, manchmal nur sehr geringe Aenderung des Standpunktes in dieser grotesken Felsenwelt gibt ein ganz verschiedenes Bild. Von besonderer Wirkung ist die Beleuchtung dieser Scene durch hellen Mondschein, und wenn da die hohen Felsenthürme ihre langen dunkeln Schatten auf die Bergabhänge und in die Thäler werfen, erhält die Gegend einen magischen, manchmal gespenstischen Ausdruck.“

Das dem Buch vorangehende Panorama von Grünstadt bis Bergzabern und die vortreffliche Karte am Ende sind eine sehr werthvolle Zugabe.

**Dr. G. Weber.**

---

*Lettre à M. Charles Lenormant sur les antiquités chretiennes de la Chine, par M.* ***Reinaud****, membre de l'Institut, Paris 1847. 8.*

*Les séances de Hariri avec un commentaire choisi par Silvestre de Sacy. Deuxieme édition revue sur les manuscrits et augmentée*

*d'un choix de notes historiques et explicatives en français par M. M. Reinaud et Derenbourg. Tome 1. Paris 1847. 4. L. Hachette et Comp.*

Bekanntlich wurde, nach den Angaben der Jesuiten, im siebenzehnten Jahrhundert zu Siganfu ein Stein gefunden, mit einer chinesischen und syrischen Inschrift vom Jahre 781 unserer Zeitrechnung, zum Andenken an die Fortschritte, welche um diese Zeit das Christenthum in China gemacht. Die Aechtheit dieser Inschrift wurde von europäischen Gelehrten vielfach bezweifelt, theils weil man der Quelle, aus der sie zu uns kam, nicht recht traute, theils weil man keine sonstigen Spuren von einer Verbreitung des Christenthums nach dem himmlischen Reiche vor dem 16. Jahrhunderte fand. Herr Reinaud, von dessen eifrigem Streben auch die Geschichte des äussern Ostens durch arabische und persische Quellen zu beleuchten, schon mehrmals in diesen Blättern die Rede war, und dem so eben die ruhmvolle Anerkennung zu Theil ward zum Präsidenten der asiatischen Gesellschaft zu Paris gewählt zu werden, hat in genanntem Briefe an H. Lenormant den Haupteinwurf gegen die Glaubwürdigkeit dieses Factums widerlegt, indem er dargethan, dass auch nach arabischen Berichten schon im neunten und zehnten Jahrhunderte viele Christen nach China gedrungen waren. Die erste dafür zeugende Stelle findet sich in dem arabischen Reiseberichte, von dem Renaudot unter dem Titel: Anciennes relations des Indes et de la Chine eine Uebersetzung und H. Reinaud selbst den Text mit einer neuen Uebersetzung und vielen Anmerkungen vor zwei Jahren herausgegeben hat. Jn diesem zu Anfang des zehnten Jahrhunderts verfassten Werke wird nämlich berichtet, dass bei der Einnahme der Stadt Hang tscheu-fu im Jahre 879 über 120000 Muselmänner, Juden, Christen und Magier umkamen.

Einen andern Beweis für die frühe Ausdehnung des Christenthums nach China hat H. Reinaud in dem vor Kurzem erst durch H. Slane für die Königliche Bibliothek zu Paris in Constantinopel angekauften zweiten Bande des Kitab al fihrist gefunden. Schon Golius in seinen Noten zu Muhammedis ferganensis elementa astronomica erwähnt, nach einem arabischen Autor, der kurzweg Abulfaradj genannt wird, eines christlichen Mönchs aus Nadjran, im glücklichen Arabien, der in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts mit einigen andern Geistlichen von seinem Patriarchen nach China geschickt ward, um für die Bedürfnisse der dortigen Kirchen zu sorgen. Der Bericht dieses Arabers ist

aber sehr unklar und auch nicht frei von Widersprüchen, endlich wusste man auch nicht wer dieser Abulfaradj sein sollte und ob er volles Vertrauen verdiene. Den Forschungen des H. Reinaud verdankt man nun die Gewissheit, dass dieser Abulfaradj kein Anderer ist als der berühmte Verfasser des Kitab Alfihrist, Mohamed Iba Ishak Abulfaradj, welcher die genannte Literaturgeschichte im Jahre 987 redigirt hat. Die hierauf bezügliche, höchst merkwürdige Stelle, welche auch zugleich bestätigt, dass um jene Zeit das Christenthum, wahrscheinlich in Folge der Bürgerkriege, welche den Sturz der Dynastie der Thang zur Folge hatten, wieder in China untergieng, lautet nach der Uebersetzung des H. R. „J'ai rencontré l'an 377 (987 de Jesus-Christ) dans le quartier des chrétiens, derrière l'église, un moine de Nadjran envoyé par le Djatolik (catholique, nämlich den Erzbischof von Seleucia am Tigris) en Chine, avec cinq autres ecclésiastiques, pour mettre ordre aux affaires de la religion chrétienne. Je vis un homme encore jeune et d'une figure agréable; mais il parlait peu et n'ouvrait la bouche que pour repondre aux questions qu'on lui faisait. Je lui demandais quelques renseignements sur son voyage et il m'apprit que le Christianisme venait de s'éteindre en Chine; les Chrétiens du pays avaient péri de différentes manières, l'église qui etait à leur usage avait été détruite, et il ne restait plus qu'un seul chrétien dans la contrée. Le moine n'ayant plus trouvé personne qu'il put aider des secours de son ministère, était revenu plus vite qu'il n'était allé."

Die Makamat des Hariri haben wir hier nur genannt, um die Freunde der orientalischen Literatur auf diese neue nothwendig gewordene Ausgabe derselben aufmerksam zu machen. Das Werk ist namentlich in Deutschland durch die meisterhafte Bearbeitung Rückerts einheimisch und fast volksthümlich geworden. Die grossen Verdienste der neuen Herausgeber um diese Aufgabe behalten wir uns aber vor nach dem Erscheinen des zweiten Bandes, welcher ihre Vorrede und Anmerkungen enthalten wird, in einem besondern Artikel zu besprechen. Vorliegender Band enthält den Text der dreissig ersten Makamat, die Vorrede de Sacy's, die hebräische Uebersetzung der dritten Makamat von Rabbi Jehuda Ben Alcharizi, in welcher manche Fehler verbessert wurden, den arabischen Text und eine französische Uebersetzung des Leben Hariri's von Ibn Challikan. Das Format ist sehr bequem und die Ausstattung lässt nichts zu wünschen übrig. Der Preis des ganzen Werks das in vier Lieferungen herauskömmt, von denen zwei den ersten Band bilden, ist 80 Franken, im Verhältnisse zu dem anderer orientalischen Werke ein sehr geringer, besonders wenn man die Mühe und Arbeit berücksichtigt, welche zur Verbesserung der ersen Auflage erfordert wurden. **Weil.**

*Uebersichtliche Darstellung des Mohsischen Mineral-Systems zum Gebrauche für Studirende, insbesondere beim Besuche des K. K. Hofmineralien-Cabinettes, Von Dr. Moriz Hörnes. Mit 260 Holzschnitten. VIII. und 136 S. Wien, bei Braumüller und Seidel. 1847.*

Die Absicht, welche dieser, mit Sachkenntniss und Fleiss bearbeiteten Schrift zum Grunde liegt, dürfte unser Verfasser vollkommen erreicht haben: Anfänger verdanken ihm einen Leitfaden, vermittelst dessen sie die so reichhaltigen und prachtvollen Schätze des K. K. Hofmineralien-Cabinettes zu ihrem wahren Nutzen studiren können. Bereits vor einer Reihe von Jahren hatte Dr. Hörnes ähnliche Tabellen zum eigenen Gebrauche zusammengestellt und sich von deren Tauglichkeit für den angedeuteten Zweck überzeugt. Als Grundlage diente die von Zippe in Prag gelieferte Ausgabe des Mohsischen Systemes aus den Jahren 1836 bis 1839, da das K. K. Cabinet von einem bewährten Fachmann, dem Custos Partsch, genau nach jener Ausgabe — und, wie wir uns, es ist noch kein Jahr abgelaufen, durch Selbstansicht zu überzeugen den Genuss hatten, in gleichen Graden unterrichtend und geschmackvoll — aufgestellt worden. Was die Anordnung der „Tabellen“ betrifft, so sind deren Rubriken folgende:

Systematische Benennung, Zahl und Namen der Klassen, Ordnungen, Geschlechter und Arten des naturhistorischen Mineralsystems von Mobs enthaltend.

Trivielle Benennung. Hier findet man die gebräuchlichsten specifischen Mineralien-Namen, auch wurde, was gewiss nicht überflüssig, meist deren Herleitung angeführt.

Grund- Gestalten und Abmessungen derselben. Beigefügt ist die krystallographische Bezeichnung nach der bekannten Mohsischen Methode.

Gewöhnliche Form. Eine nicht zu entbehrende Zugabe machen 260 Holzschnitte aus, die am häufigsten vorkommenden Krystall-Gestalten darstellend. Bei weitem die grösste Zahl wurde entnommen aus Haidingers „bestimmender Mineralogie“ die übrigen nach Exemplaren des K. K. Hofmineralien-Cabinettes neu gezeichnet, oder es benutzte der Verfasser andere Quellen.

Theilbarkeit, Farbe, Härte, specifisches Gewicht. Nach diesem Titel zerfällt die fünfte Hauptrubrik in eben so viel Abtheilungen.

Chemische Zusammensetzung. Chemische Formel und daraus berechnete numerische Werthe der Bestandtheile, meist nach Rammelsbergs Handwörterbuch.

Fundorte. Mit Zuhilfenahme der Cataloge des K. K. Hofmineralien-Cabinettes bearbeitet, unter besonderer Rücksicht auf diejenigen Fundstätten, welche, in der befragten Sammlung, als ergiebigste und wichtigste zu betrachten sind.

Die achte und letzte Hauptrubrik endlich, überschrieben Bemerkungen, enthält diese und jene Notizen, das Vorkommen, sowie die technische Anwendung der abgehandelten Mineralien betreffend.

In den Tabellen findet man nur jene dreihundert und zehn Species, welche von Mohs ins System aufgenommen wurden, und am Schlusse ist eine Uebersicht der Mineralien zu treffen, wie solche in Fischer's Handbuch der Mineralogie und Zoologie (Wien, 1840) angeführt sind, nebst Hinweisung auf die fortlaufenden Zahlen der Species, nach welchen sie in vorliegenden Tabellen auf einander folgen, sodann auf die drei Säle und die siebenundsechzig Schränke, in denen man dieselben im K. K. Hofmineralien-Cabinette aufgestellt hat.

**Leonhard.**

---

L. Agassiz: *Nomenclator zoologicus continens nomina systematica generum animalium tam viventium quam fossilium etc. Fasciculi XII. Soloduri 4. sumtibus et typis Jent et Gassmann, 1842—1847.*

Wir zeigen hier ein in seiner Art neues und eigenthümliches Werk an, welches die Zoologie zwar nicht materiell erweitert, aber in äusserlicher formeller Beziehung von grossem Nutzen für ihre Fortschritte seyn, und dessen Nothwendigkeit gerade einem Naturforscher, welcher die Wissenschaft in materieller Hinsicht so vielfältig, wie Agassiz bereichert, vorzugsweise und in solchem Grade fühlbar werden muss, um ihn zu dem schweren Entschlusse zu bestimmen 20 Jahre lang andauernde trockne Bücherwurm-Beschäftigung zu verfolgen, welche gleichwohl, weit entfernt, bloss eine mechanische Thätigkeit in Anspruch zu nehmen, eben so umfassende Kenntnisse in der Systematik, Geschichte und Literatur der Zoologie, wie in der Philologie voraussetzt.

Die Aufgabe, welche sich der Verfasser gesteckt, ist die gewesen, alle in der Zoologie bis jetzt gebrauchten Benennungen von Geschlechtern, Familien, Ordnungen u. s. w. zu sammeln, den ersen Autor einer

jeden derselben, das Jahr und die Schrift anzugeben, wo er sie zum ersten Male gebraucht oder definirt hat, ihren etymologischen Ursprung nachzuweisen und die grösseren oder Haupt-Abtheilungen des Thier-Reiches anzudeuten, welchen sie angehören. Diess ist in der zweckmässig übersichtlichen Weise geschehen, dass alle Benennungen jener Art, welche in eine Klasse zusammengehören, jedesmal in eine alphabetische Ordnung untereinandergesetzt, bei jedem Namen in derselben Zeile auch Autor, Buch, Jahreszahl, Etymologie und Familie in der Ordnung der entsprechenden Klasse angegeben, und das Nachsuchen durch typographische Hervorhebung jener ersten Benennungen erleichtert wurden. Solcher Klassen sind 26, von welchen 15 auf die Insekten im weitesten Sinne des Wortes und nur eine auf die Mollusken kommen, die in systematischem Sinne freilich mehr als eine blosse Klasse in der Bedeutung bilden, wie sie bei den Insekten angenommen werden, und die Arbeit füllt etwa 1600 Quartseiten. Der Namen sind über 30000. Jeder Klasse ist die Uebersicht ihrer Familien und andern Unterabtheilungen nebst dem Verzeichniss der für sie benützten Werke mit Angabe der bei den Citaten gebrauchten kürzeren Bezeichnungen derselben beigefügt. Betrachtet man den weiten Umfang der zoologischen Literatur, in welcher neue Genus- oder Familien-Namen aufgestellt worden, so ist es freilich nicht wohl möglich, weder dass ein Naturforscher für sich allein sie im Laufe selbst vieler Jahre ganz durchgehe und für jenen Zweck ausbeute, noch auch dass er alle nöthigen Werke zu seiner eigenen Verfügung habe: es kann daher nur Billigung verdienen, wenn der Verfasser bei der Mehrzahl der Thierklassen sein Manuscript oder wenigstens seine schon gedruckte Arbeit noch je 1—4 andern kundigen Zoologen zur Durchsicht, Ergänzung und Berichtigung mitgetheilt hat, und der Erfolg zeigt, dass die so gewonnenen Nachträge sich in einigen Fällen bis zu $^1/_4$ und selbst $^2/_3$ vom Umfange des anfänglichen Manuscripts belaufen. Auch die eigenen Nachträge, welche A. zu den zuerst gedruckten Abtheilungen binnen 3—4 Jahren gesammelt hat, sind ansehnlich. Bei den Wirbelthieren haben Bonaparte, Duméril, E. Gray, Kaup, v. Meyer, Strickland, Wagner, Waterhouse, bei den Mollusken J. E. Gray, Menke und Strickland, bei den Insekten Charpentier, Erichson, Germar, Imhoff, Löw, Lucas, Milne-Edwards, Zeller, bei den Pflanzenthieren Ehrenberg und Miescher dem Verfasser ihre Hülfe geliehen, und die Mitwirkung so ausgezeichneter, über einen grossen Theil von Europa zerstreut wohnender Naturforscher setzt wohl eben so strebsame Thätigkeit von seiner Seite als Anerkennung der Verdienste des Unternehmers und seiner Unternehmung vor der ihrigen voraus. *(Schluss folgt.)*

Nr. 47. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Agassiz: Nomenclator zoologicus.

(Schluss.)

Nur die Fische, die Echinodermen, die Akalephen und Polypen sind von Agassiz, einige kleinere Insekten-Klassen von Erichson allein bearbeitet worden. — Fernere Verbesserungen und die Nachträge aus neueren Werken sollen in den jährlichen Supplement-Heften beigefügt werden, wozu der Verfasser auch die ihm zukommenden Bemerkungen Anderer als der Mitarbeiter gerne benützen wird. Wer daher über die etymologische Bedeutung eines Namens, oder seinen ersten Autor, oder die Zeit seiner frühesten Anwendung oder die Stellung des Geschlechts einer Klasse in den Unterabtheilungen dieser Klasse sich belehren will, kann augenblicklich schnelle Auskunft darüber finden, und so ist dieses Werk keinem wissenschaftlichen Naturforscher entbehrlich. Ebenso wird ein Jeder willkommene Auskunft finden, der im Begriffe ist einen neuen Namen zu bilden und zu erfahren wünscht, ob nicht derselbe Namen schon irgendwo anderwärts und in anderem Sinne in Anwendung gekommen seye; wir werden daher in Zukunft hoffen dürfen, der immer häufiger vorkommenden mehrfachen Anwendung eines und desselben Namens an verschiedenen Stellen des Systemes zu entgehen, wenn zumal auch auf deren Vorkommen im Pflanzen-Reiche geachtet wird.

Das so eben erschienene letzte oder XII. Heft enthält auf 393 Quartseiten mit doppelten Kolumnen den General-Index, worinn nochmals alle Namen, welche zuvor in 26 Alphabeten und gegen 14 Supplementen eingetheilt gewesen sind, in einer alphabetischen Ordnung zusammengestellt erscheinen, mit Verweisung auf die früheren Hefte, Bezeichnung der mehrfach gebrauchten wie der fehlerhaft gebildeten Namen, den Abkürzungen und Nachweisungen derjenigen Namen, welche auch in der Botanik aufgenommen oder vorgeschlagen worden sind, wodurch uns eine sehr schnelle Orientirung möglich wird.

Indem wir somit die grosse Schwierigkeit der Ausführung eines solchen Werkes und die im Ganzen sehr glücklich und nur durch

den andauerndsten Fleiss zu erreichen gewesene Lösung der Aufgabe im Ganzen anerkennen, mögen uns einige fernere Bemerkungen erlaubt seyn, welche dem Verdienste des Ganzen keinen Abtrag thun können, während sie theils einige gelegentlich sich uns darbietende Berichtigungen enthalten, theils Wünsche für eine etwaige spätere Ausgabe bringen und theils bestimmt sind den Leser über die Aufgabe dieses Buches gegenüber einigen andern noch genauer zu orientiren.

An eben so viel Stellen des Werkes, als man Alphabete zählt, sind auch die Literatur-Nachweisungen zerstreut, welche man lieber an einem Orte zusammengefasst gesehen haben würde. Es haben diese Trennungen in dem Zusammenwirken so vieler zerstreut wohnender Autoren einen wohl nur schwer zu umgehenden Grund gehabt, und immerhin wird man über irgend ein zitirtes Werk nur höchstens zwei Stellen nachzuschlagen haben.

Viele, ja wohl die meisten Genus-Namen sind später in mehr oder weniger veränderter Bedeutung und am häufigsten in engerem Sinne als anfänglich gebraucht worden, worüber dieses Werk dann keine Auskunft bietet, was wir ihm indessen nicht als Gebrechen anrechnen dürfen, weil es für solche detaillirte Angaben eine ganz andere Einrichtung hätte erhalten, die Synonyme mitaufnehmen und oft eine ausführliche Geschichte der einzelnen Genera liefern müssen, wie Diess für die Mollusken soeben in Herrmannsen's Index generum malacozoorum geschieht. Wenn die Benützung einzelner Werke zufällig oder wegen deren Unzugänglichkeit unterblieben ist, so ist Diess, wie schon erwähnt, bei dem grossen Umfange der hier einschlägigen Literatur wohl zu entschuldigen; jedoch muss uns auffallen, dass für die von Agassiz allein bearbeiteten Abtheilungen und insbesondere für die Fische namentlich das „Jahrbuch der Minerologie„ zwar in der Literatur aufgeführt, aber nur in seltenen Ausnahmen benützt ist, was zur Folge hat, dass ein sehr grosser Theil seiner eigenen Geschlechter fossiler Fische (wie einige andere), welche darin seit 1832, 1833, 1835, 1839, theils genannt, theils vollständiger charaktrisirt worden, eine mehr oder weniger ansehnliche Zahl von Jahren an ihrer Anciennetät verlieren, indem sie Herr Agassiz nur nach seinen Poissons fossiles aufführt, in welchen ebenfalls jener früheren Publication nicht gedacht ist.

Selbst mit einem Nomenclator palaeontologicus beschäftigt, der jedoch auch alle Species umfasst, sind wir am leichtesten im Stande zu übersehen, in wiefern die Literatur über die fossilen Reste für die Absicht des Verfassers vollständig benützt worden ist, und wir beschränken unsre übrigen

Bemerkungen darüber auf die von Agassiz allein bearbeiteten Klassen der Polypen und Echinodermen, da es nicht in unserer Absicht liegen kann, hier vollständige Nachträge zu geben und einer Kritik wegen das Werk Zeile um Zeile zu durchgehen. Bei den Polypen vermissen wir, (abgesehen von einigen ganz alten und neuesten Schriften) die Genera Marginaria, Pleurostoma, Rosacilla und Thalamopora, welche in Roemer's Werke über die Kreide-Versteinerungen (1841) aufgestellt worden sind, das auch in der Literatur zur Abtheilung der Polypen nicht aufgeführt wird; — ferner die Geschlechter Coenites, Dianulites, Patinula, Reticulites u. a. aus Eichwalds Zoologia Specialis (1829); — Hexaporites, Bolboporites u. a. aus Pander's Beiträgen zur Geognosie Russlands (1830); — Palmula aus Lea's Contributions to Geology (1833); — Caunopora u. a. aus Phillips's Palaeozoic Fossils (1841); — Thamnopora aus Steininger's Versteinerungen der Eifel (1831, welche auch später ins Französische übersetzt in den Mémoires de la Société géologique wieder erschienen sind). Alle diese Schriften werden auch in der Literatur nicht aufgeführt, obschon von anderen Mitarbeitern für andere Thier-Classen theilweise benützt. Bei den Echinodermen vermissen wir Adelocrinus wieder aus Phillips' Palaeozoic Fossils, Protocrinites und Cyclocrinus aus Eichwald's Silur-System (1840), Goniocrinites aus dessen Urwelt (II., 1842), Cyrtoma M'Clelland aus dem Calcutta-Journal (1840), Tetracrinites aus Catullo's Zoologia fossile (1827); Polytrema u. m. a. von Rafinesque, Polycerus von Fischer, Pleuraster vom Verf. selbst (1834), so wie Tetracrinus und Plicatocrinus aus Münsters Beiträgen (I., 1839), welche übrigens benützt worden sind, daher diese 2 letzten Namen nur durch Versehen fehlen. Hinsichtlich des Alters einiger Genera haben sich uns folgende Beobachtungen gelegentlich ergeben. Der Name Caninia von Michelin für ein Polyparien-Genus ist allerdings in den Supplementen zum Dictionaire des sciences naturelle publizirt worden, doch keinesweges schon in denjenigen, welche 1816 erschienen sind, sondern erst 1840. Dagegen ist Sphaeronites von Hisinger nicht zuerst 1837 in dessen Lethaea Suecica, sondern schon 1828 in seinen, in Deutschland freilich seltenen „Anteckningar," Heft IV, bekannt gemacht worden. Der Name Stellerides ist keineswegs erst 1834 von Agassiz selbst in die Wissenschaft eingeführt worden, sondern rührt von Lamarck (Hist. nat. d. anim. s. vert. II, 1816) her, der ihn viel früher anwendete, und nach welchem er in mehreren Werken gebraucht worden ist. Was endlich die Ableitung der Namen betrifft, so ist bei Polytripa (wir finden sonst meistens Polytrype)

DeFr. wohl nicht an τρίπος, tripes, sondern an τρύπα zu denken, indem keinesweges viele Dreifüsse, wohl aber viele Löcher an dem kleinen fossilen Wesen zu entdecken sind. Ebensowenig begreifen wir, dass Pyrina Desmoulins von πῦρ, Feuer, abgeleitet werden könne, mit welchem diese oft apfelförmigen Echiniden wohl keinerlei Beziehung haben; der Name rührt zweifelsohne von Pirus oder Pirum her und ist nur, wie gewöhnlich alle aus dieser Wurzel entspringenden Wörter, unrichtig geschrieben. Warum Syringites Zenker als Nomen proprium bezeichnet, und nicht von Syrinx (wie doch Syringopora Gf.) abgeleitet worden, ist schwer zu errathen [1]. Bei Bildung des Namens Eucalyptocrinites oder Eucalyptocrinus hat Goldfuss sicherlich nicht an seine drei etymologischen Elemente (εὖ, καλύπτα und κρίνος) gedacht, sondern zunächst nur eine allgemeine Aehnlichkeit jener Krinoideen mit der Eucalyptus-Frucht andeuten wollen nach Analogie seines Cupressocrinus und Solanocrinus. Ob endlich Lamouroux's Polyparien-Genus Eudea von εὑδέω ich schlafe, oder nicht vielmehr — wenngleich auf fehlerhafte Weise — von dem Namen des ihm benachbarten und befreundeten Eudes Deslongchamps abzuleiten seye, hätte allerdings vielleicht nur der Autor selbst angeben können.

Für mehre von Goldfuss in seinem Petrefakten-Werke aufgestellte Radiaten- und a. Phytozoen-Geschlechter ist das Jahr 1826, in welchem die lieferungsweise Herausgabe jenes Werkes begonnen hat, als Publications-Jahr angegeben, obschon dieselben erst mehre Jahre später erschienen sind. Eine der vollständigsten Bearbeitungen scheint die der Mollusken zu seyn, deren Literatur in auffallend vollständiger Weise zusammengestellt ist, und wo von den 3 Mitarbeitern Gray, Strickland und Menke unser durch die pünktliche Genauigkeit aller seiner Arbeiten ausgezeichnete Landsmann allein an 1000 Artikel nachgeliefert hat, welche den übrigen noch eingeschaltet werden konnten. Dennoch vermissen wir die Namen Conchyta Hüpsch, Thalassides Berger 1833, die problematischen Genera Pleurecterites, Telistrophis, Ditaxopus und Hermisterias Rafq. 1839, Venilia Morton 1834, Lenia Martin, Mant., die vielen Namen aus Matheron's Catalogue 1842, der vielleicht noch zu neu war, u. e. a. Auch dürfte zu berichtigen sein, dass: Pleurorhynchus nicht von Phillips, sondern von Ansted herrührt, wie das genus Mysia

---

1) Den Konchylien-Namen Neithea leitet der Autor, Drouet, selbst von einem gallischen Gotte Neith ab; im Nomentator wird ihm ein anderer Ursprung gegeben, von dem mythologischen Namen Νηΐς und dem Worte θηά, Göttinn.

Gray (1840) zuerst von Leach benannt gemacht und sein Name schon 1834 von Conrad veröffentlicht zu seyn scheint, — und Gnathodon, hier Gray'n 1836 zugeschrieben, schon 1834 von Rang in den N. Annal. d. Museum ausführlich charakterisirt worden ist.

Die nähere Vergleichung, deren Frucht diese Bemerkungen sind, hat uns jedenfalls zu der Ueberzeugung geführt, dass beziehungsweise zu dem grossen Umfange der zoologischen Literatur, die kein Sterblicher mehr ganz zu erschöpfen vermag, nur wenige Schriften und darunter nur seltener eine bedeutende Schrift unbenützt geblieben, dagegen viele seltene und wenig zugängliche ausgezogen worden sind, dass zu dieser gemeinsamen Arbeit so ausgezeichneter Literaten verhältnissmässig nur wenige Verbesserungen nachzubringen seyn werden, und dass dieses Werk für den wissenschaftlichen Zoologen eines der unentbehrlichsten seyn dürfte. Wir selbst danken ihm eine reiche Belehrung und werden es von unserm Arbeits-Tische nicht mehr entfernen. — Wenden wir uns nun zu der Einleitung zurück (S. I — XLII), welche der Beachtung eben so werth ist. Sie liefert uns zunächst Linné's Grundsätze der Namenklatur (S. I — XIX) aus dessen Philosophia Botanica abgedruckt, um sie den Zoologen ins Gedächtniss zu rufen, von welchen leider ein grosser Theil gar nicht weiss, dass es solche Grundsätze gibt und daher die Nomenclatur, indem sie den Linné'schen Weg verlassen, fortwährend in ein rudis indigestaque moles umzugestalten bemüht sind, so dass diese Seite der Wissenschaft allein seit 100 Jahren keine Fortschritte gemacht hat, sondern in einen so traurigen Zustand gerathen ist, dass ihm abzuhelfen wohl für immer unmöglich seyn dürfte. Daran reihen sich die von Strickland im Namen einer von der Brittischen Gelehrten-Versammlung ernannten Commission veröffentlichten Ergänzungen (mit Verweisung auf Gould's Kritik und Zusätze in Silliman's Journal) unter Beifügung eigener kritischer Noten (S. XIX — XXVII); — dann Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der Nomenklatur und deren Verbesserung (S. XXVII — XXXV); so wie Erläuterungen zum Buche selbst (XXXV — XLII). Von den Ansichten des Englischen Nomenclators weicht der Verf. hauptsächlich in einem Punkte ab, und Diess mit vollem Rechte, indem er nemlich gegen die immer mehr um sich greifende und von der englischen Commission sanktionirte Sitte eifert, bey Benennung der organischen Wesen dem zuerst gegebenen Art-Namen den Namen seines Autors für alle Zeiten unabänderlich beizufügen, auch wenn die Art allmählich in ganz andere Genera übergeht, während nach Linné'schen und des Verf.'s eignen Grundsätzen der Autor-Name nur so lange dazu gehört, als der ganze

binäre Name desselben Autors nach Genus und Art der nemliche bleibt. Nur auf diese letzte Weise kann man Konfusion vermeiden und den mit der Namengebung verbundenen Zweck vollständig erreichen, welcher keineswegs, wie Viele meinen, vorzugsweise darin besteht, für immer dem ersten Benenner die Erinnerung an sein erstes Benennen zu sichern. Da wir uns vor einigen Monaten bei anderen Anzeigen in diesen Blättern genügend in gleichem Sinne ausgesprochen haben, so werden wir bei diesem Gegenstande nicht länger verweilen. — Eine andere Frage, welche den Verf. vorzugsweise beschäftigt, ist diese, ob und wie grammatikalisch schlechte und gegen die Linné'schen Regeln gebildete Namen abzuschaffen und diejenigen gleich- oder doch sehr ähnlich-lautenden Geschlechts-Namen, welche zur Bezeichnung ganz verschiedener Genera mehrfach in Anwendung gekommen sind, durch andere zu ersetzen seyen. Als treffender Beleg wird angeführt, dass das Wort Microptera 3, Micropterus 3, Micropterix 3 Genera und Micropteris noch 1 Genus bezeichnen; — dass unter jenen 31,000 Namen 3000 dem Thier- und dem Pflanzen-Reiche gemeinsam sind, und dass innerhalb des zoologischen Systemes allein 10,000 Namen je mehrmals gleich- oder ähnlich-lautend vorkommen. Der Verf. hält es für keinen so grossen Nachtheil, wenn dieselben so wie die schlecht gebildeten Namen — von blossen Redactions-Aenderungen abgesehen — einstweilen noch beibehalten werden, als wenn man über Hals und Kopf die doppelt angewendeten Namen alle ausrotten und durch andere ersetzen wollte. Er schlägt (und gewiss mit Recht) vor, die Einführung neuer oder besserer Namen den Monographen der einzelnen Klassen, Ordnungen etc. zu überlassen, welche nun mit Hülfe dieses Nomenklators sich leicht darüber in Kenntniss setzen würden, warnt jedoch dieselben, dann nicht auch sogleich alle mit denen in ihren Monographie'n gleichlautenden Namen aus andern Theilen des Systems ebenfalls durch neue ersetzen zu wollen, sondern diess Geschäft eben wieder dem anderweitigen Monographen zu überlassen. Ja, wir möchten, obschon Diess mit den Linné'schen Regeln nicht im Einklange ist, etwas weiter gehen und dem Decandolle'schen Grundsatze beipflichten, dass man keine schlechten Namen machen, aber lieber einen vorhandenen schlechten behalten, als durch einen neuen, wenn auch besseren ersetzen solle (Linné verlangt nur, man solle ein „nomen dignum" nicht durch ein besseres ersetzen). — Der Preis für dieses auch typographisch schwierige und ausgezeichnete Unternehmen ist bei trefflicher Ausstattung verhältnissmässig wohl billig zu nennen (40 Gulden).

**H. G. Bronn.**

*A. N. Herrmannsen, Indicis generum malacozoorum primordia. Nomina subgenerum, generum, familiarum, tribuum, ordinum, classium, adjectis auctoribus, temporibus, locis systematicis atque litterariis, etymis, synonymis. Cassellis, sumptibus et typis, Th. Fischer. 8. Vol. I. Fasc. I—IV, p. I—XXVII u. 1—488. (1846—1847).*

Die Tendenz dieses Werkes ist der des vorigen ähnlich, doch extensiv enger, intensiv weiter. Indem es sich auf die Mollusken (mit Ausschluss der Rankenfüsser, Tunicaten und Rhizopoden) beschränkt, begnügt es sich anderntheils nicht bloss den ersten Autor eines Namens mit dem Ort und Jahr seiner Publication und der Etymologie des Wortes anzugeben, sondern liefert eine vollständige Geschichte eines jeden Geschlechtes, Untergeschlechtes etc., weiset chronologisch die Erweiterungen und Beschränkungen nach, welche es bei allen verschiedenen Autoren erfahren hat, nennt seine Unterabtheilungen, bei den neueren Geschlechtern die typische Art, bezeichnet die Stellen, welche ihnen die Autoren im Systeme angewiesen, ihre wahren Verwandtschaften, ihre Synonyme, hebt diejenigen Namen hervor, welchen unter mehreren Synonymen der Priorität nach oder aus andern Gründen der Vorzug gebührt, und beleuchtet die etymologische Bildung und Zusammensetzung der Namen kritisch und nöthigenfalls verbessernd, indem sich der Verf. hiebei gleichfalls auf die Linné'schen Gesetze der Nomenclatur stützt, welche dem Werke auf S. I—XIV vorgedruckt sind. Eine reiche Literatur ist dem als Malacologen wohl bekannten Verf. überall zu Gebote gestanden, deren Verzeichniss S. XV—XXVII ebenfalls in chronologischer Ordnung behufs abgekürzter Zitirung zusammengetragen ist. Wo ihm ein Werk nicht unmittelbar zugänglich, da hat er die Autorität angegeben, auf welcher dessen Zitat beruht. Lebende und fossile Mollusken sind gleichmässig berücksichtigt. Die 4 Lieferungen von je 8 Bogen reichen von Abida bis Graptolithus, 6 andere sollen ihnen folgen und schliesslich noch Berichtigungen und Nachträge bringen (das V. u. VI. Heft erscheinen so eben u. gehen bis Nautilus).

So unentbehrlich auch das vorige Werk dem Zoologen überhaupt und dem wissenschaftlichen Malakologen insbesondere ist, so muss das gegenwärtige ihm noch nützlicher werden, ohne desshalb jenes andre überflüssig zu machen, da es z. B. die Nachweisungen über die Verwendung eines Mollusken-Namens auch in andren Thierklassen in der Regel nicht liefert. Wie es aber geschichtlich und kritisch weit ausführlicher ist, so führt es auch viele Namen oder deren Abänderungen auf, welche dort fehlen, obschon der malakologische Theil des Nomenklators dem

Verf. bei Herausgabe des ersten Heftes wenigstens noch nicht zugekommen war. So enthält der Nomenclator auf seinen 2 ersten Seiten von Abida bis Admete einschliesslich 70 Namen, der Index 82, von welchen kaum einer auf Rechnung späterer Publication kömmt, und obschon auch mehre Namen des Nomenclators im Index fehlen. Ein Theil dieser Mehrzahl rührt von Nachweisung desselben Wortes in verschiedener Bedeutung bei verschiedenen Autoren innerhalb derselben nächst grössern Abtheilung des Systemes her. In den späteren Heften werden zweifelsohne auch die dem Verf. etwa sonst unzugänglichen Nachweisungen aus Agassiz benützt seyn. Nur eine etwas sparsamere Einrichtung des Druckes wäre dem Buche zu wünschen gewesen, welche bei der Manchfaltigkeit schöner Schriftsätze in der Druckerei der Verlagshandlung der Deutlichkeit keinen Nachtheil gebracht, ja wohl eher sie vermehrt haben möchte.

**H. G. Bronn.**

---

*The Geology of Russia in Europe and the Ural Mountains. By Roderick Impey Murchison, Edouard de Verneuil and Count Alexander von Keyserling. In two volumes. Vol. I. geology. (Part. II. The Ural Mountains, and Timan Ridge.) London: John Murray, Albemarle Street. Paris: P. Bertrand, Rue St. André des Arts. 1845. gr. 4. 652. XXIV.*

(Es wurde bereits in diesen Blättern — Jahrg. 1847, S. 375—400 — von der ersten Abtheilung vorliegenden Werkes, von der Geologie des europäischen Russlands Bericht erstattet. Die zweite Abtheilung handelt vom Ural-Gebirge.)

Wir besitzen schon so viele Schilderungen des Urals, dass eine neue überflüssig erscheinen dürfte; dies ist aber nicht der Fall. Noch fehlte es an einer Beschreibung gewisser neptunischen Gebilde, die in dem Ural verbreitet sind und über deren Alters-Verhältnisse nur wenig bekannt war. Diesen Zweck haben Murchison und seine Gefährten erfüllt; ihre Mittheilungen reihen sich in würdiger Weise den früheren Werken von Pallas und Hermann, den neueren von Kupffer, Ermann und G. Rose an.

Unsere Kenntniss vom Ural greift nicht in weite Zeiten zurück. Peter der Grosse war es, der mit ahnendem Geiste die Quelle des Reichthums sah, welche aus dem Gebirge einst für Russland fliessen würde;

er liess durch **Demidoff** die ersten Nachforschungen nach den Mineral-Schätzen anstellen; unter ihm entstanden die Bergwerke, die noch jetzt in voller Thätigkeit sind. In den letzten Decennien — in welche die Entdeckung des Platins, der Smaragde und der Diamanten im Ural fällt — hat die Production sich immer mehr gesteigert, haben die Verhältnisse sich immer günstiger gestaltet, der Ural ist für Russland ein wahres Eldorado, das Peru Spaniens geworden.

Die zweite Abtheilung von **Murchison's** „geology of Russia“ ist wie die erste in einzelne Capitel, und zwar in neun eingetheilt. Das vierzehnte (oder erste der zweiten Abtheilung) gibt eine kurze Uebersicht der oro- und hydrographischen Verhältnisse des Urals. Die zwei folgenden (15. und 16. Cap.) schildern den nördlichen Ural, das siebenzehnte und achtzehnte den arctischen und südlichen Ural. In den Schluss-Capiteln werden die Platin und Gold führenden Alluvial-Ablagerungen betrachtet und das eratische Phaenomen in Russland besprochen. Die Verfasser haben demnach in der Art und Weise ihrer Darstellung einen anderen Weg eingeschlagen, wie in der ersten Abtheilung. Dort wurden in einzelnen Capiteln einzelne Formationen in einer bestimmten Reihenfolge beschrieben; in der „Geologie des Urals“ sind alle Beobachtungen — wie sie die Verfasser auf ihren verschiedenen Wanderungen machten — durch-einander geflochten. Wir wollen versuchen in einer gewissen Ordnung aus denselben die wichtigsten Resultate hervorzuheben.

Der Ural bildet bekanntlich gleichsam die Scheidewand, welche Europa und Asien trennt. Er ist, wie schon ein früherer Schriftsteller sagt, ein langes, schmales Meridian-Gebirge, das aus mehreren, gleich-laufenden Gebirgs-Zügen besteht, die oft längere Zeit neben einander hin ziehen, dann wechselnd abfallen oder sich erheben. Erst vor kurzer Zeit wurde durch den unerschrockenen Capitän **Strajewski**, der bis zum 65° n. B. unter grossen Gefahren und Entbehrungen vordrang, der nördliche Theil des Urals einigermassen bekannt. **Katharinenburg**, die Hauptstadt des Gebirges, liegt auf der östlichen Seite in einer Art von Tiefland, von wo der Kamm des Urals — die Schranke zwischen Europa und Asien — sich hinzieht, und eine mittlere Höhe von 2500 Fuss erreicht. Der nördliche Ural — früher von Wogulen bewohnt, die sich jetzt weiter in die Wildnisse zurückgezogen haben — ist äusserst unwirthlich, von undurchdringlichen Wäldern bedeckt, aus denen hie und da, Ruinen gleich, die Felsmassen der Haupt-Wasserscheide hervorschauen. Die Einförmigkeit wird nur durch einzelne, seitliche Berg-Knoten unterbrochen, die zu bedeutender Höhe emporsteigen, wie der Katschkanar, der Pawdinskoi

Kamen bei Bogoslowsk (2784 Fuss), der Kondschakowskoi Kamen (5700 F.). Der nördliche Ural ist hauptsächlich reich an Erzen und die vielen Bergwerke und andere Ansiedelungen, namentlich zwischen Katharinenburg und Bogoslowsk, haben dem wandernden Geologen wissenschaftliche Beobachtungen sehr erleichtert, da es fast allenthalben zwischen den bedeutenderen Anstalten Verbindungs-Wege gibt. „Fast alle Schwierigkeiten," sagt Murchison, „sind in diesen Gegenden durch die Ausdauer und Energie der russischen Bergwerks-Beamten geschwunden; Wälder wurden gelichtet, stattliche, bequeme Gebäude errichtet, Sümpfe ausgetrocknet Schluchten mit Wasser versehen — denn das Wasser spielt in den Bergwerksdistricten eine bedeutende Rolle. Und so hat sich in den Umgebungen der Gruben eine cultivirtere Menschen-Classe angesiedelt, als wir kaum auf unseren Wanderungen in anderen Theilen Russlands zu finden hofften. Kein geographisches oder statistisches Werk gibt dem Leser einen genügenden Begriff von dem blühenden Zustande dieser Ansiedelungen, wo mehr Leben, mehr Thätigkeit herrscht als in mancher Stadt, deren Namen mit grossen Buchstaben auf den Land-Karten bezeichnet ist."

Wie der nördliche Ural, so behauptet der südliche die Richtung von Norden nach Süden, gewinnt aber eine viel grössere Breite. Seine Haupt-Wasserscheide, der Ural Tau, wechselt an Höhe von 1800 bis 2500 Fuss, während einige der Rücken auf dem westlichen Abfall, wie der Taganai bei Slatoust zu 3800 Fuss, und der Iremel zu 5136 Fuss emporsteigen. Eine viel lieblichere, pittoreskere Natur waltet in dem südlichen, von Baschkiren bewohnten Ural; dagegen ist derselbe — mit Ausnahme der Gegenden von Miask und Slatoust — weniger reich an metallischen Schätzen.

Murchison und seine Freunde hatten sich in zwei Parthieen getheilt, die in verschiedenen Richtungen das Gebirge und dessen Gehänge durchstreiften und sich nur hier und da an den grösseren Orten vereinigten. So gewannen sie bald in geringerer Zeit einen Blick in das Felsgebäude des Urals, von Bogoslowsk im Norden bis Orsk und Orenburg im Süden — eine Strecke von nicht weniger denn fünfhundert und fünfzig Meilen. Es war auch den Verfassern mehr um eine Uebersicht der Formationen — namentlich der neptunischen Gebilde — des Gebirges zu thun, als um eine genaue, ausführliche Schilderung aller der Mineralien und Felsarten, welche sich dort finden. — G. Rose hat bereits mit der ihm eigenthümlichen Sorgfalt die vielen Mineralien — worunter gegen neunzehn, die sonst nirgends vorkommen — in seinem bekannten, trefflichen Werke beschrieben. Indess wären Murchison und seine Gefährten

nicht zu den Resultaten gelangt, die sie uns bieten, hätten sie nicht in hohem Grade der Unterstützung der Regierung allenthalben sich erfreut. Stille, unbeschiffte Flüsse wurden mit Booten bemannt, die Einsamkeit der Steppen wurde durch lärmende Baschkiren-Horden unterbrochen, die mit ihren Pferden der reisenden Geologen harrten; ja einmal entstand durch Abdämmung eines Bergwerksees ein Fluss, wo vorher keiner gewesen war.

Aus früheren Mittheilungen war schon bekannt, dass der Ural meist aus krystallinischen und Schiefer-Gesteinen besteht; aber über das Auftreten gewisser neptunischer Gebilde, die einen beträchtlichen Theil des Gebirges zusammensetzen, weiss man nur wenig. Die Axe des Gebirges, der grössere Theil der östlichen Seite war der Haupt-Schauplatz plutonischer Phänomene; die Gesteine — ursprünglich wohl neptunische — zeigen solche Störungen, solche Veränderungen, dass ihre wahre Natur kaum ermittelt werden kann. Gegen die westliche oder europäische Seite zu gewinnen die Felsmassen allmählig ihre ursprünglichen Charactere wieder, silurische, devonische und Kohlen-Gebilde erscheinen in natürlicher Folge, während auf der östlichen oder asiatischen Seite die Versteinerungen führenden Felsarten nur in losgerissenen, durch plutonischen Einfluss veränderten Massen auftreten. Dagegen finden sich aber die meisten und reichsten Erze.

Es gereichte Murchison und seinen Freunden zu grossem Vortheil, dass sie — obschon in der Untersuchung paläozoischer Gebilde durch ihre Forschungen im westlichen Europa und im europäischen Russland erfahren — dem Gebirge sich auf dessen westlicher Seite näherten, wo kein solches Chaos geologischer Phänomene ist, wie auf der östlichen Seite. So ward es ihnen leicht, die Verhältnisse der an den Ufern der Tschussowaya, Serebrianka und an anderen Flüssen auftretenden Kohlen-Gebilde zu ermitteln. Dort kommen verschiedene Glieder der Kohlen-Formation vor: Bänke von Sandsteinen, von Conglomerat und von kalkigen Platten, die unterhalb permischer Ablagerungen ihre Stelle einnehmen und bisweilen Lagen von Kohle, Pflanzen des Kohlen-Systems, Goniatiten und andere Petrefacten führen; sie dürften die oberen Glieder der Kohlen-Gruppe vertreten. Auf diese Schichten folgt eine mächtige Formation harter, quarziger Sandsteine, dem „millstone grit" Englands ähnlich. Unterhalb derselben erscheint der Kohlen- oder Bergkalk, der „mountain limestone" englischer Geologen, der auch viele characteristische Versteinerungen des englischen Bergkalks enthält, z. B. Productus gigas, P. striatus, P. antiquatus, P. Scoticus, Spirifer striatus, Spirifer Mosquensis, Caryophyllia fascinulata etc. Die nämlichen Petrefacten kommen auch im

Kohlen-Kalkstein des europäischen Russlands vor. Das Kohlen-System bildet demnach eine breite Zone, die südlich von Kongur in einem weiten Trog bis zum $55^0$ n. B. entwickelt ist; im Westen und Osten desselben treten die Kalkstein-Massen, im Mittelpunkt bedeutend gewundene Conglomerat- und Sandstein-Bänke auf. Ausserdem trifft man noch vier eigenthümliche, isolirte Kalkstein-Parthieen nördlich und südlich von Sterlitamak, die gleiches Streichen mit der Gebirgs-Kette zeigen. In der südlichen Verlängerung dieser Erhebungs-Linie sind die rothen permischen Sandsteine und Kalksteine bei Grebeni und Orenburg in antiklinaler Lage emporgetrieben, ihre Axe ist also jener der angrenzenden älteren Gesteine parallel.

Die devonischen Gebilde erscheinen im nördlichen Ural an den Ufern der Tschussowaya; es sind Kalksteine, Sandsteine und Schiefer, die in den unteren Kohlen-Kalkstein übergehen, der oft hoch geneigt, so gewunden und umgestürzt ist, dass die jüngeren Gesteine unter den älteren einfallen. Die dunkelfarbigen, halbkrystallinischen Gesteine gleichen in hohem Grade jenen vom südlichen Devonshire; sie enthalten characteristische Petrefacten des devonischen Systems — Terebratula prisca, Spirifer Murchisonianus, Favosites spongites, F. polymorpha, Stromatopora concentrica, Lithodendron caespitosum, Caunopora favosa etc., die auch in anderen devonischen Regionen, in England, in Belgien und den Rheinlanden gefunden worden. So analog die devonischen Gesteine des Urals jenen des europäischen Russlands hinsichtlich der organischen Reste sind, so verschieden zeigen sie sich in ihrer petrographischen Beschaffenheit von ihnen, ebenso wie die Gesteine gleichen Alters in Devonshire von dem alten rothen Sandstein im Norden Schottlands und in Brecon oder in Herefordshire in England. Ausserdem werden auch die auf dem westlichen Abfalle des Urals auftretenden devonischen Gebilde nicht wie im nördlichen Russland von dem unteren Kohlen-Kalkstein durch einen Streifen von Sandstein und Kohle getrennt, sondern auf den grauen Kalkstein der einen Gruppe folgt unmittelbar der dunkele der anderen; beide haben die nämlichen Windungen erlitten.

In den Regionen des arctischen Ural, namentlich an den Ufern des Ukhta-Flusses kommen eigenthümliche Gebilde vor, schwarze, weiche, thonige und kieselige Schiefer, von Naphtha durchdrungen; sie enthalten Goniatiten, Orthoceratiten etc., und sind unter dem Namen Domanik-Schiefer bekannt. Murchison glaubte dieselben zuerst als silurische Gesteine, als Aequivalente der Schiefer von Wissenbach in Nassau ansehen zu müssen; eine spätere Untersuchung der Petrefacten der „Domanik-Schiefer" durch Keyserling

ergab indess, dass die Goniatiten jenen von Schübelhammer in Franken und von Brilon in Westphalen analog seien. Die Domanik-Schiefer gehören demnach der unteren devonischen Gruppe an.

Silurische Gebilde, Schiefer und plattenförmiger Kalkstein, sind besonders an den Ufern der Serebrianka in der Nähe von Serebriansk entwickelt. Sie führen viele Versteinerungen, besonders zahlreiche Corallen, und in grosser Menge die Terebratula prisca (Atrypa affinis Sil. Syst.), die in den Ludlow-Gesteinen Englands so häufig ist, nebst der merkwürdigen Leptaena Uralensis und anderen neuen Arten. — Oestlich von der Wasserscheide, von Bogoslowsk gegen Nischni Tagilsk und Newiansk zu, erscheinen — umgeben von plutonischen Gebilden — zertrümmerte Kalkstein-Massen, die Orthis, Terebratula und Pentamerus führen (einen dem P. Knightii ähnlich, der für die oberen silurischen Gebilde so bezeichnend ist) und wonach schon früher L. v. Buch diese Kalksteine für silurische erklärte. Wenn auch keine deutliche Reihenfolge zu ermitteln, so bleibt es doch ohne Zweifel, dass die oberen Glieder der silurischen Formation im Ural sich finden; die Verf. überzeugten sich auch durch fernere Untersuchungen im südlichen Ural, dass die häufig zu Quarzfels umgewandelten Gesteine dem silurischen Systeme beizuzählen seien.

Die grösste Verwirrung herrscht — wie schon bemerkt — auf der östlichen Seite, wo plutonische Gebilde eine so bedeutende Rolle spielen, wo metamorphische und Erz führende Gesteine so verbreitet sind; nur hier und da kann man eine Art von Reihenfolge, einen Uebergang von älteren zu jüngeren Felsmassen beobachten. So gelangten die Verf. auch durch wiederholte Untersuchungen in den Umgebungen von Katharinenburg und Bogoslowsk zum Schluss, dass auf die devonischen Kalksteine und Schiefer im Westen nach heftigen Windungen, wahrer Kohlen-Kalkstein folgt mit grossen Producten. Intrusive Gebilde trennen die neptunischen vielfach von einander. So kommt in der Kirgisen-Steppe, bei Troitsk devonischer und silurischer Kalkstein vor, vom Ural durch einen mit demselben parallel laufenden Granit-Rücken getrennt; bei Cossatschi Datschi, am östlichen Abfalle des Gebirges, findet sich ein ganz isolirtes Becken paläozoischer Gesteine, besonders aus Kohlen-Kalkstein bestehend, der Murchison und seinen Freunden eine reiche Ausbeute an Petrefacten bot, nicht allein viele neue Formen, sondern auch bekannte, characteristische Arten, die auch anderwärts im Kohlen-Kalkstein des Waldai-Gebirges, von Belgien, Frankreich und den britischen Inseln zu treffen. (Seite 440 gibt das beträchtliche Verzeichniss der Versteinerungen.)

Auf der östlichen Seite des Urals, wo Granite und andere plutonische Gesteine vorherrschen, fehlen alle zwischen der Kohlen- und Jura-Formation auftretende Schichten. Jura-Gebilde, die auf dem westlichen Abfall des Gebirges so verbreitet sind, hat man auf dem östlichen nur in beträchtlicher Entfernung an zwei Orten kennen gelernt, und zwar durch Strajewski unter dem 65° n. B., und eine andere Parthie, die ein Plateau bildet in dem südlichsten Ende des Gebirges nördlich von Orsk. In der ganzen dazwischen liegenden Gegend, auf eine Strecke von mehreren Breite-Graden, trifft man keine Spur von jurassischen oder überhaupt von secundären Gesteinen. Murchison schliesst aus dieser Thatsache, dass ein bedeutender Theil Sibiriens in der langen Epoche zwischen der Bildung des Kohlen-Kalksteins und der Ablagerung gewisser tertiärer Gesteine dem Einfluss von Meeres-Absätzen entrückt war. Die erwähnten tertiären Gebilde finden sich in der Gegend von Kaltschedansk bei den Hügeln von Krasnoi-gora. Sie scheinen aus zertrümmerten und verwitterten Porphyren und anderen plutonischen Felsmassen hervorgegangen zu sein, und werden vielfach als Mühlsteine benützt.

Es lag schon von Anfang an in der Verf. Absicht, den Untersuchungen der plutonischen Gesteine und dem Vorkommen von Mineralien weniger Sorgfalt zu widmen, da dieselben, wie bekannt, durch G. Rose und dessen Vorgänger hinreichend geschildert sind. Unter den plutonischen Felsarten sind vorzugsweise Granit, Diorit, Diorit-Porphyr, Augit-Porphyr und Syenit verbreitet; eigentliche vulkanische Gebilde finden sich nicht. Der Granit erscheint hauptsächlich auf der Ostseite des Urals, so in den Umgebungen von Katharinenburg, Mursinsk etc. Der Diorit oder Grünstein spielt besonders die Rolle des metamorphosirenden Gebildes; in seiner Nähe zeigen die neptunischen Gesteine sich mehr oder weniger verändert. So ist z. B. die Gegend von Nischni Sergiewsk ausgezeichnet wegen vieler metamorphischen Phänomene. Kalksteine, die in geringer Entfernung von Grünstein deutlich geschichtet sind, zahlreiche Petrefacten führen, werden in der unmittelbaren Nähe desselben zu harten, krystallinischen Felsmassen, von Adern durchzogen, und an ihrer Basis treten Schwefel-Quellen hervor. Sandsteine wurden durch Berührung des Grünsteins zu Quarzfels. „Wer noch nicht an den Metamorphismus glaubt,“ sagt Murchison, „wird hier bekehrt werden.“

Der Kamm des Gebirges, der Ural-tau, besteht zum grossen Theile aus Schiefern, aus Quarzfels und plutonischen Gebilden; obgleich er keine bedeutende Höhe erreicht, wird derselbe dennoch von keinem Querthale durchbrochen. Er stellt gleichsam eine lange Eruptions-Linie dar.

Die Verf. schenkten noch ihre Aufmerksamkeit einem eigenthümlichen Gestein, das eine Art von Schichtung zeigt, und nur mit unserem deutschen Schalstein verglichen werden kann. Es kommt zumal in den Umgebungen von Nischne Tagilsk, Turinsk und von Bogoslowsk vor; am letztgenannten Ort mit Schichten devonischen Kalksteines wechselnd, wie dies auch in Nassau an den Ufern der Lahn der Fall. Der Schalstein gehört noch zu den Problemen in der Geologie, da die wahre Natur, der Ursprung des Gesteins noch ein Räthsel ist.

Das Vorkommen des Goldes und der anderen metallischen Schätze, welche für Russland von so hoher Wichtigkeit sind, ist in anderen Schriften — namentlich in G. Rose's trefflichem Reisewerk so ausführlich geschildert, dass wir hier nur kurz dabei verweilen wollen. Auf eine merkwürdige Thatsache macht Murchison aufmerksam: mit Ausnahme der Gold-Gruben auf der westlichen Seite des Urals bei Bissersk finden sich sämmtliche Gold führende Alluvial-Ablagerungen auf dem östlichen Abhange. Verbindet man diesen Umstand mit dem Auftreten der plutonischen Gesteine auf dem östlichen Abfalle, so bemerkt man bald, dass ein gewisser Zusammenhang zwischen der Eruption der plutonischen Felsmassen und der Bildung der Gold-Alluvien stattfindet; dies ist auch mit den anderen metallischen Substanzen der Fall: die Kupfererze, Malachite, Magneteisen, das Platin, werden vorzugsweise auf dem östlichen Abfalle des Urals gewonnen.

Die bedeutendsten Eisenerz-Massen (Magneteisen) finden sich in der Nähe von Nischne-Tagilsk und am Berge Blagodat, begleitet von Eisenchrom, und sind gewöhnlich in Berührung mit Gebilden feuerigen Ursprungs, wie Serpentin, Porphyr etc. Bei Nischne Tagilsk kommt das Magneteisen mit Grünstein vor, und zeigt sich in der Nähe desselben viel magnetischer. Auch die Kupfererze trifft man in derselben Gegend, häufig verbunden mit silurischem Kalkstein, der zwar sehr verändert erscheint, aber hie und da grosse Pentameren und andere Versteinerungen führt. Auch die Trapp-Gebilde, der Schalstein zeigen sich gleichfalls mitunter sehr reich an Kupfererzen. Nach der Ansicht Murchisons flossen aus diesen Gesteinen Kupfererz-haltige Lösungen in die angrenzende Niederung im Westen, und mit ihnen wurden, während ihrer Bildung, später die permischen Ablagrungen imprägnirt. Das Platin, das man im Ural bis jetzt nur im Alluvium entdeckt hat, findet sich meist in der Nähe der eruptiven Gesteine.

Die grösste Menge gediegenen Goldes, welche der Ural liefert, trifft man in den Alluvien, ausserdem gewinnt man dasselbe auch auf

Gängen im Granit auf den Gruben von Beresowsk bei Katharinenburg, früher war dies auch bei Miask der Fall. Wo man aber Gold führende Ablagerungen oder Gold haltige Adern entdeckt hat — allenthalben zeigen sich in der Nähe Gebilde feuerigen Ursprungs, besonders Serpentin. G. Rose hat schon früher bei seiner Beschreibung der sieben und zwanzig Gold führenden Ablagerungen, welche der Ural aufzuweisen hat, angeführt, dass dieselben auf den verschiedensten Felsarten, auf plutonischen und neptunischen ihre Stelle einnehmen, auf Thonschiefer, Encriniten-Kalkstein, auf Talkschiefer, Chloritschiefer, Granit, Grünstein oder (und am häufigsten) auf Serpentin. Auch haben G. Rose's Beobachtungen bereits dargethan, dass die das Gold enthaltenden Gänge, nicht allein die Schiefer-Gesteine und den Beresit (eine von Rose so benannte Granit-Abänderung) durchsetzen, sondern auch den Serpentin durchsetzen — ein Beweis, dass die Entstehung des edlen Metalls in die Zeit der letzten Katastrophen fällt, welche in dem Gebirge sich ereigneten.

Die das Gold führenden Alluvial-Ablagerungen sind rein lokalen Ursprungs, oder stammen von den nächsten, angrenzenden Bergrücken: jedenfalls stehen sie in keinem Zusammenhange mit der jetzigen Periode, denn die Ablagerungen finden sich oft in bedeutender Höhe über Bächen und Strömen, enthalten Gebeine von Mammuth und Rhinoceros; auch kann man bisweilen die Gold führenden Schichten über kleine Rücken intrusiver oder veränderter Gesteine verfolgen, deren Gänge das Material lieferten, das zu einer Zeit abgesetzt wurde, als die riesigen Thiere ihren Tod fanden. Wanderblöcke oder Gerölle das von anderen Orten stammte, trifft man weder im Ural, noch in den angrenzenden Regionen, eben so wenig konnten die Verfasser die sonst in anderen Theilen Europa's nicht seltenen Schliffe oder Furchen bemerken, die man gewöhnlich dem Einfluss von Gletschern zuzuschreiben pflegt.

Dem Werke sind noch mehrere Nachträge und Berichtigungen beigefügt, worunter besonders ein grösserer Aufsatz von Lonsdale über Corallen. Die Ausstattung würde auch die unbilligsten Anforderungen überbieten; ausser zahlreichen Zwischendrücken enthält Murchison's „geology of Russia" zwölf lithographirte Skizzen, von des Verf. kunstreicher Hand an Ort und Stelle entworfen; ferner viele colorirte Profile, und zwei grosse, colorirte trefflich ausgeführte geologische Karten, die eine von Russland im allgemeinen, die andere von dem Ural im besonderen.

„Man muss beim Studium dieses Werkes" — so sagt ein namhafter Geolog unserer Zeit — „erstaunen, wie viel durch vereinte und trefflich unterstützte Kräfte in wenigen Jahren geleistet werden konnte, und sollte auch die spätere Zeit, wie nicht anders zu erwarten, manche Berichtigung und grosse Vervollständigung liefern, so werden doch niemals dadurch der Dank und die Hochachtung verwischt werden können, welche alle, denen es um Fortschritt in der Wissenschaft zu thun ist, den Urhebern des Werkes schuldig sind."

Eine deutsche Bearbeitung der „geology of Russia", wozu Referent von mehreren Seiten aufgefordert wurde, wird in kurzer Zeit erscheinen.

**G. Leonhard.**

Nr. 48. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Französische Literatur. Molière.

*Lexique comparé de la langue de Molière et des écrivains du XVII. siècle, suivi d'une lettre à M. A. F. Didot, sur quelques points de philologie Française, par F. Génin, professeur à la faculté des lettres de Strasbourg. Paris, 1846. Librairie de Firmin Didot frères, imprimeurs de l'institut. Ein Octavband von LXXXVI und 463 Seiten.*

Der Preis, welchen die französische Akademie für eine Arbeit über die Sprache des Molière ausgesetzt hatte, ist zur einen Hälfte dem Verf. des vorliegenden Werkes, zur andern Herrn Guessard zuerkannt worden, welcher nicht weniger, als zehn Bände in Folio der Begutachtung des Instituts übergeben hatte. Die umfangreichen Studien des Letzteren sind, so viel wir wissen, noch nicht gedruckt, auch haben wir sonst keine nähere Kenntniss von denselben erhalten. — Herr Génin (er hat sein Werk J. P. de Béranger, „als dem nächsten Verwandten dessen, der den Stoff des Buches lieferte," gewidmet) ist bei der Abfassung seines Lexique comparé von dem Gedanken ausgegangen, dass die französische Sprache seit ihrer Entstehung gegen das 10. Jahrhundert bis zum Ende des 15. sich langsam aus dem Latein entwickelt habe, dass sie aber im 16. durch übel verstandene Bemühungen classischer Gelehrsamkeit auf Abwege gerathen. Die Sprache des Volkes indessen, meint der Verf., sei, obschon vielfach bedrängt, von diesen Neuerungen unberührt geblieben, und so stünden sich denn zweierlei Arten französischer Sprache gegenüber, die des Volkes, die bessere, und die der Gelehrten, die vollständigere unter den beiden. Man könne nicht leugnen, dass das Uebermass des akademischen Geistes unter dem Vorwande der Eleganz der französischen Sprache ihren Reichthum entziehe, dass dasselbe sie fessle unter dem Vorwand der Correction, dass es sie starr mache unter dem Vorwand der Würde. Die Grammatiker hätten nun vollends mit ihren willkürlichen Aussprüchen, mit ihren Erklärungen und mit ihren Feinheiten Alles verdorben. So sei es denn hohe Zeit, das Französische, um seine Eigenthümlichkeit zu retten, dem Alten und Volksmässigen wieder näher zu bringen, und so müsse

vor Allem an die Stelle der angemaassten Auctorität der Puristen, welche nichts anderes seien, die Auctorität der grossen Schriftsteller gesetzt werden, welche keine Puristen gewesen, müsse man mit Eifer die stylistischen Freiheiten des 17. Jahrhunderts, welche auf das Recht und die Vernunft gegründet seien, zurückverlangen.

Diess sind die Ideen, die Herrn Génin zu seinem Unternehmen veranlasst haben. Er bezweckte eine vollständige Sammlung aller Ausdrücke, aller Wendungen, welche die Sprache Molières zu dem machen, was sie ist. Er wollte dieselben aber nicht bloss ein einziges Mal nachweisen, sondern so oft, als sie begegnen. Diese Methode schien ihm nothwendig, um die Gewohnheit oder die Absicht des grossen Autors darzuthun, und um die wirkliche Bedeutung seines Beispiels bestimmen zu können, welches letztere noch überdiess durch die berühmtesten Zeitgenossen des Dichters, durch das Ansehen der La Fontaine, Pascal, Racine, Bossuet, La Bruyère und der Früheren, eines Montaigne, Rabelais und noch Aelterer unterstützt werden sollte. Obschon nun hiernach die Auctorität das leitende Princip des Verf. war, so hat er doch, wie er sagt, dem Grundsatz „Obsequium vestrum sit rationabile" gehuldigt, und sich demzufolge nicht gescheut, entgegenstehende Ansichten alle Mal zu entwickeln, wo ihm der Sprachgebrauch jener Literatoren von zweifelhafter Geltung schien. Auf der andern Seite hat er aber auch, so oft er es vermochte, mit Gründen jene Vorgänge festzustellen, und denselben eine sichere Unterlage zu geben versucht. Es handelte sich nemlich nicht blos darum, zu wissen, wie, sondern auch warum, und mit welchem Rechte Molière so gesprochen, wie er that. Das Resultat hievon — denn, wie wir schon oben angedeutet, der Verf. nimmt zugleich eine practische Wirkung seines Buches in Aussicht — sollte dann zeigen, dass man im Französischen gewisse Wendungen, gewisse Ausdrücke sich wieder aneignen, dass man dagegen andere ausschliessen, oder nach dem ursprünglichen Gebrauche verbessern müsse. —

Ungeachtet der lebhaftesten Bewunderung, die Herr Génin für den Verf. des Tartufe und des Misanthrope hegt, hat er sich doch den Blick für die Mängel des Molière'schen Styles, für seine Archaismen, seine Nachlässigkeiten, seine gewagten Ausdrücke, seine schlechten Metaphern, für die Fehler, die ihm eigenthümlich, für diejenigen, die seiner ganzen Zeit gemeinsam waren, frei erhalten. Sie konnten ihm aber auch nicht verborgen bleiben. Denn im Vaterlande des Molière selbst sind nicht ungewichtige Stimmen laut geworden, die keineswegs von dem sonst bei den Franzosen üblichen Enthusiasmus für den fraglichen komischen

Dichter Zeugniss geben. Bekanntlich haben Fénelon und La Bruyère, jener in seiner „Lettre sur l'Eloquence", dieser in „Des ouvrages de l'esprit", haben, wenn auch nicht so allgemein, Ménage und Boileau nichts weniger als günstig über den Styl des Molière sich geäussert. Es lag dem Verf. natürlich ob, gegen diese Angriffe den Helden, den er sich gewählt, zu vertheidigen. Er hat denn auch (in Vie de Molière, einer die neuesten Untersuchungen berücksichtigenden Einleitung unseres Lexique) die Vorwürfe der beiden erstgenannten zurückzuweisen versucht, wobei er, wie sich von selbst versteht, nicht versäumt, als von besonderer Entscheidung einen hierher gehörigen Ausspruch Voltaires im Siècle de Louis XIV. für sich anzuführen. Mann kann zugeben, dass der Verf. nicht ohne Geschick bei dieser Vertheidigung Molière's zu Werke gegangen. Dagegen scheint uns aber im höchsten Grade unbefriedigend, wie Herr Génin die Unrichtigkeit der Behauptungen erweisen zu können glaubt, welche A. W. v. Schlegel in den berühmten dramaturgischen Vorlesungen unter Anderem auch über Molière niedergelegt hat. Wer möchte mit dem Folgenden (p. LVI.), als mit einer überzeugenden Critik, als mit einer vollständigen Rechtfertigung sich beruhigen: „Enfin, si Molière n'emporte pas le prix dans son art, qui l'emportera? a qui réserve-t-on ce prix? à Shakespeare, à Caldéron, répond Schlegel. Nous n'opposerons à l'adoption de cette sentence qu'une petite difficulté: Schlegel qui condamne Racine et méprise Molière, ne les entend pas assez; et il entend trop Caldéron et Shakespeare." Es ist gewiss die wohlfeilste, aber unstreitig auch die erfolgloseste Art, einen anders Denkenden nur einfach damit zu beseitigen, dass man ihm ins Allgemeine die nöthigen Kenntnisse abspricht. Schlegel genoss eines allzuausgebreiteten literarischen Namens, die Anerkennung, die er sich selbst in Frankreich erworben, war zu aussergewöhnlich, als dass man nur so leicht seine Urtheile mit Gleichgültigkeit hätte unberücksichtigt lassen können. So sah man sich denn gern oder ungern genöthigt, von den zum Mindesten geistreichen Betrachtungen unseres Landsmannes über französische Poesie Notiz zu nehmen, und hatte damit zugleich die Aufgabe, Molière, der nun einmal in Frankreich für einen grossen, Vielen für den grössten Dichter gilt, gegen Schlegel zu schützen, der den Werth der Comödien desselben (wir glauben mit Unrecht) sehr gering angeschlagen hat. Es will uns aber scheinen, dass in den bisherigen Versuchen — wir haben dabei namentlich auch das im Auge, was der sonst umsichtige und sorgfältige Taschereau in seiner empfehlenswerthen Histoire de la vie et des Ouvrages de Molière (3. édition.

Paris 1844) p. 199. 200 aufgestellt hat — jene allerdings schwierige Aufgabe nicht hinreichend gelöst worden sei. — Wenn wir uns hier auch nicht auf eine nähere Entwicklung dieser Streitfrage einlassen können, so scheint es uns doch billig, einen französischen Schriftsteller, dessen Lieblingsdichter unser Landsmann so tief erniedrigt, auf die Hochschätzung aufmerksam zu machen, deren sich Molière von Seiten eines anderen Deutschen zu erfreuen gehabt hat. „Wir ergreifen," sagt Göthe (in einem Aufsatz: Französisches Schauspiel in Berlin, Werke, Band 33. s. 107.) diese Gelegenheit, um unsere Herzens- und Glaubensmeinung auszusprechen: dass wenn einmal Comödie sein soll, unter denen, welche sich darin übten und hervorthaten, Molière in die erste Classe und an einen vorzüglichen Ort zu setzen sei. Denn was kann man mehr von einem Künstler sagen, als dass vorzügliches Naturell, sorgfältige Ausbildung und gewandte Ausführung bei ihm zur vollkommensten Harmonie gelangten. Diess Zeugniss geben ihm schon über ein Jahrhundert seine Stücke, die ja noch, obschon seiner persönlichen Darstellung entbehrend, die talentvollsten, geistreichsten Künstler aufregen, ihnen durch frische Lebendigung genug zu thun."

Wir kehren nach diesen kurzen Bemerkungen, zu denen uns die Einleitung Veranlassung gegeben, zu dem Lexique comparé selbst zurück. Bei einer Arbeit, wie die vorliegende, war die Vergleichung der verschiedenen Editionen — Originalhandschriften sind unseres Wissens nicht erhalten, wie denn überhaupt Autographa des Molière zu den seltensten gehören — ein wesentliches Erforderniss, das nicht umgangen werden durfte. Wir bemerken mit Vergnügen, dass Herr Génin nicht allein diese, sondern auch die frühesten Drucke einzelner Stücke, wie sie die königliche Bibliothek in Paris und die Privatsammlung des Herrn Ambroise Firmin Didot bietet, benützte. Nicht weniger lobenswerth ist es, dass der Verf. die in seinem Lexique angeführten Beispiele in chronologischer Ordnung der Stücke gegeben hat, indem auf diese Art leichter die Fortschritte des Styles von Molière erkannt werden dürften. Ueberdiess war es sehr passend, in allen den Fällen den Namen der sprechenden Personen anzugeben, wo der Character derselben oder ihre Stellung in der Gesellschaft einen Zweifel über die Reinheit ihrer Sprache veranlassen könnte.

Hin und wieder, um auch diesen Punkt zu berühren, hat der Verf. einzelnen Artikeln etymologische Notizen hinzugefügt, die aber nicht alle Mal jeder unbedingt annehmen wird. So leitet z. B. der Verf. S. 196 das altfranzösische Gault von saltus, das neufranzösische Gaule (= Gerte) von caula her, ohne für das erste Wort das deutsche Walt (s. Diez Gramm.

der Rom. Sprachen I. 327.), für das zweite das Gothische **Valus** Stock, Rute (s. Gabelentz und Loebe Glossar zum Ulfilas p. 184 und Diez l. c. p. 56. 327.) zu berücksichtigen. Ganz unhaltbar dünkt uns ferner, wie der Verf. p. 288 das neufranzösische Troupe aus Turba, Truba, Trupa erklärt, während doch das in lex. alam. vorkommende troppus, Herde, Haufe sich von selber für dieses französische Wort, wie für das italienische troppo, das spanische tropa, das provencal. trop darbietet, wie Diez I. 35. ausführt. Das etymologische Verfahren des Verf., da, wo wir ihm nicht beipflichten, zu zeigen, mögen diese wenigen Beispiele um so mehr genügen, als Herr **Génin** selbst nur beiläufig seine betreffenden Ansichten dann und wann gegeben hat. — Schliesslich müssen wir noch bemerken, dass, wie schon der Titel des Werkes angibt, ein Anhang des Lexique comparé (s. 425—463) der Erörterung einiger Punkte der französischen Philologie gewidmet ist. Der Verf. hatte nemlich in seinem Buche Des Variations du langage français depuis le VI. siècle, ou Recherches des principes qui devraient régler l'orthographe et la prononciation ein System veröffentlicht, als dessen lebhafter Gegner Herr Guessard in der Bibliothèque de l'école des chartes aufgetreten ist. Mit dem vorliegenden Anhange nun, einem Briefe an seinen Verleger Herrn Firmin Didot, beabsichtigt der Verf. den Inhalt seiner früheren Schrift gegen die Ausstellungen zu sichern, die sie erfahren hat. Wir sind jedoch genöthigt, uns jedes Urtheils über diesen Excurs zu enthalten, da uns jene beiderseitigen Arbeiten bis jetzt noch nicht zugekommen sind. Wir nehmen also für diessmal Abschied von dem Verfasser, dessen an dem vorliegenden Buche bewiesener Fleiss alle Anerkennung verdient.

**Tübingen.** **Dr. W. L. Holland.**

---

*Syntax der griechischen Sprache, besonders der attischen Sprachform, für Schulen. Von Dr. J. N. Madvig. Professor an der Universität in Kopenhagen. — Braunschweig, 1847. Druck und Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn. XVIII u. 282 S. 8.*

Wie Herr **Madvig** über die in Deutschland einheimische rationelle Methode der Sprachlehre denkt, hat er nicht nur in seiner lateinischen Sprachlehre für Schulen (Braunschweig 1844) factisch bewiesen, sondern auch noch weiter erörtert in seinen Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre (Braunschweig 1843). —

Und dass er seinen dort ausgesprochenen Ansichten bis jetzt treu geblieben ist, beweist auch die vorliegende Syntax der griechischen Sprache. — Wenn man dem Verfasser dabei den Vorwurf gemacht hat, er gehe darauf aus, deutsches Verdienst zu schmälern, so hat man ihm vielleicht Unrecht gethan. Es liegt weit näher, anzunehmen, dass er noch nicht dahin gelangt ist, in seiner Anschauungsweise die logischen Elemente, die die Sprache allerwärts durchdringen, vollkommen zu erfassen und klar zu durchschauen, wesswegen er sich nothwendig auf dem Standpunkte halten muss, dass er die Sprache mehr als ein mechanisches Gebäude ansieht, zu dessen Erkenntniss empirische Auffassung einerseits am geeignetsten hinleitet, und worin andrerseits auch empirisch zerstückelte Darstellung der Gesetze der Sprache am besten die grammatischen Regeln anschaulich machen kann. — Wenn man nun in Deutschland hierüber anderer Ansicht ist, so mag dies den Herrn Madvig nicht veranlassen, seine Ansicht zu ändern, aber wir werden desswegen in Deutschland auch keine Veranlassung haben, zu der Methode des Herrn Madvig zurückzukehren, über die wir geraume Zeit hinausgekommen sind. — Seine Bestrebungen bleiben nichts desto weniger verdienstlich, weil er mit gelehrter Erfahrung und Kenntniss ausgerüstet in seiner Weise manche Resultate schafft und manche neue Belegstellen beibringt, die zur Aufklärung des Ganzen nur förderlich seyn können. Seine Methode im Allgemeinen trifft jedoch der Vorwurf, der bei jeder empirisch-methodischen Methode der Sprachlehre stattfindet, dass sie erstlich den Stoff der Grammatik in einzelnen Regeln über Gebühr zersplittert, weil ihr ein die Erscheinungen der Sprache durchdringendes logisches Princip abgeht, welchem diese Erscheinungen in ihren Einzelheiten untergeordnet sind, und unter welchem sie nicht sowohl als eine manchfaltige Verschiedenheit, sondern als ein zusammengehöriges Gleichmässiges sich darstellen; dass sie zweitens die einzelnen empirisch ausgesprochenen Regeln theils zu eng begränzt, weil sie sich nur auf das unmittelbar vorliegende beschränkt, theils zu vag und unverständlich darstellt, weil ihr die nothwendige Begründung abgeht, die nur in den logischen Verhältnissen der Sprache zu suchen ist. Und aus diesem Allem ergibt sich drittens im Allgemeinen wie im Einzelnen eine Unklarheit der grammatischen Lehren, die ebensowenig dem wissenschaftlichen Zwecke als der der Schule zukommenden geistigen Bildung des Schülers förderlich seyn kann.

Es ist nicht mehr als Pflicht, dass wir nach diesen Ausstellungen auch Belege für unsre Behauptungen aus dem Buche selbst bringen.

Betrachten wir zuerst die Anordnung und Eintheilung des syntaktischen Lehrgebäudes, welches Herr Madvig aufführt, so zerfällt dasselbe in drei Abschnitte: 1) von der Verbindung der Wörter im Satze; — 2) die Verhältnisse der Sätze, besonders die Bezeichnung der Art und Weise der Aussage und der Zeit des Ausgesagten; — 3) die Folge und Stellung der Wörter und Sätze. — Der letzte oder dritte Abschnitt ist unverhältnissmässig kurz im Vergleich mit den beiden andern, und gibt auf etwa drei Seiten einige dürftige Bemerkungen über die griechische Wortstellung, die freilich bis jetzt in der griechischen Grammatik ausser der Kühner'schen selten in einem abgesonderten Kapitel dargestellt wurde. — In Beziehung auf die beiden andern Abschnitte, die den Haupttheil des Buches ausmachen, kann es uns aber nicht gelingen, eine logischrichtige Begründung der Eintheilung aufzufinden, wenn wir dasjenige, was jedem Abschnitte zugetheilt ist, mit der Ueberschrift desselben vergleichen. Der erste Abschnitt handelt nämlich: von der Uebereinstimmung des Subjects und des Prädicats etc. — vom Gebrauch des Artikels, — von den einzelnen Casus, Nominativ und Accusativ etc. — von den Präpositionen (Anhang zur Kasuslehre), — von den Generibus des Verbums und dem Gerundiv — von den Adjectiven (und Adverbien) besonders in Vergleichungsgraden, — von den demonstrativen und relativen Pronominibus. — Im zweiten Abschnitt ist die Rede von den Modis, Indicativ, Conjunct., Optat., Imperat., Infinit., Particip. Dann von der Satzverbindung coordinirter Sätze, von Haupt- und Nebensätzen, Fragesätzen und zuletzt von Negationen. — Dass aber zwischen diesen beiden Abschnitten keine klare Sonderung stattfindet, wollen wir nur an einem Punkte nachweisen. Es werden nämlich im zweiten Abschnitte unter jedem einzelnen Modus auch die dem Modus zukommenden Tempusformen behandelt, so dass darunter auch so ziemlich alle Formen des Verbums fallen, und in der Ueberschrift mit Recht gesagt werden kann, dass er von der Aussage des Satzes handle. Aber abgesehen von andern ungeeigneten Zusammenstellungen oder Sonderungen, — mit welchem Rechte kann das Genus der Verba an die Casus-Lehre und die Präpositionen angereiht werden? — Gehört es nicht auch zu einer der Aussage des Satzes zukommenden Bestimmung, ob ich sage: τίθημι νόμον oder τίθεμαι νόμον? — Die alte Methode der Grammatik, die ganz davon fern war, das logische Princip der Sprache in den einzelnen Erscheinungen der Satzbildungen darzustellen, ging weit consequenter und richtiger zu Werke, wenn sie ihre Eintheilung bloss von den Wort-Arten, dem Namen, Verbum und den Partikeln, entlehnte; und dabei die der

Wortart zukommenden Sprachformen, Casus, Tempus, Modus etc. verfolgte. Diese Methode gibt jedenfalls eine festere Handhabe für den Schüler als die von Herrn Madvig befolgte, die einen etwas neueren Anstrich hat, aber damit nicht etwas Besseres erzielte. Im Gegentheil wird nach der älteren Methode der Schüler nicht genöthigt seyn, die Eigenthümlichkeiten im Gebrauch des Präsens oder des Aorists theilweise in der Lehre vom Indicativ, theilweise in der Lehre vom Conjunctiv, oder endlich vom Optativ nachzusuchen. Ich will nicht davon reden, dass die Eigenthümlichkeiten der Bedingungssätze ebenfalls an drei und vier verschiedenen Stellen, beim Indicativ, Conjunctiv, etc. zersplittert vorkommen.

Abgesehen von solchen Zersplitterungen, die in dem vom Verf. angenommenen eigenthümlichen Systeme, oder in der Eintheilung, die er seiner Syntax zu geben für gut hielt, ihren Grund haben, ergeben sich noch andere unzählige, die nur auf der von Herrn Madvig befolgten mechanisch-empirischen Methode beruhen. So z. B. wird §. 14, c. die Regel ausgesprochen: der Artikel im männlichen Geschlecht der Mehrzahl steht mit dem Genitiv eines Personen-Namens, um die Leute, das Gefolge der Person zu bezeichnen; — und nachdem von ganz andern Verbindungen des Artikels (τὸ λέγειν, τὸ γνῶθι σαυτόν etc.) in den nächstfolgenden Paragraphen die Rede war, kommt §. 17 die Regel: der Artikel steht in gewissen Ausdrücken eliptisch mit einem Adjectiv oder einem ähnlichen bestimmenden Zusatz, wobei an ein bestimmtes Substantiv gedacht wird, nach dessen Geschlecht der Artikel sich richtet. — Wem sollte nicht einleuchten, dass dieser letztgenannte Paragraph mit jenem oben angeführten zusammen gehörte, und dass der Ausdruck: ἐπὶ τοὺς Μένωνος und ἐν τῇ τῶν πολεμίων unter einen Gesichtspunkt zu bringen ist? — So ist ferner §. 10, Anm. 2. bemerkt, dass der Artikel bei einem Prädicatsnomen des Verbums εἰμὶ immer (?) ausgelassen wird, und §. 8, Anmerk. 3. wird dies vom Superlativ in's besondere gelehrt, der entweder allein oder bei einem Prädicatsnomen steht. So wird auch, was als adverbialer Accusativ zu betrachten ist, und mit ταῦτα λυποῦμαι §. 27. unter einen Gesichtspunkt gehört, als Apposition eines ganzen Satzes unter §. 19, Anm. 3. aufgeführt; und dann wird τὸ ἐμὸν μέρος, τὸ σὸν μέρος u. dergl. noch §. 31, c. und d. besonders behandelt. — Ebenso sind andere völlig gleichartige Satzverbindungen des Dativs und des Genitivs als, etwas ungleichartiges an verschiedenen Stellen behandelt. Ohne bei den Nachweisungen über die unzweckmässige Zersplitterung des Stoffes länger zu verweilen, geht Ref. zu dem zweiten oben ausgesprochenen Vorwurfe über, dass die Methode des Herrn Madvig dahin

führt, dass einzelne Erscheinungen der Sprache zu eng oder zu vag bestimmt werden. Es liessen sich dazu theilweise schon die oben angeführten Stellen als Belege benützen. Doch gehen wir zu Anderem über. §. 123, Anmerk. 5. bei der Lehre vom Conjunctiv wird gesagt: Nach βούλει, βούλεσθε steht der Aorist im Conjunctiv mit ausgelassenem ὅπως, nie das Fut. Indicativ. — Ob hier grade nur ὅπως zu ergänzen sey, wollen wir in Frage gestellt seyn lassen, aber dass nicht nur der Aorist in dieser Verbindung vorkommt, ergibt sich aus dem öfter vorkommenden Präsens: βούλει σκοπῶμεν. Xenoph, Mem. II, 1, 1. und ibid. III, 5, 1: βούλει περὶ αὐτῶν ἐπισκοπῶμεν. Platon. Polit. pag. 259, D. βούλει φῶμεν, obwohl an vielen andern Stellen ein Aorist findet. — Dadurch, dass also Herr Madvig hier das Futur. Indic., welches sich oft in den Varienten nach βούλει findet, wie unter Anderm Stallbaum zu Platon's Menon p. 75 B. (in der Gotha'schen Ausgabe) nachgewiesen hat, als unrichtig ausschliessen wollte, hat er zugleich die Grenze zu eng gezogen, indem er nur den Aorist als statthaft annahm.

Dass in Bedingungsätzen εἰ δὲ für εἰ δὲ μή steht, ist §. 194, b. S. 225 bemerkt mit dem Zusatze, dass dies besonders nach εἰ μὲν βούλει (βούλεσθε) stattfinde. Durch diesen beengenden Zusatz sind also Wortverbindungen wie die bei Sophokles Antigon. 722. ausgeschlossen; aber für diesen Fall wäre es weit zweckmässiger gewesen, mit Matthiä Gr. Gr. §. 617, a. und mit Stallbaum zu Plat. Sympos. p. 212, C. diese Satzform dahin zu erklären, dass bei εἰ δὲ bloss das vorhergehende Verbum (βούλει, βούλεσθε) ausgelassen ist. — Eben so ist die Regel zu eng ausgesprochen, wenn §. 165, Anmerk. bloss von δίκαιος gesagt wird, dass es statt der unpersönlichen Satzform δίκαιόν ἐστι in persönlicher Verbindung mit dem Subjecte construirt werde. Ich will nicht davon reden, dass Herr Madvig die Construction von δῆλός εἰμι, φανερός εἰμι, ganz davon getrennt, und §. 177, b. mit τυγχάνω und λανθάνω zusammengestellt hat; — jedoch wird auch diese Zusammenstellung unpassend seyn, da δῆλός εἰμι (abweichend von τυγχάνω) eben so leicht ὅτι als das Particip zulässt; — aber es hätte die Regel wenigstens nicht von δικαιος allein ausgesprochen werden sollen, da sich noch andre Adjectiva eben so construirt finden, und abgesehen von dem poetischen Sprachgebrauch namentlich ἀναγκαῖος auch in der attischen Prosa diese Satzform annimmt, wozu sich in der Anmerkung Stallbaum's zu Plat. Gorg. p. 448, D. (cap. III. init.) mehrere Belege finden.

Und wenn wir einerseits in der engen und selbst zu engen Begränzung der ausgesprochenen Regeln ein gewisses Streben nach präciser Deutlichkeit wahrnehmen müssen, so ist andrerseits eine höchst vage Unklarheit in den von Herrn M. gegebenen Bestimmungen. So z. B. heisst es S. 46, §. 40: „Der Dativ bezeichnet die Seite oder Eigenschaft, an oder in der das Prädicat sich zeigt, den Begriff, auf welchen sich die Aussage desselben bezieht.“ Diese etwas schwer verständliche Regel soll unter Anderem zur Erklärung, der Dative: τῷ ὄντι, τῇ ἀληθείᾳ, ἔργῳ, λόγῳ u. dgl. dienen; und damit er gehörig von dem adverbialen Accusativ unterschieden werde, heisst es gleich in der daran geknüpften Anmerkung: „Von einem Theil des Subjectes selbst wird der Accusativ gebraucht.“ Wie aber diese Unterscheidung nur theilweise wahr ist, wird sich ergeben aus dem Bekannten: πάντα εὐδαιμονεῖν, wo sicherlich bei πάντα nicht an einen Theil des Subjectes zu denken ist, wie dies etwa bei τὰ σώματα εὖ πεφυκότες geschehen kann. — Statt der vielen von mir als unklar angestrichenen Stellen, will ich hier nur noch eine p. 243. §. 206 anführen, wo es zur Unterscheidung von μὴ und οὐ in Verbindung mit Adjectiven und Participien heisst: „Ein Adjectiv oder Particip ohne Artikel als Attribut oder Apposition [1]) (also auch im Doppelgenitiv oder Doppelaccusativ) wird durch μὴ verneint, wenn der substantivische Begriff, zu dem es gehört, in dieser verneinenden Form zu einem Satze oder einem einzelnen Begriffe (z. B. zu einem Infinitiv) gehört, der selbst durch μὴ verneint werden sollte; sonst steht οὐ.“ — Ref. muss offen gestehen, dass er sich eine Zeit lang vergeblich bemüht hat, diese Regel auf das erste von Herrn M. beigegebene Beispiel anzuwenden, welches heisst: ἄθλιον μὴ ὑγιεῖ ψυχῇ συνοικεῖν. Wir sehen aber hieraus, wie Herr M. in seiner empirischen Behandlung der Sprache, sobald er etwas allgemein fassen will, eine grosse Unbehülflichkeit im Ausdrucke kund gibt, die wir ihm als einem Ausländer vielleicht minder hoch anrechnen dürfen, ja die gar keine Rüge verdiente, wenn er nicht mit solcher Selbstgenügsamkeit auf deutsche Verdienste im Felde der Sprachwissen-

1) Zur Erklärung füge ich bei, dass Herr M. in seiner Syntax durch Apposition gewöhnlich das bei einem Particip oder einem Infinitiv stehende Subject bezeichnet. Er hat übrigens unterlassen, für diesen in der Regel angenommenen Fall ein Beispiel anzuführen, denn in dem von ihm angeführten μηδεμιᾶς ἀνάγκης οὔσης, ist kein Adjectiv oder Particip, sondern das Substantiv ἀνάγκη das Subject oder die von ihm sogenannte Apposition.

schaft verächtlich herabschaute. Wenn an mehrern Stellen die Schwerfälligkeit des Ausdrucks offenbar daher rührt, dass Herr M. in einer fremden Sprahe schreibt (wie unter andern S. 57, wo es heisst: Ein Genitiv eines Substantivs mit einem Adjectiv wird durch εἰμί auf ein Subject bezogen, um de n Forderung und Folge etc. zu bezeichnen, u. dgl. m.); zeigt er in andern Stellen, dass er die Sprache so sehr in seiner valt zu haben glaubt, dass er sich neue Wortbildungen erlaubt. — Der absolute Genitiv oder Accusativ heisst bei ihm durchgehends: Doppelgenitiv, Doppelaccussativ, wie sich schon aus der früher angeführten Stelle ergibt. Wie unzweckmässig dieser Ausdruck übrigens ist, erhellet aus dem griechischen absoluten Accusativ der Verba impersonalia: ἐξόν, δέον u. dergl., wobei Herr M. genöthigt ist zu sagen (§. 182), dass anstatt eines Doppelgenitivs der Accusativ (in eine Parenthese eingeschaltet steht daneben: Doppelaccusativ) des Particips von unpersönlichen Verben gebraucht wird. — Wir haben in der deutschen Sprachlehre bereits genugsam erfahren, wie schwer es ist, durch neue Wortbildungen alte gangbare Terminologien zu ersetzen. Dem Herrn M. steht diese Erfahrung ferne, und daher mögen sich seine Versuche erklären. Wenn er übrigens in seinem puristischen Streben auf dem Titel der Syntax von der attischen Sprachform redet, so scheint ihm entgangen zu seyn, dass wir im Deutschen für Dialekt das Wort Mundart haben, dass aber Sprachform in der Grammatik in ganz anderer Bedeutung gebraucht wird. — Im Falle wir jedoch für die Belehrung des Herrn M. gehörig empfänglich sind, so bietet er uns in einer neuen Wortbildung eine wirkliche Bereicherung unserer deutschen Sprache. Er bildet nämlich ein neues Compositum (das nach der von Dr. F. Becker aufgestellten Theorie der Wortbildung unter die sogenannten Afterformen [1]) gehört) indem er aus der Wortverbindung „unter etwas verstehen“ oder „darunter verstehen“ nicht nur ein neues Verbum unterverstehen hervorgehen lässt (§. 195, b.), welches besonders in der passiven Form „es wird unterverstanden“ sehr häufig von ihm gebraucht wird (z. B. dreimal S. 251); sondern auch ein neues Substantiv: Unterverstehung (S. 251).

Hören wir indessen, wie Herr M. selbst seine Leistungen ansieht, so hegt er von denselben ganz andere Erwartungen, als in dem bisher

1) Becker Ausführl. deutsche Grammatik, erste Abtheilung, §. 21. S. 50. (Frankfurt 1836).

Gesagten ausgesprochen sind. Dass er von ὡς und ὅτι in Substantiv-Sätzen eine ganz entsprechende Unterscheidung (§. 159, Anm. 3) gegeben hat, wie er auch in der Vorrede (S. VIII.) rühmt, erkennt Ref. gerne an. Wenn er aber meint, dass „nicht so ganz wenige Regeln und Erklärungen durch die Art, wie sie formulirt (?) und an andere angeknüpft sind, nicht nur an Fasslichkeit, sondern auch selbst an Genauigkeit und Bestimmtheit gewonnen haben“ (S. VIII.); so geht es gegen die Ueberzeugung des Ref., dies zu bejahen. — Eben so wenig theilt er die Ansicht des Herrn Verf., wenn derselbe (S. VIII. der Vorrede) sagt, „dass mehrere zum Theil umfangreiche Abschnitte (z. B. vom Optativ oder Stücke einzelner Capitel (z. B. vom Genitiv oder Infinitiv) auf richtigere oder doch besser ausgedrückte Grundbegriffe zurückgeführt und aus diesen in klarerer Uebersichtlichkeit (ohne Raisonnement) entwickelt und zu festeren und anwendbareren Regeln gebracht“ worden seyen. Gerade die consequente Durchführung des Zusammengehörigen und Verwandten ist es, die Herr M. so sehr vermissen lässt. Aber nicht desswegen, weil Herr M. ohne Räsonnement seine Entwicklungen gegeben haben will, widerspreche ich seiner Behauptung; ich billige vielmehr diese seine Verwahrung gegen die Anwendung des Räsonnements, um so mehr als es leider manche Schulgrammatik in unserem Vaterlande gibt, die weit mehr Räsonnement enthält, als der Sache förderlich ist, der sie dienen soll. Eine consequente Durchführung des grammatischen Stoffes wird nicht durch langes Räsonnement gewonnen, vielmehr kann sie in einer Schulgrammatik dadurch nur getrübt, nicht gefördert werden. Um jedoch mein Urtheil noch ferner zu begründen, will ich nur noch den von Herrn M. oben erwähnten Optativ in einigen Punkten auffassen. Nachdem derselbe §. 119. von dem Optativ eine allgemeine Begriffsbestimmung gegeben hat, die sich von der bis jetzt gangbaren nicht eben besonders unterscheidet, spricht er §. 135 von den mit dem Optativ gebildeten Bedingungssätzen, und bestimmt dieselben in folgender Umschreibung: „Die Bedingung wird durch εἰ mit dem Optativ des Präsens oder des Aorists ausgedrückt. Das auf diese Weise Ausgesagte nähert sich der Bedeutung nach bald einer einfach bedingten Aussage im Indicativ des Futurum, bald mehr einer hypothetischen Aussage im Indicativ des Imperfectum mit ἄν, so dass das Ausgesagte dem wirklich stattfindenden mehr entgegengesetzt wird, jedoch mit einer gewissen Beziehung auf das noch Mögliche oder Wahrscheinliche; bisweilen ist diese Form fast bloss eine feinere Wendung statt des Imperfectums mit ἄν.“ — Dies ist ein Beispiel von der Durchführung des Herrn M. ohne

Räsonnement. Er kommt dabei auf seine Begriffsbestimmung des Optativs gar nicht zurück, und hat nach seiner Ansicht etwas Besseres gegeben als die längst bekannte Herrmann'sche Lehre, weil er diese Gattung der Bedingung-Sätze zwischen zwei andern in der Mitte schweben lässt, von denen sie jedoch weder die eine noch die andere ist, sondern sich nur bald zu der einen, bald zu der andern mehr hinneigt. Was aber so im Schweben bleibt, das kann doch nicht das Prädicat der Klarheit sich aneignen wollen? Erst wenn wir uns durch das Schweben hindurchgearbeitet haben, werden wir zur eigentlichen Klarheit gelangen können. Und wie unklar Herr M. auch in der Unterscheidung andrer abhängiger Sätze in seiner Lehre vom Optativ zu Werke geht, davon nur noch einen Beleg. Er unterscheidet z. B. einen mit ὅτι oder ὡς gebildeten sogenannten Substantiv-Satz (oder wie er ihn nennt: Objectiv-Satz) nicht von einem mit ὥστε gebildeten Folgesatz. Dies geht deutlich aus §. 130, Anmerk. 4. hervor. Dort wird bemerkt, dass wenn in einem mit ὅτι oder ὡς gebildeten Objectiv-Satz der Optativ steht, auch eine Fortsetzung im Optativ durch οὖν (also) und ὥςτε (so dass) könne angefügt werden. — Und nachdem dies durch Beispiele belegt ist, wird weiter gesagt, dass auch bei einer mit γὰρ gebildeten Fortsetzung des Satzes Aehnliches stattfinde. Um klar zu verfahren, hätte der Verf. die beiden Partikeln οὖν und γὰρ zusammen nehmen müssen. Und dass in einem mit οὖν und γὰρ gebildeten Satze, der dem mit ὅτι vorangegangenen völlig coordinirt ist, ebenfalls der Optativ folgt, ist eigentlich etwas vollkommen regelmässiges, und wird in den Grammatiken nur desswegen erwähnt, weil wir aus dem Lateinischen gewöhnt sind, in der Oratio Obliqua, zu deren Ausdruck im Griechischen ὅτι oder ὡς dient, einen mit *igitur* oder *nam* fortgesetzten Satz in den Accusativ und Infinitiv zu stellen; da jedoch das Verbum der Oratio Obliqua bei ὅτι ein Verbum Finitum ist, so erscheint es auch völlig regelmässig, dass der mit οὖν oder γὰρ fortgesetzte Satz ebenfalls ein Verbum finitum enthält, welches je nach dem Gedanken-Ausdruck des Satzes im Optativ steht, denn ein solcher Satz ist ebenfalls ein Objectiv-Satz wie der, worin ὅτι sich befindet. — Dagegen kann der mit ὥςτε angehängte Satz nicht als eine blosse Fortsetzung des Satzes in coordinirter Form betrachtet werden, sondern er enthält eine ganz andere Modification der Satzbildung, die von dem mit ὅτι gebildeten abhängigen Satz abermals abhängig wird. Desswegen wird aber ὥςτε und οὖν nicht in Eins zusammenfallen können.

Doch ich fürchte, von Herr M. nicht verstanden zu werden, und die Leser dieser Jahrbücher schon zu viel in Anspruch genommen zu

haben. Ich wiederhole daher in Kürze: dass Herr M. bei seiner gelehrten Belesenheit mittelst seines nicht eben rationellen sondern mehr empirisch-mechanischen Verfahrens dennoch da und dort zur Aufklärung und richtigen Beleuchtung des Einzelnen recht Dankenswerthes schon geleistet hat und ferner leisten mag. Und seine Beiträge können um so förderlicher seyn, als er gern einen polemischen Weg einschlägt, und im Widerspruche mit den bestehenden Ansichten die seinigen geltend zu machen sucht. Dadurch kann die Wahrheit und das Rechte auf die eine oder die andere Seite hin nur mehr ins Klare gesetzt werden. Aber er möchte wohl gänzlich im Irrthum sich befinden, wenn er die Meinung fest hält, für das System der Syntax im Ganzen, oder für die consequente Verbindung oder Durchführung der gleichartigen Sprachformen, die einem Abschnitte angehören, durch seine Methode etwas Besseres zu leisten, als man bereits in Deutschland auf diesem Felde schon längst erworben hat.

**Feldbausch.**

# Kurze Anzeigen.

*Grunert (J. A. Prof. der Mathematik an der Universität zu Greifswald, etc.), Lehrbuch der Mathematik und Physik für staats- und landwirthschaftliche Lehranstalten und Kameralisten überhaupt. 3 Theile. Leipzig, bei E. B. Schwickert 1842—1846.*

(Fortsetzung.)

Die zweite Abtheilung des zweiten Theiles enthält die niedere Geodäsie, worunter der Verfasser die Lehre von dem Aufnehmen, das Nivelliren und die Markscheidekunst versteht, und er will den Lernenden vermittelst elementarer Lehren der Mathematik so weit in der Geodäsie führen, dass er zuletzt auch lernt, wie bei Messungen von grösserer Ausdehnung die sphärische Gestalt der Erde vermittelst des Legendre'schen Theoremes zu berücksichtigen ist. Um möglichst wenig Vorkenntnisse vorauszusetzen, hat der Verfasser sogar die sphärische Trigonometrie, ein paar unentbehrliche Sätze derselben ausgenommen, ausgeschlossen und alles blos mit Hülfe der ebenen Trigonometrie zu entwickeln gesucht. — Auf die Beschreibung und Berichtigung der Instrumente versichert der Verf. besondere Sorgfalt verwandt zu haben, wobei auch die Theorie des Fernrohres und des einfachen Mikroskopes berücksichtigt sei, weil sich diese beiden optischen Instrumente gegenwärtig fast an jedem geodätischen Instrumente befinden und eine genaue Kenntniss derselben mithin für den Geodäten von grosser Wichtigkeit sei, weshalb er der Entwickelung verschiedener Lehren der Optik ein besonderes Kapitel gewidmet habe. — Dagegen habe er manche

Lehren, die sonst gewöhnlich in Büchern über Feldmesskunst vorkommen — wie z. B. die von der Verwandlung und Theilung der Figuren — deren vollständige Kenntniss allerdings für den Feldmesser von hoher Wichtigkeit sei — nicht mit aufgenommen, weil er der Meinung sei, dass sie in der theoretischen Geometrie ihre richtigere Stelle finde. Besonders bedauert es der Verfasser, dass er wegen Ausschliessung der höhern Mathematik die vorzüglich in der neuern Zeit so wichtig gewordene Anwendung der Wahrscheinlichkeitsrechnung, namentlich der Methode der kleinsten Quadrate, in der Geodäsie mit einer für die Praxis hinreichenden Ausführlichkeit nicht habe zeigen können. — Er verspricht aber diesen Mangel später durch eine besondere Schrift abzuhelfen, welche als Anhang zu dem vorliegenden Lehrbuche der Geodäsie erscheinen solle. — Als besondere Eigenthümlichkeiten seines Werkes macht der Verfasser auf die ganz elementare Theorie der Fehler der Dreiecke — die Theorie des Höhenmessens mit dem Barometer — die der terrestrischen Strahlenbrechung — und auf die Beweise der Reihen für Sin x und Cos x — aufmerksam. — Ferner versichert der Verfasser, überall auf die neusten Methoden Rücksicht genommen zu haben, und namentlich habe er der Coordinatenmethode besondere Aufmerksamkeit gewidmet, welche nicht genug empfohlen werden könne und in den meisten ältern Lehrbüchern der Geodäsie leider nur zu sehr vernachlässigt oder ganz oberflächlich behandelt werde. — Das über die Markscheidekunst Mitgetheilte will der Verfasser blos als einen ganz kurzen Abriss betrachtet wissen, welcher blos den Zweck habe: einen allgemeinen Begriff von der Sache zu geben. — Schliesslich wünscht der Verfasser noch, dass sein Lehrbuch der Geodäsie geeignet sein möge, ältere Werke über diesen in jeder Beziehung höchst wichtigen Gegenstand nicht nur zu ersetzen, sondern den Lernenden auch einen ziemlichen Schritt weiter zu führen und mit den Fortschritten der Geodäsie in neuerer Zeit bekannt zu machen! —

Ueber diese allgemeinen Andeutungen des Verfassers wollen wir, ehe wir den Inhalt des Werkes näher angeben ebenfalls im Allgemeinen, nur Folgendes bemerken: Die optischen Lehren hätten füglich in dem physikalischen Theile besser Platz gefunden — wenigstens hätte sie der Verfasser viel kürzer fassen und den Praktiker nicht zu sehr mit Formeln belästigen sollen. — Was der Verfasser hinsichtlich der Wahrscheinlichkeitsrechnung und namentlich der Methode der kleinsten Quadrate sagt, ist wohl nur ein leerer Vorwand. Denn diese Methode lässt sich sehr wohl für den Praktiker brauchbar darstellen, ohne viele Kenntnisse aus der höhern Mathematik zu erfordern. Was davon unentbehrlich ist, hätte der Verfasser entweder blos historisch anführen und gehörig an Beispielen erläutern können — oder den Satz aus der Lehre von den Maximis und Minimis einfach entwickeln sollen. Der Verfasser hat ja viele Dinge umständlich entwickelt, die eigentlich auch Differenzial- und Integralrechnung erfordern und ziemlich complicirt ausgefallen sind. — Uebrigens hat Gerling bereits ein klassisches Werk („die Ausgleichungsrechnungen der praktischen Geometrie oder die Methode der kleinsten Quadrate mit ihren Anwendungen

für geodätische Aufgaben"), welches den Bedürfnissen der Praktiker vollkommen entspricht, geliefert.

Was ferner die „ganz elementare Theorie der Fehler der Dreiecke" unseres Verfassers betrifft, und worauf er besonders aufmerksam macht, so können wir nicht umhin, schon hier etwas näher darauf einzugehen. Zunächst bemerkt der Verfasser, dass es für alle Aufgaben der Geodäsie von höchster Wichtigkeit sei, in allen Fällen den Einfluss mit möglichster Sicherheit beurtheilen und ermitteln zu können, welchen die unvermeidlichen Fehler in den gegebenen Stücken eines Dreieckes auf die aus denselben durch Zeichnung oder Rechnung abgeleiteten übrigen Stücke ausüben, weil sich daraus insbesondere Regeln abstrahiren lassen werden, nach denen man in den vorkommenden Fällen die unmittelbar zu messenden Stücke, wenn die Wahl freisteht, so wählen kann, dass die unvermeidlichen Beobachtungsfehler derselben auf die daraus abzuleitenden Stücke den geringsten Einfluss haben. Der Verf. bemerkt nicht blos, dass dieser Einfluss wesentlich von der Gestalt des Dreieckes abhängt, was ohne Weiteres in die Augen fällt, sondern er weist dieses sogar umständlich an einem Zahlenbeispiele nach! — Nicht minder umständlich zeigt der Verfasser, dass, wenn man $\sin x = x$ und $\cos x = 1$ setzt, der begangene Fehler resp. kleiner als $\frac{1}{2} x^3$ und $\frac{1}{2} x^2$ ist. — Hierauf schreitet der Verfasser zur Entwickelung der Hauptformeln der Theorie der Fehlerrechnung bei ebenen Dreiecken, indem er die fehlerhaften Seiten und Winkel wie gewöhnlich mit a, b, c und A, B, C, die wahren dagegen mit $a + \Delta a$, $b + \Delta b$, $c + \Delta c$ und $A + \Delta A$, $B + \Delta B$, $C + \Delta C$, also die Fehler mit $\Delta a$, $\Delta b$, $\Delta c$ und $\Delta A$, $\Delta B$, $\Delta C$ bezeichnet. Es werden zunächst die Formeln:

$$\frac{\Delta a}{a} - \frac{\Delta b}{b} = \operatorname{Cot} A . \Delta A - \operatorname{Cot} B . \Delta B,$$

$$\frac{\Delta b}{b} - \frac{\Delta c}{c} = \operatorname{Cot} B . \Delta B - \operatorname{Cot} C . \Delta C,$$

$$\frac{\Delta c}{c} - \frac{\Delta a}{a} = \operatorname{Cot} C . \Delta C - \operatorname{Cot} A . \Delta A.$$

abgeleitet, womit noch $A + B + C = 180^0$, $(A + \Delta A) + (B + \Delta B) + (C + \Delta C) = 180^0$, also $\Delta A + \Delta B + \Delta C = 0$ zu verbinden sind. Alsdann werden successiv die Fälle betrachtet, wo gegeben ist: A, B, a; B, C, a; a, b, A; b, c, A; u. a, b, c, und die Ausdrücke für $\Delta C$, $\frac{\Delta c}{c}$, $\frac{\Delta b}{b}$; $\Delta A$, $\frac{\Delta b}{b}$, $\frac{\Delta c}{c}$; $\Delta B$, $\Delta C$, $\frac{\Delta c}{c}$; und $\Delta A$, $\Delta B$, $\Delta C$; B, $\Delta C$, $\frac{\Delta a}{a}$ umständlich abgeleitet. Aus den abgeleiteten Formeln will der Verfasser nun einige für die Praxis wichtige Folgerungen (?) zu ziehen suchen, und betrachtet zu dem Zwecke zunächst den ersten Fall, d. h. die Ausdrücke für $\Delta C$, $\frac{\Delta b}{b}$, $\frac{\Delta c}{c}$ indem er bemerkt, dass, wenn die Winkel A, B mit demselben Instrumente und mit gleicher Sorgfalt gemessen sind, man wenigstens mit grosser Wahrscheinlichkeit und Annäherung zu der Annahme berechtigt sei, dass $\Delta B = + \Delta A$ ist! —

*(Schluss folgt.)*

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Aus den demgemäss transformirten Formeln ergibt sich alsdann, dass es für die Bestimmung des Winkels C am vortheilhaftesten ist, wenn $\Delta B = -\Delta A$ ist, weil alsdann $\Delta C = 0$ wird, wogegen $\Delta C = -2.\Delta A$, d. h. dem absoluten Werthe nach doppelt so gross als $\Delta A$ wird, wenn $\Delta B = \Delta A$ genommen wird. — Der Verfasser fügt aber selbst hinzu: „Dass übrigens diese Bemerkungen, die hier nur der Vollständigkeit (besser der Weitläufigkeit) wegen gemacht werden, für die Praxis gar keinen Werth haben, versteht sich von selbst, da man natürlich in keinem Falle ein Criterium in den Händen hat, nach welchem man entscheiden könnte, ob die bei der Messung der Winkel A und B begangenen Fehler gleiche oder ungleiche Vorzeichen haben. Nur die Regel kann man aus den obigen Bemerkungen ziehen: dass es jederzeit misslich sein wird, auf den in dem Dreiecke ABC aus den Winkeln A und B abgeleiteten Winkel C weitere Berechnungen zu gründen, weil derselbe mit einem unverhältnissmässig grossen Fehler $\Delta C = -2\Delta A$ behaftet sein kann.“ — Aber es könnte ja doch auch ebensogut $\Delta C = 0$ sein! — Weiter heisst es: „Die Bestimmung der Seiten b, c ist in der Praxis bei der Berechnung des Dreieckes ABC aus den Stücken A, B, a immer der Hauptzweck, und wir wollen uns nun die Frage vorlegen, wie das Dreieck ABC beschaffen sein muss, oder welchen Bedingungen dasselbe genügen muss, wenn:

$$\frac{\Delta b}{b} = \frac{\Delta a}{a} \quad \text{oder} \quad \frac{\Delta c}{c} = \frac{\Delta a}{a} \qquad (\alpha)$$

sein soll?“ — Aus der Bedingung $\frac{\Delta b}{b} = \frac{\Delta a}{a}$ leitet der Verfasser nun umständlich ab: $A = B = 90^0$, d. h. das Dreieck ABC soll so beschaffen sein, dass die beiden gemessenen Winkel A, B einander gleich sind, und zwar jeder $= 90^0$ ist (?!); alsdann werde nahezu $b = a$ und folglich auch nahezu $\Delta b = \Delta a$. — Ebenso leitet der Verfasser aus der Bedingung $\frac{\Delta c}{c} = \frac{\Delta a}{a}$ ab: $A = 90^0$, $B = 0$, so dass $C = 90^0$, also $C = A$, folglich $c = a$ und mithin nach dem Vorhergehenden $\Delta c = \Delta a$ ist (?! —). Aus der Zusammenfassung beider Resultate schliesst der Verfasser nun, dass die gleichzeitige Erfüllung der beiden Bedingungen:

$$\frac{\Delta a}{a} = \frac{\Delta b}{b} = \frac{\Delta c}{c} \qquad (\beta)$$

unmöglich ist, fügt aber sogleich hinzu: „Kommt es daher in einem „Falle

der Praxis“ auf die Bestimmung der beiden Seiten b, c aus den gemessenen oder auf irgend eine Art gegebenen Stücken A, B, a des Dreieckes A B C an, so wird man sich, um den vortheilhaftesten Bedingungen (?!) für die Bestimmung der beiden Seiten b, c möglichst nahe zu kommen, nur dadurch helfen können, dass man zwischen den obigen Weiten von A ($= 90^0$) und B ($= 90^0, = 0^0$) das arithmetische Mittel $A = 90^0$, $B = 45^0$ nimmt. — Das ist ja eine vortreffliche Logik und Mathematik! — Wie kommt der Verf. überhaupt nur zur Aufstellung oder Annahme der Bedingungen ($\alpha$) oder ($\beta$), nämlich dass in einem Dreiecke die Fehler der Seiten sich wie diese Seiten selbst verhalten sollen? — So etwas findet ja in einem „Dreiecke“ gar nicht statt! — Die Folgerungen, welche der Verf. aus seiner Annahme zieht — wozu es übrigens nicht so weitläufiger Formelentwickelungen, sondern nur der blossen Betrachtung her Figur bedarf — zeigen dieses selbst augenfällig. — Die erste Bedingung $\frac{\Delta b}{b} = \frac{\Delta a}{a}$ fordert offenbar, dass a zu b parallel oder auf c in B senkrecht ist, und die zweite Bedingung $\frac{\Delta c}{c} = \frac{\Delta a}{a}$ verlangt, dass a mit c zusammenfällt — und daraus schliesst der Verf., dass $B = \frac{90^0 + 0^0}{2} = 45^0$ seyn muss!? — Ist dies etwa die euklidische Strenge, von welcher der Verf. so gern und so oft redet? —

Ferner deducirt der Verf. aus seinen Formeln: dass die Winkel $A = o$, $B = o$ | $A = o$, $B = 180^0$ | $A = 180^0$, $B = o^0$ in der Praxis möglichst vermieden werden müssen, weil man sonst für die Seiten b, c sehr ungenaue Resultate kriegen könne! — — Durch dieselben Schlüsse gelangt der Verf. auch für die übrigen der oben angeführten Fälle zu ähnlichen Resultaten — so dass wir uns nicht länger dabei aufzuhalten brauchen. — Zum Schlusse bemerkt der Verf. noch: dass die drei Winkel A, B, C einzeln und mit gleicher Sorgfalt gemessen werden müssen — und untersucht dann die gewöhnliche Regel: dass, wenn $180^0 - (A + B + C) = F$ ist, wo A, B, C die gemessenen Winkel sind, $A + \frac{1}{3} F$, $B + \frac{1}{3} F$, $C + \frac{1}{3} F$ für die wahren genommen werden sollen — noch etwas genauer (?). Als Resultat der Untersuchung ergibt sich endlich: dass der absolute Werth des Fehlers eines jeden der drei gemessenen Winkel den absoluten Werth von $\frac{1}{3}$ F nicht übersteigen kann. — Die ganze Untersuchung umfasst mehr als 20 Seiten! — Heisst dies nicht: Sperlinge mit Kanonen schiessen? — Durch nichts kann die mathematische Wissenschaft mehr in Misscredit gebracht werden, als durch solche Behandlungsweisen. — Viele Mathematiker glauben der Wissenschaft und ihrer Verbreitung einen Dienst zu leisten, wenn sie nur recht viele und bunte Formeln aufstellen, gleichviel durch welche Betrachtungen oder auf welchen Grundlagen. — Die Mathematik — und besonders der analytische Theil derselben — ist voll von solchen nichtssagenden Beweisarten. — Auch unser Verf. versteht die edle Kunst „mit Formeln zu kramen“ sehr gut. Es ist ihm eine Kleinigkeit, auch bei den unbedeutendsten Dingen ganze Bogen mit Formeln anzufüllen, so dass der Anfänger fast den Wald vor Bäumen nicht sieht. — Auch ist es in der neusten Zeit in Deutschland recht üblich geworden: alles durch elementare Betrach-

tungen erledigen zu wollen, wodurch eine unerträgliche Weitschichtigkeit entsteht, die den Anfänger nur abschrecken, aber das Verständniss nicht erleichtern kann. — Entweder sollte man die Dogmen der Wissenschaft in ihrer wahren Gestalt entwickeln, oder sie blos historisch anführen und ihrem Sinne nach klar in Begriffen oder einfachen Zeichen ausdrücken. —

Die Ableitung der Reihen für Sin x, Cas x, welche der Verf. als ihm eigenthümlich hervorhebt, ist entsetzlich weitschichtig, so dass dem Anfänger nicht sonderlich wohl zu Muthe dabei werden muss. — In der That, die gründlichste Ableitung des Taylor'schen Satzes mit allem, was er aus den Elementen der Differenzialrechnung erfordert, würde weder mehr Raum, noch mehr Anstrengung und Aufmerksamkeit von Seiten des Lernenden in Anspruch nehmen. — Dasselbe gilt von seiner Darstellung des trigonometrischen und barometrischen Höhenmessens. —

Was endlich die Meinung des Verfassers betrifft: dass sein Werk die frühern Werke über Geodäsie oder practische Geometrie nicht blos dem Lernenden ersetzen, sondern denselben einen ziemlichen Schritt weiter führen werde, so können wir derselben, offen gestanden, auch bei dem besten Willen nicht beistimmen, da im Gegentheil mehrere dieser Werke in practischer Beziehung entschiedene Vorzüge haben. — Der Verfasser hat allerdings die Arbeiten von Gauss, Bessel etc. berücksichtigt; allein jeder Kenner sieht auf der Stelle, dass sich der Verfasser selbst nicht sonderlich mit practischen Arbeiten in dem in Rede stehenden Gebiete beschäftigt hat — alles was er gibt, ist gleichsam nur eine theoretische Beschreibung des Verfahrens — Entwickelung von Formeln, etc. Von selbständigen practischen Messungen und Beobachtungen des Verf., etc. findet man nirgends eine Spur. Im Gegentheil, der Verf. hat die wenigen Zahlenbeispiele, welche er zur Erläuterung mittheilt, aus den Werken Anderer entlehnt. — Ein Lehrbuch der practischen Geometrie, welches sowohl den practischen Bedürfnissen, wie den theoretischen Forderungen entspricht, hat der Verf. nicht geliefert — ein solches haben wir aber von Gerling — der sich mit diesem Gegenstande vielfach selbständig beschäftigt hat — zu erwarten. — Ein wirklich gutes Lehrbuch der practischen Geometrie, sagt Gerling, muss zwei Bedingungen erfüllen, nämlich 1) muss der Verf. das, was er im Einzelnen durch immer wiederholtes Studium in sich aufgenommen und zu seinen practischen Geschäften benutzt hat, dergestalt bei sich verarbeitet haben, dass der sämmtliche Stoff ihm wie ein organisches System gegenübersteht, dessen einzelne Theile also nicht mehr blos zusammengefügt, sondern als aus dem Ganzen gewachsen erscheinen — und 2) muss sich der Verf. in die Anschauungsweise seiner Leser so lebhaft zu versetzen wissen, dass dieselben bei seinem Vortrage die ganze Lehre gleichsam mit zu erfinden und lauter ganz einfache Dinge abgehandelt glauben könnten, an die sie nur zufällig nicht selbst schon gedacht hätten. —

Dass übrigens ein so geübter mathematischer Schriftsteller, wie unser Verf., auch über einen Zweig der Wissenschaft, welchen er gerade nicht speciell cultivirt hat, doch ein in mancher Beziehung brauchbares Buch

schreiben kann — bedarf keines mathematischen Beweises. — Wir wollen nun den Inhalt dieses Bandes nur noch kurz angeben: Kap. 1: Begriff der Geodäsie. Kap. 2: Von den Maassen. Kap. 3: Von den Instrumenten, welche dazu dienen, geraden Linien oder Ebenen eine verticale oder horizontale Lage zu geben. Kap. 4: Optische Vorkenntnisse. Kap. 5: Von der Bezeichnung der Punkte auf der Erdoberfläche bei geodätischen Messungen. Kap. 6: Von dem Ziehen oder Abstecken gerader Linien. Kap. 7: Von der unmittelbaren Messung gerader Linien. Kap. 8: Von dem Messen der Winkel und den Instrumenten dazu. Kap. 9: Von den Fehlern der Dreiecke. Kap. 10: Von der Aufnahme eines Dreieckes. Kap. 11: Von der Aufnahme eines Vieleckes. Kap. 12: Von dem Aufnehmen krummliniger Figuren. Kap. 13: Allgemeine Darstellung des bei grösseren Messungen anzuwendenden Verfahrens. Kap. 14: Von dem trigonometrischen Höhenmessen. Kap. 15: Von dem Nivelliren. Kap. 16: Von dem Höhenmessen mit dem Barometer. Kap. 17: Von der Berücksichtigung der Kugelgestalt der Erde bei geodätischen Messungen. Kap. 18: Erste Gründe der Markscheidekunst. Anhang.

---

Der dritte Theil des vorliegenden Werkes behandelt, wie schon bemerkt, die Physik, und zwar nach der Angabe des Verfassers, vorzugsweise diejenigen Lehren derselben, welche einer mathematischen Darstellung und Begründung fähig sind — und unter diesen besonders wieder nur diejenigen, welche practische Anwendung gestatten, weshalb der Verf. von den allgemeinen Grundlehren der Maschinenlehre mehr aufgenommen hat, als man in andern Lehrbüchern der Physik davon findet. — Auch versichert der Verf.: demjenigen, welcher sein Lehrbuch bei seinem physikalischen Studium zum Grunde legen wolle, eine streng begründete theoretische Einsicht in das gesammte Gebiet der grössern Naturerscheinungen zu verschaffen und zur Anstellung genauer Versuche Anleitung zu geben gesucht habe, in welcher Beziehung er namentlich die Kapitel von der Wärme, den Capillarerscheinungen, der Verdunstung und Hygrometrie, dem Höhenmessen mit dem Barometer und dem specifischen Gewichte anführt. Dabei sei er aber von dem Grundsatze ausgegangen: überall nur die Lehren der Elementarmathemathematik, so weit dieselben in den frühern Theilen dieses Werkes enthalten sind, in Anwendung zu bringen, was freilich zur Folge gehabt habe, dass manche Resultate nur näherungsweise richtig und Vieles nothwendig mangelhaft sein müsse, was nur durch die höhere Mathematik weiter entwickelt und gehörig begründet werden könne. — Indessen hofft und wünscht der Verf., dass sein vorliegendes Werk, worin er sich überall euklidischer Strenge (?) befleissigt habe, und dem, wie er versichern könne, mehrjährige Studien und mannichfache Versuche, um eine ihm selbst nur einigermassen genügende Darstellung zu gewinnen, vorangegangen seien, den Beweis zu liefern im Stande sein werde, dass man auch schon mit Hülfe der Elementarmathematik in Stande sei, in der Physik einen tüchtigen Schritt vorwärts zu thun! — Dass

die Lehre von dem Höhenmessen mit dem Barometer, welche schon in dem vorhergehenden Theile so weitläufig behandelt ist, auch in diesem Theile fast in derselben Gestalt wiederholt vorkommt, entschuldigt der Verf. dadurch, dass die physikalische Abtheilung seines Werkes auch ein für sich bestehendes Ganzes bilden und einen besondern Titel führen soll. — Apparate hat der Verf., wie er selbst ausdrücklich bemerkt, überall nur so viele beschrieben und durch einfache Linienzeichnungen, deren Anfertigung ihm viel Zeit gekostet habe (!?), veranschaulicht, als durchaus nothwendig gewesen sind. — Schliesslich empfiehlt der Verf. sein in einem ältern, aber wie er hoffe und wünsche, strengen Geiste (?!) abgefasstes physikalisches Lehrbuch ausser den auf dem Titel genannten Personen auch noch künftigen Lehrern der Physik an höhern Unterrichtsanstalten, weil er der Meinung ist, dass niemand einen gründlichen und wahrhaft erspriesslichen physikalischen Unterricht zu ertheilen im Stande ist und das Katheder betreten soll (! —), welcher sich nicht vorher mit einer solchen streng mathematisch begründeten Darstellung (?) dieser herrlichen Wissenschaft — wie sie in seinem Werke zu geben versucht sei — vollständig bekannt gemacht hat! —

Wenn man das, was der Verf. selbst in der Vorrede über sein Buch sagt — und wovon wir nur Einiges angeführt haben — näher vergleicht; so muss man gestehen, dass daraus kein besonders günstiges Vorurtheil für den Werth desselben resultirt; denn es sind fast nur widersprechende Aussagen und eigene Anpreisungen. — Die mathematische Begründung heisst bald eine streng wissenschaftliche und bald eine mangelhafte — blos näherungsweise — dann wieder eine streng euklidische — etc. Mit der euklidischen Strenge hat es nicht sonderlich viel zu sagen — man muss zwischen dieser und dem blossen Aufstellen von Formeln wohl unterscheiden — es kommt alles darauf an: mit welchem Rechte, durch welche Schlüsse und Betrachtungen diese Formeln gewonnen worden — und endlich auch, welchen Werth sie überhaupt haben, was für Resultate sich daraus ergeben! — Die blosse Einkleidung einer Lehre in ein mathematisches oder analytisches Gewand verbürgt die Gründlichkeit der Behandlung noch lange nicht — im Gegentheil versteckt sich oft die roheste Gedankenlosigkeit, die grösste Oberflächlichkeit dahinter — man hat wohl darauf zu achten, dass man sich bei analytischen Beweisen physikalischer Sätze nicht täuscht — sehr oft wird mehr, oder mindestens ebensoviel bei der Ableitung der Formeln vorausgesetzt, als man beweisen will! — Wir wollen hier nur an einen Fall, an die vielen analytischen Beweise des Parallelogrammes der Kräfte oder der Geschwindigkeiten erinnern — sie setzen alle die gegenseitige Unabhängigkeit mehrerer auf denselben materiellen Punkt wirkender Kräfte oder mehrerer demselben ertheilten Geschwindigkeiten (Bewegungen) stillschweigend voraus — d. h. es wird immer wenigstens dies vorausgesetzt: dass jede Kraft in ihrer Wirkung nicht durch die andere gestört wird. — Damit ist aber der zu beweisende Satz seinem ganzen objectiven Inhalte nach schon vorausgesetzt — denn wenn die beiden Kräfte unabhängig von einander sind, so muss jede ihre volle Wirkung thun, und dann ergibt

sich der fragliche Satz unmittelbar, weil man die beiden Kräfte — ohne Aenderung des Resultates — statt gleichzeitig — successive auf den materiellen Punkt wirken lassen kann. — Oder man kann statt der Kräfte die Geschwindigkeiten (Bewegungen), welche ebenfalls unabhängig von einander sind, nehmen. — Man hat zwar gegen die Einmischung des Begriffes der Bewegung den Einwurf gemacht: dass der Satz des Parallelogrammes der Kräfte ein statischer sei, wobei der Begriff der Bewegung unzulässig sei — und der Beweis müsse mit den Kräften selbst geführt werden — allein — ohne an Bewegung zu denken — kann man nicht einmal wissen, dass es eine Resultirende geben kann — denn eben daraus: dass sich der materielle Punkt auch unter der gleichzeitigen Wirkung beider Kräfte doch nur nach einer Richtung mit einer bestimmten Geschwindigkeit bewegen kann und muss, kann man erst auf die Möglichkeit (Existenz) einer der Grösse und Richtung nach vorhandenen Resultirenden mit Nothwendigkeit schliessen. — Ausserdem ist der fragliche Satz ein blosser Erfahrungssatz — ihn a priori beweisen zu wollen, ist eine eben solche Thorheit, als wenn man das newtonsche Gravitationsgesetz a priori beweisen wollte. — Unser Verf. hat von dem in Rede stehenden Satze einen mehr als 10 Seiten füllenden Beweis gegeben! — Ueberhaupt hat der Verf. fast die ganze Elementarstatik und Elementarmechanik mit in sein Lehrbuch der Physik (?) hineingezogen, um mehr Gelegenheit zu Formelentwickelungen zu bekommen — die ganze Darstellung ist wie gewöhnlich entsetzlich weitläufig — oft ebensowenig theoretisch streng, als practisch brauchbar. — Was der Verf. z. B, über Reibung, Maschinen etc. sagt, hat gar keinen practischen Werth — die Theorie der Waage füllt nicht weniger als 20 Seiten an! — die des einfachen Pendels mehr als 10 Seiten — bei welcher Gelegenheit der Verf. sogar die trivialsten geometrischen Sätze — z. B. dass die Differenz zweier Seiten eines ebenen Dreieckes immer kleiner ist, als die dritte Seite — u. dgl. nochmals ausführlich entwickelt! — Das physische Pendel umfasst mehr als 40 Seiten! — Wahrlich, der Verf. versteht die Kunst: einen Gegenstand recht „ausführlich" zu behandeln — vortrefflich — wie mag den „Kameralisten" in diesem Chaos von Formeln zu Muthe werden! —

Dass der Verfasser zur „Anstellung genauer Versuche" viel Anleitung gegeben habe — wie er sagt — finden wir gar nicht — im Gegentheil, das eigentlich Physikalische tritt gegen das Mathematische, die Formelnentwickelungen, sehr in den Hintergrund. — Dass der Verf. selbst mehr Mathematiker, als Physiker ist, geht aus der ganzen Behandlung des Gegenstandes klar hervor. — Eben so klar ist es, dass er für Kameralisten des Mathematischen viel zu viel gegeben hat. — Auch kann von einer wahrhaft strengen Begründung oft keine Rede sein — weil dazu ganz andere Hülfsmittel erfordert werden — abgesehen von den Mängeln, welche in der Schlussweise (dem Raisonnement) des Verfassers selbst liegen. — Inwiefern endlich der Verf. mit seiner Elementarmathematik einen tüchtigen Schritt vorwärts in der Physik gethan — d. h. neue Resultate gewonnen hat, wüssten wir gerade nicht zu sagen. — In physikalischer

Beziehung ist sein Buch wohl nur eine gewöhnliche Compilation. — Die weiter oben angeführte Forderung, welche Gerling an ein gutes Lehrbuch macht, hat der Verf. auch hier nicht genügt. — Eine mehr ins Einzelne gehende Kritik gestattet uns der Raum nicht, und es mag daher blos noch eine kurze Inhaltsangabe genügen: Kapitel 1: Von den Körpern überhaupt. Kap. 2: Von den mechanischen Wissenschaften im Allgemeinen — Grundbegriffe der Statik. Kap. 3: Vom Gleichgewichte zwischen Kräften, die an einem festen Systeme von Punkten wirken. Kap. 4: Vom Schwerpunkte. Kap. 5: Von der Reibung. Kap. 6: Von den einfachen Maschinen. Kap. 7: Von der Waage. Kap. 8: Von der Stabilität. Kap. 9: Von der gleichförmigen geradlinigen Bewegung. Kap. 10 Von der gleichförmig beschleunigten Bewegung überhaupt und den Fallgesetzen schwerer Körper insbesondere. Kap. 11: Von der Ballistik. Kap. 12: Von dem Fale schwerer Punkte auf geraden und krummen Linien. Kap. 13: Vom einfachen Pendel. Kap. 14: Von der Quantität der Bewegung, d'Alemlerts Princip und der Atwood'schen Fallmaschine. Kap. 15: Schwingung fester Körper um eine feste horizontale Axe, von den Trägheitsmomenten und dem physischen Pendel. Kap. 16: Pendulversuche und Resultate daraus. Kap. 17: Gleichförmige Bewegung im Kreise und Schwungkraft dabei. Kap. 18: Centralbewegung und Centralkräfte im Allgemeinen. Kap. 19: Vom Stosse. Kap. 20: Von der Wärme. Kap. 21: Erste Gründe der Hydrostatik. Kap. 22: Capillarerscheinungen. Kap. 23: Erste Gründe der Hydraulik. Kap. 24: Von den ausdehnsamen Flüssigkeiten. Kap. 25: Von der Verdunstung. Kap. 26: Von der Hygrometrie. Kap. 27: Vom Höhenmessen mit dem Barometer. Kap. 28: Vom specifischen Gewichte. — Die zweite Abtheilung enthält die Lehre von der Electricität, dem Magnetismus und die Meteorologie. —

**Dr. Schnuse.**

---

*Leroy (C. F A. Professor an der polytechnischen Schule zu Paris, etc.) Die Stereotomie (Lehre vom Körperschnitte) enthaltend die Anwendungen der darstellenden Geometrie auf die Schattenlehre, Linearperspective, Gnomonik, den Steinschnitt und die Holzverbindungen, mit einem Atlas von 74 Tafeln in gross Folio. Deutsch bearbeitet von E. F. Kauffmann. Stuttgart, 1847. A. Becher's Verlag.*

Das vorliegende Werk enthält verschiedene Anwendungen der darstellenden Geometrie; nämlich die Schattenlehre, als Vervollständigung der Darstellungmethode durch Projectionen, die Gnomonik, die Linearperspective und endlich die eigentliche Stereotomie, welche lehrt: feste Körper, Holz, Stein, etc. so zuzuschneiden oder zu behauen, dass die dadurch erhaltenen einzelnen Stücke, in einer gewissen Ordnung, ein Ganzes bilden, welches eine zum Voraus bestimmte Form, so wie für den beabsichtigten Zweck die nöthige Festigkeit und Dauerhaftigkeit hat. Ehe aber der Arbeiter die einzelnen Stücke aus Stein oder Holz darstellt, muss der Architekt oder Ingenieur prüfen, welche Vor- oder Nachtheile diese oder jene Form eines

Gewölbes darbietet, wie ein solches mit einem schon bestehenden, oder gleichzeitig zu erbauenden am vortheilhaftesten in Verbindung gebracht wird, nach welcher Methode in diesem oder jenem Falle die Theilung des Ganzen in Gewölbsteine vorgenommen werden muss, um die Stabilität des Gebäudes zu sichern, wie die Verbindungen der verschiedenen Theile eines Zimmerwerkes einzurichten sind, damit der Verband die gehörige Festigkeit hat und nirgends ein Druck ohne die gehörige Unterstützung bleibt, etc. Auch muss der Ingenieur oder Architekt wenigstens die Verfahrungsarten kennen, mittelst welcher der Steinhauer oder Zimmermann seine Arbeiten ausführt, damit er dieselben gehörig beurtheilen und den Verfertiger derselben nöthigenfalls zurechtweisen kann — und endlich ist es oft erforderlich, dass er den Riss zu einem projectirten Werke; so wie die zum Steinschnitte nöthigen Brettungen und Lehren selbst zeichnen muss, besonders bei verwickelten Gewölbeverbindungen. Hieraus geht zur Genüge hervor, von welcher Wichtigkeit die Stereotomie für den Architekten und Ingenieur ist. — Das gegenwärtige Werk behandelt alle wichtigen und brauchbaren Aufgaben, welche die Lehre vom Steinschnitt und der Gewölbeconstruction nur darbieten kann, auf eine den Namen des rühmlichst bekannten Verfassers würdige Weise mit eben so grosser Klarheit, Ausführlichkeit und Eleganz. — Die deutsche Bearbeitung ist mit Sachkenntniss gefertigt — hat keinen der Vorzüge des Originals verloren gehen lassen und macht überhaupt den Eindruck eines deutschen Originales. —

Der Inhalt dieses klassischen Werkes — mit Ausnahme des vierten Abschnittes, welcher die Lehre vom Steinschnitt enthält, und bereits früher in diesen Blättern angezeigt ist, ist folgender:

Erster Abschnitt: Schattenlehre. Kapitel 1: Algemeine Bemerkungen. Kapitel 2: Verschiedene Beispiele: Schatten einer Kugel, einer Barrière, besondere Lichtstrahlen, Schatten der Kamine auf einem Dache, Schatten einer Nische — einer Brücke — eines Fussgestelles — eines Säulenkapitäls — eines Säulenfusses — einer Schraube mit dreikantigem Gewinde — einer Schraube mit vierkantigem Gewinde. — Kapitel 3: Ueber die Lichtpunkte und die Abstufung der Licht- und Farbenstärke. — Zweiter Abschnitt: Linearperspective. — Kapitel 1: Allgemeine Bemerkungen. Kapitel 2: Methode der Fluchtpunkte – Perspective verschiedener Pfeiler eines Obelisken. Kapitel 3: Verschiedene Aufgaben über die geraden Linien: Von den horizontalen, mit der Tafel nicht parallelen Geraden — Gerade, welche mit der Tafel parallel sind — gerade Linien von beliebiger Richtung — von den perspectivischen Masstäben — von der figürlichen oder reducirten Distanz — umgekehrte Probleme der Perspective — Perspective eines geneigten Würfels. — Kapitel 4: Krumme Linien: Perspective eines horizontalen Kreises — eines Kreuzgewölbes — Kreuzgewölbe mit mehreren Abtheilungen — ein anderes Kreuzgewölbe mit Abtheilungen — Perspective einer Freitreppe. — Kapitel 5: Allgemeine Methode der Perspective: Perspective eines Fussgestelles — eines Würfels. — Kapitel 6: Perspective der Schatten: Perspective eines Fussgestelles mit seinem Schatten — eines Kapitäls und seiner Schatten — eines Kreuzgewölbes und seiner Schatten. — Kapitel 7: Perspective der durch Reflexion ent-

standenen Bilder: Perspective einer Treppe und ihres Bildes in einem Wasserspiegel — eines Saales und seines von einer Spiegelfläche reflectirten Bildes. — Kapitel 8: Seltsame Perspectiven und Anemorphosen. — Dritter Abschnitt: Gnomonik. — Kapitel 1: Allgemeine Begriffe Kapitel 2: Construction einer horizontalen Sonnenuhr. Kapitel 3: Verticale, nicht declinirende Sonnenuhr (Mittagsuhr). Kapitel 4: Declinirende Verticalsonnenuhr. — Fünfter Abschnitt: Holzverbindungen. Kapitel 1: Allgemeine Bemerkungen. Kapitel 2: Von den Dächern im Allgemeinen. Kapitel 3: Von den Dachstühlen — gebrochen oder Mansardendächer. Kapitel 4: Ein Dach mit geradem Walme. Kapitel 5: Schräger Walm. Kapitel 6: Dachkehlen. Kapitel 7: Dachpfetten und Tragklötze. Kapitel 7; Hölzerne Treppe mit gewundenen Sargen. — Anhang.

Die äussere Ausstattung ist sehr nobel und der Preis 7 Thaler = 11 fl. 12 kr. für 50 Bogen Text und 74 sehr saubere Steindrucktafeln in Folio billig. — Wir können das vortreffliche Werk dem betreffenden Publicum — Architekten, Ingenieuren, etc. mit Recht empfehlen. —

**Dr. Schnuse.**

---

*Kauffmann: Lehrbuch der ebenen Geometrie. zum Gebrauche beim Unterrichte in Realschulen und Gymnasien, so wie zum Selbstunterrichte. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 8 Figurentafeln. Stuttgart, 1846. A. Becher's Verlag.*

Der Verfasser bemerkt in dem Vorworte zur zweiten Auflage, dass die Anordnung des Stoffes im Ganzen dieselbe geblieben sei, wie in der ersten Ausgabe, die einzelnen Abschnitte aber haben bedeutende Erweiterungen erhalten — und ausserdem sei noch ein Anhang von 72 Aufgaben nebst Auflösungen hinzugekommen. — Die Geometrie definirt der Verf. als diejenige Wissenschaft, welche uns mit den Eigenschaften und den Verhältnissen der Raumgrössen bekannt macht — unter Raumgrösse versteht er jedes Ding, welches räumliche Ausdehnung hat, und unterscheidet die Raumgrössen in Körper, Flächen und Linien. Ein (geometrischer) Körper ist ein bestimmter, allseitig begrenzter Theil des Raumes, worin man drei Hauptrichtungen der Ausdehnung (Länge, Breite und Höhe, Dicke oder Tiefe) unterscheiden kann. Die Grenzen eines Körpers werden Flächen — die Grenzen der Flächen werden Linien und endlich die der Linien Punkte genannt, welche mithin resp. nur zwei, eine und gar keine Ausdehnung haben. Was eine gerade Linie sei, sagt der Verf., lasse sich nicht näher erklären — die Vorstellung derselben liege unmittelbar in unserm Bewusstsein — dass die gerade Linie zwischen zwei Punkten die kürzeste ist, stellt der Verf. als Grundsatz auf. — Unter Winkel versteht er den Richtungsunterschied zweier von demselben Punkte ausgehenden geraden Linien — und unter Ebene

eine Fläche, auf welcher man zwischen je zwei Punkten derselben eine gerade, ganz in diese Fläche fallende Linie ziehen kann. — Dass der Raum drei Dimensionen hat, versteht sich aber nicht von selbst, sondern muss nachgewiesen werden, was für Anfänger am deutlichsten dadurch geschehen kann: dass man den Punkt erst eine Linie, dann diese Linie eine Fläche und endlich diese Fläche einen Raum beschreiben lässt. —

Man kann allerdings sagen: die gerade Linie sei diejenige, welche in allen ihren Punkten einerlei Richtung hat — allein alsdann muss man weiter definiren, was unter Richtung zu verstehen sei? — Der Begriff der Richtung hat aber einen sinnlichen Ursprung und liegt nicht a priori in unserm Bewusstsein, so wie überhaupt die Geometrie nicht im absoluten Sinne des Wortes eine Wissenschaft a priori, sondern vielmehr in einem gewissen Grade eine Wissenschaft a posteriori — eine Erfahrungswissenschaft ist — freilich nicht in dem Maasse wie Physik, Chemie, welche fortwährend und bei jedem Schritte auf die Erfahrung (Beobachtung) zurückgehen müssen. — Mindestens sind die Grundvorstellungen (Grundbegriffe) der Geometrie — und der Mathematik überhaupt — Abstractionen von sinnlichen Wahrnehmungen und liegen nicht schon fertig in unserem Geiste ursprünglich vor. — Diese Behauptung wird schon durch das eine Factum gerechtfertigt: dass die sinnliche Anschauung geometrischer Gegenstände, selbst für den Geübten, ein wesentliches Erleichterungsmittel bei der Erforschung ihrer Eigenschaften ist — ohne wirklich gezeichnete Figuren und deren Anschauung möchte es schwer fallen, einem Anfänger Geometrie zu lehren — obgleich er schon manche, wenigstens genäherte Grundvorstellungen, aus dem Leben mitbringt. — Noch deutlicher zeigt sich dies bei dem Unterrichte in der Stereometrie. — Die sinnliche Darstellung (nicht blos durch Zeichnung) und Anschauung ist hier für den Anfänger ein fast unentbehrliches Hülfsmittel zur richtigen und klaren Auffassung der abstracten, rein geometrischen Verhältnisse. — Warum können wir Blindgebornen nicht anders Geometrie lehren, als dadurch: dass wir sie erhaben gearbeitete materielle geometrische Figuren betasten lassen? Wenn die Vorstellung der geraden Linie, etc. ursprünglich in ihrem Geiste läge, wie bedürfte es solcher Hülfsmittel? — Wenn man aber behauptet: diese ursprünglich im Geiste liegen sollenden Vorstellungen würden durch die sinnliche Anschauung nur angeregt, so ist das wohl nur eine Redensart. —

Allerdings muss man dem Geiste die Fähigkeit zugestehen: von den unvollkommnen sinnlichen Anschauungen — denn es gibt in der Wirklichkeit nirgends eine gerade Linie, einen Kreis, eine Kugel — sich durch Abstraction spontan zu den entsprechenden geometrisch exacten Vorstellungen (innern Anschauungen) zu erheben; er hat sogar die Fähigkeit: später selbständig geometrische Vorstellungen, die er auch nicht gerade unmittelbar sinnlich angeschaut hat, zu produciren. — Allein wir wollten nur zeigen: dass die einfachen oder Grundvorstellungen der Geometrie nicht ursprünglich fertig in unserem Geiste liegen, sondern zugleich einen sinnlichen Ursprung haben. — Dadurch wird jedoch die absolute Wahrheit der geometrischen Sätze in keiner Weise beeinträchtigt — denn es sind ja nicht reine

ungeänderte Erfahrungsbegriffe, womit sich die Geometrie beschäftigt, sondern die durch Abstraction daraus gewonnenen, vollkommen bestimmten und exacten Begriffe oder Vorstellungen. — Der Geometer reisst sich gleichsam wieder von der Erfahrung los — erhebt sich durch Abstraction über sie — während der Naturforscher stets bei der Erfahrung stehen bleiben muss, um die Natur selbst, wie sie wirklich ist, kennen zu lernen. — Es ist bekannt, dass schon die Alten über den Ursprung der mathematischen Erkenntniss verschiedener Meinung waren — Plato hält die Gegenstände der Mathematik für rein ideelle, während Aristoteles sie für blosse Abstractionen aus der sinnlichen Wahrnehmung hält. — Ebenso bekannt ist, was Kant hierüber gedacht und gelehrt hat — und einer der geistreichsten und klarsten Philosophen der Gegenwart — welcher das Princip der Bewegung als das Urprincip, so wohl der Welt des Geistes als der des Sinnes nachzuweisen unternommen hat, spricht sich für die erste Ansicht aus, dass die mathematischen Erkenntnisse apriorische seien, obgleich aus mehreren seiner Aussprüche gerade das Gegentheil zu folgen scheint. — Die Bewegung ist für ihn vor der Erfahrung und bedingt die Erfahrung — da sie das Medium sein soll, durch welches wir allein die äussern Gegenstände ergreifen und verstehen. — Indem der Geist seine Sinne öffnet, sagt er, drängt sich ihm eine fremde Welt auf — da weiss er sich gebunden an das, was vorliegt, und von der Macht der Gegenstände gefangen — und was sich ihm entgegenwirft, verwandelt er erst spät in sein volles Eigenthum. — Im Aufnehmen und Empfangen selbst liegt eine Thätigkeit — und diese, wenn auch von aussen angeregt — doch nie von aussen gegeben, ist selbst a priorisch — eine ursprüngliche Thätigkeit des Geistes — das a priori muss selbst in dem a posteriori nachgewiesen werden. — Allerdings, diese ursprüngliche Thätigkeit des Geistes muss nothwendig zugegeben werden, allein diese Thätigkeit geht nicht so weit, dass, wenn den Sinnen, dem Auge oder dem Gefühle, eine gerade Linie dargeboten wird, der Geist die Vorstellung eines Kreises daraus machen könnte. — Die innere Vorstellung ist also an den äussern Gegenstand gebunden — woraus folgt, dass die innere Vorstellung erst durch die äussere Erscheinung hervorgerufen wird, und nicht ursprünglich im Geist schon liegt. — „Die gerade Linie, sagt er weiter, gilt geometrisch für die einfachste Vorstellung — in sich klar entflieht sie jeder Erklärung — die ganze Geometrie mit allen ihren Constructionen legt ihr das Zeugniss der ursprünglichen Einfachheit ab. Entspricht nun dieser in sich einfachen Vorstellung ein eben so einfacher Vorgang der auffassenden Sinne? Die gerade Linie kann entweder durch das Gesicht, oder durch den Tastsinn beschrieben werden. In beiden Fällen sind für ein Erzeugniss, das wir als dasselbe erkennen, ganz verschiedene Apparate thätig. Dass aus den verschiedensten subjectiven Thätigkeiten eine und dieselbe Vorstellung des Geraden hervorgeht, erklärt sich nur aus der Selbständigkeit des Geistes, die sich über die subjectiven Bedingungen erhebt und frei in die Natur des Objectes eindringt." Nach einer nähern Untersuchung, wie die gerade Linie durch das Gesicht und den Tastsinn zum Bewusstsein kommt, heisst es weiter: „Die Empirie, auf die kunstreiche Anordnung

der Organe gewiesen — und die ideale Anschauung, die Natur der Sache durchblickend, stehen dabei in einem merkwürdigen Widerspruch. — Es lässt sich nicht absehen, wie der Geist aus dem verwickelten Vorgang des Organs auch nur das Motiv sollte empfangen können, die einfache Vorstellung der geraden Linie zu bilden. Das Motiv liegt in der Natur der Sache und nicht in dem hervorbringenden Apparat, indem die Vorstellung, das Wesen der Sache durchschauend, den Apparat, und nicht der Apparat die Vorstellung richtet." — Wie es zugeht, dass wir sowohl durch den Gesichts- als durch den Tastsinn zu der Vorstellung der geraden Linie gelangen können, wissen wir zwar nicht; aber es durch die Selbständigkeit des Geistes — der nach dem kurz vorher Gesagten, auch durch die fremde Welt gebunden und gefangen sein soll — erklären zu wollen, ist rein willkürlich und zugleich hier ein Widerspruch. — Dass der Apparat (das Auge) die Vorstellung bestimmt, und nicht umgekehrt, erhellet auf der Stelle, wenn man sich des Factums erinnert, dass es Personen gibt, welche das für grün halten, was dem gewöhnlichen gesunden Auge als roth erscheint. — Oder kann man diese Verschiedenheit der Vorstellung als schon im Geiste liegend und nicht von der materiellen Verschiedenheit des Auges herrührend betrachten? —

Der Begriff der Richtung ist also kein apriorischer, sondern ein empirischer — es werden dabei zwei Punkte — ein Anfangs- und ein Richtpunkt vorausgesetzt, und man macht dem Anfänger die Vorstellung der geraden Linie am deutlichsten, wenn man zeigt, wie die Zwischenpunkte bestimmt werden (welches Verfahren bekanntlich auch in der practischen Geometrie zur Absteckung einer geraden Linie angewandt wird).

Da der Verf. als Grundsatz aufstellt: dass die gerade Linie zwischen zwei Punkten der kürzeste Weg ist, so versteht es sich von selbst, und bedarf keines umständlichen Beweises, dass in jedem ebenen Dreiecke zwei Seiten immer grösser sind als die dritte, etc. — Die Existenz der Ebene, d. h. die Möglichkeit ihrer Construction hätte der Verf. näher nachweisen sollen, was am einfachsten dadurch geschieht, dass man durch je zwei von drei nicht in derselben geraden Linie liegende Punkte unbegrenzte gerade Linien legt und sich darauf eine vierte gerade Linie fortbewegen lässt. —

Unter Parallen versteht der Verf. zwei in derselben Ebene liegende gerade Linien, welche, ohne sich zu decken, gleiche Richtung haben — und in einer Anmerkung wird nachträglich erwähnt, dass sich zwei solche Linien nicht schneiden können, wie weit man sie auch zu beiden Seiten verlängern mag. — Bei dieser allerdings natürlichern Definition des Parallelismus als die euklidische verstehen sich die beiden Hauptlehrsätze der Parallelentheorie gleichsam von selbst; aber es müsste dabei auch streng nachgewiesen werden, dass die Merkmale „sich nicht schneiden" und „gleichgerichtet sein" oder „gleiche Richtung haben" immer nothwendig mit einander verbunden sind — weil bald das erste vorausgesetzt und das zweite nachgewiesen — und bald das zweite vorausgesetzt und das erste bewiesen werden muss — wodurch aber sogleich die alte bekannte Schwierigkeit wieder zum Vorschein kommt. — Namentlich müsste streng bewiesen werden: dass jede zwei gerade Linien in derselben

Ebene, welche sich nicht schneiden, nothwendig gleiche Richtung haben — oder: dass jede zwei ungleich gerichtete gerade Linien in derselben Ebene einander schneiden müssen, wenn sie genugsam verlängert werden, was aber der Verf. nicht bewiesen hat. — Uebrigens ist die ganze Behandlungsweise der ebenen Elementargeometrie in dem vorliegenden Lehrbuche gründlich, klar und nicht zu weitschweifig, so dass es sich zum Lehrbuche für Realschulen und Gymnasien besonders eignet, und mit Recht empfohlen werden kann. —

**Dr. Schnuse.**

---

*Reuschle (Dr. K. G., Professor am Gymnasium zu Stuttgart) Lehrbuch der Arithmetik mit Einschluss der Algebra. Zwei Theile. Stuttgart. Verlag von Becher und Müller. 1844—1846.*

Der Verf. bemerkt in dem Vorworte zu dem ersten Theile, dass der Grund zur Herausgabe des vorliegenden Lehrbuches der Arithmetik und Algebra sowohl darin liege: ein Lehrbuch beim Unterrichte zu haben, als auch darin: der Ohmschen Lehrweise der Elementarmathematik, welche nach seiner Ueberzeugung auf die allein richtigen Grundsätze gebaut sei — neuen Vorschub zu leisten. — Als diese Grundsätze werden angeführt: 1) die Zahl ist keine Grösse; 2) alles Rechnen ist nur ein Umformen von Zahlenverbindungen; 3) alle Zahlenverbindungen kommen zuletzt auf sieben Verbindungsarten zwischen zwei Zahlen zurück. — Dann bemerkt der Verf.: dass, wenn er Ohm hierin auch so sehr als Meister anerkenne, wie Euklid in der Elementargeometrie, daraus doch keineswegs folge, dass er hinsichtlich der Anordnung und Auswahl des Stoffes, und selbst der Begriffsbestimmungen — sich ganz an Ohms Werke gebunden gefühlt habe. — Das Verhältniss der Ohm'schen Methode zu andern, namentlich zu der E. G. Fischer'schen, so wie sein eigenes Verhältniss zu Ohm behält sich der Verf. in einer besondern Abhandlung zu besprechen vor, worin er auch auf das Wesen und die Gliederung der Mathematik überhaupt einzugehen gedenkt. —

Wir müssen offen gestehen, dass das in dem Vorworte Gesagte kein besonders günstiges Vorurtheil über den Werth des vorliegenden Lehrbuches in uns erweckt hatte, da wir einige Wochen früher bei Gelegenheit einer Kritik (Göttingische Gelehrtenanzeigen) des neusten Ohm'schen Werkes: „Geist der mathematischen Analysis, etc.", welches nach Ohm's eigener Angabe ein Resumé und Commentar seiner frühern frühern Schriften sein soll — auf die absurdesten Behauptungen Ohm's gestossen waren. — So z. B. behauptet Ohm: die Buchstaben in den algebraischen Formeln bedeuten weder Zahlen, noch Grössen — sie seien ganz inhaltsleer — blosse Träger der Operationen — diese Operationen bestehen in dem blossen Hinschreiben der Ausdrücke: $a + b$, $a - b$, $a. b$, $\frac{a}{b}$, etc. und dergleichen herrliche Dinge mehr. — Der Zweck Ohm's hierbei ist kein anderer, als der: die Zulässigkeit der imaginären Zahlen und der divergenten unendlichen Reihen in der Analysis zu rechtfertigen. — In Beziehung

auf die imaginären Zahlen hätte er aber gerade den entgegengesetzten Weg einschlagen müssen; denn Gauss hat bereits seit vielen Jahren nachgewiesen: dass man dann $\sqrt{-1}$ eben so gut eine reelle Bedeutung unterlegen kann, als $+1$ und $-1$. Ohm dagegen will den reellen Grössen (Zahlen) in den algebraischen oder analytischen Formeln allen Inhalt absprechen, um sie mit den imaginären, denen er einen solchen Inhalt nicht zu geben weiss — in eine Kategorie zu bringen. — Wenn Ohm die Zahl nicht als Grösse gelten lassen will, so mag er sie als abstracten Repräsentanten derselben — als Ausdruck des Verhältnisses einer Grösse zu einer gleichartigen Einheit betrachten. — Das Umformen ist allerdings ein wesentliches Geschäft beim Rechnen; allein noch nicht der Endzweck. — Wenn man z. B. $(5-2)(4+3)$ in $5.4 - 4.2 + 5.3 - 3.2$ umformt, so ist die Rechnung damit noch nicht vollendet, sondern die einzelnen Multiplicationen, Additionen, Subtractionen müssen noch wirklich ausgeführt werden. —

Eine nähere Betrachtung des vorliegenden Werkes hat aber gelehrt, dass von solchen Ohm'schen Behauptungen, wie die vorhin angeführten, sich keine Spur darin befindet — dass das Werk im Gegentheil sehr methodisch, klar und gründlich gearbeitet ist. — Der erste Theil enthält die sogenannte Zahlenarithmetik. Das erste Hauptstück handelt von den Zahlen und den Rechnungsarten mit denselben im Allgemeinen. Als Gegenstand der Arithmetik bezeichnet der Verf. die Gesetze des Zählens und Rechnens oder die Gesetze des Verbindens der Zahlen. — Die erste Abtheilung gibt eine Uebersicht der Rechnungsarten mit ihren Grundgesetzen. Unter Zahl versteht der Verf, eine bestimmte Vielheit (Menge) von Einheiten. Solche Grundgesetze sind: $3+2=2+3$, $(2+3)+4=(2+4)+3=(3+4)+2$, $2.\ 3=3.\ 2$, $(2.\ 3)\ 4=(2.\ 4)\ 3=2.\ (3.\ 4)$, $(2^{3})^{4}=(2^{4})^{3}$, $(5+2)-2=(5-2)+2$, $(5+2)-5=5-(5-2)$, $(6:2).\ 2=6$, $(6.\ 2):2=6$, $(6.\ 2):6=2$, $\sqrt[3]{(8^{2})}=(\sqrt[3]{8})^{2}$, $\overset{2}{\text{Log}}\,(2^{3})=2^{\overset{2}{\text{Log}}\,8}=8$, welche der Verf. sämmtlich eben so leichtfasslich, klar als streng, und zwar ursprünglich ableitet, was in pädagogischer Hinsicht sehr wesentlich ist. — Zum Schlusse dieser ersten Abtheilung bemerkt der Verf. noch, dass, wenn man sich in der zu beiden Seiten ins Unendliche fortlaufenden Reihe:

$$\ldots\ldots -3, -2, -1, 0, 1, 2, 3, \ldots\ldots$$

zwischen je zwei Gliedern alle möglichen Brüche, alle möglichen irrationalen Wurzeln und Logarithmen, welche dazwischen fallen, eingeschaltet und nach ihrer Grösse geordnet denkt, man wieder eine Reihe erhält, worin wieder jedes folgende Glied grösser ist, als das vorhergehende, wo aber der Unterschied zweier auf einander folgender Glieder beliebig klein gemacht werden kann, und in dieser Reihe der reellen Zahlen müssen sich zuletzt alle Zahlen oder Rechnungsausdrücke (gebrochene, negative, irrationale, ... Zahlen) unterbringen lassen, auf welche die Rechnung sonst noch führen könne, wofern bei denselben überhaupt von „grösser" oder „kleiner" im ursprünglichen Sinne die Rede sein könne. — Alle andern Zahlen oder Rechnungsausdrücke, welche ausserhalb dieser Reihe fallen, heissen imaginäre, und zu solchen führe in der That

schon die einfachste Mischung der Rechnungsarten. — Diese Bemerkungen sind allerdings richtig, allein sie erschöpfen den Gegenstand nicht, oder kommen nicht auf den eigentlichen Grund, und man sieht, dass der Verf. den auch für den Elementarunterricht so wichtigen Gauss'schen Fortschritt in dieser Lehre nicht kennt. — Denkt man sich nämlich in einer Ebene eine unbegrenzte gerade Linie X'X und nimmt in derselben einen Nullpunkt O an, so können die übrigen Punkte derselben als Repräsentanten aller reellen, positiven und negativen Zahlen dienen, und die Punkte des im Nullpunkte O auf dieser geraden Linie X'X errichteten, zu beiden Seiten unbestimmt verlängerten Perpendikels Y'Y stellen alsdann alle Werthe von $\pm a\sqrt{-1}$ dar; d. h. eine beliebige Länge oder Zahl a wird von der positiven Halbaxe OX auf die positive Halbaxe OY übertragen, wenn man sie mit $\sqrt{-1}$ multiplicirt. Und wenn man diese Länge oder Zahl $a\sqrt{-1}$ von der Halbaxe OY weiter auf die negative Halbaxe OX' übertragen will, so muss man $a\sqrt{-1}$ nochmals mit $\sqrt{-1}$ multipliciren, wodurch man $a\sqrt{-1}.\sqrt{-1} = -a$ erhält, wie es bekanntlich sein muss. — Multiplicirt man $-a$ weiter mit $\sqrt{-1}$, so wird die Länge oder Zahl $-a$ auf die Halbaxe OY' übertragen und durch $-a\sqrt{-1}$ ausgedrückt, und wenn man endlich $-a\sqrt{-1}$ wieder mit $\sqrt{-1}$ multiplicirt; so erhält man $+a$ und kommt wieder in die ursprüngliche Lage auf der Halbaxe OX zurück. — Den Factor $\sqrt{-1}$ findet man, wenn man bemerkt, dass der Uebergang von OX zu OY ganz derselbe ist, wie der von OY zu OX', so dass, wenn $\lambda$ einen unbestimmten Factor bezeichnet, welcher diesen Uebergang vermittelt, $(a\lambda)\lambda = a\lambda^2 = -a$, also $\lambda^2 = -1$, folglich $X = \pm\sqrt{-1}$ sein muss. Aus dem Gesagten folgt nun unmittelbar, dass jedem Punkte der Ebene, die der Axen X'X, Y'Y ausgenommen, eine imaginäre Zahl von der Form $\pm\alpha\pm\beta\sqrt{-1}$ entspricht. — Denkt man sich die ganze Ebene durch Parallelen zu X'X und Y'Y, welche alle um die Längeneinheit von einander abstehen, in lauter gleiche Quadrate getheilt und an die Eckpunkte die entsprechenden Werthe von $\pm\alpha\pm\beta\sqrt{-1}$ gesetzt; so kann man an diesem Schema die Richtigkeit der Resultate $(\alpha+\beta\sqrt{-1}) \pm (\alpha'+\beta'\sqrt{-1}) = (\alpha\pm\alpha') + (\beta\pm\beta')\sqrt{-1}$, $(\alpha+\beta\sqrt{-1})(\alpha'+\beta'\sqrt{-1}) = (\alpha\alpha'-\beta\beta') + (\alpha\beta'+\alpha'\beta)\sqrt{-1}$, etc. nachweisen: gerade so, wie man vermittelst der Reihe .... $-3, -2, -1, 0, 1, 2, 3$, .... die Richtigkeit der Resultate der Operationen an positiven oder negativen reellen Zahlen nachweisen kann. — Durch diese Gauss'sche Auffassung wird also die reelle und anschauliche Bedeutung der imaginären Zahlen — so wie der stetige Uebergang vom Positiven durch das Imaginäre zum Negativen, und umgekehrt, auf das Evidenteste nachgewiesen, und mithin die Zulässigkeit der imaginären Zahlen in allen Rechnungen vollständig gerechtfertigt. Endlich folgt daraus unmittelbar, dass wenn $A+B\sqrt{-1} = A'+B'\sqrt{-1}$ ist, nothwendig $A = A$, $B = B$ sein muss.

Bei dieser Ga s'schen Auffassung der imaginären Grössen bilden also $+\sqrt{-1}$ und $-\sqrt{-1}$ obwohl ursprüngliche Einheiten, wie $+1$ und $-1$ bei reellen Zahlen — und sie müssen jedesmal zum Vorschein kom-

men, wo sich das Gezählte nicht in eine, wenn auch zu beiden Seiten des Nullpunktes ins Unendliche fortlaufende Reihe — sondern nur in Reihen von Reihen bringen lässt — oder wie Gauss sich sehr passend ausdrückt — eine Mannigfaltigkeit von zwei Dimensionen bildet. —

Die zweite Abtheilung handelt von der Darstellung der wirklichen Zahlen im Zahlensystem — und zwar in jeder Beziehung vortrefflich. — Das zweite Hauptstück handelt von der Umformung der Zahlenverbindungen der beiden ersten Stufen, z. B. wie $(7+3)-2=(7-2)+3=7+(3-2)$, $7-(3+2)=(7-3)-2=(7-2)-3$, $(9+7)-(5+4)=(9-5)+(7-4)=(9-4)+(7-5)$, $(7-3)+2=(7+2)-3=7-(3-2)$, $(7-3)-2=(7-2)-3=7-(2+3)$, $8+(7-3)=(8+7)-3=(8-3)+7$, $8-(7-3)=(8-7)+3=(8+3)-7$, $(3-7)+2=(3+2)-7$, .... $(9-7)+(5-2)=(9+5)-(7+2)=(9-2)-(7-5)$, $(9-7)-(5-2)=(9-5)-(7-2)=(9+2)-(7+5)$, $(6.\ 4):2=(6:2).\ 4=6.\ (4:2)$, $12:(3.\ 2)=(12:3):2=(12:2):3$, $(24:6).\ 2=(24.\ 2):6=24:(6:2)$, $(24:6):2=(24:2):6=24:(6.\ 2)$, $(6:24).\ 2=(6.\ 2):24$, $(6:24):2=6:(24.\ 2)$, $24.\ (6:2)=(24.\ 6):2=(24:2).\ 6$, $24:(6:2)=(24:6).\ 2=(24.\ 2):6$, .... $(7-2).\ 3=3.\ (7-2)=7.\ 3-3.\ 2$, $(7-2).\ (5-3)=7.\ 5-2.\ 5-7.\ 3+2.\ 3$, .... woraus der Verf. zugleich die Regeln für die Rechnung mit entgegengesetzten (positiven und negativen) Zahlen und mit Brüchen ableitet, indem er zuvor bemerkt, dass diese Umformungsgesetze theils zur Auflösung mathematischer Aufgaben, theils zur Deutung der uneigentlichen Zahlenverbindungen (negativer Differenzen und gebrochener Quotienten) dienen, indem dieselben dadurch in Verbindungen wirklicher (ganzer absoluter) Zahlen umgeformt werden. — In der That, man muss — wie wir dies bereits früher bei verschiedenen Gelegenheiten ausdrücklich bemerkt haben — erst nachweisen, dass z. B. $+a \times -b = -ab$, $a.\ \frac{b}{c}=\frac{a.\ b}{c}$ etc. ist, und alsdann zeigt sich erst, dass die ursprüngliche Definition, etc. auch auf diese Fälle ausgedehnt werden darf — man darf aber den Anfänger nicht gleich von vorn herein mit solchen — gleichsam wie aus der Luft gegriffenen allgemeinen Definitionen — überfallen — wenn es überhaupt nöthig ist, sich bei Formirung derselben aufzuhalten — für die Wissenschaft erwächst daraus gar kein Gewinn — wenn sie nur streng zeigt, dass z. B. $a^{-n}=\frac{1}{a^n}$, $a^{\frac{m}{n}}=\sqrt[n]{a^m}$, $a^0=1$, etc. ist. — Es gibt in Deutschland eine gewisse mathematische Schule, die sich ein besonderes Geschäft aus der Fabrication solcher „allgemeinster Definitionen" macht — und ihr Oberhaupt — übrigens ein talentvoller mathematischer Lehrer — ist in diesem Bestreben — z. B. eine allgemeine Definition der Potenz aufzustellen — sogar so weit gegangen: den Fundamentalbegriff der Potenz — die Gleichheit der Factoren — zu vernichten, weil sich sonst der Fall $a^0=a.\ \frac{1}{a}=1$ nicht mit unter den allgemeinen Hut bringen liesse. —

*(Schluss folgt.)*

# JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Das dritte Hauptstück handelt von den Umformungen der Zahlenverbindungen der dritten Stufe, wie: $(2^3)^4 = (2^4)^3 = 2^{(3.4)}$, $2^{7+5} = 2^7 . 2^5$, $2^{7-5} = 2^7 : 2^5$, $(2.6)^4 = 2^4 . 6^4$, $(6 : 2)^4 = 6^4 : 2^4$, $(7 \pm 4)^2 = 7^2 \pm 2.7.4 + 4^2$, wobei zugleich gezeigt wird, dass $2^{-3} = \frac{1}{2^3}$, $2^0 = 1$ ist — worauf sehr passende und ausführliche Anwendungen auf die Decimalrechnung gemacht worden. — Das vierte Hauptstück enthält die Anfangsperiode der Zahlentheorie (Theilbarkeit der Zahlen, etc.), ebenfalls sehr klar, gründlich und ausführlich. — Das fünfte Hauptstück enthält noch Umformungsgesetze der dritten Stufe, wie z. B. $\sqrt[3]{(8^6)} = (\sqrt[3]{8})^6$, $\sqrt[2]{(\sqrt[3]{64})} = \sqrt[3]{(\sqrt[2]{64})} = \sqrt[2 \cdot 3]{64}$, $\sqrt[3]{8^6} = 8^{6:3}$, $(\sqrt[6]{64})^3 = \sqrt[6:3]{64}$, etc., wobei die Bedeutung der Potenzen mit gebrochenen Exponenten nachgewiesen wird, worauf verschiedene Anwendungen folgen (Wurzeln und Quotienten, Decimalwurzelausziehung, etc.). Das sechste Hauptstück enthält Anwendungen der Grundlehren, oder die Rechnungen mit benannten Zahlen. Dies alles wird wie das Frühere mit einer lobenswerthen Klarheit, Gründlich- und Ausführlichkeit abgehandelt.

Der zweite Theil enthält die sogenannte Buchstabenrechnung und Elementaralgebra. — In dem Vorworte erinnert der Verfasser unter Andern, dass es Grunert in einer kurzen Anzeige des ersten Theiles in seinem Archive auffallend gefunden habe, dass sich unser Verf. in dem ersten Theile stets nur specieller Zahlen und nicht der Buchstaben bei seinen Beweisen und Entwickelungen bedient habe, weil diese dadurch einfacher geworden wären. — Abgesehn davon, dass der Anfänger bei der von unserm Verf. gewählten Behandlungsweise das wahre Wesen der Sache viel klarer einsieht, als wenn man ihn gleich mit bunten allgemeinen Formeln überschüttet — wie dies Grunert in seinen Lehrbüchern oft thut — und wodurch der Verbreitung mathematischer Lehren gewiss kein Vorschub geleistet wird — können diese Beweise nicht wohl kürzer gegeben werden — und sind mindestens — so wie überhaupt der ganze Vortrag — viel kürzer, als in den Grunert'schen Schriften. — Was Grunert dem ersten Theile zum Vorwurf macht, müssen wir gerade als einen besondern Vorzug desselben hervorheben — und wollen das Buch ebendeswegen allen denen besonders empfehlen, welche sich mit wenig Kraft- und Zeitaufwand eine doch gründliche wissenschaftliche Einsicht in die Hauptlehren der Arithmetik verschaf-

fen wollen, wie Praktiker, Geschäftsmänner, etc. Dass übrigens unser Verf. den wahren Zweck sehr wohl kennt, welchen man bei der Anwendung der Buchstaben im Auge hat und haben muss — und nicht aus Mangel an Sachkenntniss im ersten Theile nur specielle Zahlen angewandt hat — geht zur Genüge aus dem hervor, was er in der Einleitung zu dem zweiten Theile hierüber sagt: „Man stellt Zahlen durch Buchstaben vor, um anzudeuten, dass man nicht diese oder jene bestimmte Zahl mit ihren besondern Eigenschaften, sondern überhaupt eine Zahl im Sinne habe, und man bedient sich dieser Darstellungsweise beim Ausdruck und Beweis arithmetischer Sätze, so wie bei der Auflösung arithmetischer Aufgaben, um dadurch ungefällig hervorzuheben, dass die Sätze und Regeln nicht etwa bloss für einzelne bestimmte Zahlen, sondern für alle möglichen gelten sollen. Bisher wurden bestimmte Zahlen beispielsweise zum arithmetischen Ausdruck der Sätze und Regeln gebraucht — die Zahlenbeispiele und der Wortausdruck mussten sich gegenseitig ergänzen. — Die allgemeinen Formeln, die auf dem Gebrauch der Buchstaben beruhen, erschöpfen so zu sagen den Satz vollständig, bedürfen des Wortausdrucks nicht mehr, den sie geradezu ersetzen; ja sie stehen über demselben, sofern eine Formel überhaupt auf verschiedene Weise in Worte gefasst werden kann, wie dies schon im ersten Theile wiederholt bemerklich gemacht worden ist. — Es wäre aber ein Missverständniss dieser Behauptungen, wenn man darum die im ersten Theile geführten Beweise nicht für allgemein halten wollte, weil sie an Zahlenbeispielen geführt worden sind; denn Jedermann sieht, dass diese Beweise ebensowohl gelten müssen, wenn man irgendwelche andere Zahlen nimmt, d. h. aber, dass sie allgemein gelten; auch bleibt ihre Form (d. h. die Schlüsse) dieselbe, wenn man Buchstaben statt der Zahlen zu Grunde legt. — Aber auch das wäre ein Missverständniss, wenn man über den Buchstabenformeln den Wortausdruck der Sätze ganz vernachlässigen wollte — vielmehr kann sich der Anfänger nicht genug darin üben, vorgelegte Buchstabenformeln in Worte, und umgekehrt Wortangaben in Formeln zu übersetzen, um nicht Gefahr zu laufen, dass über den Formeln die Gedanken abhanden kommen. — Man stellt aber nicht blos wirkliche (ganze absolute) Zahlen durch einzelne Buchstaben dar, sondern auch die nicht weiter zurückführbaren Ausdrücke (gebrochene, negative, irrationelle etc. Zahlen). Eben deshalb muss in jedem besondern Falle immer festgesetzt worden, wie weit die Bedeutung eines jeden Buchstabens sich erstrecken dürfe oder müsse. —" Der eigentliche Zweck der Darstellung der Zahlen durch Buchstaben ist: allgemeine Formeln für eine unbekannte, oder allgemeine Gesetze für die Verbindung gegebener (bekannter) Zahlen zu erhalten — und dieser Zweck wird durch Anwendung der Buchstaben erreicht, weil dabei die vorzunehmenden Operationen grösstentheils nur angezeigt werden können — während man einen durch wirklich ausgeführte Operationen an speciellen Zahlen erhaltene Resultate nicht mehr ansehen kann, durch welche Operationen dasselbe erhalten ist. — Wenn man aber bei speciellen Zahlen die Operationen auch blos andeutet und nicht wirklich ausführt, wie es unser Verf. im ersten Theile seines Buches gethan hat, so können die Formeln und Gesetze ebenfalls bei Anwendung specieller Zahlen ausgedrückt werden. —

Der Inhalt dieses zweiten Theiles ist kurz folgender: Siebentes Hauptstück: Darstellung der Zahlen durch allgemeine Zeichen (Buchstaben). Abtheilung 1: Grundsätze der Buchstabenrechnung. Abtheilung 2: Die Umformungsgesetze für die sechs ersten Rechnungsarten in Buchstaben. Achtes Hauptstück: Proportionen und ähnliche Gleichungen. Abtheilung 1: Zahlenproportionen. Abtheilung 2: Grössenproportionen. Neuntes Hauptstück: Algebraische Gleichungen überhaupt. Abtheilung 1: Einzelne Gleichungen. Abtheilung 2: Systeme von Gleichungen. Zehntes Hauptstück: Algebraische Behandlung der Aufgaben. Abtheilung 1: das algebraische Verfahren bei blossen Zahlen. Abtheilung 2: Das algebraische Verfahren bei Grössen. Elftes Hauptstück: Logarithmen. Abtheilung 1: Die logarithmischen Umformungsgesetze. Abtheilung 2: Logarithmische Decimalrechnung. Abtheilung 3: Logarithmische Bestimmungsgleichungen. Zwölftes Hauptstück: Ergänzungen. —

Schon aus dieser allgemeinen Uebersicht des Inhaltes sieht man, dass Logik in dem Buche herrscht — und durch eine genaue Prüfung desselben haben wir uns vollständig davon überzeugt: dass das, was der Verf. über sein Buch selbst sagt: „So bin auch ich in der Ausführung der Grundsätze der Ohm'schen Lehrweise meinen eigenen Weg gegangen, was ich aufgenommen habe, ist von innen heraus angebildet, und wenn sich die vorliegende Darstellung der Arithmetik von allen andern nach Form und Inhalt unterscheidet, so ist es sicherlich nicht zu ihrem Nachtheil —" in Wahrheit sich so verhält. —

**Dr. Schnuse.**

---

*Ebene Trigonometrie in Anwendung auf Distanz- und Höhenmessung. Eine Sammlung praktischer Aufgaben und empirischer Beispiele nebst ihrer Auflösung, zur Belebung des trigonometrischen Unterrichts und zur Selbstübung von Dr. Adolph Poppe, Lehrer der Mathematik und Physik in Frankfurt a M. Mit vielen in den Text eingedruckten Holzschnitten. Frankfurt am Main, 1847. Verlag der S. Schmerberschen Buchandlung. VI und 128 S. in 8.*

Die vorliegende Sammlung ist bestimmt, einem — wie ihr Verf. sagt — längst gefühlten und von ausgezeichneten Schulmännern in neuerer Zeit öfters ausgesprochenen Bedürfnisse abzuhelfen. Es soll dieselbe für den Unterricht oder auch zur Selbstübung eine Anzahl Fälle betrachten, in denen die sonst todten und starren Formeln der Trigonometrie auf das Leben und die Gegenstände der Erde angewendet werden. Diese Aufgabe hat der Herr Verf. denn auch mit lobenswerther Ausführlichkeit und Deutlichkeit gelöst. Seine Schrift zerfällt in zwei Abtheilungen, denen eine kurze Einleitung vorangeht. Die letztere stellt die Begriffe der Horizontal- und Verticalwinkel auf, erläutert die Einrichtung und den Gebrauch des Theodoliten, giebt die Art und Weise der bei trigonometrischen Messungen oft nöthigen Korrektionen wegen der terrestrischen Strahlenbrechung und der sphärischen Gestalt der Erde an, erklärt sodann die Art der Absteckung einer geraden Linie oder einer Vertikalebene und die Ausmessung einer Standlinie, das Nivelliren und schliesst mit einer kurzen Zusammenstellung der wichtigsten Formeln der ebenen Trigonometrie. Die erste

Abtheilung enthält „Berechnung vertikaler, horizontaler und schiefer Distanzen mittelst Auflösung des rechtwinklichen Dreiecks.“ Die Aufgaben (33) sind sehr mannigfaltig und gut gewählt. Es mag genügen, einige davon herauszuheben:

7. Aufg. Die Höhe eines Leuchtthurms über der Meeresfläche ist bekannt. Es soll von der Spitze desselben die horizontale Entfernung eines gestrandeten Schiffes berechnet werden.

19. Aufg. Die Höhe der Atmosphäre aus der Dauer der Dämmerung näherungsweise zu berechnen.

25. Aufg. An irgend einem Bau, z. B. an dem hohen Schornstein eines Fabrikgebäudes, befindet sich in bedeutender und ohne Baugerüste unzugänglicher Höhe ein Riss, dessen Länge und Höhe über dem Boden vor dem Beginn der Reparatur trigonometrisch ermittelt werden soll.

29. Aufg. Die Höhe eines Berges über einer gewissen Stelle des Thales unter der Voraussetzung zu berechnen, dass die Standlinie von dieser Stelle aus zwar mit der Bergspitze in einer Vertikalebene, jedoch nicht horizontal gelegt werden kann.

Die zweite Abtheilung enthält: „Berechnung vertikaler, horizontaler und schiefer Distanzen mittelst Auflösung der Dreiecke überhaupt. Trigonometrische Aufnahme eines Landes.“ Sie umfasst 25 Aufgaben nebst der Art der Bestimmung der Höhenparallaxe eines Planeten und der Berechnung der Horizontalparallaxe daraus.

Es mögen wieder einige Aufgaben aus dieser Abtheilung besonders namhaft gemacht werden; so:

38. Aufg. Die Länge eines Blitzes annähernd zu berechnen.

43. Aufg. Man kennt die Lage dreier Orte gegen einander, und die Winkel, welche die von einem vierten Orte nach jenen dreien visirten Linien mit einander bilden. Es soll die Lage dieses vierten Ortes gegen jene drei, d. h. seine Entfernung von denselben berechnet werden. (Pothenot'sches Problem.)

51. Aufg. Die Höhe eines Berges mit Berücksichtigung der terrestrischen Strahlenbrechung und der sphärischen Gestalt der Erde zu messen, wenn die Standlinie zwar horizontal, aber nicht in einer Vertikalebene mit der Bergspitze gelegt werden kann.

55. Aufg. Die Höhe eines Mondsberges aus der Höhe der Sonne an dem Anfange und dem Endpunkte seines Schattens zu berechnen.

57. Aufg. Zwei durch ein Thal getrennte Anhöhen sollen durch einen Eisenbahnviaduct verbunden werden. Mittelst Nivellements hat man die Höhen beider über einem bestimmten Punkte im Thale gefunden. Es soll die Länge und das Steigerungsverhältniss des Viaductes ermittelt werden.

Jede Aufgabe beider Abtheilungen enthält neben der allgemeinen Auflösung Zahlenbeispiele beigegeben, häufig aus des Verfassers eigenen Arbeiten entnommen; es ist somit das Buch ganz besonders dem Lehrer an Mittelschulen zu empfehlen, der seine Schüler mit den Anwendungen der Trigonometrie bekannt machen will, wodurch bekanntlich der Eifer zum Studium mehr angefacht

wird, als durch alles Lobpreisen der Lehren selbst. Einen freundlichen, angenehmen Eindruck machen die beigedruckten, hübsch ausgeführten Holzschnitte, auch ist, bei dem nicht bedeutenden Preise, die äussere Ausstattung ganz vortrefflich. Vielleicht findet der Herr Verfasser Musse, eine weitere Sammlung zusammengesetzterer Aufgaben mit Aufnahme von Anwendungen der sphärischen Trigonometrie zu veröffentlichen, da namentlich für die letztere derlei Aufgaben immer schwierig zusammen zu suchen sind und Sammlungen, unserm Wissen nach, kaum bestehen.

**Dr. J. Dienger.**

---

*Ueber Belisar's Ungnade nach den Quellen. Historischer Aufsatz von Dr. Karl Ludwig Roth, ord. Lehrer am Gymnasium zu Basel. (Aus dem Osterprogramm des Gymnasiums besonders abgedruckt.) Basel 1847. Schweighausersche Buchhandlung. 28 S. in gr. 8.*

In dieser ebenso gründlichen und quellenmässigen als anziehend geschriebenen Abhandlung war es dem Verf. hauptsächlich darum zu thun, das Lebensende oder vielmehr die letzten Lebensjahre eines Mannes darzustellen, der als der letzte, grosse römische Feldherr, und in Hinsicht seines edlen Charakters und seiner würdevollen Haltung als der letzte, wahre Römer erscheint. Seit Marmontel's, um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienenen Roman, dessen Mittelpunkt der Held Belisar und sein unglückliches Ende bildet, war die Sage von seiner Blendung und Armuth allerwärts verbreitet, der im Alter geblendete und bettelnde Feldherr selbst zu einem Gegenstand der Poesie wie der bildenden Kunst, namentlich der Malerei, geworden. Und doch beruht das Ganze auf keiner historischen Grundlage, wie auch hier näher nachgewiesen wird. Denn, wenn wir an der Hand des Verfassers den geschichtlichen Quellen, zumal dem Procopius und dem Malalas, folgen, so stellt sich uns bald heraus, dass diese von Allem dem nichts wissen, sondern von dem Lebensende des Mannes uns einen ganz andern Bericht erstatten, der uns das Schicksal Belisar's in den letzten Jahren seines Lebens in einem etwas bessern, wenn auch nicht gerade sehr erfreulichen Lichte zeigt. Tzetzes ist die offenbare Quelle dieser grundlosen Angaben, die in Irrthum und Verwechslung mit Anderem ihren Grund haben, und darum eben so wenig Glaubwürdigkeit verdienen, wie das, was ein der Zeit nach dem griechischen Grammatiker und Verskünstler selbst noch vorhergehender fränkischer Geschichtschreiber, Aimoin, über Belisar und dessen Ende in sagenhafter Weise berichtet hat. Wenn der Verf. auf diese Weise den eigentlichen Thatbestand hinsichtlich der letzten Lebensjahre Belisar's festgestellt hat, so hat er dieser Erörterung zugleich einen streng kritischen, aus den Quellenschriftstellern, insbesondere Procopius, über dessen Glaubwürdigkeit er ganz richtig urtheilt, abgeleiteten Ueberblick der ganzen Lebensgeschichte des Belisar vorausgeschickt, die zugleich einen tieferen Blick in das Leben und die Schicksale des Mannes, wie auch in die Zeit, in der er auftrat, öffnet und darum insbesondere Beachtung verdient.

---

*M. Tullii Ciceronis Orationes selectae. Mit historischen, kritischen und erläuternden Anmerkungen von Anton Möbius, für den Schulgebrauch neu bearbeitet von Gottl. Christ. Crusius, Rector zu Hannover. Vierte vielfach berichtigte Auflage. Hannover, im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1846. 8. Viertes Heft: Orat. pro rege Dejotaro, pro M. Marcello und post reditum in senatu. 104 S. Fünftes Heft: Oratio pro Murena. 96 S. Sechstes Heft: Oratio pro T. Annio Milone. 128 S.*

Mit diesen drei Heften, von denen übrigens jedes besonders paginirt ist, und auch einzeln abgegeben wird, ist der erste Band dieser neuen, vierten Auflage der von Möbius zuerst herausgegebenen Auswahl Ciceronischer Reden abgeschlossen, daher auch dem sechsten Hefte ein Register über grammatische, sprachliche und sachliche Bemerkungen, wie sie in den Noten reichlich enthalten sind, beigefügt erscheint. Die Leser der Jahrbücher kennen aus früheren Anzeigen (1842 p. 949. 1846 p. 792.) Anlage und Charakter dieser Ausgabe, die unter dem neuen Herausgeber eine wirklich verbesserte Gestalt erhalten hat, durch welche sie ihren Zweck: neben einem möglichst correcten Texte eine diesen begleitende umfassende Erklärung in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht zu liefern und so ein allseitiges Verständniss des Textes dem Leser möglich zu machen, im höhern Grade erringen soll; deshalb geht auch jeder dieser Reden eine genaue Einleitung voraus, welche den Gang und Inhalt derselben, die Veranlassung, welche dieselbe hervorrief, dann auch, da wo solches zur Sprache gekommen, die Aechtheit oder Unächtheit, unter Berücksichtigung der darüber gepflogenen gelehrten Untersuchungen bespricht, so dass Nichts von Allem dem vermisst wird, was demjenigen, welcher mit einem solchen Führer (den wir ihm bestens empfehlen können) diese Reden durchlesen will, zu wissen nöthig ist. Im Druck und Papier ist diese neue vierte Auflage ungleich besser gehalten als ihre Vorgängerinnen.

---

*Ciceronem orationis pro Archia poeta revera esse auctorem demonstratur. Commentatio philologica, quam — scripsit Julius Lattmann, Goslariensis. Gottingae, typis expressit officina Dieterichiana. (1847.) VI und 92 S. in gr. 8.*

Es ist gut, dass nach den destructiven Tendenzen, die eine Zeitlang auf dem Gebiete der Ciceronischen Schriften sich geltend gemacht haben, nun eine ruhigere und besonnene, auf positiver und historischer Grundlage gestützte Forschung immer mehr Raum gewinnt und damit jene Tendenzen in einer Weise beleuchtet, die eine Wiederkehr derselben nicht so bald erwarten lässt. Auch der vorliegende Versuch, die Aechtheit der Rede für den Archias, einer in früheren Zeiten so viel gepriesenen Rede, darzustellen, gehört in diese Classe und darf daher der allgemeinen Aufmerksamkeit um so mehr empfohlen werden, als der Verf. die Widerlegung mancher nicht ohne grossen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit wider die Aechtheit dieser Rede erhobenen Einwürfe, keineswegs leicht genommen, sondern eine umfassende Besprechung und Beurtheilung derselben eingeleitet hat. Wenn neben dem Sprachlichen, insbesondere Schwierigkeiten historischer Art herbeigezogen waren, um die vermeintliche Unächtheit zu begründen, so musste auch darauf besonders in der Widerlegung Rücksicht

genommen werden. Und diess ist in den ersten Abschnitten der Schrift, welche über die lex Papia, die lex Julia, die lex Plautia Papiria, namentlich über die letztere (p. 14 — 39) ausführlich sich verbreiten, in befriedigender Weise geschehen. Eben so wenig dürfte gegen den Inhalt der beiden nächsten Abschnitte hinsichtlich der Zeit des an Archias ertheilten Bürgerrechts, so wie der Zeit, in welcher die Rede gehalten ward, ein erheblicher Einwand sich machen lassen. Die gewöhnliche Annahme, welche diese Rede unter das Consulat des Silanus und Murena (692 a. C.) setzt, wird als die allein erweisliche nachgewiesen und so gerechtfertigt, dass man glauben sollte, es müssten weitere Zweifel damit verschwinden, und somit auch die Aechtheit der Rede selbst unbeanstandet bleiben. Darauf bespricht der Verf. das Verhältniss des Cicero zu Archias, seinen Lehrer und diess führt ihn darauf, seine eigene Ansicht über die Rede selbst, namentlich über das, was theilweise Anstoss erregt und damit zur Verdächtigung der Aechtheit Veranlassung gegeben hat, näher zu entwickeln; in welcher Hinsicht wir besonders auf S. 74 — 77 verweisen. Man sieht, der Verf. verkennt es keineswegs, dass in dieser Rede Cicero von dem gewöhnlichen Gange, den er in andern Reden zu nehmen pflegt, abweicht, dass er in eine längere Digression sich einlässt und damit eben zu erkennen giebt, wie es ihm hauptsächlich bei dieser Rede darum zu thun gewesen, die wissenschaftlichen Studien und ihre Pflege überhaupt in Rom zu empfehlen, und dadurch die hier und dort noch fühlbare Abneigung wider diese Studien möglichst zu beseitigen; wesshalb er auch, wie der Verf. glaubt, Manches in dieser Rede anbringt, was wohl auf diesen allgemeinen Gegenstand sich bezieht, und dafür auch passend erscheint, sonst aber keinen eigentlichen oder nähern Zusammenhang mit dem speciell vorliegenden Rechtsfall hat, der die nicht unerwünschte Veranlassung zu jenen Ausführungen bot, in welchen selbst dem Archias Manches beigelegt wird, was ihm als Dichter zunächst gar nicht zukommt, wohl aber auf ihn, als allgemeinen Repräsentanten der wissenschaftlichen Bildung von Cicero übertragen ward. Dies ist im Allgemeinen die Ansicht des Verfassers über die Motive des Cicero bei dieser Rede und den dadurch bestimmten Gang und Inhalt derselben. Die weiter von Seiten der Darstellung und des rhetorischen Colorits, so wie der Sprache und des Ausdrucks im Einzelnen wider die Aechtheit der Rede vorgebrachten Gründe schlägt der Verf. nicht besonders an: er hat darum auch dem diesen Punkt berührenden Abschnitt (cap. VII. p. 117 ff.) keine besondere Ausdehnung gegeben, was am Ende auch nicht nöthig war, wohl aber dazu hätte dienen können, die Redeweise und den Sprachgebrauch des Cicero hier und dort in ein besseres Licht zu setzen. Endlich in dem Schlussabschnitt (cap. VIII. p. 85) weist der Verf. die Unmöglichkeit derjenigen Annahme, welche diese Rede unter Tiberius nach 765 u. c. von einem geschickten Rhetor fertigen lässt, mit so schlagenden Gründen nach, dass wir wohl hoffen dürften, diese Annahme für die Folge beseitigt und damit auch den Streit über die Aechtheit der Rede, im Ganzen wenigstens, gehoben zu sehen.

---

*M. Caelii Rufi et M. Tullii Ciceronis epistolae mutuae. Ad temporis ordinem disposuit, varietate lectionis et annotatione instruxit W. H. D. Suringar*

*phil. theor. mag. litt. humm. doct., gymnasii Leidensis prorector. Lugduni Batavorum apud V. et J. Luchtmans, 1846.* 206 S. *in gr.* 8.

Diese Ausgabe des achten Buchs der Ciceronischen Briefsammlung, welche, wenn auch schwerlich mit Recht, bald ad Familiares bald ad Diversos citirt wird, giebt zuerst den Text der einzelnen, hier nicht in der gewöhnlichen Folge der Mediceischen Handschrift fortlaufenden, sondern nach der Chronologie geordneten Briefe dieses Buchs, und zwar nach der Recension von Orelli, dessen (kritische) Noten, unter der Aufschrift: Apparatus Orellianus unter dem Text wörtlich abgedruckt sind, während jedem Brief ein „Argumentum", das den Inhalt des Briefs summarisch angiebt und die historischen oder sonstigen Beziehungen desselben im Allgemeinen bespricht, vorangeht. Jedoch ist zu bemerken, dass nicht die neuere Ausgabe von Orelli vom Jahr 1845 hier benutzt ward, sondern die ältere vom Jahr 1829, und dass daraus auch der Apparatus criticus abgedruckt ist. Wer den Unterschied dieser beiden Ausgaben, zumal in kritischer Hinsicht kennt, wird hiernach auch sein Urtheil über diesen Wiederabdruck des älteren Textes sammt dem dazu gehörigen kritischen Apparat zu richten haben. Wahrscheinlich — so erklären wir uns wenigstens diesen Umstand — war dem Herausgeber dieser Briefsammlung Orelli's zweite Ausgabe noch nicht zu der Zeit zugekommen, als er die seine der Druckpresse übergab. Dann folgt S. 92 ff. ebenfalls aus der älteren Orelli'schen Ausgabe (Appendix Vol. III. P. 2) wieder abgedruckt: „integra varietas codicis Medicei collati cum Victoriana prima", darauf S. 99 ff.: „Veterum ac recentiorum testimonia de M. Caelio Rufo ejusque scriptis:" eine Zusammenstellung und ein Wiederabdruck aller der auf die Person des Caelius Rufus bezüglichen Stellen und Urtheile älterer wie neuerer Schriftsteller, und zwar von Cicero an bis auf Westermann (Geschichte der römischen Beredsamkeit) herab; dann S. 121 ff. ein Wiederabdruck von: „Paulli Manutii Disputatio de M. Caelio Rufo, praemisso commentario in Epistolarum quae Familiares vocantur, Librum VIII"; dann auf S. 134 ff. Eruditorum judicia de M. Caelii Rufi Epistolis: eine ähnliche Zusammenstellung von Ansichten und Urtheilen der Gelehrten neuerer Zeit über diese Briefe und ihren Charakter, von Clericus und Angelus Politianus an bis auf Orelli im Onomasticon Tullianum und eine gelegentliche Aeusserung Heinrich's (in Dederich's Ausgabe des Frontinus) herab, und zwar deutsche wie lateinische, in wortgetreuem Abdruck; auch die ausführliche Erklärung oder Abhandlung Benedict's (aus dessen Ausgabe zu Leipzig 1790) ist S. 145 ff. aufgenommen. Den Schluss des Ganzen p. 161 — 206 bildet eine ähnliche Zusammenstellung: „Variorum interpretum notae ad M. Caelii Rufi Epistolas, maximam partem spectantes ad ambiguam hujus scriptoris Latinitatem." Da die Briefe des Caelius in sprachlicher Hinsicht manche Eigenthümlichkeiten bieten, so ist diese Zusammenstellung der Bemerkungen der nahmhaftesten Ausleger dieser Briefe, (eines Manutius, Grävius, Cortius, Ernesti, Benedict, Weiske u. A.) über die einzelnen in dieser Beziehung auffallenden oder beachtenswerthen Redensarten und Ausdrücke allerdings an ihrem Orte, und eine weitere Ausführung und Untersuchung wohl zu wünschen. Ob diese, da auf dem Umschlagtitel des Ganzen Pars I steht, in einer demnächst zu erwartenden Pars II folgen wird, vermögen wir nicht zu bestimmen: da am Schluss

ein eigenes Blatt mit dem Titel: „Collationes codicum manuscriptorum quinque Leidensium, unius Amstelodamensis, et aliquot editionum veterum" beigedruckt ist, so wird wohl in dieser Pars II ein Abdruck dieser Varianten zu erwarten seyn, wovon wir uns übrigens, bei der bekannten Sachlage der Kritik dieser Briefe, insofern diese Leidner und Amsterdamer Handschriften schwerlich über die Mediceische Handschrift hinausgehen oder einer andern, verschiedenen Quelle entstammen, wenig Ausbeute oder Gewinn für die Verbesserung des Textes jetzt versprechen.

---

*De Taciti Germaniae apparatu critico. Scripsit Robertus Tagman phil. Dr. Adjecta est de particulae donec apud Tacitum usu commentatio. Vratislaviae apud Aug. Schulzium et socios MDCCCXLVII. VI und 121 S. in gr. 8.*

Vielfach ist in neuern Zeiten die Germania besprochen, manche neue Ausgabe derselben zu Tage gefördert und insbesondere ihr Inhalt, aus der in neuester Zeit gewonnenen, besseren Kunde des deutschen Alterthums mehrfach aufgehellt worden: eine sichere Grundlage für die Kritik des Textes, vermissen wir aber eigentlich noch immer, trotz mancher Versuche im Einzelnen, schwierigen oder verdächtigen Stellen des Textes auf dem Wege der Conjecturalkritik oder auch mittelst einer blossen Erklärung aufzuhelfen; denn leider stehen uns hier keine Mediceischen Handschriften zu Gebot, welche, selbst bei manchen auch darin noch noch hervortretenden Verderbnissen — wir erinnern an die auch in diesen Blättern (Jahrg. 1846 p. 950 ff.) besprochene Schrift von Heräus — immerhin doch als die letzte urkundliche Quelle des Textes und somit auch als Grundlage desselben dienen können: in dem bisherigen Mangel einer solchen Basis für die Germania mag, um von Manchem Andern, was die Kritik des Einzelnen angeht, nicht zu reden, mit auch der Grund mancher, höchst paradoxen Urtheile und Ansichten zu suchen seyn, die sich in neuester Zeit hie und dort über die Germania haben vernehmen lassen, welche bald nur eine Episode aus den verlorenen Büchern der Historien, bald nur ein Convolut zusammengeworfener Excerpte, bald gar ein so oberflächlich und lügenhaft abgefasstes Product seyn soll, dass man unmöglich einen Tacitus für ihren Verfasser ansehen könne! So sprach sich noch unlängst einer unsrer ersten, jetzt verstorbenen deutschen Geschichtsforscher über die Germania aus! Es kann hier nicht der Ort seyn, in eine Widerlegung dieser und ähnlicher, eigentlich durch sich selbst schon sattsam in den Augen eines jeden Unbefangenen widerlegten Meinungen einzugehen: nur die Bemerkung sei uns vergönnt, wie man schwerlich auf solche Einfälle gekommen wäre, wenn eine sichere Ueberlieferung des Textes der Germania bis in das Karolingische Zeitalter oder wo möglich noch weiter rückwärts bis in die letzte römische Kaiserzeit sich mit Bestimmtheit verfolgen und nachweisen liesse. So aber fehlen uns hier fast alle Spuren: der einzige Cassiodor, in dessen Variae V, 2 wir allerdings in den Angaben über Succinum eine Beziehung auf die Stelle des Tacitus German. 45 zu erkennen vermögen, wenn anders Cassiodorus nicht aus einer andern secundären Quelle geschöpft hat, reicht doch

kaum in dieser Beziehung aus, um eine nähere Bekanntschaft des Cassiodor mit Tacitus und dessen Germania daraus abzuleiten, da er selbst hinzusetzt: „quodam Cornelio scribente!" Wie schwach die Spuren der Germania das ganze Mittelalter hindurch bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein sind, ist zur Genüge bekannt, auch noch unlängst von Tross in der Präfatio seiner Ausgabe p. IX. hervorgehoben worden: und doch scheint die Germania schon früher in die im Norden Frankreichs oder Deutschlands in den ersten Zeiten der Karolinger gestifteten Klöster gekommen, und von da erst im fünfzehnten Jahrhundert wieder nach Italien gelangt zu seyn, wo danach dann die Abschriften genommen wurden, die wir jetzt noch als Quellen des Textes kennen, die daher auch sämmtlich diesem oder dem sechszehnten Jahrhundert angehören, wie die in dieser Schrift Cap. I. p. 17 ff. mitgetheilte, sorgfältige Zusammenstellung der wirklich vorhandenen oder in irgend einer Weise bekannt gewordenen Codices der Germania zeigt. Denn die, wie man früher irrthümlicher Weise glaubte, dem zehnten Jahrhundert angehörige Münchner Handschrift fällt in der That auch in diese, und in keine andere Zeit. Wo ist aber nun die ältere Quelle zu suchen, aus welcher alle die, noch vorhandenen, den bemerkten beiden Jahrhunderten der Zeit des Wiederauflebens der alten Literatur angehörigen Handschriften mehr oder minder geflossen sind? Zur Lösung dieser Frage ist erst in neuester Zeit eine Spur aufgefunden worden, die, wir wollen es wenigstens hoffen, vielleicht noch zur Entdeckung jener älteren Quelle, und zwar in Italien, zunächst in Rom, führen kann. In der, ehedem im Besitz des Perizonius befindlichen und daraus in die Leidner Bibliothek gekommenen Handschrift der Germania, welche zugleich auch den Dialogus de oratore und das Büchlein des Suetonius De viris illustribus enthält, und durch die verdienstlichen Bemühungen von L. Tross nicht blos hervorgezogen, sondern auch durch einen sorgfältigen Abdruck (Hamm 1841. 8.) der gelehrten Welt zugänglich gemacht worden ist, findet sich ein handschriftlicher Zusatz des Jovianus Pontanus, wonach dieser die Handschrift nach dem unlängst aufgefundenen, obwohl ziemlich fehlerhaften Exemplar des Enoc Aesulanus abgeschrieben im März des Jahres 1460. Und nach einer weitern, dem Büchlein des Suetonius beigeschriebenen Notiz desselben Jovianus Pontanus hätte zur Zeit des Pabstes Nicolaus V. eben dieser Enoc Aesulanus von einer, zu literärischen Zwecken und zwar, wie es hier heisst: „conquirendorum librorum causa" nach Frankreich und Deutschland unternommenen Reise, diese Schriften mitgebracht — „hos (libros) quamquam mendosos et imperfectos ad nos (also nach Italien) retulit." Was ist nun, fragen wir billig, aus dieser von Aesulanus nach Italien gebrachten Handschrift der Germania geworden? wo ist sie hingekommen? Und wo hat Enoc Aesulanus diese Handschrift, die mithin als unsere letzte Quelle des Textes des Germania erscheint, aufgefunden? Es ist schwer, wo nicht geradezu unmöglich, in Ermanglung aller weiteren Nachrichten — wenn wir nicht solche mit der Zeit noch aufzufinden hoffen dürfen, — darauf eine befriedigende Antwort für jetzt zu geben. Denn die Vermuthung von Massmann, wornach die Germania dem die ersten sechs Bücher der Annalen enthaltenden Codex früher beigesellt gewesen, ruht, wie hier gezeigt wird (p. 64 ff.), auf zu schwachen Argumenten, um hiernach für begründet angese-

hen werden zu können. Auch wird man nicht blos an ein deutsches Kloster, sondern, mit gleichem Rechte, auch an ein nordfranzösisches denken dürfen. Bis uns daher ein glücklicher Fund einmal wieder jene letzte Quelle des dermaligen Textes zuführt, wird es vor Allem Pflicht seyn, das Verhältniss, in welchem die vorhandenen und bekannten Handschriften, so wie die alten (aus Handschriften unmittelbar stammenden) Ausgaben der Germania zu dieser abhanden gekommenen Quelle, wie zu sich selbst und unter einander, stehen, zu ermitteln, um so doch einigermassen zur Gestaltung und Behandlung des Textes eine Grundlage zu gewinnen, an welche in verderbten Stellen, wo die Handschriften keine Aushülfe bieten, die Conjecturalkritik sich anzulehnen hat. Diess ist es aber gerade, was die vorliegende Schrift bezweckt; und darum verdient sie allerdings eine Beachtung, auf die wir nach dem, was über den ganzen Stand der Sache von uns eben bemerkt worden ist, wohl kaum noch besonders hinzuweisen haben. Theilweise fanden wir dieselbe als Inauguralschrift schon früher unter dem Titel: Disputatio de codicc. mss. atque editt. vett. Taciti Germaniae P. I. Vratislav. 1846; jetzt erscheint sie unter dem oben bemerkten, veränderten Titel, erweitert und noch mit einer besondern Abhandlung begleitet, die eine auf sorgfältige Wahrnehmung des Taciteischen Sprachgebrauchs begründete Erörterung über den Gebrauch und die Construction der Partikel d o n e c (mit dem Conjunctiv oder Indicativ) bei Tacitus enthält. In einem Vorabschnitt wirft der Verfasser einen Blick auf die Leistungen der früheren Herausgeber und Bearbeiter der Germania, zunächst in kritischer Hinsicht, von Pichenna an bis auf Passow, mit dessen Ausgabe zu Breslau 1817 gewissermaassen eine neue Epoche der Bearbeitung beginnt, die von da an bis auf die neueste Zeit herabreicht, aber eben in den neuesten Versuchen die Nothwendigkeit einer genaueren Untersuchung der Handschriften und einer dadurch möglichen Sichtung derselben, dringend herausgestellt hat, die auch, wenn M a s s m a n n's versprochene Ausgabe erscheinen sollte, schwerlich dadurch überflüssig gemacht seyn wird. Diese Untersuchung beginnt der Verfasser, indem er Cap. I. eine mit allen Nachweisungen vollständig ausgestattete Uebersicht der bisher in irgend einer Weise bekannt gewordenen Handschriften (p. 17 ff.) so wie der für die Kritik beachtenswerthen älteren Ausgaben (p. 22 ff.) liefert, und darauf Cap. II. p. 28 ff. übergeht zu einer Untersuchung über den Ursprung derselben, so wie Cap. III. p. 42 ff. zu dem Verhältniss und der Verbindung, in welcher dieselben zu einander stehen; dasselbe geschieht auch Cap. IV. p. 68 ff. hinsichtlich der alten Ausgaben, welche von kritischem Werthe sind; worauf der Verfasser Cap. V. p. 81 ff. über den Werth derjenigen Lesarten zu sprechen kommt, welche den drei, die siebente Classe (nach der Absicht des Verf.) bildenden Handschriften, der Venetianer, Züricher und Wiener eigenthümlich sind; Cap. VI. p. 97 ff. behandelt dann einige schwierigere Stellen (cap. 44 in. und 46 in.) aus der Germania, wo der Verf. ein richtiges Mittel der Heilung gefunden zu haben glaubt: und daran schliesst sich S. 106 ff. der Anhang mit der erwähnten Abhandlung über d o n e c, so wie S. 116 ff. genaue Indices über die Varianten, welche in der Schrift besprochen werden, so wie über die einzelnen hier behandelten Stellen der Germania.

Dass die noch vorhandenen Codices sämmtlich aus der oben erwähnten, in Frankreich oder Deutschland durch Enoc Aesulanus aufgefundenen und von

da nach Italien gebrachten Handschrift stammen, ist auch des Verfassers Ansicht (p. 29): die er insbesondere aus der Beschaffenheit der vorhandenen Codd. und deren Lesarten oder vielmehr aus den ihnen gemeinsamen Verderbnissen zu begründen sucht. Es geschieht diess zunächst Cap. III. p. 29 ff. bei einer Reihe von Stellen, wo die in den Handschriften gleichmässig vorkommenden Verderbnisse auf eine gemeinsame, bereits verdorbene Urquelle führen, welche man dann in der von Aesulanus aufgefundenen Handschrift zu erkennen hätte, oder, da diese Urquelle verloren, in der daraus abgeleiteten Leidner Handschrift, die, wie wir oben bemerkt, Jovianus Pontanus daraus abgeschrieben hat. Dies letztere nahm daher Massmann auch an: unser Verfasser erklärt sich jedoch aus mehreren Gründen gegen diese Annahme; s. p. 67 ff. Wohlbegründet scheint uns die, aus einer sorgfältigen Vergleichung und Zusammenstellung der Varianten, welche die einzelaen Codd. bieten, hervorgegangene Ansicht des Verfassers, dass die noch vorhandenen Codd. — es sind nach der Aufzählung im Cap. I. in Allem neunzehn, darunter freilich zwei jetzt abhanden gekommene, wogegen aber auch wieder die unmittelbar aus Codd. veranstalteten Editiones principes hinzuzurechnen sind — keineswegs alle direct aus jener (verlorenen) Urquelle geflossen, sondern, einer von dem anderen, wie es zu gehen pflegt, abgeschrieben worden, was je nach der Individualität der Abschreiber und Leser dann auch wieder unter diesen Handschriften besondere Abstufungen veranlasst hat, welche auf eine Siebenzahl vom Verfasser (p. 62 ff.) zurückgeführt werden, so jedoch, dass die vier ersten und die drei letzten Familien eine nähere Verbindung mit einander erkennen lassen, die drei letztern aber aus den vier ersten abzuleiten seien. Eben so wird auch (p. 68 ff.) unter den älteren Ausgaben, was ihren Ursprung betrifft, zweifach unterschieden; die eine Abtheilung bilden die Nürnberger (um 1474), die Römische und die Pariser Ausgabe von 1511; in die andere fallen die übrigen älteren Ausgaben, die sich mehr an die übrigen Handschriften anschliessen, wiewohl unter diesen älteren Ausgaben überhaupt eigentlich nur die beiden eben genannten von Nürnberg und Rom, so wie, aus der zweiten Classe, die Spirensis (welche der Zeit nach vor die Nürnberger fällt, um 1468 — 1470) und die Ausgaben des Poggi einen handschriftlichen Charakter an sich tragen, vermöge dessen sie sich derjenigen Handschriftenabtheilung nähern, welche, nach des Verfassers Annahme, die drei Handschriften: Codex Venetus, Turicensis, Vindobonensis, als die siebente Familie, bilden: obwohl genau anzugeben, welcher Handschrift diese älteren Ausgaben, der einen wie der andern Classe, folgen, kaum bei dem Schwanken und der Unsicherheit des Textes möglich ist; vgl. p. 69. Das Endresultat, zu dem der Verfasser durch diese mühevolle und schwierige, aber auch allein gehörige Sicherheit bietende Untersuchung gelangt, hat er S. 79 u. 80 zusammengestellt. Hiernach würde die eine Classe der Handschriften, welche die folgenden drei Familien oder Unterabtheilungen befasst, (nämlich: die fünfte: Cod. Monacensis, Florentinus, Angelicus, Vaticanus II., Harlejanus; die sechste: Cod. Arundelianus und Bambergensis; die siebente: die drei oben genannten), und an welche auch die ältesten Ausgaben, mit Ausnahme der drei obengenannten der ersteren Classe, sich anschliessen, ohne allen Werth seyn — „omni caret auctoritate; eae igitur lectiones, quae in his solis occurrunt, rarissimae erunt respiciendae." Darum wird bei der Gestaltung des Textes man sich vorzugs-

weise an die andere Classe der Handschriften zu halten haben, der auch die bemerkten drei älteren Ausgaben im Ganzen sich nähern: und da diese Classe selbst wieder in vier Abtheilungen oder Familien vom Verfasser gespalten wird, (nämlich I. Codd. Stuttgart. und Hummelianus. II. Codd. Farnesianus s. Neapolitanus und Vaticanus c. III. Codd. Longolianus und Vaticanus d. IV. Codd. Perizonianus und Vaticanus a.), so entsteht die weitere Frage, welche unter diesen vier Familien vor der andern den Vorzug verdiene: eine Frage, die so unbedingt kaum zu beantworten steht, und darum auch vom Verfasser mit folgender Erklärung beseitigt wird: „nunc sane nullam semper reliquis praeferendam esse concedere debeo, quum modo in his modo in illis, saepius etiam in diversis familiis genuina lectio servata sit.“ Es wird auch eine Reihe von Belegen, zum Erweis der letztern Behauptung, angeführt: und wenn hier auch im Ganzen die dritte und vierte Familie als in Manchem den beiden ersten nachstehend befunden wird, so ist doch der Verfasser unmaassgeblich der Ansicht, dass es hier nur auf rationellem Wege durch die von der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel möglich werden könne, die richtige Lesart auszumitteln: worüber er sich in folgender Weise ausgesprochen hat: „omnia artis criticae subsidia adhibenda sunt, ut non modo origo earum, leges grammaticae, sententiarum nexus omniaque ea, quae ab aliis auctoribus de rebus historicis et geographicis nobis tradita sunt, verum etiam scriptoris ingenium et ratio dicendi semper respiciantur. Qua in re et familiarum ratio atque indoles ad dijudicationem vim habebunt et posterioris classis libri ad confirmandas lectiones utiles esse poterunt etc. etc“ (p. 80.).

Wir begnügen uns mit diesen Andeutungen über den Inhalt einer Schrift, die auch im Einzelnen zur Verbesserung oder zur richtigeren Auffassung mancher Stellen der Germania einen eben so schätzbaren als dankenswerthen Beitrag liefert, auf den wir alle Freunde des Tacitus, zumal der Germania, aufmerksam zu machen uns gedrungen fühlen.

---

*Pomponius De originibus juris. Recognovit Fridericus Osannus professor litt. antiqq. Gissensis. Jn usum scholarum academicarum. Gissae. Prostat apud J. Rickerum. MDCCCXLVII. 16 S. in 8.*

Unter diesem Titel erhalten wir einen neuen, überaus correcten und genau revidirten Abdruck des für die Rechtsgeschichte so wichtigen, als Grundlage derselben gewissermaassen dienenden Fragmentes aus dem Enchiridion des Pomponius, bestimmt zum Gebrauche akademischer Vorträge. Anmerkungen hat der gelehrte Herausgeber nicht beigefügt: sie sind einer grösseren Bearbeitung dieses Fragmentes, welche demnächst erscheinen soll, vorbehalten; nur die einzelnen Abweichungen von dem Florentiner Abdruck sind unter dem Texte kurz bemerkt: darüber, so wie über die zur Verbesserung des Textes benutzten Hülfsmittel soll die bemerkte grössere Ausgabe, der wir verlangend entgegensehen, nähere Auskunft bringen.

Von demselben Verfasser haben wir noch zwei Gelegenheitsschriften anzuzeigen, welche durch ihren Inhalt besondere Aufmerksamkeit in jeder Hinsicht verdienen und zugleich eine wesentliche Lücke auf einem noch wenig bearbeiteten und beachteten Felde ausfüllen:

*F. Osanni P. P. O. commentationum de L. Annaei Senecae scriptis quibusdam deperditis Specimen I. Gissae. typis Georgii Friederici Hegeri patris MDCCCXLVI.* 26 S. *in 4to. Specimen II. Gissae etc. MDCCCXLVII. 24 S. in 4to.*

Es ist zwar in neuester Zeit den einst so viel, jetzt aber minder gelesenen Schriften des Philosophen Seneca eine erneuerte Aufmerksamkeit, was die Textesgestaltung betrifft, zu Theil geworden; diese erstreckt sich jedoch nicht auf die Bruchstücke der verlorenen Schriften desselben, und hat überhaupt die ganze Frage über die Aechtheit oder Unächtheit mancher, dem Seneca beigelegten Schriften, so wie eine nähere Untersuchung der Fragmente verlorener Schriften, was theilweise damit in Verbindung steht, von ihrer Aufgabe mehr oder minder ausgeschlossen. Wie wenig seit den Zeiten des Lipsius für diesen Gegenstand geschehen ist, weiss Jeder, der mit Seneca sich beschäftigt hat, auch wenn er nur eine unserer Literaturgeschichten zur Hand nimmt. Es lag darin aber für unsern Verfasser gewiss eine doppelte Aufforderung, der Erörterung dieses nicht leichten, sondern oft sehr schwierigen und verwickelten Gegenstandes seine Aufmerksamkeit zuzuwenden und er hat in den beiden vorliegenden Programmen dazu einen Anfang gemacht, zu dessen Fortsetzung wir dem Verfasser und allen Freunden des Seneca baldige und öftere Veranlassung wünschen möchten. Specimen I. beschäftigt sich mit der verlorenen Schrift De matrimonio, die bisher kaum aus Einer Anführung des Hieronymus advers. Jovian. I., 49 bekannt war, während unser Verfasser noch mehrere andere, dieser Schrift entnommene Bruchstücke glücklich ermittelt, und diese allseitig erörtert; worunter wir besonders auf das am Schluss behandelte Fragment, das eine merkwürdige Corduba's Eherecht betreffende Einrichtung angeht, aufmerksam machen. Die Untersuchung ist in einer so vollständigen und erschöpfenden Weise geführt, dass hier in der That Nichts übergangen ist, Nichts aber auch hinzugefügt werden kann. Specimen II. hat die Schrift De remediis fortuitorum zum Gegenstand. Unter dieser Aufschrift nämlich fand der Verfasser in einer Dresdner Handschrift das, was in den neueren Ausgaben, wenn wir nicht irren, seit Lipsius, am Schlusse der übrigen Schriften des Seneca unter der Aufschrift: Excerpta quaedam e libris Senecae beigefügt, von Lipsius selbst aber schon für unächt erklärt worden war. Auch ward er aufmerksam, dass in der (Venetianer) Ausgabe der Werke des Seneca von 1492 sich dieselbe Schrift unter derselben Aufschrift wie in der Dresdner Handschrift befinde. Wir bemerken in dieser Beziehung, dass in der vor uns liegenden Editio princeps Tarvis. von 1478 wie in der gleichfalls vor uns liegenden Venetianer von 1492 und in der von 1503 sich dieselbe Schrift unter der gleichen Aufschrift: Incipit Seneca ad Galionem de remediis fortuitorum. Est oratio per dialogum sensus et rationis übereinstimmend findet, und zwar in der Tarvis. von 1478 nicht etwa am Schluss der übrigen Schriften Seneca's, sondern bald nach dem Anfang, den die Schriften De moribus und De formula honestae vitae vel de quatuor virtutibus cardinalibus machen, auf welche dann unsere Schrift folgt, an die sich dann liber declamationum Senecae (des Rhetors) anschliesst, nach deren Beendigung erst die übrigen Schriften des (Philosophen) Seneca De clementia, De beneficiis u.

s. w. folgen. In derselben Stellung, zwischen der Schrift De formula honestae vitae und den Declamatt. finden wir auch die Schrift in der Venetianer Ausgabe von 1492 u. 1503, nur dass in dieser die Briefe Seneca's (sowohl die Correspondenz mit Paulus, dem Apostel, als die mit Lucilius) und die Schrift De paupertate der Schrift De moribus vorausgehen, zwischen welche und die Schrift De formula hon. vit. eine Vita Senecae eingefügt ist. In dem Titel der Schrift stimmen die Handschriften, von denen der Verf. S. 14. 15. Nachricht gegeben hat, so ziemlich überein mit dem Titel, wie ihn die genannten Editiones principes liefern. Die Heidelberger, ehedem Pfälzische, Handschrift, welche man schwerlich später als in das zwölfte Jahrhundert rücken kann, beginnt mit dieser Schrift, auf welche dann die Briefe an Lucilius folgen, und zwar unter folgender Aufschrift: Incipit prologus Senecae in lib° de remediis fortuitorum ad callionem. Dieser Prolog stimmt, einzelne Varianten abgerechnet (z. B. gens humana für mens humana und Anderes der Art), mit dem Prolog, wie ihn die Dresdner Handschrift giebt, ganz überein; nur sind die Schlussworte: „Sic ergo te forma" bis „elidas" zum ersten Abschnitt gezogen und die Inhaltsanzeige, die in der Dresdner Handschrift vor dem Prolog steht, folgt hier nach demselben. Auch Alles Andere stimmt, natürlich einzelne Varianten abgerechnet, ganz zusammen. Dass nun die Schrift in ihrer gegenwärtigen Form nicht wohl von Seneca selbst stammen kann, wird kaum Jemand zweifelhaft finden, der sie näher prüft, während andererseits Fassung und Inhalt auf eine mit Seneca in Allem übereinstimmende Grundlage zurückführt, die nur in Seneca's, jetzt freilich verlorener, Schrift dieses Namens gesucht werden kann. Ein Excerpt, ein Auszug daraus, wenn man es so nennen will, veranstaltet im Mittelalter durch einen Gelehrten, der kurze, bezeichnende Sprüche und Sentenzen moralischen Inhalts aus dem Buche des Seneca auswählte, dann in eine bestimmte Ordnung brachte und das Ganze in die Form eines Dialogs zwischen der Ratio und dem Sensus, — ganz im Sinne und Geist der im Mittelalter üblichen, durch so viele ähnliche Fälle bestätigten Weise — brachte: das ist es, was wir unter dieser Schrift uns zu denken haben, die darum eben nicht die wegwerfende Behandlung verdient, mit welcher manche Gelehrte dieselbe betrachtet haben. So erklärt sich dann auch leicht, wie diese Schrift unter dem Namen des Seneca in die Handschriften gebracht und so weiter fortgepflanzt wurde; vgl. S. 16, wo der Verfasser diese Ansicht, die uns wenigstens durchaus einleuchtend und über weitere Zweifel und Bedenken erhaben erscheint, näher ausgeführt und daran noch eine weitere Besprechung geknüpft hat, welche über den muthmaasslichen Verfasser oder Epitomator und über die Zeit dieser Abfassung sich erstreckt. Ersteren zu ermitteln, möchte ohne bestimmte, in Handschriften befindliche, Namensangaben schwer, wo nicht unmöglich seyn: was das letztere betrifft, so ist es dem Verfasser gelungen, nachzuweisen, dass der gelehrte Hildebert, Erzbischof von Tours (1057—1134), bereits die Schrift gekannt und aus ihr Einzelnes in sein Werk: Moralis philosophia aufgenommen hat (vergl. S. 19.), ferner, dass auch Petrarca bei Abfassung seiner inhaltsverwandten Schrift De remediis utriusque fortunae, dieses unter Seneca's Namen verbreitete Büchlein kannte (vgl. den Nachtrag S. 19—22); dass dies mit der ächten (schon damals verloren gegangenen) Schrift

des Seneca nicht der Fall war, hat unser Verfasser gleichfalls nachgewiesen, um so der Ansicht vorzubeugen, welche die Stellen, in denen Petrarca auf das noch jetzt vorhandene Büchlein sich bezieht, etwa auf die ächte, im Original damals noch dem Petrarca vorliegende Schrift beziehen wollte. Vielleicht bringen auch die bisher ungedruckten Briefe Petrarca's, die in der neuen, beabsichtigten Ausgabe seiner Werke erscheinen sollen, uns darüber einige Aufschlüsse, wiewohl auch ohne dieselben das vom Verfasser gewonnene Resultat feststeht. Demnach wird also das Büchlein seine gegenwärtige Fassung noch vor dem eilften Jahrhundert, jedenfalls vor der zweiten Hälfte desselben erhalten haben, ja vielleicht schon viel früher, im sechsten Jahrhundert, wenn man einer Vermuthung Raum geben wollte, zu der die Stellung, in welcher das Büchlein in den Editiones principes sich findet, unwillkührlich führt. Dort, wie oben bemerkt ward, erscheint dasselbe nebst den ähnlichen Productionen De formula vitae honestae etc., De moribus, De paupertate, den ächten Schriften der beiden Seneca's vorangestellt. Diese Productionen sind aber jetzt für Werke des Martinus von Braga, wo er als Erzbischof um 580 n. Ch. starb, anerkannt; sollte Dieser daher nicht auch als Verfasser des mit den genannten zusammengestellten Büchleins De remediis fortuitorum gelten können, welches er aus der an Gallio gerichteten gleichnamigen Schrift des Seneca entnommen? Wir möchten dem Verfasser diese Vermuthung zu weiterer Prüfung vorlegen.

An dritter Stelle folgt S. 23 und 24 eine kurze Besprechung: „De Seneca historiarum scriptore“; sie zeigt, dass, nach den uns zugänglichen Quellen, Seneca der Philosoph nicht als Geschichtschreiber Rom's gelten kann und dass die bekannte Stelle des Lactantius Div. Inst. VII. 15, in welcher die Perioden der römischen Geschichte und Literatur nach Menschenaltern bestimmt werden, mit Berufung auf Seneca („non inscite Seneca Romanae urbis tempora distribuit in aetates“ lauten die Eingangsworte), nicht auf Seneca den Philosophen, sondern auf seinen Vater, Seneca den Rhetor, der nach einem jetzt entdeckten Fragment der von seinem Sohn verfassten Lebensgeschichte, eine Geschichte Rom's vom Anfang der Bürgerkriege an schrieb, zu beziehen ist, wie diess auch A. Mai in einer Note zu Cic. de Rep. II., 11 andeutete. Ueber diesen, den Rhetor, wären ebenfalls nähere Untersuchungen, was die noch vorhandenen Schriften desselben betrifft, sehr zu wünschen, eben so wohl, was den, zunächst für die Literaturgeschichte, namentlich die Redekunst, so wichtigen Inhalt derselben, als auch die meist vorzügliche Form, die Reinheit der Sprache u. dgl. angeht; und wie Viel ist auch hier noch der Texteskritik zu thun übrig gelassen, die wir in den Schriften seines Sohnes, des Philosophen, jetzt durch die neueste Ausgabe von Fickert, auf ihre urkundliche Grundlage, so weit als möglich, zurückgeführt sehen! — Noch müssen wir erwähnen, dass der Verfasser den Text der Schrift De remediis fort. in einem der oben erwähnten Dresdner Handschrift entnommenen Abdruck S. 6 ff. beigefügt und mit kritischen, die Abweichungen des Textes von der Vulgata betreffenden Anmerkungen wie Verbesserungen begleitet hat: so dass zur Vollständigkeit der ganzen Untersuchung Nichts vermisst wird.

Nr. 51. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

*Thomas Arnold. Aus seinen Briefen und aus Nachrichten seiner Freunde geschildert. Frei nach dem Englischen des A. P. Stanley, von Karl Heintz, Hülfsprediger an der Domkirche zu Berlin. Potsdam, bei Riegel, 1847.* 8.

Ein sehr merkwürdiges, gehaltreiches Buch. Der Inhalt des englischen Originals in zwei Bänden, wovon bereits die sechste Ausgabe erschienen ist, wurde von dem deutschen Uebersetzer in einen einzigen zusammengedrängt, indem er Alles wegliess, was nur für die vertrauten Freunde Arnold's oder auch nur für Engländer von einiger Bedeutung seyn kann, für die Andern aber nichts zur Verdeutlichung seines Charakterbildes beiträgt. Thomas Arnold, durch seine Leistungen ausgezeichnet als Philolog und Geschichtschreiber, und mehr noch als Schulmann und Pädagog, erregt aber noch höhere und allgemeinere Theilnahme dadurch, dass er seinen ernsten und gründlichen Bestrebungen für Erziehung, Unterricht und Wissenschaft beständig die Richtung auf den Zweck eines menschenwürdigen Lebens gab, und diesen durch tiefe Begründung einer wahrhaft christlichen Gesinnung die höchste Weihe zu geben bedacht war. Dies sind die Hauptzüge in dem Bilde des vortrefflichen Mannes, welches uns hier meist aus seinen Briefen und Bruchstücken seiner Schriften vors Auge geführt wird. Er ward im J. 1795 auf der Insel Wight geboren, und starb im J. 1841 im Alter von etwas weniger als 47 Jahren. Sein Vater war Zolleinnehmer. Er aber bekam frühzeitig eine gelehrte Bildung, zuerst in Winchester, dann, 16 Jahre alt, an der Hochschule zu Oxford. Hier machte er sich nicht nur durch anhaltenden Fleiss, sondern auch durch Scharfsinn und Entschiedenheit bemerkbar. Die Schriften von Thomas Coleridge, der mit deutscher Literatur sehr vertraut war, erhielten grossen Einfluss auf seine geistige Bildung. Seine Lieblingsschriftsteller waren und blieben jedoch Aristoteles und Thucydides, von dessen Geschichtswerken er später eine sehr geschätzte, mit Anmerkungen und Abhandlungen bereicherte Ausgabe besorgt hat. Nachdem er 1818 zum Diakon war ordinirt worden, brachte er 9 Jahre zu Laleham, wo er sich mit einer Predigerstochter verheirathete, mit Privatstunden und dem Unterricht von sieben oder acht Kostgängern zu,

mit denen er auch mit Vorliebe Turnübungen trieb. Bei aller Freisinnigkeit, die er sich schon in Oxford angeeignet hatte, begleitete ihn ein tiefes Bewusstseyn von der Wirklichkeit und Nähe der unsichtbaren Welt durch alle seine Thätigkeit in der sichtbaren und war der bewegende Trieb derselben (S. 23). Wer ihn kannte, spürte schon damals in dem Laufe seiner gewöhnlichen Beschäftigungen die goldene Kette himmelwärts gerichteter Gedanken und demüthiger Gebete, durch welche er, sey es stehend oder sitzend, in den Zwischenräumen der Arbeit oder der Erholung die eigentlichen und heimlichen Andachten aneinander band (S. 24). Mit seinem Glauben war es ihm wahrer und hoher Ernst. Den Glauben, schrieb er, könne man als eine Anlehnung der Vernunft an Gott bezeichnen, die zu ihm als einem Fernrohr greift für Dinge, die zu ferne sind, als dass ihr blosses Auge sie entdecken könnte (S. 301. 305); der Glaube thue unserm Verstand keine Gewalt an, sondern, indem die intellectuellen Schwierigkeiten sich das Gleichgewicht halten und doch nothwendig von der einen oder der andern Seite gehandelt werden muss, so bestimme der Glaube einen Menschen, sich auf diejenige Seite zu stellen, welche zu sittlicher und practischer Vollkommenheit führt; der Unglaube dagegen leite ihn, das Gegentheil zu erreichen, das doch mit eben so vielen intellectuellen Schwierigkeiten behaftet ist; indem der Gläubige nach dem Glauben handle, werde ihm seine Bahn hell, und so werde er überzeugt, die Wahrheit auf seiner Seite zu haben (S. 308. 309); der sittliche Fehler des Unglaubens liege darin, dass es Jemand über sich gewinnen kann, Gott abzusagen, dessen Gabe der Glaube ist, während er doch dadurch keine intellectuelle Befriedigung erhält (S. 310. 311. 317). Arnold's Lichtgedanke war Christus. Er war ihm der Eine Gegenstand in der uns unbekannten Welt, an welchen, wie er sagte, unser Denken und Vorstellen nicht minder als unser Empfinden sich festhalten kann. Bild von Gott können wir kein anderes fassen (S. 25). Es ist noch immer der Mensch Christus Jesus, der den Himmel der Erde nahe bringt und die Erde dem Himmel (S. 26). Gott, schrieb er, hält als ein Geist unsichtbar und unbegreiflich sein Gespräch mit den Geistern seiner Geschöpfe, aber wirksamer als durch irgend eine äussere Anrede (S. 31). „Zum Christenthum gehört die Verheissung beider Welten, indem es durch die Offenbarung Gottes in seinem Sohn die Natur der Menschen erhebt und diese für eine künftige Gemeinschaft mit Gott tüchtig macht“ (S. 231). „Es ist (schrieb er 1828) ein Theil der Vollkommenheit des Evangeliums, dass es Alle anzieht, welche die Wahrheit und das Gute lieben, sobald es nur in seiner wahren Natur erkannt wird,

während es zur Austreibung derjenigen irrthümlichen Ansichten und bösen Leidenschaften wirksam ist, von denen Philantropie und Philosophie immer angesteckt sind, so lange sie jenem fern bleiben. Mein Gefühl zu solchen Leuten, von denen ich glaube, dass sie das Wohl ihrer Nebenmenschen und die Wahrheit aufrichtig lieben, während sie nach diesen Zwecken anders als durch Vermittelung des Evangeliums trachten, ist vielmehr dafür gestimmt, dass sie nicht fern sind vom Reiche Gottes, und ganz in dasselbe gebracht werden könnten, als dass sie Feinde sind, deren Ueberzeugungen den unsrigen geradezu entgegenstehen. Dass sie in jenes nicht gebracht werden, fällt meines Erachtens in bedeutendem Maasse den Bekennern des Christenthums zur Last. Denn die hochkirchliche Partei scheint zu glauben, dass die Landeskirche und das Herkömmliche im Staat Alles im Allem ist, und dass die Grundsätze des Evangeliums nach unsern bestehenden Einrichtungen gestaltet werden müssen, anstatt ein Muster darzubieten, nach welchem diese Einrichtungen gereinigt werden sollten. Die Evangelischen aber tragen eine ähnliche Schuld vermöge ihrer Unwissenheit und Engherzigkeit und ihres deutlichen Wunsches, die Welt und die Kirche immer geschieden zu halten, anstatt nach Aufhebung der einen (nämlich der Weltgesinnung) durch Steigerung des (geistigen) Einflusses der andern zu trachten und die Reiche der Welt in Wahrheit zu den Reichen Christi zu machen.“ (S. 35.) Und in einer Vorrede zu seinen Predigten sagt Arnold: „Viele, die sehr eifrige Helfer der äussern Gestaltung des Christenthums sind, zeigen ein ausserordentliches Widerstreben, seinen Grundsätzen in den Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens eine Stimme zu geben, in Dingen, die ihrem eigenen Gewerbe oder Geschäft angehören oder vor Allem in der Leitung öffentlicher Angelegenheiten. Sie wollen seinen Geist nicht im alltäglichen Handel und Wandel dulden, sondern verspotten ihn hier als schwärmerisch und unpraktisch. Wenn nun die Sprache in Predigten unbestimmt und allgemein ist, wenn sie nicht klar und geradezu sich auf unsere eigene Zeit, unsere eigenen Lebenswege und Denk- und Handlungsweise bezieht, so entziehen sich die Menschen ihrer Gewalt über ihr Gewissen mit einer wunderbaren Geschicklichkeit, und indem sie ihr gewöhnliches Benehmen ausser dem Bereiche ihres Einflusses in Sicherheit halten, täuschen sie sich selbst durch ihre Willigkeit, jene zu hören, und durch ihre Zufriedenheit, ja sogar Freude daran.“ (S. 36). Arnolds Predigten gehörten zu den ersten, welche in Redeweise und Inhalt das nun immer furchtloser befolgte Beispiel gaben, mit allen Lebensverhältnissen sich gleichsam auf vertrauten Fuss zu stellen, um sie nicht bloss mit dem Golde des Christenthums einzufassen, sondern

mit seinem Sauerteige zu durchdringen (S. 39). Zu diesem Behuf setzte er sich in Umgang mit Armen seines Wohnorts. Er unterhielt sich mit Solchen und ertheilte ihnen geistlichen Zuspruch. Auch unterzog er sich im dortigen Arbeitshause dem Vorlesen von Gebeten und der Erklärung biblischer Abschnitte. Sehr glücklich fühlte er sich in seinen stillen Verhältnissen zu Laleham, wo philologische und geschichtliche Studien mit freiwilligen Predigten und mit dem Unterricht und der Anleitung wechselten, die er einigen Knaben gab. Um die Familienerziehung, die sie hier genossen, rein zu bewahren, hielt er, weit entfernt sich um Söhne vornehmer Eltern zu bewerben, solche Zöglinge von seinem kleinem Pensionat ab, von denen er Gefahr für die übrigen besorgte (S. 43).

Im J. 1827 erhielt Arnold den Ruf zum Rectorat der grossen Schule zu Rugby, um welchen Schulscepter er als Bewerber aufgetreten war, um zu versuchen, wie er an einen Freund schrieb: ob seine Begriffe von christlicher Erziehung ausführbar seyen und ob das englische System der öffentlichen Schulen nicht edle Elemente enthalte, welche, unter dem Segen des Geistes aller Heiligkeit und Weisheit, Frucht für das ewige Leben bringen könnten (S. 45. 46). Die Schulanstalt zu Rugby, durch Parlamentsacte v. 1777 zu höherm Rang gehoben, besteht aus einer Reihe schöner Bauten mit offenen Höfen und Arkaden, wo ungefähr 300 Schüler, als Kostgänger in die Häuser des Rectors und verschiedener Lehrer vertheilt, sich zur Universität vorbereiten. Damals liessen sich häufige Klagen vernehmen über zu grosse Hintansetzung aller neueren für das Leben nützlichen Studien und des Bestrebens, der Erziehung einen christlichen Charakter zu geben.

Um hierin das rechte Maass zu treffen, ohne der klassischen Bildung Eintrag zu thun, begehrte Arnold, dass ihm freie Hand gelassen werde (S. 52). Obwohl er mehrere neue Unterrichtszweige einführte, so behielt er doch die klassische Bildung als Grundlage bei, „nicht nur, weil der grammatische Organismus der griechischen und lateinischen Sprache für den Unterricht den Vorzug verdiene, sondern auch wegen der Schönheit und Kraft dieser Sprachen an sich selbst und der darin verfassten Meisterwerke. — In Berücksichtigung der socialen Missstände des Landes nahm er sich vor, dem gedankenlosen Hinleben und der Selbstsucht der Schüler entgegenzutreten, den Stolz und die Theilnahmlosigkeit der Kinder höherer Klassen gegen die niederen zu entfernen und ihnen die ersten Grundsätze von Ehrfurcht vor dem Gesetz und Rücksicht auf die Armen einzuflössen. So dachte er den politischen Reformen, die das Land verlangte, schon in der Schule fördernd in die Hand zu arbeiten. Gleich

anfangs wendete er grosse Sorgfalt auf die Wahl und würdige Behandlung der Lehrer und, um ihre Stellung zu sichern und tüchtigen Männern wünschenswerth zu machen, erhöhte er ihren Gehalt. Er richtete wöchentliche Conferenzen ein, und handelte in einem wichtigern Falle selten oder nie, ohne die Lehrer zu Rathe zu ziehen. Er trachtete ferner dahin, dass aller Unterricht dem höchsten Ziele — der christlichen Gesinnung diene, und alle Beschäftigung der Schüler mit der Religion wahrer, innerlicher, klarer und praktischer werde, damit sie zu christlichen Männern heranwüchsen (S. 60). Nicht nur richtete er in diesem Sinne seine Predigten und Anreden ein, er bediente sich dafür auch der Unterredung mit einzelnen Schülern. An der Morgen- und Abendandacht nahm er stets lebhaften Antheil und verfasste Gebete dafür. Auch die Confirmation und das Abendmahl waren ihm erwünschte Anlässe, tiefen Eindruck auf die Schüler zu machen. Seine Persönlichkeit wirkte hier besonders heilsam. Er gestand zwar selbst, dass er immer mehr einsehe, wie schwer es sey, auch nur einzelne Herzen zu Gott zu lenken (das Reich Gottes leide Gewalt), aber er liess nicht davon ab. Von allem Peinlichen, schrieb er, das mit meinem Amte verknüpft ist, gleicht nichts dem Schmerze, einen Knaben unschuldig und versprechend zur Schule kommen zu sehen, und dann den Spuren seiner sittlichen Beschädigung durch den Einfluss der ihn umgebenden Versuchungen nachzugehen gerade an dem Orte, welcher ihn gekräftigt und verbessert haben sollte (S. 75). Er brachte die Knaben zu einer heilsamen Selbstachtung durch das Vertrauen und die Achtung, die er ihnen erwies. Eine grosse sittliche Schmach legte er z. B. auf Lügen vor den Lehrern dadurch, dass er, in die Aussage eines Knaben unbedingtes Vertrauen setzend, ihn, wenn ein Betrug entdeckt wurde, sehr streng bestrafte. Oft, wenn sie vor ihm versammelt waren, redete er sie als seine Mitglieder einer grossen Anstalt an, deren Ruf sie ebensowohl als er zu bewahren hätten (S. 76). Falschen Genossenschaften oder Coterieen wirkte er mit besonderer Aufmerksamkeit entgegen. Die oberste Klasse der Schüler (etwa 30), die an Alter, Kenntnissen, Erfahrung und Charakter am meisten vorgeschritten waren, suchte er durch gewisse Vertrauensvollmachten zum Einwirken auf die andern zu verwenden; er weckte ihr Ehrgefühl, damit sie diese Stellung würdig ausfüllten. „Wenn ich mich, sagte er, auf diese Klasse verlassen kann, dann gibt es keinen Posten in England, den ich mit dem meinigen vertauschen möchte; wenn sie mich aber nicht unterstützt, dann muss ich gehen.“ (S. 81). In Allem suchte er die Knaben zur sittlichen Besinnung zu vermögen. Wie der Aberglaube, meinte er, (wo er ehrlich ist) aus

übermässigem Vorherrschen der sinnlichen Regungen ohne die stärkende Kraft des im Verhältniss wachsenden Verstandes entsteht, so ist es der natürliche Fehler eines übermässigen Vorherrschens des blossen Verstandes, das Leben der sittlichen Regungen und besonders die Bewunderung und Liebe sittlicher Vortrefflichkeit zu schwächen (S. 83 sq.). Tiefen Eindruck machte die Verbindung ungeschminkter Einfachheit und heiliger Ehrfurcht, womit Arnold die Bibel behandelte. Ton und Gebärden zeigten, dass vor ihm ein Buch lag, aus welchem er durch ernstes Forschen die Regel seines Lebens zu erkennen suchte, um dann der ohne Vorbehalt erkannten ohne Vorbehalt zu folgen (S. 94). „Kenntniss der Schrift, schrieb er, scheint mir in zwei Dingen zu bestehen, die jedoch wesentlich verbunden sind: in Kenntniss des Inhalts an sich, und in der seiner Anwendung auf uns, unsere Zeiten und Umstände. Sie blos als ein altes Buch zu kennen, ohne ihre Anwendung zu verstehen, erscheint mir eher als Unwissenheit denn als Wissen.“ (S. 118). Er wollte daher, dass man den Zustand von damals, da das neue Testament geschrieben wurde und den Zustand der Jetztwelt kennen zu lernen suche (S. 119), und empfahl daher auch bei dem Bibelstudium einen weiten Blick über Menschen und Sachen zu gewinnen und zu bewahren (S. 122).

In keiner Beziehung lag es in Arnold's Absicht, eine eigene Schule zu stiften. Das einzige Ziel seines Bestrebens war: eine edle, freie und innerliche Bildung des Geistes, auf christliche Wahrheit und Sittlichkeit gegründet und allen Inhalt (des Unterrichts) klar und lebendig sich aneignend. Sein Bestreben hiefür beschränkte sich nicht auf die Zeit, wo die Schüler unter seiner unmittelbaren Leitung standen, sondern auch als sie die Universität bezogen und nachdem sie einen Beruf angetreten hatten, blieb er stets bereitwillig, sie brieflich durch Rath und Belehrung und ermunternden Zuspruch zu fördern. Er empfahl ihnen bei diesem Anlass in ihrer Fortbildung nie still zu stehen, stets in Erwartung des Gelingens, aber ohne je zu meinen, das Werk sey ihnen schon gelungen. Auch warnte er sie ernstlich vor allem Parteigeist. Gehöre der Partei Christi an, sprach er, aber fliehe jede andere, denn jede ist aus Gutem und Bösem gemischt, und Wahrheit und Irrthum. Bist du genöthigt, mit irgend einer Partei zu handeln, so thue es, gegen ihr Böses protestirend, ihren Sieg fürchtend, viel mehr Freude darin suchend, ihr durch Leiden als durch Thun zu dienen (S. 143 sq.). Selbst Gegner vieler Ansichten Arnold's bezeugten, dass seine Schüler ein ganz anderes Wesen als die vorigen Zöglinge von Rugby

oder ähnlichen Anstalten, nach Oxford mitgebracht haben; sie seyen nachdenkend, männlich gesinnt, ihrer Obliegenheit bewusst eingetreten (S. 119. 120).

Arnold zeigte sich jedem redlichen Streben nach einer ächten Staatsreform mit Geist und Herz zugethan. Auch hierin war sein oberster Gesichtspunkt der christliche. So schrieb er 1829 mit Nachdruck über die christliche Pflicht, den Ansprüchen der Katholischen in Irland nachzugeben: Dies sey geradezu die Pflicht eines jeden Engländers, selbst auf die Gefahr hin, die protestantische Staatskirche zu beeinträchtigen, weil jene Ansprüche nicht ohne grosse Ungerechtigkeit zurückgewiesen werden könnten und es ein Mangel an Glaubenszuversicht zu Gott und ein unheiliger Eifer wäre, wenn man ihm durch Ungerechtigkeit dienen zu können meinte (S. 146). Eben so bestimmt sprach er sich für das selbständige Wesen und Wirken sowohl der Kirche als des Staates, aber zugleich gegen eine solche Trennung von beiden aus, wodurch dem Staat keine Berechtigung zukäme auf die äussern Kirchensachen einen Einfluss in dem Sinne auszuüben, dass alles der Wohlfahrt der Gesellschaft Nachtheilige abgewendet werde. Der Staat sowohl als die Kirche hat nach Arnold die Vervollkommnung und Wohlfahrt der Menschen zum Zweck. Wenn er aber dann (S. 249) hinzufügt: „die religiöse Gesellschaft sey nur die erleuchtete bürgerliche, der Staat in seiner Vollendung werde Kirche, alle Verwirrung sey durch die Meinung entstanden, die bürgerliche und die religiöse Gesellschaft müssten zwei verschiedene Regierungen haben etc.", so scheint es dem Ref. er verliere Christi Sendung der Apostel und Jünger zur Verkündigung des Reiches Gottes und auch seine Vorschriften aus den Augen, dass sie in Besorgung der Angelegenheiten dieses geistigen Reiches nach ganz andern Grundsätzen und mit ganz andern Mitteln verfahren sollen, als die Regenten dieser Welt. In der Absonderung des Kirchenhirtenamtes von dem Staatsregentenamt liegt kein Grund zur Verwirrung, wohl aber in dem Streben beide Aemter zu vermengen. Gerade wegen des Nachtheils einer solchen Vermengung hält es Ref. eben so wie Herr Arnold für eine ganz verkehrte Ansicht, wenn der Wirkungskreis des Staates blos auf die Wahrung und Förderung der materiellen Interessen beschränkt, die ganze Leitung der geistigen und sittlichen Bildung aber der Kirche vorbehalten werden will. Dies heisst den Begriff des Staates, zumal eines christlichen tief herabsetzen und der Kirche eine Macht und Gewalt zueignen, die einerseits die Grenzen ihrer blos religiösen Bestimmung überschreitet, und anderseits ihr eine Bevormundung der bürgerlichen Gesellschaft überträgt, welche sie ohne Gefahr der Verweltlichung nicht ausüben könnte. So

vereinbarlich es mit dem Beruf der Kirchenhirten ist, jeden gemeinnützigen Unterricht und den Anbau der Wissenschaften zu fördern und zu ermuntern, so ferne liegt es ihrem Beruf, den gesammten Unterricht und die Wissenschaften als ihr Monopol in Anspruch zu nehmen. Ein solcher Anspruch würde sie in einen förmlichen Kriegszustand mit allen denjenigen versetzen, welche die Denkfreiheit als ein unveräusserliches Recht der Menschen behaupten. So wenig die Kirche in unsern Tagen jenes Monopol zu handhaben vermöchte, eben so wenig bedarf sie desselben, um ihre eigenthümliche Berufswirksamkeit zu sichern und zu verstärken. Herr Arnold bezeichnet diese ganz richtig und treffend, indem er sagt: „Wozu eine Nationalkirche, wenn sie nicht die Nation christianisirt, die Grundsätze des Christenthums in den socialen und bürgerlichen Verhältnissen einführt?" Dieses Werk der Verchristlichung des Staats kann aber nie darauf ausgehen, dass die Kirche die Stelle des Staats oder der Staat die Stelle der Kirche einnehme. Sie wird vielmehr die wahre und heilsame Eintracht zwischen beiden begründen und befestigen, vermöge der sie einander ohne alle Eifersucht und Nebenbuhlerei in allem Gerechten und Guten unterstützen und fördern. Ohne Zweifel hat auch Herrn Arnold das Bedürfniss einer solchen Eintracht vorgeschwebt, da er sich für die Nothwendigkeit von Reformen in Staat und Kirche mit grossem Freimuth ausspricht. „Nichts ist (nach ihm) so revolutionär, weil nichts so unnatürlich und verrenkend für die Gesellschaft, als die Gewohnheit die Dinge in ihrer Lage (hartsinnig) festzuhalten, während die ganze Welt, nach dem Gesetz ihrer Schöpfung selbst, in immerwährendem Fortschritt ist" (S. 164). Er drückt sein Staunen darüber aus, dass man die Armen in Unwissenheit hält, und sich dann wundert, wenn sie brutal sind (S. 164) und äussert: „ohne Zweifel hätten unsere aristokratischen Sitten und Gewohnheiten uns und die Armen zu zwei unterschiedenen und sich einander entfremdeten Gemeinschaften gemacht" und von dieser Entfremdung, fürchte er, sey der Uebergang zur Feindschaft nur zu leicht, wenn das Elend die Gefühle verbittert und der Anblick Anderer im Luxus dieses Elend noch unerträglicher macht (S. 166). Kluge Wirthschaft ist selbst eine Tugend (dem Reichen wie dem wenig Bemittelten nöthig). Sie setzt aber irgend einen Besitz voraus; sie von dem Besitzlosen verlangen scheint mir beinahe ein Hohn (S. 179). Jetzt (1831) würde, das glaube ich gewiss, eine Reform noch der Verwüstung vorbeugen. Aber jedes Jahr aufgeschobener Reform macht diejenigen stärker, die nicht zu bessern, sondern zu zerstören wünschen. Am entschiedensten erklärt sich Arnold gegen das System, das die Hand eines Reformers mit dem Herzen eines Tory

verbindet, nicht aus Grundsatz reformirt, sondern um des Geschreies willen, und darum sowohl falsch ändert, als auch falsch bewahrt, eben so blind und gesinnungsschwach in dem, was es gibt, als in dem, was es vorenthält (S. 176). Am stärksten erhebt sich Arnold gegen diejenigen Verfechter der anglikanischen Kirche, die da meinen: diese sey schon vollkommen fertig und Niemand als ihre Feinde könne die Meinung wagen, es fehle noch irgend etwas, um ihre Symmetrie und die Erfüllung ihres Zweckes zum Abschluss zu bringen (S. 260). — In eine umständliche Darstellung und Erörterung seiner Ansichten über zweckmässige Kirchenreform in England kann Ref. hier nicht eingehen. Manche dieser Ansichten scheinen bei ihm noch der vollen Klarheit und Bestimmtheit ermangelt zu haben. Die am meisten praktischen gehen dahin aus, dass in jedem Pfarrsprengel eine Auswahl von Gemeindegliedern dem Pfarrer für Leitung der kirchlichen Dinge beigegeben, dass auch die Wirksamkeit der Bischöfe durch einen aus Geistlichen und Laien zusammengesetzten Rath unterstützt und durch Einführung von Synoden und Vermehrung der Bisthumssprengel gefördert, endlich die Art der Besetzung der Kirchenstellen besser geordnet werde (S. 247).

Die Freimüthigkeit und Entschiedenheit, womit Arnold sich für Religionsfreiheit und für Reformen in Staat und Kirche aussprach, sowie die Eigenthümlichkeit der Erziehungsmethode, die er zu Rugby beobachtete und ihr guter Erfolg erregten ihm eine Menge Widersacher. Das Ungewitter, das sich im Stillen gegen ihn zusammengezogen hatte, brach zuerst in theologischer und politischer Richtung aus, zog aber bald Alles in seinen Bereich, woran sich der Tadel nur üben konnte. Vier Jahre wüthete der Sturm. Die Feinde pädagogischen Fortschritts fanden willige Ohren. Selbst seine nähern Bekannten geriethen in Bestürzung; einige zogen sich ganz von ihm zurück, fast alle widersprachen ihm (S. 252. 253). Dies Benehmen, selbst von Solchen, die ihm am liebsten waren, schmerzte ihn am tiefsten, während er die öffentlichen Angriffe mit Gleichmuth ertrug. Sein häusliches Glück blieb stets ungetrübt, und er liess sich durch alles Geschrei in seinen Ueberzeugungen und seinem Berufsgang nicht irre machen. Auch erlebte er noch den Erfolg, dass die Leidenschaften nach vier Jahren verstummten und an ihn der Ruf zur Lehrstelle der Geschichte in Oxford erging, dem er auch zu folgen im Begriff war, als ihn unversehens ein Herzübel hinwegraffte, und nun gab sich von allen Seiten die unbefangenste Anerkennung seiner edlen Gesinnung, seiner tiefen Einsicht und seiner grossen Verdienste kund.

Constanz. **J. H. v. Wessenberg.**

*Khlesl, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaisers Matthias, Leben, beschrieben von Hammer-Purgstall. Wien, 1847. 8. Erster Band.*

Das Leben und die Wirksamkeit des Kardinals Khlesl fällt in die Regierungszeit K. Rudolphs und Matthias, also in die Zeit, in welcher eine Reihe der folgenreichsten Begebenheiten zu einem durch den unseligen dreissigjährigen Krieg entwirrten Knoten sich verschürzte. Obgleich es bekannt ist, dass der Mann, dessen Lebensgeschichte nunmehr aufgerollt vor uns liegt, die Seele der meisten Regierungshandlungen war, und, in alle Ereignisse seiner Zeit eingreifend, dieselben mittel- oder unmittelbar bestimmte, so lag doch ein grosser Theil nicht blos vom Thatsächlichen, sondern selbst bei dem, was wir davon wussten, das wirkende Ursächliche im Dunkel, während dieses nicht selten in Fällen, wo man meinte, es richtig ermittelt zu haben, sich, wie es sich nun zeigen wird, anders darstellt. Das Bestreben des hochachtbaren Verfassers, diese Geschichtslücke auszufüllen, ist um so dankenswerther, als er, obgleich ein Greis von 72 Jahren, das Erforderniss einer quellenmässigen Grundlage seiner Arbeit durch ein dreijähriges Einsammeln von beinahe einem vollen Tausend von urkundlichen Belegen gleichsam erschöpfte, und, wie es sich von selbst versteht, alles Gedruckte bei seinem Studium miteinbezog. Uns einführend in Khlesls Jugendgeschichte gibt der Verf. von dem wichtigen Moment seines Uebertritts zum Katholicismus ein zweifaches Motiv, Ueberzeugung und Ehrgeiz und zugleich die bestimmenden Gründe für jene und diesen an, der Kritik die Urtheilsfällung überlassend. Es dürften wohl beide zusammengewirkt haben. Wird erwogen, dass der Jesuit Scheerer, derselbe der Ferdinand II. den glühenden Religionseifer einhauchte, Khlesls Uebertritt vorbereitete, dieser aber seiner natürlichen Anlage gemäss, Alles mit Feuer und Kraft erfasste, was Eingang bei ihm gefunden hatte, so kann der psychologisch nöthigende Grund zur Conversion, und deren Charakter als Werk der Ueberzeugung nicht verkannt werden. Aber als mitwirkende Ursache muss auch der Ehrgeiz zugegeben werden, der sich zu rasch und mit einer solchen intensiven Triebkraft entwickelte, dass dessen Regung schon zu einer Zeit vorausgesetzt werden muss, in welcher der feurige Jüngling dieser Gefühle noch nicht einmal bewusst werden konnte. Einen Fingerzeig hierzu bietet der Umstand, dass gewiss damals, wie es noch heutzutage geschieht, die Söhne bürgerlicher Familien von ihren Eltern zur Wahl des geistlichen Standes aus Gründen des Ehrgeizes, nämlich um eine grosse Carrière zu

machen, angespornt und bewogen wurden. Thaten das Khlesls Eltern nicht, so mögen wohl Andere es gethan haben, und da Khlesl sich entschieden weigerte, Jesuit zu werden, so gab er dadurch deutlich zu erkennen, dass ihm der Plan zur Erstrebung hoher Kirchen- und Staatswürden frühzeitig vorschwebte. Das konnte kaum anders seyn, da er gleichzeitig mit dem Empfang der Priesterweihe, im Alter von 26 Jahren! zum Canonikus von Breslau, Domprobst von Wien, Kanzler der dortigen Universität und zum Offizial des Bischofs von Passau befördert wurde. Der Verfasser ermittelte die Männer, durch deren Gunst der Bäckerssohn so rasch emporstieg; er nennt den Jesuiten Scheerer und den gelehrten Reichshofrath Edler, und bereitet Khlesls erstes Auftreten als kirchlicher Reformator durch eine Darstellung der kirchlichen Zustände damaliger Zeit vor, die so beschaffen waren, dass bei der Visitation vom J. 1563 in 122 Klöstern Oesterreichs, Steyermarks, Kärnthens und Krains nur 426 Mönche und 160 Nonnen, dagegen aber 150 Concubinen, 53 Eheweiber und 443 Kinder getroffen wurden. Die Regierung stellte im J. 1567 eine aus geistlichen und weltlichen Personen zusammengesetzte Behörde unter dem Namen „Klosterrath“ auf, dem die Erhaltung der Klosterzucht, die Verwaltung der geistlichen Güter, nebstdem aber auch die genaue Ueberwachung der landesherrlichen Rechte wider kirchliche Uebergriffe des Clerus und der römischen Curie, oblag. Mit dieser Behörde, von welcher Khlesl den Auftrag der Visitation und Reform der Pfarren und Klöster erhielt, gerieth er als passauischer Offizial wegen der Gränzen ihrer Befugnisse sehr bald in den heftigsten Streit, den er aber bei der Regierung und bei Hofe mit so glänzendem Erfolg durchführte, dass er im J. 1588 zum Administrator des erledigten Bisthums Neustadt bestellt wurde, woselbst er die Gegenreform (der Verf. nennt sie richtiger Restauration) in kurzer Zeit, freilich nicht ohne gewaltsame Mittel, doch aber das der Auswanderung verschmähend, vollständig durchführte. Der Verf. macht, Khlesls frühere rein kirchliche und später staatsmännische Wirksamkeit vergleichend, auf einen Widerspruch in seinem Charakter aufmerksam, indem er bei Gelegenheit seiner Erhebung zum Bischofe von Wien bemerkt: „Wie er (Khlesl) bisher als hitziger Sachwalter der Rechte des Bischofs von Passau, seines Herrn, aufgetreten, so war er jetzt nicht minder warmer Anwalt der landesfürstlichen Rechte und Freiheiten wider die Nuntien und fremden Visitatoren. Er war in die Erfordernisse seiner veränderten in die politischen Geschäfte eingreifenden Stellung vollkommen eingedrungen, und vertheidigte nun als Bischof von Wien die Unabhängigkeit des Hauses Oesterreich von der römischen Curie

mit eben so grosser Geschäftskenntniss vorhergegangener Fälle, als er früher die Gerichtsbarkeit des Ordinarius (des Bischofs von Passau) wider die Regierung vertheidigt hatte." Die Streitigkeiten zwischen dem Klosterrath als Schirmer der Regierungsrechte, und Khlesln, als Vertreter des Diöcesans von Passau, welche der Verf. aus den aufgefundenen Klosterrathsakten umständlich auseinandersetzt, sind ein sehr wichtiger Beitrag zur ältern Geschichte des geistlichen Rechts in Oesterreich, und beweisen klar, wie sehr K. Joseph II. Recht hatte, der fremden geistlichen Gerichtsbarkeit in seinen Staaten ein Ende zu machen. Dieser Theil des Buches ist auch sehr lehrreich in Betreff der gehandhabten Kirchenreform, wofür eben so milde als vernünftige Vorschriften gegeben waren. Man solle, heisst es darin, das Wort Inquisition und inquiriren als verhasste Ausdrücke sorgfältig vermeiden, die Reform beim Haupte, d. i. bei Salzburg, dessen Suffraganen, Kapiteln und Klöstern beginnen, die Fragen über die Keuschheit der Geistlichen, ob sie Köchinnen halten etc. milde stellen, um das Uebel nicht durch Strenge zu vergrössern. Die ewigen Klostergelübde seyen aufzuheben und die Eintretenden nur für die Dauer ihres Aufenthaltes zu verpflichten. Wir finden auch bereits damals schon die Anwendung von Reversalen, welche Khlesl einführte, der von seiner Pastoralklugheit unter andern eine bezeichnende Probe dadurch ablegte, dass er bei der Bekehrung der Protestanten in Neustadt nicht auf Abstellung des Abendmahls unter beiden Gestalten drang, sondern erst nach 7 Jahren, nachdem sie längst vollständig durchgeführt war, die Communion sub una einführte. Er selbst reichte das Abendmahl sub utraque Anfangs der bei weitem grössern Zahl der Convertirten, und im Allgemeinen lässt sich wohl sagen, dass seine grosse Beredsamkeit ungleich mehr als die Zwangsmittel den Ausschlag gaben, was nicht auch von den Jesuiten unter Ferdinand II. geltend gemacht werden kann. Ein anderer Beweis seiner Klugheit und der trotz seines Eifers gemässigten Denkweise ist die Missbilligung des von Ferdinand in Steyermark angewandten Reformverfahrens, worüber er diesem von Prag aus schrieb, seine Worte den kaiserlichen Räthen in den Mund legend: „sie wünschten, dass der Erzherzog das Religionswesen nicht so sehr übereile, nicht alle Lehenschaft aufhebe, die Bürger mit Eiden dränge, sondern lieber allen Unfug bloss durch Abschaffung der Prädikanten aus den Städten verhindere, und seine Aufmerksamkeit vornehmlich darauf richte, die Macht der Stände zu brechen" etc. Wir zweifeln nicht, der Verf. werde uns Khlesl bei den böhmischen Religionswirren in einem ähnlichen milden Lichte vorführen, nachdem wir ihn in demselben erkannt haben. An der Reform in Steyer-

mark einen werkthätigen Antheil zu nehmen, schlug Khlesl dem Erzherzoge geradezu ab, ohne sie, wie von selbst verstanden, zu missbilligen. Seine politische Wirksamkeit beginnt mit dem Jahre 1598, und mit einem Geschäft, wodurch er sich den Erzherzog Ferdinand, der damals schon die Regierung der Steyermark angetreten hatte, sehr zu Dank verband. Khlesl erhielt von K. Rudolph den Auftrag, seinen Herrn, den Bischof von Passau, zur Annahme eines österreichischen Prinzen aus der steyermärkischen Linie zum Coadjutor zu bewegen, und diese Angelegenheit sodann mit Ferdinands Mutter Marie, einer gebornen Prinzessin von Bayern, zu verhandeln. Khlesl, von dem mit grösster Wahrscheinlichkeit die Idee zu diesem Plane, wodurch ein bayerischer Prinz ausgeschlossen werden sollte, ausging, entledigte sich dieses Auftrages mit dem gewünschten Erfolg der Annahme des Erzherzogs Leopold zum Coadjutor. Seit dieser Zeit trat Khlesl mit der Erzherzogin-Mutter und ihrem Sohne Ferdinand in einen vertrauten Briefwechsel, und befestigte sich trotz der Verschwärzungen seines heftigen Gegners Unverzagt, des Präsidenten jenes obenerwähnten Kirchenraths, in dem Masse mehr in Beider Gunst, als sein Ansehen und Einfluss bei Rudolph und seinen Räthen wuchsen. Khlesl leistete Ferdinand so wichtige Dienste in Prag, dass letzterer ihm sogar eine Pension verlieh. Dieser Hofgunst erfreute sich Khlesl bis zum Sturze der beiden ebenso mächtigen als schädlichen Minister, Rumpf und Trautson, mit denen er im besten Einvernehmen stand. Ueber die wahre Veranlassung der plötzlich erfolgten Verbannung dieser Günstlinge gibt uns der Verf. ganz neue Aufschlüsse, und bemerkt zugleich, dass nun auch Khlesls Stellung eine ganz andere wurde, obgleich er ihr Schicksal nicht sogleich theilte. Seit er mit dem Erzherzoge Maximilian zerfallen war, hatte er sich desto fester an Ferdinand und Matthias angeschlossen, und letzterem zu der Eingabe an K. Rudolph gerathen, ja sie sogar selbst verfasst, worin er gebeten wird, ihm, als dem ältesten Erzherzoge, die Nachfolge durch Heirathsbewilligung und eine feste urkundliche Bestimmung zu sichern. Dieses von Rumpf und Trautson bestens unterstützte Gesuch erregte dergestalt des Kaisers Unwillen, dass er Beide verbannte, ohne dem eigentlichen Urheber dieses Schrittes, Khlesl, den sein Argwohn zufällig nicht sogleich traf, dasselbe Schicksal zu bereiten. Rudolph berief ihn sogar noch im J. 1601 zur Dienstleistung nach Prag, und Khlesl wusste sich nicht nur bei ihm immerfort in Gunst zu erhalten, sondern befestigte sich darin auch noch mehr durch den Vorschlag, den Klerus zu besteuern.

Er gewann auch die ganze nach Rumpf und Trautsons Sturz am Hofe sich gebildete Kamarilla, worunter eine Frau von Pernstein eine Hauptrolle spielte. Da er aber merkte, der Kaiser halte ihn absichtlich in Prag zurück, um ihn von seinem Bruder, der als Statthalter in Wien residirte, abzuziehen, und er auch mit dem Plane sich trug, diesen mit einer bayerischen Prinzessin zu vermählen, endlich auch besorgen mochte, Rudolph könne zuletzt doch um seine Mitschuld an der obenerwähnten Eingabe erfahren, so erwirkte er ein päbstliches Zurückberufungsbreve, flüchtete aber in der Zwischenzeit heimlich aus Prag nach Regensburg, nachdem er erfahren, der Kaiser habe einen Verhaftsbefehl gegen ihn ergehen lassen. Um das Heirathsproject mit einer bayerischen Prinzessin zu Stande zu bringen, leitete er seine Versöhnung mit dem Herzoge Wilhelm von Bayern, der ihm wegen der Wahl des Erzherzogs Leopold zum Coadjutor des Passauer Bischofes sehr gram war, und dessen Annäherung an den Erzherzog Maximilian, dem er sich vorerst versöhnte, zu gleichem Zwecke insgeheim und durch eine angebliche Wallfahrt nach Altötting ein, und kehrte dann ruhig nach Wien zurück, nachdem das päbstliche Breve, welches ihn dahin als nach seinem Bischofssitze berief, in Prag eingetroffen war.

Matthias hatte sich mit den von seinem kaiserlichen Bruder verbannten Räthen umgeben. Unter ihnen war Khlesl der vertrauteste. „Was der Erzherzog Matthias eigentlich im Schilde führe," sagt der Verf., konnte zu Prag wohl nicht mit Gewissheit bekannt seyn, andererseits aber auch nicht bezweifelt werden, dass derselbe unter Khlesls Leitung, Politisches braue. Rudolph glaubte die Coalition auseinandersprengen zu müssen, und erliess daher ganz unerwartet ein höchstgewichtiges Handbillet an Matthias, des Inhalts: „dass er es nicht gerne sehe, dass Khlesl, Trautson und Cavriani, welche seine Räthe nicht seyen, zu Wien in Regierungsgeschäften gebraucht würden, wozu sie weiter nicht zu verwenden seyen." Dieser Befehl des Kaisers, bemerkt der Verf., weder beantwortet noch befolgt, und für Matthias und seine Räthe nur ein Sporn um so eifriger zu schanzen, war der erste Schritt des förmlichen Ungehorsams des Erzherzoges Statthalters gegen seinen Bruder, den Kaiser, der erste in einer langen Reihe unrechtmässiger Regierungshandlungen, deren Ende Rudolphs Entthronung." Wir sind dem Verf. bis zum Inhaltsende des ersten Bandes gefolgt, um wenigstens in den allgemeinsten Umrissen zu zeigen, dass seine Quellen reichlich fliessen und daraus Aufklärungen zu schöpfen sind, welche für

den Zeitraum der Regierungen Rudolphs und Matthias unentbehrlich seyn werden. Khlesl ist augenfällig der Faden, woran sich vom Anfange her alles zwischen diesen Fürsten Vorgefallene anknüpfte. Wie weit ihn die Zurechnung des von Matthias an seinem Bruder verübten Meineids treffe, ob in seiner Seele der Gedanke der Entthronung Rudolphs zuerst entkeimt und dem Erzherzoge von ihm eingegeben oder von diesem selbstständig erfasst worden sey, darüber wird uns wohl die Folge dieses Werkes, woferne dies anders zu ergründen möglich war, Aufschluss geben. Der Verf. lässt, ohne dem Urtheil der Leser durch Combination vorzugreifen, die Thatsachen immerfort sprechen, gibt aber Andeutungen, wo möglicherweise eine Unterbrechung in der Reflexion entstehen könnte. Er holt nicht, wie es unnöthigerweise so oft geschieht, vor Erzählung der Begebenheiten jenes Zeitraums im vorhergegangenen weit aus, sondern beginnt also gleich mit seinem Gegenstande. Dagegen geht er ganz sachgemäss bei Behandlung einzelner wichtiger Zeiterscheinungen, z. B. der Kirchenfragen, des Bauernaufstandes, Türkenkriegs u. s. w. auf die nächste Vergangenheit zurück, und zieht davon herüber, was zur Aufklärung seines Zeitalters unumgänglich nothwendig, oder ganz unbekannt ist. In letzterer Beziehung erfahren wir Manches, was die Geschichte von Max I., Ferdinand I. und Max II. ergänzt, und was meistentheils die innern Angelegenheiten, besonders die Observanz in kirchenrechtlichen Fragen, die Stellung Oesterreichs der römischen Curie gegenüber, das Betragen der Nuntien, den Einfluss der Jesuiten am steyermärkischen Hofe, u. s. w. betrifft. Bedauerlich ist nur, dass er uns über das schlechteste Werkzeug, dessen Rudolph II. zur Regierung sich bediente, über den Oberhofmeister Freiherrn von Rumpf, nicht noch mehr Aufschlüsse geben und die ganze elende Wirthschaft in Prag noch heller beleuchten konnte. Inzwischen gehört dieser Theil eigentlich der Lebensgeschichte Rudolphs und nicht Khlesls an.

Das ganze in 4 Bänden bestehende Werk, bei dessen erstem Bande die Urkunden allein 428 Seiten füllen, ist der eben entstandenen Wiener-Akademie der Wissenschaften nun nicht mehr von „ihrem Mitgliede“, sondern von ihrem Vorstande gewidmet, ein würdiger und ermunternder Anfang für die historische Section dieses Instituts und ein neuer Beweis, bedürfte es überhaupt noch eines solchen, von dem Eifer und der Vielseitigkeit des Wissens und der Bestrebungen des gelehrten Verfassers. Mit Vergnügen bemerken wir die schöne Ausstattung und den correcten Druck dieses Werkes, weil in beiden Beziehungen ein Fort-

schritt der Wienerpresse darin wahrgenommen wird, doch könnten wir uns für den untermischten rothen und schwarzen Druck der Titelblätter nicht bestimmen.

**M. Koch.**

---

1) *Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen, und einem Abriss der deutschen Literaturgeschichte als Anhang, für höhere Schulanstalten und zur Selbstbelehrung von Dr. G. Weber. Zweiter Abdruck. Leipzig 1847. Engelmann. gr. 8. 58 B.*

2) *Die Geschichte der deutschen Literatur nach ihrer organischen Entwickelung, in einem leicht überschaulichen Grundriss bearbeitet von Dr. G. Weber. Leipzig. Engelmann. gr. 8.*

Obiges Lehrbuch der Weltgeschichte, das der Verf. im zweiten Heft der Heidelberger Jahrbücher von 1847 S. 198 ff. angezeigt, hat einen so erfreulichen Abgang gehabt, dass der Verleger für nöthig fand, von der ziemlich starken ersten Auflage einen zweiten Abdruck zu veranstalten und zugleich den Abriss der deutschen Literaturgeschichte unter obigem Titel und in einem etwas grössern Druck besonders auszugeben. Lässt sich schon aus diesem Fortgang des Buches schliessen, dass die Absicht des Verfassers, „der empfänglichen Jugend und dem gebildeten Bürger ein Buch in die Hand zu geben, worin sie die ihnen nothwendige geschichtliche Belehrung in gedrungener Kürze vereinigt fänden, so dass das Staatsleben, das Religionswesen und die Culturzustände der bedeutendsten Völker aller Zeiten in ihren merkwürdigsten Perioden dargestellt würden, die neue und neueste Geschichte jedoch als die näher liegende eine umfassendere Behandlung erführe, als die des Mittelalters und der alten Welt," nicht ganz verfehlt worden sey, so geht auch aus den verschiedenen Recensionen und Anzeigen, die in literarischen und politischen Blättern erschienen sind, zur Genüge hervor, dass man des Verfassers Streben erkannt und gewürdigt habe. Und diese Anerkennung, dass ich mit Ernst nach einem ehrenwerthen Ziele gestrebt und dass meine in der Vorrede entwickelten Grundsätze über die Nothwendigkeit, dem Geschichtsunterricht eine weitere Basis und grössere Bedeutung zu geben als ihm an den meisten Lehranstalten zu Theil wird, Anklang fanden, wird von mir höher geschätzt als alles frostige Lobpreisen; denn da es mir ernstlich um die Sache zu thun ist, so wird eine würdige auf Wohlwollen und Wahrheitsliebe beruhende Zurechtweisung von mir mit eben so viel Dank entgegen genommen als Worte des Beifalls und der Zustimmung.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 52. HEIDELBERGER 1847.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Weber: Lehrbuch der Weltgeschichte.

(Schluss.)

Wer den gewohnten Pfad verlässt und einer neuen Richtung das Wort redet, muss sich auf Widerspruch gefasst machen; durch Rede und Gegenrede aber wird die Wahrheit am ersten zu Tage kommen. Bis jetzt ist mir nur eine einzige Stimme des Widerspruchs kund geworden, und diese trägt zu sehr das Gepräge einer Oratio pro domo, als dass ich mich dadurch im geringsten könnte bewogen fühlen, von meinen Ansichten abzugehen. In der zu Berlin erscheinenden Zeitschrift für das Gymnasialwesen nämlich wird meine Klage, dass die Weltgeschichte als Bildungsmittel der Jugend zur wahren Cultur und Humanität noch lange nicht genug anerkannt und beachtet werde, mit der Bemerkung abgefertigt, „dass es, milde gesagt, unvorsichtig sey, solche Klagen in einer so unbedingten Weise auszusprechen, da mir doch nicht alle Lehranstalten bekannt seyen". Ich gebe nun gerne zu, dass ich zunächst diejenigen Anstalten im Auge hatte, in die mir ein Blick gegönnt war, und dass meine Rüge zunächst den meisten Schulen Süddeutschlands gegolten; auch will ich keineswegs die Möglichkeit bestreiten, dass nicht hie und da der Geschichtsunterricht so geleitet und vertheilt seyn könne, dass er alle billigen Forderungen befriedige; allein bei der herrschenden Organisation der Mittelschulen, sowohl der Gymnasien als der höheren Bürger- und Realschulen wird dies dann mehr von der Vorliebe und dem Interesse des Dirigenten oder des zufälligen Geschichtslehrers herrühren, als dass es in dem ursprünglichen Plane gelegen, und dass auch in Norddeutschland dieselben Missstände obwalten, die ich in der Vorrede gerügt habe, beweist das Bekenntniss eines der gebildetsten Klasse des sächsischen Bürgerstandes angehörenden Mannes, der dem ihm ganz unbekannten Verfasser gleich nach der Erscheinung des Buchs folgende Worte geschrieben hat: „— Ja wohl haben Sie Recht, wenn Sie die Hintansetzung des lebendigsten aller Unterrichtsmittel tadeln und auf den unendlichen Reichthum von organischem Bildungsstoff hinweisen, der für tüchtige Lehrer in der Weltgeschichte liegt — unwillkürlich fielen

mir meine eigenen Schuljahre ein, während welcher ich sechsmal die älteste Geschichte bis auf Alexander und achtmal die Perioden von Karl dem Grossen bis zur Entdeckung von Amerika durchmachte — ich sage absichtlich durchmachen, denn der Ausdruck ist bezeichnend für das mühselige Anhören und unverdaute Anhäufen von einzelnen Thatsachen, Zahlen und Ortsnamen. Glücklicherweise erfuhr ich in spätern Jahren die übrigen Kleinigkeiten, wie Reformation und Revolution u. dgl. — Doch Spass beiseite! es war mir stets ein bitteres Gefühl, wie schlecht gelehrt im Allgemeinen die Geschichte an unsern Schulen würde und wie sehr das mechanische Lernen das organische Verdauen überwog. Die Versicherungen, die thatsächlich Ihr Buch und ausdrücklich Sie selbst, in der Vorrede, von der bessern Handhabung dieses ersten aller Lehrstoffe bieten, haben mich herzlich gefreut und ich danke Ihnen für diese erfreuliche Zuversicht." —

Dieser zweite Abdruck erscheint absichtlich nicht als zweite Auflage, da er nur einige unwesentliche Veränderungen enthält. Doch ergreife ich diese Gelegenheit einer Selbstanzeige darum gerne, um an Alle, die sich für den Geschichtsunterricht der Jugend und für die historische Ausbildung des Bürgerstandes interessiren, die Bitte zu richten, mir auf öffentlichem oder Privat-Wege ihre Anstände, Ausstellungen und Bedenken kund zu geben, damit ich bei einer etwaigen zweiten Auflage Gebrauch davon machen könne; und um dem Recensenten, der dies im 21. Heft des Leipziger Repertoriums bereits mit so viel Sachkenntniss gethan, meinen Dank auszudrücken. Er, so wie alle, die mein Lehrbuch einer solchen Aufmerksamkeit würdigen, mögen versichert seyn, dass auch der leiseste Wink und die unbedeutendste Bemerkung gehörig beachtet und erwogen werden wird und dass ich mich gegen keine aus Wahrheitsliebe gegründete Kritik empfindlich zeigen werde.

Heidelberg im September 1847.

**Dr. G. Weber.**

---

*Carte géologique de la France exécutée sous la direction de Mr. Brochant de Villiers, Inspecteur général des mines, par MM. Dufrenoy et Élie de Beaumont, Ingénieurs des mines, commencée sous l'administration de Mr. Becquey, directeur général des Ponts et Chaussées et des Mines, terminée en 1840, Mr. le Comte Jaubert étant ministre des travaux publics, Mr. Legrand, sous-secrétaire d'État au même département.*

*Explication de la carte géologique de la France rédigée sous la Direction de Mr. Brochant de Villiers, Inspecteur général des mines, par MM. Dufrénoy et Élié de Beaumont, ingénieurs en chef des mines, et publiée en 1841 par ordre de M. Teste, ministre des travaux publics. Tome premier, XXII et 825 pag. in 4. Paris, 1841. Imprimerie royale.*

Hohes Unrecht geschähe uns, wollte man glauben, wir hätten die Absicht, den Lesern der Jahrbücher im Allgemeinen, oder vaterländischen Geologen im Besondern vom Daseyn dieses Prachtwerkes Kunde zu geben — dafür kämen wir viel zu spat. Gerechter wäre der Vorwurf, wir hätten früher in diesen Blättern der Königl. Französischen Regierung für ihr so höchst werthvolles Geschenk den schuldigen Dank sagen sollen; denn es lief ein Jahr und darüber ab, seit die Bibliothek unserer Ruperto-Carola sich des Besitzes jener Karte erfreut. Allein unserer Zögerung lag eine entschuldigende Ursache zum Grunde, die nicht mit Schweigen zu übergehen ist. Im Irrthum befangen sahen wir von Tag zu Tag dem Erscheinen des zweiten Bandes der „Explication de la Carte géologique de France“ entgegen, um von dessen Inhalt zugleich reden zu können. Erst vor Kurzem vernahmen wir, zu lebhaftem Bedauern, dass das gediegene Werk aller Wahrscheinlichkeit nach unvollendet bleiben dürfte.

Frankreich hatte sich bereits vor mehr als zwei Jahrhunderten einer geologischen, oder richtiger einer geognostisch-mineralogischen Karte zu rühmen. So viel uns bekannt, war nämlich der Jesuit Coulon der erste, welcher im siebenzehnten Jahrhundert eine „Carte minéralogique de la France“ lieferte, auf der, vermittelst gewisser Zeichen, die Gesteine angegeben waren und die verschiedenen, im Königreich vorkommenden Mineralien. Unter den Karten, die Guettard — der Arzt und Naturforscher, von dem der Sinn für Mineralogie in Frankreich so sehr verbreitet wurde — später veröffentlichte, verdient jene die 1751 erschien, besondere Erwähnung, indem sie bestimmt war den Zusammenhang zwischen den Ablagerungen von Nord-Frankreich und denen des südlichen Englands darzuthun. In neueren Zeiten erwarben sich Monnet, Palassou, Desmarest, d'Omalius d'Halloy, Coquebert de Montbret und Andere in erwähnter Beziehung Verdienste um die geologische Kenntniss Frankreichs. Der beiden zuletzt namhaft gemachten

Gelehrten „Essai d'une carte géognostique de la France" erfreute sich, und ganz allgemein, der gerechtesten Anerkennung.

Die, aus sechs Blättern bestehende „Carte géologique générale de la France", wovon wir zu reden haben, wurde 1825 angefangen. Unter Leitung des, vor wenigen Jahren für die Wissenschaft zu früh dahingeschiedenen General-Berg-Inspectors Brochant de Villiers, befassten sich Dufrénoy und Elie de Beaumont mit der Ausführung. Als „Riss" diente die „Carte hydrographique publiée par l'administration des ponts et chaussées", deren Massstab $1/_{500{,}000}$ ist. In dem beigefügten speciellen Relief hat man gestrebt, die orographischen Verhältnisse des Bodens und die petrographischen Charaktere seiner Aussenfläche mit der Kleinheit des Massstabes möglichst in Einklang zu bringen. Besondere Zeichen dienten zur Andeutung von Berg- und Hüttenwerken, so wie zur Angabe von Orten, wo diese oder jene Mineral-Erzeugnisse gewonnen werden. Mit Meisterhand führte A. Desmadryl die Zeichnung des Reliefs aus. Die Farbenwahl ist eben so zweckgemäss, als wohlthuend für das Auge.

Ehe wir von der Karte zu der damit innig zusammenhängenden „Explication etc." uns wenden, lässt sich der Wunsch nicht unterdrücken, dass Deutschland ein ähnliches Blatt aufzuweisen haben möchte. Es fehlt in der That nur an einer gleichmässigen geographischen Grundlage und diese dürfte man vielleicht vom hohen Bundestage zu erbitten wagen, der ja andern wissenschaftlichen Unternehmungen seine Aufmerksamkeit gönnte.

Von der „Explication de la carte géologique de France" wurde das erste Capitel, die Einleitung, von Dufrénoy und Elie de Beaumont gemeinschaftlich bearbeitet, die übrigen sind Ergebnisse von Beobachtungen und Forschungen in den einem Jeden dieser beiden Geologen angewiesenen Gegenden.

Der uns vergönnte Raum gestattet nicht, in Einzelnheiten einzugehen, wir können uns jedoch nicht versagen, die allgemeine Uebersicht der Formationen hier aufzunehmen, es gewährt dieselbe um desto grösseres Interesse, da aus ihr, neben den relativen Lagerungs-Beziehungen, die Epoche des an den Tag-Tretens der verschiedenen Gebirgs-Systeme zu ersehen und das Streichen der emporgehobenen Secundär-Schichten.

| Klasse. | Unter-Abtheilung der Formationen. | Namen der Formationen. | |
|---|---|---|---|
| Alluvionen. | Der Mensch ist auf der Erd-Oberfläche vorhanden. | Alluvial-Gebiet, neue erloschene und noch thätige Feuerberge; während dieses Zeitraumes steigen die grossen Vulkane der Andes empor. | |
| Tertiär-Gebiete | | System der Hauptkette der Alpen, Streichen O. 16° N. | |
| | | Oberes Tertiär-Gebiet: Sub-Apenninen-Gebilde; Sand der Landes; alte Alluvionen der Bresse; Tuff mit Thier-Gebeinen in Auvergne.<br>Die Eruptionen von Trachyten und Basalten entsprechen, zum grossen Theil dieser Zeitscheide. | |
| | | System der westlichen Alpen, Streichen N. 26° O. in S. 26° W. | |
| | Die Säugethiere beginnen in der untern Abtheilung dieser Gruppe aufzutreten und werden gegen die Mitte sehr häufig. | Mittlere Tertiär-Gebilde. | Faluns der Touraine.<br>Süsswasser-Kalk mit meulières; enthält im südlichen Frankreich u. in Deutschland viel Braunkohle.<br>Sandstein von Fontainebleau. |
| | | System der Inseln Corsica und Sardinien, Streichen N. S. | |
| | | Untere Tertiär-Gebilde. | Mergel mit Gyps und mit Säugethier-Gebeinen.<br>Grobkalk.<br>Plastischer Thon, Braunkohle des Soisonnais. |
| | | Systeme der Pyrenäen-Kette und jene der Apenninen, Streichen O. 18° S. in W. 18° N. | |
| | Kreide-Gebiet. | Obere Kreide. | Lagen mit Feuersteinen.<br>Lagen ohne Feuersteine. |

| Klasse. | Unter-Abtheilung der Formationen. | | Namen der Formationen. |
|---|---|---|---|
| Secundär-Gebiete. | | | System des Mont-Viso, Streichen N. N. W. in S. S. O. |
| | Kreide-Gebiet. | Untere Kreide. | Graue sandige Kreide.<br>Grün-Sand.<br>Sandstein und eisenschüssiger Sand, Neocomien-Gebilde, Wälder-Geb. |
| | | | System der Côte-d'or, Streichen O. 40° N. in O. 40° S. |
| | Jura-Gebiet. (Oolithischer Kalk. Sehr häufiges Vorkommen von Saurier-Resten.) | Obere Abtheilung. | Portlander Kalk.<br>Kimmeridger Thon (argile d'Honfleur). |
| | | Mittlere Abtheilung. | Oxforder Oolith, calcaire de Lissieux, Corallen Kalk.<br>Oxforder Thon. |
| | | Untere Abtheilung. | Cornbrash und forest-marble, grosser Oolith, Walkererde, unterer Oolith.<br>Mergel und Kalk mit Belemniten.<br>Braunkohle in den Departements du Tarn und de la Lozère. |
| | | Lias. | Kalk mit Gryphaea arcuata.<br>Lias-Sandstein. |
| | | | System des Thüringerwaldes (dahin gehören die Serpentine des mittlern Frankreichs), Streichen W. 40° N. in O. 40° S. |
| | Trias. | | Bunter Mergel mit Gyps- und Steinsalz-Stöcken. Im Abbau begriffene Braunkohlen des Elsasses, Lothringens und der Haute-Saône.<br>Muschelkalk.<br>Bunter Sandstein. |
| | | | Rheinisches System, Streichen N. 21° O. in S. 21° W. |
| | | | Vogesen-Sandstein. |

| Klasse. | Unter-Abtheilung der Formationen. | Namen der Formationen. | |
|---|---|---|---|
| Secundär-Gebiete. | | System der Niederlande und des südlichen Wales, Streichen O. 5° S. in W. 5° N. | |
| | | | Zechstein (Magnesian-Limestone der Engländer), Schiefer mit Fischen im Mansfeldischen, reich an Kupfer. |
| | | | Rother Sandstein, enthält Massen von Porphyr und Achat-Nieren. |
| | | System des nördlichen Englands. Streichen S. 5° O. in N. 5° W. | |
| Transitions-Gebiete. | Diese Gruppe wird bezeichnet durch grosse Häufigkeit gefässreicher Kryptogamen und durch fast gänzliche Abwesenheit dicotyledoner Pflanzen; die Wirbelthiere finden sich nur durch einige Fisch-Abdrücke repräsentirt. | Stein-kohlen-Gebiet. | Sandstein, Schiefer mit Kohlenlagen und mit Thon-Eisenstein.<br>Kohlen-führender Kalk (Calcaire bleu) mit Kohlen-Schichten. |
| | | System des Ballons (Vogesen) und der Collines du Bocage in der Normandie. Streichen O. 15° S. in W. 15° N. | |
| | | Oberes Transitions-Gebiet. | Alter rother Sandstein der Engländer (Devonisches System).<br>Anthracit der Sarthe und der Gegend um Angers. |
| | | Mittleres Transitions-Gebiet. | Kalk bei Brest, Kalk von Dudley.<br>Schiefer (Ardoises d'Angers).<br>Quarziger Sandstein (caradoc sandstone).<br>(Silurisches System). |
| | | System von Westmoreland und vom Hunsrück. Streichen O. 25° N. in W. 25° S. | |
| | | Unteres Transitions-Gebiet. | Dichter splitteriger Kalk.<br>Thonschiefer.<br>(Cambrisches System). |
| | Granit-Gebiete. | Granit bildet die Haupt-Grundlage der Erdfeste. | |

Die „Lücken" in dieser tabellarischen Zusammenstellung deuten nur die Haupt-Epochen an, in denen krystallinische Gesteine zu Tag getreten, nicht jene ihres Eindringens im flüssigen oder teigigen Zustande; letztere Zeitscheiden sind oft sehr verschieden von ersteren. So waren z. B. die Pyrenäen-Granite lange zuvor erstarrt, ehe solche emporgehoben wurden. Im Verfolge des Werkes findet man die „Intercalations-Epochen" der Feuer-Gebilde in Sedimentär-Ablagerungen, nach ihren Alters-Bezeichnungen gruppirt und zwar in absteigender Ordnung, d. h. mit den neuesten beginnend und so nach und nach zu den ältesten übergehend. Dahin Basalte, Trachyte, Melaphyre, Trappe (?), Serpentin und Euphotid, Quarz-führende Porphyre, endlich Granite.

Wir erachten, um Missdeutungen zu begegnen, für nothwendig, die Leser unserer Jahrbücher daran zu erinnern, dass, seit Dufrenoy und Elie de Beaumont die tabellarische Uebersicht aufstellten, zumal was die „Transitions-Gebiete" betrifft, Aenderungen nothwendig geworden, die nicht zu übersehen sind; denn, wie Murchison im jüngsten seiner classischen Werke (Geology of Russia) mit vollgültigem Grunde sagt, eine neue Epoche begann für die Geologie mit dem Studium der ältesten neptunischen Gebilde und der von denselben umschlossenen organischen Reste. Das silurische System brach die Bahn für Erforschung älterer Formationen. Man lernte von der Steinkohlen-Gruppe abwärts eine Schichten-Folge kennen, deren Versteinerungen sich von allen andern in jüngeren Ablagerungen nachgewiesenen, wesentlich unterscheiden. Diesen älteren gab man den Namen der silurischen. Es wurde ferner dargethan, dass gewisse Schichten von nicht unbeträchtlicher Mächtigkeit silurische und Kohlen-Gebilde trennten, und dass diese Schichten, durch Fisch-Reste charakterisirt, längst unter dem Namen old red sandstone bekannt waren, welche Ueberbleibsel in der silurischen Region sich gänzlich unterscheiden von andern Geschöpfen dieser Classe, sowohl im darüber liegenden Kohlen-Gebirge, als in der darauf folgenden silurischen Gruppe. Zur Zeit, wo jene Thatsachen bekannt wurden, hatte man noch keine Mollusken im old red sandstone nachgewiesen; aus der bedeutenden Mächtigkeit des Gebildes aber, so wie aus der wesentlichen Verschiedenheit der organischen Reste in den über und unter ihm befindlichen Gruppen, ergab sich der Schluss, dass wenn man einst Mollusken-Ueberbleibsel im old red sandstone auffinden würde, diese, gleich den Fisch-Resten, jener intermediären Gruppe eigenthümlich seyn müssten. Wiederholte Nachforschungen führten zur Entdeckung, dass eine Anzahl von Versteinerungen in den kalkigen Schiefern von Devonshire gleichen Alters mit dem old red sandstone sey. Wiederholte Untersuchungen

dieser Provinz zeigten aber, dass grosse Schiefer-Massen, die über gewissen Kalken und Schiefern jener Gegend und in einem kleinen Theile von Cornwall ihre Stellen einnehmen, und welche man noch kurz zuvor für Glieder der Grauwacke-Gruppe hielt, nichts anderes seyen, als Aequivalente der Kohlen-Formation; und endlich ging aus spätern Beobachtungen hervor, dass die darunter liegenden Gesteine, in welche die Kohlen-Gebilde allmälig überzugehen scheinen, zu old red sandstone gehörten. Man wies also im erwähnten Gebilde Fisch-Reste nach, aber die Felsart, schwarz, schieferig, entsprach nicht den gewöhnlichen Charakteren, und der Name „alter rother Sandstein" wäre ein unpassender gewesen, weshalb die bezeichnendere Benennung „devonisches System" vorgeschlagen wurde, die man nun auch auf verschiedene graue und schwarze schieferige Ablagerungen, von gleichem Alter mit dem rothen Sandstein Englands besser anwenden konnte. Indessen blieb immer die Möglichkeit, dass die auf den britischen Inseln vorgenommenen Unterscheidungen nur örtliche waren. Murchison bereiste deshalb, begleitet von anderen Fachmännern, die Rhein-Provinzen, ferner wurden der Harz, Franken, Belgien und das Boulonais untersucht. Es ergab sich, dass in den genannten Theilen des Europäischen Festlandes solche paläozoische Ablagerungen auftreten, wie man sie in England zuerst nachgewiesen hatte; Gesteine, unmittelbar unter dem eigentlichen Kohlen-Gebirge befindlich, liessen dieselben Charaktere erkennen, umschlossen viele der nämlichen Petrefacten, wie in Devonshire, auch ruhen sie auf Massen alter Grauwacke, ohne Zweifel ein Stellvertreter der silurischen Formation Englands. Obwohl dadurch die Classification älterer Gebilde vervollständigt wurde, so blieb immer eine gewichtige Frage: welches ist der eigentliche protozoische Typus, und gibt es noch eine bestimmte Gruppe von organischen Resten in Gesteinen höhern Alters als die untern silurischen? Die Untersuchungen in Deutschland hatten hierüber nichts aufgeklärt. Man wusste daher immer noch nicht, was die eigentlichen Charaktere der cambrischen Schiefer seyen. Der Ausdruck cambrisch, welcher so manche Missverständnisse veranlasste, wurde von Sedgwick zuerst auf eine Gruppe von zum Theil Versteinerungen führenden Schiefern in Nord-Wales übertragen. Man glaubte, dass wenigstens die unteren organischen Reste der cambrischen Gesteine von denen im unteren silurischen Gebilde unterscheidbar wären; allein es ergab sich später, dass das cambrische System identisch mit der untern silurischen Formation ist. — So weit Murchison[1]). Wenn wir uns diese Abschweifung gestatten, so geschah

1) The Geology of Russia in Europe. Vol. I, pag. 1. (oder G. Leonhard's deutsche Bearbeitung dieses Werkes, I. Abth. S. 1 ff.

es im entferntesten nicht, um mit dem Verfasser der „Explication“ etc. zu rechten, sondern nur anzudeuten, welche Aenderungen u. a. bei der Tableau général des formations zu treffen seyn dürften, um solche mit der Ansicht des Tages in Einklang zu bringen.

Damit unsere Leser eine Uebersicht vom Inhalte des ersten Bandes der „Explication“ erhalten, so wie dessen, was im zweiten zu erwarten gewesen wäre, müssen wir noch einen Blick auf den Schluss der Einleitung werfen. Es heisst hier:

Fünf gewaltige Massen alter Gesteine treten, Eilanden ähnlich, hervor und die mächtigen Ablagerungen sedimentärer Gebilde modelten sich gleichsam nach deren Umrissen. Dahin:

I. Die alten Berge von Mittel-Frankreich, Limousin, Auvergne, Forez, Vivarais und Cévennes.

II. Die Halbinsel von Bretagne. Sie erstreckt sich, im geologischen Sinne, von Alençon nach Brest, sie umfasst das Departement de la Manche, obwohl dieses einen Theil der Normandie ausmacht.

III. Das Massiv der Ardennen, nach dem eines der Departemente benannt worden. Es liegt beinahe ganz ausserhalb des Gebietes vom heutigen Frankreich; da solches jedoch gegen Nord-Osten hin eine Stütze abgibt für die Gebilde, welche das grosse Becken von Nord-Frankreich erfüllen, so durfte dasselbe nicht unberücksichtigt bleiben.

IV. Die Vogesen. Der eigenthümliche Bau dieses Gebirges bestimmte unsern Verf. es in einem besondern Capitel abzuhandeln, so dass nicht nur die granitischen und anderen alten Gebiete, von denen die Grundlagen jener Höhen zusammengesetzt werden, zur Sprache kommen, sondern auch die viel neueren Sandsteine, welche Theilganzes der hervorragenden Masse ausmachen, an deren Fusse die Ebenen des Innern nach dieser Seite endigen.

V. Die Küsten-Berge des Var-Departements. Dieser kleine Gebirgs-Knoten, wovon die Ufer des mittelländischen Meeres zwischen Toulon und Antibes begrenzt werden, zeichnet sich aus durch seine Zusammensetzung, und durch sein Alter. Die Gehänge dienten allen Secundär-Gebilden des südöstlichen Frankreichs als Stützpunkte.

Einer jeden dieser Gruppen ist ein eigenes Capitel gewidmet. Sodann folgt die Betrachtung der Steinkohlen-Formation, und damit endigt der erste Theil.

Im zweiten Theil der Explication — den wir, wie gesagt worden, leider vermissen — sollten: bunter Sandstein, Muschelkalk und

Keuper, mit ihren Gyps- und Steinsalz-Lagerstätten, der grosse Jura-Streifen, die Kreide- und Tertiär-Formationen u. s. w. zur Sprache gebracht werden.

Wir können unsere Anzeige nicht schliessen, ohne des „Tableau d'assemblage des six feuilles de la carte géologique" zu gedenken, welches dem ersten Theile der Explication etc. beigegeben wurde. Es ist dieses Tableau nach dem Maassstabe von $^1/_{2000000}$ ausgeführt und gewährt, auf bequemste Weise, eine ungemein deutliche und fast vollständige Uebersicht aller Gestein-Massen, von denen der Boden Frankreichs gebildet wird.

**Leonhard.**

---

*Der Bergwerksfreund, ein Zeitblatt für Berg- und Hüttenleute, für Gewerbe, sowie für alle Freunde und Beförderer des Bergbaues und der demselben verwandten Gewerbe. Zehnter Band. Mit 2 Tafeln Lithographieen und vielen in den Text gedruckten Figuren. 576 S. in 8. Eisleben, 1846. Druck und Verlag von G. Reichart.*

Alles was wir, als die frühern Bände besprochen wurden, zum Lobe und zur Empfehlung dieses so sehr nützlichen Zeitblattes sagten, ist auch auf den vorliegenden Band anzuwenden. Wir wollen von dem reichen Inhalte Rechenschaft geben; wie früher ist bei den Original-Abhandlungen vorzugsweise zu verweilen.

Plümicke über Wetterlutten von Brettern und Wetterröhren von Zinkblech. Wer kennt nicht die kurze Dauer hölzerner Lutten, und unter gewissen Umständen kann, ausser öftern Reparaturen, zugleich das nicht Genügende der Wirkung sehr lästig werden. Der Gedanke, statt hölzerner metallene Röhren zu gebrauchen, musste längst nahe liegen, auch erwähnt bereits Becker (in seinem Journale einer bergmännischen Reise durch Ungarn) der Kupferröhren, bei dem übrigens zu besorgen war, dass der entstehende Grünspan das dünne Kupferblech in nicht sehr langer Zeit, wenigstens stellenweise, durchfressen und so die Röhren untauglich machen dürfte. Nachdem unser Verfasser über Anfertigungs-Art der Zinkröhren, über ihre Befestigung in Grubenbauen, die Verdichtung der Röhren-Wechsel vermittelst eines Kittes u. s. w. das Wissenswerthe mitgetheilt, gesteht er, dass über das Verhalten der Zinkröhren in Gruben-Wettern und namentlich über deren Dauer sich noch nichts sagen lasse. Ein dreijähriger Gebrauch ist aller-

dings dafür viel zu kurz; indessen war, während dieses Zeit-Verlaufes, von einem anfangenden Ueberzuge mit Zinkoxyd kaum eine Spur zu sehen, die gleichbleibende Temperatur der Grubenluft muss jeden Falls für die Erhaltung günstiger einwirken, als der Wechsel der Tages-Witterung u. s. w. — Koch, Erfahrungen über die Dauer von aus Eisendraht gefertigten Treibeseilen. Die Resultate sind im Allgemeinen sehr günstig. — W. von Seckendorff über C. G. Kind's Bohrloch zu Mondorf bei Luxemburg. Eine für das bergmännische Publikum höchst interessante Mittheilung. Es ergiebt sich unter andern daraus, dass Kind mit ganz ausserordentlich geringem Kosten-Aufwande das tiefste Bohrloch in Europa niedergebracht hat (jenes bei Neu-Salzwerk betrug nur etwas über 2000 Fuss, und ob die Chinesen wirklich grössere Tiefe erreicht haben, möge dahin gestellt bleiben). Bei 715 Meter Tiefe musste das Bohren eingestellt werden, weil der Nachfall an der Grenze zwischen Muschelkalk und buntem Sandstein durch eine daselbst getroffene stark sprudelnde Quelle so stark angeregt war, dass man mit dem Bohrer nicht mehr vor Ort gelangen konnte. Da man den bunten Sandstein bald durchbohrt zu haben glaubt und die Kosten für eine eiserne Blechröhrentour nicht mehr anwenden will, so lässt Kind eine 450 Meter lange hölzerne Röhrentour fertigen, nach deren Einbringung man in 15 Centimeter Bohrerweite tiefer zu bohren beabsichtigt. — A. Levol über einige Erscheinungen bei der Cupellation der Legirungen von Gold und Silber, und F. Leblanc über die Eigenschaft geschmolzener Bleiglätte Sauerstoff zu absorbiren. (Aus französischen Zeitschriften entnommen.) — Bergbau und Grund-Eigenthum. Eine Polemik gegen die in Berlin erschienenen „Aphorismen über Bergwerks-Regal in den preussischen Staaten". Der Verf. nannte sich nicht. — Brathuhn über den Gebrauch der Quecksilber-Waage in Gruben. Der bisher von Markscheidern zum Nivelliren ausschliesslich angewendete Gradbogen liess, was die Genauigkeit betrifft, viel zu wünschen übrig. Das vom Verf. vorgeschlagene Quecksilber-Instrument, dessen Beschreibung hier zu weit führen würde, empfiehlt sich durch grosse Genauigkeit und erspart zugleich die Berechnung. — Das k. Sächsische Gesetz, die Erläuterung und Abänderung des XII. Artikels der Stollen-Ordnung von 1749 betreffend. — Ueber einige auf den Hämmern zu Berg und zu Selessin bei Lüttich bei Anwendung der Hofofen-Gase gewonnenen Resultate von Barruel. — Versuche mit den Bickford'schen Sicherheits-

zündern von Fournet. Im Allgemeinen waren keine erheblichen Schwierigkeiten zu überwinden; zwar versagten diese Zünder auch hin und wieder, allein bei weitem seltner, wie die nach der ältern Methode geschossenen Bohrlöcher. — Verbesserungen an den Sicherheits-Lampen mit Krystallglas-Cylinder von Dumesnil. (Aus den Annalen der Mines.) — Ueber den Stand der Eisen-Fabrikation mit Hohofen-Gasen von Delesse. Seit man angefangen, das Roheisen mit Hülfe der Hohofen-Gase zu verpuddeln, ist auf vielen Hüttenwerken die Einführung dieses Processes versucht worden, ohne dass man immer zu glücklichen Resultaten gelangte und so fand die Sache nicht wenige Gegner. Es muss desshalb eine Uebersicht des gegenwärtigen Standes dieses Zweiges der Metallurgie für das hüttenmännische Publikum von besonderm Interesse sein. — Zur Berg-Gesetzgebung von Prof. J. Weiske. — Mittheilungen über den Hohofen-Betrieb von Rogers. Die Eigenschaften des Eisens, bemerkt der Verf. — welcher als Hütten-Chemiker zu Nantyglo in Monmouthshire beschäftigt ist — werden durch die mit ihm chemisch oder mechanisch verbundenen fremdartigen Stoffe bedingt. Ist man im Stande, durch Behandlung, oder mit Hülfe von Zuschlägen, alle auf die Güte des Eisens schädlich einwirkenden Körper zu entfernen, so wird man aus jedem Eisenerz ein gutes Eisen erzeugen können. Um diese Trennung zu erreichen, muss die Beschickung so eingerichtet seyn, dass alle in ihr enthaltenen Körper bei der Schmelzung in vollkommen flüssigen Zustand versetzt werden. Es beschäftigt sich der Verfasser nun mit den Koaks, mit den Eisenerzen, den Zuschlägen, der atmosphärischen Luft und mit dem Schmelzprocess. Besondere Aufmerksamkeit gebührt der Qualität gebildeter Schlacken; denn man kann sich dadurch Rechenschaft geben von der im Innern des Ofens waltenden chemischen Thätigkeit, welche von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde nicht unbedeutenden Aenderungen unterworfen ist. Schlacken variiren vom flüssigen, durchsichtigen und ungefärbten Glase bis zur schwarzen Metall-reichen Masse, die den Ruin des Ofens herbeiführen kann. Die Aufmerksamkeit ist auch auf Qualität und Flüssigkeits-Grad der Schlacken auszudehnen, welche immer so gross sein müssen, dass sie das metallische Eisen vor der Oxydation durch den Windstrom schützen. Zahlreiche Analysen, welche mit Schlacken von allen Farben und von der besten bis zur schlechtesten Qualität vorgenommen wurden, zeigen, dass wenn Kieselerde, Kalkerde und Thonerde im Verhältnisse wie 3 : 2 : 1 vorhanden sind, sich ungefärbte und leichtflüssige Schlacken bilden und Gusseisen von guter Qualität erzeugt wird.

Der Eisen-Gehalt der Beschickung darf 50 Proc. nicht übersteigen und nicht unter 40 Proc. hinabsinken. Die englischen Eisenerze enthalten nur selten Spuren von Talkerde, deren Gegenwart so nachtheilig auf die Flüssigkeit der Schlacken einwirkt. — Versuche über die Verkohlung des Holzes in Meilern. Von Ebelmen. Aus den Annales des Mines entlehnt und im Zusammenhange stehend mit einer frühern Abhandlung des Verf. — Ueber die Regalität der Braunkohlen in Schlesien. Von Weiske. — Bemerkungen und Versuche über das Zugutemachen sehr reicher Eisenerze von Fairbaire, Clay u. A. — Sicherheits-Maasregeln beim Besetzen der Schiesslöcher. Aus den angestellten Versuchen lässt sich mit Sicherheit der Schluss ziehen, dass nicht immer die Verunglückten selbst die Schuld tragen. Es müssen jedoch die Arbeiter stets mit äusserster Vorsicht verfahren, hölzernes Besatzzeug ist dem metallenen vorziehen, vor Allem aber das Bohrloch vor dem Besetzen sorgfältig mit nassem, vielleicht besser mit fettigem Zeug auswischen, alles Bohrmehl daraus entfernen, endlich als Material zum Besetzen weiche, nicht sandige Stoffe verwenden. — Einfache Ventilations-Methode von Schofka. Es macht diese Methode die hohen Dampfmaschinen-Schlote entbehrlich, deren Erbauung und Unterhaltung bedeutende Kosten verursacht und welche mitunter so schlecht ziehen, dass sie ihren Zweck nur mangelhaft erfüllen. — Versuche über die Abröstung der Eisenkiese zum Behuf der Fabrikation der Schwefelsäure aus denselben von C. Fr. Anthon. Als Haupt-Resultat ergab sich, dass das befragte Erz durch gehöriges Rösten so weit zu entschwefeln ist, dass sein Schwefel-Gehalt — der sodann, wie kaum zu bezweifeln, im Zustande von Schwefelsäure vorhanden — bereits nach zwei Stunden unter ein Procent vom Gewicht des Eisenkieses herabgesunken. — Verschmelzung der Gold- und Silbererze in Ungarn und Siebenbürgen von Audibert. (Aus den Annales des Mines entnommen; der Schluss des Aufsatzes ist im Original noch nicht erschienen.) — Das grosse Erzgebirgische Kohlenbecken und das neue Unternehmen zu dessen Ausbeutung. Es handelt sich, wie zu denken, vorzüglich um Bohrungen, bei denen wie leicht zu erachten, das vielfach erprobte Kind'sche System in Anwendung gebracht wird. — Resultate der Spreng-Methode mit Bickford's Sicherheits-Zündern bei dem k. k. Bergbau zu Weipert in Böhmen. Von C. Czech. Der bei weitem grössere Effect der mit solchen Zündern geladenen Schüsse wurde zur Genüge

nachgewiesen, und unter 2080 versagten nur 6 Schüsse. — Chemische Untersuchung der beim Kupferschiefer-Hütten-Process zu Riechelsdorf in Hessen fallenden Producten. — Ein neues Verfahren in der nassen Erzaufbereitung. — Ueber den Dampfhammer und die Dampframme. Von A. Morin. Bei den Arbeiten in Devonport wird durch Anwendung der Dampframme eine Zeit-Ersparniss von zwei Jahren bewirkt. — Markscheide-Hängezeug mit Compass. Von M. Lindig. Mit diesem neuen Instrument kann man in allen Fällen auch da markscheiden, wo viel oder wenig Eisen oder magnetisches Gebirge auf die Nadel einwirkt und hat nicht mehr nöthig, zu Eisenscheibe, Triangel-Messungen u. s. w. seine Zuflucht zu nehmen. — Ueber die mit dem Lindig'schen Instrument gemachten Erfahrungen nebst den daran vorgenommenen Abänderungen. Von Brathuhn. Es wird dargethan, dass ein mit dem Lindig'schen Doppel-Hängezeuge verrichteter Zug ein sehr mühsames, zeitraubendes und die grösste Geduld in Anspruch nehmendes Geschäft ist. — Ueber das Heiz-Vermögen verschiedener Kohlen-Sorten und über deren relativen Werth, nach Versuchen die auf Veranlassung des Schifffahrts-Departements der vereinigten Staaten angestellt wurden. (Ein gedrängter Auszug aus einem nur zum Gebrauch des Senates gedruckten Buches; der Band ist in gross Octav und enthält über 600 Seiten.) Die vom Professor Johnson in Philadelphia mit grösster Sorgfalt angestellten Versuche haben wir als eine wahre Bereicherung des practischen Wissens in neuerer Zeit anzusehen. Wir müssen uns auf Andeutungen beschränken. Das zur Bestimmung der Heizkraft von Lavoisier, M. Bull, Berthier u. A. vorgeschlagene Verfahren schien der Bedingung für practische Bestimmung der verdampfenden Kraft verschiedener Kohlen zu entsprechen. Man wählte die Methode, dass Kohlen unter einem Dampfkessel verbrannt wurden, der so gut als möglich zu einer völligen Regulirung eingerichtet ist. Das Maass der Heizkraft wurde nach dem Gewicht Wasser bestimmt, welches durch eine gegebene Menge Kohlen aus Wasser von 212° Fahrenheit verdampft wird. Die Vergleichung mit den berühmten Kohlen von Newcastle, welche man auf den Dampfschiffen des atlantischen Meeres braucht, ergab, dass sie völlig gleich und eher übertroffen sind von den Kohlen des östlichen Virginiens, dass ihnen die Kohlen von Maryland und Pennsylvanien vorzuziehen sind, und dass ein gleicher entschiedener Vortheil in der Dampf-Erzeugung den Anthraciten gegen die trocknen Kohlen, sowohl für gleiches Gewicht, wie für gleiches

Volumen, zusteht. — Ueber das Gazoskop von Chuard. Ein Instrument, welches in Bergwerken u. s. w. die Gegenwart einer Beimischung entzündlicher und explodirender Gase (schlagender Wetter) anzeigen soll. Es beruht auf dem Princip des Aräometers. — Die Privat-Goldwäschereien am Uderei in Sibirien. (Aus der nordischen Biene nach des Barons Seddeler Reise-Tagebüchern.) — — Es mögen diese Angaben genügen, um vom reichen Inhalt vorliegenden Bandes des Bergwerks-Freundes den Beweis zu geben.

**Leonhard.**

---

*Topografie médicale du Caire avec le plan de la ville & des environs par le Dr. F. Pruner. Munic, aux frais de l'auteur 1847. 8. p. 118.*

Das vorliegende Werk, eigentlich nur der Vorläufer eines grössern und umfassendern, ist ganz geeigenschaftet, den unfreiwilligen Irrthümern zu steuern, zu welchen die ärztliche Welt durch die Mittheilungen der französischen Expeditionsärzte und anderer Naturforscher verleitet worden ist; denn während diese bloss kurze Zeit und vom einseitigen Standpunkte aus Egypten ins Auge fassten, theilt uns der Verfasser Resultate mit, welche sich auf eine Beobachtung von 16 Jahren in Egypten und von 12 Jahren in Kairo stützen.

Die Sektion A (S. 9—56) beschäftigt sich mit der allgemeinen Phänomenologie der medizinischen Topografie von Kairo. Das 1. Cap. beschreibt die Lage und den Boden der Stadt, die Eintheilung des Innern und die Bauart der Häuser, indem sich die Salubrität der verschiedenen Quartiere sehr nach diesen Verhältnissen modifizirt. So erscheint die hoch gelegene Citadelle als die gesundeste Gegend, obwohl nicht von epidemischen Einflüssen vollkommen frei. Die Griechen- und Judenquartiere dagegen sind die ungesundesten, sowohl wegen ihrer tiefen Lage als wegen ihrer schlechten Bauart. Das 2. Cap. behandelt die klimatischen Beziehungen: Temperaturwechsel, Chonesie, Windströmungen, Abweichung der Magnetnadel, Erdbeben, Regenmenge und Feuchtigkeit etc. Das 3. Cap. berücksichtigt den physiologischen Zustand der Einwohner, ihre Nahrung und Kleidung, sowie die Gewohnheiten, welche auf die Gesundheit Einfluss äussern.

(*Schluss folgt.*)

Nr. 53. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Pruner: Topografie médicale du Caire.

(Schluss.)

Die Ureinwohner, Felloch und Kopten, die Glieder der ethiopischen Rasse, worunter der Verf. die mit Negerblut gemischten Zweige der kaukasischen Familie versteht (Barabens und Abyssinier, Gallas und Neger), sowie die Zweige der hemitischen Familie (Araber und Juden), werden hier genügend und nach ihren anatomischen, physiologischen und psychologischen Kennzeichen beschrieben, woran sich eine gedrungene Darstellung der Lebensweise und Sitten der Einwohner Egyptens schliesst, welche besonders für die ätiologischen Momente der Topografie von Wichtigkeit ist.

Die Sektion B behandelt die Krankheiten nach ihrem sporadischen und epidemischen wie endemischen Vorkommen und mit besonderer Berücksichtigung ihrer ätiologischen Momente. Besonders hebt der Verf. die Verschiedenheit der pathologischen Verhältnisse Egyptens gegenüber von Europa hervor. Während man hier unter den akuten Formen Entzündungen der Brusteingeweide vorherrschen sieht, trifft man dort Affektionen des Darmkanals und der Bauchorgane. Das tyfose Fieber ist nur selten und sporadisch, dagegen herrscht die Pest. Lungenvereiterungen werden durch Geschwüre der Dickdärme ersetzt, und statt krebsiger Affektionen stosst man auf Leprosen. Lymfgeschwülste verdrängen die Anevrismen, und Schmarotzergeschwülste die Hypertrofieen innerer Eingeweide. Statt entschiedenen Entzündungen begegnet man venösen Congestionen und besonders sind die Modifikationen der Rassen ins Auge zu fassen.

Der Verf. scheidet die Krankheiten nach den besonders ergriffenen Systemen und Organen und handelt im 1. Cap. (S. 59—65) von den Krankheiten der äussern Körperfläche: Rose, Rötheln, Masern, Bläschenausschläge, Blatterformen, Grind, Krätze etc. kommen hier zur Betrachtung. Im 2. Cap. (S. 66—69) dyskratische Krankheiten, welche die Haut afficiren: Leprosen und Syfiliden. Im 3. Cap. (S. 67—75) die Krankheiten der Verdauungswerkzeuge: Mundfäule, Zungenentzündung, Magenkrankheiten, Dysenterie, Milz- und

Leberkrankheiten. Im 4. Cap. (S. 75—78) Krankheiten der Respirations- und Cirkulationswerkzeuge: Laryngitis, Bronchitis, Angina pectoris, Herzfehler, Phlebitis, Hämorrhoiden etc. Im 5. Cap. (S. 78—82) Krankheiten der Geschlechts- und Harnwerkzeuge. Letztere eben so häufig als Affektionen der Haut. 6. Cap. (S. 82—87) Nervenkrankheiten: des Gehirns, des Rückenmarks, Epilepsie, Wuth, Heimweh, Geisteskrankheiten. 7. Cap. (S. 87—89) Flüsse: Katarrhe, Rheumatismen, Gicht. 8. Cap. (S. 89—93) Krankheiten des Lymf- und Blutsystems: Skrofeln, Kropf, Rhachitis, Wassersucht, Elefantiasis, Skorbut. 9. Cap. (S. 94—97) Eigenthümliche Gewebe und Produkte: Tuberkel, Skirrhus, Krebs, Geschwülste. 10. Cap. (S. 98—101) fieberhafte Krankheiten: Gastrische gallige und Wechselfieber. 11. Cap. (S. 101—108) Vergiftungskrankheiten: bösartige Fieberformen (Demelmuja), Cholera, Tyfus, Pest. 12. Cap. (S. 108—116) Augenkrankheiten nach den verschiedenen Theilen des Auges.

Leider verbietet uns der zugestandene Raum in eine weitere Erörterung des interessanten Inhalts einzugehen. Doch können wir nicht umhin, des Verfassers Schlussfolgerungen hier mitzutheilen, welche schon zeigen, wie wichtig die Forschungen sind, aus welchen der Verf. dieselben abstrahirte.

„Cairo hat eigentlich nur 2 Jahreszeiten und bietet daher im Lauf des Jahres zwei verschiedene Constitutionen, nämlich die katarrhal. und gastrische der Autoren. Der Ersten geht oft die rheumatische voran, welche auch gerne der Zweiten folgt und sich mit beiden complizirt.

„Der Charakter der Krankheiten wird selten ganz entzündlich, wie in den Jahren 1832 und 1843 im Winter. Alsdann können Lungen- und Pleuraentzündungen eine Zeitlang herrschen.

„Die Grippepidemieen entwickeln sich unter der Herrschaft des katarrhalen Genius. Er charakterisirt sich durch eine Menge von Anginen, Bronchititen, Stomatiten, Ohrentzündungen mit Affektion der Drüsen. Dysenterie kann hier unter der katarrhalen Form auftreten.

„Während der Herrschaft der gastrischen Constitution ersetzen gastro-hepatische Entzündung und Magen-Darmreizungen die der Luftwege. Hier entwickelt sich leicht der Tyfus und das Tyfusfieber und die Dysenterie wüthet in allen Graden.

„Exanthematische Epidemieen erscheinen in derselben Epoche, wie die Pest: so herrschen Blattern, Masern und Pest vom Winter bis zum Juni. Die Cholera dagegen zieht scheinbar das Ende des Sommers vor.

„Diese Erscheinungen, welche eine wahrhaft erstaunliche Regelmässigkeit beobachten, scheinen von dem Zusammenflusse jener Ursachen abzuhängen, welche die Jahrszeiten bestimmen.

Wie der Khamsin vorzüglich auf die Blutbildung zu wirken scheint, so drückt die Wärme allen Krankheiten einen Charakter der Adynamie auf, und ihr Typus hängt oft mit dem Steigen des Flusses zusammen.

„Wenn die Entzündungen der Athmungswege im Allgemeinen eine kürzere Dauer und eine leichtere Lösung in Egypten darbieten, so herrscht das Gegentheil in den Entzündungen der Unterleibsorgane.

„Kairo bietet Proben fast aller Krankheitsgattungen. Bezüglich der relativen Häufigkeit und des Krankheitscharakters bildet diese Stadt überdiess den Uebergangs- und Vermittlungspunkt zwischen den Mittelmeerküsten, dem innern Afrika und Indien.

„Obgleich sich keine Krankheiten finden, welche einer Menschenrasse vor der andern angehören, so ist doch unzweifelhaft, dass die Erkrankungsbreite des Negers viel enger und beschränkter ist, dass sich seine Krankheiten bedeutend modifiziren und er sich insofern mehr dem Thiere nähert, als der civilisirte Mensch."

Möge diess hinreichen, um das Buch dem medizinischen Publikum zu empfehlen. Das grössere Werk, welches schon unter der Presse ist, wird auch dem Anthropologen und Ethnografen von Wichtigkeit sein. Ein sehr schöner Plan von Kairo und der Umgegend vollendet das Ganze.

---

*Versuch einer Begründung der Pathologie und Therapie der äusseren Neuralgien von Dr. H. Bretschneider, prakt. Arzte zu Gotha. Jena. 1847. Fr. Maucke. gr. 8. S. XIV. u. 435.*

Der Verfasser bietet uns in vorliegendem Werke eine sehr fleissig und mit Sachkenntniss gearbeitete Monografie der äussern Neuralgien, wozu er seit 6 Jahren den Stoff gesammelt hat. Als praktischer Arzt war ihm natürlich der Standpunkt des Therapeuten der wichtigtse und wenn er auch das Nützliche in den Forschungen eines Valentin, Henle, Stilling, Wallach und Anderer bereitwillig anerkennt, so gesteht er unumwunden ein, dass ihm die Resultate der Nervenphysiologen noch immer nicht reif genug scheinen, um von denselben eine solche Anwendung auf die Pathologie der Nervenkrankheiten zu rechtfertigen, wie sie die Nervenpathologen der neusten Zeit bereitwilligst versuchten. Der Verfasser glaubte sich desshalb um so weniger auf ähnliche Hypothesen

einlassen zu dürfen, als es ihm, nach seiner Versicherung, nie gelang, „in den hochtrabenden Phrasen neuerer Nervenpathologen etwas anderes zu finden, als hübsche, wichtig klingende Worte, etwas Arroganz und wenig praktische Brauchbarkeit."

Die erste Abtheilung gibt (S. 1—139) in zwei Hauptperioden Geschichte und Literatur der äussern Neuralgien und zwar die erste Hauptperiode von Hippokrates bis Nicol. André 1756, die zweite von da an bis herab auf die neuste Zeit, wozu der Nachtrag (S. 412 bis 427) gehört. Der Verfasser huldigt der Ansicht, dass die Krankheitsformen in organischer Entwicklung vom anfänglich negativen Charakter im Mittelalter zum animalen (?) und in der neusten Zeit zum nervösen übergegangen seien, und indem er die wenigen Notizen, welche früher über die äusseren Neuralgien bei den Autoren sich finden, sammelt, sucht er den Grund davon in einem verhältnissmässig geringen Vorkommen derselben in früherer Zeit.

Der französische Wundarzt Nic. André zu Versailles war der Erste, welcher schon vor Fothergill die Neuralgia fac. klar und deutlich als die Krankheit eines einzelnen Nerven beschrieb. Seither wurde sehr viel geleistet, was die Literatur betrifft, sehr wenig aber insoferne man den Werth des Geleisteten ins Auge fasst. Der Erste, welcher die verschiedenen Formen der Neuralgie als Krankheitsgruppe zusammenfasste, war Chaussier (1803) und ihm folgten Montfalcon (1819) und Valleix (1841) indem sie die Neuralgien nach der Form und dem Sitz des Schmerzes gruppirten. Ihnen gegenüber beschäftigten sich Masius (1805 u. 1826) Scott (1834) und Schauer (1838) und in neuster Zeit Canstatt und Eisenmann mit den pathogenethischen Momenten. Doch blieb die Feststellung des Begriffs der Neuralgien fortwährend schwankend, sowie auch noch Romberg (1840) die Neuralgie nicht so fest als Krankheitsform, sondern vielmehr als Krankheitsprozess umfasst, wodurch mannichfache Irrthümer und Missverständnisse herbeigeführt werden müssen.

Die zweite Abtheilung, welche (S. 143—141) die Pathologie und Therapie der äussern Neuralgien behandelt, zerfällt in 13 Kapitel, von denen die ersten 12 die allgemeine Krankheits- und Heilungslehre, das 13te Kapitel aber die spezielle Bearbeitung enthält. Wir beschränken uns auf eine kurze Anzeige des Inhalts der einzelnen Kapitel.

1. Kapitel. (S. 144—145) Definition der Neuralgie; Unterschied zwischen ihr und Neurose. Neuralgien sind dem

Verfasser die eigenthümlichen symptomatischen Krankheitsformen, welche, im Verlauf und namentlich auf einzelnen Punkten sensibler Nervenäste und Zweige wurzelnd, sich durch einen mehr oder minder heftigen, paroxysmenweise auftretenden durch leise Berührung augenblicklich erregbaren Schmerz, welcher durch starken Druck auf die schmerzhafte Stelle eher vermindert, nicht aber erregt wird, vorzugsweise charakterisiren, und die entweder durch Reizung an den Nervencentren, oder an den periferischen Nervenendigungen, oder durch Alienation der Leitung entstehen, dabei während der ersten Zeit ihres Auftretens das Allgemeinbefinden meistens ganz ungestört lassen, typisch oder atypisch, sehr selten epidemisch, fast immer sporadisch auftreten. Zu den Neurosen verhalten sie sich wie Unterabtheilungen zur Krankheitsgattung, und wurden in neurer Zeit als Hyperästhesien bezeichnet.

2. Kapitel. (S. 146—149) Kurze Uebersicht der bei Bestimmung der Pathogenesis zu berücksichtigenden Gesetze der Nervenphysik. In 17 Sätzen den Bau und die functionellen Beziehungen der Nerven schildernd.

3. Kapitel. (S. 149—151) Bestimmung der Nerven, welche von Algie ergriffen werden können; Eigenthümlichkeiten in der Art der Verbreitung des Schmerzes bei Neuralgien. Im Allgemeinen bleibt der Satz gültig, dass nur sensible Nerven von Neuralgie ergriffen werden können.

4. Kapitel. (S. 152—159) Eintheilung der Neuralgien nach den ergriffenen Nerven. Der Verfasser zählt hier anatomisch die äussern und innern Neuralgien auf; da jedoch die letztern für jetzt von seiner Bearbeitung ausgeschlossen bleiben, so theilt er bloss von den ersteren die verschiedenen Namen der Autoren und eine kurze Charakteristik des Schmerzes mit.

5. Kapitel (S. 159—176). Allgemeine Symptomatologie der (äussern) Neuralgien. Der Verfasser schildert hier die Neuralgia facialis, N. cervico-occipitalis, N. dorso-insercostalis, N. mammae, N. lumbo-abdominalis und ilio-scrotalis, N. cervico-rachialis und endlich die Neuralgia ischiadica nach ihren charakteristischen Momenten.

6. Kapitel (S. 177—184). Unterscheidung der einzelnen Formen der Neuralgien von andern, Aehnlichkeit in ihrer Erscheinung darbietenden Krankheiten — Diagnose der Neuralgien nach ihrem Sitze. So wird die N. fac. von Zahnschmerz, Gesichtsrheuma, gichtischer Cefalalgie und Migräne, Krankheiten der Stirn- und Kieferhöhlen, Clavus hystericus, eigenthümlichen

Schmerz des Unterkiefergelenks und simulirter Gesichtsneuralgie unterschieden.

7. Kapitel (S. 185). **Ist die Neuralgie bei Thieren beobachtet worden?** Verfasser theilt ein Schreiben des anerkannt tüchtigen Veterinärarztes Falke mit, worin dieser den höher organisirten, namentlich den Haussäugethieren, die Neuralgien vindicirt.

8. Kapitel (S. 185—187). **Geografische Verbreitung.** Genauere Untersuchungen fehlen; die bekannt gewordenen Notizen theilt der Verfasser mit.

9. Kapitel (S. 187—210). **Ergebnisse der pathologischen Anatomie.** Nach einer fleissigen Compilation dessen was die pathologische Anatomie über äussere Neuralgien auffinden konnte, stellt der Verf. die Resultate in zwei Abtheilungen zusammen, 1) jenachdem Neuralgien durch Veränderungen am Nerven selbst und an den ihn zunächst umgebenden Theilen (Neuritis, Hypertrofie, Atrofie, Varikosität etc.) bedingt werden; 2) oder durch krankhafte Processe in den Nervencentren oder durch Veränderungen der den Nerven in seinem Verlauf umgebenden Theile (Geschwülste, Exostosen, Arterienverknöcherung, Aneurismen etc.) veranlasst werden.

10. Kapitel (S. 210—239). **Pathogenesis der Neuralgien.** Der Verf. gibt hier statistische Zusammenstellungen über die einzelnen pathogenetischen Momente und wirft sich zuletzt die Frage auf, ob Neuralgien rein als Alienation der spezifischen Energie sensibler Nervenfasern oder -Zweige auftreten können, ohne dass diese Alienation, die Hyperästhesie, von einem andern Systeme, namentlich dem Blute, ausgehe und durch krankhafte Beschaffenheit desselben bedingt sei? Der Verf. bezweifelt, dass reines Ergriffensein eines sensiblen Nerven als Neuralgie wenigst primär vorkomme und hält den Ausdruck „rein nervöse Neuralgie“ für ungereimt, da das Blut wie bei der Entstehung aller Neurosen, so namentlich bei den Neuralgien eine so wichtige Stelle einnimmt.

11. Kapitel (S. 239—243). **Prognose und Ausgänge der Neuralgien im Allgemeinen.** Nach den gewöhnlichen Momenten abgehandelt.

12. Kapitel (S. 243—259). **Allgemeine Therapie der Neuralgien.** Der Verf. scheidet die Mittel in solche, welche direkt auf den leidenden Nerven wirken: (Narcotica, Actispasmod, Tonina, Metallkalke und Salze, Elektrizität etc., Durchschneidung und Ausschneidung — die Operation wird vollständig geschildert — Conpression etc.) und in solche, welche indirekt wirken: Antiflogistica, Derivantia, Irritantia.

13. Kapitel (S. 259—411) Pathologie und Therapie der Neuralgien nach ihrem Charakter. Der Verf. macht hier 4 Unterabtheilungen:

1. Abschnitt: Protopathische Neuralgien. Hieher rechnet der Verf. die Neuralgia organica, die durch Spinalirritation bedingte, die inflammatoria und traumatica und die nervöse oder habituelle Neuralgie.

2. Abschnitt: Deuteropathische Neuralgien. Diese zerfallen in die rheumatische, konstitutionelle oder kachektische, typose oder intermittirende, congestive und endlich in die Neuralgie, welche durch Leiden naher Theile bedingt wird. Die zweite dieser Formen, die kachektische, hat als Unterabtheilungen: die artheisische, skirrhose, skrofulose, skorbutische, syfilitische und merkurielle.

3. Abschnitt. Sympathische Neuralgien. Hier schildert der Verf. in drei Abschnitten die Neuralgien, jenachdem sie durch Magen- und Darmreiz, durch Urethral-, Vesikal- und Nierenreiz oder endlich durch Uterinreize bedingt werden.

4. Abschnitt. Metastatische Neuralgien: 1) durch unterdrückte Hautausschläge entstanden; 2) durch unterdrückten Tripper oder Tripperseuche; 3) durch Unterdrückung der Wochenbettfunktion.

Wie überhaupt, so hat sich der Verf. insbesondere in diesem Kapitel bemüht, vollständig zu sein und hat zu diesem Behufe eine Menge eigener und fremder Beobachtungen aufgenommen. So wird das Buch für den praktischen Arzt von vorzüglicher Bedeutung werden, da er darin einen Ariadnenfaden in dem Labyrinthe empfängt, wo ihn einerseits die schnellgebauten Luftschlösser der Nerventheorie und andrerseits die quacksalbende Vielgeschäftigkeit der ruhmredigen Mittelsucht nur zu leicht irre zu leiten im Stande sind.

---

*Lehrbuch der Kinderkrankheiten für praktische Aerzte und Studirende. Von J. Milman Coley, Dr. med. etc. Stuttgart, J. B. Müllers Verlag. 1847. G. 8. . S. X. ad 469.*

„Ein gedrängtes Lehrbuch der Kinderkrankheiten, sagt der Uebersetzer, ist ein entschiedenes Bedürfniss in Deutschland. Ich bin zwar weit entfernt, hiemit der Schrift Meissner's zu nahe treten zu wollen. Für den Bedarf derer, welche kein spezielles Studium aus den Kinderkrankheiten machen, ist sie aber zu gross. Denn gewöhnlich hat man weder Lust noch Zeit, sich wegen einer Spezialität durch zwei starke Bände durchzuschlagen.“

Diess von der Veranlassung zur deutschen Bearbeitung des englischen Werks von Coley über Kinderkrankheiten, welches gedrängt und übersichtlich alles darbietet, was auf diesem Gebiete für den praktischen Arzt von irgend einer Wichtigkeit sein kann. Die Krankheiten der Kinder werden darin, von den Affektionen der Neugebornen angefangen, je nach den ergriffenen Organen dargestellt. Das Werk ist mit besonderer Rücksicht auf den Praktiker und den angehenden Arzt, welcher sich über medizinische und chirurgische Fälle der Kinderpraxis Aufschluss holen will, abgefasst. Es steht daher durchaus auf dem praktischen Standpunkte und stützt sich auf die Resultate einer 40jährigen Praxis, wozu besonders ein ausgebreiteter Armendistrikt, wo immer die interessantesten Fälle zu suchen sind, beitrug.

Jedermann, der sich mit der Kinderpraxis beschäftigen muss, weiss, wie schwierig es oft ist, eine richtige Diagnose zu stellen. Betragen, Ausdruck, Lage der kleinen Kranken sind oft die einzigen Anhaltpunkte und desshalb von der grössten Wichtigkeit. Es ist daher ein grosser Vorzug des vorliegenden Werkes, dass es durchaus bemüht ist, ein genaues Bild der physiognomischen und andern Kennzeichen zu entwerfen, indem bei Kindern die Natur, zu jung zur Verstellung, in allen ihren Veränderungen die Erkennung und genauere Würdigung der Krankheit erleichtert.

Ein weiterer Vorzug des Buches ist, dass der Verfasser sich einer möglichst einfachen Mediciation befleisst und überall gegen das Viel- und Vielerlei-Verschreiben eifert. „Nichts ist so schädlich, sagt er, als die zu häufige Anwendung starkwirkender und besonders narkotischer Arzneimittel in Kinderkrankheiten. Nehmen wir z. B. die Behandlung des Krampfhustens, so finden wir Opium, Conium macul., Belladonna, Digitalis, Arsenik, salpetersaures Silberoxyd, Blausäure, Kamfer, Canthariden und Blei von den verschiedenen Autoren empfohlen und angewendet; und doch wird man finden, dass die einzige und beste Behandlung darin besteht, dass man den Kranken in einem Zimmer hält, das eine stets auf gleicher Höhe erhaltene Temperatur hat.“

Trotz dieser vorwaltend praktischen Richtung des Ganzen hat der Verf. die Theorie nicht ausgeschlossen. Er erkennt dankbar an, dass er im Gebiete der pathologischen Anatomie sich die bedeutendsten Arbeiten deutscher und französischer Aerzte, als welche hierin am meisten geleistet und durch liberalere Anstalten begünstigt seien, zu Nutze gemacht habe, so wie er die Entdeckungen der neuesten Zeit auf dem Gebiete der Nervenphysiologie zur zweckmässigern Einrichtung der Behandlung zu

verwenden bemüht ist, ohne sich viel mit eitlen Hypothesen zu beschäftigen.

So darf das Buch, das wir jedem Praktiker empfehlen zu können glauben, als ein Leitfaden in einem der schwierigsten Theile der ärztlichen Praxis angesehen werden, und der deutsche Bearbeiter, welcher so bescheiden war, seinen Namen zu verschweigen, hat sich gewiss verdient gemacht, dass er durch seine Uebersetzung das Werk dem deutschen Publikum zugänglich machte.

Druck und Ausstattung sind vortrefflich.

**Quitzmann.**

---

*Patholologische Untersuchungen über die Verderbniss der Zähne. Gekrönte Preisschrift des deutschen Vereins für Heilwissenschaft in Berlin. Vom Verfasser Dr. med. Klencke in Braunschweig. Berlin 1846. Gedruckt auf Kosten des Vereins für dessen Mitglieder. Mit drei lithographirten Tafeln (gr. 4., 72 Seiten).*

Der vaterländische Verein für Heilwissenschaft in Berlin beschenkte uns im vorigen Jahre mit dem zweiten Bande seiner Denkschriften, welchem die hier vorliegende mit dem Preisse gekrönte Schrift des Herrn Klencke einverleibt ist. Wir glauben jener hochverehrlichen Societät für ihre fruchtbringenden Mühewaltungen unseren wahren Dank nicht zuversichtlicher an den Tag zu legen, als wenn wir hier eine gedrängte Inhaltsanzeige dieser interessanten, dem Buchhandel fremd gebliebenen, Preissschrift mittheilen. — Es war bei dem heutigen Stande der Wissenschaft allerdings wünschenswerth, eine genauere physiologische Kenntniss über die wichtigen Extremitäten des Kauapparates zu erlangen, um sonach auch richtigere Blicke in die pathologischen Erscheinungen an den Zähnen einsenken zu können, zumal man diesen Anforderungen bisher nur auf eine ungenügende Weise und gemeinhin nur von praktischer Seite aus entsprochen fand. Bietet auch die vorliegende Schrift kein physio-nosologisches Ganzes der Odontiatrik dar und beschränkt sie sich auf die von dem Vereine gestellte Preis-Aufgabe der pathologischen Untersuchung über die Verderbniss der Zähne, so überschauen wir darin dennoch ein Feld, auf welchem ebenso die physiologischen Momente des Untersuchungsobjectes klar erörtert sind, wie uns die Genesis einer der am häufigsten vorkommenden Zahnkrankheiten, der s. g. Caries, in eigenthümlichen Gewande entgegen tritt, dessen Charaker das Gepräg

der Genialität an sich trägt; daher denn auch ihr, als Referent über Zahnheilkunde in Cannstatt's und Eisenmann's Jahresberichten rühmlichst bekannter, Verfasser, unter den bei dieser Preisaufgabe betheiligt gewesenen fünf Bewerbern sich den Lorbeer errang. Zwar erhielten wir bereits durch die mikroskopischen Untersuchungen von Henle, Linderer, Müller, Nosmyth, Purkinje, Raschkow, Retzius, Schwann, Valentin u. A. dankenswerthe Aufschlüsse, indessen nehmen diese auf den fraglichen Gegenstand nur im Allgemeinen Bezug, während die vorliegende Schrift ihr Thema in einer umfassenden Weise behandelt.

Dieselbe begreift drei Untersuchungs-Momente in sich: den anatomisch-mikroskopischen, den chemischen und den pathologischen der Zahnsubstanz; die beiden ersteren als erklärende Prämissen für den letztern wichtigern.

Zuvörderst giebt der Verf. eine Begriffsbestimmung über die s. g. Zahncaries im Allgemeinen, welche Benennung ihm deshalb als eine unrichtige erscheint, da, wie später erhellen wird, die Zahnsubstanz als ein starres Gewebe sich von dem auf einer höhern Stufe der organischen Bildung stehenden Knochen-Gewebe wesentlich unterscheide, und nur in analogen Geweben analoge pathische Prozesse vorkommen könnten; die allgemeine Bezeichnung „Caries", wofür er hier den Namen: Dissolutio s. destructio dentis vorschlägt, sey vorzugsweise auf die Knochen zu beschränken, weil vermittelst deren, ihre Zellen und Kanälchen mit Bildungsstoff umspülenden Gefässe hier eine Stoffmetamorphose (Entzündung, Eiterung, Reproduction etc.) zu Stande gebracht werden könne, welche wie jenes vermittelnde Moment selbst, dem mehr anorganischen Zahngewebe abgehe. Den Beweis für die erwähnte Struktur liefert nun der erste Abschnitt der Arbeit, überschrieben:

### I. Genaue Darstellung der Formverhältnisse der Zahnsubstanzen.

Es wurden zur Untersuchung (der zu lösenden Aufgabe gemäss) vorzugsweise Menschenzähne gewählt und diese vollkommen ihrer Mittelaxe senkrecht durchschnitten, wodurch die drei Zahnsubstanzen: Zahnschmelz (der rindenartige Ueberzug der Krone), Zahnbein (die eigentliche, formelle Grundlage des Zahns, auf welcher die beiden anderen Substanzen abgelagert sind) und Cämentschicht (eine den Alveolartheil des Zahns umhüllende dünne Rinde), in ihren gegenseitigen Lagenverhältnissen genau erkannt werden konnten. Diese drei Substanzen untersuchte Verf. mikroskopisch seit mehreren Jahren öfters, worüber er uns seine Ergebnisse in den folgenden §§. und zwar zunächst die Mi-

kroskopie der Formverhältnisse der Schmelzsubstanz mittheilt. Um den leicht möglich werdenden Täuschungen bei derartigen subtilen Untersuchungen zu begegnen, erfand der geniale Verfasser eine sehr empfehlenswerthe Methode sich die dünnsten Lamellen dieser Substanz zu verschaffen, indem derselbe in verschiedenen Richtungen durchsägte Zähne mehrere Monate im Wasser macerirte, so dass er hierdurch die dünnsten Blättchen von der Sägefläche des Zahnfragments mit einem Rassirmesser abzutrennen vermochte. Diese so gewonnene Lamelle erschien bei einer 950maligen Durchmesservergrösserung als ein Convolut solider, ziemlich dicht von der Zahnmitte nach der Peripherie parallel laufender Fasern (Bild 1.), welche theils gerade, meistens jedoch wellig sind, sich häufig in spitzen Winkeln miteinander verbinden und bald ebenso an der Oberfläche schlingenartig sich umbiegen, bald, stärker geschlängelt, gabelförmig endigen und dann eine dichte, harte glänzende Rinde darstellen. Die Dicke dieser Schmelzfasern beträgt etwa $^1/_{510}$ — $^1/_{520}$ Linien; ihre auf der Durchschnittsfläche wahrzunehmende Gestalt ist eine drei-, vier- oder sechsseitige, welche von noch feineren Elementen abhängig zu seyn scheint, da man an ihr in kurzen Distanzen geordnete Querlinien vorfindet, die, als gegliederte Einzeltheile, den Fangarmen der Crinoiden nicht unähnlich sind. Der zwischen den Fasern befindliche Raum ist völlig strukturlos. Behandelt man die Schmelzfasern mit verdünnter Salzsäure, so scheidet sich eine gallertartige Masse aus, deren Substrat man für Kieselsäuren halten möchte. Zwischen der Schmelzsubstanz und dem Zahnbein befindet sich ein vermittelndes Gewebe (Membran). Dasselbe ist in Säuren unlöslich und zeigt auf beiden Seiten Grübchen, wohinein diesseits die Schmelzfasern, jenseits die Zahnbeinröhrchen sich einsenken. Bei Embryonen erscheint der Zahnschmelz als kleine, zugespitzte, leicht von einander zu trennende Nadeln. Die nun folgende mikroskopische Darstellung der Formverhältnisse der Zahnbeinsubstanz, auf eine 1600malige Durchmesservergrösserung sich beziehend, ergibt nachstehende Strukturverhältnisse: In einer anscheinend strukturlosen, mattweissen, durchscheinenden Grundsubstanz liegen feine Röhrchen von $^1/_{840}$ — $^1/_{880}$ Linien Dicke. Sie zeigen deutlich doppelte Wandungen, sind theils mit einer durchsichtigen Flüssigkeit, theils mit hintereinandergelagerten undurchsichtigen Kalkkörnchen gefüllt, laufen mehr oder weniger geschlängelt von der Pulpahöhle, wo sie mit offenen Mündungen beginnen, excentrisch nach allen Richtungen zur Peripherie, theilen und vereinigen sich wieder auf ihrem Lauf und zerästeln sich in der Nähe des Schmelzes in kleine Büschel, die in noch kleinere Zweige auslaufen

und mitunter anastomosiren (Bild 2. A. B.). Die Genesis dieser Zahnröhrchen scheint auf eine longitudinale Verschmelzung von, aus der Pulpahöhle sich entwickelnden, Zellen hinzuweisen, wie denn auch Verf. (mit Valentin) bei fünfmonatlichen Embryonen Faserzellen mit Kernen wirklich auffand. Wird jene Grundsubstanz, worin die Röhrchen liegen, längere Zeit mit verdünnter Salz- oder Salpetersäure behandelt, dann erkennt man, dass sie aus feinen, regelmässig geordneten, mit den Zahnröhrchen parallel laufenden, $^1/_{450}$ — $^1/_{420}$ Linien breiten Fasern besteht, wovon gewöhnlich zwei derselben zwischen zwei Zahnröhrchen gelagert sind; bei weiterm Einflusse der Säure findet man die erwähnten Zwischensubstanz-Fasern aus einem Bündel zarter, etwas abgeplatteter, blasser und gekörnter Fasern gebildet, welche in Essigsäure keine Veränderung erleiden. Die beiderseitigen Grenzen der Zahnbein- und Schmelzsubstanz sind keineswegs scharf abgeschnitten, beide dringen vielmehr gegenseitig in einander ein, ohne jedoch eine unmittelbare Verbindung einzugehen, sondern die Zahnröhrchen schieben, was bei völlig reifen Zähnen deutlich wahrzunehmen steht, immer eine intermediäre Substanz vor sich her, das bereits oben erwähnte strukturlose Zwischengewebe. Die nächsten Paragraphen handeln von der mikroskopischen Darstellung der Cämentsubstanz. In concentrischen Lamellen die Zahnbeinsubstanz umgebend, reicht der Zahnkitt bis zur Schmelzsubstanz hinauf, wo an der Grenze beide Substanzen mit welligen Zacken ineinandergreifen. Die Cämentschicht des Zahnes stellt somit eine knöcherne Kapsel dar, deren Masse an ihrer Spitze quantitativ zunimmt. Unter dem Mikroskope durchscheinend, erblickt man darin Knochenkörperchen mit Kalk führenden Strahlen. Diese theils zerstreut, theils gruppenartig zusammenliegende Körperchen besitzen eine verschiedene Gestalt, doch niemals Knochenmarkkanälchen; ihre von allen Seiten her zottig auslaufenden Kanälchen verästeln sich und anastomosiren vielfach miteinander. Zuweilen finden sich zweifach gepaarte Knochenkörperchen in einer Mutterzelle liegend vor (Bild 3).

Eine Vergleichung dieser drei Substanzen unter sich und mit der gewöhnlichen Knochensubstanz führte zu dem Resultate, dass der Zahnschmelz als eine selbständige (von den übrigen unabhängige) Substanz eigenthümlicher Bildung zu betrachten sey, während Zahnbein, Cäment und Knochensubstanz als Modificationen eines allgemeinen Gewebes erscheinen, dessen Charakter durch die dreifache Verschiedenheit der Höhlensysteme bestimmt wird; die Bildung der Cämentschicht des Zahns reiht sich demnach der der Knochensubstanz an, wie sich die des Zahnbeins

davon entfernt, die Schmelzentwickelung jedoch müsse diesem nach von der Bildung e cellula ausgeschlossen bleiben, eine Annahme, welche nicht isolirt dastehe, da man Analogieen an der Bildung der gelben Substanz der Muschelschalen, auch (nicht unwahrscheinlich) an der Röhrenmembran der Flusskrebsschalen vorfände.

In dem II. Abschnitte, welcher der chemischen Untersuchung der drei Zahnsubstanzen gewidmet ist, bespricht Verf. zugleich die vitalen Akte des gesunden Zahns, an welche derselbe generelle Deductionen über die in den Zahngeweben möglich auftretenden pathologischen Prozesse anknüpft. Die von Berzelius und Marchand bekannten Analysen des Zahnbeins prüfte Verf. in sieben Versuchen, sich der des letztern anschliessend. Das Zahnbein zeigt in chemischer Hinsicht eine nahe Verwandtschaft mit den Knochen, iedem es eben wohl aus Collagen und einer der Knochenerde ziemlich gleichkommenden Masse besteht, deren Differenz von der Knochenerde nur in den stöchiometrischen Verhältnissen beruht. Durch Krapp wird die Zahnbeinsubstanz geröthet, was bei dem Zahnschmelze nie der Fall ist. Glüht man die Schmelzsubstanz, so wird sie schwarz und verliert 2 Procent ihres Gewichtes. In Säuren aufgelöst bleibt nicht die Spur von Knorpel, wohl aber eine geringe Menge häutiger Substanz zurück, welche von der innern Seite der Schmelzlagergrenze herzurühren scheint. Weder die Behandlung mit Wasser, noch mit Salzsäure ergeben Leim, jedoch eine Spur von Kieselsäure. Unter elf Versuchen kommen neun mit der Analyse von Berzelius überein, die Verf. daher adoptirt. Die chemische Analyse der Cämentschicht des Zahns ist mit der der Kieferknochen vollkommen übereinstimmend. Was die vitalen Akte des gesunden Zahnes anlangt, so weist Verf. gegen Carabelli evident nach, dass Blutgefässe und Nerven sich nicht bis in die Zahnbeinsubstanz erstrecken. sondern sich nur an den die Höhle des Zahns auskleidenden Membran verzweigen. Diese Höhlen- (Pulpa-) Membran ist der eigentliche (wenn schon im Ganzen untergeordnete) vitale Moment des Zahns, und die in den Zahnsubstanzen vorkommenden pathologischen Veränderungen sind physikalisch-chemische Actionen, hervorgegangen aus allgemeinen Bedingungen und aus dem Chemismus, welchen das Blutleben in jener Membran vermittelt, wobei Substanzen exsudirt und resorbirt werden. Die offenen Zahnbeinröhren nehmen die Exsudate auf, führen sie durch die Zahnbeinsubstanz der intermediären Substanz zu, wo sie ihre peripherische Grenze finden; die den Zähnen mit Krapp beigebrachte Farbe schimmert von hier ab durch die Schmelzdecke, was wohl (Carabelli) zu der Täuschung

Veranlassung gegeben haben mag, als könne der Schmelz selbst dies Pigment aufgenommen haben. Die Zahnbeinsubstanz vermag indessen nur nach den Gesetzen der Haarröhrchen Stoffe fortzuleiten, wobei sie von den letztern selbst chemisch alienirbar sind. Ebenso erstreckt sich der Chemismus auch auf den Schmelz, insofern dieser durch den Inhalt der Zahnbeinröhrchen und durch Mundflüssigkeiten in chemische Atomenveränderung geräth, oder wollte man die Zahnbildung gleichsam als eine Zellenversteinerung betrachten, so wird die Wechselwirkung mit dem übrigen Körperleben dennoch nicht ganz aufhören, da eine Tränkung der Zahnsubstanzen mit Flüssigkeiten besteht, welche aus lebenden, blutführenden Gefässen exhaliren. Die pathologischen Prozesse, welche in den starren Zahngebilden zu Stande kommen, werden aber nie dem Charakter einer höhern Vitalität entsprechen, sondern nur den, auf rein chemisch-physikalischen Kräften beruhenden, der Zersetzung und Stoffumlagerung bekunden. Daher ist das Auftreten von Entzündung mit ihren colliquescirenden Folgen nur in der von Blutgefässen und Nerven durchzogenen Pulpa-Membran möglich, von wo die pathologischen Producte der erstern, vermöge obwaltender Affinität und physikalischer Capillarität, der nächsten Umgebung mitgetheilt und in ihr fortbewegt werden, somit eine Zersetzung der starren Masse zur Folge haben können. Eine gleiche Bewandniss hat es mit dem Einflusse dyskrasischer Stoffe auf das Zahngewebe; dyskrasische Prozesse können in der Zahnbeinsubstanz, wegen Mangels eines unmittelbaren Blutlebens und Stoffaustausches, nur auf chemisch-physikalische Weise einwirken.

Nach diesen allgemeinen Deductionen schreitet Verf. nun zu dem Hauptthema seiner Arbeit, der speciellen Untersuchung über die Verderbniss der Zähne, welchem derselbe eine kurze Angabe der bisherigen Schulansicht vorausschickt, wodurch somit der letzte Abschnitt in zwei Abtheilungen vorgetragen wird.

### III. Bisherige allgemeine Regeln von der Verderbniss der Zähne.

Nach der gebräuchlichen Ansicht soll die als „Hohlwerden“ „Caries“ bezeichnete Verderbniss der Zähne durch eine chemische Zersetzung der Mundflüssigkeiten entstehen, welche ebenso zunächst die Schmelzfaser zersetze, als beim Weitergreifen die Zahnreste erweiche, nussfarbig mache und in dem afficirten Gewebe bewirke. Dieser (äusserliche, chemische) Zersetzungsprozess ginge immer von der Schmelzdecke aus, so dass, selbst bei scheinbarer Unverletztheit derselben, man eine feine Oeffnung durch den Schmelz in die Tiefe des Zahnes gehend vorfände, durch deren fei-

nen Kanal die zersetzenden äussern Ursachen dem Innern zugeleitet würden. Man suchte diese Ansicht damit zu beweisen, dass sogar eingesetzte künstliche Zähne der cariösen Verderbniss unterworfen wären, und dass ein sorgfältiges Reinen der Zähne vor Caries vollkommen schütze. Nach Erscheinungen und Verlauf des cariösen Prozesses unterscheidet man gemeinhin eine akute oder feuchte und eine chronische, trockene oder nekrotische Caries, jene als eine Erweichung oder feuchte Fäulniss der Zahnsubstanzen betrachtend, welche vorzugsweise schmerzhaft, übelriechend und ansteckend sey, und an mehreren Zähnen gleichzeitig, besonders an den obern Schneide- und vordern Backenzähnen, zumal scrophulöser Kinder, vorkomme; diese als ein brauner Fleck im Schmelz der Krone, gewöhnlich an den Backenzähnen beginnend, welcher, weder Schmerzen verursachend, noch einen übeln Geruch verbreitend, langsam sich in eine schwarze Höhle verwandele, deren Wände bis zur vollendeten Zerstörung fest und hart bleiben. Als Ursache der Caries werden in den Lehrbüchern aufgeführt: fehlerhafte chemische Combination des Schmelzes und Zahnbeins, wodurch diese Substanzen den äussern, chemisch-physikalischen Influenzen geringen Widerstand zu leisten vermögen (daher das symmetrische Ergriffenwerden, die hereditäre Zahnverderbniss); Krankheitszustände, welche Abnormitäten des organischen Bodens bewirken und sonach die Combinationen des Zahnes alieniren oder auf diese von aussen her zerstörend einwirken (daher bei Störungen in den Organen des Reproductionslebens, bei Dyskrasieen, Stasen, Congestivzuständen, in der Schwangerschaft); schädliche Stoffe, wie Säuren, Zucker, faulende Speisereste; hohe Grade von Hitze und Kälte.

Die Klage des Verf., aus diesen zur Zeit geltenden Ansichten weder zu erfahren, worin das eigentliche Wesen der Zahnverderbniss bestehe, noch wie es komme, dass der eine Prozess acut, feucht, der andere chronisch, trocken verlaufe, wird durch seine, aus jahrelangen Nachforschungen gewonnene und in dem folgenden Abschnitte mitgetheilten Ergebnisse vollständig beseitigt, indem er dieselben einer Seits als Prüfstein für die bisher gültigen Ansichten verwendet, anderer Seits darauf seine neue Lehre über die Zahnverderbniss basirt. Die Ueberschrift dieses Abschnitts ist:

IV. Selbständige Untersuchung cariöser Zähne.

Um das Wesen der Zahnverderbniss und den Charakter ihrer Modificationen genau kennen zu lernen, schien dem Verf. theils eine mikroskopische, theils chemische, theils eine rationelle patholo-

gische Forschung erforderlich, wonach er sich anschickt, folgende specielle Fragen zu beantworten:

1) Was lässt die vielfältige mikroskopische Untersuchung cariöser Zähne erkennen und führt dieselbe schon auf Unterscheidungen der Form?

Jeder cariöser Zahn zeigt ein verschiedenes Verhalten, je nachdem die Zerstörung in dem Schmelze oder in dem Zahnbeine Statt findet. Feuchte und trockene Caries haben miteinander gemein, dass die histologischen Formelemente der Schmelz- und Zahnbeinsubstanz gewöhnlich bis dicht an den Rand der Zersetzungsstelle scharf und deutlich ausgebildet, aber eine Strecke weiter von diesem Rande die Formen blass, oft unregelmässig, unterbrochen und theilweise zerstört sind. Dagegen weichen beide Arten der Zersetzung in Bezug auf neue Element-Bildung wesentlich voneinander ab, indem bei der Caries humida stets ein neues Element in den Prozess verwoben erscheint, was bei der Caries sicca niemals der Fall ist. Wo bei unverletztem Schmelze die Zahnsubstanz zerstört (hohl) angetroffen wurde, befanden sich die Gefässe der Pulpamembran in dem Zustande der Stase, nicht minder war ein zwischen dieser Membran und den Mündungen der Zahnbeinröhrchen abgelagertes Exsudat eine constante Erscheinung. Verf. überzeugte sich ebenso von dem Vorhandenseyn des letztern an frischen Zähnen, wie von der Existenz der Gefässerweiterungen durch vollkommen gelungene Injektionen an Zähnen von Leichen, Beobachtungen, welche den evidenten Beweis liefern, dass nicht jede Caries von zersetzenden Mundflüssigkeiten ausgehe. Schreitet nun der Entzündungsprozess dieser innern Caries (vorläufig hier „centrale Zahnverderbniss“ benannt) fort, so findet man die Zahnbeinröhrchen verschmälert, undurchsichtig, dunkelgefärbt, oft stellenweise dunkel und hell, da aber, wo der Substanz-Verlust am bedeutendsten ist, in ihrer Continuität unterbrochen, oft scharf abgeschnitten, wegen Blässe kaum zu erkennen (Bild 4). Die an der cariösen Stelle gewöhnlich vorkommende bräunliche Färbung rührt von den Mündungen der Zahnbeinröhrchen her, deren sie umgebende faserige Grundsubstanz eben wohl oft eine gelbliche Färbung besitzt, welche, in Salzsäure unlöslich, als eine gekörnte, völlig amorphe Masse sich darstellt.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 54. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Klencke: Ueber das Verderbniss der Zähne.

(Schluss.)

Der centrale Zersetzungsprozess dringt gemeinhin wenig in die Tiefe, doch niemals in die Schmelzsubstanz ein, deren äussere Fläche erst bei fortschreitender Verderbniss eine bröckelige, weiche Beschaffenheit, und in vielen Fällen den Charakter einer Caries sicca annimmt. Dieser Umstand widerspricht somit der Behauptung von Linderer, Robertson u. A., dass es nur eine peripherische (äusserliche) Caries gebe. Bei der s. g. peripherischen (gewöhnlichen) Caries humida geht aber nie eine primäre entzündliche Affection voraus, vielmehr braucht die Pathogenie derselben auf einem eigenthümlichen Prozesse. Man findet nämlich in nicht seltenen Fällen, besonders aber an missfarbigen, mit Weinstein besetzten und solchen Zähnen, die bereits die erste Spur beginnender Caries verrathen, einen feinen epithelialen, aus kleinen Zellen gebildeten Ueberzug (Zellenmembran) über dem Schmelze, welcher mit der Verderbniss der Zähne in einem nähern Zusammenhange steht, worauf Verf. bereits im Jahre 1843 in Haeser's Archiv aufmerksam machte und durch fortgesetzte Untersuchungen (unter Rücksicht der nach ihm von Erdl in der allgem. Zeitung für Chirurgie etc. mitgetheilten Beobachtung, dass der in Rede stehende pathologische Prozess in einer zerstörenden Zellenmasse zu finden sey, welche die zerstörte Zahnsubstanz als ein braunes Häutchen, von ihm „Cariesmaterie" genannt, darstelle), zu dem wichtigen Resultat gelangte, dass die Genesis der s. g. Caries humida (peripherica) sich auf Gegenwart einer parasitischen Zellenwucherung gründe. Mit grosser Genauigkeit beschreibt Verf., unter Beifügung deutlicher Bilder (Bild 5 — 8), den vegetabilischen Parasiten, Protococcus dentalis, die Art seiner Entwickelung und Fortpflanzung, sowie insbesondere die durch die letztere bedingte gradweise erfolgende Zerstörung des Schmelzes bis zum Zahnbein hin, indem er zugleich die in diesen Zahnsubstanzen vorgehenden Veränderungen ihrer Elementarverhältnisse nachweist. Wir erfahren hier, dass die bräunliche, selbst schwärzliche Färbung, welche bei beginnender Caries an dem Schmelze bemerkt

wird, den neu gebildeten, senkrecht auf dem Schmelze stehenden Zellen zuzuschreiben sey, dass da, wo die Zellensäulen in die Schmelzsubstanz hineinragen, die Schmelzfasern blass, unregelmässig, aufgelöst erscheinen und bei tieferm Eindringen der erstern in der Art plötzlich endigen, dass 3 — 4 Schmelzfasern auf eine Zellensäule stossen. Hat der Wucherungs- und Zerstörungsprozess die Zahnbeinsubstanz ergriffen, so wird zunächst das zwischen Schmelz- und Zahnbein befindliche intermediäre Gewebe zu einer unkennbaren Masse zerstört, die in der Nähe der Zellen befindlichen Kalkröhrchen erscheinen undurchsichtig, braun und meistens verdichtet, ihre Glieder sind getrennt, deren Contouren geschmolzen, sie bilden Reihen von länglichen, unregelmässigen Vierecken; gelangen die Zellen endlich zur Pulpamembran, dann drängen sie dieselben anfänglich zurück, durchbohren sie aber bei weiterer Ausbildung ihres Vegetationsprozesses vollständig, so dass die Zellenmasse jenseits wie ein Bündel gegliederter, variköser Fasern hervortritt. An der gemeinhin als Caries sicca bezeichneten peripherischen Zahnverderbniss erkennt man niemals eine Zellenmembran mit Wucherungen und Zellensäulen, wohl aber eine Oblitteration der Gefässe und Nerven der innern Zahnmembran, wodurch Verf. zu dem Schlusse gelangte: die trockene Verderbniss der Zähne als einen Vermittelungsprozess anzusprechen, hervorgegangen aus einer abnorm vermehrten Ablagerung von Kalksalzen, wodurch gleichsam eine Gefässverkalkung und eine damit zusammenhängende Eintrocknung (Atrophie) der Nerven erfolgt. Diese Annahme wird auch durch die chemische Analyse bestätigt, da der Schmelz bei Caries sicca 10,33 kohlensauren Kalk liefert, während er im normalen Zustande nur 8,0 davon enthält.

Verf. unterscheidet nun, in Folge dieser histologisch-mikroskopischen Untersuchungen, drei charakteristische Formen der Zahnverderbniss:

1) Centrale Verderbniss; Destructio s. dissolutio dentis centralis, s. inflammatoria,

2) peripherisch-vegetative Zahnverderbniss; Zahnpilz; Destructio dentis vegetativa, s. Protococcus dentalis (Caries acuta),

3) Verwitterung des Zahns; Destructio dentis chemica (Caries chronica), über deren chemische Eigenschaften wir in der folgenden Frage weitere Aufschlüsse erhalten.

2) Was lehrt in Vergleichung mit dem mikroskopischen Funde die chemische Prüfung cariöser Zähne?

Schon im Allgemeinen weist die chemische Analyse, als ein durchgreifendes Resultat bei allen Arten cariöser Zähne, ein Uebermass von kohlensaurem Kalk nach, worin Verf. eine Prädisposition zur Verderbniss erkennt; bei den einzelnen Formen der Zahnverderbniss ergab sie Folgendes:

a) Bei Destructio dentis inflammatoria. Die Untersuchung der blassen, halbaufgelösten Zahnbeinsubstanz, sowie der bräunlichen Röhrenpartbie hat gezeigt, dass in der erstern mehr organische Substanz enthalten sey, als in letzterer, welches Vorherrschen, neben einer vermutheten gleichzeitig stattfindenden Abnahme anorganischer Combinationselemente, der mit der entzündlichen Affection gegebenen Exsudatmaterie zuzuschreiben seyn dürfte. Vergleichende Analysen der gesunden mit dieser erblassten Zahnbeinsubstanz haben beträchtlich abweichende stöchiometrische Verhältnisse ergeben, zugleich war in der letztern keine Spur phosphorsaurer Bittererde zu entdecken. Die chemischen Prüfungen der gefärbten Zahnbeinsubstanz liessen Kohlenstoff in amorphe Masse gelagert erkennen, welcher, wie Verf. der Analogie nach schliesst, auf die Weise gebildet zu werden scheine, dass das, bei dem Entzündungsprozesse exsudirende Oxyprotenl die organische Substanz zersetze und die Alkolien derselben anziehe, wodurch Kohlensäure frei werde, die aber, da sie weder von dem resorbtionsunfähigen Gewebe aufgenommen werden, noch entweichen könne, mit dem zersetzten Knorpelstoffe in Verbindung trete und so eine kohlenstoffige Masse darstelle.

b) Bei Protococcus dentalis verhielt sich die vegetabilische Cariesmasse gegen eine Menge Reagentien genau so, wie andere Cryptogamen, namentlich wie Protococcus viridis, Ulva latissima, Tremella, Nostoc und Conferva glomerata, welche vergleichungsweise nebenbei geprüft wurden, wodurch also die vegetabilische Natur des erstern vollkommen nachgewiesen ward.

c) Bei Destructio dentis chemica. Wie schon oben bemerkt, findet bei dieser Krankheitsform im Zahnschmelze ein Ueberfluss von kohlensaurem Kalk, dagegen in dem Zahnbeine eine auffällige Abnahme organischer Substanzen Statt. In fast allen Fällen findet man auch eine Verminderung des phosphorsauren Kalkes. Drei vergleichende Analysen des Schmelzes von Zähnen aus verschiedenen Lebensperioden etc. bestätigen das Gesagte. Wie die Zunahme des kohlensauren Kalkes durch einen abnormen Blutzustand vermittelt werde, ebenso glaubt Verf. die Zersetzung der Einwirkung einer freien Säure zuschreiben zu müssen, welche dem Zahne die Kalkbasen allmählig raube. Seine Untersuchungen

des Mundschleims liessen darin freie Milchsäure entdecken, deren zersetzende Eigenschaft auf den Schmelz ungleich rascher einwirkt, als andere damit künstlich in Berührung gebrachte organische und anorganische Säuren. Hat sich bei zunehmender Porosität ein Loch gebildet, so wird der Zersetzungsprozess beschleunigt, und wenn sich bisweilen in der Höhle zugleich der Protococcus dentalis zeigt, so findet hierdurch der Uebergang der trockenen in die s. g. feuchte Caries seine Erklärung. Dass die Einwirkung dieses Protococcus aber mit der des auf Kalksteinen vorkommenden Protococcus viridis nach dem Verf. in eine Parallele zu bringen sey, glauben wir widerlegen zu müssen, da das Verwittern der Kalksteine wohl weniger diesem Kryptogam, als vielmehr der zersetzenden Einwirkung der Atmosphärilien zugeschrieben werden dürfte.

Ob seine Entdeckungen und Erklärungen nun mit den bekannten Erfahrungen über Zahncaries auch correspondiren, sucht Verf. durch folgende Frage zu ermitteln.

3) Welche Momente des Lebens und der äusseren Einflüsse geben ihren Zusammenhang mit der Caries der Zähne und ihren jedesmaligen Charakter deutlich zu erkennen?

Die centrale Zahnverderbniss ist zwar nicht selten beobachtet worden, doch war ihre Genesis eben so unbekannt, wie ihre Symptomatologie falsch gedeutet wurde; das was man als s. g. Caries occulta kannte, glaubte man immer als eine peripherisch begonnene und dem Centrum zugeleitete ansprechen zu müssen. Die ohne äussere Verletzung vorkommenden Schmerzen, denen man verschiedene pathische Affectionen als ursächliche Momente unterstellte, treffen ausschliesslich einen bestimmten Zahn, dessen Pulpamembran entzündet ist, und wenn centrale und äussere Caries (ausschliesslich bei Backenzähnen) zusammentreffen, so sind die Charaktere beider streng von einander unterschieden. Die Erscheinungen der s. g. feuchten Caries stimmen vollkommen mit dem Leben des Protococcus dentalis überein. Der Zersetzungsprozess schreitet mit der Entwickelung des Parasiten synchronisch fort, die durch abgelebte Generationen des Pilzes bedingte Verjährung verursacht die übelriechende Beschaffenheit der cariösen Stelle und der Schmerz beginnt, wenn die Höhle für äussere Potenzen zugänglich und das Nervenleben irritirt worden ist. Ebenso entspricht die allmählig sich ausbildende Höhle dem Leben des Parasiten, dessen Zellenvermehrung nach der Zahnmitte hin geschieht, da sie an dem Schmelze einen härtern Widerstand findet. Es ist bekannt, dass Feuchtigkeit allen parasitischen Prozessen förderlich

ist, daher finden wir sie, und zumal bei der Existenz eines anomalen Chemismus der organischen Materien, vorherrschend bei jugendlichen scrophulösen Subjekten durch diesen Pilz bedingt, denn auch gleichzeitig an mehreren Zähnen entstehen, weil die Zellenentwickelung in dem allgemeinen Klima der Mundhöhle leicht gefördert wird. So erkannte Verf. in dem vom Zahnfleische abgeschabten Schleime bei Personen, die mehrere, an feuchter Caries leidende Zähne hatten, deutliche Carieszellen. Die Erklärung des Verfassers, dass trockene Caries deshalb vorzugsweise an Backenzähnen vorkomme, weil schädliche Stoffe hier nachhaltiger einwirken könnten, als an den vordern Zähnen, erscheint uns ungenügend, wir glauben vielmehr den Grund in einem gewissen Involutionsprozesse zu finden, wonach sich auch das bekannte symmetrische Ergriffenwerden der Mahlzähne erklären liesse. Die Schmerzlosigkeit der trockenen Caries, das Vorkommen derselben im höhern Alter finden in der vorn besprochenen Oblitteration der Gefässe und Nerven vermöge abnormer Combinationen der Zahnsubstanz ihre Erklärung und dass dabei die Wurzeln unversehrt blieben, ist ein Beweis, dass der Verwitterungsprozess an dem thätigeren Leben der Alveole einen Widerstand findet. Ebenso treffen die erwähnten Gelegenheitsursachen der Caries mit den oben charakterisirten, vom Verf. aufgestellten Arten der Zahnverderbniss und deren Bedingungen genau zusammen. Hierzu werden weiter noch gerechnet: die vorherrschende Verderbniss an denjenigen Zähnen, welche am meisten gebraucht werden, wodurch sie am leichtesten Sprünge und Risse bekommen und den zersetzenden Elementen zugänglich gemacht werden; Missbrauch saurer Substanzen zu Zahnpulvern, gegen welche der Zahnschmelz, seiner chemischen Natur nach, sehr empfindlich ist; vernachlässigte Reinlichkeit; mechanische Abnutzung des Schmelzes. Ueber die bisherige Zahntherapie spricht sich Verf. ungünstig aus, das gleichsam instinctmässige, die Charaktere des Uebels übersehende Handeln tadelnd. Denn so sistirte sich die Caries chemica nie durch Cauterisiren, eben so wenig wurde dadurch die feuchte, vegetabilische Wucherung zerstört; das Ausfüllen der Höhle bei trockener Caries wirke nur palliativ, weil man gegen den Combinationszustand der Zähne selten radical etwas unternehme; der Zahnschmerz sey niemals mit dem Cariesprozesse zu identifiziren, durch gewisse Mittel werde derselbe zwar beseitigt, das Grundübel aber schreite in seiner Entwickelung weiter fort, u. s. f. In Bezug der Zerstörung des Protococcus dentalis schlägt Verf. ein Verfahren vor, was wir, seiner eingreifenden Wirkung wegen, an lebenden Zähnen nicht in Anwendung ziehen möchten. Es soll nämlich der Parasit mit einer con-

centrirten Lösung kohlensauren Kalis getränkt und dieses dann durch sofortiges Zuleiten einer concentrirten Säure (welche? ist nicht gesagt) neutralisirt werden, durch welchen heftigen Chemismus das Leben des Pilzes zu Grunde gehe; auch andere chemische Gegensätze leiteten diesen Prozess ein, wie z. B. Imbibition des Cariespilzes mit Creosot und nachgeleitete Salpetersäure. Wenn auch Alkalien und Creosot die Zahnelemente chemisch nicht afficiren werden, so glauben wir, dass diess immer mit Säuren der Fall seyn wird, des Verfassers Destructio dentis chemica wäre dann auf Kosten der Destructio dentis vegetativa künstlich gebildet, bei dieser Therapie also nichts gewonnen worden.

Die Schlussfrage: 4) Welche bestimmte Gesammtresultate lieferte die Beobachtung? ergiebt ein Resumé des Ganzen unter 5 Nummern über die Bezeichnung „Caries"; über die eigenthümliche Art der Zahnsubstanzen, als Bedingniss für die besondere Form der Zahnverderbniss; über die beschränkte Vitalität der Zähne, als dadurch den physikalisch-chemischen, wie parasitischen Prozessen besonders zugänglich; über die drei Formen der Zahnverderbniss, und über die Therapie derselben im Allgemeinen, was alles zu wiederholen wir für überflüssig erachten.

Den beigegebenen, in der Officin von E. Dettmers sauber ausgeführten Abbildungen, hätten wir gern ideelle Durchschnitte ganzer Zähne, der Länge und Quere nach, noch beigefügt gesehen, wodurch eine deutliche Anschauung über das gegenseitige Lagerverhältniss der verschiedenen Zahnsubstanzen gewonnen worden wäre. —

Dieser Auszug mag genügen die Aufmerksamkeit der Aerzte und Naturforscher einer Schrift zugewendet zu haben, welche sich, vermöge ihres interessanten Thema's, wie ihrer mühesamen Forschungen wegen, bereits die ehrenvollste Anerkennung erwarb.

Bettenhausen bei Cassel.

**Aug. Ferd. Speyer.**

---

*Die neuere Medicin in Frankreich nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. Von Dr. Emil Kratzmann, praktischem Arzte zu Marienbad. I. Abtheilung. Leipzig bei F. A. Brockhaus. 1846. gr. 8. S.S. XVI. und 264.*

In scharfen Umrissen entwirft der Herr Verf. ein Bild der gegenwärtigen Medicin Frankreichs. Er gibt eine gedrängte geschicht-

lich-kritische Uebersicht der neueren französischen Schule. Sehr zweckgemäss theilt er diese in zwei Abschnitte und rechnet zu dem ersten Pinel, Bichat und Corvisart, welche die Wichtigkeit der objektiven Erscheinungen erkannten und durch deren Vorarbeiten der Weg der objektiven Forschung, des sogenannten Positivismus, geebnet wurde, auf welchem die Männer des zweiten Abschnittes, Broussais, Laënnec, Magendie und die neueren Eklektiker, namentlich Coutanceau, Double, Ribes, Saucerotte, Guérin, Petit, Cliet, Odier, Tacheron, Cruveilhier, Boisseau, Roche, Sanson, Gendrin, Andral, Gavarret, Louis, Rostan, Bouillaud, Piorry u. A. fortwandelten. — Mit grossem Geschick legt der Hr. Verf. in pragmatischer Kürze die Grundansichten der wichtigsten Schriftsteller dar und stellt den Entwickelungsgang der Literatur in eine höchst fassliche übersichtliche Reihenfolge. Dabei schildert er die Pariser Koryphäen (Phil. Pinel, Xav. Bichat, Joh. Nic. Corvisart, Fr. Jos. Vict. Broussais, Réné Theoph. Hyacinthe Laënnec und François Magendie) in ihrer wissenschaftlichen und praktischen Bedeutung und in ihren Eigenthümlichkeiten.

Der Hr. Verf. verdient alle Anerkennung für die Meisterschaft, mit welcher er das reichaufgeschichtete Material bewältigt, das Wesentliche hervorgehoben und das Mindererhebliche in den Hintergrund gedrängt hat. Dadurch wird dem Leser eine klare Uebersicht der Leistungen zur eigenen Beurtheilung geboten. — So sehr der Verf. der neueren französischen Medicin anhängt, so verbirgt er doch nicht die Schattenseite derselben und gesteht ganz offen zu, dass das eigentliche Heilgeschäft, die vom Arzte eigentlich zu lösende Aufgabe, durch die objektiven Untersuchungen der Franzosen noch keinen erheblichen positiven Vortheil, sondern nur den negativen Nutzen gewonnen hat, das Heilverfahren zu vereinfachen und auf die diätetischen Grundlagen zurückzuführen. Er rügt die Sorglosigkeit vieler französischen Aerzte, welche über das pathologische Interesse das Wohl der Kranken aus dem Auge verlieren und diese nur als günstige Objekte für ihre Untersuchungen ansehen. Diese Rüge gilt wohl theilweise auch für Deutschland; denn manchem Arzte der neuern Schule liegt auch hier die Krankheit mehr am Herzen, als der Kranke, den man als das Objekt zum Experimentiren ansieht.

Die Ausbildung der Arzneikunde in den letzten 50 Jahren in Frankreich gibt deutlich Zeugniss, wie daselbst die Fortschritte in der praktischen Medizin stets gleichen Schritt mit der relativen Ausbildung ihrer Neben- und Hülfszweige gehalten haben. Der am eifrigsten und erfolgreichsten bearbeitete Theil wurde gleichsam der Leitstern für die praktische

Medicin und für die gesammte medizinische Wissenschaft seiner Zeit. Nach und nach, aber in rascher Aufeinanderfolge, haben in Frankreich die allgemeine Anatomie, Physiologie, pathologische Anatomie, Physik und organische Chemie vorzugsweise das Interesse in Anspruch genommen, und jedesmal haben sich die gewonnenen Ergebnisse in der praktischen Medicin abgespiegelt. Pinel, Bichat und Corvisart berücksichtigten das anatomische Element vor jedem andern, indem sie das Erkranken des Organismus in seinen anatomisch-gleichartigen Geweben nach physiologischen Gesetzen nachzuweisen sich bemühten, und wurden so die Stifter der physiologisch-anatomischen Schule. — Broussais, auf diesem Pfade weitergehend, gelangte zur Ansicht, das Wesen sämmtlicher Krankheitszustände beruhe ausschliesslich auf einer örtlichen und sympathischen Reizung der organischen Gewebe und die Gastro-enteritis war ihm die Pforte zur Pathologie und Therapie. Er selbst nannte seine Lehre die physiologische Schule. — Laënnec benützte die physikalischen Kennzeichen zur Feststellung der Diagnose, wie in dieser Art Keiner vor ihm, und suchte den Beweis ihrer richtigen Deutung am Secirtische. Er setzte die Auskultation mit der von Auenbrugger erfundenen, von Piorry und Andern weiter ausgebildeten Perkussion in Verbindung und suchte durch anatomischen Nachweis der einseitigen Broussais'schen Localisationslehre Schranken zu setzen, und so entstand die anatomisch-physikalische Schule. — Magendie ist wohl durch diese erfolgreiche Anwendung eines Theils der Physik veranlasst worden, die physikalischen Lehren in ihrer Gesammtheit zur Erklärung der Lebenserscheinungen, im gesunden und kranken Zustande, zu gebrauchen. Durch die neueren Fortschritte der Physik wurde es ihm möglich, in die organischen Lebensgesetze bestimmter einzugehen und viele der ältern speculativen Erklärungsweisen als unrichtig darzuthun, zu verbessern und zu ergänzen, wodurch die physikalisch-experimentale Schule entstand. — Der Aufschwung der Physik und organischen Chemie in der neuesten Zeit veranlasste eine Menge physikalischer und chemischer Untersuchungen des Blutes, sowie aller Se- und Excretionen, und das Resultat derselben gab Veranlassung zur Annahme primärer Leiden der Säfte, wodurch der Grund zu einer neuen Humoralpathologie gelegt wurde.

Wir sehen also hier eine Solidarpathologie (Pathologie der Gewebe) und eine mehr oder minder ausschliessliche Humoralpathologie (Hämatopathologie) einander gegenüberstehen, zwischen welche der Eklekticismus tritt. Dieser nimmt ohne vorgefasste Meinung das Gute und Wahre überall an, wo er es findet, und verfolgt in seinen

Schriften die historische Richtung. Dieser Eklekticismus, oder nach Stark Synkretismus, im Sinne wahrer hippokratischer Forscher ist nichts Anderes als eine wissenschaftliche Methode, das unbestreitbar Wahre unter den getheilten Meinungen hervorzuheben, mit dem bereits längst als wahr Anerkannten zu vereinigen und daraus eine Lehre zu bilden, die der möglichst vollständige Gesammtausdruck unsers systematischen Wissens in einer gewissen Zeitepoche ist. Er huldigt demnach dem Satze des grossen Baglivi: „Duo sunt praecipui cardines, ratio scilicet et observatio.“ — Die grössere Mehrzahl der Aerzte Deutschlands und darunter besonders Lehrer unserer Wissenschaft schlagen diesen Weg ein. Man benützt die Untersuchungen und Forschungen der Anatomie, vergleichenden Anatomie, Physiologie, pathologischen Anatomie, Semiotik, Physik, Chemie, Mikroskopie u. s. w. mit der nöthigen wissenschaftlichen Kritik und bewahrt sich als goldene Regel den Ausspruch: „In medio virtus“. — Nicht gleichen Schritt mit diesen Forschungen hielten die Ergebnisse für das Heilverfahren; man vermisst hier positive und direkte Fortschritte und der Vorwurf, den man den Aerzten Frankreichs macht, dass sie keine methodische Heilanzeigen stellen und sich keine Rechenschaft über die Wirkung der Arzneimittel geben, ist im Allgemeinen nicht unbegründet.

In der Schilderung der eigenthümlichen Methode der neuern ärztlichen Forschungen in Frankreich zeigt der Hr. Verf. die Wege an, welche die oben genannten Männer zur Begründung ihrer Ansichten eingeschlagen, und betrachtet dann den wesentlichen Einfluss, welchen ihre Leistungen auf ärztliche Theorie und Praxis unsers Jahrhunderts ausgeübt haben. Er geht zu diesem Zwecke die Forschungen der Anatomie, Physik, Mikroskopie, Chemie und Physiologie durch, gibt die äusseren Motive für die eigenthümliche Richtung der neuern Medicin in Frankreich an und fügt die betreffende Literatur, aus welcher man die Eigenthümlichkeiten der Arzneikunde in Frankreich kennen lernen kann, bei.

Hierauf folgt eine Parallele der analogen Leistungen Deutschlands mit denen in Frankreich im Allgemeinen. Die wichtigsten Repräsentanten und Förderer des positiven Forschungsweges in Deutschland sind gegenwärtig: Die neue pathologisch-anatomische Wiener Schule und die sogenannte naturhistorische Schoenlein's. Das grossartige pathologisch-anatomische Institut zu Wien hat sich unter Rokitansky's Leitung einen so grossen Ruf erworben, dass es gegenwärtig das Erste seiner Art genannt werden kann. Es werden in demselben jährlich gegen 1800 Leichenöffnungen

gemacht und das Ergebniss derselben zu Protokoll gebracht. Rokitansky's Forschungen, unterstützt von Kolletschka, Engel, Dlauhy, Gruby, Ragsky u. A. haben zu wichtigen statistischen pathologisch-anatomischen Deduktionen, deren Zweckmässigkeit vielseitige Anerkennung gefunden hat, geführt, wovon einen erfreulichen Beweis die positiven Angaben über gegenseitige Ausschliessungs- und Combinationsfähigkeit verschiedener Krankheitsprocesse liefern, und erspriessliche Aufschlüsse über die physiologische Entwickelungsgeschichte der einzelnen Krankheitsprocesse gegeben, die durch die neu erwachende Krasenlehre, gefördert durch chemische und mikroskopische Untersuchungen, noch einer grösseren Vielseitigkeit entgegensehen. — Im engsten Zusammenhange mit den Fortschritten der pathologischen Anatomie in Wien stehen die anerkannten Leistungen Skoda's, welche die gesammte objektive physikalische Diagnostik zu vervollkommnen und wissenschaftlich zu begründen suchen. Schoenlein war wohl der Erste in Deutschland, der den von Frankreich ausgegangenen positiven Weg betreten und das Meiste zur Vervollkommnung und allgemeinen Einführung desselben in Deutschland beigetragen hat. Seine Genialität und sein ausgezeichnetes praktisches Talent verschafften ihm rasch den Ruf des grössten Klinikers der Zeit. Er verdankt diesen nur seinen theoretischen Vorträgen und seinem Wirken in der Klinik; denn ausser einer Inauguraldissertation hat er nichts veröffentlicht, und es ist vielleicht kein zweites Beispiel in der Geschichte bekannt, dass ein Arzt auf diesem Wege zu einer so grossen Berühmtheit und Anerkennung, in der Nähe und Ferne, gelangt ist, wie er. Schoenlein hat in der Darlegung seines Systems allmälig alle Phasen der neueren Medicin Frankreichs durchgemacht. Als Grundlage der Medicin bezeichnet er die analytische, demonstrative Forschung, eine geläuterte Erfahrung am Krankenbette und die Ergebnisse der empirischen Physiologie. Zugleich sucht er die Entwickelungsgeschichte der Krankheiten auf dem Wege der pathologischen, semiotischen, ätiologischen und pathologisch-anatomischen Erfahrung zu begründen und die krankhaften Veränderungen der körperlichen Flüssigkeiten in physikalisch-chemischer Beziehung zu erforschen. So ward die Arzneiwissenschaft unter ihm in Deutschland eine wahre Erfahrungswissenschaft und gestaltete sich von der einen Seite zur naturhistorischen, von der andern zur physiologischen Heilkunde. Ihm gelang es, die pathologisch-anatomische und die physiologische Richtung auf eine geistreiche Weise zu vereinigen, alle Mittel, die sich dem Arzte zur Begründung der Diagnose darbieten, zu benützen, und durch seine ausgezeichnete Combinationsgabe die Krank-

heiten übersichtlich zu ordnen. Vielfache Belehrungen verdanken wir ihm bezüglich der Deutung der Erscheinungen der Krankheiten, der Gruppirung ihrer Symptome, ihrer innern Verwandtschaft, ihrer gegenseitigen Combinations- und Ausschliessungsfähigkeit u. s. w. — Seine Schüler (Jahn, Stark, Eisenmann, Canstatt, Marcus jun., Fuchs, Haeser, Pfeuffer, Siebert u. A.) wurden durch ihn zu weiteren Forschungen angeregt und suchten seine Lehren durch Wort und Schrift zu verbreiten. —

Ausser den genannten beiden Schulen finden wir gegenwärtig in Deutschland fast überall die positive Untersuchung, die naturhistorische Richtung, das rationell-empirische Streben nach einer Physiologie der Pathologie verbreitet. Die objektive, analytische, demonstrative und deduktive Forschung hat in der Wissenschaft und am Krankenbette das Uebergewicht erlangt. Deutschlands physiologische, anatomische, histologische, pathologisch-anatomische, mikroskopische und chemische Leistungen dürften den französischen den Rang streitig machen, und die physikalischen stehen diesen sicherlich nicht nach, wogegen die therapeutischen Bestrebungen Deutschlands gewiss den Vorzug verdienen. — Gross sind die Vortheile, welche die physikalische Technik, die chemische Analyse, die pathologisch-anatomischen Untersuchungen, die Mikroskopie der medicinischen Diagnostik und einem geeigneten rationellen Heilverfahren darbieten; allein wir gerathen leicht an eine gefährliche Klippe, wenn wir sie für die einzigen Mittel der Aufklärung und ihre Resultate für die allein ausreichenden und wahren halten. Sie sind eine wichtige Beigabe zur besseren Erkenntniss der matiellen Grundlage eines grossen Theils der Krankheiten. Wie oft aber ist die in die Erscheinung tretende Krankheit blos der Ausdruck eines tieferen Allgemeinleidens! Und wie oft verlässt uns hier die physikalische Forschungsweise oder führt uns gar auf einen Jrrweg, während die allgemeinen Krankheitssymptome uns den Weg anzeigen, die Krankheit zu erkennen und die Heilmittel gegen sie zu finden! Man lasse nicht unbeachtet, dass in jedem einzelnen Falle (in concreto) die pathologische Anatomie erst nach dem Tode des Kranken Aufschluss geben kann, und dieser überhaupt nur die Produkte ungünstiger Ausgänge der Krankheiten vorliegen; dass die chemischen Analysen noch nicht so evidente, durchaus richtige Ergebnisse geliefert haben, um auf dieselben eine positive Diagnose gründen zu können!

In einem Anhange liefert der Hr. Verf. Frankreichs Leistungen in den übrigen Zweigen der ärztlichen Wissenschaft, namentlich in der Chirurgie, Orthopädie, Geburtshülfe und Gynäkologie,

Pädiatrik, Augenheilkunde, Otiatrik, Zahnheilkunde, Orthophonie, Psychiatrik, Phrenologie, allgemeinen Pathologie und Therapie, gerichtlichen Medicin, Hydriatrik, Homöopathie und dem Mesmerismus in kurzen Abrissen.

Die grossen Leistungen Frankreichs in der Chirurgie, zumal der operativen, sind bekannt. Desault's, des Schöpfers der chirurgischen Anatomie, Verdienste sind in Deutschland gehörig gewürdigt, ebenso die von Dupuytren, welcher die Lehre der anatomisch-physiologischen Gleichartigkeit der Gewebe, in Bichat's Sinne, zur Grundlage seiner physiologisch-pathologischen Studien machte, die pathologische Anatomie, die physikalische Technik und die physiologische Deduktion zur Diagnostik und zur Stellung der Indikationen benützte und dadurch zugleich der Begründer einer medicinisch-chirurgischen Klinik wurde.

Die Chirurgen der Gegenwart zerfallen in drei Parteien. Die der ersten Klasse gehören der neueren anatomischen Schule der Chirurgie an und halten die topographische medicinisch-chirurgische Anatomie für die Grundlage aller weiteren Folgerung und Ausbildung; die der zweiten verlangen ein tieferes, mehr physiologisches als anatomisches Eindringen in die vom Krankheitssitze entfernten Organisationsstörungen, sowie in das zu Grunde liegende Allgemeinleiden und eine darauf gegründete rationelle diätetische, pharmaceutische und chirurgische Behandlung; die der dritten Klasse dringen auf eine allgemeine Revision der bisherigen Glaubenssätze in der Chirurgie und suchen auf experimentalem Wege an Leichen und Thieren sich willkührlich gewisse äussere Verletzungen, z. B. Frakturen, Luxationen u. s. w. zu schaffen und durch die Anwendung geläuterter mechanischer Grundsätze wieder zur Norm zurückzuführen.

Die Geburtshülfe steht in Frankreich bei weitem nicht auf dem Standpunkte, den sie in Deutschland einnimmt; der Unterricht ist unvollkommen und durchaus nicht praktisch und von einer medicinischen Geburtshülfe ist kaum die Rede. Die geburtshülfliche Auskultation, obgleich in Frankreich durch Kergaradec angeregt, von Paul Dubois gepflegt, hat doch nicht die Ausbildung wie in Deutschland durch v. d'Outrepont, Haus, v. Ritgen, Hohl, H. F. Naegele u. A. erhalten, und nicht in einer einzigen Schrift finden wir daselbst die Beckenlehre der Art bearbeitet, wie dieses in den Werken von Stein und Naegele,

Vater, der Fall ist. Für **allgemeine Pathologie und Therapie** ist in Frankreich sehr wenig geschehen.

Obgleich der Herr Verf. den neueren Bestrebungen in der Medicin vorzugsweise huldigt, so übersieht er doch die Mängel derselben nicht und lässt den Leistungen der früheren Zeit Gerechtigkeit widerfahren. Das Werk bietet manchfache Belehrung, und Ref. sieht mit Vergnügen dem Erscheinen der zweiten Abtheilung entgegen.

Mainz. **Dr. F. L. Feist.**

---

*Handbuch der Differenzial- und Integralrechnung von Dr. Oskar Schlömilch, ausserordentlichem Professor an der Universität zu Jena. Erster Theil. Differenzialrechnung. Mit zwei Kupfertafeln. Greifswald, 1847. Verlag von Ferd. Otte. (XXVII und 327.)*

Wenn auch der Gegenstand des vorliegenden Bandes ein schon oft und auf mancherlei Art und Weise behandelter ist, so ist er doch noch weit davon entfernt, ein vollständig abgeschlossener zu sein. Zwar sind die leitenden Ideen schon lange her erfasst; allein, wie jede Wissenschaft, so muss auch, und diess vorzugsweise die Mathematik, diese nach **Allgemeinheit** ihrer Betrachtungen streben, indem erst alsdann, wenn diese Allgemeinheit erreicht ist, der Plan des Ganzen als abgeschlossen angesehen werden kann. Von einer vollständigen Allgemeinheit ihrer Betrachtungsweisen ist aber auch die Differenzialrechnung noch weit entfernt. So ist z. B. die Theorie der höhern Differenzialquotienten noch lange nicht eine vollständige. Wenn gleich Reinhold Hoppe in „Theorie der indepedenten Darstellung der höhern Differentialquotienten. Leipzig, bei Joh. Ambr. Barth.“ höchst schätzenswerthe Entwicklungen gegeben und auch der Verf. des vorliegenden Werkes Beiträge dazu geliefert, so ist doch die Darstellung der höhern Differentialquotienten aller möglichen Funktionen noch keineswegs als bekannt vorauszusetzen. Und doch sind sie das erste und nothwendigste Material der Differentialrechnung. Versuche zur Lösung dieser und ähnlicher allgemeiner Aufgaben aber zurückweisen wollen, weil es für die gewöhnlichen Zwecke ausreicht, zu wissen, wie man nach und nach zu den höhern Differentialquotienten gelangen kann, hiesse dem Geist der Wissenschaft widerstreben und die Anwendbarkeit derselben — bei allem vermeintlichen Eifer für Herrichtung zur Anwendung — eingrenzen, da man erst dann im Stande

ist, dieselbe mit Sicherheit anzuwenden, wenn man mit ihr im Reinen ist. Der Verf. des vorliegenden Werkes, das sich durch genaue Anordnung der einzelnen Theile und im Allgemeinen durch Schärfe und ächt mathematische Strenge der Betrachtungen auszeichnet, hat also der Wissenschaft damit jedenfalls einen Dienst geleistet, dass er die Betrachtung der höhern Differentialquotienten in weit grösserer Allgemeinheit, als dies in den seitherigen Lehrbüchern geschah, durchgeführt, und so — wenigstens möglicher Weise — in den Unterricht eingeführt hat. Die Betrachtungsweisen dieses Buches bekunden die Gewandtheit seines auch sonst schon bekannten Verfassers in der Behandlung analytischer Gegenstände, und erheben dasselbe — wenn auch Ref., wie sich im Verlaufe dieser Anzeige herausstellen wird, nicht in allen Einzelnheiten mit dem Verf. einverstanden ist — gewiss zu einem der bessern, welche die mathematische Welt besitzt. Ueberall beurkundet sich darin das Streben seines Verf., die neuesten Darstellungsweisen und die neuesten Resultate auf eigenthümliche Weise wiederzugeben und so das Buch auf den Standpunkt zu erheben, den die Wissenschaft — aber leider zu oft bloss in den gelehrten Zeitschriften und einzelnen Abhandlungen, nicht auch in den Lehrbüchern derselben — heute inne hat. Trotz der nicht gerade unbedeutenden Anzahl von Schriften über Differentialrechnung sind derartige doch selten.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wenden wir uns zu dem Buche selbst. Ausser einer doppelten Einleitung theilt es sich in zwei Abtheilungen: Theorie und Anwendung der Differentialrechnung, welche zwei Abtheilungen wieder in zehn Abschnitte — Kapitel — zerfallen.

Die Einleitung enthält zuerst Betrachtungen über Gränzen und nimmt einige Gränzenbestimmungen vor, die sich, und wohl mit Recht, an Cauhy's Betrachtungsweisen anreihen, da dieser Meister der Wissenschaft das, was er behandelt, mit einer vollständigen Vollendetheit darzustellen pflegt. Dabei hat Ref. nur zu bemerken, dass auf S. X der allgemeine Satz, dass $\lim. (y^x) = (\lim. y)^{\lim. x}$, angewandt ist, der eines besondern Beweises bedurft hätte, wenn er gleich leicht zu erweisen ist. Sodann hat er zu S. XII zu bemerken, dass, nach seiner Ansicht, $\sqrt{-1}$ nicht sollte eine Unmöglichkeit geheissen werden, wenn auch nur eine numerische. Die imaginären Grössen sind doch wohl mehr als ein blosses Symbol, da sie sich so ganz unmittelbar darbieten und mit gebieterischer Nothwendigkeit in allen allgemeinen Betrachtungen aufdrängen; so dass man ihnen wohl das Bürgerrecht im Staate der mathematischen Möglichkeiten und der mathematischen Grössen wird gewähren

dürfen. Sie sind eben eine neue Art von Grössen, zu denen die Wissenschaft in ihrem Fortgange zur Allgemeinheit gelangen musste, wie die negativen Grössen auch eine neue Art von Grössen, im Gegensatze zu den positiven, waren. Es hat zwar gerade viel nicht auf sich, wie man die Dinge nennt, doch bringt diess in einem Lehrbuche, das doch auch für solche geschrieben sein muss, die noch keine Meister in der Wissenschaft sind, leicht eine falsche Ansicht bei, und führt zu dem Resultate, dass man sucht, wo möglich die Anwendung imaginärer Grössen zu umgehen, und sich dadurch eines der allerwichtigsten Mittel zur Verallgemeinerung beraubt. — Auf S. XV möchte denn doch wohl ein Zweifel entstehen, ob die Gleichung lim. $(1 + i \operatorname{tg} \vartheta x)^{\frac{1}{i \operatorname{tg} \vartheta x}} = e$ aus der Formel (12) folgt, die bloss für reelle $\mu$ bewiesen ist. Jedenfalls bedarf diess einer bedeutendern Rechtfertigung, als sie im Buche gegeben ist. Das einfachste Mittel wäre freilich, wie Dirksen im „Organon der ges. trans. Analysis", Kap. 6, thut, $e^{\alpha}$ als Lim. $(1 + \frac{\alpha}{m})^m$ zu definiren. Dadurch wäre man vielerlei vorläufigen Betrachtungen überhoben, und die Strenge der Wissenschaft gewänne noch. — Auf S. XVII endlich ist doch nicht klar, dass $k = o$ sein soll. Denn aus (21) folgt, dass $e^{2 n \pi i} = 1$, $e^{(2n+1)\pi i} = -1$, wenn n eine ganze Zahl ist; demnach, wenn $\alpha > o$, ist

$$e^{\frac{1}{2} l (\alpha^2) + 2 n \pi i} = \alpha,$$

und wenn $\alpha < o$, ist $e^{\frac{1}{2} l (\alpha^2) + (2 n + 1) \pi i} = \alpha$,
so dass also k eine dieser Formen haben kann. Es verschlägt diess auch durchaus nicht gegen die in S. 49, 198, 221 gemachte Anwendung des Satzes. Es würde freilich der Satz (27) eine andere Gestalt dadurch erlangen, die ihm aber auch wirklich zukommt. Das angegebene Resultat ist das, was man füglicher Weise das einfachste nennen kann.

Der zweite Theil der Einleitung enthält allgemeine Betrachtungen über das Gesetz der Stetigkeit, und weist die Nothwendigkeit des Begriffs der Grenze, aus diesem Gesetze, nach, indem er namentlich das Problem der Quadratur von krummen Linien begränzter Räume betrachtet, und so unmittelbar auf den Begriff des Differentialquotienten führt. Der Satz, dass wenn $y = f(x)$ die Gleichung einer krummen Linie, $F(x)$ der

Flächeninhalt des von ihr, der Axe der x, und zweien Ordinaten eing-schlossenen Raumes ist, man habe:

$$F(x) = \text{Lim}\left\{\frac{x}{n}\left[f(o) + f\left(\frac{x}{n}\right) + \dots + f\left(\frac{n-1}{n}x\right)\right]\right\},$$

ist das unmittelbare Ergebniss dieser interessanten Untersuchungen.

Die erste Abtheilung des Buches: „Theorie der Differentialrechnung", umfasst fünf Kapitel, und zwar enthält:

das erste Kapitel, „allgemeine Begriffe und Fundamentalsätze der Differentialrechnung". Dasselbe erklärt zunächst, was der Differentialquotient sei, und bestimmt sodann den Differentialquotienten von Summe, Differenz, Produkt und Quotient zweier oder mehrerer Funktionen. Die Herleitung geschieht auf klare, wenn auch schon bekannte Weise. Zu S. 15 dürfte zu bemerken sein, dass wenn $f(x) = \text{Lim.}\,\frac{F(x+\delta)-F(x)}{\delta}$ es genügt, dass $f(x)$ endlich sei, damit $F(x)$ stetig und endlich sei. Denn man heisst eine Funktion $F(x)$ endlich und stetig innerhalb gewisser Gränzen, wenn sie sich mit einer verschwindend kleinen Aenderung von x auch um eine verschwindend kleine Grösse ändert, die von derselben oder höherer Ordnung ist, als die Aenderung von x ist. Daraus folgt unmittelbar, dass alsdann $F(x)$ endlich sein werde und dass auch das Umgekehrte Statt hat. Unser Buch giebt freilich auf S. 130 eine andere Definition von Stetigkeit, auf die wir jedoch bald zurückkommen werden. Das Buch enthält freilich auch Nichts davon, was man unter verschiedenen Ordnungen unendlich kleiner Grössen versteht, was nach obiger Erklärung der Stetigkeit nicht umgangen werden kann. Diese Erklärung aber lässt unmittelbar die Nothwendigkeit der Einführung des Differentialqnotienten, als Maasses für die Stetigkeit einer Funktion hervortreten. Unser Buch erwähnt in der Note zu S. 130 etwas Aehnliches, lässt es aber nicht genug in den Vordergrund treten. — Auf S. 18 wäre vielleicht eine nähere Begründung des Satzes, dass Lim. (xy) = Lim. x. Lim. y, nicht unzweckmässig; so wie auf S. 20 ff. die Bemerkung, dass jeweils die zum Vorschein kommenden Differentialquotienten endlich sein müssen, ebenfalls nicht ausser ihrem Platze sein möchte.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 55. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Schlömilch: Handbuch der Differential- und Integralrechnung.

(Schluss.)

Das zweite Kapitel giebt die Differentialquotienten für die einfachen Funktionen der Analysis, während das dritte die Differentialquotienten für zusammengesetztere Ausdrücke und die Funktionen mehrerer Veränderlichen betrachtet. Wäre es S. 41 ff. nicht zweckmässiger, die partiellen Differentialquotienten auf eine andere Art zu bezeichnen, etwa durch $\frac{d\,f}{d\,y}$, $\left(\frac{d\,f}{d\,y}\right)$ oder ähnlich?

Das vierte Kapitel handelt von den Differentialquotien höherer Ordnungen und zwar zunächst der einfachen Funktionen und sodann der Funktionen von Funktionen. Es ist dasselbe eines der dem Buche seinem grössten Theile nach eigenthümlich angehörenden. Die höhern Differentialquotienten von $f(x^\lambda)$, $f(e^x)$, $f(l(x))$ sind mit grossem Scharfsinn und durch eine elegante Entwicklungsmethode gefunden. Den Schluss bildet die Betrachtung der höhern Differentialquotienten der Funktionen mehrerer Veränderlichen. — S. 54 glaubt Ref., wäre es nicht nöthig, zu erläutern, dass $d\,x$ konstant sei; denn er ist der Ansicht, dass $\frac{d\,y}{d\,x}$ eben nichts anderes sei, als $y'$, d. h. dass derivirte Funktion und Differentialquotient wesentlich ein und dasselbe, auch dem Begriffe nach, seien, wenn gleich S. 17 eine Art Unterschied zwischen denselben gemacht ist; sonst wäre die Bezeichnung $\frac{d\,y}{d\,x}$ eine unbestimmte, $\frac{0}{0}$, also wesentlich unendlich vieldeutig. Indessen hat die Erläuterung, die im Buche gegeben ist, keine Undeutlichkeit zur Folge. — S. 61 dürfte die Entwicklung von $D^n(z^\mu)$ doch nicht ganz klar sein. Ist $z = a + b\,x$, so ist $\frac{d^n\,(z^\mu)}{d\,z^n} = \frac{d^n\,(a+b\,x)^\mu}{d\,(a+b\,x))^n} = \frac{d^n\,((a+b\,x)^\mu)}{b^n\,d\,x^n}$ denn doch eine etwas undeutliche

Folgerung; das Resultat wohl ist richtig. Setzen wir aber $z = ax + bx^2$, so wäre z. B.

$$\frac{d^2 z^\mu}{dz^2} = \mu(\mu-1)\, z^{\mu-2} = \mu(\mu-1)\,(ax+bx^2)^{\mu-2} = \frac{d.^2[ax+bx^2]^\mu}{(d(ax+bx^2))^2} = \frac{d.^2(ax+bx^2)^\mu}{(a+2bx)^2\, dx^2},$$

also $$\frac{d.^2(ax+bx^2)^\mu}{dx^2} = \mu(\mu-1)(ax+bx^2)^{\mu-2}(a+2bx)^2,$$

welches Resultat jedoch falsch ist. Somit ist auch die Art und Weise zu schliessen, wie es an der angeführten Stelle geschehen ist, falsch. Man muss sich auf die Gleichung (6) S. 35 stützen, um etwas Richtiges zu erhalten. Dass das Resultat in der angeführten Stelle richtig ist, rührt einzig und allein von dem zufälligen Umstande her, dass $\frac{dz}{dx}$ konstant ist, in jedem andern Falle würde diese Art, zu schliessen, in Irrthümer führen. Eine ähnliche Bemerkung kann noch an mehreren Stellen des Buches gemacht werden, wie auf S. 104 u. a. — In S. 121 fehlt dann doch die, wenigstens wünschenswerthe, Verallgemeinerung auf eine beliebige Anzahl Veränderlicher.

Das fünfte Kapitel behandelt die Verhältnisse einer Funktion zu ihren Differentialquotienten der verschiedenen Ordnungen, im Wesentlichen nach Cauchy's Vorgang dargestellt. (Vorlesungen über die Differentialrechnung. 4. Vorlesung.) S. 124 dürfte denn doch noch zu bemerken sein, dass die Formel (2) nur einen Sinn hat, wenn $b-a$ endlich ist, auch muss $F'(x)$ von $x=a$ bis $x=b$ (resp. $a+(n-1)\delta$) endlich sein. Uebrigens hat man auch:

$$F(b)-F(a) = \lim.[F'(a+\delta)+F'(a+2\delta)+\ldots+F'(a+n\delta)]\delta,$$

welche Formel oft nicht ohne Vortheil, die (2) ersetzt. — Damit die Gleichung (1) in S. 128 bestehe, darf $\Psi(a+h)-\Psi(a)$ nicht Null sein. Die Definition für die Stetigkeit einer Funktion in S. 130 muss, dem Erachten des Referenten nach, durch die oben schon angegebene ersetzt werden, da diese letztere einerseits enger ist, und anderseits dann der Differentialquotient ein einfaches Mittel an die Hand giebt, die Stetigkeit oder Unstetigkeit einer Funktion zu beurtheilen. Uebrigens genügt die im Buche aufgeführte Betrachtung für den dort behandelten Fall. — Liessen sich nicht auch ähnliche Beziehungen für Funktionen von mehr als einer Veränderlichen aufstellen?

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Werkes handelt von Anwendungen der Differentialrechnung. Sie zerfällt in fünf Kapitel.

Das sechste Kapitel behandelt die Formen $\frac{0}{0}$, $\frac{\infty}{\infty}$, $0.\ \infty$, $0^0$, $\infty^0$ und dergl. Es dürfte vielleicht doch nicht undienlich sein, zu bemerken, dass wenn $\varphi(a)=o$, $\Psi(a)=o$, die Form $\frac{\varphi(a)}{\Psi(a)}$ unendlich vieldeutig ist, und nur in dem Falle eindeutig und gleich $\frac{\varphi'(a)}{\Psi'(a)}$ wird, wenn man voraussetzt, die Grösse $\frac{\varphi(x)}{\Psi(x)}$ bleibe kontinuirlich auch für $x=a$. Nur durch diese beschränkende Voraussetzung kann die Unbestimmtheit, in der sich $\frac{\varphi(a)}{\Psi(a)}$ absolut befindet, aufgehoben werden; seinem Wesen nach aber ist jeder Ausdruck $\frac{0}{0}$ unendlich vieldeutig. Dadurch erklärt es sich, dass wenn $\frac{\varphi(a)}{\Psi(a)}=\frac{\varphi^{(n)}(a)}{\Psi^{(n)}(a)}$, d. h. wenn $\frac{\varphi'(a)}{\Psi'(a)}$, $\frac{\varphi''(a)}{\Psi''(a)}$, ... alle unter der Form $\frac{0}{0}$ erscheinen, vorausgesetzt werden muss, dass $\varphi(x)$, $\varphi'(x)$, .... $\varphi^{(n)}(x)$; $\Psi(x)$, $\Psi'(x)$, .... $\Psi^{(n)}(x)$ stetig und endlich seien, und diese Stetigkeit und Endlichkeit für $x=a$ behalten. In S. 207 ist aber denn doch zu viel verlangt. dass $\varphi'(z)$, ... $\varphi^{(m)}(z)$ immer endlich und stetig seien innerhalb der Gränzen der Stetigkeit von $\varphi(z)$; so viel verlangt unsere Regel nicht; sie verlangt die Endlichkeit und Stetigkeit nur in der Nähe von a.

Das sechste Kapitel behandelt die Theorie der Maxima und Minima von Funktionen von einer und mehrern Veränderlichen. — In S. 146 fehlen Beispiele für den Fall $f'(x)=\infty$, die wohl nicht unzweckmässig wären. — Zu S. 157 mag bemerkt werden, dass ein Polynom des zweiten Grades $\alpha s^2+2\beta s+\gamma$ nicht allein nur dann sein Zeichen nicht wechseln kann, wenn die Wurzeln der Gleichung $\alpha s^2+2\beta s+\gamma=o$ imaginär sind; sondern auch dann nicht, wenn diese Wurzeln gleich sind. Eine gleiche Bemerkung gehört zu S. 161. Man sehe darüber Cauchy's schon angeführte Vorlesungen, Vorlesung 21. Auch darf in einer vollständigen Theorie der Maxima der Satz nicht fehlen, den Poisson in seiner Mechanik §. 570 anführt. (S. 381 II. Bd. der Uebersetzung von Stern). Zu den Aufgaben am Schlusse dieses Kapitels darf auch bemerkt werden, dass man eine schöne Sammlung solcher Aufgaben in der, wie es scheint, nicht häufig beeützten „Sammlung mathematischer Aufsätze und Bemerkungen von Dr. A. L. Crelle“.

II. Bd. Berlin 1822, S. 262 ff. findet, wo man auch die in unsern Buche nicht befindliche Methode der unbestimmten Faktoren angegeben findet. (Vergl. auch Cauchy's Vorlesungen, 22. Vorl.).

Das achte Kapitel behandelt die Theoreme von Taylor und Mac Laurin, nebst Anwendungen derselben in grosser Ausführlichkeit, sich häufig anlehnend an analoge Betrachtungen von Cauchy. (S. 172—281) Die Bemerkungen, die Ref. zu diesen ausführlichen Entwicklungen beizufügen hätte, möchten zum Theil folgende sein: In §. 35 summirt der Verf. auf eine scharfsinnige Weise die Reihe

$$F(x) + \frac{h}{1} F'(x) + \ldots + \frac{h^{n-1}}{1.2.(n-1)} F^{(n-1)}(x).$$

Wäre es nicht vielleicht zweckdienlicher gewesen, einen Schritt weiter zu gehen, und die unendliche Reihe

$$F(o) + \frac{x}{1} F'(o) + \frac{x^2}{1.2} F''(o) + \ldots \text{ in inf.}$$

zu summiren. Wie an einem andern Orte gezeigt werden soll, hätte man dann folgenden Lehrsatz finden können:

„Wenn die Reihe

$$F(o) + \frac{x}{1} F'(o) + \frac{x^2}{1.2} F''(o) + \ldots\ldots \text{ in inf.}$$

konvergent ist, was natürlich die Endlichheit von F(o), F'(o), ... voraussetzt; wenn ferner F(z) endlich ist von $z = o$ bis $z = x$, so ist F(x) die Summe obiger Reihe, d. h.

$$F(o) + \frac{x}{1} F'(o) + \frac{x^2}{1.2} F''(o) + \ldots\ldots = F(x).“$$

Dieser Satz ist der von Mac Laurin, und aus ihm lässt sich der Taylorsche leicht ableiten. Uebrigens gilt obiger Satz auch für ein imaginäres x, wenn nur die Funktionen $F(o), F\left(\frac{x}{n}\right), F\left(\frac{2x}{n}\right), \ldots\ldots$ F(x) für ein unendlich grosses n alle endlich sind. Dadurch ist man allen den weitläufigen und schwierigen Untersuchungen, wie wir sie in unserm Buche sehen, überhoben, und es lässt sich Alles auf höchstens 4 — 5 Seiten abmachen.

Zu S. 188 kann man beifügen, wie stünde es aber, wenn $\lambda = o$ wäre, was auch möglich ist? — Rasch konvergirende Reihen zur Berechnung der Logarithmen findet man in den Noten, die Garnier zu Clairaut's Elémens d'Algèbre, II. partie, gemacht hat, pag. 403 et suiv. — In S. 198 ist nicht immer für $a = o$, $b = 2\pi$,

$$f(re^{bi}) = f(re^{ai}).$$

Man setze z. B. $f(x) = \sqrt{x}$, so ist $f(r e^{ai}) = \sqrt{r}.\ \text{Cos.}\ (\frac{a}{2}) + i\ \text{Sin}\ (\frac{a}{2})$; $f(r e^{bi}) = \sqrt{r}.\ \text{Cos}\ \frac{b}{2} + i\ \text{Sin}\ \frac{b}{2}$; also für $a = o$, $b = 2\pi$, $f(r e^{ai}) = \sqrt{r}$, $f(r e^{bi}) = -\sqrt{r}$. — Die Gleichung (15) in S. 208 ist gar nicht verschieden von (11); in S. 209 ist beizufügen, dass $z = o$ innerhalb des Intervalls liegen muss, für das $f(z)$, $f'(z)$ endlich und stetig sind. — In S. 214 ist man nur dann berechtigt,

$$\text{Mr}\ [F(z) + a\frac{F(z)}{z} + a^2\frac{F(z)}{z^2} + \ldots\ldots] = \text{Mr}F(z) + a\,\text{Mr}\ (\frac{F(z)}{z}) + a^2\ \text{Mr}\ (\frac{F(z)}{z^2}) + \ldots\ldots$$

zu setzen, wenn die beiden, hier vorkommenden unendlichen Reihen konvergent sind, welche Bedingung durchaus unerlässlich ist. Um die Unhaltbarkeit von derartigen Schlüssen, ohne die erwähnte unerlässliche Bedingung, darzuthun, genügt es einen analogen Fall zu betrachten. Bekanntlich ist $\int_0^\infty e^{-x} x^n\, dx = 1.\ 2.\ \ldots n.$ Nun ist, wenn die Reihe $\varphi(o) + \frac{k x}{1} \varphi'(o) + \frac{(k x)^2}{1.\ 2} \varphi''(o) + \ldots$ in inf. für alle positiven Werthe von x konvergent, und $\varphi(k x)$ für alle solchen Werthe endlich ist:

$$\int_0^\infty e^{-x} \varphi(k x)\, dx = \int_0^\infty e^{-x} [\varphi(o) + \frac{k x}{1} \varphi'(o) + \frac{(k x)^2}{1.\ 2.} \varphi''(o) + \ldots\ldots]\, dx.$$

Schliesst man jetzt auf die obige Weise, so folgt hieraus:

$$\int_0^\infty e^{-x} \varphi(k x)\, dx = \varphi(o) + k \varphi'(o) + k^2 \varphi''(o) + \ldots\ldots \text{in inf.} \quad (a)$$

unter der einzigen Bedingung, dass

$$\varphi(o) + \frac{k x}{1} \varphi'(o) + \frac{(k x)^2}{1.\ 2} \varphi''(o) + \ldots\ldots = \varphi(k x). \quad (b)$$

für alle reellen positiven Werthe von x sei. Man setze hier nun $\varphi(x) = e^{-x}$, so ist die Bedingung (b) für jedes k erfüllt, also müsste auch (a) für jedes k gelten, d. h. da

$$\int_0^\infty e^{-x} . e^{-kx}\, dx = \int_0^\infty e^{-(1+k)x}\, dx = \frac{1}{1+k};$$ es wäre für jedes $k\ (> o)$:

$$\frac{1}{1+k} = 1 - k + k^2 - k^3 + \ldots\ldots,$$

ein Resultat, das offenbar falsch ist. Die Gleichung (a) gilt nämlich auch nur in soferne, als die in ihr vorkommende Reihe konvergent ist, und man darf überhaupt nur in soferne

$$\int(a_0 + a_1 + a_2 + \ldots..)\, da = \int a_0\, da + \int a_1\, da + \int a_2\, da + \ldots \text{in inf.}$$

setzen, als beide unendliche Reihen konvergent sind. Die Konvergenz der einen Reihe zieht aber die der andern nicht unmittelbar nach sich. Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserm Gegenstande zurück, so folgt aus dem Gesagten, dass die Formel (12) in S. 215 nur dann gilt, wenn die dort vorkommende Reihe konvergent ist. Die Bedingung, dass $F'(z)$, $F''(z)$, .... innerhalb des nämlichen Intervalls stetig und endlich sein müssen, ist überflüssig; sie rührt von dem auf S. 207 Gesagten her, was schon oben berührt wurde. Fassen wir Alles was hier hinsichtlich der Gleichung (12) in S. 215 und dem sie Vorbereitenden gesagt worden, zusammen, so wird man genau das allgemeine Theorem erhalten, das wir oben ausgesprochen und als das von Mac Laurin bezeichnet haben, das — wie schon bemerkt — mit weit kleinerm Aufwande von Rechnung bewiesen werden kann. Uebrigens ist das fragliche Theorem nicht in unserm Buche allein nicht ganz klar dargestellt: auch dessen Vorbild Cauchy, von dem es stammt, spricht sich eben so aus, und vertheidigt es in Liouville's Journal (1846) gegen Lamarle, der einige Korrektionen daran anbringen wollte.

Aus dem folgt aber weiter, dass die durch Anwendung der allgemeinen Theoreme gefundenen Reihensummirungen nur in soferne gültig sind, als die unendlichen Reihen konvergent sind, was in §. 43 z. B. ganz neue Untersuchungen zur unerlässlichen Pflicht macht. — Die in S. 248 u. ff. betrachteten Sekantenkoeffizienten lassen sich auch unmittelbar durch die Bernoulli'schen Zahlen finden, sind also keine neu einzuführende Gattung von Zahlen. Führt man nämlich die Funktionen F, wie sie in Crelle's Journal B. 34. 1. Heft S. 95 definirt sind, ein, so erhält man (Sclömilch, math. Analysis, I. Thl. S. 280)

$$\operatorname{Sec} x = 1 - \frac{2^4 x^2}{\pi^3} F\left(3, \frac{\pi}{3}\right) + \frac{2^6 x^4}{\pi^5} F\left(5, \frac{\pi}{2}\right) - \ldots\ldots$$

so dass die Sekantenkoeffizienten $B_2$, $B_4$, .... durch diese Funktionen F ausgedrückt sind. Die Funktionen F sind aber durch die Grössen B (S. 95 des erwähnten Journals) ausgedrückt und diese letztern selbst, nach S. 91 des nämlichen Journals, lassen sich leicht durch die Bernoulli'schen Zahlen darstellen, so dass durch diese Substitutionen die Sekantenkoeffizienten unmittelbar durch die Bernoulli'schen Zahlen ausgedrückt sind. Es ist

leicht, die entsprechende Formel aufzustellen; doch mag das Gesagte hier genügen. — Das in S. 252 Z. 19—23 ausgesprochene Theorem kann nach dem Obigen nicht als erwiesen angesehen werden; eben so verhält es sich mit dem in S. 275 ausgesprochenen.

Das neunte Kapitel handelt von der Lagrange'schen Umkehrungsformel, mit Anwendung derselben, namentlich auf das Problem der Umkehrung der Reihen. Der Grundgedanke der ganzen Darstelluug lehnt sich ebenfalls an Cauchy an. Ref. bemerkt dazu nur Folgendes: In S. 286 ist die Benennung „kleinste Wurzel" durchaus unpassend, da dem Worte „kleinste" ein dergestalt bestimmter Begriff schon unterliegt, dass es nicht mehr frei steht, diese Benennung willkührlich anzuwenden. Nach dem oben Erörterten kann es in S. 286 Z. 15 ff. nicht heissen: „lässt sich entwickeln", sondern muss heissen: „kann sich entwickeln lassen". — In S. 287 ist die Bezeichnung y' für die sog. kleinste Wurzel gewiss auch nicht zweckmässig, verglichen mit der im Buche häufig gebrauchten Bezeichnungsart der derivirten Fuektionen. — Die Formel (1) in S. 290 ist nur dann gültig, wenn die vorkommende unendliche Reihe konvergent ist; was auch für die Formel (4) in S. 300 gilt. Vorerst also muss die Konvergenz dieser Reihen untersucht werden, ehe man von ihnen aus irgend Folgerungen zieht Wir würden das berührte Theorem beiläufig so aussprechen:

„Es sei

$$F(y) = F(o) + \frac{x}{1}(f(z).\ F'(z))_0 + \frac{x^2}{1.2}\frac{d}{dz}((fz)^2 F'(z))_0 + \ldots\ldots$$

wenn f(o), f'(o), ..... alle endlich sind, f(o) nicht Null ist, f(u) enelich von u = o bis u = y; wenn F(z) die nämlichen Eigenschaften hat, wie f(z), nur dass F(o) auch Null sein darf, und wenn die Reihe konvergent ist. Alsdann ist y der Werth von z, welcher der Gleichung $z - x f(z) = o$ genügt, vorausgesetzt, dass nicht zugleich $1 - x f'(y) = o$ ist, und welcher die Eigenschaft hat, mit x zu verschwinden. x darf nur dann den Werth k annehmen, wenn von x = o bis x = k diese letztere Gleichung nicht bestehen kann."

Das zehnte Kapitel endlich soll Anwendungen auf die Geometrie enthalten. Wenn wir aber anführen, dass darin nichts weiter gelehrt wird, als die Tangenten nnd Normalen von Kurven und die entsprechenden Ebenen von Flächen, so wie die Asymptoten ebener Kurven zu finden, so wird man dessen Armuth, gegenüber dem frühern Reichthum in analytischen Entwicklungen, ja gegenüber der Umkehrung der Reihen, die im Buche selbst als von so wenig praktischem Werthe bezeichnet

wird, begreiflich finden. Ref. gesteht offen, dass er dieses Kapitel im Buche wegwünscht, denn wie es jetzt sich da befindet, hat man Etwas davon im Buche und doch eigentlich fast Nichts. Von der Theorie der Oskulationen und der grossen Menge mit ihr zusammenhängender Fragen findet sich keine Spur. Es ist besser, es wie Cauchy zu machen, und die Anwendungen auf Geometrie als besondere Theile zu trennen, wenn man nichts, auch nur einigermassen, Vollständiges geben will. Offenbar lirgt Aehnliches auch in der Absicht des Verfassers, und es hat derselbe nur hier, in der Art eines Anhanges, auf die Anwendungen in der Geometrie aufmerksam machen wollen.

Wenn auch bei mannigfachen Abweichungen von den Ansichten des Verfassers wiederholt Ref. zum Schusse nochmals das zu Eingang Gesagte: Es enthält das vorliegende Buch eine Menge sehr interessanter Entwickelungen, zeichnet sich durch scharfe Sonderung des Ungleichartigen und systematische Ordnung aus und kann somit als Handbuch sehr wohl empfohlen werden. Ref. hat dasselbe aufmerksam durchgelesen und vorzüglich deshalb besonders das hervorgehoben, worin er von den Ansichten des Verfassers abweicht, damit, im Falle dieser Einiges als richtig anerkennen sollte, in einer künftigen Auflage Abänderungen getroffen werden könnten. Das hervorzuheben, womit seine Ansichten übereinstimmen, hält Ref. nicht für nöthig, da in keiner Weise dadurch ein Nutzen erzielt werden kann. — Er hofft, bald den folgenden Theil des vorliegenden Werkes erschienen zu sehen.

**Dr. J. Dienger**

---

*Jahreshefte des Wirtenbergischen Alterthums - Vereins. Drittes Heft. Stuttgart 1846. (4 Blätter Lithographien, welche die Grabfunde bei Oberflacht darstellen, und 2 Seiten Erklärung der Abbildungen in gr. Fol.)*

*Die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). Aus Auftrag des Würtembergischen Alterthums - Vereins geöffnet und beschrieben von dem Königl. Württemberg. Hauptmann von Dürrich und Dr. Wolfgang Menzel. Stuttgart, 1847. Gedruckt in C. F. Arnold's Buchdruckerei. (28 S. in gr. 4.).*[1]

In der Vorzeit haben unsere Altvordern ihre Todten theils in grosse Gräberhügel, theils in einfache Gräber, wie wir sie noch heute

1) Ersten ausführlichen Bericht über die letzten Ausgrabungen bei Oberflacht gibt die Schwäbische Chronik von 1846,

machen, nieder gelegt. Die Hügel verflachen sich, zumal als meistens in Hainen erbaut, als recht eigentliche Hain- oder Wälderhügel, und als von keiner Hacke und keinem Pfluge berührt, nicht so bald und bieten sich dem Auge dar; die Gräber aber, obwohl auch mit einem kleinen Aufwurfe von Erde bedeckt, verflachen sich gar leicht und verschwinden, wenn man die Grabfelder oder Todtenäcker nicht mehr benützt, gänzlich. Zumal wo sie an sonnigen Bergabhängen angelegt sind, erhöhet sich selbst der Boden immer mehr über ihnen, wird dieser Boden angebaut und besäet, und entweichen sie nicht bloss dem Auge, sondern oft auch dem Gedächtnisse der Menschen. Nur alte Namen der nach ihnen benannten Feldgewannen, in denen sie sind, erinnern bisweilen noch an sie. Und wenn nicht wissenschaftliche Männer, von diesen alten Benennungen geleitet, nachforschen, so ist es in der Regel der Zufall oder sind es unabsichtliche Unternehmungen der Menschen allein, welche auf die alten Gräber führen. So ist schon manche Grabstätte von Steinbrechern oder von Leuten, welche Letten oder Kies gruben oder Felder ausrotteten, entdeckt worden; so ist es in Sonderheit die Anlegung von Strassen und Eisenbahnen, durch welche man in neuester Zeit auf seit Jahrhunderten verdeckt gewesene Gräber gestossen ist. Und wenn längst schon uns die Todtenhügel beschrieben worden sind, so ist die neueste Zeit recht eigentlich die Entdeckerin der Gräber. Wir erinnern hier nur:

an die Gräber hart an den Alpen bis in Oberitalien hinein,

an das Leichenfeld von Bell Air bei Cheseaux unfern Lausanne,

an die Leichenäcker auf dem Entibüchel und auf der Forch unfern Zürich,

an die sogenannten Heidengräber bei Iglingen unfern Rheinfelden und in dem Sisthale bei Höllstein,

an die Gräber bei Dögingen Bezirksamtes Hüfingen,

an das Leichenfeld bei Kaiseraugst unfern Basel,

an die Gräber im Breisgau unfern Freiburg, besonders bei Ebringen,

---

Nr. 260 und 270; und Nachrichten über dieselben finden wir auch in dem Kunstblatte zu dem Morgenblatte von 1846, Nr. 59 und 60, und von 1847, Nr. 26.

an die Gräber bei Bühlingen und Canstadt,
an die Gräber bei Ludwigsburg und Gundelsheim an dem Neckar,
an die Gräber bei Auerbach unfern Mossbach,
an die Gräber tief unter unserm uralten Gottesacker bei Sinsheim,
an das Leichenfeld bei Wallstatt unfern Mannheim,
an die Gräber in der Umgegend von Wiesbaden,
an die Gräber bei Eppelsheim und Hessloch unweit Alzei, und
an die Gräber bei Selzen unfern Mainz; so wie
an die Gräber bei Ebermergen Landgerichts Nördlingen,
an die Gräber bei Langwied und Gross-Aitingen, und
an die grossen Leichenäcker von Nordendorf und Fridolfing.

Und an diese alle schliessen sich, ehrenwerth dastehend und in mancher Beziehung an Interesse alle überragend, unsere Gräber am Berge Lupfen bei Oberflacht Oberamts Tuttlingen, in dem Württembergischen Oberlande, fest an.

Alle diese Gräber aber haben Einen Charakter. Sie bieten dar: bei den Skeletten der Männer zumal die zahlreichsten und mannigfältigsten mit Gold und Silber verschönerten Waffen: lange und kurze Schwerter, Dolche, Messer, Lanzen und Wurfspiesse, Bogen und Pfeile, und zumal auch Schilde und Schildbuckel selbst mit silbernen Bändern, Einfassungen und Knöpfen, Spornen und Pferdegeschirr, Stahl und Feuerstein etc.; bei den Gebeinen der Frauen die zum Leben nöthigen Gefässe von Thon und Arbeiten von Holz, ihr eigenes Arbeitsgeräthe und ihren vielfältigsten und kostbarsten Schmuck von Gold, Silber, Edelsteinen, so wie von höchst künstlich und zierlich gebranntem feinem Thone und von Bernstein; und bei den letzten zarten Resten der Kinder, der Knaben und Mädchen, ihr Spielzeug und die Knochen ihrer Lieblingsthiere, und alle die Gegenstände der Männer und Frauen, oft in verkleinertem Massstabe. Und alle diese Waffen und Schmucksachen gehören zu ihrem allergrössten und allerherrlichsten Theile auf das entschiedenste und bestimmteste einer nicht Römischen oder Griechischen, sondern ganz andern mehr morgenländischen (Byzantinischen) Art und Kunst an, und weisen uns mehr auch auf den skandinavischen

Norden und auf die wunderbaren phantastischen Menschen- und Thiergestalten an den ältesten deutschen Domen hin. Nur wo diese Menschen, auf zerstörten Römerstätten sich ansiedelnd, Römische Gegenstände vorfanden, bedienten sie sich auch derselben, gleichwie sie namentlich die Römischen Münzen als Anhenker an dem Halse trugen.

Und fragen wir, wo die tapfern starken Besieger der Römer hingekommen sind mit ihrer reichen Siegesbeute, mit ihren eigenthümlichen Kunstgebilden schon von Gold, Silber und Edelsteinen; fragen wir, wo ihre Todten, diese jüngsten der Vorzeit, zu suchen und zu finden seyen: so haben wir sie in den genannten Gräbern; so haben wir hier die Skelette dieser Alemannen, Franken, Burgunder und Gothen, die alle Christen geworden sind; so haben wir gerade in diesen Gräbern diese ersten und ältesten aller deutschen christlichen Nationen. Das einfache Grab bezeichnet den Christen; der Todtenhügel gehört dagegen dem Heiden an. Bei den Heiden schlafen in den Hügeln Todte über Todten, in verschiedenen Lagen oder Schichten über einander; bei den Christen aber ruht Todter neben Todtem je in besonderm Grabe. Karl der Grosse gab hierüber sogar die festesten und strengsten Verordnungen: er sagt ausdrücklich in seiner Capitulatio de partibus Saxoniae (Nr. 122, S. 141 in des Dr. Legis Götterlehre): „Jubemus, ut corpora Christianorum Saxonum ad Coemetria (dormitoria oder Ruhestätten) Ecclesiae (auf die Gottesäcker, arva dei, areas, campos dei, s. Augusti's Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie, Theil IX, S. 547 und vergl. 1 Cor. XV, 35 — 44) deferantur et non ad tumulos paganorum"; und er verordnet eben so (Nr. 7 der Capitulatio): „Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit, et ossa ejus ad cinerem redegerit, capite punietur". Und nicht minder heisst es: „Fideles pro defunctis jejunia et oblationes triginta diebus adimpleri faciant et mortuum super mortuum non ponant;" — und: „non licet mortuum super mortuum mitti" (s. die Statuten des heil. Bonifacius Nr. XIX und Harzheim Concil. Germ. I, p. 55 und 13). Dazu ist die gemeinsame Richtung aller christlichen Todten von Abend nach Morgen oder mit dem in Westen ruhenden Angesichte nach Sonnenaufgang. Das Heidenthum kennt diesen Gebrauch nicht, seine Todten sind vielmehr nach allen Himmelsgegenden gewendet: der eine

sieht nach Norden, der andere nach Abend etc. (s. meine Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel etc. S. 136).

Wir können unter diesem Verhalten der ganzen Sache auch unsere Todtenstätte bei Oberflacht keines Weges für eine heidnische, sondern nur für eine christliche, und zwar für eine recht ächt christliche erkennen, als indem sie nicht Todtenhügel, sondern einfache Gräber mit gegen Morgen gerichteten in Reihen gruppenweise, 4 bis 5 Fuss tief unter der Erde, neben einander schlafenden Todten enthält. An das Christenthum erinnert das Kreuz bei denselben am Wege und der uralte Name Kreuzbühel, als wie der Hügel heisst, an dem sie sämmtlich sind, so wie so manches Gerippe mit gekreuzten Armen. Wir vermögen daher des Herrn Dr. Menzel Ansicht, dass die Gräber am Lupfen heidnische, Heidengräber seyen, nicht beizustimmen. Wenn Herr Dr. Menzel sich darauf beruft, dass die Oberflachter Todten Mitgaben, ja recht reiche Mitgaben aller Art hatten und dass, den Todten Mitgaben auf den Weg nach Walhalla, und, setzen wir sogar noch hinzu, auch zu der Hel zu geben, heidnischer Gebrauch gewesen sey; so widersprechen wir dem gar nicht, sondern haben wir dieses selbst sogar wiederholt öffentlich ausgesprochen. Allein Herr Dr. Menzel sagt auch selbst, S. 23, dass noch jetzt sogar in der Baar, als zu welcher Oberflacht gehört, die Todten häufig in ihren Kleidern begraben würden und „man denselben vor noch nicht langer Zeit noch mancherlei Geräthe aus dem Leben mit in das Grab gab, wie ältere Männer aus der Gegend übereinstimmend aussagten"; — und wenn man also den heidnischen Gebrauch, den Todten Mitgaben in das Grab zu legen, bis in die späteste christliche Zeit, ja bis in die Zeit unsers Gedächtnisses beibehalten hat; wie viel mehr hat man denselben in der ersten christlichen Zeit geübt!! In derselben, in welcher man selbst die heidnischen Tempel noch stehen liess und sie bloss von den Götzen reinigte und zu christlichem Gottesdienste weihete, damit sie die neuen Christen, als in dieselben von ihren Vätern her zu gehen gewöhnt, um so lieber besuchten, gestattete man den neuen Christen noch gar vieles, was sie bisher zu thun gewohnt waren, froh, wenn nur die Heiden Christen wurden. Hat man den christlichen Todten doch selbst in die Katakomben Neapels mancherlei Scmuck und was ihnen sonst

in dem Leben werth gewesen war, mitgegeben; und es findet sich zumal in den Gräbern der Kinder mancherlei Spielzeug: Gliederpuppen von Elfenbein, Sparbüchsen von Thon, Glöckchen, kleine Spiegel, Fläschchen etc. S. Dr. Chr. Fr. Bellermann über die ältesten christlichen Begräbnissstätten, und besonders die Katakomben zu Neapel S. 51 und 52. — Auf gleiche Weise, wie Waffen und Kleidung, gab man auch selbst den Christen noch den auch in den Oberflachter Gräbern erschienenen symbolischen Todtenschuh mit (s. Deutsche Mythologie von Jacob Grimm, neue Ausgabe von 1844, S. 795); und selbst der Umstand, dass oben auf dem Deckel der meisten Todtenbäume, welche Männer enthielten (nicht auch auf den Deckeln der Frauensärge), je zwei Schlangen in erhabener Arbeit ausgehauen sind, stört uns nicht. Von Hausschlangen und Unken gehen noch jetzt viele Ueberlieferungen, und die Schlange erscheint als ein heilbringendes, unverletzliches Thier und vollkommen für den heidnischen Cultus geeignet (Jakob Grimm's Mythologie S. 650 ff.). So mochten sie selbst die Christen noch auf den Deckeln ihrer Todtenbäume beibehalten haben. Allein selbst diese Annahme ist nicht einmal nur nöthig. Die Christen betrachteten selbst die Schlange als Symbol der Verjüngung, der Wiedergeburt und Unsterblichkeit, und als solches passt sie nirgends besser hin, als auf die Deckel der Todtenbäume. Selbst Gefässe mit Speisen gab man den christlichen Todten noch mit, ja selbst Todtenbewirthungen fanden bei den ersten Christen noch Statt; und da man den geliebten Todten nur als einen Schlafenden, also als einen noch Mitlebenden betrachtete, den man nicht in dem Dunkeln lassen durfte, so sollte er sich selbst auch noch des Lichtes erfreuen und gab man ihm selbst den Lichtstock mit.

So wenig wir aber in dem bisher Gesagten mit Herrn Dr. Wolfgang Menzel übereinstimmen können, so sind wir doch ihm und dem Herrn Hauptmann von Dürrich, als welche mit einander die längst bekannte Oberflachter Todtenstätte erst einer eigentlichen nähern Untersuchung unterworfen haben, den vollsten Dank schuldig; denn diese Todtenstätte gehört ja zu den merkwürdigsten, die je auf deutscher Erde entdeckt, kunstmässig untersucht und mit rechter Wissenschaft beschrieben worden sind. — Wenn ursprünglich die Todten ohne alle Lade in die Gräber

gelegt wurden, so erscheint uns hier der Uebergang zu den heutigen Todtenladen in den Todtenbäumen, in welchen diese Todten ruheten. Die Todtenbäume sind nämlich, gewöhnlich bei den Männern meist neun Schuh lange, natürliche Eichstämme, welche der Länge nach mit der Axt voneinander gespalten sind. Von einer Säge findet man noch keine Spur, und auch zwei Stämme nur sind vom Birnbaume. Beide Theile solch eines Stammes sind dann weiter inwendig wie Tröge ausgehöhlt und zusammengelegt, so dass die eine Hälfte den Sarg und die andere den Deckel bildet. Sie befanden sich aber nicht unmittelbar in der Erde selbst, sondern waren durch Einwanden von starken Eichenbohlen rings um sie her geschützt; und sie gingen zugleich oft in weit küstlichere Formen über und hatten eine Häusern ähnliche Gestalt, waren also wahre Todtenhäuser. Zwei derselben sind auch förmliche Todtenbettstätten mit wohlgeschnitzten Bretterwänden; und es befinden sich bei denselben zugleich eigene Behälter zur Aufnahme der den Todten mitgegebenen Gegenstände. Das Eichenholz dieser Todtenbäume hat eine eigene Härte und schwarze Farbe gewonnen, und ist nun dem Ebenholze vergleichbar. Das Grabfeld selbst hatte 120 Schritte Durchmesser nach Länge und Breite, und im Ganzen sind auf demselben über 70 Särge ausgegraben worden. Herr von Dürrich und Herr Dr. Menzel allein haben noch 52 Särge gefunden, von denen jedoch zwölf nur Todte ohne alle Mitgaben enthielten. Bloss 40 Todte waren mit solchen ausgestattet.

Die Mitgaben aber verkündigen einen schon weit vorgeschrittenen, kaum in andern Gräbern noch gefundenen Cultur-Zustand. Diesen anschaulich zu machen und gleichsam unsern Lesern auf seinem ganzen Höhepunkte zu zeigen, geben wir hier die Beschreibung dreier Gräber, nämlich der eines Mannes, einer Dame und eines Kindes. Von dem Manne wird ausgesagt: das grösste Grab, das wir gefunden haben, enthielt eine von einer Bretterdecke geschützte Bettstatt von $11^1/_2$ Fuss Länge und $3^1/_2$ Fuss Breite, welche der Länge nach in drei Abtheilungen geschieden war. In der ersten Abtheilung von 6 Fuss Länge ruhete ein männliches Gerippe, wohl ein Jüngling. Sein Kopf neigte sich auf die rechte Seite und lag auf zweien theuern Gegenständen, auf einem schönen eisernen kurzgriffigen Schwerte mit noch doppeltem Stichblatte und Knopfe und auf einem langhalsigen geigenartigen Instrumente von Holz, welche beide er in seinem rechten Arme hielt. In der Mitte

des Leibes fand sich eine sehr breite Gürtelschnalle mit zweien breiten vergoldeten Knöpfen, und unfern derselben, an der linken Hüfte, ein grosses unten gekrümmtes einschneidiges Messer, das in einer weiten Prachtscheide mit drei goldglänzenden Reifen und mit einem gleichfalls goldglänzenden und schön verziertem Stiefel steckt. Die Schnalle hielt offenbar einen breiten Gürtel, an dem dieses Messer hing, zusammen. Dazu enthielt diese Abtheilung noch ein kleines Messer, gleichwie auch noch ausserhalb des Sarges eine eherne Lanze lag. In der zweiten Abtheilung war ein eisernes, gut erhaltenes Pferdegebiss (Trense) mit gleichfalls eisernen Rosetten niedergelegt, in welche mit feinen Silberdrähten die kunstreichsten Verzierungen eingelegt sind, und fand man noch eine Menge Beschläge des verschwundenen Riemenwerkes, lauter sehr kunstreiche, entweder von Bronze und in getriebener Arbeit, oder von Eisen und mit eingelegten Silberdrähten. Die dritte Abtheilung war in zwei Hälften geschieden, in eine linke und in eine rechte. Und die linke Hälfte bewahrte die Reste eines hölzernen Sattels und eines bronzenen Pferdebrustgurtes mit wappenförmigen Schildchen; die rechte aber einen hölzernen Lichtstock mit zweien Feuersteinen, einen symbolischen einfachen schön modellirten Todtenschuh, eine hölzerne Tafel mit Zeichnungen, vielleicht eine Art Noten sogar, eine grosse vierfach umreifte Holzschale und 172 Haselnüsse. Und wir haben hier nicht bloss einen alten Sänger schon mit Schwert und Fidel, der anmuthig zu Rosse einher ritt und dessen Thier nicht eine Trense nur, sondern auch völlig schon Sattel und Brustgurt hatte. — In dem Todtenbaume des Weibes zeigte sich, ausser dem Strohe, auf dem es gelegen, und einer schönen hölzernen Schale, unten links zu den Füssen ein noch vollständiges Webergeräth: zwischen zweien feinen Brettchen von ovaler etwas zugespitzter Form und 1 Fuss $5\frac{1}{2}$ Zoll Länge lagen acht sehr dünne und linealförmige, zum Theil mit Zeichen versehene Brettchen, zwei Spindeln oder Stricknadeln, und ein äusserst zierliches Rohr von 1 Fuss Länge. Und wir erblicken hier die Frauen, wie ihnen alle weiblichen Geschäfte, auch das Spinnen und Weben, oblagen. — Und das Kind endlich schlief in einer kleinen von Säulen getragenen Kinderbettstatt. Zu seinen Füssen standen rechts ein kleines schwarzes Thongefäss und Reste einer grossen Holzschale. In der Mitte des Leibes erblickte man einen Fingerring von Bronze und einen steinernen Wirtel, an dem Halse sieben grosse Glaskorallen.

Quer über den Füssen stand ein kleiner hölzerner Schemel. Neben der Leiche links lag ein grosses scepterartig geschnitztes Holz, ganz wie unsre heutigen Strickhölzer. So hatte die Liebe auch für dieses Kind reichlich gesorgt.

Die Männer zeichneten sich überhaupt auch in den Oberflachter Gräbern durch ihre Waffen aus. Diese sind sechs $2\frac{1}{2}$ Schuh lange und $1\frac{1}{4}$ Schuh breite zweischneidige Schwerter, mit kurzem Griffe, die hoch oben bis zum Halse lagen, drei lange Lanzenspitzen, und zwar zwei von Eisen und eine von Erz, acht 7 Schuh lange Bogen von Eibenholz mit je drei 2 Fuss langen befiederten Pfeilen, und ein Bogen von Eichenholz ohne Pfeile. Diese Waffen alle lagen immer zur Rechten, nur das eine Schwert zur Linken. Dazu kommen Messer, zur Linken immer; ein ovaler $2\frac{1}{2}$ Fuss langer und $1\frac{1}{2}$ Fuss breiter mit Leder überzogener Schild (ohne die bekannte Schildbuckel), ein Beil und eine Schläuderkugel. Ausserdem fand man bei den Männern besonders noch: den Kamm, die Ledersandalen, wollenes Tuch um die Schamtheile, Schnallen, Knöpfe, Zängchen von Bronze, Schleifsteine, einen wagrechten mit Schlangenköpfen verzierten Bügel von Bronze, an dem wahrscheinlich eine Tasche gehangen hat, einen Griffel von Bronze, Feuersteine, einen kleinen eisernen Schlüssel, ein längliches sehr feines Glas mit aufgebrannten weissen Verzierungen etc. Ein Schädel hatte eine tiefe Hiebwunde; und ein zerfallener Sarg umschloss ein Gerippe, dessen Hals dicht oben anstiess, während der mit dem Gesichte dem Leibe zugekehrte Kopf zwischen beiden Füssen ruhete. Die Halswirbel waren nicht durchhauen, doch fehlte der erste Wirbel. Zur Rechten lag ein drei Mal in regelmässigen Abständen scharf durchhauener Bogen nebst dreien Pfeilen, und eine lange Gerte ging der Länge nach über das Gerippe hin. — Und diese also ausgestatteten Männer nahmen den grössern obern Theil des Todtenackers, meist allein beisammen liegend, ein. Unten in einer jetzigen Wiese ruheten die Frauen, auch mit wenigen Ausnahmen, allein. Denn bei denselben war z. B. auch der genannte Videlare.

*(Schluss folgt.)*

## Württembergischer Alterthums-Verein.

(Schluss.)

Dass aber auch die Männergräber zwei abgesonderte Classen gebildet, und die obersten unmittelbar an der Strasse nur Männern mit Eisenwaffen oder andern Auszeichnungen des freien oder Herrenstandes angehört, die mittlern Gräber aber nur Männer mit Bogen und Pfeilen und langen Stäben, vielleicht als Zeichen der Knechtschaft, enthalten hätten, wie Herr Dr. Menzel annimmt, ist durchaus unrichtig. Denn Todtenbäume mit Bogen und Pfeilen waren es im Ganzen acht, und von diesen befanden sich gerade sechs, wie Herr Dr. Menzel selbst angibt, nämlich Nr. 2, 6, 8, 9, 10 und 11, in dem obersten Theile des Leichenfeldes und nur zwei, nämlich Nr. 15 und 34, so wie auch drei Männer mit Schwertern Nr. 7, 34 und 38, in dem mittlern Theile desselben.

Die Frauen besorgten alle häuslichen Arbeiten und ausser dem beschriebenen Webergeräthe fanden sich noch in zweien Todtenbäumen je zwei hölzerne Arbeitsgeräthe und ein hölzerner Wirtel, sowie hölzerne Gefässe und grosse und kleine Krüge, Töpfe und Schalen von hartem grauem Steingute und von weichem schwarzgefärbtem Thone; diese irdenen Gefässe kamen jedoch nur in acht Gräbern, und zwar immer zur Rechten der Füsse, zum Vorschein. Besonders aber zeichneten sich die Frauen durch ihren reichen und kostbaren Schmuck aus, als indem man bei denselben entdeckte: einen oval geschliffenen Amathyst, 38 Stücke Bernstein, 166 Korallen von reinem weissen Glase, von einfarbigem undurchsichtigen Glasflusse, von Porzellan und Thon, von verschiedenen Glasflüssen mit Zeichnungen, so wie eine weisse Glaskugel von der Grösse einer welschen Nuss mit spiralförmigem Schliffe, eine gelbgrüne wirtelförmige aus vielen kleinen Korallchen künstlich zusammen geschmolzene Koralle, zwei grosse cylinderförmige Glaskorallen mit bunter Zeichnung, sieben

grosse Korallen mit bunten Augen, Sternen, Spiral-Linien etc. und sonst cylinderförmige, eiförmige, cannelirte, perlenförmige etc. Korallen und Schnallen von Eisen mit eingelegtem Purpurglase, so wie Ringe, Schnallen und Brochen von Bronze. Die letztern sind zum Theile wahrhaft prachtvoll, als vergoldet, mit Filigranverzierungen bedeckt und mit farbigen Steinen eingelegt. Die kreuzförmige Verzierung in der Mitte ist selbst von erhabener Arbeit. Und die Frauen trugen ausser dem Kamme von Horn eine Art ledernes Käppchen und eine Haarnadel, Halsschnüre von den verschiedensten Korallen und von Bernstein etc., Fingerringe, Armringe, merkwürdige an dem Rücken der Hand stark gefältelte, im Innern mit einem weichen Tuche gefütterte Handschuhe von Leder, Schnallen und Ledersandalen an den Füssen. Die Brochen hielten die Gewänder zusammen. Es fand sich selbst ein fein gesäumtes noch zwei Zoll langes seidenes Bändchen.

Dazu sind noch besonders bemerkenswerth die symbolischen Gegenstände, die grosse Menge der Holzarbeiten, die Früchte damals schon bestandener Obst-Cultur, und die vielen andern organischen Ueberreste. Der Todtenschuhe ist schon gedacht. Dazu fand man zwei lange dünne Haselgerten unter dem Todtenbaume eines Mannes, und eine sehr lange dünne Gerte in dem Todtenbaume des hauptlosen Mannes. Zwischen den gekreuzten Armen und Beinen eines andern männlichen Skelettes steckte ein langer weissrindiger Haselstab. Eben so enthielten drei andre männliche Todtenbäume bis 7 Fuss lange Stäbe; und in der Mitte eines andern Sarges lagen dicht am Boden zwei platte Hölzer in der Form von Händen und in deren natürlicher Grösse. Stab und Hand, Gerichtshand, aber erinnern so recht an das Deutschthum: sie waren bei den Alten Symbole oder Wahrzeichen der richterlichen Gewalt. An den Stab wurde dem Richter gelobt durch Handanlegung, mit ihm stabte er den Eid. Er heisst darum Stabhalter. — Das Holzgeräthe, ganz wie man es jetzt noch so viel auf dem Schwarzwalde verfertigt, ist noch nirgends bisher in solcher Menge, Mannigfaltigkeit und Zierlichkeit selbst in alten Deutschen Gräbern gefunden worden und ist von Zimmerern, Büttnern, Tischlern, Drechslern und Schnitzern verfertigt; denn es sind Teller, welche oft die ganze Breite des Sarges einnahmen, grosse und kleine Schüsseln, zumal auch bauchige; grosse und kleine Schalen und Schälchen,

oben eingebogen mit ausgeschweiften Rändern; Krüge und Krüglein, Flaschen, zumal bauchige; Becher, Kübel von Tannenholz, Fässchen, aus Einem Stück Holz sehr geschickt gedrechselt; Körbchen, Lichtstöcke, ganz wie man sie noch heute auf dem Schwarzwalde sieht; Schemel; wie Bambusrohre und Scepter geschnitzte Stäbe und die symbolischen Holzschuhe. — Von einer bereits schon gewonnenen hohen Obst-Cultur legen Zeugniss ab: bei 100 Kirschkerne, 7 grössere langstielige Birnen, noch mit den Kernen, viele kleine Holzbirnen und Birnenkerne, 5 welsche Nüsse und ein Pflaumenkern, welche man in den Särgen entdeckte. Ja ein weibliches Skelett trug selbst an dem Halse unter den Korallen einen mit einem Oehr versehenen Pfirsichkern. Dazu fand man 307 Haselnüsse und 2 Kürbisse, so wie Stroh, Laub und Blätter beinahe in jedem Sarge und einen ganzen Korb voll Moos in einem solchen, so wie um die Scheiden der Schwerter gewickelten Birkenbast und einige Harzstückchen. — Und endlich sah man an einem männlichen Haupte noch schwarzes und an einem weiblichen noch rothes Haar, ein Pferdehaar, Schweinsborsten, Speisebrei von unerkennbarem Stoffe in den meisten Gefässen und Thierknochen von Fleischspeisen in mehreren Töpfen. „Tuchfetzen" waren nicht selten und man konnte an denselben zum Theile noch ein feines waffelartiges Dessin erkennen. Auch noch vollkommen erhaltene Lederstückchen erschienen, ja Lederriemen und selbst eine kleine noch elastische Lederschleife. Doch war alles gefundene Leder sehr dünne und weich, als nothwendig durch die Zeit so geworden. Die Gerippe selbst hatten übrigens nicht mehr die Stärke und Festigkeit, wie die in den Gräbern der alten Germanen gefundenen. Es war insgemein der Kalk aus den Knochen verschwunden und nur der Leim zurück geblieben; und es waren desswegen die Hirnschalen und grosse Arm- und Beinknochen weich wie Leder,

Und ziehen wir nun endlich aus dem ganzen höchst merkwürdigen Erfunde der Gräberbewohner und ihrer Mitgaben ein Schluss-Resultat, so sind diese Gräber offenbar nicht aus der Zeit des vierten bis achten heidnischen Jahrhunderts schon, sondern gewiss aus einer weit spätern vielseitig ausgebildeten ganz christlichen Zeit, da Ackerbau und Künste schon auf den Höhen des Schwarzwaldes blüheten. Ja sie sind vielleicht noch aus weit

späteren Tagen, als wir alle ahnen. Hier auf den von der übrigen Welt abgeschlossenen Bergen bewahrten sich auch unter den Christen in Vielem noch langeerbte theure Sitten und Gebräuche der alten heidnischen Väter.

**Karl Wilhelmi.**

---

*La Divina Commedia illustrata da A. Kopisch, G. Picci e M. G. Ponta. Cenni critici di Luigi Picchioni. Milano 1846.*

Die überreiche Dante-Literatur ist hier wieder durch ein dickes Buch vergrössert worden, ohne dass man sagen könnte, dass irgend ein Räthsel in der Div. Commedia gelöst sey. Der Verf. gibt sich alle Mühe, die Historiker mit ihrer Ansicht von dem Gedicht zurückzuschlagen, und bei den Uebertreibungen, in die man von jener Seite gerathen ist, fällt es nicht schwer manche Irrthümer und Widersprüche aufzufinden. Allein so lange es nicht möglich ist, viele historische Anspielungen auf wirkliche Ereignisse, die des Dichters ganze Seele mit Hoffnungen oder Befürchtungen erfüllten, aus dem Gedicht zu entfernen, Dante's Buch De Monarchia und viele Stellen des Convito zu vernichten, sein bewegtes politisches Leben und seinen enthusiastischen Antheil an der Politik seines Vaterlands ganz wegzuleugnen: so lange wird man sich auch vergebens bemühen, sich den Geist des Dichters und seines Weltgedichts bloss durch Bibelstellen klar zu machen. Wir haben nun hier ein ächt italienisches Buch von der alten Art vor uns, mit der bekannten, furchtbaren, ermüdenden Breite und Rhetorik geschrieben, voll spitzfindiger Untersuchungen über manche Dinge, die gar keiner Widerlegung bedürfen, und wobei oft das Allgemeine und die Hauptsache aus den Augen verloren wird, voll kleinlicher, gereizter, neckischer Angriffe auf die Gegner, voll Lobeserhebungen gegen die, für welche von vornherein Parthei genommen ist. Dabei sind die einzelnen Hauptsätze und Argumente so durch einander geworfen und zwischen den vielen Entgegnungen und Untersuchungen so zerstreut und verloren, dass man bei den unaufhörlichen Hinweisungen auf früher Gesagtes nicht zur rechten Klarheit über des Verfassers eigentliche Grundansicht der Divina Commedia und über seine Vertheidigung dieser Ansicht gelangt.

Wenn wir uns nicht irren, so war es die Absicht des Verfassers, die rein historische Erklärungsart mit der rein mystischen in ihren Extremen,

in den Werken der Herren **Picci** und **Kopisch** zu vergleichen, das Irrige und Unbrauchbare der ersten darzulegen und der letztern den vollständigen Sieg zuzuschreiben (das dritte Werk von **Ponta**, obgleich dieser das Bedeutendste geleistet hat, kommt in dem Buche sehr wenig vor). Diese Aufgabe sucht er an der Erklärung einzelner Symbole und Allegorien des Gedichts zu lösen, eine mühsame Arbeit, die aber dem Verständniss der Div. Comm. unsrer Meinung nach wenig Vorschub thun wird. Man sollte überhaupt endlich zu der Ueberzeugung kommen, dass ein Eindringen in die einzelnen Allegorien nur dann möglich und erfolgreich ist, wenn man erst das Gedicht im Ganzen untersucht und die Grundideen aus Dante's gesammten Studien, seiner ganzen gelehrten und politischen Richtung, seiner bewegten Zeit und seinem stürmischen Leben herauszufinden sucht; dass es also die Aufgabe der Kritik seyn muss zu untersuchen, nicht was die Commentatoren aus dieser oder jener Allegorie gemacht haben, sondern ob die Grundauffassung des Gedichts in seiner Gesammtheit und die daraus abgeleitete Erklärung der Einzelheiten bei den verschiedenen Commentatoren die richtige sey oder nicht. Denn dadurch behalten oder verlieren zugleich die abgerissenen Erklärungen der einzelnen Allegorien ihre Geltung. Mit den einzelnen Untersuchungen aber, wie sie der Verf. hier gibt und die vielleicht die hundertsten Widerlegungen oder Vertheidigungen früherer Ansichten sind, hat er wieder Veranlassung zu vielleicht eben so vielen, eben so erfolglosen Streitigkeiten über einzelne Punkte geliefert.

Es kann nach dem Gesagten nicht unsre Arbeit seyn, dem Verf. durch das ganze Labyrinth seiner in zwölf Kapitel vertheilten Untersuchungen zu folgen, und wir geben zur Begründung unseres Ausspruchs nur den übersichtlichen Inhalt des Werks mit einigen Bemerkungen.

Nach der Ueberschrift des ersten Kapitels erwarteten wir eine historische Uebersicht der bisherigen Erklärungsversuche oder noch eher eine innere Entwicklungsgeschichte dieser Versuche zu erhalten, wobei dem Verf. **Blanc's** Aufsatz (die beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie, Halle 1832) gute Fingerzeige gegeben hätte. Mit der gehörigen Anwendung der Kritik wäre dies so das wichtigste Kapitel im ganzen Buch geworden und hätte dem Verf. manche spätere sehr weitläufige und erfolglose Entgegnung erspart, ja es hätte der Inhalt eines ganzen sehr wichtigen Werkes werden können. So aber ist es uns nicht recht klar, was wir aus diesem ersten Kapitel machen sollen. Wenn wir recht gerathen haben, so war es dem Verf. nur darum zu thun, die beiden sich schroff entgegenstehenden Vorgänger der eben so schroff sich

entgegegenstehenden Erklärungen von Picci und Kopisch vorzuführen. Denn nachdem einige der früheren Kommentatoren nur nebenbei und oberflächlich angeführt sind, erhalten wir einen langen Auszug aus dem bekannten Werke des Marchetti und daneben gestellt den Aufsatz Witte's in dem „Hermes“ 1824, „Ueber das Missverständniss Dante's.“ Der erstere ist hier der Kern des Werkes von Picci, der andere der Kern des Kommentars von Kopisch genannt. Während aber Herrn Kopisch vorgeworfen wird, im Aufsuchen von mystischen Anspielungen fast in jedem Wort des Gedichts oft zu weit gegangen zu seyn, macht der Verf. die Ansicht Witte's zu der seinigen und verspricht im Lauf seiner Untersuchungen, soviel es seinem Zweck entspricht, in diesem Sinn Witte's in die kleinsten Einzelheiten des Gedichts einzugehen, um zu zeigen, dass alle mit dieser Ansicht wunderbar übereinstimmen.

Das zweite Kapitel handelt von dem angeblichen Gibellinismus des Dante. Hier werden viele Seiten verschwendet, um die Meinung zu widerlegen, dass Dante aus Zorn die Parthei der Welfen verlassen habe und ein wüthender Gibelline geworden sey. Es wird aus einigen Stellen, besonders des Paradieses sehr richtig nachgewiesen, dass Dante als Dichter zu gar keiner Parthei gehört habe und dass es etwas ganz anderes sey, die Nothwendigkeit eines universellen Monarchen in Dante's Sinne annehmen und, zur gibellinischen Parthei gehören. Der Verf. beweist am Ende aus einer Menge von Citaten, dass Dante ein moderatissimo Guelfo und zwar ein moderatissimo Bianco von Anfang an gewesen und dies auch immer geblieben sey, und sich immer um die Vermittlung und Versöhnung der Partheien bemüht habe. Ob durch diese Erfindung von moderatissimo viel für die Aufklärung dieser Sache geholfen ist, bezweifeln wir sehr; es lässt sich unsrer Meinung nach vielmehr aus der Biographie Dante's und aus der Geschichte jener Zeit klar heraussehen, dass Dante von Anfang an ein ganz ehrlicher Welfe, so gut wie seine Eltern und Vorfahren, war, dass er als solcher in den zwei bekannten Treffen für den Sieg seiner Parthei gekämpft hat, dass er aber in dem Alter der politischen Reife, nach den Erfahrungen, die er machte, nach der philosophischen Richtung, die er einschlug, sich von allem Partheiwesen losgesagt hat und weder ein wüthender Gibelline geworden noch ein moderirter Welfe geblieben ist. — Diese Betrachtungen führen aber den Verf. auf die sehr überflüssige Widerlegung der sonderbaren Meinung mancher Italiener, als ob Dante kein guter Katholik gewesen sey, S. 57—77. Er geht zu diesem Zweck die ganze Div. Commedia durch, wobei wir gar Vieles mitnehmen müssen, was für die ächte Katholizität

Dante's gar nichts beweist, während einige der schlagendsten Stellen des Gedichts, gehörig durchgeführt und mit den katholischen Dogmen zusammengestellt, diese triviale Untersuchung ein für allemal abgethan hätten, welche auf ähnliche oberflächliche Weise fortgesponnen, noch Stoff zu Zänkereien für ein ganzes Jahrhundert und eine ganze Bibliothek gibt. Der Verf. kommt am Ende mit Foscolo zu dem Resultat, dass Dante eine prophetische Mission erfüllt habe und in diesem Sinne ein Reformator gewesen sey.

Das dritte Kapitel handelt von den Zeitpunkten, in welchen die Idee der Div. Commedia gefasst und ausgeführt und die zwei ersten Theile veröffentlicht wurden. Nach einer weitläufigen und ganz erfolglosen Untersuchung, ob Dante als Dichter des Friedens oder als wüthender Gibelline und im Zorn und Unmuth eines Verbannten gedichtet habe, wird zuerst Picci's Zeitbestimmung in Bezug auf Dante's Intention widerlegt und gezeigt, dass Picci unter der gegen allen Sinn und gegen alle Geschichte streitenden Voraussetzung, Dante habe bis zum Tod Heinrichs VII. die Hoffnung zur Rückkehr ins Vaterland gehegt, sich daher aller politischen Aeusserungen enthalten und immer für den einzigen Zweck dieser Rückkehr in Thaten und Schriften gearbeitet, nach des Kaisers Tod aber jede Hoffnung verloren, daher jede Rücksicht aufgegeben und nun seinem Unmuth und Rachedurst Luft gemacht: dass Picci unter dieser Voraussetzung ganz fälschlich annimmt, das Convito, worin kein Wort von den Päbsten vorkomme, sey in der Hoffnungszeit 1310 — 1313 geschrieben, dann aber nach dem Tod Heinrich's VII. die Div. Commedia als Rachegedicht angefangen worden. Wir kennen das Werk des Picci nicht, auch nicht das italienische Publikum, das Herr Picchioni bei seinen kritischen Winken vor Augen hatte; sind aber doch der Meinung, dass Picci's Ansichten sowohl in Bezug auf die Div. Commedia als auch auf das gelehrte Publikum, wie wir es uns in Italien doch denken müssen, unter aller Kritik sind. Und wenn obige absurde Voraussetzungen wirklich die Hauptgrundlage sind, welche Picci's ganzer Erklärung des Gedichts die Richtung gibt, so war es angemessener, den Unsinn derselben mit ein Paar Seiten für immer abzufertigen und die Unfähigkeit Picci's in Beurtheilung erhabener Gedichte darzulegen, als in einem dicken Buch alle einzelnen Schlüsse zu verfolgen und zu widerlegen, die aus solchen Prämissen hervorgehen. Durch solche kleinliche, leere und doch sehr weitläuftige und oft sehr gereizte Widerlegungen, Zänkereien, Vertheidigungen, Durchführungen von allerhand Behauptungen, deren Falschheit und Unsinn in die Augen springt, ist eben die Dante-Literatur bis ins Ungeheure

angewachsen, ohne dass das Verständniss des Gedichts nur um ein Kleines vorgerückt wäre, und mit sehr wenigen Ausnahmen muss man doch immer seine Zuflucht zu den alten Commentatoren nehmen. Der Verf. hängt dieser langen Abhandlung über Picci die Annahme Witte's über die einzelnen Zeitbestimmungen an, mit welcher er auch nicht zufrieden ist, weil er in der Interpretation der Beweisstellen lieber mit Kopisch stimmt, und statt nun am Ende seine eigne Ansicht zu geben und kritisch durchzuführen, schliesst er plötzlich das Kapitel mit der Bemerkung, dass die Chronologie der Div. Commedia noch lange Zeit Stoff zu Untersuchungen geben wird. Uns dünkt, eine klare und begründete Zusammenstellung alles bisher gefundenen Vernünftigen über die Zeitpunkte möchte wohl mehr Nutzen gebracht haben.

Das vierte Kapitel ist bloss eine Widerlegung von Picci's Erklärung der Allegorie der Selva im 1. Gesang des Inferno.

Das fünfte Kapitel ist ganz mit der subtilen Widerlegung der unsinnigen Idee Picci's angefüllt, die fingirte Zeit der Vision Dante's mit der historischen Zeit seines Exils in Einklang zu bringen. Der Gegenstand des Streits ist kindisch genug; er wird aber hier mit einer Spitzfindigkeit und Animosität geführt, die uns lebhaft an die Zänkereien der italienischen Akademien im 16. Jahrhundert erinnert haben. Kann man denn noch immer nicht in Italien dem gesunden Urtheil auch etwas zutrauen und solche sonderbare Auswüchse, wie sie Picci's Gehirn hervorgebracht hat, ganz ruhig ihrem Schicksal überlassen, anstatt sie durch so dicke Bücher voll Widerlegungen zu feiern?

Das sechste Kapitel verspricht eine Untersuchung der historischen Erklärungsart. Mit einem grossen Aufwand von Scharfsinn und mühsamen Vergleichungen einzelner Stellen des Gedichts sind einige der hauptsächlichsten allegorischen Personen und Gegenstände der Div. Commedia vorgenommen und daran die Unzulänglichkeit und der Irrthum der historischen Erklärungsweise gezeigt. Was der Verf. gibt, ist aber noch lange keine Untersuchung der historischen Interpretation. Dazu hätte wohl zuerst gehört, die Grundideen, welche die Commentatoren der historischen Richtung leiten, systematisch zusammenzustellen, wozu dem Verf. Dionisi's und Ponta's Werke bessern Stoff geliefert hätten und Blanc's, Mendelsohn's und Hegel's dahin bezügliche Schriften gute Führer gewesen wären; dann aber die Unhaltbarkeit und Unbegründetheit dieser Grundideen an sich und ihre Unbrauchbarkeit zur Erklärung der einzelnen Allegorien sowohl als des Sinnes des ganzen Gedichts genau nachzuweisen. Dies möchte aber allerdings ein schwieriges, wo nicht unmögliches

Unternehmen seyn, denn die historische Erklärungsart lässt sich, wie sich auch die Mystiker und Pietisten dagegen wehren, doch nicht ganz abweisen, obgleich sie für sich allein eben so wenig brauchbar ist als die mystische allein. Der Verf. scheint sich auch in seinem Kampf gegen die Historiker nicht recht sicher gefühlt zu haben, das beweist uns schon der Umstand, dass er in dem ganzen 60 Seiten langen Capitel, worin die historische Erklärungsart untersucht werden soll, lieber die sehr überflüssige Mühe übernimmt Picci's Narrheiten zu widerlegen, als dass er Dionisi's und Ponta's Ideen und Richtungen untersucht oder auch nur nachgeforscht hätte, ob denn Rosetti's scharfsinniger Commentar (nicht seine Abhandlungen) nicht zu einigen ganz wichtigen Aufschlüssen führen könnte. Die historische Erklärungsart lässt sich (besonders wenn man nur den Picci vornimmt) ganz leicht in einzelnen Stellen angreifen, da vollständige Klarheit aller Bilder und Worte in ihren Beziehungen und ihrem Zusammenhang zu einer der Hauptbedingungen gehört und sie also viel mehr ins Einzelne eingehen muss als die mystische. Aber ein solcher vereinzelter Sieg, die Nachweisung irgend eines Widerspruchs führt zu keinem Erfolg, die Historiker werden dadurch nicht überwiesen und nicht zurückgeschlagen, nur zu neuen Untersuchungen aufgefordert; und dies ist insofern allerdings sehr wohlthätig, als nur durch ihre Anstrengungen, ihrer Richtung durch Klarheit und logischen Zusammenhang dieselbe Geltung wie der mystischen in Bezug auf die Div. Commedia zu verschaffen, endlich eine vernünftige Erklärung zu Stande kommen hann, die von beiden Richtungen das Bessere annimmt und die Narrheiten und Auswüchse vermeidet. Und zu einem solchen Ziel hätte unsrer Meinung nach eine kritische Untersuchung dieser Richtung, wie sie der Verf. geben will, vorbereiten sollen, freilich durch ganz andre Mittel als diese ermüdenden kleinlichen und spitzfindigen Zänkereien gegen Picci.

Das siebente Kapitel, welches die Vorgänger Dante's oder die Bearbeitungen des Stoffes der Div. Commedia vor Dante bespricht, enthält eigentlich gar nichts Kritisches sondern nur einen Auszug aus Kopisch's Abhandlungen über denselben Gegenstand. Der Inhalt jener Abhandlung hätte nun hier von dem Verf. um gar viel Wichtiges vermehrt werden können; denn wir denken, dass die Mittheilung früherer Bearbeitungen von Himmel- und Höllenfahrten doch hauptsächlich zum bessern Verständniss der Div. Commedia beitragen soll, indem sie uns die Anschauung, den Glauben und Aberglauben des Mittelalters klar macht. Aber viel wichtiger als manche Vision, die mit der Komödie kaum eine entfernte Aehnlichkeit hat, wäre zu diesem Zweck gewesen

darzustellen, wie in jenen Zeiten Mythologisches und Christliches durch einander gemengt, welcher Missbrauch mit den Schriften des Alterthums besonders den Philosophen und Dichtern, getrieben und wie den heiligsten Dingen mythologische Attribute beigelegt wurden; dann welche mythische Bedeutung viele Personen des Alterthums, besonders Plato, Aristoteles, Hippokrates, Virgil, Cato, Ulysses im Mittelalter erhalten hatten, und wie sich an ihre Namen eine ganze Reihe von Wundern und Abentheuern mit christlicher Färbung knüpft, die der Stoff zu einer Menge von Sagen, Legenden, Novellen, selbst dramatischer Mysterien wurden; ferner wie sich durch das ganze Mittelalter hindurch in den Sagen und Epen die Idee fortgepflanzt hat, dass Karl der Grosse von Constantin dem Grossen abstamme und wie Dante wahrscheinlich in diesem Sinn von einer Erbschaft des römischen Kaiserthums gesprochen habe, und noch so vieles Andere, was mehr Licht auf die Div. Commedia wirft, als die doppelte Menge von Bibelstellen, die uns die Mystiker zum Besten geben.

Das achte Kapitel ist überschrieben: Hauptsymbole der Div. Comm. und ihre Interpretation. Als Hauptargument des Gedichts setzt der Verf. nach Ozanam und Kopisch den Menschen, wie er von dem finstern Wald der Begierden und Leidenschaften entfernt und durch die Betrachtung seiner selbst, der Welt und der Gottheit auf den Weg des Heils zurückgeführt wird. Die Richtigkeit dieser Annahme will er in diesem Kapitel durch die Untersuchung der in der Div. Commedia vorkommenden verschiedenen Symbole beweisen, indem diese „unter sich und mit den klaren Doktrinen des Dichters in genauem Zusammenhang stehend zeigen, wie es moralisch unmöglich ist, dass Dante eine andere Absicht gehabt habe.“ Hier fällt aber der Verf. gleich im Anfang, ohne es zu merken, in den Fehler, den er den historischen Erklärern vorwirft, dass er für dieselbe Allegorie zwei ganz verschiedenartige Erklärungen zurechtsetzt. Dem Schlaf im 1. Ges. des Inferno gibt er die Bedeutung der menschlichen Schwachheit und zugleich der Entrückung in die geistige Welt, und erklärt den Sinn so: der Dichter habe sich aus menschlicher Schwachheit im Schlaf verirrt und aus besonderer Gnade im Schlaf die Vision erhalten, die ihn aus dem wilden Wald befreite und in die höchsten Regionen erhob. Doch dies ist gar nicht des Verfassers Eigenthum, sondern wie überhaupt die ganze Untersuchung dieser Symbole, wie man sich leicht überzeugen kann, fast eine reine Abschrift oder zuweilen Ausführung der drei oder vier ersten Seiten von Kopisch's Commentar. Es ist daher hier mit dem Verf. nur über die Art zu rechten, wie er dabei verfahren ist. Wenn man nun dies schon nicht kritische Winke

nennen kann, so bleibt uns ein Umstand auffallend, den wir dem Verf. zum Vorwurf machen müssen. Er ist nämlich entschieden gegen alle historische Erklärung eingenommen und hat Herrn Kopisch's Ansichten fast ganz zu den seinigen erklärt, was so weit geht, dass wir des Letztern Kommentar zum grossen Theil hier im Italienischen zu lesen bekommen. Hier ist es nun sehr auffallend, dass der Verf. (S. 253) nur einen halben Satz von Kopisch übersetzt („Dante hat den Wolf des Propheten Jeremias in eine Wölfin verwandelt") und die andre Hälfte, die den Grund der erstern enthält („um damit schärfer auf die Habgier der römischen Kurie hinzudeuten") vorsichtig weggelassen hat, dass er auch bei der Bedeutung der beiden andern Thiere, der Lonza und des Löwen, die historischen Beziehungen auf Florenz und Frankreich, welche selbst der deutsche Kommentator nicht abweisen konnte, ganz mit Stillschweigen übergangen hat. Warum ist er hier, wo sein Meister in der Erklärung auch andre Wege anzuerkennen schien, nicht tiefer eingegangen, warum hat er hier den Irrthum der Historiker nicht nachgewiesen und gezeigt, „dass es nach den klaren Doktrinen des Dichters moralisch unmöglich ist, dass dieser historische Anspielungen unter den Allegorien verborgen habe"? Hier war denn doch einmal eine dringende Veranlassung zu ein paar Seiten kritischer Untersuchungen; denn die Erklärung dieser drei Thiere ist eine der Hauptscheidewände zwischen der historischen und mystischen Richtung, und der Verf. hätte hier der Meinung ganz anderer Männer als eines Picci entgegentreten können. Damit wäre denn zugleich das sehr lange sechste Kapitel ganz überflüssig geworden. Es muss doch am Ende eine Bedeutung haben, dass man an sehr vielen Stellen der Div. Commedia unwiderstehlich auf die historische Erklärung geführt wird, dass die Erklärung mancher Allegorien von Dante selbst historisch gegeben wird, dass das Buch von der Monarchie noch mehr und engere Beziehungen zu dem Gedicht hat als das Convito, und dass Dante sehr oft, wenn er von der Kirche redet, das Bild des Wolfs gebraucht.

Eben so ist dann auch Virgil (nach der Beatrice das wichtigste Symbol in der Komödie) ganz kurz abgefertigt und nach Kopisch als die Figur der bessern menschlichen Einsicht (ohne den Glauben) hingestellt. Der Verf., der den historischen Erklärern so oft den Vorwurf macht, dass ihre Auslegungen nicht auf alle Stellen passen und, wenn man sie auf die einzelnen Bilder und Reden anwendet, sich oft als ganz irrig und widersprechend zeigen, hätte hier doppelt vorsichtig und bei der Vertheidigung seiner Auslegung doppelt ausführlich seyn sollen, und

es ist sehr auffallend, dass er die Wichtigkeit dieses Bildes nicht besser begriffen hat. Denn dass er die Meinung eines dritten unter vielen andern auswählt und zu der seinigen macht und ganz einfach und ohne alle Begründung sagt, Virgil bedeute hier die bessere menschliche Einsicht, das macht die ganze Auslegung weder klar noch unzweifelhaft. Es lässt sich wenigstens schlecht mit dem Begriff der Einsicht, wenn es auch nur eine menschliche ist, vereinigen, wenn Virgil in dem Augenblick, wo er dem von den Thieren geängstigten Dante beispringen soll, statt dessen ihm eine lange Lebensbeschreibung von sich gibt, als wenn beide ruhig in einem Klostergarten sässen. Dass aber Dante, der in seinem ganzen Gedicht alles so wunderbar berechnet hat, den Virgil hier dennoch so lange von sich reden lässt, muss uns doppelt aufmerksam auf dessen Worte machen. Wenn der Verf. hier etwas genauer sich hätte umsehen wollen, so würde er gefunden haben, dass Virgil mit besonderm Fleiss sich als Lombarden und von Mantua gebürtig darstellt, dass ihm sehr darum zu thun ist hervorzuheben, dass er unter Julius Cäsar geboren sey und unter „dem guten Augustus" in Rom in der Heidenzeit gelebt habe, und dass er als Dichter die Gründung Rom's und des Kaiserthums besungen habe: — lauter Eigenschaften, die zu dem Begriff der menschlichen Einsicht nicht die entfernteste Beziehung haben. Wenn dann der Verfasser unter den Sagen und Legenden jener Jahrhunderte von dem Zauberer Virgil, wie sie in Val. Schmidt's verschiedenen Werken, in A. Keller, Romans des sept Sages, in Dunlop, history of Fiction, in Grässe's Literaturwerk zusammengestellt sind, sich etwas genauer umgesehen und daraus gelernt hätte, welche eigene Bedeutung Virgil im Mittelalter hatte, wenn er dann den ganzen Charakter und die Mission Virgil's aus dessen Führung und den verschiedenen Ereignissen dabei studirt und damit die vielen Stellen aus der Monarchia und selbst aus dem Convito verglichen hätte, wo Virgil als der Hauptzeuge des römischen Kaiserthums angeführt wird: so wäre er vielleicht auf andre Resultate gekommen oder er hätte wenigstens erkennen können, dass die Sache nicht so leicht abgethan ist.

Die heilige Lucia erklärt der Verf. eben so bequem für das Symbol der erleuchtenden Gnade. Wie wenig aber den Mystikern, denen Herr Picchioni ganz ruhig nachschreibt, um Klarheit zu thun ist, und wie sehr sie sich hüten ihre halbdunkeln Auslegungen mit den einzelnen Bildern und Reden in dem Gedicht zu vergleichen — (non ci è permesso di entrare in queste minute particolarità, sagt Herr Picchioni einmal bei einer ausgezogenen Stelle des Ponta, die von einem sehr tüchtigen

Studium der Ideen Dante's zeugt und die ihn auf bessere Ansichten gebracht hätte, als die leichte Widerlegung des Picci), — sieht man auch bei der Erklärung der Lucia und besonders bei der Stelle im Purgatorium, wo Dante im Schlaf von dieser Lucia vor das Thor des Purgatoriums getragen wird, während er selbst träumt, er würde von einem Adler, dem kaiserlichen Vogel, in die Höhe getragen. Man kann, wenn man sich nicht überhaupt im Dunkeln viel wohler fühlt, hier unmöglich übersehen, dass der Traum Dante's mit der Handlung der Lucia in inniger Beziehung steht, dass Dante ganz besonders auf diesen Traum aufmerksam macht und sagt, er sey in der Morgenstunde gekommen, wo der „Geist in seinen Visionen fast göttlich ist", dass der Adler in dem ganzen Gedicht das Sinnbild der Monarchie in Dante's Sinn ist, dass der Ort des Traums, das Gebiet von Troja, hier nicht ohne Bedeutung genannt ist, dass der Untergang Troja's immer mit der Gründung des römischen Reichs und der universellen Monarchie in Beziehung gebracht ist, dass endlich der Vers: der kaiserliche Adler verschmäht es von andern Orten Etwas emporzutragen", in dieser ganzen Verbindung von grosser Bedeutung seyn könnte. Hier liegt doch wenigstens für Jemanden, der kritische Winke geben will, dringende Veranlassung vor, genauer nachzusehn, ob denn der bequeme Weg der Mystiker auch immer ganz sicher sey.

Das neunte Kapitel, Triumph der Beatrice, gibt die Erklärung der grossen Allegorie im irdischen Paradies in den sechs letzten Gesängen des Purgatoriums, fast ganz nach Kopisch, welchen der Verf. nur zuweilen aus dem Landino und mit eignen Bemerkungen ergänzt oder widerlegt.

Zehntes Kapitel. Prophezeihungen in der Div. Commedia und ihre vernünftige Interpretation. Hier ist das Wichtigste die Abhandlung über den Veltro, zur Widerlegung derer, die in dem künftigen Retter Italiens einen weltlichen Fürsten, besonders den Can Grande von Verona, annehmen. Die Akten über diesen Veltro sind wohl noch lange nicht geschlossen, obgleich der Verf. viel Mühe und Studium anwendet, um die Meinung Kopischs, die er zu der seinigen macht, als die einzig richtige zu vertheidigen, wonach dieser Retter Italiens ein freiwillig armer Papst seyn soll, in welchem der heilige Eifer erwacht, dem Kaiser zurückzugeben, was des Kaisers ist, und die Gier nach irdischen Dingen immer mehr aus dem Weingarten Christi zu verdrängen. An einer andern Stelle sagt der Verf. über dieses Symbol: „Der Neid schied die Habgier aus der Hölle, durch welche der Mensch den zweiten Tod stirbt.

Aber Einer, genährt von Weisheit, Liebe und Tugend, eben der mysteriöse Veltro, wird nicht ermüden sie in die Flucht zu treiben, bis der Tod von der Welt genommen und das Reich des Herrn gekommen ist.“ Dazu fügt er dann die Worte: Opera malagevole e perenne, quindi non da un uomo qualsivoglia, ma di un santo ministero, con la persona che lo esercita poeticamente unificato. Ob der Verf. wohl Viele überzeugen wird? Es mag hier nur ein einzelner Pabst oder ein ganzes heiliges Amt vorgeschoben werden, so ist, wenn man die ganze Zeit des Dichters, die Gesunkenheit der Kurie, die Absurdität ihrer Theorien und ihre Anmassungen betrachtet, gar nicht anzunehmen, dass Dante auch nur entfernt auf einen freiwillig armen Pabst gehofft habe, der alle weltliche Macht von sich werfen und die Kirche wieder auf ihr ursprüngliches Amt zurückzwängen würde; oder ein solcher Gedanke hätte dem Dichter, der in solchen Dingen gar kein Schwärmer war, im Angesicht der römischen Kurie sogleich wieder verschwinden müssen. Wir möchten allen denen, die ihr Studium des Dante fortwährend auf diesen räthselhaften Retter Italiens zurückbringt, unter andern Schriften besonders Schlosser's Geschichte des 13. und 14. Jahrhunderts, Karl Hegel's Programm: „Dante über Staat und Kirche“, und dann wiederholendlich Dante's Monarchia und Briefe empfehlen. Uebrigens ist dieses zehnte Kapitel das ganze Buch werth. Der Verf. gibt darin wenigstens selbständige Untersuchungen und eine höhere Kritik, die seine Meinung über einige der Hauptsymbole aus den Grundideen zu rechtfertigen sucht. Und diess ist mit einem anerkennenswerthen Fleiss geschehen, wenn man auch mit seiner Auffassung der Grundideen und den aus ihnen abgeleiteten Erklärungen nicht ganz einverstanden seyn kann. Dieses Kapitel gibt in der That manches zu denken und führt auf manche Wege, die die Forschung über jene Symbole noch einzuschlagen hat.

Das elfte Kapitel bespricht einige einzelne Stellen und Allegorien des Gedichts, wie das Symbol der Schlange im Purgatorium, des Alten auf der Insel Kreta, des Riesen im irdischen Paradies, der mit der Kirche buhlt. Wir haben unter den Bemerkungen manches Richtige gefunden (Vieles ist freilich aus Kopisch und Witte genommen), aber bei der unvortheilhaften Einrichtung des Buchs, wo dieselben Dinge auf verschiedenen weit von einander liegenden Seiten besprochen werden, gelangt man zu keiner klaren Einsicht in die Meinungen des Verfassers. — Das letzte Kapitel gibt denn noch einmal die ganze Abhandlung des Herrn Kopisch über die Divina Commedia im Auszug, und erklärt dessen Auslegung für die beste.

**Dr. E. Ruth.**

*C. Kirchneri Novæ quæstiones Horatianæ. I. Quinquaginta codicum quibus usi sumus descriptio. II. De codicum Horatianorum stirpibus ac familiis. Adduntur tabulæ lithographicae quatuor, in quibus XXV Exempla scripturae codicum a sæc. IX ad sæc. XVI exhibentur. Quibus anniversariam inauguratæ ante hos CCCIV annos scholæ provincialis Portensis d. XXI Maji A. MDCCCXLVII pie celebrandam indicunt etc. etc. rector et collegium scholæ Portensis. Numburgi typis Francisci Littfasii. Lipsiæ. In libraria Hahniana. MDCCCLXVII. 66 S. in 4.*

Der Verfasser beginnt mit einem Rückblick auf die von ihm schon vor dreizehn Jahren herausgegebenen und auch in diesen Blättern seiner Zeit besprochenen Quaestiones Horatianae, in welchen die schwierige, damals noch weniger von den gelehrten Herausgebern des Horatius beachtete, zum Theil auch ganz falsch aufgegriffene Frage nach der Zeit der Abfassung der einzelnen Dichtungen des Horatius, der Zeit ihres ersten Erscheinens wie ihrer Vereinigung in die jetzt bestehenden, noch vorhandenen Sammlungen und deren Herausgabe einer äusserst genauen und sorgfältigen Erörterung unterworfen worden war. Seitdem ist dieser Gegenstand mit einer Art von Vorliebe nicht bloss von einzelnen Herausgebern der Horazischen Gedichte, sondern auch in einzelnen Abhandlungen und Programmen wie selbst in eigenen diesem Punkt gewidmeten Schriften behandelt worden und hat eine eigene Literatur hervorgerufen, die schon um der Bedeutung willen, in welcher die genauere Bestimmung der Zeit der Abfassung und der Publikation eines Gedichtes oftmals mit dem Inhalte selbst oder mit einigen Aeusserungen, Anspielungen, Beziehungen desselben steht, alle Beachtung verdient und auch der Beachtung unseres Verfassers keineswegs entgegen ist: so wenig er im Ganzen durch die darin theilweise wider seine Ansichten erhobenen Einwürfe zu einer andern Ueberzeugung gebracht ward oder seine Ansicht widerlegt finden konnte, im Gegentheil sie in Vielem wesentlich verstärkt sah. Und allerdings sind auch wir der Meinung, dass das aus allen diesen, zum Theil so umfassenden und ausführlichen Untersuchungen, wie sie seither über die Chronologie der Horazischen Gedichte angestellt worden sind, sich ergebende Resultat mit dem Aufwand von Kräften, die sich daran versucht haben, keineswegs in Vergleich steht; und wir können, obwohl wir mit Aufmerksamkeit allen diesen Versuchen gefolgt zu seyn uns bewusst sind, am Ende doch nur dem Urtheil des Verfassers beipflichten, so hart es vielleicht Manchem auf den ersten Blick erscheinen mag: „Quorum omnium variis disputationibus

et si haud pauca accuratius quam olim perquisita et illustrata sunt, tamen ut fit in rebus dubiis et obscuris, cum sua cuique maxime placerent, vere effectum est, ut major quam antea perturbatio exstiterit nec solum res dubiae in incerto relictae sed quae explorata jam et concessa viderentur, in dubium denuo vocata sint: ita quasi in ancipiti libra suspensa pleraque etiam nunc haerent, ut poësis Horatianae studiosi quo se vertant, quas variorum sententias amplectantur, fere nesciant, id quod etiam in libris operum Horatianorum nuper editis auctoribus evenisse animadvertimus." Uebrigens verspricht der Verf. diese Frage seiner Zeit in grösserer Ausführlichkeit wieder aufzunehmen und damit die Bestätigung der früher aufgestellten Behauptungen, einzelne und zwar minder wesentliche Punkte ausgenommen, zu geben: wir sehen mit allen Freunden des Dichters einer solchen Erörterung verlangend entgegen. Mittlerweile aber entschädigt uns der Verfasser durch eine andere Arbeit, deren Bedeutung und Wichtigkeit fast noch grösser ist, insofern durch dieselbe die letzte vorhandene Quelle des Textes der Horazischen Dichtungen überhaupt ermittelt und somit dem Texte selbst erst eine sichere Grundlage gegeben werden soll, die uns denn nicht bloss in einzelnen Stellen die Entscheidung über die Priorität dieser oder jener Lesart mit grösserer Sicherheit geben, sondern auch die ganze Fassung und Gestaltung der Horazischen Gedichte in der uns überlieferten Weise im Allgemeinen erkennen, und wider unüberlegte Angriffe, wie sie eine unbesonnene Kritik der jüngsten Zeit erhoben hat, sicher stellen lässt. Es wird aber diese letzte Quelle des Textes nur zu gewinnen seyn durch eine sorgfältige Einsicht und Prüfung der davon auf unsere Zeit gekommenen Handschriften, deren Gesammtzahl wohl auf die Zahl von zweihundert (vgl. p. 56) sich belaufen möchte: aber selbst bei dieser mühevollen und schwierigen Arbeit wird man nicht stehen bleiben dürfen, man wird vielmehr auch um die alten Scholien und die bei ihnen schon vorkommenden Abweichungen der Lesarten, so wie um die zahlreichen alten Grammatiker, welche einzelne Stellen des Horatius anführen, sich zu bekümmern haben, um aus ihnen ein Gesammtbild der ältesten und ursprünglichen Gestaltung des Textes möglicher Weise sich zu schaffen.

*(Schluss folgt.)*

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kirchner: Novae Quaestiones Horatianae.

(Schluss.)

Diese Mühe hat der Verfasser nicht gescheut, und deshalb sogar die alten Scholien zu Horatius wie zu andern Dichtern sammt den verschiedenen Schriften der alten Grammatiker Roms, wie wir sie in eigenen Sammlungen vereinigt, noch besitzen, in den Kreis seiner Thätigkeit gezogen, um aus den von ihnen citirten Stellen des Horatius und den Abweichungen, die hier mit dem handschriftlich überlieferten Texte vorkommen, Aufschluss für die ursprüngliche Gestaltung des Textes selber zu gewinnen; insbesondere aber hat er zu dem oben bemerkten Zweck sein Augenmerk auf die Handschriften des Horatius selbst gerichtet und giebt uns nun von fünfzig Handschriften, die er grossentheils selbst in Händen hatte, oder worüber ihm von Freunden, welche dieselben eingesehen, die genauesten, mit Collationen verbundenen Berichte zugekommen waren, eine so detaillirte, nach allen Seiten hin erschöpfende, und in Allem, was das Alter, die Schrift, die Interpunktion u. dgl. betrifft, so genaue und vollständige Beschreibung dieser Handschriften, dass nun ein Grund, oder doch wenigstens der Anfang eines solchen gelegt ist, der, wenn wir auch über die andern, namentlich in Frankreich noch vorhandenen Codices des Horatius ähnliche Berichte erhalten, am Ende doch zu einem sicheren Endergebniss führen und uns wenigstens in der Kritik des Horatius zur Verständigung über gewisse Punkte bringen kann, über welche hinauszugehen nicht mehr möglich wird. Was für ein solches Ergebniss aus den hier beschriebenen fünfzig Codices, in Absicht auf ihre Verzweigungen unter einander und ihre Zurückführung auf gewisse Familien, gewonnen worden, wollen wir weiter unten mit den eigenen Worten des Verfassers anführen: wenn dieses Ergebniss in den Augen Mancher vielleicht nicht so bestimmt und umfassend ausgefallen ist, als man hoffen oder erwarten mochte, so mag diess wohl als ein Beweis der strengen und umsichtigen Forschung des Verfassers gelten, der nicht in willkührlichen Combinationen sich gefallen, der lieber mit einem negativen, aber sichern Resultat sich begnügen wollte, als positive, aber

unsichere und unbegründete Behauptungen aufzustellen. Aber wir hoffen, dass, wenn auch von andern Seiten her, auf dem vom Verf. angebahnten Wege weiter fortgebaut und namentlich über Handschriften der ältern Zeit, die noch nicht näher bekannt sind, aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert oder gar aus noch früherer Zeit ähnliche Vorlage uns gemacht wird, dann daraus auch für manche der hier beschriebenen, bis jetzt mehr oder minder allein stehenden Handschriften Aufschlüsse gewonnen werden können, welche eben diesen ihre bestimmte, jetzt noch zweifelhafte, Stellung anweisen und uns dann auch eher erlauben, sie nach bestimmten Familien einigermassen wenigstens zu gruppiren.

Die Beschreibung der einzelnen fünfzig Handschriften, zu der wir uns wenden, kann, wie schon angedeutet worden, wohl als mustergültig gelten. Mit Recht macht der Verfasser S. 4 aufmerksam, wie Vieles hier von der eigenen Einsicht bedingt ist, die auf Alles Einzelne, auch auf Dinge, die Andern als geringfügig und werthlos erscheinen, ihr Augenmerk richtet, eben weil alle diese Dinge da, wo es gilt, Alter und Abstammung oder Verwandtschaft einer Handschrift mit Andern zu ermitteln und mit einiger Verlässigkeit durch äussere Gründe, nicht bloss auf dem Wege der Muthmassung — zu bestimmen, von wesentlichem Einfluss sind. Allen diesen Punkten ist aber in dieser Beschreibung der Handschriften sorgfältig Rechnung getragen; es werden auch allerwärts einzelne Abweichungen des Textes mitgetheilt, die selbst hier und dort zu weiterer Besprechung oder zu kritischen Bemerkungen Veranlassung geben, während sie für die Würdigung des Alters der Handschrift, die Bestimmung ihrer Abstammung so wie ihres Werthes von Belang sind. Uebrigens ist es eine gewiss richtige Bemerkung des Verfassers, dass das hohe Alter einer Handschrift nicht immer und allein den ausschliesslichen Maassstab ihres Werthes abgeben und ihren Vorzug darnach begründen könne und er beweist diess in dem vorliegenden Falle durch das Beispiel des Berner Codex des Horatius Nr. 363, welcher, obwohl der älteste unter den bekannten, doch von Fehlern so wimmelt, dass andere, weit jüngere, aber aus einer guten Quelle stammende und durch eine geschickte Hand abgeschriebene Codices, wie der Gottingensis I und der Gothanus I, beide aus dem fünfzehnten Jahrhundert, den Vorzug in Anspruch nehmen. Der Berner Codex, durch Orelli und C. W. Müller wie durch Hauthal bereits der gelehrten Welt bekannt, fällt allerdings in das Ende des achten oder in den Anfang des neunten Jahrhunderts, ist aber äusserst nachlässig und fehlerhaft geschrieben, wie darum die Angabe, Alcuin, der Freund Karls des Grossen, habe

ihn geschrieben, wenig glaubwürdig macht. Der Schreiber, nach Hauthal ein schottischer (Scotus wohl, d. h. englischer, wo nicht irischer) Mönch Volkbrecht, scheint jedenfalls ein nicht besonders gebildeter Mensch gewesen zu seyn. Unser Verf. verspricht eine eben so vollständige als genaue Collation dieser Handschrift mitzutheilen, deren Abweichungen nicht vollständig bis jetzt bekannt geworden sind. Dem zehnten Jahrhundert gehören unter den hier beschriebenen Handschriften acht an; dem elften fünf, dem zwölften neun, dem dreizehnten vier, dem vierzehnten drei, dem fünfzehnten vierzehn, dem sechzehnten eine Handschrift. Unter diesen legt der Verf. am meisten Gewicht auf die Mehrzahl der Codices des zehnten Jahrhunderts, insbesondere auf den Lipsiensis II, den Codex Dessaviensis I, Graevianus, Leidensis, Turicensis (der jedoch etwas niederer steht), Morellianus, und auf einige Codices jüngeren Alters, wie Lipsiensis I. III. Monacensis I. II. IV. V. Basileensis I. Berolinensis I. Gotting. I. Gothanus II. — Wir können hier natürlich nicht in die Einzelheiten eingehen und das, was über die Beschaffenheit jeder einzelnen Handschrift in allen ihren Theilen und nach allen Seiten hin mitgetheilt wird, wieder mittheilen: wer mit der Kritik des Horatius sich nur einigermaassen beschäftigt oder in einzelnen Fällen über die Codices des Horatius Auskunft gewinnen will, muss die Schrift selbst nachlesen, aus der wir kein Excerpt dieses Theils hier füglicherweise geben können: wohl aber sey es uns erlaubt, den Bemerkungen, die wir an ein Paar Orten anknüpfen wollen, die allgemeine Bemerkung vorauszuschicken, wie vorsichtig der Verf. in Allem zu Werke geht, wenn er aus der ganz genau dargelegten Beschaffenheit einer Handschrift, aus ihrer Schreibweise, aus Abbreviaturen, aus Interpunktion oder Orthographie, so wie aus einzelnen zum Belege mitgetheilten Varianten einen Schluss auf das durch kein bestimmtes äusseres Zeugniss angegebene Alter der Handschrift macht und wie er hier, ohne irgend eine vorgefasste Meinung, ruhig diejenigen Momente abwägt, welche darauf allein einen Einfluss üben können. Eben so genau sind auch alle Angaben über die Aufschriften der einzelnen Gedichte, welche bald ganz fehlen, bald nur zum Theil stehen, bald auch in abgekürzter, bald in ausführlicher Fassung gegeben sind; eben so auch die Angaben über die theilweise vorfindlichen Scholien oder Glossen, die uns allerdings zeigen können, dass das, was davon gedruckt bis jetzt vorliegt, vielfach vermehrt und erweitert werden kann. Proben der Art hat der Verf. selbst S. 34 sq. aus einer Wolfenbüttler Handschrift mitgetheilt: eine andre Probe der Art ist die S. 28 aus einer Göttinger Handschrift mitgetheilte ganz kurze Vita Horatii

so wie Etwas Aehnliches S. 42 sq. aus einer Leipziger Handschrift: bei welcher Gelegenheit der Verf. die verschiedenen auf uns gekommenen derartigen Vitae Horatii — es sind nun in Allem sieben — genau durchgeht. Was nun die handschriftlichen, aber ungedruckten Scholien betrifft, so möchte dabei jedoch auch zu bedenken seyn, dass am Ende nur Weniges darunter aus älterer Zeit oder älteren Quellen stammt, Vieles ein Product neuerer Zeit und von geringem oder gar keinem Werthe ist. Diess werden Diejenigen wohl zu erwägen haben, die uns mit weiteren Mittheilungen der Art zu beschenken gedenken, so erwünscht es von der andern Seite auch wäre, den geringen Vorrath dessen, was unter dem Namen eines Acro und Porphyrio von solchen Scholien auf uns gekommen ist, wesentlich vermehrt zu sehen. Unser Verf. macht selbst im zweiten Abschnitt p. 59 darauf aufmerksam, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, dass auch ihm Porphyrio jünger als Acro erscheine: wie diess auch des Referenten Ansicht in der 3. Auflage seiner römischen Literaturgeschichte I p. 373 war, gestützt hauptsächlich auf das in den Scholien, die des Porphyrio Namen tragen, vorkommende Citat des Acro. In wie weit die entgegengesetzte Ansicht, welche den Porphyrio nicht bloss hinsichtlich der Gelehrsamkeit und Bildung, sondern auch in der Zeit über Acro stellt, (früher schon von Männern, wie Glareanus und H. Stephanus, aufgestellt, jüngst wieder von Dillenburger Horatiana I. p. 5 herrvorgehoben) den Vorzug verdiene, wollen wir nicht erörtern, eben weil wir zweifeln, ob sich, wenn man nicht jenes Citat des Acro bei Porphyrio als ein späteres, also fremdartiges Einschiebsel ansehen und tilgen will, irgend wie anders, als durch allgemeine, und eben darum nicht schlagende Gründe diese Ansicht wird durchführen lassen. Aber Ref. glaubt für das Zeitalter des Porphyrio ein anderes, wenn auch freilich nur negatives Zeugniss bei dem Grammatiker Charisius gefunden zu haben, wo Lib. II. §. 231 p. 196 Putsch. oben (p. 131 ed. Lindem.) die folgende Glosse sich sfindet: „Sarcte pro integre; sarcire enim est integrum facere. Hinc arta tecta uti sint, opera publica publice locentur et ut Porphyrio ex Verrio et Festo, in Auguralibus, inquit, libris ita est, sane sarteque.“ Hier ist ein Porphyrio citirt: ein anderer lateinischer Grammatiker dieses Namens ist uns wenigstens nicht bekannt: wir werden also darum wohl an den Erklärer des Horatius denken dürfen, der, da er aus Verrius und Festus Etwas anführt, was wir auch wirklich bei Festus p. 146 (p. 252 ed. Lindem.) lesen, doch jedenfalls nach Festus und eben so auch jedenfalls vor Charisius

gelebt haben muss, welcher selbst in das Ende des vierten oder in den Anfang des fünften Jahrhunderts fällt (s. Gesch. d. Röm. Lit. §. 394. II. p. 605). Zwischen diesem und Festus, den man doch schwerlich viel über die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Chr. wird herabdrücken dürfen (s. meinen Artikel in Ersch u. Gruber Encyclop. 1. Sect. Bd. XLIII p. 320 sq.), würde demnach Porphyrio zu verlegen seyn. Ob die unter seinem Namen von Charisius mitgetheilte Notiz einer besondern, jetzt verlornen Schrift grammatischen oder antiquarischen Inhalts entnommen ist, wissen wir freilich nicht und möchten es fast bezweifeln: sie scheint einer Erörterung entnommen, die, so vermuthen wir, Porphyrio zu der Stelle des Horatius Ep. I, 3, 31: „male sarta gratia nequicquam coit" gegeben hatte. Denn das Wort sarta kommt nur in dieser einzigen Stelle des Horatius vor. Oder soll es eine Glosse zu Plaut. Trin. II, 2, 36 seyn: „Sarta tecta tua praecepta usque habui mea modestia". Dann müsste man annehmen, Porphyrio habe den Plautus commentirt, wovon jedoch keine Spur sich vorfindet.

Zu einer andern Bemerkung giebt uns Veranlassung eine längere Note des Verfassers S. 24. 25, die sich über den früher kaum beachteten, jetzt aber, seit dem von Hofman-Peerlkamp erhobenen Lärm, mehr besprochenen Grammatiker, welchem eine neue Recension der Horazischen Gedichte d. h. jedenfalls nur der lyrischen, zugetheilt wird, über Vettius Agorius Basilius Mavortius verbreitet und dazu Veranlassung nimmt aus der in einer Gothaner Handschrift, gleichmässig mit vier andern, nach den Epoden befindlichen Unterschrift: Vettius Agorius Basilius Mavortius v. c. et inl. ex com dom ex cons. ord'. (was der Verf. liest: vir clarissimus et inlustris, ex comite domestico, ex consule ordinario) legi et ut potui emendavi conferente mihi magistro Felice oratore urbis Romae. In einer weitern Notiz, welche sich in derselben Handschrift, wie auch, obwohl kürzer, in einer andern bei dem Carmen säculare beigeschrieben findet (incipit carmen seculare quod patri meo et matri meae cantaveram ad chorum puerorum puellarumque ad Apollinem et Dianam proseutice tetracolos) glaubt aber der Verf. die Hand eben dieses Mavortius zu erkennen, und dann auch darin einen Beweis zu finden, dass zu der Zeit dieses Grammatikers (also in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts n. Chr.) das Carmen saeculare des Horatius abgesungen worden sey, wenn auch nicht in seiner ursprünglichen, so doch in einer eigenthümlichen Weise (si non illis, quibus olim compositum esset, at suis certe ac propriis modis). Wir gestehen, dass uns dieser Schluss etwas kühn vorkam, so wenig wir im Allgemeinen den

musikalischen Vortrag der lyrischen Gedichte des Horatius auch noch in späteren Zeiten bezweifeln möchten, da ja eine jetzt zu Montpellier befindliche Handschrift des neunten Jahrhunderts die Ode IV, 11 auf Noten in Musik gesetzt enthalten soll, wie Libri im Journal des Savants 1842 p. 40 versichert, der, und wohl mit Grund, diess aus einer noch älteren Handschrift ableitet, die wir in letzter Quelle dann wohl bis auf die erste Kaiserzeit zurückführen müssten. Dass aber noch im sechsten Jahrhundert, wie unser Verf. vermuthen will, das Carmen saeculare abgesungen worden, können wir kaum glauben; es fällt aber der Grund, der diese Vermuthung hervorrief, weg, wenn wir mit F. Bernays in dem eben erschienenen Hefte des Rheinischen Museum's VI, 1 p. 138 die allerdings verdorbene Stelle in folgender Weise berichtigen: „incipit carmen saeculare, quod patrimi et matrimi pueri puellaeque cantaverunt ad chorum ad Apollinem". So können diese Worte allerdings von Mavortius herrühren, oder irgend einer älteren Quelle entnommen seyn. Was nun die aus den vorher erwähnten Worten gefolgerte Recension der (lyrischen) Gedichte des Horatius durch diesen Grammatiker betrifft, so schliessen wir uns gern der Ansicht derjenigen an, die in der in jenen Worten ausgesprochenen Leistung dieses Grammatikers nichts weniger als eine eigentliche Recension oder Emendation des Textes, wie wir diess jetzt verstehen, erkennen, sondern eine von Mavortius in Gemeinschaft mit dem Magister Felix veranstaltete Durchsicht des Manuscripts, um die darin vorkommenden grammatischen, orthographischen und anderen Fehler, also mehr die sogenannten Schreibfehler, die sich eingeschlichen, und das Lesen und Verstehen der Gedichte erschwerten, zu beseitigen und einen in dieser Hinsicht correcten Text herzustellen, nicht aber eine neue Recension desselben, eine kritische Bearbeitung des Textes zu liefern. Wir dächten, was unlängst noch der eben verstorbene Jahn in der Praefatio seiner neuesten Ausgabe der Gedichte des Horatius und in den von ihm herausgegebenen Jahrbüchern Bd. L. Heft 2 p. 202 darüber gesagt hat, sollte die Sache von ihrem richtigen Standpunkt aus auffassen lehren. Ueber die Person des Mavortius konnte freilich auch unser Verf. wenig Sicheres bieten; doch wird gegen Peerlkamp mit Recht bemerkt, dass er nicht in Constantinopel, sondern zu Rom gelebt und dort 527 p. Chr. Consul, und zwar allein, ohne Gehülfe, gewesen. Ob das unter seinem Namen in die Anthologia Latina von Burmann (I. 147 p. 103) aufgenommene Gedicht De judicio Paridis, das aus Virgilischen Reminiscenzen zusammengesetzt, nur als ein Cento erscheint, ihm mit Recht beigelegt werden kann, wird schwer zu

beweisen und eben so auch zu widerlegen seyn. Der neueste Herausgeber der Anthologie, H. Meyer, scheint an der Autorschaft des Mavortius keinen Zweifel zu hegen; vgl. T. I. p. XXX. Eben so wenig Sicheres lässt sich über den Gehülfen des Mavortius bei diesem Geschäft, über den Magister Felix, orator urbis Romae (wie er in jener Unterschrift heisst) ermitteln ausser etwa, dass er derselbe Rhetor Felix ist, der auch dem Macrobius, wie eine Unterschrift zeigt, dieselbe Thätigkeit wie den Gedichten des Horatius zugewendet hatte (vgl. Lersch: Römische Diorthosen §. 9.); diesen aber mit dem Dichter Flavius Felix, welcher unter dem König der Vandalen, Thrasamundus (496 — 522 p. Chr.) in Afrika lebte und dichtete, wie die fünf von ihm in die Anthologie (III, 34 — 36. VI, 86 und daselbst Burmann; bei Meyer Nr. 291 — 295) aufgenommenen Gedichte zeigen, für eine und dieselbe Person zu halten, wäre an und für sich nicht gerade unglaublich, obwohl schon das öftere Vorkommen des Namens Felix Bedenken erregen kann. Daher auch unser Verf. noch zweifelt. Dass der Dichter Flavius Felix früher die Laufbahn eines Redners, und zwar eines gerichtlichen betreten, die ihm aber nachher verleidet, weshalb er eine geistliche Stelle sich erbittet, könnte man wohl aus den Worten des letzten der ihm beigelegten Gedichte (VI, 86 bei Burmann Nr. 295 bei Meyer) Vers 19 — 30 zu schliessen einigermaassen berechtigt seyn.

S. 28 ff. wird von dem jetzt in der Harlejanischen Sammlung des Britischen Museums befindlichen Codex Graevianus, wie man ihn gewöhnlich bezeichnet, einer alten und vorzüglichen Pergamenthandschrift des zehnten Jahrhunderts, gehandelt. Joh. Georg Grävius besass ihn und hatte ihn dem grossen englischen Kritiker Behufs seiner Ausgabe des Horatius mitgetheilt: Dieser drückt sich in der Vorrede über das weitere Schicksal dieses Codex also aus: „post ejus [Graevii] obitum in bibliothecam Serenissimi Electoris Palatini cum reliqua ejus literaria suppellectile concessit“. Und unser Verf. bemerkt zu dieser Aeusserung Bentley's: „Ex bibliotheca Palatina quo casu in Harlejanam migraverit, non reperimus“; denn dass dieser Codex des Grävius kein anderer sey als der in der Harlejana unter Nr. 2725 befindliche, habe Obbarius in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1840 Nr. 6. 7. schlagend nachgewiesen. Wir bemerken in dieser Hinsicht Folgendes: Die Bibliothek des Johann Georg Grävius, der selbst einen an die Universität Heidelberg erhaltenen Ruf abgelehnt hatte (s. J. H. Andreae Riesmannus redivivus p. 220. 230), wurde nach dessen zu Utrecht erfolgten

Tod von dem Kurfürsten der Pfalz Johann Wilhelm um eine nahmhafte Summe erkauft und dann der Universität Heidelberg geschenkt, im Jahre 1703 (s. ibid. p. 264 ff.): es befinden sich auch noch bis auf den heutigen Tag die Bücher des Grävius auf der Universitätsbibliothek, die, nach den früher im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts über sie, wie überhaupt über Stadt und Land ergangenen Zerstörungen, in dieser Bibliothek des Grävius eine neue Grundlage erhielt. Aber Handschriften finden sich keine vor, wie denn überhaupt keine Handschriften mit des Grävius Bücherschatz in die Universitäts-Bibliothek gekommen sind. So scheint also jener Codex, wenn er anders ein Eigenthum des Grävius wirklich war, nicht in jener Schenkung, ja vielleicht auch nicht einmal in dem Kauf des Kurfürsten mit einbegriffen gewesen zu seyn; er muss wohl auf andern Wegen in die Harlejanische Sammlung gelangt seyn. Es befinden sich übrigens in einem auf der Heidelberger Bibliothek aufbewahrten Exemplare der Basler Ausgabe des Horatius, welche Henricus Petrus erscheinen liess *), (die letzten Blätter fehlen mit der Jahreszahl) von der Hand des Grävius unter andern erklärenden Bemerkungen auch hier und dort Varianten beigesetzt, aber stets blos mit dem Zeichen MS, ohne nähere Angabe des Manuscripts; dasselbe ist auch der Fall bei den von Grävius Hand in einem andern Exemplar der Ausgabe des Horatius von Crucquius (1611) beigeschriebenen Bemerkungen: woraus Bothe's Publikation im Jahr 1820 hervorging.

Gehen wir zu der zweiten Abtheilung der Schrift: De codicum Horatianorum stirpibus ac familiis p. 56 ff. über, so werden wir in der That kaum noch besonders an die grossen Schwierigkeiten des auch bis jetzt von Andern kaum unternommenen Versuches zu erinnern haben: die Handschriften des Horatius nach bestimmten Familien und Classen zu ordnen, um mittelst einer solchen Classification der Urquelle näher zu kommen, wo nicht sie vollständig zu erreichen: was wir uns kaum schmeicheln dürften. Mit Recht beklagt in dieser Hinsicht der Verf. das von den ersten Herausgebern der Gedichte des Horatius im fünfzehnten Jahrhundert eingeschlagene Verfahren und wir unterschreiben, auch durch anderweitige Erfahrungen sattsam belehrt, gerne das in der Note S. 57 vom Verf. ausgesprochene, und in Bezug auf Horatius,

*) Der Titel dieser Ausgabe stimmt übrigens zu keinem der Titel, welche bei Schweiger den verschiedenen durch Henricus Petrus zu Tage geförderten Ausgaben des Horatius beigelegt werden.

auch durch eine Reihe von einzelnen Belegen von ihm unterstützte Urtheil: „Libri editi vetustiores saeculi XV omnino in re critica non tanti habendi sunt, quanti vulgo feruntur. Plerique enim ex codicibus, qui quidem typographis ad manus fuerunt, partim non admodum vetustis originem duxerunt, quod nobis, qui satis multos ex illis accurate contulimus, comparatis multo antiquioribus libris mscptis bene cognitum est. Accedit quod ex prioribus editis nonnullis insecuti plerique vel omnino vel magna ex parte expressi sunt nec in lectionis varietate, utrum ex codicibus an ex conjectura profecta sit, apparet." Wenn in den ersten Zeiten des wieder auflebenden Studiums der alten Literatur in dieser Beziehung noch nicht das geleistet ward, was wir zur Sicherstellung der Kritik jetzt mit Recht verlangen, so wird hier allerdings eine Entschuldigung eintreten können; wenn aber in unsern Tagen die französischen Herausgeber des Horatius, wie Vanderbourg und Pottier, denen eine Reihe sehr alter und vorzüglicher Handschriften des Horatius in der Pariser Bibliothek zu Gebot stand, in dieser Beziehung unsere Erwartungen getäuscht, und weder mit der erforderlichen Genauigkeit noch mit der zur Würdigung des Ganzen nothwendigen Vollständigkeit die abweichenden Lesarten dieser Handschriften mitgetheilt und es dadurch nothwendig gemacht haben, „eos (codices) omnes Germanica diligentia iterum excutere atque accuratius conferre", so ist es in der That schwer, dafür einen Entschuldigungsgrund zu finden. War aber bisher noch keine sichere Classification der Handschriften des Horatius aufgestellt worden (wie diess auch kaum möglich war), so unterliegt auch jetzt noch ein solcher Versuch grossen, kaum überwindbaren Schwierigkeiten, wenn anders mit der hier vor Allem nöthigen Vorsicht zu Werke gegangen werden soll. Denn, wie der Verf. sich bald überzeugte, so findet sich gerade unter den anerkannt ältesten Handschriften eine solche Verschiedenheit in den Lesarten wie in der ganzen Beschaffenheit und äussern Gestaltung, ein solcher Mangel an Uebereinstimmung (die, wenn sie auch hier und dort in einigen Punkten angetroffen, in andern wieder ganz vermisst wird), dass jeder Gedanke an eine Verwandtschaft oder an einen gemeinsamen Ursprung zurücktritt. Lassen doch selbst jene Handschriften, in denen die Unterschrift des Mavortius sich findet, keine vollkommne Uebereinstimmung erkennen! es wird also, so schliesst der Verf., wohl die jetzt hervortretende Verschiedenheit auf ältere Quellen, als die jetzt zugänglichen, mithin weit über das zehnte Jahrhundert hinaus, zurückzuführen seyn. Zur Ermittelung dieser Quellen, und somit der ältern ursprünglichen Lesart, würden nun allerdings die Scholiasten und diejenigen Grammatiker, die

in eigenen Schriften mit Horatius und seinen Dichtungen sich beschäftigten, in sofern am besten die Hand bieten können, als sie noch Handschriften und Texte vor sich hatten, die weit über die bemerkte Zeitperiode hinausreichend, weit reiner und unentstellter waren: allein auch hier steht uns der geringe Umfang und die Zerrissenheit dessen, was von diesen Bemühungen der älteren Grammatiker sich noch erhalten hat, hemmend im Wege, während wir selbst aus dem Wenigen, was davon noch vorliegt, ersehen, wie selbst bei ihnen schon Abweichungen in einzelnen Lesarten vorkommen und sogar Gegenstand einer Besprechung werden, die uns auf frühzeitige Veränderungen im Texte, schon vor der Zeit, aus der diese Schriften oder Commentare stammen, zurückführt, damit also die Ermittelung des ursprünglichen Textes noch schwieriger macht und in weitere Ferne rückt. Auch in manchen Citaten alter Grammatiker tritt eine Verschiedenheit hervor, wobei jedoch auch die Rücksicht auf eine mehr aus dem Gedächtniss erfolgte Citation in Anschlag zu bringen ist. Bei einer solchen Sachlage glaubt der Verf. die Ursache der Abweichungen des Textes und der hier herrschenden Verschiedenheit jedenfalls bis in die Zeit unmittelbar nach dem Tode des Horatius, ja vielleicht noch selbst bis auf Lebzeiten desselben hinaufrücken zu können: in welchem Falle dann freilich für uns eine Aussicht, mit dem Texte völlig aufs Reine zu kommen und die sichere, wenn auch nur relativ sichere Grundlage desselben zu ermitteln, kaum noch übrig bliebe. Die Worte des Verfassers lauten darüber p. 61 folgendermassen: „non possumus quin statim post Horatii obitum, fortasse ipso etiam vivo, ex singulis vocibus totisque ejus locis ac versibus partim librariorum incuria ac negligentia, partim grammaticorum licentia ac temeritate immutatis varias omnis generis lectiones, adeo interpolationes in ejus scripta multis exemplaribus vulgata ac varie disseminata irrepsisse statuamus nec recensionis ab erudito aliquo grammatico ad certam et aequabilem normam institutae, quae posteris exemplis pro fundamento esse potuerit, (si fortasse Q. Terentii Scauri commentarios ad artem poeticam excipimus) ullum vestigium apparet.“ Sollte aber der Verf. in der Annahme der Abweichungen und Verderbnisse bis in eine so frühe Zeit rückwärts nicht zu weit gegangen seyn? Dass die frühe Einführung der Gedichte des Horatius auf Schulen — wozu wir den ältesten Beleg in der Stelle Juvenal's Sat. VII, 227 finden, in welcher Horatius in dieser Beziehung neben Virgilius erscheint — die Zahl der Abschriften, die von seinen Gedichten genommen werden mussten, und damit auch die Veranlassung zu öfteren Abweichungen im Texte, sey es absichtlich oder zufällig, vermehrte, wird

man nicht leugnen können, aber andrerseits doch auch zu bedenken haben, wie gerade in dieser Einführung und Verbreitung der Horazischen Gedichte auf Schulen, wieder ein Grund lag, den Text möglichst gleichförmig und übereinstimmend zu erhalten, und Fehler, Entstellungen jeder Art, die sich eingeschlichen hatten, zu berichtigen und so fern als möglich zu halten. Darauf hatten die Grammatiker, die mit Horatius sich beschäftigten, insbesondere ihr Augenmerk zu richten, und eben darum werden sie auch keinerlei Veränderungen im Texte, Interpolationen, oder eigene Einschiebsel u. dgl., wie man sie in neuester Zeit hat ihnen aufbürden wollen, sich erlaubt haben, da sie diess gar nicht sich erlauben konnten, ihr Hauptbestreben vielmehr auf Erhaltung eines correcten, fehlerfreien und gleichförmigen Textes, wie ihn gerade das Bedürfniss der Schule erforderte, gerichtet war. Hatten sie in dieser Beziehung irgend einen Anstand, waren sie nicht ganz einer Leseart sicher — nur dann ward diess in ihren die sachliche wie die sprachliche Erklärung des Textes betreffenden Commentaren bemerkt; derartige Fälle aber kamen schwerlich so oft vor, als wir uns diess jetzt, nach der Beschaffenheit des uns jetzt vorliegenden Textes, zu denken vermögen: Was die S. 60 vom Verf. erwähnten Commentare des Q. Terentius Scaurus zur Ars poetica (des Horatius) betrifft, die wir selbst früher, und zwar (nach Charisius) sogar in einem zwölften Buch angenommen haben (s. §. 128 d. Röm. Lit. Gesch.), so denken wir darüber jetzt allerdings anders, indem es in dem zweifachen Citat des Charisius (p. 182. 188), worauf diese ganze Annahme sich stützt, blos heisst: „Q. Terentius Scaurus commentariis in Artem poeticam libro decimo", keineswegs aber „in artem poeticam Horatii"; es wird also hier an ein grösseres grammatisches Werk dieses Grammatikers zu denken seyn, das unter dem Titel Ars poetica eine umfassende Theorie der Dichtkunst, mit Allem, was dazu gehört, der Prosodie, der Metrik, des poetischen Ausdrucks u. dgl. gegeben hatte, daher auch wohl aus zehn Büchern bestehen konnte. Bernhardy hat im Programm der Sommervorlesungen von Halle 1847. p. 4. diess berichtigt. Allerdings konnte Terentius in diesem grösseren Werke auch auf Horatius vielfach Rücksicht genommen haben; allein unter die eigentlichen Scholiasten oder Commentatoren des Horatius wird er dann kaum zu zählen seyn. Den unter diesen noch von uns in der Röm. Lit. Gesch. a. a. O. angeführten Scholiasten C. Aemilius hat dagegen der Verf. (p. 43) mit gleichem Rechte gestrichen, wie diess auch von Dillenburger Horatiana I. p. 8 und Hauthal im Rhein. Mus. V. p. 516 ff. 519 geschehen ist.

Nach allem dem wird man kaum ein anderes Resultat über die Möglichkeit einer Classification der Horazischen Handschriften erwarten als das, was S. 65 am Schluss der Abhandlung sich in folgenden Worten ausgesprochen findet: „His quae adhuc disputavimus, satis probatum esse putamus, ex codicibus Horatianis, quotquot adhuc cogniti sunt, inter se collatis nec ea cognationis inter ipsos vestigia posse erui, quibus ad unam quandam principalem scriptorum Horatii recensionem aut ad plures, unde variae eorum stirpes ac familiae prognatae sint, probabiliter ducamur: nec omnino in differentiae inter eos constantis origines posse inquiri: fatendum potius esse, lectionis varietates haud paucas atque adeo interpolationes non codicibus modo qui exstant, sed ipsis scholiastis veteribus esse antiquiores, ut non diu post Horatii aetatem ex Grammaticorum scholis et librariorum vel erroribus vel licentia originem duxisse et per multa exemplaria descripta in omnes terras disseminata esse videantur." So wäre also ein im Ganzen mehr negatives Resultat aus der so mühevollen, aber auch eben so gewissenhaft geführten Untersuchung hervorgegangen, ohne dass wir darum die Hoffnung aufgeben, dieses negative Resultat dereinst noch in ein mehr positives übergehen zu sehen, dann nemlich, wenn auch über die andern drei Viertheile der noch vorhandenen Handschriften des Horatius gleich genaue Vorlagen uns gemacht, und dabei insbesondere die Punkte, welche der Verf. noch zuletzt S. 66 als Zeichen äusserer wie innerer Verwandtschaft aufstellt, sorgfältig beachtet werden.

Wir haben den Hauptinhalt der Schrift, ihre Tendenz wie ihr Endergebniss in der Kürze anzugeben gesucht, und dabei Vieles Einzelne, was gelegentlich hier und dort bemerkt ist, übergangen. Es betrifft diess besonders die kritische Behandlung mancher einzelnen Stellen in den Horazischen Gedichten, wofür hier ein schöner Beitrag niedergelegt ist, den wir nicht ganz unerwähnt lassen wollen. Selbst die Metrik ist nicht leer ausgegangen; wir machen in dieser Hinsicht aufmerksam auf eine längere Besprechung des von Meineke und Lachmann ausgegangenen Versuchs, die sämmtlichen Horazischen Gedichte, die monostrophischen wie die distrophischen, auf tetrastrophische zurückzuführen, was den Beifall des Verfassers findet, der selbst p. 65 dahin sich ausspricht: „ergo cantus causa omnia sua carmina tetrastropha finxisse Horatium statuimus" u. s. w. Wir bitten, die ausführliche Erörterung darüber in der Schrift selbst nachzulesen und erinnern hier nur noch an die beigefügten vier Tafeln, welche getreue Facsimile's von fünf und zwanzig der hier beschriebenen Handschriften, allerdings der ältesten und beachtens-

werthesten, enthalten und so es Jedem selbst möglich machen, die in der Beschreibung enthaltenen Angaben zu prüfen.

---

Wir reihen hier noch die früher versäumte Anzeige einer von demselben Verf. dem Druck übergebenen Schrift an:

*Musae Portenses quibus Portenses, qui vivunt omnes amice salutat et ad concelebranda almae matris sacra saecularia die XXI. Maji MDCCCXLIII ea qua decet observantia invitat coetus alumnorum Portensium nomine C. Kirchner, s. s. theol. et phil. Dr. rector schol. prov. Portensis. X und 160 S. in 8.**)

Denn es kann dieselbe wohl den Freunden einer classischen Jugendbildung zeigen, wie die Anstalt, an deren Spitze der gelehrte Verf. der Quaestiones Horatianae steht, noch immerfort ihren alten Ruhm pflegt und in den von ihr ausgehenden Versuchen lateinischer Dichtung zeigt, dass die in unserer Zeit immer mehr verstummende, von Manchen selbst geächtete Muse des alten Latium's noch immer ihre Vertreter und Freunde in jugendlichen Gemüthern findet, die mit Geschick und Gewandtheit sie zu behandeln wissen und uns jene Zeiten des wieder aufwachenden Studiums der alten Literatur in Italien zurückrufen, in welchen die Beschäftigung mit der lateinischen Poesie als ein wesentliches Erforderniss einer gelehrten und wissenschaftlichen Bildung angesehen ward, die nicht bloss in der fleissigen Lectüre der Dichter des alten Latiums, sondern auch in eigenen Versuchen, der Sprache und dem Geiste dieser alten Dichter möglichst nachgebildet, sich bewähren und kund geben sollte, darum auch jeden Gegenstand des Lebens, jede äussere Veranlassung ergriff, um denselben in der Dichtersprache des alten Rom's darzustellen. Diese Zeiten sind allerdings längst vorübergegangen: die moderne Richtung, die den jungen Mann mit allem möglichen Wissen überladen will, nicht ohne Beeinträchtigung des Studiums der beiden alten Sprachen, hat derartige Uebungen, in welchen für die formelle und selbst für die intellectuelle Bildung ein so wesentliches Moment liegt, fast allerwärts mehr oder min-

---

*) Dieser Titel erscheint auf dem Umschlag; der andere Haupttitel lautet: Musae Portenses sive Analecta poetica ab alumnis Portensibus ultimis decem annis seculi scholae Portensis tertii composita, quibus et superioris et recentioris aetatis Portenses qui vivunt omnes, amice salutat etc. etc. (wie oben). Lipsiae MDCCCXLIII. Sumtibus Fr. Chr. Guil. Vogelii. Die übrigen auf dieses Fest der Schulpforta bezüglichen Schriften sind in diesen Jahrbüchern 1843 p. 842 ff. besprochen worden.

der zurückzudrängen gesucht, ja selbst für eine Beeinträchtigung der Muttersprache, oder für einen lächerlichen Zwang, unbegabten Schülern angethan, dargestellt. Aber sie hat eben damit Wesen und Bestimmung, Natur und Zweck solcher poetischen Versuche verkannt, die wir im Interesse und zur Förderung einer classischen Jugendbildung wieder mehr gepflegt, und unter zweckmässiger Anleitung kenntnissreicher und einsichtsvoller Lehrer, zu dem Erfolg gebracht sehen möchten, in welchem sie allerdings in dieser Sammlung lateinischer Gedichte, deren Verfasser sämmtlich Zöglinge von Schulpforta sind, uns entgegentreten. Und darum mag des Ref. Wunsch, auf diese Versuche die Aufmerksamkeit aller Freunde der lateinischen Poesie, namentlich der Schulmänner, zu lenken, auch jetzt nicht zu spät kommen. Die ganze Sammlung besteht aus drei Abtheilungen, von welchen die erste eine Reihe kleinerer Gedichte. Versuche von Schülern der untern Classen, und dem Inhalte nach meist auf den Garten bezüglich, enthält, die zweite, welche Gedichte von Schülern der oberen Classen bringt, mehr der heroischen, oder auch der darstellenden und beschreibenden Poesie angehört; die dritte enthält grössere Gedichte einzelner Schüler, und zwar aus der elegischen, epischen und melischen Dichtart, zum Theil durch besondere, festliche Veranlassungen hervorgerufen, „quae, sagt der Herausgeber in der Vorrede, utcunque fieri potuit, emendata ita quidem tradimus lectoribus, ut juvenilis ingenii imbecillitati, si qua minus perfecta visa fuerint, benigne indulgere velint, precamur.“ Und allerdings wird man die bessernde Nachhülfe des Lehrers nicht verkennen, welche in der Sorge für die Classicität des Ausdrucks und die Reinheit der poetischen Sprache, in der sorgfältigen Beachtung der Gesetze des Metrums wie der Prosodie, in dem angenehmen Fluss der Rede allerwärts bemerkbar, diesen Gedichten einen gefälligen Anstrich gibt und sie dem Verständniss nahe bringt. Die Namen der einzelnen Schüler, von welchen die einzelnen Gedichte herrühren, sind nicht angegeben, und damit der von gewissen Gegnern erhobene Einwurf, als wenn die Eitelkeit junger Leute durch solche Publikationen befördert werde, von vorne weg abgeschnitten: dasselbe findet auch bei den Gedichten der beiden ersten Abtheilungen statt, worüber das Vorwort ausdrücklich Folgendes bemerkt: „ex praestantioribus ergo complurium operibus utriusque partis carmina ita contexta quasi atque mundiorem ad speciem redacta sunt, ut jam non singulorum, sed universorum fere ordinum vel ingenii vel sollertiae fructus esse videantur.“ Also nicht als die Leistungen einzelner, etwa besonders begabter Schüler, sondern als Producte der ganzen Classe und somit auch als die Gesammtfrucht des darin

ertheilten Unterrichts sollen diese poetischen Versuche angesehen werden; von diesem Standpunkt möchten wir auch dieselben wiederholt dringend zur Beachtung empfehlen, um dadurch eine Nacheiferung hervorzurufen, die gewiss nur schöne und edle Früchte in unsrer dürren, jeder edleren Geistesrichtung abgewendeten, wenn auch nicht gerade unempfänglichen Zeit, bringen kann.

---

*Des D. Junius Juvenalis Satiren. Lateinisch und deutsch. Mit verbessertem Text, Einleitungen und Anmerkungen von Dr. A. Häckermann. Erster Band. I — V. Greifswald 1847. Verlag von Ferd. Otte. X und 290 S. in gr. 8.*

Es kann gewiss nur erfreulich seyn, wenn man jetzt mehr, als diess früher der Fall war, dem Zweige der römischen Poesie sich zuwendet, der ohne Zweifel die meiste Originalität besitzt, und demgemäss neben dem auf den Schulen gelesenen Horatius auch den übrigen Resten der römischen Satire eine grössere Aufmerksamkeit schenkt, um diese auch einem weitern Kreise, als dem der blossen Fachphilologen, welche zu rein gelehrten Zwecken diese Dichtungen ausbeuten, zugänglicher zu machen. Dazu mögen allerdings Arbeiten, wie die vorliegenden, förderlich seyn können, welche, mit deutscher Uebersetzung und deutschen Erklärungen wie Einleitungen ausgestattet, bei diesen es nicht sowohl auf die Fülle eines gelehrten Apparates und die Anhäufung gelehrter Notizen, als vielmehr auf das richtige Verständniss des Dichters abgesehen haben und dieser Anforderung durch geschickte Benutzung des zur Erklärung vorliegenden Materials, verbunden mit eigener Forschung, zu entsprechen suchen, um dadurch die Lectüre des Dichters denjenigen zu erleichtern, welche daraus ein Bild der Zeit gewinnen, und die politischen wie die häuslichen und wissenschaftlichen Zustände des alten Roms in einer Zeit äusserer Grösse und einer innerlich schon eingetretenen Fäulniss kennen lernen wollen. Dass wir einen solchen Zweck gern gefördert, dass wir die Lectüre dieser späteren Satiriker, vor Allem des Juvenalis, gern erweitert sehen möchten, bedarf kaum einer Bemerkung: sehen wir nun, in wie weit die vorliegende Bearbeitung zur Erreichung dieses Zweckes beigetragen hat. Sie bringt die fünf ersten Satiren des Juvenalis — ein zweiter und vielleicht auch noch ein dritter Band soll dann den Rest bringen — und zwar so, dass jeder Satire eine ausführliche, den Gang und Inhalt derselben darlegende, Plan und Ausführung bis ins

Einzelste verfolgende Einleitung vorausgeht, auf welche der lateinische Text, mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung folgt, woran sich dann die deutschen Erläuterungen anreihen. Dieser Text soll ein berichtigter seyn: nach welchen Grundsätzen diess geschehen, findet sich nicht angegeben; weshalb wir auch diesen Punkt hier übergehen wollen, ausser in so weit er mit der Erklärung und dem Verständniss einzelner Worte und Verse zusammenhängt. Der Verf. bemerkt p. VII ff. der Vorrede, wie es anfangs seine Absicht gewesen, über die von ihm gewählten Lesarten und Erklärungen sich ausführlich im Commentar auszusprechen und hier die gehörige Begründung derselben zu liefern: wobei, setzt er hinzu, eine Polemik gegen frühere Leistungen nicht wohl zu vermeiden gewesen wäre. Davon hielt jedoch den Verf. die Rücksicht auf den Raum ab; sie bewog ihn selbst Manches aus dem exegetischen Material, welches zu Gebote stand, wegzulassen, die eigenen Erklärungen möglichst kurz und bündig zu geben, so wie aller Polemik in Bekämpfung und Widerlegung entgegengesetzter Ansichten zu entsagen. Aber er verspricht, die fehlende Begründung seiner Ansichten an den verschiedenen Stellen, so wie die Widerlegung fremder Meinungen als ein eigenes Werk unter dem Titel kritischer und exegetischer Beiträge nachfolgen zu lassen, um so mehr, „als ich mit demjenigen, was gegenwärtig in Betreff der Kritik und Erklärung Juvenal's für allgemein gültig und feststehend angesehen wird, meistentheils im Widerspruche bin, ja sogar Lesarten und Deutungen verworfen habe, die als wesentliche, zum Theil unzweifelhafte Verbesserungen und Förderungen zu betrachten, die philologische Welt sich bereits gewöhnt hat". Man wird also sein Urtheil in Manchem noch bis zu dem Erscheinen dieser Beiträge zurückzuhalten haben, insofern diese in Manchem erst die gehörige Begründung bringen und dadurch der eigentlichen Erklärung erst ihren Grund und Boden sichern sollen. Die Kritik des Juvenalis ist bekanntermaassen noch gar nicht abgeschlossen: die Verderbnisse des Textes sind fast allen Handschriften, die bis jetzt bekannt geworden sind, gemein und reichen weit hinauf: ohne neue, namhafte Funde wird man aber schwerlich über das, von C. Hermann im Göttingen, Sommerprogramm von 1847 („De codicibus Juvenalis recte aestimandis) begründete Resultat hinauskommen, welches in dem von Pithöus gelieferten Texte, oder vielmehr in dem (verlorenen) Codex Budensis, auf den sich dieser Text stützt, die Hauptquelle unseres Textes nachweist.

*(Schluss folgt.)*

Nr. 58. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Juvenal's Satiren von Häckermann.

(Schluss.)

Auf diesen also möglichst zurückzukehren und auf diese Grundlage, als eine sichere, dann auch die Erklärung zurückzuführen, würde demnach die nächste Aufgabe der Kritik und der darauf begründeten Exegese seyn. Ob diess auch des Verfassers Ansicht ist und die zu erwartenden Beiträge diesem Ziele zusteuern werden, oder einen andern Weg einschlagen, wie diess jene Aeusserungen fast vermuthen lassen, können wir jetzt noch nicht entscheiden.

Bei der deutschen Uebersetzung folgte der Verf. den Grundregeln der Quantität, wie sie Kirchner in seiner, hier mit Recht als trefflich erkannten Uebersetzung der Horazischen Satiren, so wie später Freese in seiner deutschen Prosodie aufgestellt haben; es war ihm, bemerkt er, auch insbesondere darum zu thun, in seiner Verdeutschung des Juvenal „die Farbe des Ausdrucks, den Ton der Darstellung, die rhetorische Fassung des Satz- und Periodenbaues, die declamatorische Wortstellung, kurz, das individuelle Gepräge des Originals genauer und prägnanter wiederzugeben, als es bis jetzt geschehen" und er legt darum auch darauf besondern Nachdruck, dass diese Satiren Declamationsstücke gewesen, zum mündlichen Vortrag bestimmt, der durch Ton und Gebehrde ihnen erst ihren vollen Ausdruck verliehen, und so erst die Kraft und Energie der Worte fühlen lasse. Einige Proben mögen zeigen, in wiefern der Uebersetzer diesen Zweck, den er mit aller Ausdauer bei einer so schwierigen Aufgabe verfolgte, auch wirklich erreicht hat: wir finden allerdings, dass die deutschen Hexameter, wenn sie auch im Ganzen sich gut lesen lassen, doch Manches enthalten, was schwerlich als dichterische Freiheit, weil ein Verstoss wider die Gesetze der Sprache und der Grammatik, sich rechtfertigen oder entschuldigen, wohl aber aus der grossen Schwierigkeit der Aufgabe, zumal wie der Verf. sich dieselbe gestellt hat, sich erklären lässt. Wir schlagen die erste Satire auf und wählen daraus die, auch in Bezug auf die Erklärung mehrfache Schwierigkeiten bietenden Verse 24 ff.:

„Wenn die Patricier sämmtlich an Geld 'rausfordert der Eine,
Putzer des garstigen Bartes mir weiland, dass es so schnirrte;
Wenn ein Stück vom Pöbel des Nils, ein Canopischer Hausknecht,
Wenn Crispinus, indess sich den Tyrischen Mantel die Achsel
Rückschnellt, lüftet das Gold an den sommerlich schwitzenden Fingern.
Auch nicht schleppen vermag zu grossen Gesteines Belastung:
Schwer dann lässt die Satire man sein. Denn wer ist der argen
Stadt so duldsam wohl, so eisern, dass er sich halte,
Wenn sie daher die Sänfte des Anwalds Matho, die neue,
Kommt, sein voll; nächst diesem des mächtigen Freundes Verkläger,
Der auch bald wird raffen, so viel vom befressenen Adel
Blieb, dem Massa erbebt, den Carus bezähmt mit Gaben,
Thymelchen auch — zuschanzte sie jenem der bange Latinus?
Wenn sie dich schuppen beiseit, die Testamente mit Nächten
Kaufen sich, die zum Himmel erhebet des mächtigsten Fortschritts
Itzo fürtrefflichster Weg, wohlhäbiges Mütterchens Schürze?"

Wir zweifeln kaum, dass bei der Durchsicht dieser Verse mit uns manche Leser mancher Bedenklichkeiten, zumal wenn sie das lateinische Original zur Hand nehmen, sich nicht werden entschlagen können; wir rechnen dahin Vs. 25: „quo tondente gravis iuveni mihi barba sonabat", was hier übersetzt ist: „Putzer des garstigen Bartes mir weiland, dass es so schnirrte" eben so den folgenden Vers, wo „pars Niliacae plebis" übersetzt wird: „ein Stück vom Pöbel des Nils", desgleichen den weiter folgenden Vers, wo die Worte: „indess sich den Tyrischen Mantel die Achsel rückschnellt" schwerlich ohne einen Blick auf das gegenüberstehende lateinische Original: Tyrias humero revocante lacernas, zu verstehen sind und selbst so nicht ganz deutlich werden, wenn man nicht die Erläuterungen zur Hand nimmt, die aber auch wieder kaum eine klare Anschauung des Sinnes der allerdings schwierigen Stelle geben, in der wir nicht sowohl einen Zug einer affectirten, bequemen Nachlässigkeit Seitens des Crispinus erkennen, wie es der Verf. nehmen will, sondern vielmehr eine Andeutung des ungewohnten Benehmens des Crispinus, der in die prachtvolle Kleidung sich noch nicht recht zu schicken weiss, sie noch nicht recht zu tragen versteht, so dass der Purpurmantel ihm stets zurückfällt, und die Schulter (d. h. er selbst mit der Schulter, mittelst einer Bewegung derselben) wiederholte Anstrengungen macht ihn wieder heraufzuziehen, ihn also gleichsam zurück ruft, so dass demnach das öffentliche Auftreten des Crispinus in ihm gleich den Parvenü, den gemeinen Emporkömmling des niedersten Standes, erkennen

lässt. Obgleich nachher die so oft auch heutigen Tags angewendeten Worte: Difficile est satiram non scribere, ihrem ganzen Ton nach entsprechend wiedergegeben sind durch: „Schwer dann lässt die Satire man sein“ möchte doch zu bezweifeln stehn; eben so die allzuwörtlich gegebene Fassung von Vers 32; „Wenn sie dahero die Sänfte des Anwalts Matho, die neue, kommt, sein voll:“ wo die beiden letzten Worte, welche das lateinische plena ipso wiedergeben sollen, zwar der Treue, aber nicht der deutschen Schriftsprache angemessen erscheinen: eben so möchte das vorher eingeschobene sie, da alsbald „die Sänfte“ folgt, kaum zu rechtfertigen seyn. Dasselbe gilt Vers 34 von dem Ausdruck: „vom befressenen Adel“, was freilich ganz dem Lateinischen de nobilitate comesa entspricht, aber schwerlich deutsch ist; und eben dahin rechnen wir auch Ausdrücke wie Vers 45: „die gedörrete Leber“ für siccum jecur, oder Vers 53: „Labyrinthisches Muh-Schrein“ für „mugitum Labyrinthi“, oder Vers 64: „Wenn schon auf 'nem Sechser von Nacken daherschwebt“ (quum jam sexta cervice feratur), wo sechs hochstämmige, den Herrn in der Sänfte tragende Sclaven unter dem sexta cervice — einem Sechser von Nacken, wie der Verf. übersetzt, gemeint sind. Die schönen Worte des Dichters, in welchen er die Aufgabe seiner Satire und ihren Gegenstand so bezeichnend angedeutet hat Vers 85. 86:

Quidquid agunt homines, votum, timor, ira, voluptas
Gaudia, discursus, nostri est farrago libelli:

sind in folgender Weise wiedergegeben:

„Was nur treibet der Mensch, Wunsch, Furcht, Jähzorn und Verlangen,
Freuden und wüstes Gerenn — ist Hackmack unseres Büchleins.“

Das „wüste Gerenn“ discursus und das in unserer Sprache in dem Sinne, den der römische Dichter dem Wort farrago leiht, wohl kaum zulässige Hackmack möchte gerechtes Bedenken erregen. — Vers 117 ist summus honor durch Höchstehrwürden gegeben. Die vom römischen Dichter in dem ihm eigenen Ernste gesprochenen Worte Vers 147 ff.

Nil erit ulterius, quod nostris moribus addat
Posteritas: eadem cupient facientque minores:
Omne in praecipiti vitium stetit. Utere velis etc.

lesen sich hier in folgender, allerdings ganz wortgetreuen Weise:

Nichts wird wesen annoch, wess unsere Sitten die Nachwelt
Mehrete; just das werden die Späteren thun und begehren.
Jegliches Arg thut stehn auf dem Höhepunkt. Brauche die Segel, u. s. w.

Das: „wess unsere Sitten die Nachwelt mehrete“ wird eben so wenig zulässig und selbst verständlich seyn, als der Provinzialismus: that stehn für steht. Zum Theil kaum verständlich ohne Zuziehung des lateinischen Textes möchten auch die Verse 110 ff.

Vincant divitiae; sacro nec cedat honori etc.

in der Verdeutschung erscheinen:

Siege der Mammon denn, nicht weiche geheiligter Würde,
Welcher in unsere Stadt als Weisfuss neulich gekommen!
Massen bei uns je zu Lande am allergeheiligsten Mammon's
Majestät, obwohl nichtswürdiges Geld du im Tempel
Noch nicht wohnst, auch nicht wir erbaueten Heller-Altäre;
Wie man den Frieden verehrt und die Treue, den Sieg und die Tugend,
Sie auch, welche das Nest mit Geklapper begrüsset, — die Eintracht.

Hier scheint der Ausdruck: Heller-Altäre für nummorum aras leicht zu einer, dem Sinne des Dichters gerade entgegengesetzten Deutung Veranlassung zu geben, anderes zu geschweigen, was wir übergehen. Eben so wenig wüssten wir die Freiheit zu rechtfertigen, mit welcher Vers 165: „Ense velut stricto quoties Lucilius ardens infremuit“ übersetzt wird durch: „Aber so oft voll Glut Lucilius wie mit gezücktem Flammberg knirscht“; kann man in unsrer Sprache statt gezücktes Schwert — ensis strictus — sagen: gezückter Flammberg? Wir müssen in der That diess bezweifeln; eben so wird auch unsre Sprache die Nachstellung des Adjectivs oder Zahlworts, in Stellen, wie Vers 121: „Ein Gewirre von Sänften bettelt um Vierlinge hundert“ statt hundert Vierlinge — centum quadrantes — schwerlich ertragen. Besser hat uns in manchen Beziehungen die Verdeutschung der dritten Satire angesprochen, obwohl wir auch hier an einzelnen Stellen Bedenken hegen, wie z. B. bei den Worten Vers 37: „quem libet (was der Verf. der Lesart quem jubet vorzieht) occidunt populariter“, welche im Deutschen hier lauten: „Wen es beliebt, abthun sie dem Volk' gern“ Der Ausdruck abthun ist im Deutschen wohl bei Thieren, die man abschlachtet, gebräuchlich, bei Menschen aber kaum zulässig. Oder Vers 73, wo die Schilderung des Naturells der Griechen:

Ingenium velox, audacia perdita, sermo
Promptus et Isaeo torrentior,

deutsch so lautet:

Flügge der Geist, zum Verzweifeln das freche Benehmen, die Rede
Fertig und reissender als Isäus.

Der beschränkte Raum verstattet uns nicht, diese Proben weiter fortzusetzen; es mag daraus wohl ersehen werden, wie das Streben nach wörtlicher Treue, die sich selbst bis auf die Stellung der Worte zu erstrecken scheint, Manches herbeigeführt hat, was hier anstössig und selbst dem Verständniss hinderlich erscheint, auch wenn wir in dieser Beziehung dem Uebersetzer keine so engen Schranken setzen, sondern ihm vielmehr eine freiere Bewegung verstatten, die der Verf. für sich kaum in Anspruch nehmen zu wollen scheint. Wenden wir uns von der deutschen Uebersetzung zu den Erläuterungen, so wird man hier durch das durchweg beobachtete Maass, welches ohne weitläufige Ausführungen oder gelehrte Erörterungen in der Kürze und mit Bestimmtheit Dasjenige giebt, was zum Verständniss einzelner Gedanken und Worte nöthig ist, sicher befriedigt sehen, auch sich überzeugen, dass der Verf. den in der Vorrede ausgesprochenen Grundsätzen treu geblieben ist. Selbst Sprachliches und Grammatisches oder auch Kritisches, in so weit es auf den Sinn der Stelle Einfluss hat, also mit der Erklärung zusammenhängt, findet sich nicht übergangen, wie einige Beispiele aus der dritten Satire zeigen sollen. Vers 3 wird der Conjunctiv destinet mit subjectiver Nebenbeziehung aufgefasst; Vers 11 die madida Capena bezogen auf eine über die alten und verwitterten Bogen des Capenatischen Thores führende Wasserleitung; Vers 18 die Lesart: „quanto praestantius esset numen aquae etc." statt des von Manchen zwar bevorzugten, aber matten und unpassenden praesentius gut erklärt und gerechtfertigt; eben so wird man sich Vers 31 ff. „quis facile est aedem conducere" u. s. w. durch die gegebenen Erklärungen im Ganzen befriedigt finden: warum aber aedem conducere ein verkürzter Ausdruck seyn soll für: „den Bau von Häusern in Pacht nehmen" und der Singular aedem für den Plural aedes in satirischer (?) Absicht stehn soll, begreifen wir nicht, da wir aedem conducere von dem zu übernehmenden Aufbau eines Tempels verstehen, was sprachlich geboten ist und auch zu dem folgenden flumina, portus u. s. w. (conducere) besser passt. Das schwierige und vielbesprochene praebere caput domina venale sub hasta" hat der Verf., däucht uns, richtig auf das verächtliche Gewerbe eines Praeco bezogen, der als Ausrufer bei einer öffentlichen Auction von Sclaven erscheint, so dass also caput von dem feilgebotenen Sclaven zu verstehen ist. Wenn wir hier, wie in vielen andern Stellen, die wir übergehen, die Ansicht des Verfassers theilen und seine Erklärung für richtig halten, so haben wir dagegen Bedenken bei der Erklärung der Verse 55 ff.:

„Tanti tibi non sit opaci
Omnis arena Tagi quodque in mare volvitur aurum,
Ut somno careas ponendaque praemia sumas.

Hier nahmen wir bisher ponenda für deponenda: Belohnungen, die du (weil sie für schlechte Handlungen dir zu Theil geworden) niederlegen, abweisen musstest, statt sie anzunehmen; der Verf. aber, welcher übersetzt: „zu setzende Prämien hinnimmst", will es in dem Sinne von proponenda verstehen und auf Belohnungen beziehen, welche für das Geheimhalten (einer Frevelthat) ausgesetzt sind. Diess will uns nicht recht einleuchten: wir hätten dann eher posita (statt ponenda) erwartet, um die Belohnungen anzudeuten, welche auf das Verschweigen einer schlechten That gesetzt sind, nicht die, welche erst gesetzt werden sollten. Wir bleiben daher bei unserer Erklärung vorerst noch stehen. In der Erklärung der so vielfach und auch so schief gedeuteten Worte des Verses 108:

Si trulla inverso crepitum dedit aureo fundo

wird der Verf., der diese Worte auf die reichliche Entleerung, auf die gute Oeffnung, wie wir reden, bezieht, durchaus befriedigen; ganz richtig erscheint die Schlussbemerkung: „Wie konnte man nach dem recten minxit auch Etwas Anderes erwarten, als eine Progression in dieser Manier". Unter den Stellen, wo wir hingegen die Ansicht des Verfassers nicht theilen können, berühren wir noch Vers 187 die Worte Plena domus libis venalibus, welche nach dem Vorhergehenden wie nach dem Folgenden doch nur auf die reichlichen Geschenke sich beziehen können, welche an Familienfesten selbst den Sclaven, den Bedienten des Hauses von den Clienten des Herrn gespendet werden: dass darunter auch die liba, die Kuchen vorkommen, ist gewiss nicht befremdlich, um so weniger, wenn wir statt venalibus hier mit den Handschriften genialibus lesen (welche Lesart hier gar nicht erwähnt ist), so dass an die dem Genius des Hausherrn geweiheten und dargebrachten Gaben zu denken ist. Nun verändert aber der Verf. geradezu im Text libis in Lydis und versteht darunter Lydische Sclaven, das dabei stehende venalibus soll einen Doppelsinn enthalten und ebensowohl Sklaven überhaupt andeuten, als auf deren Käuflichkeit und Habsucht sich beziehen. Diess passt, auch abgesehen von der willkührlichen Aenderung des libis in Lydis gar nicht in den Zusammenhang der ganzen Stelle, deren Verdeutschung uns eben so wenig zusagen will:

Voll ist käuflicher Lyder das Haus. Nimm an doch und auch den
Gährstoff habe für dich: darbringen Tribut die Clienten;
Ja, wohlhäbigen Sklaven vermehren den Schatz wir gezwungen.

Hier fehlt zu gezwungen das Hülfsverbum sind oder werden, dessen Auslassung sich nicht wohl rechtfertigen lässt. In Vers 194 und 195: „Nam sic labentibus obstat villicus:“ soll villicus die Behörde bezeichnen, welche von Amtswegen auf die Beschaffenheit der Häuser zu achten hatte. Liegt aber so Etwas hier im Begriffe des Wortes villicus? Wir sehen nicht ein, warum es nöthig seyn sollte, von der gewöhnlichen Bedeutung dieses Wortes, welche auf ein Privatverhältniss sich bezieht, von der Bedeutung eines Verwalters oder Pächters, oder Aufsehers über das Haus und das Hauswesen (vgl. nur die Ausleger zu Horatius Epist. 1, 14), abzugehen. In den unmittelbar folgenden Worten: „et veteris rimae contexit hiatum, securos pendente jubet dormire ruina“ wo schon der Mangel einer Verbindung zwischen contexit und jubet die Lesart quum texit für contexit empfiehlt, bleibt der Verf. bei contexit stehen, und indem er nach et ein Komma setzt, es also mit jubet in Verbindung bringt, will er die Worte: „veteris rimae contexit hiatum“ als eine ohne Conditionalpartikel in den Zusammenhang hineingeschobene Parenthese ansehen. Ob eine Parenthese der Art zulässig ist, möchte mehr als zweifelhaft erscheinen. Wir schliessen mit der schönen Stelle Vers 230:

Est aliquid quocunque loco quocunque recessu
Unius sese dominum fecisse lacertae;

welche wir in folgender Weise übersetzt finden:

Ist doch was, wo immer der Ort, wo immer der Winkel:
Ein Eidechslein nur sich haben gemachet zu eigen.“

Bekanntlich hat hier die Eidechse den Auslegern Viel zu schaffen gemacht: unser Verf. erkennt in ihr das Symbol der Ländlichkeit im Kleinen (?); daher bedeute es symbolisch ein Stückchen Land. Auch wir bezweifeln kaum, dass der Dichter mit diesem Ausdruck nur den Besitz eines kleinen Fleckchens, eines kleinen Stückchen Landes, in dem man ungestört sein eigener Herr ist, andeuten wollte. Aber wie kommt er dazu, die Eidechse gerade dafür als Bezeichnung zu wählen? Darin liegt nach unserm Ermessen die Hauptschwierigkeit, die wir kaum durch die (auch nicht weiter vom Verf. nachgewiesene) Bedeutung der Eidechse als eines „Symbols der Ländlichkeit im Kleinen“ gehoben sehen. Was wir hier weiter hinzufügt lesen: „Juvenal liebt, dem literarischen Geiste seiner Zeit gemäss, metaphorische Ausdrucksweise, er hascht nach poetisch-

rhetorischem Effect“ ist im Allgemeinen wahr; ob aber zur speciellen Erklärung des hier angewendeten bildlichen Ausdrucks genügend, ist eine andre Frage, in die wir hier nicht weiter eingehen wollen.

---

*Sulpiciae ecloga. Recensuit explicavit Christianus Ludovicus Schlaeger, ph. Dr. Graec. et Latin. litt. praeceptor prim., bibliothecarius etc. Mitaviae 1846 typis Steffenhagianis. 44 S. in 8.*

Zuerst kommen Praelegenda de Sulpiciae Ecloga p. 5—16; dann der lateinische Text, an welchen p. 21 ff. die den Rest des Büchleins füllende Explicatio carminis sich anschliesst. Das unter dem Namen einer Dichterin Sulpicia, die freilich von der in Tibull's Gedichten vorkommenden Sulpicia wohl zu unterscheiden ist, uns überlieferte Gedicht von siebenzig Hexametern, gewöhnlich als eine Art von Satire angesehen und darum auch öfters, zumal in früherer Zeit, den Satiren des Persius oder Juvenalis beigefügt, ist eigentlich gar kein satirisches Gedicht, sondern eher eine Klage über die traurige Lage der Gelehrten und über die Zeitverhältnisse unter Domitian zu nennen, weshalb auch der Herausgeber die verschiedenartigen, aus einer irrigen Ansicht des Gedichts hervorgegangenen Ueberschriften abgewiesen hat, indem er den einfachen, dem Sprachgebrauch der Zeit, in welche dieses Gedicht fällt, nicht entgegenstehenden Titel Ecloga darauf setzte; „Eclogam carmen nominavi, schreibt er S. 15, non satiram, propter sonum et rationem totius argumenti; paene elegiam dixi (warum nicht dixerim?), nisi numeri obstarent; ipsa poetria carmen suum v. 69 dolorem appellavit“. Das Gedicht, das mit einem Anruf an die Muse beginnt, an welche die Dichterin sich mit der Bitte wendet, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, enthält auch allerdings den Ausdruck der Klage und des Schmerzes über die Zeitverhältnisse und die gänzlich veränderten Zustände Rom's, das einst durch Tapferkeit im Krieg und Weisheit im Frieden, ausgezeichnet, durch jene gross geworden, und durch diese die Welt regiert, nun aber selbst die Pfleger der Wissenschaft, die Gelehrten, durch das Machtgebot eines Despoten, hinaustreibe und in der Fremde herumzuirren nöthige, u. s. w. Da hierin allerdings eine Anspielung auf eine durch ein ausdrückliches Zeugniss des Suetonius (Vit. Domit. 10) und auch des Gellius N. A. XV, 11 bestätigte Austreibung der Gelehrten — Sueton spricht zunächst von den Philosophen — aus Rom und Italien liegt, so glaubt man damit auch eine Andeutung der Zeit, in welche die Abfassung des Gedichtes fällt, gefunden zu haben. Aber hier gerade erheben sich Schwierigkeiten, welche unser Verf. S. 6—11 näher besprochen und, wir glauben auch

richtig erledigt hat. Denn nach einer Stelle des Xiphilinus, in Verbindung mit einer andern im Chronicon des Eusebius, welchen hinwiederum Georgius Syncellus abgeschrieben hat, hätte man eine zweimalige Ausweisung der Gelehrten aus Rom während der Regierung des Domitianus anzunehmen, und dann also auch sich zu entscheiden, auf welche dieser beiden Ausweisungen sich die Klage der Sulpicia beziehe. Allein es sprechen gegen eine solche doppelte Vertreibung gar manche und gewichtige Gründe, welche uns diese Angabe in höchst zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen und uns unwillkührlich auf eine einmalige Maassregel der Art, und zwar die von Suetonius berichtete, zurückführen. Diese aber fällt in das Jahr 846 u. c. (nach Baiter's Fasti vielmehr 844 u. c. oder 92 p. Chr.); und da das Gedicht der Sulpicia, welches diese Ausweisung beklagt, doch bald nachher gedichtet seyn wird, so wird man seine Abfassung mit allem Grunde in das nächstfolgende Jahr 847 u. c. (oder vielmehr 845 u. c. oder 93 p. Chr.) verlegen können, wie diess der Verf. S. 15 annimmt. Fragen wir nun, was die Veranlassung zu der harten Maassregel, welche die Klage der Dichterin hervorgerufen, gegeben, so sind die Antworten darauf bisher sehr verschieden ausgefallen, insofern man bald im persönlichen Charakter des Domitianus, bald in politischen Rücksichten (vgl. die Nachweisungen in d. Gesch. d. Röm. Lit. §. 18 not. 3), den Grund dazu hat finden wollen. Der Verf. ist daher in eine nähere Untersuchung dieses Gegenstandes eingegangen; er spricht sich selbst dahin aus, dass es mit jener Maassregel des Kaisers zunächst nur auf die falschen Philosophen und das Literatengesindel (wie man etwa jetzt sprechen würde) abgesehen gewesen, dass aber in der Ausführung derselben auch die wahren Philosophen, redliche und ehrliche Männer, mit betroffen worden. Denn die Philosophen in Rom seyen damals grossentheils ein aus allen Enden der Welt zusammengelaufenes Gesindel gewesen, das, bei aller Armuth und Mittellosigkeit doch voll von Eitelkeit und Ehrsucht, Intriguen jeder Art angezettelt und so sich zum Gegenstand des Hasses und der Verachtung selbst gemacht habe. Daran mag Etwas Wahres seyn; wer wird diess leugnen wollen? allein dazu passt dann nicht die ganze Art und Weise, in der Suetonius und Gellius diese Gewaltthat des Kaisers, der überhaupt keine unabhängige Ansicht geduldet, darstellen, und noch weniger die Art und Weise, in welcher Sulpicia diese Maassregel beklagt, so dass allerdings politische, und nicht bloss polizeiliche Gründe diese Maassregel hervorgerufen, oder doch dabei mitgewirkt haben mögen. — Ueber die Person der Dichterin hat der Verf. mit gleicher Sorgfalt

S. 13 seq. gehandelt, und hier namentlich an Martialis Epigr. X, 35 und 38 erinnert, der mit der Dichterin und ihrem Gatten Calenus in näherer Berührung gestanden zu haben scheint: über das Gedicht selbst urtheilt der Verf., obwohl er keineswegs einzelne Schwächen desselben verkennt, günstiger, als es von Andern geschehen ist: und er hat auch in der dem Abdruck des Textes folgenden Explicatio carminis Rücksicht darauf genommen, die Schönheiten des Gedichts und seinen poetischen Werth im Einzelnen nachzuweisen. Mit aller Genauigkeit werden alle einzelnen Ausdrücke des Gedichts erläutert; der Gang und Inhalt des Gedichts, der Zusammenhang der einzelnen Theile wird eben so genau nachgewiesen, wobei auch die früheren Herausgeber und Ausleger stets beachtet werden. Auf die Wortkritik ist dabei nur in soweit Rücksicht genommen, als sie eng mit der Erklärung zusammenhängt; da dem Verf. keine neuern Hülfsmittel, die auf die Gestaltung des Textes einen Einfluss hätten üben können, zu Gebote standen, so mochte er es wohl für räthlicher halten, von einer eigentlich kritischen Behandlung des Ganzen abzusehen und dafür lieber sich ganz mit der Erklärung zu beschäftigen, die allerdings auch hier wesentlich gefördert ist. Eine Angabe der verschiedenen früheren Abdrücke des Gedichtes oder seiner Ausleger, ist nicht beigefügt. Dagegen erscheint in einem Anhang ein nicht ganz anderthalb hundert Hexameter zählendes Gedicht abgedruckt: Ignoti auctoris Satira de litibus vitandis rarissima recognita, emendata; die zu diesem Gedichte, das seit zweihundert Jahren, wie uns versichert wird, nicht wieder abgedruckt worden ist, gehörige Einleitung sammt dem Commentar soll jedoch einer andern Gelegenheit vorbehalten seyn.

**Chr. Bähr.**

---

*Deutsche Briefe über den Orient. Von Ernst Anton Quitzmann. Stuttgart 1847. J. B. Müllers Verlagsbuchhandlung. 8. S. VIII u. 576.*

„Nicht was werden soll, sondern was werden kann und folglich wird und muss, ist uns nützlich zu erfahren." Der Verf. auf seinem Standpunkte als Naturforscher, und Anthropolog setzt diesen aus Fallmerayer's Fragmenten entlehnten Satz den selbstherrlichen Eingriffen der Tagesdiplomatik entgegen, welche in ihrer kleinlichen Selbstsucht befangen bei den folgereichsten Fragen der Gegenwart nicht darauf Rück-

sicht nimmt, was die Naturnothwendigkeit der in Wirksamkeit gesetzten Faktoren bedingt, und stellt desshalb denselben als Motto an die Spitze seiner deutschen Briefe über den Orient. Dass man aber auf die Anlagen und Bedürfnisse, auf die Interessen und Wünsche der bei der Entscheidung der orientalen Angelegenheit betheiligten Völker einzugehen, nicht den mindesten Willen hat, dass man also hiebei nicht in Betrachtung zieht, was werden kann, sondern lediglich was werden soll, weil es dem eignen Säckel frommt: diess glaubt der Verf. durch seine Darstellung der Verhältnisse in Serbien, in den Donaufürstenthümern, in der Türkei und in Griechenland mit nur zu triftigen Thatsachen erwiesen zu haben.

Wenn hiemit die Absicht bezeichnet ist, in welcher der Verf. diese Länder durchreiste, um sich nämlich durch eigene Anschauung von den Kräften zu überzeugen, welche dort noch schlummern und die Tendenzen kennen zu lernen, nach welchen sie in Thätigkeit gesetzt werden müssen, wenn sie sich nach ihrem natürlichen Entwicklungsgange entfalten sollen: so bezeichnet der Titel die Absicht, in welcher der Verf. die Resultate seiner Forschungen veröffentlicht. Es sind Briefe eines Deutschen, geschrieben für seine deutschen Landsleute, um ihnen die orientale Frage, bei welcher es sich um das Schicksal und die ganze Zukunft unsers Vaterlandes handelt, in ihren Motiven und Wechselfällen näher zu rücken.

Um sich hierzu in den Stand zu setzen, durchreiste der Verfasser Ungarn, wo er besonders auf die Hebung des Magyarenthums und der Strebungen der ungarischen Opposition eingeht, machte von Semlin aus einen Ausflug nach Serbien, um diese ächten Söhne des unverdorbenen patriarchalen Slaventhums kennen und die Verdienste Russlands um die serbische Freiheit würdigen zu lernen. Hierauf begab er sich nach Siebenbürgen, das er in seiner ganzen Länge durchzog, und daselbst auf dem Sachsenboden die freilich von österreichischer Bureaukratie überwucherten Spuren urgermanischer Volksfreiheit fand, überstieg die Karpathen und durchwanderte die Walachei von den Höhen des Butschetsch bis an die Donau und die Bulgarengrenze. Von hieran wählte der Verf. den Wasserweg, um nach Konstantinopel, Smyrna und Griechenland zu gelangen, und von da wieder über Triest und Venedig in sein Vaterland zurückzukehren.

Dass der Verf. auf dieser Reise eifrigst bemüht war, mit möglichster Umsicht alle Verhältnisse zu würdigen, wird dem geneigten Leser schwerlich entgehen. Allseitigkeit und schrankenlose Uneigennützigkeit sind ja

die Erbfehler der Deutschen. Er wurde bei diesem Bestreben aber auch durch die Bekanntschaft mit den interessantesten Persönlichkeiten in den besprochenen Ländern unterstützt, ohne welche es gewiss nicht möglich geworden wäre, in verhältnissmässig kurzer Zeit in die verschiedenen, oft ziemlich verwickelten Zustände eingeweiht zu werden. Dass der Verf. sich hierbei aller einseitigen Partheinahme entschlagen habe, dafür zeugt schon seine Eigenschaft als Deutscher!

Wenn der Verf. in seinen Resultaten den Angaben andrer Touristen widerspricht, so bittet er zum Voraus zu bedenken, dass er als Deutscher schreibt und nicht als Franzose oder Engländer, noch etwa gar als russischer Spion, so wie auch dass er nicht im Interesse irgend eines Kabinetes diese Reise unternahm, sondern die Kosten derselben lediglich aus seinem Proletariersäckel bestritt, weshalb er hofft, dass man ihm manche Eigenheit, wie z. B. seine etwas provocirte Abneigung gegen Russo- und Anglo- und andere Manien zu Gute halten wird.

**Quitzmann.**

---

*Friesisches Archiv. Eine Zeitschrift für die friesische Geschichte und Sprache. Herausgegeben von H. G. Ehrentraut, Grossh. Oldenburgischen Hofrath. 1. Band. 1. Heft. 164 Seiten in gr. 8. Oldenburg, 1847. Schulze'sche Buchhandlung.*

Es sind in unsern Festländern so viele Archive ähnlicher Art und ähnlichen Inhalts entstanden, welche sowol ganze Völker als einzelne Völkerschaften betreffen, ein frisisches aber fand sich nicht darunter, auch hat wol kaum ein Deutscher ein solches vermisst, da man sich von jeher ausserhalb Frislands weder um gewesene, noch um gegenwärtige frisische Zustände bekümmert hat. Wo ein Gefundenes ist, da sammeln sich die Adler. So erging es dem freien Frisland auch. Man gönnte ihm seine Freiheit nicht, und da versammelten sich die römischen Adler aus Deutschland und der alte dänische Rabe aus Dänemark, fielen von allen Seiten über das frisische Land her und zerrissen, was die See bis dahin nicht hatte zerreissen können. Die plattdeutschen und dänischen Herren theilten sich in den Raub, ein Stück erhielt der Graf von Holland, ein andres Junker Ulrich, Landesverräther und erster Graf von Ostfrisland (anno 1464), ein drittes die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, die Erzfeinde der frisischen Freiheit, ein viertes, östlich von der Weser, ein andrer niedersächsischer Herr, ein fünftes die Könige von Dänemark und

die holsteinischen Herzöge. So ward das frisische Land zerrissen, und in dieser Zerrissenheit, noch ärger als die deutsche selbst, verblieb es bis auf diesen Tag, aber die Frisen dieser zertrümmerten Landestheile an der See wurden sich gegenseitig nach und nach völlig fremd, gewöhnten sich an Gehorsam gegen ihre vielen neuen Herrscher, an neue Gesetze, neue Sitten, neue Steuern, neue Sprachen, neue Interessen, kurz an eine nagelneue Geschichte, vergassen die alte, vergassen die Grundsätze ihrer Väter, worauf die mächtige Frisen-Republik errichtet war, und übergaben endlich auch ihre einzigen Heiligthümer, die geschriebenen und gedruckten Denkmale aus der kernigen Zeit des Gemeingeistes, des Wohlstandes und der Kraft, aus der Zeit nemlich, als sie keine Könige hatten, und jeder Frise sich gleich war, der schimpflichen Vergessenheit. Auch lässt sich die geheime politische Absicht nicht verkennen, solche Ueberreste aus der Zeit der Freiheit zu ignoriren und wo möglich zu vertilgen. Es sind wol einzelne frisische Gesetzsammlungen, Wörterbücher und Werke über frisische Geschichte erschienen, allein das meiste von dem, was unvertilgt geblieben, liegt noch im Staub der Archive, besonders im holländischen Reich, verborgen, ausserdem aber ist vieles mit Gewalt aus der Welt geschafft worden.

Die ganze Landesverfassung der edeln freien Frisen ruhte auf der Grundlage echter Freiheit, und diese Freiheit wahrte sich vor allen, die in Schlössern wohnen. In Frisland durfte sich kein Reicher und Mächtiger über seine Landsleute erheben. Schlösser und steinerne Häuser waren der frisischen Freiheit gefährlich. Darum durfte kein Haus über 12 Fuss auf der Mauer errichtet werden, nur gottesdienstliche Gebäude durften von Stein sein. Man hatte weder König, noch Adel, noch geistlichen und weltlichen Zwingherrn. Alle Beamten wurden vom Volk gewählt, alle Aemter waren Volkseigenthum und dauerten nur 1 Jahr, alle Bürger oder Bauern hatten gleiche Rechte. Der Richter musste dem Volk den Eid der Treue und Gerechtigkeit schwören, ehe er sein Amt antrat. Die Appellation ging an die sämmtlichen Landschafts-Richter im Rath versammelt, und von diesen an das ganze Volk in der Landesversammlung. Die Prozesse durften nicht in die Länge gezogen werden. Zur Sicherheit des Richters stand sein Wergeld oder Lebenswerth $1/3$ höher, als gewöhnlich. Zur Hemmung der richterlichen Macht wurden eben so viele beeidigte Sprecher durch Wahl eingesetzt, als Richter waren, aber nicht auf 1, sondern $1/2$ Jahr. Jeder Richter musste vor Antritt seines Amts dem Volk eine Geldsumme oder Geldeswerth deponiren. Sprach er ein ungerechtes Urtheil, so musste er dem Volk 8 Mark zahlen, ward dann

abgesetzt, und sein Haus niedergebrannt. Die Republik der Sieben freien Seelande war eine echt demokratische oder volksthümliche Republik, und der amerikanischen in vielen Stücken ganz ähnlich oder gleich. Wo und so weit die Frisen wohnen, hat demokratischer Geist von jeher dieses Volk beseelt und begeistert, und ihre Verfassungen waren von jeher demokratischer Natur. Das Volk der Frisen lebte unter seiner selbsteigenen Leitung, als alle Völker Knechte waren. Seine Verfassung machte das Volk mündig, und so blieb es jung und stark. Das Wohl des Ganzen war das Wohl jedes Einzelnen, und darum war des Frisen Himmel einst sein Vaterland. Der freie Frise ward nicht vertheidigt, er vertheidigte sich selbst, und trug als Ehrenmann sein Schwerd beständig an der Seite, nicht gegen sein Land, sondern gegen die Feinde der Freiheit draussen. Das Recht durchdrang einen jeden, und dadurch kam ein fester und rechtlicher Sinn in die Gemüther der Menschen. Jeder Frise hörte tagtäglich das Recht des Landes, und daher ward es im Gedächtniss unvergesslich, das Gewohnheitsrecht kannte jeder, und ausser diesem gab es keines. Vor Zügellosigkeit bei solcher Freiheit sicherte der Sinn für Recht und Ordnung, welcher alle durchdrang. Je rechtloser die Menge, desto mehr Pöbel. Zum Recht konnte jeder kommen, dem Unrecht widerfahren, denn in dem Leben der edeln freien Frisen galt kein Vorrecht und kein Ansehen der Person. Keine Republik irgendwo und irgendje in der Welt ist so kernig, so einfach, so dauerhaft gewesen, wie die frisische. Der Grund lag im Volke selbst, und seine Freiheit trug nicht, wie die griechische, den Keim der Zerstörung in sich selber. Die Zerstörung kam von aussen. Kein Volk hat so lange für seine Freiheit gekämpft, als das frisische Volk, und das bei solchem Kampf mit der See immerdar. Von der freien Landesverfassung der Frisen nördlich von der Elbe ist in der päpstlichen Zeit lange nicht so viel verloren gegangen, als in der protestantischen, da so viele Elemente sich vereinigten, um die Freiheit zu vertilgen. Das Volk trat wie ein Schiffbrüchiger über die Schwelle des 19. Jahrhunderts. Die Sieben freien Seelande oder die Republik der edeln freien Frisen war ein enggeschlossener **Bund** gegen die Feinde der Freiheit draussen und daheim, und zwar der Volksfreiheit und Volksgewalt, keiner andern, doch war die Republik in späteren Zeiten der älteren nicht mehr würdig, denn in den späteren Zeiten traten gewisse selbstsüchtige Landeskinder als volksverderbliche Häuptlinge mitten aus der grossen Lebensgemeinschaft der Freiheit hervor und schlossen Freundschaft mit Kirche und Staat da draussen, wo keine Frisen wohnen, sie wurden Demas gleich, der das Himmelreich verliess und die Welt

lieb gewunn, sie verriethen ihr Vaterland und machten es zu einem Staat, das heisst zu einem römischen Stillstand (status). Am nachdrücklichsten und bezeichnendsten spricht sich die frisische Persönlichkeit in dem Document vom 17. Sept. 1323 aus, welches so anhebt: „Wenn ein geistlicher oder weltlicher Fürst, er heisse oder sei, was er will, uns sämmtliche Frisen oder einige von uns anfallen und auf uns das Joch der Dienstbarkeit legen will, so wollen wir Mann für Mann mit bewaffneter Hand unsre Freiheit gemeinschaftlich behaupten.“ Dass ein Archiv, welches Bruchstücke aus dem Leben eines solchen Volks zu liefern verspricht, gerade in dieser Zeit, in welcher alle Völker Deutschlands mehr als je aus ihren bisherigen politischen Zuständen herauszuringen streben, nah und fern eine rege Theilnahme finden wird, lässt sich wohl kaum bezweifeln, wofern der Herr Herausgeber, dem ich für mich und meine frisischen Landsleute gerne den Dank, der ihm für die Nüzlichkeit einer so lobenswürdigen Unternehmung und Thätigkeit gebührt, hier öffentlich darbringe, mit Freimüthigkeit und ungetrübtem Urtheil bei der Wahl seines Stoffs in jedem Heft verfährt, und alles das sorgsam ausscheidet und zur Seite wirft, was nicht verdient, den Platz eines Besseren einzunehmen, welches so oft in dergleichen Zeitschriften hinter so manchem Schlechteren zurückstehen muss, auch möge er sich immer streng an den Begriff „Frisisches Archiv“ halten und sein Werk rein bewahren von fremdartigen Zuthaten. Denn des Fremdartigen bedarf es nicht, es ist echt frisischer Stoff in Menge vorhanden, besonders in den Archiven und Bibliotheken des Holländischen Reichs.

Ueber Zweck und Inhalt seiner Zeitschrift äussert sich Herr Hofrath Ehrentraut im Vorbericht zum ersten Heft des ersten Bandes also: „Diese Zeitschrift hat hauptsächlich die Bestimmung, Quellen frisischer Geschichte, besonders Urkunden, und Darstellungen noch lebender frisischer Dialecte mitzutheilen. Gute Abhandlungen über einzelne Theile der frisischen Geschichte werden gerne aufgenommen, auch Volkslieder, Mährchen, wenn sie so abgefasst sind, wie sie im Munde des Volks leben, Volkssagen, Sprichwörter, statistische Notizen, Landbeschreibungen, Untersuchungen über die Bildung des Moors und des Marschbodens. Die Zeitschrift umfasst nach ihrem allgemeinen Titel den ganzen frisischen Volksstamm von Antwerpen bis Schleswig, und es können Beiträge aus diesem ganzen Landstriche darin aufgenommen werden, der Herausgeber muss indess bemerken, dass er zur Zeit nur noch Beiträge aus dem Lande zwischen Ems und Weser besitzt. Die Geschichte der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, deren Bewohner vielfach mit den Frisen in Berührung

kommen, wird nicht ausgeschlossen sein, doch besitzt der Herausgeber davon zur Zeit noch wenig Erhebliches. Im Ganzen hat er jetzt einen Vorrath, welcher einige Bände füllen kann, die Zahl der Bände wird aber grösser werden, wenn ihm die Benutzung der Archive, in denen die Quellen der frisischen Geschichte verborgen sind, gestattet wird, und das Publicum so viel Theilnahme an dem Unternehmen zeigt, dass die Druckkosten bestritten werden können.“ Mit der Bestimmung dieser Zeitschrift ist Ref. im Ganzen zufrieden, sobald nur bei jedem einzelnen aufgenommenen Gegenstande das gehörige Maass beachtet wird, der Herr Herausgeber aber wolle die folgenden paar Bemerkungen als wohlmeinende Winke entgegennehmen. Es ist besser, die Grenzen des frisischen Volks nicht durch die beiden Städte Antwerpen und Schleswig, sondern durch die Länder Flandern und Jütland zu bestimmen, da auch Zeeland einst von Frisen bewohnt gewesen ist, und die Stadt Schleswig weit ausserhalb der frisischen Grenze liegt. Mit Rücksicht auf die frisischen Geschichtsquellen, so sind, denk' ich, Franecker, Leeuwarden, Groningen, Dockum, Sneek, [illegible] und Leyden die Hauptorte, auch liesse sich in Nordholland, besonders auf der noch jetzt West Vriesland genannten Landzunge zwischen Enkhuizen, Hoorn und Winkel wol manches frisische Manuscript auffinden. Ueber die Wurster Frisen, die alten Worsati Frisones, möchten geschichtliche Aufschlüsse in Bremen, Hannover, Göttingen und Wolfenbüttel anzutreffen sein. Was Nordfrisland betrifft, so hat noch in unserm Jahrhundert ein bedeutendes Landes-Archiv Westerland-Föhrs und Amrams am Altar der St. Laurentii-Kirche auf Föhr existirt, worüber die dänische Regierung dem Herrn Herausgeber Auskunft geben könnte und das Amthaus zu Ripen (Graf von Sponneck). In Betreff der frisischen Dialecte muss Ref. bemerken, dass die frisische Sprache mehr und weniger verdorben noch ungefähr in ganz Vriesland (Westfrisland), ausser in den Städten Leeuwarden und Harlingen, gesprochen wird. Der Bibliothekar J. G. Behrns in Franecker, ferner der frisische Schriftsteller Dr. J. H. Halbertsma, und der Schullehrer S. Talsma aus Roordahuizum in Vriesland könnten dem Herrn Herausgeber von grossem Nutzen sein. Die Sprache der westfrisischen Insel Schiermonikoog ist ebenfalls einer besondern Aufmerksamkeit werth, auch das Gemisch von Plattdeutsch und Frisisch in der Nordhälfte des Groningerlandes, das ist in der alten Fivelgoer und Husingger Marsch, wo noch die kernigsten Bauern wohnen.

*(Schluss folgt.)*

## Ehrentraut: Friesisches Archiv.

(Schluss.)

In der holländischen Landessprache Nordhollands und vor allem der Eilande Texel, Vlie und Ter Schelling (dem alten frisischen Schilgerland) trifft man manche frisische Elemente an, welche nicht in dem gewöhnlichen oder eigentlichen Holländisch vorkommen, und eben so ist in dem Jargon Norderneys und der paar benachbarten Eilande ein grosser Theil frisisch. Der Helgolander Dialect hat mit der Amringer Mundart (der auf dem nordfrisischen Eiland Amram) die meiste Aehnlichkeit, nur ist der erstere viel unreiner und enthält eine Menge Hochdeutsch und Plattdeutsch. Der Helgolander P. A. Oelrichs hat im Jahre 1846 in eigenem Verlag eine kleine Schrift (127 Seiten in 12.) herausgegeben unter dem Titel: „Kleines Wörterbuch zur Erlernung der helgolander Sprache für Deutsche, Engländer und Holländer. Nebst einem Anhange enthaltend einfache Dialogen aus dem Leben in deutscher und helgolander Sprache." In diesem Büchlein habe ich unter den helgolander Ausdrücken in kurzer Zeit gegen 330 echt deutsche gefunden, welche durchaus nicht frisisch sind. Von den übrigen Mundarten der nordfrisischen Eilande ist die Silringer, das ist die auf der Insel Sil oder Söl, welche die Deutschen Silt, Sylt und noch irriger Sült nennen, die unreinste, indem ein Gemisch von Deutsch und Dänisch darin ist, was übrigens die Silringer sehr ungern eingestehen, und mir z. B. auch kaum zugeben werden, dass das Silringer Wort Wip (Kibiz), wofür die Frisen auf Amram und in Westfrisland Liap sagen, ein dänischer Ausdruck ist. Die Sprache des Festlandes der Nordfrisen hat am meisten die ursprünglichen frisischen Laute (den eigenthümlichen l- und s-Laut, den th-Laut, die Diphthongen ia, ua und oa, aea u. s. w.) verloren. Ueber die nord- und westfrisische Sprache kann der Herr Herausgeber in meiner „Reise durch Frisland, Holland und Deutschland im Sommer 1845", so wie in meinem eben erschienenen Volksbuch „Der Lappenkorb von Gabe Schneider aus Westfrisland, nebst Zuthaten aus Nordfrisland", einige Beiträge finden. Ein Abschnitt des erstgenannten Reisewerks, welcher überschrieben ist: „Frislands Kampf mit seinen Feinden von Hollands Ursprung an bis zur Union mit den vereinigten Niederlanden", zugleich mit meiner „Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen" würden zu Abhandlungen über einzelne Perioden und Abschnitte der frisischen Geschichte Anleitung und Stoff geben können. Eines der besten Hülfsmittel für die Geschichte Groningerlands und Westfrislands ist die im Jahre 1622 (in fol.) zu Franecker von dem berühmten Frisen Winsemius in holländischer Sprache herausgegebene Geschichte von Vriesland. In diesem Werk ist auf viele damals noch vorhandene, in frisischer Sprache verfasste Urkunden und andre Schriften hingewiesen, so wie auf die „geschichtlichen Auf-

zeichnungen" von Edo Jongama, diesem kernigen Frisen, der vor vierteh-hundert Jahren für sein Vaterland kämpfte und schrieb. Eine andre höchst merkwürdige und sehr interessante frisische Persönlichkeit ist der ungeheuer tapfere Admiral Groote Pier, welcher im ersten Viertel des 16. Jahrhunderts der Schrecken der Holländer und aller seiner Feinde war. Es ist sehr verständig von dem Herrn Herausgeber des frisischen Archivs, dass er bei den aufzunehmenden Volksmährchen zur Bedingung macht: „wenn sie so abgefasst sind, wie sie im Munde des Volks leben." Der Herausgeber der schleswig-holsteinischen Sagensammlung hat es anders gemacht, einen Theil der Sagen und Mährchen hat er als ausgeschmückt von andern aufgenommen und so drucken lassen, den grösseren Theil aber hat er selbst beschnitten, gekürzt, verändert, ohne zu fühlen, dass eine Volkssage für eine solche Scheere in solcher Hand viel zu zart und fein ist. Eine ziemlich beträchtliche Sammlung von ausschliesslich frisischen Sprichwörtern (in der Amringer Mundart — einige davon in der westfrisischen) mit den nöthigen Erklärungen derselben finden sich in meinem Lappenkorb. Der frisische Grundsatz war: „Rüm Hart, klar Kimmang", d. h. räumig Herz, klarer Horizont — gross muss das Herz sein und hell die Aussicht, Gemüth und Verstand müssen ungehindert wirken können —, und der frisische Wahlspruch: „Lewer duad üs Slaw" (lieber todt als Sklav). Also ungehemmt fühlen, ungehemmt denken — einen solchen Grundsatz hat kein andres Volk gehabt, auch hat kein andres Volk die schmähligen und verderblichen Folgen politischer Sklaverei so tief erwogen und gefühlt gehabt, wovon der Wahlspruch zeuget. Ueber beide hat Ref. in der „Lebens- und Leidensgeschichte der Frisen" gesprochen und sezt voraus, dass der Herr Herausgeber des frisischen Archivs beide kennen nnd anerkennen wird. Die „Untersuchungen über die Bildung des Moors und des Marschbodens", welche im Vorbericht gewünscht werden, müssen gediegenere sein, als in Kohl's Marschen und Inseln der Herzogthümer Schleswig und Holstein angestellt worden sind. Die alte frisische Ballade „Bai Redder" liesse sich von der nordfrisischen Insel Föhr aus verschaffen. Zuletzt noch möchte Ref. die Erinnerung hinzufügen, doch ja nichts aus der Geschichte der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst in das frisische Archiv aufzunehmen, was nicht in irgend einem nähern Verhältniss zu den frisischen Ländern steht.

Was nun den Inhalt des ersten Hefts des frisischen Archivs betrifft, so ist derselbe vierfacher Art, nemlich 1. Mittheilungen aus der Sprache der Wangerooger (107 Seiten), 2. mehrere Urkunden (49 Seiten), theils lateinische aus dem 13. und 14., theils plattdeutsche aus dem 15. und 16. Jahrhundert. 3. ein Gespräch in der Saterländischen Mundart (3 Seiten), und 4. Van de oll Rinkrank, ein Mährchen aus Ostringen (3 Seiten), in plattdeutscher Sprache.

Der erste Artikel über die Wangerooger Sprache ist von dem Herrn Herausgeber selbst, und zwar das Ergebniss seines während seines Staatsdienstes bei viermaligen mehrwöchentlichen Besuchen auf der Insel angestellten Forschungen. Diese Abhandlung eines Deutschen über eine frisische Mundart, die noch dazu recht corrumpirt ist, hält Referent als Frise im Ganzen für eine sehr schätzbare, weil tüchtige, Arbeit, nur ist er in einzelnen Punkten, die nicht so sehr erheblich sind, nicht mit dem Herrn Verf. einig. So z. B. unterscheidet kein

einziges frisisches Völkchen zwischen einem f und einem v. Der Frise kennt nur f, oder w, oder uu. Mehr zu beherzigen ist der Vorwurf, dass der Herr Verf. gar zu viel System in die Sprache von Wangeroogh hineingebracht. Mit dem starken Zeitwort, welches in 5 Klassen getheilt worden, dem Uebergangszeitwort, welches aus 7 Klassen, dem schwachen Zeitwort, welches aus 4 Klassen bestehen soll, und dergleichen ist Ref. durchaus nicht einverstanden, und er wird an einem andern Ort bessere Gelegenheit haben, sich ausführlich über das frisische Zeitwort auszusprechen. Ueber das wangerooghische r hätte erwähnt werden können, dass es dem westfrisischen gleich ist, welches noch häufiger ganz wegfällt. Dieselbe Aehnlichkeit besteht zwischen beiden Mundarten in der Lautverschiebung. Bei dem Namen Wangeroogh, sagt der Herr Verf., darf man nicht an das Auge denken. Ref. denkt aber doch dabei an das Auge. Die Endung oogh (Auge) ist die germanisirte, die plattdeutsche, die frisische ist uugh, wir sagen immer Northeruugh, Sötheruugh, d. i. Norderaug, Süderaug (zwei nordfrisische Eiländchen), ferner Spikeruugh, Langeruugh, Wrangeruugh u. s. w. Das sind die Augen, die kleinen Flecke, die aus der See hinausblicken, und Wangeruugh oder, wie die Nordfrisen sagen, Wrangeruugh ist das Auge, welches am alten Wanger- oder Wrangerlande aus der Tiefe blickt. Die Endung og oder ogh in Wangerog hat nichts mit der Silbe a zu schaffen, und dieses a heisst im Althochdeutschen auch nicht Wasser. Dieses A oder Aa oder Aha ist mit dem E, Ehe, Ae, Ja (i und a beide für sich gesprochen, doch i mehr gehört) andrer Mundarten ein und dasselbe Wort und bedeutet ursprünglich Flüsschen, welches durch Marschland, niedriges Wiesenland fliesst. Es ist ursprünglich ein frisisches Wort, und alle Flüsse zwischen Belgien und Jütland hiessen einst Auen, noch jetzt viele. Von Frisland ging der Name mit den Völkerwanderungen nach Süddeutschland und verpflanzte sich auch nordwärts über die ostgermanischen Ebnen, ich meine über Jütland und die dänischen Inseln. Auf der skandinavischen Halbinsel aber blieb die Benennung Elf, welche auch der Elbe von den ostgermanischen Hermunduren gegeben ward, vorherrschend. Nicht allein das spanische agua, sondern auch das französische eau entstand aus dem römischen aqua, und dieses Wort ist von A oder Au grundverschieden. Das römische at ging im französischen Munde gewöhnlich in e über (aus prat-um ward pré, aus mat-er mère u. s. w.), das römische ig, ec und andre Silben in oi (aus niger ward noir, aus tect-um toit), das römische a in aqu, wenn ein i folgte, verwandelte sich in ai (Aix ward aus Aquis, aigle aus aquila), folgte aber ein a, wie in aqua, so war dies nicht der Fall, aus dem römischen ad, at, ac (aqu), al, el ward im Französischen gar zu oft au und eau. Eben so wenig als das römische aqua steht das Ei in Eiland, das ist das dänische Oe, das isländische Ey, und die Endung a in den Inselnamen der Orkneys und Hebriden, welche skandinavisch ist und Eiland bedeutet, in irgend einer Verwandtschaft mit unserm A oder Au. Was endlich die für deutsch gehaltene Endung ach betrifft, so hat der Etymolog sich damit sehr in Acht zu nehmen, denn es ist oft nichts weiter als das römische aqua, woraus es eben so entstanden ist wie Aachen aus Aquis. Der Herr Verf. wird sich aus dem Gesagten überzeugen, dass seine Forschung über Au und Og auf 6 Seiten nicht die richtige ist, auch nicht über das frisische Wort für Dachtraufe. Wir sagen dafür

Oeksen (lang ö) und die Engländer eaves, welches dasselbe Wort und mit âu eben so wenig als mit aqua verwandt ist.

Die Entstellung der Formen hat die Sprache Wangeroghs mit der westfrisischen gemein, doch ist sie der nordfrisischen noch ähnlicher, als diese. Bei aller Umsicht und dem ausserordentlichen Fleiss des Verfassers der Mittheilungen aus dieser Wangerfrisen-Sprache, ist doch hie und da zu erkennen, dass derselbe nicht immer die richtige Schreibart getroffen hat. Ref. will einige Beispiele anführen. Die Frisen haben einen Laut, der dem im französischen gn (z. B. in agneau) gleich ist. Derselbe findet sich auch in dem frisischen Wort für Wagen, nemlich in Wanj (a lang). Der Herr Verf. hat Wain geschrieben, welche Schreibart ganz unzulässig ist. Die Form djû für das deutsche weibliche Geschlechtswort die ist nicht frisisch, die Nordfrisen sagen jü, die ältere Form hat ein h voran, auch noch in Westfrisland, das h tritt am deutlichsten in hör (ihr. weibl. Geschl. in der Einheit, engl. her) hervor. Das d in dem wangerschen djunk aber gehört zur Wurzel, auch in Westfrisland heisst dunkel djonk. Dass das wangersche Sjel richtig geschrieben, bezweifle ich, es ist das deutsche Kerl, die Westfrisen sagen Tjirl, es ist ein Beispiel arger Sprachverderbniss. Die Nordfrisen sagen Kiarl, doch haben sie auch in manchen Fällen für dieses deutsche k ein scharfes s, z. B. in Sarn (Butterfass), Ses (Käse), Sark (Kirche), Seddel (Kessel). Die Ansicht über den frisischen Infinitiv ist nicht ganz die richtige. Allerdings ist dieser Infinitiv ein doppelter, oder lieber seine Form eine veränderliche, je nachdem seine Stellung ist. Steht er nemlich entweder für sich oder als Supinum, so endigt er sich auf n, geht ihm aber ein Hülfszeitwort vorher, so verliert er die Endung n. Wichtiger ist eine ganz andre Eigenthümlichkeit des frisischen Infinitivs, welche noch kein Sprachforscher gesehen hat. Der Frise hat einen dreifachen Infinitiv, auf in, en und an. Den ersteren haben z. B. folgende Wörter: firin (nachlassen, nachgeben), drüggin (trocknen), stoppin (hemmen, stillhalten), spütjin (spucken), lukin (sehen), preglin (stricken), lewwin (leben), njoxin (Mist aus dem Stall schaffen), kupin (kaufen), hissin (hissen, in die Höhe ziehen), reghnin (rechnen), twinnin (zwei Fäden zusammenspinnen, zwirnen, die englische Form twine), gledin (glätten), roffin (scheuern), skrobbin (kratzen), diwin (tunken), dik-in (deichen), swarwin (drechseln), gruplin (grübeln), tik-in (kitzeln), bürin (Landwirthschaft treiben), temrin (zimmern), thiwin (Dieberei treiben), kualwin (kalben), grötin (grüssen), druahin (Milch seihen), wealtrin (wälzen), telkin (leise herschleichen), farbin (färben), plantin (pflanzen), köghin (kochen), bidobbin (bedecken), loffin (auf vieren kriechen), stirmin (riechen), djonkin (dunkel werden), wegrnin (weigern), dalin (sinken, z. B. von Wunden, wenn sie dünner werden, u. s. w.), sak-in (nach und nach sinken, z. B. von Mauern, von Lasten, von Uebelbefinden, u. s. w.), porhlin (sprudeln), skürin (scheuern, z. B. die Stube), bledin (blättern), thülin (kläglich weinen -- th hat in allen inselfrisischen Wörtern den Urlaut), loadin (das Loth oder Senkblei werfen), soathin (einen Brunnen machen), tirin (geberden), raghin (treffen, nemlich das Ziel, das, worauf man zielt), thrönnin (dröhnen), höllin (das shakespearsche to mop and mow), fül-in (faul, unrein werden, von Wunden), stakin (Stücke zusammensetzen), brag-in (pflastern), spel-in (spielen), flud-in (fluthen), eabin (ebben), laasin (löschen), halin (holen, ziehen), z. B.

am Tau), daghin (thauen, vom fallenden Thau gebraucht, ist von Thauwetter die Rede, so heisst es thoaien), swol-in (auf dem Grund der See fortrollen), jol-in (laut rufen), wol-in (wickeln), stipin (das englische to stoop), hop-in (hüpfen, im Gallop reiten), streilin (streuen), rewin (die Segel kleiner machen bei wachsendem Winde), riakin (räuchern), stiwrin (gerinnen, von flüssigem Fett, auch von Blut), und unzählige andere mehr. Den Infinitiv auf en haben folgende: rinen (regnen), seien (nähen), lingen (reichen), leien (legen), ljöchten (mit Haide oder Stroh, nach inselfrisischer Weise, welche schon Adam von Bremen im 11. Jahrhundert bekannt war, das Kochgeschirr heizen, oder unter demselben das Feuer unterhalten), rik-en (rauchen), lochten (leuchten), buien (schmücken), tealen (zählen), lem-en (lammen), hauen (mähen), mingen (mengen), reren (rühren), skrialen (schreien), liaren (lehren und lernen), lianen (leihen), tjimmen (kämmen), hüren (heuern, miethen), grem-en (Kopf und Ingeweid von den Fischen nehmen), gon-en (gönnen), hiaren (hören), bruien (brühen, gähren, auch von einem aufsteigenden Gewitter), dreien (drehen), drem-en (träumen), kliamen (etwas mit Butter, feuchtem Lehm oder andern klebrigen Dingen beschmieren), sweamen (schwimmen), stauen (von der steigenden Fluth gebraucht, auch vom Zurechtpacken der Schiffsladung und andrer Sachen), stjüren (steuern), wealen (wählen, z. B. bei Uebelkeit), men-en (meinen), weien (wehen), tewen (warten), keren (fahren, nemlich zu Wagen), gruien (keimen, wachsen), hen-en (auffangen, z. B. das, was einem zugeworfen wird), feren (führen), ferkelen [erkälten], klap-en [scheeren], klaw-en [einen krazen], baw-en [aufschreien, einen Schrei ausstossen], krealen [sich krümmen, wie ein Wurm, Aal — das englische to crawl], speanen [spannen], neamen [nennen], reanen [rennen], stralen [grosse Schritte machen], aber stralin heisst durch Schritte abmessen, heamen [säumen, z. B. ein Tuch], dialen [theilen], drapen [treffen], beanen [bannen], ringen [läuten], skelen [einen Unterschied ausmachen, auch in Jahren verschieden sein], stapen [schreiten, Tritte machen, ist das englische step und das ausser Mode gekommenen deutschen stapfen, und der Stapf ist das englische the step, das ist der Fusstritt, woraus zu sehen, dass die Schreibart Fusstapfen für Fussstapfen grundfalsch ist], rok-en [stossweise bewegen, der Form nach das deutsche rücken], nek-en [nicken], en-en [Fortschritt haben, auch ein westfrisisches Wort], wen-en [Heu wenden mit der Harke, die beiden letzten haben eand und weand im Imperfect], rauen [ruhen], u. s. w. Den Infinitiv auf an haben die unregelmässigen Zeitwörter. Beispiele davon sind folgende: riwan [reissen, Imperf. reaw], driwan [treiben, Imperf. dreaw], sterwan [sterben, Imperf. staarw], grewan [graben, Imperf. gruf], drankan [trinken, Imperf. draank], lupen [laufen Imperf. lep], leian [liegen, Imperf. lai], ruian [rudern, Imperf. ruth, u kurz und th wie im Englischen], skriwan [schreiben, Imperf. skreaw], steghan [stechen, stossen, Imperf. steat], leghan [lügen, Imperf. laagh], gung-an [gehen, Imperf. ging], stun-an [stehen, Imperf. sted], springan [springen, Imperf. sprang], lithan [i lang und th mit dem Urlaut, leiden, Imperf. leath], lethan [laden, Imperf. luth, u kurz und mit dem Urlaut], sliapen [schlafen, Imperf. slep], slauan [schlagen, Imperf. sluch], wewan [weben, Imperf. wuf, u kurz], krep-an [kriechen, Imperf. kreab], sithan [sieden, Imperf. saath], span-an [spinnen, Imperf. spaan], smitjan [schmeissen, Imperf. smead], lesan [lesen, Imperf. lus, u kurz], skeran

[schneiden, Imperf. skear], thwingan [zwingen, Imperf. thwaang], kem-an [kommen, Imperf. kam, a lang], wadan [waten, Imperf. waad], süp-an [saufen, Imperf. saab], winjan [winden, Imperf. waan], idjan [essen, Imperf. ead], wan-an [gewinnen, Imperf. waan], briadan [Mist ausstreuen auf dem Acker, Imperf. breat], wreghan [rächen. Imperf. wreagh], tredan [treten, Imperf. tread], writhan [reiben, Imperf. wreath], wed-an [wissen, Imperf. wost], stüwan [stäuben, Imperf. staaw], stjonkan [stinken, Imperf. staank], stirk-an [streichen, Imperf. steragh], werwan [werben, Imperf. waarw], bliwan [bleiben, Imperf. bleaw], spreghan [sprechen, Imperf. spreagh], stridjan [streiten, Imperf. stread], bled-an bluten, Imperf. bleat, bred-an [brüten, Imperf. breat], faran [hingehen, fahren, nemlich zu Schiff, Imperf. faar], hoalan [halten, Imperf. hel], dreghan [tragen, Imperf. druh, u kurz], splitjan [das engl. to split, Imperf. splead], ran-an [stieren, von der Kuh, Imperf. raan], halpan [helfen, Imperf. holp], schit-an [schiessen, Imperf. skaad], thenken [das erste e lang, denken, Imperf. thaagt], thankan [dünken, Imperf. thocht], dugan [taugen, Imperf. daag], skridjan [schreiten, Impperf. skread], sküban [schieben, Imperf. skaaw], meian [mögen, Imperf. mad, a lang], dearan [dürfen, Imperf. dorst], ha'n [haben, Imperf. hed], wesan [sein, Imperf. wiar], skel-an [das e in skel kurz, sollen, werden, Imperf. skul], wel-an [e kurz, wollen, Imperf. wul], du'n [thun, Imperf. ded], mut-an [müssen, Imp. maast], wegan [wiegen, wägen, Imperf. wuch, u kurz], slanken [schlucken, Imperf. slaank], ferjid-an [vergessen, Imperf. ferjaad], fredan [fressen, Imperf. fread], knedan [kneden, Imperf. knead], nem-an [nehmen, Imperf. nam, a lang], wachsan [das erste a lang, Imperf. wochs, o kurz], tharskan [das erste a lang, dreschen, Imperf. thorsk, o kurz], sjongan [singen, Imperf. saang], bügban [ü kurz. biegen, beugen, Imperf. baagh], baghan [das erste a lang, backen, Imperf. buch, u kurz] grinjan [mahlen, Imperf. graan], binjan [binden, Imperf. baan], thauan [th natürlich mit dem Urlaut, waschen, Imperf. thwuch, u kurz], riadan [rathen, Imperf. reat], fü'n [kriegen, d. h. bekommen, empfangen, Imperf. füng], jiwan [i kurz, geben, Imperf. jeaw], wikan [i kurz, weichen, Imperf. weagh], risan [i lang, in die Höhe kommen, das engl. to rise, Imperf. reas], süghan [i kurz, säugen, Imperf. saagh], snüwan [ü lang, schnauben, Imperf. snaaw], frisan [i lang, frieren, Imperf. fraas], tji'n [i kurz, ziehen, Imperf. taagh], jitan [i kurz, giessen, Imperf. gaad], se'n [e kurz, sehen, Imperf. sigh, i lang], und viele andre mehr. Das Endungs-a aller dieser Infinitiven wird in den meisten derselben schwach gehört. Ref. sieht diese dreifache Infinitivform der ältesten nordfrisischen Mundart für eine Sprachvollkommenheit an, welche die andern germanischen Mundarten verloren haben, und was auch dem Verf. der grossen deutschen Grammatik unbekannt geblieben ist. Diese Grammatik, welche allerdings von Belesenheit zeugt, aber nicht so oft von feiner Forschung, strotzt von deutscher Systemsucht und monströsen Resultaten, sie ist der einäugige Polyphem der deutschen Sprachwissenschaft, von dem sich kein Schäfchen der deutschen Sprachjüngerheerde zu entfernen wagt. Der Deutsche muss immer einen Mächtigen haben, der ihn am Gängelband führt, und wenn es ihm nicht erlaubt ist, mit zween Augen zu sehen, so begnügt er sich mit dem einen. Auch untersteht sich kein einziger aller armen deutschen Sünder, wenn er andrer besserer Meinung ist, allein um seines Verlustes willen, sich von solchen Monarchen und literarischen Herrschern

lossusagen. — Ref. hätte lieber gesehen, dass der Herr Verf. der Mittheilungen aus der Wangersprache nicht von einem starken Zeitwort, Uebergangszeitwort und schwachen Zeitwort, auch nicht von fünf Klassen des dritten Zeitworts gesprochen hätte, denn ein solches modernes Systematisiren oder sogenanntes wissenschaftliches Zusammenordnen gestattet die frisische Sprache nicht. Das Ordnen unsrer Sprachen bringt grosse Unordnung und Verwirrung hinein, unsre Sprachen sind einfach und bestimmt, wie unsre alten Menschen waren, denen die neuen nicht mehr gleichen. Von den drei Klassen frisischer Zeitwörter hat die von dem Infinitiv auf in die Endung ad im Imperfectum, die mit dem Infinitiv auf en die Endung d, und die mit dem Infinitiv auf an erhält statt einer Verlängerung durch eine Endung den Umlaut. Die auf in endigen im Particip auf t, die auf en endigen auf d und die unregelmässigen endigen auf n und sehr oft mit verändertem Umlauf. Ref. würde sich freuen, wenn der Herr Verf. bei seinen nicht unbedeutenden Forschungen diese Winke zu benuzen nicht verschmähte, und wenn ihm ein Grauen anwandelte vor dem deutschen Auctoritätsglauben, welcher eine so heillose Despotie und solchen schmähligen Geistesdruck in allen unsern Ländern übt und in allen unsern Wissenschaften, wovon das meiste todtes Wissen ist. Der Herr Herausgeber des frisischen Archivs hat selbständig angefangen, auf eigne Hand, mit Lust und Liebe zu seinem Werk, mit grossem Fleiss, und gut befähigt. Möge er so fortfahren, Theilnahme und Beihülfe werden nicht ausbleiben. — Seite 43 ist das wangringsche Wort nit angeführt, und dabei bemerkt: lässt sich nicht übersezen. Auf Nordfrisisch heisst das Wort nütjan, Imperf. naad, Particip nöden. Dieses Wort gibt der Deutsche durch stossen, denn der Ochs oder die Kuh stösst nur mit den Hörnern. Den Saz, den der Verf. der Mittheilungen aus der Wangersprache so schreibt „dan bul nit da lidd, hat'n nïteln bul" würde man auf Nordfrisisch so sagen: Di holli (Bull ist plattdeutsch), thiar at Lidj not, bet an nödlagen (a kurz) Holli, und „djû kû wul mî nït" jü Kü (ü kurz) wul mi nütj. Das wangrische Wort bigive komme besonders bei Dielen und Schiffen vor. Es heisst auf nordfrisisch bijiw-an, Imperf. bijeaw, und wird vom Nachgeben unzähliger andrer Dinge gebraucht, z. B. jü Spear bejaft hör, die Sparre gibt nach, jü Naat bijaft hör, die Fuge gibt nach. Thiar küd ham uk ans wat bijiw es könnte sich auch einmal etwas begeben, etwas ereignen, nemlich etwas Gefährliches oder Unangenehmes ereignen, z. B. an gewissen Gegenständen, als Schiffen, Häusern, Gestellen, Wagen, Dächern und dergleichen, wenn etwas daran aus seinem gewohnten Zusammenhang käme. Aber nicht so leicht zu übersetzen ist Wat hi ham thiarauer bijaft, was ungefehr so viel bedeutet als Wie sehr er seine Theilnahme daran, sein Befremden darüber, sein Ergriffensein an den Tag legt. Das angeführte timi ist das nordfrisische tem-in über sich gewinnen, übers Herz bringen. Ik kaan't egh temmi, 'ar wat fau tu nemman ich kann mich nicht überwinden, etwas davon zu nehmen. Hü könst dü't temmi, din Biarn só tu slauan? Wie kannst du's über's Herz bringen, dein Kind so zu schlagen? Das nordfrisische bitem-en heisst etwas ganz Andres, z. B. Leat hör bitem lasst sie ungestört, lasst sie ihren eigenen Weg gehen, bei ihrer Arbeit sein. Seite 57 ist das Wort fôt, fussen, angeführt und der Saz: „up dan minsk dêr kan.n ja gan' nich up fôt, dan dä nicks as

liûgen, dêr kan'n nich up an", das heisst: auf den Menschen kann man (einer) ja gar nicht bauen, der thut nichts als lügen, auf den kann man sich nicht verlassen. Das gan' nich ist schwerlich richtig, richtiger wäre ga' nich, das r ist gewohntermaassen ausgefallen. Der Nordfrise würde diesen Saz so bilden: üb det minsk thiar kan 'm ham jó gar egh üb ferliat, hi (jü, hat) dä niks üs leghan, thiar kan 'm egh üb uf. Der Nordfrise braucht sein fut-in (fussen) nicht in Beziehung auf Menschen, sondern auf Sachen, Thatsachen, Worte u. s. w. Ein merkwürdiges Wort ist das frisische tirin, d. h. sich geberden. Wat hi ham tirat wie er sich anstellt; sich geberdet. Die wangrische Form gibt der Herr Verf. durch tîr, ein andres aber, welches zehren und theeren in der wangrischen Sprache heisse, durch tirî. Für zehren sagt der Nordfrise terin, und für theeren tjarin (der erste Vocal in beiden Wörtern lang). Auch in diesem Beispiel erscheint die Verunstaltung der Wangersprache. Was die nordfrisische betrifft, so kann Ref. die germanischen Sprachforscher nicht genug warnen, nicht nach der von Outzen dargestellten Mundart, welche eine der entstelltesten ist, die nordfrisische Sprache zu beurtheilen, und jene Mundart nicht, wie man bisher gethan hat, als eine Norm des nordfrisischen hinzustellen. Outzens Dialect ist einer der festlandsfrisischen, welche schon alle recht verdorben. Noch ein wangrisches Wort, nemlich tuntel, welches der Herr Verf. anführt und zögern übersetzt, will Ref. etwas näher beleuchten. Schon das nebenstehende Beispiel hi bituntelt him der on verräth, dass das tuntel ursprünglich einen andern Begriff gehabt. Auf Nordfrisisch heisst tontlin nicht zögern, sondern zusammenflechten, nicht Haar, denn das heisst taapin (Zopf, Zöpfe machen), sondern mehrere Wollengarnstränge, an welchen unten am Ende eines jeden ein Loth befestigt ist, mit einander verflechten. So macht man gewöhnlich die Strumpfbänder. Dieser Begriff liegt unstreitig dem wangrischen tuntel zum Grunde. Da nun eine solche Arbeit langsam geht und verwickelt aussieht, so konnte allerdings die angeführte wangerfrisische Bedeutung von tuntel und bituntel daraus hervorgegangen sein. Bei dem Ausdruck gerîv steht der Zusatz: „Ist nicht zu übersezen. Es bedeutet: jemand etwas zu Gefallen thun, mit etwas aushelfen, wo es ihm passend, bequem ist, besonders durch Leihen einer Sache." Auch auf Nordfrisisch heisst geriwin gefällig sein, ohne einen Vortheil dabei im Auge zu haben, und fast ausschliesslich darin, dass man einem etwas leiht, mit etwas dient, um welches er bittet, was er nothwendig braucht u. s. w. thû gerîvet nain minsk heisst in unsrer Amringer Mundart jü geriwat nian minsk. Zu dem wangerfrisischen quider, sagen, muss Ref. bemerken, dass ein nordfrisisches „queden" unsern nordfrisischen Insel-Mundarten unbekannt ist. Das Wort ist einst allerdings in allen germanischen Dialecten gewesen, allein es hat sich nach und nach in den meisten fast ganz verloren, was eigenthümlich genug ist, und der eine Dialect hat vorzugsweise dieses dafür gewählt, und der andre jenes. Der Engländer hat sogar das deutsche reden zu seinem lesen (read) gemacht. In der englischen Sprache ist von dem obigen altgermanischen Ausdruck kaum das quoth (spricht, sprach) übrig geblieben, im Deutschen ist es in der höchst entstellten Form kosen ungefehr unkenntlich geworden, auf den nordfrisischen Eilanden braucht man quathin (th mit dem Urlaut) nur noch von einem langweiligen Gespräch, das jemand führt. Das Wort verschwand in den Zeiten unsrer politischen Knechtschaft, als die Freiheit der Rede unterging. — Was das so oft ausgefallene

r betrifft, so wäre es nüzlich gewesen, wenn der Herr Verf. das bei einem jeden solchen Wort angemerkt. Beispiele sind folgende: henig für hernig (eckig), Ben für Bern (Kind), Men für Mern (Morgen), Sjen für Sjern (Butterfass), ban für barn (brennen), Sjel für Sjerl (Kerl), u. s. w. Mit Rücksicht auf das wangrische quärk (ersticken), möchte hier hinzuzufügen sein, dass die ältesten nordfrisischen Mundarten nicht, wie Outzens Wörterbuch, querke oder quirko sagen, sondern kwarken. Das wüp, welches springen übersetzt wird, heisst eigentlich nicht springen, sondern mit Leichtigkeit sich bewegen, wenn von Menschen die Rede ist. Gewöhnlich wird es von Brettern und solcherlei Dingen gebraucht, wenn sie schnell seitwärts fallen, oder wenn die Enden derselben rasch auf oder hinunter gehen. So heisst auch ein Knabenspiel bei uns wüppin. Dies geschieht auf einem auf und nieder gehenden Brett, auf dessen beiden Enden einer sitzt. Das Wort leu (faul) sollte wol lieber loi geschrieben werden. Auf Nordfrisisch sagt man lui. Miss'elk heisst auf Nordfrisisch nie traurig, wie das wangerfrisische übersezt ist, sondern, wenn von einer Lage, einem Zustand die Rede ist, heisst es bedenklich, der gewöhnliche Sinn aber ist übel (sich übel befindend), schwindlig. Das wangrische brü ist plagen, und farbrü verderben übersetzt. Die Nordfrisen sagen brüien und ferbrüien (bruien ist ganz was andres). Brüien heisst bei uns necken, auch hat es eine andere Bedeutung. So sagt man z. B. ik brüi mi thiar egh am, ich kehre mich nicht daran, ich mache mir keine Sorge damit, das quält mich nicht. Das Wort ferbrüien heisst verscherzen, sich um etwas bringen. Mitunter lässt es sich verderben übersezen, aber dennoch muss man sich hüten, unbedingt zu sagen, ferbrüien heisse verderben. — In dem „Gespräch in der Saterländischen Mundart" hat der Uebersetzer, der Herr Cand. theol. J. F. Minssen, mit dessen Arbeiten Ref. übrigens recht zufrieden ist, Einzelnes nicht gut übersetzt, z. B. „det iz man srô wet" durch „das ist nur so was", statt dass es heissen müsste: das ist nur mässig. Doch das sind Kleinigkeiten, und das Gespräch selbst ist so anziehend, dass Ref. es hier zum Schluss beifügen will.

Es sassen zwei Männer in einem Hause und unterhielten sich mit einander, da kam ein Fremder herein, der sprach: Guten Tag, ihr Beiden, wie geht's im Saterlande?

B. Mein lieber Mann, wie fraget ihr so?

A. Was, kennt ihr mich nicht mehr?

B. Gott's Kreuz! Nun sehe ich es, du bist der kleine Heinrich von Ramslohe, wo bist du so lange gewesen, wo kommst du her? wie geht es dir noch?

A. Das ist nur mässig, ich bin müde und ab, drei Wochen bin ich krank gewesen und jetzt bin ich zwei Stunden weit durchs Moor in Wind und Regen gekommen, ich freue mich recht, dass ich im Saterlande bin, ihr habt es hier gut.

B. Warum das?

A. Ihr habt Eschland und Grasland und Moorland, hübsche warme Häuser, Pferde und Kühe, Wagen und Eggen und Pflüge, Schweine und Kälber, gesunde Männer und schöne Mädchen mit rothen Backen im Ueberfluss und — warum es am meisten zu thun ist — das alte Recht.

B. Das alte Recht? Bursche, wie lange bist du weg gewesen! viele neue Rechte haben dem alten Recht den Nacken umgedreht. Bediente mit rothen Kragen (das heisst Beamten) gibt es nun so viel als Mücken und Fliegen, die

wollen etwas zu thun haben: darum gibt es Steuer über Steuer, dass man nicht mehr dagegen an kann. Das Eschland ist ohne Dünger nichts werth, und Dünger ist theuer, das Grasland ist hier vertrocknet und dort durchs Wasser verdorben, die Häuser sinken einem über dem Kopf zusammen, die besten Männer müssen nach Oldenburg unter's Gewehr, und die Mädchen haben jetzt so hübsche Kleider, dass wir nicht mehr dagegen an zahlen können. So ist's jetzt im Saterland.

A. Ihr alten Menschen seid euer Lebtag nicht zufrieden, ihr habt's nicht gesehen, wie es in andern Ländern aussieht, ihr liegt zu Hause und kommet nicht weiter, als zu der Mutter Topf, in alten Zeiten hattet ihr es so gut und waret doch nicht zufrieden.

B. Junge Burschen sprechen wol was, Kerl, kannst du mir die alten Gesetze wol sagen? Wir hatten freie Fischerei, freie Jagd, freien Branntwein, freies Brauen, freie Schenke, wir waren frei von der Flinte, hatten freien Handel und Wandel, hatten unser festes Wochengeld und Steuer und sezten unsre eignen Brüche, höchstens eine Tonne Bier, vier Bürgermeister in jedem Kirchspiel. O! wenn ich daran denke, mein Körper bebt mir! Komm, lass uns trinken auf Saterlands Besserergehen!

Heidelberg den 10. August 1847.

**K. I. Clement.**

# Kurze Anzeigen.

## Badische Programme.

Wenn wir versuchen, auch in diesem Jahre, wie früher (s. Jahrg. 1846 Nr. 59 p. 929 ff.), eine Uebersicht der in dem abgelaufenen Schuljahre an den verschiedenen Anstalten des Landes erschienenen Programme wissenschaftlichen Inhalts zu geben, so bedarf es wohl kaum einer ausdrücklichen Wiederholung der schon früher deshalb gemachten Bemerkung, dass wir damit durchaus keine Kritik des Inhalts derselben, die uns hier gar nicht zuständig ist, beabsichtigen, sondern dass wir uns auf eine einfache Anzeige beschränken, welche einem grössern Publikum von diesen Erscheinungen Kunde bringen und damit auf ihren Inhalt aufmerksam machen soll. Von diesem Standpunkt aus stellen wir hier diese Programme zusammen, und zwar nach der alphabetischen Folge der einzelnen Anstalten, von welchen sie ausgegangen sind.

In Carlsruhe wurden dem Programm des Lyceums beigegeben:

*Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie. Dritte Lieferung. Lexikalische Beigabe als Schluss der vorjährigen Abhandlung über Prosodisches zu Plautus und Terenz. Von E. Kärcher. Carlsruhe 1847. Druck der G. Braun'schen Hofbuchdruckerei. VI und 18 S. in gr. 8.*

Der bedeutende Umfang des vorjährigen Programms, das in der That kaum wie eine gelehrte Beigabe eines Verzeichnisses von Unterrichtsgegenständen, sondern wie ein eignes Werk dasteht, nöthigte durch die Rücksicht auf den Kostenpunkt diessmal zu einer Beschränkung, die uns eine, wenn auch an äusserem Umfang geringere, so doch an innerem Gehalt eben so werthvolle Gabe, und zwar nicht sowohl prosodischer oder metrischer Art, sondern lexicalischer Art bringt, übrigens gleichfalls auf Plautus und Terentius sich bezieht. Man kann daraus sehen, wie selbst Schriftsteller, wie die beiden genannten, die doch so viel gelesen sind, in Absicht auf Lexicographie noch keineswegs so, wie man glauben sollte, benutzt oder vielmehr erschöpft sind, sondern noch in Manchem eine Nachlese übrig lassen, die zugleich mit der Erklärung und dem Verständniss mancher Stellen in innigem Zusammenhang steht. Und wohl mag man daraus einen Schluss machen, wie es mit andern, minder gelesenen lateinischen Schriftstellern steht, zumal solchen, die nicht mit genauen Wortregistern von fleissigen Herausgebern ausgestattet sind, sondern die eigene Lectüre und den Fleiss des Lexicographen in Anspruch nehmen. Hier ist noch immer ein Feld der umfassendsten Thätigkeit, noch ausgedehnter, als Manche glauben, selbst wenn man, von allen andern Anforderungen abgesehen, nur die erste Forderung möglichster Vollständigkeit in Betracht zieht. Wir hoffen von dem Verf., der durch seine eigenen bewährten Leistungen die Lexicographie auf einen neuen und bessern Weg geführt hat, noch manche derartige Beiträge zu erhalten, wie sie diese Beigabe in Bezug auf Terentius und Plautus bringt. Zuerst werden Wörter, welche **bis jetzt** in **allen** oder doch den **gewöhnlichen** lateinichen Wörterbüchern fehlen, (wer sollte diess glauben!) aus einzelnen Stellen der beiden genannten Dichter aufgeführt, und im Einzelnen aufs sorgfältigste, was ihre Bildung, Bedeutung und Quantität so wie auch die oftmals zweifelhafte oder bestrittene Schreibung derselben betrifft, besprochen: wobei, da gerade hier die Lesart oft schwankt, die Kritik des Textes selber nicht ausgeschlossen bleiben konnte. Für diese werden daher diese Beiträge eine gleiche Bedeutung ansprechen, wie für die durch sie ergänzte und vervollständigte Lexicographie. In diesem Wortverzeichniss erscheinen zuerst Substantiva, dann Adjectiva und Zeitwörter: darauf folgen besondre Formen von Zeitwörtern und besondere Formen einzelner Zeiten, welche gleichfalls in unsern Wörterbüchern fast sämmtlich unangeführt sind, dann einige, bisher ebenfalls übersehene Passivformen, welche die Bedeutung von transitiven Deponentien haben, so wie Activformen, die statt der gewöhnlichen Deponensformen vorkommen (opin**o** statt opin**or**); ferner ungebräuchliche Geschlechts- und Casusformen, ungewöhnliche Aussprache einiger Wörter. Eine Reihe von Wortformen, deren Schreibung zu berichtigen ist oder welche quantitativisch genauer zu bestimmen sind, macht den Schluss der nicht blos für die Texteskritik und die Worterklärung des Plautus und Terentius, sondern auch für Lexicographie und Grammatik gleich wichtigen Beigabe, der wir baldige Fortsetzung um so mehr wünschen, als wir überzeugt sind, dass nur auf solche Weise die lateinische Lexicographie, von Seiten der Vollständigkeit wie der Gründlichkeit, wesentlich gefördert werden kann. In einem Anhang hat der Verf. eine sehr einleuchtende Vermuthung über das Supinum auf **u** niedergelegt. Er glaubt nemlich, diese Form, die gewöhnlich als

Ablativ genommen wird, auch als Dativ auffassen zu müssen, indem durch diese Annahme allein manche Verbindungen sich richtig erklären liessen, wie z. B bei facile oder difficile dictu, und sogar eine besondere Dativ-Form dieses Supinums auf **ui** sich noch in einigen Stellen des Plautus und Livius finde, die man früher der Substantivform auf **us** zugetheilt hat. Möchte dieser Gegenstand insbesondere in unsern lateinischen Grammatiken wohl beachtet werden!

Zu Constanz erschien als Beigabe des Programms des dortigen Lyceums:

*Fortsetzung über die Wichtigkeit und Erklärung der Ortsnamen nebst einer Durchführung von Wasserbenennungen von Fr. Stetter. Constanz 1847. Druck der J. Stadler'schen Officin. VIII und 40 S. in gr. 8.*

Diese Beigabe schliesst sich an das unter gleichem Titel („Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Ortsnamen") im Jahr 1845 erschienene und auch in diesen Jahrbüchern 1845 p. 950 besprochene Programm an, und sucht in Bezug auf Ortsbenennungen vor Allem den Einfluss und die Bedeutung des Wassers nachzuweisen, welche vor den „kopfbrechenden Arbeiten und Untersuchungen des Verfassers noch kein Mensch geahnt" habe; „ich glaube, sagt derselbe p. VI, den Grundsatz, dass etwa ein Dreiviertel der Ortsnamen auf der ganzen Erde nach Wasser benannt ist, unwiderruflich und unerschütterlich mit vielen hunderttausend Ortsnamen aller Völker des Erdballs aufstellen zu können." Zu diesem Grundsatz giebt die Schrift selbst einen Nachweis, indem sie, durch einen poetischen Eingang (in Hexametern) eingeleitet, „einige Pröbchen von Wasserbenennungen aus der nächsten Umgebung mittheilen soll. Ich könnte, setzt der Verf. hinzu, (p. 5) mit 20—30000 aufwarten, wenn es verlangt würde. Der Stoff ist unendlich, wie der Wasserschwall des Weltmeeres. Ab aqua, Musae, principium, aquarum omnia plena!" An hundert sieben und achtzig Ortsnamen, unter denen wir übrigens auch solche finden, die Frankreich und Italien angehören so wie den verschiedenen, auch slavischen, Theilen Deutschlands, sucht alsdann der Verf. zu zeigen, wie in ihnen allen der Grundbegriff des Wassers hervortritt, und ihre Benennung bestimmt hat.

Dem Programm des Gymnasiums zu Donaueschingen finden wir angeschlossen eine Beigabe des Gymnasiallehrers Franz Schwab unter folgender Aufschrift:

*Das Geschlecht der französischen Nennwörter nach Braconnier. 38 S. in 8. Donaueschingen 1847. Druck von Albert Willibald.*

Im Gegensatz zu denjenigen französischen Grammatiken, welche „in ihrer Untersuchung über das Geschlecht der Nennwörter nach schweren Arbeiten endlich zu der untröstlichen Ueberzeugung gekommen, das Geschlecht sey ein Kind des Zufalls" sucht Braconnier diese auf diesem Wege für unauflösbar gehaltene Frage über das Geschlecht auf anderem Wege zu lösen, indem er das Geschlecht der französischen Nennwörter aus den Sitten und Gewohnheiten und damit aus der ganzen geschichtlichen Vorzeit des Landes ableiten will.

Aus der umfassenden gegen dreihundert Seiten betragenden Schrift **Braconnier's**, in welcher Derselbe diesen Satz im Einzelnen zu begründen gesucht hat, theilt uns der Verf. das Wesentlichste in bündiger Kürze mit, geeignet um auch deutschen Lesern einen Begriff der interessanten und eigenthümlichen Weise zu geben, in welcher der französische Sprachforscher, dessen Werk unter uns wenig bekannt ist, diese merkwürdige Frage zu lösen unternommen hat.

In **Freiburg** erschien:

*Cicero's Epistola regia. (Epistolarum ad Quint. fratr. I, 1.). Uebersetzt und erläutert von F. A. Reinhard. Freiburg 1847. Gedruckt bei Franz Xaver Wangler. 64 S. in gr. 8.*

Der Verf., der zu diesem Gegenstand durch den ihm obliegenden Unterricht der Briefe Cicero's geführt ward, hatte bei Abfassung dieser Schrift zunächst seine Zöglinge im Auge, insofern dieselben daraus ersehen sollten, wie er die Sache behandelt wissen möchte, insbesondere wie sie bei der Uebersetzung verfahren sollten, um weder durch allzu enges Anschliessen an das lateinische Original, im Deutschen hart und unverständlich zu werden, noch durch allzufreies Verfahren die eigentliche Bedeutung und den Zusammenhang der einzelnen, einen Satz bildenden Begriffe zu vernachlässigen. Zuerst kommen „einleitende Bemerkungen“, welche die Zeit der Abfassung des Briefes, die Veranlassung und den Zweck desselben betreffen, dann folgt die deutsche Uebersetzung, wobei der Orelli'sche Text zu Grunde gelegt ward; dann folgen die Erklärungen (S. 35 ff.), welche eben so wohl sachlicher, wie insbesondere sprachlicher Art sind und zu Anfang etwas ausführlicher, zuletzt aber kürzer gehalten werden.

In **Heidelberg** erschien:

*Ueber die lateinischen Vergleichungssätze mit besonderer Rücksicht auf zwei Stellen des Cicero und Ovid (Cic. fin. IV, 8, 20. Ovid. Met. I, 135). Von F. S. Feldbausch. Heidelberg 1847. Druck der G. Reichard'schen Buchdruckerei, 30 S. in gr. 8.*

Der Verf., dessen lateinische Grammatik (s. diese Jahrbücher p. 476) die wohlverdiente Anerkennung in einem erneuerten, durch ihre Einführung auf den Landesanstalten veranlassten Abdruck gefunden hat*), behandelt einen in den

---

*) *Kleine lateinische Schulgrammatik für Gymnasien und höhere Bürgerschulen. Von Felix Sebastian Feldbausch, Hofrath und Professor zu Heidelberg. Dritte Auflage. Heidelberg 1848. Verlag von Julius Groos. 372 S. in gr. 8.*

Diese neue **dritte** Ausgabe zeichnet sich vor ihrer nächsten Vorgängerin, der zweiten, die am oben a. O. näher besprochen worden ist, von Seiten der typographischen Ausstattung in Druck, Papier und Lettern in einer Weise aus, die jeden Anforderungen, zumal an ein für die Schule bestimmtes Buch, in jeder Beziehung genügen kann. Was den Inhalt selbst betrifft, so lagen grössere Aenderungen weder in der Bestimmung, noch im Plan und Anlage des Werkes:

bisherigen Grammatiken noch nicht gehörig berücksichtigten und doch sehr wichtigen Gegenstand, indem von der richtigen Auffassung dieses Verhältnisses nicht blos das richtige Verständniss sondern auch die richtige Gestaltung des Textes gar mancher Stellen abhängt. Am schlagendsten tritt diess in einer Stelle des Cicero (De fin. IV, 8, 20) hervor, welche sich der Verf. als Ausgangspunkt seiner ganzen Erörterung genommen hat, indem hier selbst Madvig eine Lesart (dicerent) aufnahm, die, wie hier nachgewiesen wird, mit weit mehr Recht für unlateinisch erklärt werden muss, als die von dem dänischen Kritiker dafür erklärte Vulgata, die auch Orelli's Text beibehalten hat (dicere). Denn die allgemeine Regel, wornach verglichene Begriffe auch in entsprechenden, übereinstimmenden Sprachformen zu setzen sind, unterliegt zwar da, wo zwei Substantivbegriffe miteinander verglichen werden, wenig Anstand; schwieriger ist das Verhältniss schon da, wo es zwei Verbalbegriffe sind: und hier gerade geben die Grammatiken meistens wenig oder gar keine Auskunft. Diese Lücke auszufüllen, ist die Absicht der gründlichen und scharfsinnigen Untersuchung, welche, indem sie hier zuvörderst unterscheidet, ob die beiden Verbalbegriffe in der Vergleichung zu einander gleich stehen, also coordinirt sind, oder ob diess nicht der Fall ist, d. h. der eine Begriff, der in Vergleich zu dem andern gezogen wird, zu eben diesem eine nicht gleiche, sondern mehr oder minder untergeordnete Stellung einnimmt, also diesem subordinirt ist. Hiernach werden nun die einzelnen Fälle durchgangen, wo sich zwei Verbalbegriffe coordinirt oder nicht coordinirt sind und die daraus hervorgehenden Constructionsweisen nachgewiesen, welche auf die Bestimmung des Modus wie selbst des Tempus in dem subordinirten Satze ihren Einfluss äussern; insbesondere sind hier auch die zeitlichen oder räumlichen oder causalen Verhältnisse dieser Sätze in Anschlag zu bringen, da es sich hier zunächst um die mit potius, citius, prius und quam eingeleiteten Sätze handelt. Das Ergebniss der ganzen Untersuchung über die Stellung des Conjunctivs oder Indicativs in den angeführten Verbindungen und nach den genannten Wörtern ist am Schluss §. 13 klar hingestellt und da es eben so sehr aus der Natur der Sache selbst entwickelt, als durch eine Reihe von Belegen aus Cicero, Livius u. A. begründet ist, so steht fortan auch zu hoffen, dass dieses Ergebniss Berücksichtigung und Aufnahme finde in den verschiedenen lateinischen Grammatiken, die von solchen Specialuntersuchungen noch nicht überall die erforderliche Notiz genommen haben. In der Ovidischen Stelle, Met. I, 135, die einen ähnlichen Vergleichungssatz bietet, entscheidet sich jetzt der Verf. für die (von Lörs aufgenommene)

---

auch die Kürze der Zeit, welche schnelle Vollendung des Druckes vor dem Beginn des nächsten Schuljahres gebot, erlaubte diess nicht: aber darum fehlt es doch nicht an manchen Verbesserungen und Berichtigungen im Einzelnen, in der Formenlehre wie in der Syntax: wovon sich ein kundiger Blick des Lesers bald überzeugen wird. Dass auch das Resultat der im obenerwähnten Programm geführten Untersuchung aufgenommen ist, war zu erwarten: indem ja Nichts versäumt ward, was zur Verbesserung oder Ergänzung dienen konnte, so weit es nur immer die Kürze der Zeit verstattete. Wünschen wir nun dem mit Recht auf unsern Bildungsanstalten eingeführten Werke nicht blos die gebührende Verbreitung und Anerkennung, sondern auch den segensreichen Erfolg, in welchem der Verf. gewiss den schönsten Lohn für seine der Förderung einer gründlichen classischen Jugendbildung unausgesetzt gewidmeten Bemühungen finden wird.

Lesart „ceu lumina et aurae“ statt des von ihm selbst früher beibehaltenen auras, wobei er jedoch anders, und wie uns scheint, richtiger als Lörs diese Lesart zu begründen sucht.

Noch mag es erlaubt seyn, hier an eine andere, im Laufe dieses Jahres erschienene Schrift zu erinnern, welche auf die in der Anzeige des vorigen Jahrs (p. 929) erwähnte, durch eine besondere Schrift über die früheren Schicksale der Anstalt eingeleitete (s. p. 931 ff.) Säcularfeier des Lyceums zu Heidelberg sich bezieht:

*Jubelfeier der dreihundertjährigen Stiftung des grossherzoglichen Lyceums zu Heidelberg. Beschrieben und nebst den der Anstalt zugegangenen Zuschriften und den bei der Feier gehaltenen Reden herausgegeben von Johann Friedrich Hautz, Professor und d. Z. Director des Lyceums. Heidelberg 1847. Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 94 S. in gr. 8.*

Hervorgerufen ward diese Schrift durch die allgemeine Theilnahme, die an dem Ereigniss in so erfreulicher Weise sich kund gab und darum auch eine Darstellung der Feier selbst zum bleibenden Gedächtniss derselben mit allem Recht ansprechen konnte: darum ward Alles, was auf die Feier des Festes sich bezog, die Vorbereitungen zu derselben, die Art und Weise der Feier selbst, und was damit zusammenhängt, in einen getreuen Bericht aufgenommen, welcher auch mit einem Abdruck der verschiedenen bei dieser Veranlassung gehaltenen Reden, der von auswärtigen Anstalten wie einzelnen Freunden des Lyceums eingegangenen Zuschriften, der Festgedichte u. s. w. begleitet ist. Aber die Schrift hat auch eine wissenschaftliche Seite, auf die wir hier zunächst hinzuweisen haben, indem von dem Director der Anstalt (Hautz) die „Geschichte der Anstalt von ihren ersten Anfängen an bis auf die Gegenwart“ (S. 29—76) hier mitgetheilt wird: gewiss die passendste Festgabe zur Feier eines dreihundertjährigen Bestandes. Da hier nicht blos gedruckte Quellen sorgfältig benutzt und zu Rathe gezogen wurden, sondern, eben weil diese nur bei einem Theile des Ganzen vorlagen, grossentheils handschriftliche Quellen herbeigezogen und verarbeitet sind, so gewinnt diese Mittheilung ein andres Ansehen, und giebt zur Geschichte des deutschen Schulwesens in den letzten Jahrhunderten, namentlich zur Culturgeschichte der alten Pfalz einen überaus schätzbaren, aus meist unbenutzten Quellen geflossenen Beitrag, der auch ausserhalb des Kreises, für den er zunächst bestimmt war, eine gleiche Theilnahme finden wird. Ein chronologisches Verzeichniss aller Rectoren und Directoren der Anstalt vom Jahre 1546 bis zum Jahre 1846 ist S. 75 beigegeben.

In Mannheim erschien:

*Rollin's Anleitung, den Homer zu lesen. Deutsch, als Beigabe zu dem Mannheimer Lyceumsprogramme. Mannheim 1847. Buchdruckerei von Kaufmann. 66 S. in gr. 8.*

Wenn es Manchem auffallend erscheinen mag, satt einer grammatischen oder sprachlichen Abhandlung, die immerhin mehr den Mann von Fach, den Lehrer, als die Schüler und ein grösseres gebildetes Publikum interessiren wird,

hier die Uebersetzung einer fast vor einem Jahrhundert in Frankreich erschienenen Darstellung zu erhalten — im Jahre 1755 erschien zu Paris das Werk Rollin's, welchem der hier übersetzte Abschnitt entnommen ist: De la manière d'enseigner et d'étudier les belles-lettres — so wird, auch abgesehen von dem in manchen Beziehungen noch jetzt wohl zu beachtenden Inhalt jener Schrift, die zweckmässige Anleitung, welche darin für die Lectüre des Homer selbst gegeben ist und zu einem richtigen Urtheil befähigen soll, die passende Auswahl und Beurtheilung Homerischer Stellen in Absicht auf Darstellung und Ausdruck, die wenn auch nicht gerade erschöpfende, so doch anziehende Schilderung Homerischer Sitten und Gewohnheiten und des gesammten Homerischen Lebens überhaupt selbst mit Einschluss der Götterwelt, für junge Leute, so wie für Gebildete überhaupt, die an einer tüchtigen Jugendbildung ein Interesse nehmen, Etwas Anziehendes haben und somit als eine zweckmässige und passende Beigabe zu der Festfeier erscheinen, zumal als auch das schöne deutsche Gewand, in dem sie auftritt, sie desto anziehender macht, während zugleich einzelne, zum Theil berichtigende Anmerkungen so wie Nachweisungen der citirten Stellen beigefügt sind: ein zweites Heft soll demnächst eine Reihe ergänzender Anmerkungen bringen. Die Zeitumstände, unter welchen Rollin's Werk, „ein treffliches unsern jungen Lehrern viel zu wenig bekanntes Buch, das einen reichen und geschmackvoll verarbeiteten Schatz weiser, auf der bewährtesten Einsicht und Erfahrung ruhenden Lehren und Unterweisungen über Sachen des Unterrichts und der Erziehung" (S. III.) enthält, erschien, durch dieselben gewissermaassen veranlasst und hervorgerufen, waren, wie S. V ganz richtig bemerkt, in Manchem den unsrigen nicht unähnlich, wo Genusssucht und Flachheit auf der einen, schiefe und verkehrte Behandlungsweise der Alten auf der andern Seite, dem Studium derselben gefährlich zu werden schien. Dieselben Erscheinungen zeigen sich auch heutigen Tages, wobei wir übrigens nicht alle Schuld auf den ersten Grund werfen wollen, um nicht ungerecht oder partheiisch zu erscheinen; denn die schiefe, geistlose, das frische Leben der Jugend ertödtende Behandlung der Alten durch manche der sogenannten Philologen hat dem Studium dieser ewigen Muster alles Schönen eben so sehr geschadet und jedenfalls eine Missachtung und Ungunst denselben zugewendet, welche bei der Unwissenheit und bei dem rohen Materialismus unserer Zeit genährt und gefördert wird. Diesem um sich wuchernden Unkraut entgegenzuarbeiten und es nach Kräften auszujäten, ist allerdings die Pflicht aller wahren Philologen, aller der tüchtigen Lehrer und Schulmänner, an denen Deutschland, auch bei manchen, unerfreulichen, durch den Geist der Zeit hervorgerufenen Erscheinungen, noch immer nicht so arm ist. Diesem Ziele hat auch der Verf. dieses Programmes stets nachgestrebt: fast ein halbes Jahrhundert, im Kampfe für die theuersten und edelsten Güter unsrer Jugend zugebracht, giebt davon Zeugniss: möchte der Blick auf ein mehr als vierzigjähriges segensreiches Wirken auch Andre zu gleichem Streben anspornen!

*(Schluss folgt.)*

Nr. 60. HEIDELBERGER 1847.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

## Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Dem Offenburger Programm beigegeben findet sich eine:

*Abhandlung des Lehramtspraktikanten* Eble. *I. Ueber den Sosus des Antiochus von Ascalon. II. Ueber eine Stelle des Diogenes Laertius. III. Ueber eine Stelle aus den Sieben gegen Theben des Aeschylus. 34 S. in gr. 8. Offenburg 1847. Buchdruckerei von Joseph Otteni.*

Den grössten Theil der Abhandlung (S. 1 — 31 incl.) nimmt die unter Nr. I aufgeführte Untersuchung ein; Nr. II und III sind kürzere Beigaben, auf die wir unten noch zurückkommen. In jener Untersuchung aber handelt es sich nicht blos um die Restitution der in der Ueberschrift genannten Schrift eines der letzten Jünger der akademischen Schule, des Stifters der sogenannten fünften Schule, sondern auch um eine nähere Erörterung der Lehre und der philosophischen Grundsätze eines Mannes, der anfänglich in den Lehren der akademischen Skepsis befangen, später der Stoa sich zuwendete, und, ohne die äussersten Consequenzen und Härten dieser Schule anzunehmen, vielmehr daran dachte, durch mildernde Modificationen die Akademie und die Stoa einander nahe zu bringen und beide einander zu verbinden. Wie diess gekommen, worin der Grund des Abfalls von der Strenge der akademischen Skepsis und der nun eintretenden Hinneigung zum Dogmatismus der Stoa gelegen, war schon von den Alten, die diesen Grund zum Theil in einer persönlichen Eitelkeit finden wollten, in verschiedener Weise besprochen; unser Verf., indem er die den Antiochus betreffenden Nachrichten der Alten sorgfältig zusammenstellt und zu einem schönen Ganzen zu verbinden gesucht hat, will, und wohl mit mehr Grund, die Ursache dieses Uebergangs aus der im Laufe der Zeit gewonnenen, von der früheren Ansicht abweichenden Ueberzeugung, zunächst was die Evidenz der Vorstellungen und die Wahrheit der sinnlichen Wahrnehmungen betrifft, ableiten (S. 6). Die Trostlosigkeit des akademischen Systems, wenn es bis zur äussersten Skepsis geführt wird, sowohl von der theoretischen wie von der praktischen Seite, mochte, zumal in späteren Jahren bei Antiochus seinen Einfluss geltend gemacht haben und ihn, gleich so vielen seiner Zeitgenossen, in Beidem der Stoa zuführen, ohne dass damit eine Billigung dieser Lehre in allen ihren Theilen und nach allen Seiten und Richtungen hin verbunden gewesen wäre. Dem strengen Stoicismus war der Geist der Zeit eben so wenig zugethan wie der akademischen Skepsis: man suchte eine Vermittelung: Antiochus mag nicht wenig dazu beigetragen haben, wenn auch gleich von seinen desfallsigen Bemühungen nur

noch ein schwacher Nachklang zu uns gedrungen ist. Da unter diesen die gegen Philo, seinen Lehrer gerichtete, und nicht blos dessen Ansichten, sondern auch das ganze Princip der akademischen Schule bekämpfende Schrift, der Antiochus den Titel Sosus gab, eine Hauptstelle einnimmt, von dieser Schrift aber grössere Stücke, die uns über den Inhalt derselben näher belehren könnten, gar nicht vorhanden sind, so versucht nun der Verf., und zwar aus Cicero's Academicis diejenigen einzelnen Züge zu sammeln und zu einem Gesammtbild zu vereinigen, welche über die Lehren des Antiochus und die Tendenz seiner Schrift einigen Aufschluss geben können. Denn der Verf., ausgehend von der Ansicht, dass Cicero in seinen philosophischen Schriften meist irgend einer bestimmten griechischen Quelle gefolgt und diese in seiner Darstellung wiederzugeben gesucht habe, glaubt für die Academica diese Quelle allerdings in dem Sosus des Antiochus in so weit zu finden, als dem Vortrage des Lucullus diese Schrift zu Grunde gelegen, in seinem Vortrag mithin gewissermaassen den Inhalt der Schrift des Antiochus enthalten sey. Was bei dem Mangel bestimmter Zeugnisse, auf indirectem Wege und durch sinnreiche Combination für diese Ansicht sich gewinnen lässt, das ist mit möglichster Sorgfalt hier zusammengestellt; der Verf. sucht sogar Einiges über die ursprüngliche Fassung und Haltung der Schrift des Antiochus, über die dialogische Einkleidung derselben, und zwar nach aristotelischer Weise, über die am Dialog theilnehmenden Personen, über Anordnung, Folge und Behandlung des Stoffs, die Art und Weise der Behandlung der Lehren Philo's u. s. w. zu ermitteln. Möchte dem schönen Restaurationsversuch doch weitere Bestätigung und Ausführung durch irgend einen neuen, es sey herkulanensischen oder andren Fund, es sey aus Schriften des Antiochus selbst, oder aus anderen, gleichzeitig oder später lebenden Philosophen zu Theil werden! — In der Stelle des Diogenes von Laerte II, 17 will der Verf. statt des allerdings anstössigen πυρῶδες in den Worten, welche die Lehre des Archelaos, eines Schülers des Anaxagoras, von der Weltbildung enthalten: τηκόμενόν φησι τὸ ὕδωρ ὑπὸ τοῦ θερμοῦ, καθὸ μὲν εἰς τὸ πυρῶδες συνίσταται, ποιεῖν γῆν, lesen: κρυῶδες, insofern eben die Lehre des Archelaos, in Uebereinstimmung mit Anaxagoras u. A. die Weltbildung aus dem Doppeleinfluss der Wärme und Erkältung abgeleitet habe. In der andern Stelle des Aeschylus aus den Sieben gegen Theben Vers 190 ff. wird statt des allerdings corrupten αὔπνων, welches man in ein ἀγρύπνων meist verwandelte, um in die schwierige, noch unlängst von Francken (De antiqq. Aeschyli interpret. usu et auctorit. p. 84 ff.) besprochene, aber, wie wir glauben, von ihm nicht glücklich emendirte Stelle einen befriedigenden Sinn zu bringen, vorgeschlagen κνόον, indem ein Wort mit dem Begriffe des Geräusches und zwar des knarrenden Geräusches — hier der Zügel der Rosse — nothwendig sey. Ob damit die richtige und wahre Heilung der Stelle gefunden, kann hier natürlich nicht weiter erörtert werden.

Das Programm zu Rastatt:

enthält eine dem Verzeichniss der Lehrgegenstände vorausgeschickte Griechische Rede des Directors der Anstalt (Scharpf) bei der Stipendienfeier (S. VII—XII), und verspricht auf dem Titel als Beigabe eine Abhandlung de

Professor Weissgerber, Theocritea enthaltend. Diese Abhandlung ist jedoch, so weit wir wissen, bis jetzt noch nicht erschienen.

Das Programm des Wertheimer Lyceums enthält als Beilage:

*Emendationes Julianae. Scripsit Fridericus Carolus Hertlein. (Wertheim, 1847. Gedruckt bei Hofbuchdrucker Nicolaus Müller. 36 S. in gr. 8.)*

Wie verdorben und entstellt in gar mancher Hinsicht noch der Text der Schriften des Kaiser Julianus ist, hat Jeder, der sich näher mit denselben beschäftigt hat, erfahren. Um so verdienstlicher muss daher ein Beitrag zur Texteskritik dieses Schriftstellers erscheinen, welcher eine nahmhafte Zahl von einzelnen Stellen, insbesondere aus den Reden, durchgeht, hier dem Verderbniss auf eine meist einfache und ansprechende Weise abzuhelfen weiss, und damit auch andere Nachweisungen oder Bemerkungen verbindet, die für Kritik wie Erklärung des Julianus gleiche Beachtung verdienen und zu der Hoffnung wohl berechtigen können, dass der Verf. einmal ein grösseres Stück des Julianus sich zur Bearbeitung auswählen und in einer eigenen Ausgabe der gelehrten Welt vorlegen möchte, zumal als in der neuesten Zeit im Ganzen doch Weniges für diesen Schriftsteller geschehen, hier also eine wesentliche Lücke auszufüllen ist, zu welcher der Verf. gewiss berufen wäre.

Nachträglich kommt uns noch folgende Beilage zu dem Programm des Gymnasiums zu Bruchsal zu:

*Ueber die Sphärik des Theodosius von A. Nokk. Carlsruhe 1838. Buchdruckerei von Malsch u. Vogel. 38 S. in gr. 8.*

In dieser Schrift wird man einen recht willkommenen und auch eben so werthvollen Beitrag zur Geschichte der alten Mathematik und damit auch zur Geschichte der Griechischen Literatur überhaupt erkennen: indem der Inhalt nicht blos mit der auf dem Titel genannten, von ältern wie neuern Gelehrten als trefflich anerkannten Schrift sich beschäftigt, sondern auch eine Reihe von andern Gegenständen berührt, welche in die Geschichte der alten Mathematik, ihre Pflege und Fortbildung bei den Griechen, einschlagen. Ueber die Person des Theodosius lässt sich Weniges ermitteln, und selbst das Vaterland desselben wie die Lebenszeit ist kaum sicher gestellt und ausgemacht. Strabo nennt ihn unter den angesehenen Männern Bithyniens: in der Aufschrift seiner noch erhaltenen Sphärik nennt er sich selbst einen Tripoliten: so dass also Tripolis (aber welches? diess bleibt ungewiss) seine Vaterstadt wäre: ein Widerspruch, den der Verf. dahin aufzuklären sucht, dass Theodosius, wenn auch in Bithynien geboren, in Tripolis gelebt und geschrieben; die Lebenszeit desselben wird in das letzte Jahrhundert vor Chr. nach Hipparchus und vor Strabo verlegt: diess will auch uns als das richtigste erscheinen. Von den verschiedenen Schriften, welche ihm ein Artikel des Suidas zuweist, werden die Σκεπτικὰ κεφάλαια, eine auch dem Diogenes von Laerte IX, 70 bekannte Schrift, ausgeschieden und einem Skeptiker dieses Namens zugetheilt, da es nicht glaublich, ja höchst unwahrscheinlich sey, dass der Mathematiker Theodosius, der die

Sphärik und A. geschrieben, ein Anhänger der skeptischen Philosophie gewesen. Der Verf. geht nun weiter in den Inhalt der Sphärik über und zeigt hier, dass die meisten darin enthaltenen Sätze schon zu Euclid's Zeiten bekannt waren und sogar mit den Worten, mit denen sie vorgetragen waren, in die Sphärik des Theodosius übergegangen sind, welche dadurch die Werke der Vorgänger verdrängt hat. Dann giebt er die Art und Weise an, wie Theodosius seinen Gegenstand behandelt und knüpft daran noch von S. 32 ff. an eine Reihe von meist sehr ansprechenden Verbesserungen des griechischen Textes, welchen die Kenner schwerlich ihren Beifall werden versagen können. Möchte der in der Kunde classischen Alterthums wie in mathematischer Wissenschaft gleich erfahrene Verf. sich überzeugen, dass derartige, gründliche Untersuchungen auf einem so dunkeln und schwierigen, noch wenig erforschten Gebiete mit doppeltem Dank aufgenommen werden müssen.

**Chr. Bähr.**

---

*Zeitschrift für die Archive Deutschlands. Besorgt von Friedr. Traug. Friedemann, der Theologie und Philosophie Doctor, Director des Herzoglich Nassauischen Central-Staats-Archives zu Idstein, Oberschulrath u. s. w. Gotha, 1847. Verlag von Friedrich und Andreas Perthes. Erstes Heft. VIII und 89 S. in 8.*

Es kann gewiss nur erwünscht seyn, wenn zu einer Zeit, wo fast jeder Zweig der Wissenschaft unter uns sein eigenes Organ besitzt, auch die Archivwissenschaft eines solchen nicht entbehrt, das sie zugleich in den Stand setzt, nicht bloss Nachricht zu geben von dem, was die Anlage, Anordnung, Benutzung der Archive selbst, die hier einzuschlagende Behandlungsweise u. s. f. betrifft, oder im Allgemeinen Umfang und Inhalt schon geordneter und der Benutzung überlassener Urkundenschätze zu bezeichnen, sondern auch, und das scheint uns mit ein Hauptzweck eines solchen Organes werden zu können, Neues aus den bisher nicht benutzten oder der Benutzung bisher verschlossenen archivalischen Schätzen mitzutheilen und dadurch für Geschichte und Literatur gleich fruchtbringend zu werden. Dass dieser Zweck von dieser neuen den Archiven gewidmeten Zeitschrift nicht ausgeschlossen ist, dafür bürgt schon der Name des gelehrten Herausgebers, der mit dieser Zeitschrift einen Centralpunkt für deutsche Archive und archivalische Forschungen zu gründen beabsichtigt, so dass eben so wohl grössere Abhandlungen über Gegenstände aus dem Bereiche der archivalischen Wissenschaften, wie einzelne Nachrichten über Einrichtung, Verwaltung, Bestimmung, Wirksamkeit und Geschichte der einzelnen Archive, ferner statistische Uebersichten und Aufzählungen der einzelnen Staats-, wie Corporations- und Familienarchive nebst Angabe ihres Beamtenstandes und der hier eintretenden Personalveränderungen, desgleichen Angaben der auf Archive bezüglichen Literatur oder der Verordnungen, u. dgl., endlich auch Mittheilungen einzelner Urkunden und archivalischer Merkwürdigkeiten eine Stelle darin finden sollen. Dass wir diesen Mittheilungen möglichste Ausdehnung wünschen, haben wir schon oben angedeutet: freilich streift damit der Zweck der Zeitschrift gewis-

sermassen etwas über seine nächste Bestimmung hinaus in das der Geschichte und Literatur im weitern Sinne des Wortes: indessen wer würde sich darüber beschweren, wer würde es nicht vielmehr dankbar anerkennen, eine neue Fundgrube für derartige Publicationen eröffnet zu sehen? Das erste uns vorliegende Heft bietet Stoff nach den verschiedenen Seiten und Richtungen, die in dieser Zeitschrift berücksichtigt werden sollen. Es eröffnet das Ganze ein grösserer Aufsatz (von H. Beyer) über das Königl. Preuss. Provincialarchiv zu Coblenz, das so ziemlich die Reste archivalischer Sammlungen der zahlreichen Stifte, Klöster, Corporationen u. s. w. am Rhein, insbesondere aus den ehemaligen Ländern der drei geistlichen Kurfürsten jetzt in sich vereinigt und darum besondere Bedeutung anspricht, zumal da es, nach den hier gemachten Mittheilungen zu schliessen, musterhaft geordnet zu seyn scheint; es knüpfen sich daran andere Mittheilungen über einige andere Archive, so wie ein Verzeichniss der in den deutschen Bundesstaaten befindlichen Archive und ihrer Beamten, zu dessen Vervollständigung hoffentlich Behörden und Beamten dem Herausgeber jede Unterstützung werden angedeihen lassen. Andere die Literatur betreffende Mittheilungen aus Archiven, ungedruckte Gedichte (deutsche und lateinische) und Briefe — einige ungedruckte Briefe Friedrichs des Grossen aus dem nassauischen Landesarchiv — Berichte über verschiedene, die Archivliteratur bereichernde Erscheinungen zeigen, wie der Herausgeber schon in diesem ersten Hefte die verschiedenen Zwecke, die sein neues Organ fördern soll, bedacht hat: und so wünschen wir dem Unternehmen guten Fortgang, allseitige Unterstützung und eben so die wohlverdiente Theilnahme des Publikums, die zu dem Gedeihen einer solchen Zeitschrift erforderlich ist.

Wir hatten diese Anzeige längst niedergeschrieben, als uns eben, bei dem Abdruck derselben, das zweite Heft zukommt, welchem, der Vorrede zufolge, bald ein drittes nachfolgen soll, womit der erste Band geschlossen seyn wird. Eine Fülle von einzelnen Nachrichten über einzelne Archive (zu Wetzlar, Mainz, Linz am Rhein u. a. O.), so wie über einzelne das Archivwesen betreffende Schriften, und eine Reihe ähnlicher, archivalischer Notizen geben auch diesem Hefte ein vielfaches Interesse, und lassen baldigen Fortgang wünschen.

---

*Universallexicon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe bearbeitet von mehr als 220 Gelehrten, herausgegeben von A. H. Pierer, Herzogl. Sächs. Major a. D. Zweite völlig umgearbeitete Auflage (dritte Ausgabe). Altenburg 1840 bis 1847. H. A. Pierer. In gr. 8. mit doppelten Columnen auf jeder Seite.*

Nachdem das schwierige und grosse Unternehmen, dessen schon früher einigemal (s. Jhrg. 1842 p. 634 ff. 1843 p. 629 ff.) in diesen Blättern gedacht worden ist, in seiner zweiten Ausgabe, während der letzten Jahre zu seiner gänzlichen Vollendung in vier und dreissig Bänden sammt dem dazu gehörigen Atlas (von acht und sechzig Tafeln mit circa dreitausend einzelnen Gegenständen) gelangt ist, dürfte es wohl an Ort und Stelle seyn, nochmals auf dasselbe zurückzukommen, um an der nun vorliegenden Ausführung zu sehen, in wie weit dieselbe dem Plan des Ganzen und der darauf begründeten Anlage entsprochen

hat und der Zweck, der damit erreicht werden sollte, auch erfüllt worden ist. Das encyclopädische, d. h. dem ganzen Umfange des menschlichen Wissens nach allen Seiten hin, in der Wissenschaft und Literatur, wie in Kunst und Gewerbe, umfassende Werk sollte über jeden Gegenstand eine, zwar so kurz als möglich gefasste, aber gründliche und befriedigende Belehrung demjenigen geben, der es zu Rathe zieht; es sollte ihm möglich machen, in der Kürze eben so das Ganze zu überblicken, als über Einzelnes die gewünschte Auskunft zu erhalten und damit auch da, wo es nöthig und wünschenswerth erschien, die Mittel zu weiterer Erforschung des Gegenstandes, insbesondere die zur weiteren Verfolgung desselben nöthigen literarischen Nachweisungen bringen: es war dabei weniger auf den strengen Fachgelehrten, als auf den Gebildeten überhaupt abgesehen; wiewohl auch der Fachgelehrte, der diess ja doch meist nur in dem einen oder andern Gegenstande ist, während ihm alle andern Fächer mehr oder minder fremd sind, gerade für diese ebenfalls eines Werkes bedarf, das es ihm möglich macht, sich in diesen ihm fremden Fächern gründlich zu orientiren. Bei einem so umfassenden Werke war nun neben der Gründlichkeit, die wir als ein nothwendiges Erforderniss gleichsam von selbst voraussetzen, vor Allem auf Vollständigkeit und Kürze, so wie aber auch auf Beobachtung des rechten Maasses und einer gewissen Gleichförmigkeit zu achten, die so nöthig sie gewiss ist, doch bisher wenig bei den ähnlichen Unternehmungen bemerklich war, welche in den letzten Decennien unter uns zu Tage gekommen sind. Wir rechnen dahin auch den in diesen Unternehmungen oftmals hervortretenden Missstand, dass einzelne Artikel dieses oder jenes Faches mit besonderer Vorliebe und Ausführlichkeit oft bis zur Ungebühr behandelt, andre nicht minder wichtige und bedeutende Artikel eines andern Faches dagegen entweder ganz kurz abgethan oder auch ganz weggelassen waren. Was diesen Punkt betrifft, so glauben wir allerdings in diesem Werke eine rühmliche Ausnahme von dem bisher mehr oder minder hervortretenden Verfahren bemerkt zu haben: und wir müssen darin ein besonderes Verdienst der Redaction erkennen, welche bei der erneuerten Ausgabe ihr besonderes Augenmerk darauf mit Recht richtete. Es ward durchweg eine richtige Mitte zwischen dem zu Viel und zu Wenig eingehalten, um einem Jeden, der nicht das Fach, dem der Artikel angehört, speciell studirt hat, doch diejenige Belehrung zu verschaffen, die ihm zu einer richtigen Einsicht, wie zu einem bestimmten Urtheil darüber verhilft. Eben deshalb musste, was mehr von allgemeinem Interesse ist, und die Aufmerksamkeit eines jeden gebildeten Mannes anspricht, mit mehr Ausführlichkeit behandelt (wie z. B. Geographie und Geschichte oder Literatur, zumal deutsche), Anderes dagegen, was in die strenge Fachwissenschaft (wie z. B. die Medicin und ihre Hülfs- und Nebenfächer) fällt, schon etwas kürzer, immerhin aber doch in der für den Zweck des Nachschlagens befriedigenden Weise, gefasst werden. Die stete Rücksicht auf Vollständigkeit wie auf Kürze machte aber Schärfe und Bestimmtheit aller Angaben, so wie die kaum davon zu trennende Klarheit und Verständlichkeit des Ausdrucks zu einem streng einzuhaltenden Gebot: denn dass alle Angaben nicht blos richtig, sondern auch möglichst genau seyen, lag schon in der Forderung der Gründlichkeit; strenge Unpartheilichkeit aber konnte man eben so sehr erwarten, als den Ausschluss jedweder Polemik.

die hier nutzlos und unpassend gewesen wäre. Eine ruhige Darstellung der Sachlage ersetzt in den Augen des urtheilsfähigen, gebildeten Mannes, jede directe Polemik und erreicht besser als diese, ihr Ziel. Dass diesen Anforderungen in einem über sechsmalhunderttausend einzelne Artikel aus allen Gebieten und Zweigen des menschlichen Wissens enthaltenden, alphabetisch geordneten Werke alle mögliche Rechnung getragen worden, ist eine erfreuliche, das Verdienst der Redaction des Ganzen, nicht minder wie das der einzelnen zahlreichen, in der Vorrede aufgezählten Mitarbeiter, in das schönste Licht stellende Wahrnehmung, welche Jedem, der nur mit einiger Aufmerksamkeit die einzelnen Bände durchgangen hat, sich unwillkührlich aufdrängt, auch ohne dass er sich in eine nähere Vergleichung mit dem einlässt, was ähnliche Unternehmungen unserer Zeit in dieser Hinsicht bieten: dann erst würde der grosse Unterschied hervortreten, der dieses Universal-Lexicon von den verschiedenen Conversations- und Universal-Lexicis oder Encyclopädieen des verschiedensten Maassstabes trennt, die in den angeführten Beziehungen keinen Vergleich aushalten können, weshalb wir uns auch aller weiteren Polemik, die uns ohnehin hier ferne liegt, enthalten, um, indem wir, was die einzelnen, in diesem Lexicon berücksichtigten Fächer betrifft, auf die genauen Nachweisungen, welche das Vorwort des ersten Bandes bringt, verweisen, lieber auf einige hier besonders gut vertretene Fächer aufmerksam machen. Dahin zählen wir alle die in das Gebiet der Alterthumskunde, der Geschichte, wie der Geographie einschlägigen Artikel: denn dass diese in einem solchen Werke eine ganz besondere Berücksichtigung ansprechen, wird Niemand leugnen wollen: dass hier aber auch, namentlich bei den geographischen Artikeln Alles sorgfältig bei der neuen Auflage revidirt und unter Benutzung der neuesten Quellen dem neuesten Standpunkt angepasst worden, kann gleichfalls nicht bestritten werden. Die zahlreichen biographischen Artikel, ebenfalls ein wichtiger Theil des Ganzen, sind möglichst genau und sorgfältig ausgearbeitet, was, zumal bei den mancherlei Schwierigkeiten, hier stets sichere Quellen zu ermitteln, ausdrückliche Erwähnung verdient: dem Fache der Kriegswissenschaften, den staatswissenschaftlichen Fächern, den technologischen so wie Allem dem, was in das Gebiet der Industrie, der Gewerbe u. dgl. einschlägt und in unsrer Zeit eine so ungemeine, von Tag zu Tag steigende Ausdehnung und Bedeutung erlangt hat, ist grössere Aufmerksamkeit, bei gleicher Genauigkeit und Sorgfalt zu Theil geworden, und überhaupt mehr geschehen, als diess in der ersten Auflage, um von andern ähnlichen Wörterbüchern nicht zu reden, überhaupt der Fall gewesen war. Sollte nun aber hie und da, es sey bei den speziell hier genannten und hervorgehobenen, oder auch bei andern Fächern ein minder befriedigender Artikel sich finden, so darf auch nicht übersehen werden, dass oft, was der Eine mangelhaft findet oder ungenügend, dem Andern durchaus hinreichend erscheint, je nachdem er mehr oder minder mit dem Fache, in welches der Artikel einschlägt, bekannt ist; und dann wird es am Ende auch nicht zu verwundern seyn, wenn unter mehr als einer halben Million von einzelnen Artikeln einer oder der andere nicht ganz so ausgefallen ist, wie man wünschen möchte oder irgend ein Versehen oder eine Ungenauigkeit sich eingeschlichen haben sollte: der, oft unfreiwillig, durch Tod oder veränderten Wohnort oder Berufs-

thätigkeit hervorgerufene Wechsel der Mitarbeiter, die aus diesen Ursachen entstehenden Lücken, welche nicht immer augenblicklich auszufüllen möglich ist, sind menschliche, unabweisbare Hindernisse, welche einer gleichmässigen Ausführung, die zugleich jede Wiederholung sorgsam vermeiden möchte, oft nur zu sehr hemmend im Wege stehen. Indessen, wie durch die unausgesetzten Bemühungen der Redaction hier bei der zweiten Auflage, die wir anzeigen, im Vergleich zur ersten, ungemein Vieles gebessert, umgestaltet oder auch ganz neu bearbeitet und in ein richtiges Ebenmaass zu den andern Theilen des Werkes gesetzt ist, so dürfen wir auch erwarten, dass die Thätigkeit der Redaction in Allem, was zur Vervollständigung, wie zur Berichtigung einzelner Artikel des umfassenden Ganzen dient, sich auch ferner gleich bleiben werde; der als Nachtrag dem letzten (34.) Bande angehängte, sehr genaue und auch umfassende Artikel über Eisenbahnen giebt davon ein schlagendes Zeugniss; wir erkennen diess auch in erfreulicher Weise in dem uns in Aussicht gestellten systematischen Inhaltsverzeichniss, das zu dieser zweiten Auflage geliefert werden soll, ja bereits, einer öffentlichen Erklärung zufolge, schon begonnen ist: es soll dasselbe ein Verzeichniss aller der, in dem Werke vorhandenen Artikel in wissenschaftlicher Reihenfolge geben, demnach die aus jedem einzelnen Fache, aus jeder einzelnen Wissenschaft hier gelieferten einzelnen Artikel, zusammenstellen und so eine bequeme Uebersicht dessen, was in diesem Werke für jede Wissenschaft im Ganzen wie im Einzelnen geschehen ist, möglich machen. Verweisungen auf andere, verwandte Artikel sollen gleichfalls nicht fehlen. Ausser diesem systematischen Register, welches den Gebrauch des Ganzen (wofür übrigens auch eine eigene, dem ersten Band beigefügte, durch besonderen rothen Druck kenntliche Nachweisung gute Dienste leistet) nicht wenig erleichtert, sollen noch zwei besondere Supplementbände erscheinen, welche die wichtigeren Vorfälle seit dem Erscheinen der letzten Ausgabe, die hie und dort in persönlichen (biographischen) Verhältnissen wie in geographischen eingetretenen Veränderungen, eben so die einzelnen neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, besonders der technischen, u. dgl. bringen und damit einzelne Nachträge zur Vervollständigung des Ganzen, so wie Berichtigungen verbinden sollen. Wir können nur wünschen, dass der Zweck der Herausgeber, auf diese Weise der natürlichen Unvollkommenheit eines unser gesammtes Wissen umfassenden Werkes, und einzelnen, unvermeidlichen Mängeln desselben abzuhelfen, bestens erreicht werden möchte. In der typographischen Ausführung des Werkes tritt dasselbe Bestreben der möglichsten Präcision und Kürze hervor; und wenn hier in Bezug auf die Enge des Druckes, die Kleinheit der Lettern und selbst des Papiers sich wohl manche Wünsche erheben möchten, so muss auf der andern Seite auch der billige Preis des Ganzen in Anschlag gebracht werden, wonach wir statt der fünf und zwanzig Bände der ersten Auflage hier vier und dreissig Bände Text, jeden zu beinahe fünfhundert Seiten, mit doppelten Columnen, den letzten sogar zu siebenhundert Seiten sammt einem Atlas von acht und sechzig Tafeln (als Gratisgabe) um fünf und zwanzig Thaler 26 Silbergroschen, oder in der bessern Ausgabe um vier und dreissig Thaler 15 Silbergroschen erhalten, so dass

also der Band auf circa einen Thaler angeschlagen werden kann. Es genügt, nur an die gewöhnlichen Bücherpreise zu erinnern, um sich von unsrer Behauptung zu überzeugen.

---

*Grundlinien der Hodegetik oder Methodik des akademischen Studiums und Lebens. Von Dr. Karl Hermann Scheidler, ordentlichem Honorarprofessor zu Jena. Dritte sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Jena 1847. Cröker'sche Buchhandlung. XX und 600 S. in gr. 8.*

Wir haben, indem wir die dritte Ausgabe dieses Buches zur Kunde unserer Leser bringen, den wiederholten Wunsch hier niederzulegen, dass ein so empfehlenswerthes Buch in die Hände recht vieler Jünglinge, sowohl solcher, die bereits zu dem Universitätsstudium übergegangen sind, als solcher, die es anzutreten im Begriff stehen, gelangen möge. Wir finden den Grund zu dieser Empfehlung eben so sehr in der Beschaffenheit, in dem nicht genug zu beachtenden, trefflichen Inhalt des Buches selbst, wie in den äussern Zeitrichtungen, die ihren zerstörenden Einfluss auch auf die Jugend in manchen Beziehungen geltend zu machen suchen, indem sie bei der Jugend, die auf der Universität, in der schönsten Periode des Lebens empfänglich gemacht, ja begeistert werden soll für alles Edle und Grosse, für Wahrheit und Recht, den Sinn für alles Höhere, für alle Ideale untergraben und den jungen Mann entweder einer kalt berechnenden, blos auf äusseren Gewinn und den dadurch zu erzielenden Lebensgenuss speculirenden Richtung zu führen, der alle edleren Gefühle unterliegen müssen, oder ihn über die vernünftigen Schranken, die unserm Dasein gesetzt sind, hinaus in Regionen versetzen, wo er, der Selbstvergötterung seines Ich hingegeben, damit auf alle Ideale verzichtet und dieses Verzichten in dem Preisgeben des religiösen Glaubens, der Seelenunsterblichkeit u. dgl. zu erkennen giebt. Diesen Strebungen, die, haben sie einmal den Jüngling ergriffen, wie ein wahres Gift sein ganzes inneres Leben verpesten und am Ende aufzehren, entgegenzuarbeiten, ist gewiss die heilige Pflicht eines jeden Jugendlehrers: in der Erfüllung dieser Pflicht wird ihm aber ein Buch, wie das vorliegende, die besten Dienste leisten, zumal da andre, äussere Mittel der Abhülfe und des Widerstandes ihm nicht zu Gebote stehen: im Gegentheil er von aussen eher Hindernisse seines Strebens als Fördernisse zu erwarten hat. Denn die vorherrschende Richtung der Zeit ist eben so sehr materiellem Gewinn und materiellen Genüssen, wie auf der andern Seite dem schalen Räsonniren zugewendet, das aller eigenen Thatkraft leer und baar ist: und der junge Mann, wenn er nicht auf der Universität durch wissenschaftliche Anregung einen höhern idealen Aufschwung gewinnt, der ihn weiter durch das Leben geleitet, wird in der Folge gar leicht entweder ein flauer Egoist, ein für jede höhere Lebensregung unempfänglicher Büreaukrat, oder ein schaler Schwätzer, ein politischer Maulheld und ungefährlicher Wortrevolutionär, der es übrigens zur That selbst nie bringen wird, weil es ihm dazu an Muth und Kraft gebricht. Dass unserer Nation mit dem Einen so wenig wie mit dem Andern gedient ist, dass unsere Universitäten

wahrhaftig nicht da seyn sollten, um solche Früchte zu erzielen, ist klar; aber eben so klar wird es auch seyn, dass die Abhülfe solcher Missstände nicht in äussern Anordnungen und Verfügungen, veränderten Studienplanen und derartigen Einrichtungen zu suchen ist, sondern dass dieselbe nur von Innen heraus kommen kann, dass sie mithin nur in der zweckmässigen Leitung zu suchen ist, welche dem Jüngling von Seiten derer zu Theil wird, die nun einmal die Pflicht haben, ihn vorzubereiten zu den Universitätsstudien und in dieselbe einzuführen. Und diess eben giebt einer solchen Anleitung oder, um den nun bei uns geläufigen und bezeichnenden griechischen Kunstausdruck beizubehalten, einer Hodegetik einen Werth und eine Bedeutung, die in unsern Tagen leider oft zu wenig beachtet worden ist, wie die aus dieser Vernachlässigung hervorgegangenen Uebelstände nur zu klar erkennen lassen. Eine solche Hodegetik darf aber dann auch selbst keine todte Masse, kein Aggregat von einzelnen, in eine bestimmte Fassung gebrachten Vorschriften oder Regeln seyn, sondern sie muss ein lebens- und seelenvolles Bild uns vorführen, das unwillkührlich Geist und Gemüth der Jugend ergreift und dadurch eine bleibende Wirkung hervorbringt. Und eine solche Hodegetik hat der Verfasser allerdings hier gegeben, und in der neuesten Gestalt, in der sie jetzt (zum drittenmale) vorliegt, diesem Zwecke immer mehr anzupassen gesucht. Sie soll ja eben der natürliche Führer eines jeden, die Universität beziehenden Jünglings seyn, sie soll ihn mit allen Verhältnissen, die auf die Wahl seiner Studien, die Methode und Behandlung derselben, so wie auch auf das äussere Leben Bezug haben, bekannt machen, und nicht sowohl durch blinden Gehorsam, den sie anspricht, als durch die Stimme der eigenen Ueberzeugung, welche in dem, was vorgelegt wird, ein Ergebniss der Wissenschaft und keine blos subjective Mahnung oder Ansicht erkennt, einen Einfluss auf das jugendliche Leben zu gewinnen suchen, der für alle folgenden Zeiten entscheidend und bestimmend wird. Man hat daher hier eben so wenig ein trockenes Compendium als ein blos für die Unterhaltung bestimmtes Lesebuch zu erwarten, wohl aber eine Schrift, die an die in zweckmässiger Weise gegebene und auf wissenschaftlichem Grund und Boden ruhende, dabei alle und jede Verhältnisse oder Bildungsmomente des Jünglings berücksichtigende Anleitung, die Ansichten und Aussprüche der hervorragendsten Denker aller Nationen, zumal der deutschen, knüpft, auch bezeichnende Dichtersprüche u. dgl. mit einflechtet, um auf diese Weise neben dem Verstand auch das jugendliche Gemüth anzuregen, auf welches solche Mittel selten ihren Eindruck verfehlen, wenn anders der Sinn des Jünglings noch sittlich rein und unverdorben, und dadurch für solche Eindrücke sich noch empfänglich erhalten hat.

Aus diesen Gründen möchten wir diese Hodegetik in den Händen recht vieler jüngeren Leser sehen und ihr in ihrer neuen Gestalt eine eben so günstige Aufnahme wünschen, wie den beiden früheren Ausgaben, vor welchen sich diese dritte durch mehrfache Zusätze, Erweiterungen und Nachbesserungen auszeichnet, ohne dass Anlage und Plan des Ganzen eine Aenderung erlitten hätte: was man auch nur billigen kann. Sonach findet man, nach einer vorausgehenden, über das Wesen und Studium der Hodegetik sich verbreitenden Einleitung eine allgemeine Erörterung, welche das Wesen der Wissenschaft, Zweck und Bedeutung derselben, wie des Gelehrtenstandes überhaupt bespricht,

dann zu dem Begriff und der Bestimmung der Universität übergeht und eine Methodik des akademischen Studiums daran knüpft, ebensowohl was im Allgemeinen die Wahl des Studiums und die zur erfolgreichen Behandlung desselben erforderlichen Vorkenntnisse, als auch was im Einzelnen die Wahl und Ordnung und Folge der Vorlesungen, die damit zu verbindenden Uebungen, so wie das Privatstudium betrifft: zuletzt kommt eine Methodik des akademischen Lebens, welche die äussern Lebensverhältnisse, das gesellige Leben, die körperliche Ausbildung und dgl. bespricht und auf diese Weise passend das Ganze abschliesst. Wir verweisen, was das Einzelne dieser Theile und die in derselben besprochenen Hauptpunkte betrifft, auf die frühere Anzeige der zweiten Auflage in diesen Jahrbüchern 1839 Nr. 45 p. 705 ff.; und benutzen die uns hier gebotene Gelegenheit, um noch auf eine andere inhaltsverwandte Schrift des Verfassers zurückzukommen, deren Erscheinen zwischen das Erscheinen der zweiten und dritten Ausgabe dieser Hodegetik fällt, wir meinen die

„*Beiträge zu einer innern, von den Studirenden selbst ausgehenden Reform des deutschen Studentenlebens.*"

Auch mit dem besonderen Titel:

„*Deutscher Studentenspiegel. Als Beitrag zu einer Reform des deutschen Studentenlebens im Geiste unsrer Zeit und unsres Volksthums, ans Licht gestellt durch Dr. Karl Hermann Scheidler. Jena. Bran'sche Buchhandlung. XX u. 326 S. in gr. 8.*

Es bildet diese Schrift ein passendes Seitenstück oder, wenn man will, eine Ergänzung der Hodegetik, indem hier vorzugsweise die äussere Seite des akademischen Lebens ins Auge gefasst ist, um dieses im Einklang mit den Forderungen der Zeit und der Wissenschaft zu gestalten, und es auch dadurch möglich zu machen, die höheren, ideellen Zwecke, welche die Aufgabe des gesammten Universitätslebens bilden, zu erreichen. Denn — und wir wollen uns dessen in der That freuen — das alte Studentenleben mit der jetzt in den Augen bei weitem der meisten jungen Leute selbst lächerlich erscheinenden Renomirerei und der Sucht, durch ein gewisses eigenthümliches, oft sogar cynisches Wesen im Aeussern von der Gesammtheit der Uebrigen sich zu unterscheiden, ist verschwunden oder hat doch unendlich abgenommen: das Verbindungswesen der sogenannten Corps oder Landsmannschaften, das jetzt ohne alle Rücksicht auf seinen übrigens natürlichen Ursprung, in blosse Trink- und Duellverbindungen ausgeartet ist, und selten den bessern und edlern Kern der Jugend in sich birgt, hat eben damit sich gewissermaassen überlebt und seine Bedeutung verloren, die es, auch da, wo man versucht seyn sollte, ein Gegenmittel wider politische oder doch dahin zielende Verbindungen darin zu erblicken, schwerlich je wieder erlangen wird. Und sollte wirklich ein Treiben der letztern Art sich geltend machen, so dächten wir, läge das beste Gegenmittel in der Wissenschaft selbst und deren treuen und eifrigen Pflege, so wie selbst in dem noch gesunden und unbefangenen Sinne der Jugend, der alles geheime Verbindungswesen, das sich mit andern, als rein akademischen Zwecken in Verbindung setzt, von

sich abstösst, und sich oft darin wirksamer zeigt, als äussere Verbote der Staatsgewalt. Wenn also das Alte unhaltbar geworden und Etwas Neues, Besseres auch hier aufzublühen beginnt, so wird es sich für diese Periode des Uebergangs hauptsächlich darum handeln, diese neuen Keime zu kräftigen und zu gedeihlicher Blüthe zu erheben, das Bessere, was sich allerwärts regt, in die richtige Bahn einzulenken und ihm also die Richtung zu geben, die den wahren Zwecken des akademischen Lebens entsprechend ist und dieses zugleich mit dem, was im Allgemeinen als eine Forderung der Zeit wie der Wissenschaft sich darstellt, in Einklang setzt. Diess ist auch der schöne Zweck, den sich diese Beiträge vorgesetzt haben, in der Weise, dass sie die an verschiedenen Orten laut gewordenen Stimmen und Ansichten über eine Reform des Studentenlebens im Ganzen, wie in einzelnen Beziehungen und Verhältnissen, in einer wohlgeordneten Auswahl hier vereinigen und mit weiteren Bemerkungen und Erörterungen verknüpfen, wie sie den allgemeinen Zwecken dieser Publication entsprechend sind. Eine erste Abtheilung, überschrieben: „die öffentliche Meinung über das jetzige Studentenleben und seine schädlichen Wirkungen" bringt verschiedene Mittheilungen über das Studentenleben, zumal im Verhältniss zum Volks- und Staatsleben, über das Duell u. s. w., woran sich dann in einer zweiten Abtheilung (p. 33 ff.) über eben diesen Gegenstand, das Duell und dessen Abschaffung durch Ehrengerichte, weitere Mittheilungen knüpfen, bestehend in Ansichten von Studenten über diesen Punkt, und zwar von Jenensern der Jahre 1791 und 1792, von Berlinern von 1811 und 1812, von Heidelbergern von 1817 und 1818, von Leipzigern von 1820. Eine dritte Abtheilung (p. 101 ff.) bringt dann die Stimmen akademischer Lehrer (Reinhold, Fichte, Delbrück, Rosenkranz) über denselben Gegenstand; während die vierte (S. 156 ff.) sich über das akademische Verbindungswesen verbreitet, und darüber eigene Vorschläge, so wie die Ansichten einiger nahmhafter Universitätslehrer (Fichte, Thiersch, Leo, Mayerhoff) bringt; auch die fünfte (S. 241 ff.) setzt diesen Gegenstand noch fort und verbreitet sich über die Bildung von Studentenvereinen im Einklang mit den Anforderungen unserer Zeit wie mit den wahren Zwecken des akademischen Lebens; die Ansichten von Klumpp, Gutsmuths, W. von Schmeling, E. M. Arndt und J. Fr. Fries werden darüber mitgetheilt und hier auch besonders auf die Nothwendigkeit gymnastischer Uebungen und der zur Erreichung dieses Zweckes nöthigen Anleitung Rücksicht genommen. Möchten diese Beiträge recht viele Leser nicht blos unter der jüngern Welt, für welche sie zunächst bestimmt sind, sondern auch bei denjenigen finden, welche durch ihre Stellung am ersten berufen sind, auf die Jugend bei ihrem Eintritt in das akademische Leben einen entscheidenden Einfluss zu üben, bei den Directoren und Lehrern unserer Gymnasien, denen der Herausgeber (S. XVII der Vorrede) vorzugsweise diesen Studentenspiegel mit der Bitte gewidmet hat: „ihre Abiturienten auf denselben und besonders auf diejenigen Stellen aufmerksam zu machen, aus denen sich ergiebt, dass die Tüchtigen unter den Studenten selbst schon längst über jene mittelalterigen und Rococovorurtheile so wie über das ganze kindische und läppische Treiben und exclusive Wesen des sog. Bruder Studio hinausgekommen sind, wodurch seither nicht nur

die wahre akademische Freiheit aufgehoben, sondern auch dem ganzen Studentenleben gerade der Stempel seines Gegensatzes, die Philisterhaftigkeit aufgeprägt worden“ u. s. w.

---

*Die Politik nach dem Begriffe der Offenbarung, als Theokratie. Mit Bezugnahme auf die Republik Plato's und die Politik des Aristoteles. Von Dr. S. L.* **Steinheim.** *Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. XXIV und 110 S. in gr. 8. Mit dem Motto aus Plato De Legg.* δεῖ δὲ αὐτὴν καθάπερ ἕνα ἄνθρωπον ζῆν εὖ.

Unter den zahllos allerwärts auftauchenden Schriften, die sich die Verhältnisse von Staat und Kirche zum Vorwurf machen und immer zahlreicher in einer Zeit werden, in welcher Jeder, auch der Unberufenste sich berufen hält, über derartige Gegenstände seine Stimme zu erheben, dürfte die vorliegende schon darum hervorzuheben seyn, als sie durch ihre ganze würdevolle Haltung und Fassung wie durch ihre ansehende Darstellung aus der Reihe dieser ephemeren Productionen heraustritt und eine Beachtung anspricht, die man auch dann derselben zutheilen wird, wenn man nicht in Alle Wege mit dem Verf. wandeln und seine Ansichten und Urtheile unbedingt zu den seinigen machen kann. Es mag diess am besten, da wir hier in eine eigentliche Kritik der Schrift, schon aus Rücksicht auf den uns zugesteckten Raum, nicht eingehen können, aus einzelnen Stellen und Ansichten erhellen, die wir den Lesern der Jahrbücher zur unpartheiischen Würdigung der Schrift und des in ihr herrschenden Geistes hier vorlegen wollen.

Wenn es bisher das Streben des Verfassers (in andern Schriften, worüber die Vorrede sich verbreitet) war, den strengen Offenbarungsbegriff in voller Reinheit und in seinen nächsten Consequenzen als Gegensatz zum Philosophem und zum Mythus darzustellen, so ist es in dieser Schrift sein Ziel, die höchste Beziehung dieses Begriffes aufs Leben, die in That verwandelte Idee, in guter Folgerichtigkeit nachzuweisen; sie soll demnach ein Versuch seyn, die theokratische Anschauungsweise in ihrer Verwirklichung zu einem Musterstaate durchzuführen, und durch die Praxis die Theorie zu bestätigen. Jene Nachweisung aber beruht auf dem einfachen Grunde der sittlichen Freiheit, die nirgendwo anders principiell also vorkommt, wie in der Lehre der Offenbarung, deren Grundpfeiler sie ist (S. XXII und XXIII).

Im ersten Abschnitt („Induction“) geht der Verf. von dem Begriffe des Staates aus als eines aus der menschlichen Natur mit Nothwendigkeit hervorgegangenen Instituts; er fasst den Staat (§. 6), als einen Menschenverein, auch als die That des absoluten Sittengesetzes, und darin auch als den Gegensatz zum rein organisirenden Naturgesetze. Der Staat, sagt der Verf., ist die Veranstaltung einer menschlichen Gesellschaft, in welcher das Postulat der höchsten Vernunft ins Leben treten, zur That werden soll. Es ist daher zu zeigen, auf welche Weise und durch welche besondere Mittel der Staat seinen Begriff, eine sichtbare Welt des Unsichtbaren darzustellen, durch Lehre und Werke zu Stande bringen soll und kann (S. 3). Dem Staate liegt als Princip die Idee der Freiheit zu Grunde, ohne die selbst der Anfang eines Staats eine Unmöglichkeit ist.

Demnach ist der Staat eine freie Verbindung zur Gesellschaft unter festen Bestimmungen nach den Vorschriften der Vernunft, die nennen wir Gesetze. Gesetze sind die Formen und die Mittel des Staatszweckes (S. 41). Von diesen Grundbestimmungen ausgehend, sucht der Verf. in den einzelnen Abschnitten diess in einer eben so geistreichen, als streng consequenten Weise durchzuführen, indem er nach einer vorausgegangenen allgemeinen Erörterung, welche die Aufschrift führt: Lehre, Werk, Wissenschaft, Kunst, den Menschen betrachtet als Gegenstand der Kunst und als nicht Gegenstand der Kunst, dann als Bürger zweier Welten, darauf den Staat nach der menschlichen Natürlichkeit, den Menschen als Anfang einer neuen Schöpfung, und als erstes Glied der Geisterwelt. Nach diesen hier nach ihren Aufschriften mitgetheilten Abschnitten folgt: der Staat nach dem Sittengebote; der Zweck des Staats; Staatswissenschaft und Staatskunst; höhere Mittel im Staate; Religion des Staats und Staatsreligion. Hier wird insbesondere das Verhältniss des Staats zur Religion, wie es als ein dem Heidnischen ganz Entgegengesetztes sich darstellt, hervorgehoben. Der Staat, sagt der Verf. S. 59 wird in seiner Wahrheit, soll er zur Wirklichkeit sich gestalten, zum wahren Religionsinstitut in sich, zu einer allgemeinen Religion, zu einem lebendigen Reiche freier Geister, zu einem Gottesstaate, in biblischer Ausdrucksweise. Zur Erörterung dieses Satzes wird Folgendes bemerkt: Die geoffenbarte Religion soll zwar keineswegs Staatsreligion, wohl aber muss und wird sie endlich die Idee des Staates in seinen höchsten Gestaltung werden, ein Ausdruck seines Lebens in der Wahrheit. Der Staat selbst wird seiner Natur nach, das Institut der höhern Menschennatur, die dem Reiche des Geistes und der Freiheit angehört, also ein Institut nach der Lehre der Offenbarung werden und sich in ihr und durch sie vollenden (S. 59). Nur die nicht geoffenbarte Religion muss und soll eine herrschende, d. h. durch die Staatsgewalt erhaltene seyn. Denn sie ist dem Ursprung nach jedem Staate, in dem sie herrscht, angehörig und dem besondern Charakter desselben adäquat. Der Gott und seine Religion (sein Cultus) sind ganz speziell Nationalgott und Nationalreligion (Nationalcultus) und ein Abweichen von beiden ist ein Abfall vom Volke selbst, ist ein Aufgeben seines wahren und innern Lebensausdruckes für alle Zeiten (S. 50) Man sieht aus diesen wörtlich mitgetheilten Sätzen, wie scharf der Verf. das Verhältniss des modernen Staates zu dem antikheidnischen aufgefasst hat: man muss damit noch den nächsten Abschnitt (XIV. Antike Ansichten und Lehren) verbinden, in welchem dieses Verhältniss und dieser Gegensatz mit besondrer Rücksicht auf Plato und Aristoteles näher entwickelt wird. Der Verf. geht dabei von dem allerdings richtigen Satze aus, dass im frühen Heidenthum sich gar kein Gegensatz zwischen Staat und Religion ausgesprochen finde, weil der Staat seiner Natur nach eben so wie die Religion in einerlei Art sich gestaltete, menschlichen Ursprungs und vernunftgemässen Charakters war. Mit der aufkeimenden Idee der Freiheit aber trat bald ein Widerspruch hervor wider die Idee der Religion: in Folge dessen theilten sich die Philosophen über den Staat in zwei auseinander laufende Richtungen, welche als Gegensätze in der Lehre Plato's und des Aristoteles sich entwickeln. Diese bedeutsame Entzweiung in der höchsten Praxis, sagt der Verf. S. 62, zwischen zweien der ersten Geister des gebildeten Alterthums, die man beide als höchste

Repräsentanten der griechischen Speculation ansehen muss, in welchen sich, in jedem besonders auf seinem Standpunkte, alle Radien des geistigen Lebens ihrer Vor- und Gleichzeit wie in zwei Brennpunkten, gesammelt hatten, dieser ihr Gegensatz in der Wissenschaft und Kunst des Staates kann allein aus den obenerwähnten Ansichten beider grossen Männer begriffen werden. Diess führt dann zu einer kurzen Darstellung der Weltansichten beider Philosophen, von welchen die des Plato, als eine in sich abgeschlossene bezeichnet, die durchaus entgegengesetzte des Aristoteles aber als die unabgeschlossene bezeichnet wird und an diese Darstellung werden die aus dieser Weltanschauung hervorgehenden Ansichten beider Philosophen über den Staat und dessen Wesen und Natur angeknüpft. Man wird nicht ohne Interesse und Belehrung dieser Erörterung folgen, selbst da, wo man mit der Stellung, die hier dem Plato zufällt, sich nicht ganz befreunden und Sätze wie z. B. den folgenden S. 68: „Platon's Staat ist weiter nichts als eine Fortsetzung und höhere Entwicklung eines gut gefüllten Bienenstockes und ermangelt alles wahrhaften Moralprincips" keineswegs unterschreiben kann, wie denn überhaupt bei Beurtheilung der Ansichten Plato's in der Politeia dessen Standpunkt hie und da verkannt, Anderes auch übertrieben oder allzusehr auf die Spitze getrieben erscheint. So heisst es z. B. in Bezug auf die Stellung, welche beide Philosophen in ihrer Staatslehre den schönen Künsten zu den Gewerben erweisen: Hier tritt denn zu klar das, vielleicht Manchen überraschende Ergebniss heraus, dass jene so hoch gefeierte begeisternde Republik Platon's als ein kunstverachtendes, geistlos-prosaisches Werk, die Politik des Aristoteles, ihr gegenüber als eine von Kunst und Poesie durchdrungene, durch alles Wirken des Genius verherrlichte Republik, eine menschlich heitere Gemeinschaft, vor uns hintritt u. s. w. (S. 70). Aus diesem und Anderem, was hier nicht alles angeführt werden kann, soll dann mit grosser Evidenz hervorleuchten, wie im Platon sich der nicht-moralische Staat, im Aristoteles der echt-moralische entworfen findet, wie Jener die niedrige, ungeistige Stufe des gesetzlich-organischen In- und Durcheinander-Lebens; Dieser die höhere, geistige eines göttlichen Verbandes in der Freiheit einnimmt (S. 73). Und wenn dann hinzugesetzt wird: „dass indess Plato's Lehre dennoch seit der Zeit des Emporblühens des Wissenschaft- und Kunstsinnes im 15. Jahrhundert in Italien so viele und so grosse Bewunderer gefunden, liegt theils im unerreichbaren Reize ihrer Darstellung theils in der Gewandtheit seiner Dialektik, theils endlich in der unleugbaren Sympathie der Gesinnung beider Völker zu beiden Zeiten" so möchten wir dabei doch noch an einen, hier ganz übersehenen, wesentlichen Punkt erinnern, der gerade im fünfzehnten Jahrhundert zum Studium und zur Wiedererweckung des Plato führte, wir meinen das Verhältniss Plato's und der Platoniker, insbesondere der späteren, der Neuplatoniker, deren Lehre in ihren einzelnen Abweichungen von der Lehre des Plato selbst damals nicht so scharf wie jetzt getrennt ward, zur geoffenbarten Religion, zur Christus-Lehre, der die Platonische näher steht, wie jede andere des gesammten heidnischen Alterthums, was schon Augustinus anerkannt und bei jeder Gelegenheit hervorgehoben hat: das Streben, die Philosophie, und zwar die heidnische, mit dem Christenthum zu verbinden, den Gegensatz zwischen beiden in einer höhern Einheit zu vermitteln und dadurch der wissenschaftlichen Forschung eine erneuerte Anregung und eine tiefere Basis

zu geben, war es, welches zur platonischen Philosophie einen Ficinus und seine Freunde führte: wobei allerdings auch der Reiz der Platonischen Darstellung, die zugleich die Phantasie des Menschen in so hohem Grade anspricht, in Anschlag gebracht werden muss, und zwar vielleicht selbst noch mehr, als alle Gewandheit der Dialektik, die damals Manchen eher abstiess als anzog. Auch waren es gerade die Staatslehren Platon's, die man weniger als andere Theile seiner Philosophie berücksichtigte, zumal bei so manchen, in der Besonderheit des hellenischen Geistes liegenden Eigenthümlichkeiten, die man nicht recht verstand und von denen man sich noch keine genügende Rechenschaft zu geben wusste; wie denn überhaupt Alles, was das politische Leben und dessen Gestaltung betraf, in Italien damals ohne Anklang war. In dem nächstfolgenden Abschnitt (XV. Religion und Staat in der Geschichte S. 73 ff.) sucht der Verf jene Gegensätze, wie sie in den Lehren der beiden grössesten Denker des Alterthums hervortreten, noch weiter zu verfolgen, in so weit sie auch in dem Leben der Nationen des Alterthums bemerkbar sind. Als Probe davon mag eine Stelle über das Römervolk dienen. In ihm, sagt der Verf. S. 79, tritt zuerst das moralische Element als ein Volkbildendes und Gesetzgebendes hervor. Daher gewahren wir denn auch in ihm zuerst die Entzweiung zwischen einer organisch-naturgeschichtlichen Berechtigung und der geistigen Freiheit, als einen Kampf des Volks nebst seinen Tribunen, gegen die Anmaassungen des Patriciats und der Erblichkeitstheorie. Dieser Staat wird deshalb in der Geschichte zum ersten, der in entschiedener Opposition zu den Naturstaaten sich erhebt und in welchem das Princip der Ethik am lebendigsten in der Praxis zu Tage geht." Eben so heisst es an einer andern Stelle (S. 89) von den Römern: „ihre Religion und ihre Gottheiten waren Staatsreligion und Staatsgottheiten, als Supplemente ihrer Gesetzgebung und ein Zweig ihrer Staatsgesetzgebung. Religions- und Staatsdienst lag bei ihnen in einer Ebene, wie in der Theokratie, nur in umgekehrter Ordnung; — der Staat des absoluten Gesetzes, der praktische Staatsstoicismus hatte keine Ahnung von dem Geiste der Heiligung nach der Ordnung eines höhern Reiches der Geister." Gern wird man nach diesen Proben auch den weiteren Darstellungen des Verfassers, wie sie in den letzten Abschnitten der Schrift enthalten sind (XVI. Religion und Staat in der Offenbarung. XVII. Der Gottesstaat als Thatsache. XVIII. Zeugende Stimmen der Gegenwart. Schlusswort), sich zuwenden, zumal als sie die Gegenwart mehr berühren und die von dem Verf. zu Anfang aufgeworfene Frage ihrer Lösung näher zu bringen suchen. Diese selbst finden wir im Schlusswort S. 104 und 105 in folgender Weise ausgesprochen: „Die Unterscheidung zwischen Staat und Kirche ist in der menschlichen Doppelnatur und in seinem Doppelleben, als Bürger dieser und jener Welt, der organischen und der sittlichen, tief begründet: aber eben so tief ihre thatsächliche Verbindung. Die menschliche Gesellschaft bietet, ihrer besondern Natur gemäss, ein Bild dieser Zwiefältigkeit bei innerer Einheit, sowohl in Absicht auf Grundlegung, als auf Ansehn und Endzweck der Kirche, wie des Staates. Sie sind zu fassen in einem nicht mischenden Zusammenhange und nicht trennenden Unterschiede, allein immer mit der Bedingung einer Unterordnung des Leiblich-organischen unter das geistig-ethische Leben des Menschen, ohne dass jedoch diese Unterordnung eine erzwungene sein darf, und, vermöge der Forderung, dass dieser Staat ein Werk des Bewusstseins sein müsse, ohne alle Kirchengewalt; d. h.: eine herrschende Religion widerspricht dem ethischen Staatsprincip, eine regierende dagegen der Forderung desselben."

---

Berichtigung zu p. 928 u. sqq. S. 928 Z. 2 v. o. lies: Hunsingoer. S. 931 Z. 16 v. o. l.: herausblicken. S. 931 Z. 21 v. o. l.: da. S. 932 Z. 13 v. u. l.: drughin. S. 952 Z. 12 v. u. l.: farwin. S. 932 S. 10 v. u. l.: wearnin. S. 933 Z. 7 v. o. l.: ljochten. S. 933 Z. 19 v. o. l: wühlen. S. 933 Z. 6 v. u. l.: spraang. S. 934 Z. 7 v. o. l.: strikan. S. 934 Z. 8 v. o. l.: streagh. S. 934 Z. 12 v. o. l.: druch. S. 934 Z. 16 v. o. l.: sküwan. S. 934 Z. 17 v. u. l.: ü kurz. S. 935 Z. 6 v. u. l.: fan. S. 937 Z. 22 v. u. l.: sô wet.

# Inhalt

der

# Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

*Vierzigster Jahrgang, 1847.*


Seite

Aeschylus Werke, von Joh. Minckwitz. . . . . 304
Aeschylus, des, Oresteia, griechisch und deutsch, herausgegeben von Joh. Franz. . . . . . . . . 306
Agassiz, Nomenclator zoologicus. Fasc. XII. . . . . 735
Aristophanes, des, Lustspiele. Uebersetzt u. erläutert v. H. Müller. III. 308
Aristotelis Ethicorum Nicomacheorum. Ed. Fritzchius. . . 630
Bader, Josef, die ehemaligen breisgauischen Stände etc. . . 158
Baillie, Robert, The Lettres and journals. Ed. by David Laing . 69
Bischof, G., Lehrbuch der chemischen und physikalischen Geologie. I. 1. 401
Boost, Geschichte der Reformation und Revolution. I. . . . . 583
Braconnier, Anwendung der Geographie auf die Geschichte. Deutsch bearbeitet von F. Schwab. . . . . . . 478
— —, —, das Geschlecht der französischen Nennwörter v. Schwab 940
Bretschneider, H., Pathologie und Therapie der äusseren Neuralgien 835
Bruce, Robert, Sermons ed. by the Rev. W. Cunningham . . . 53
Bruckner, das Haardtgebirge und seine Umgebungen. . . 728
Brückner, Cicero num Catilinam repeduntarum reum defendit? . 625
Calderwood, the history of the Kirk of Scotland. . . . 40
Ciceronis Tusculanorum Disputationum. Ed. R. Kühner. . . 536
M. Tullii Ciceronis Orationes selectae. Ed. Crusius. 4.—6. Heft. 790
Cicero's Epistola regia. Uebersetzt von F. A. Reinhard. . . 941
Colebrooke's Abhandlungen über die heil. Schriften der Indier. . 480
Coletta, Geschichte des Königreichs Neapel, übers. von Leber. . 176
Coley, J. M., Lehrbuch der Kinderkrankheiten. . . . . . 839
Correspondence de Mabillon et de Montfaucon, par M. Valéry. . 511
Corssen, W., Origines poesis Romanae. . . . . . 359
Credner, Beleuchtung, u. s. w. Eine Schutzschrift. . . . 26
Darwin, geological observationes on the Volcanie Islands. . . 180
— —, geological observations on South America, etc. . . 291
Diefenbach, L., vergl. Wörterbuch der gothischen Sprache. I. . 130
Dirksen, E. H., Organon der gesammten transcendenten Analysis I. . 314
Dozy, dictionnaire détaillé des noms des vêtements chez les Arabes . 27
— —, ouvrages Arabes. 1. livraison . . . . . 207
Dück, Geschichte des Kronstädter Gymnasiums . . . . 214

Seite

Dufrenoy et Elié de Beaumont, Carte geologique de la France. 818
— — — — — —, Explication de la carte géologique de la France. 819
Dürrich u. Menzel, die Heidengräber am Lupfen (bei Oberflacht). 872
Eble, drei Abhandlungen als Beigabe zum Offenburger Programm. 944
Ehrentraut, Friesisches Archiv. I. Band. 1. Heft. 924
Eiselein, Platz der Verbrennung von Huss in Constanz. 511
Ellisen, Adolf, Michael Akominatos von Chonä, Erzbischof von Athen 120
Engelmann, bibliotheca Scriptorum classicorum et Graecorum et Latinorum. 525
Erinnerungen eines preussischen Officiers aus den Jahren 1813 u. 1814 342
Etudes sur le Passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte. tom. I. 653
Feldbausch, kleine lateinische Schulgrammatik. 476
— — —, lateinisches Uebungsbuch. Ein Anhang zur Grammatik. 476
— — —, über die lateinischen Vergleichungssätze, etc. 941
Firnhaber, de tempore, quo Heraclidos et composuisse etc. 634
Fischer, E. W., römische Zeittafeln von Rom's Gründung bis auf Augustus' Tod. 157
Francken, dissertatio critica de antiq. Aeschyli interpretationum etc. 284
Friedemann, Zeitschrift für die Archive Deutschlands. 1. Heft. 943
Friedländer, Alex., juristische Encyclopädie oder System der Rechtswissenschaft. 29?
Fritzsche, Geschichte Rom's. 477
Funcke, die Polizei-Gesetze und Verordnungen des Königreichs Sachsen etc. I. 293
Gaal u. Heller, physikalische Diagnostik und deren Anwendung in der Medicin etc. 438
Gaisberger, J., Lauriacum und seine Alterthümer. 97
Génin, Lexique comparé de la lange de Molière etc. 753
de Gerando, Siebenbürgen und seine Bewohner von Seybt. 555
Gillis, J. M., astronomical observations, zu Washington. 452
v. Gok, die römischen Heerstrassen und Alterthümer der schwäb. Alp etc. 424
Graser, Variarum Lectionum libellus, etc. 621
Gross, R., geographischer Schul-Atlas. 1. Lfrg. 621
Grunert, Joh. Aug., optische Untersuchungen. I. 136
— — —, — —, — — — — II. 458
Grunert, Lehrbuch der Mathematik und Physik. 635
— — —, — — — — — 766
Häckermann, des Junius Juvenalis Satiren I. 911
Haubold, Ch. G., Lehrbuch des Königl. Sächsischen Privatrechts, bearb. von Hänsel. 293
Hautz, Jubelfeier der 300jährigen Stiftung des Lyceums zu Heidelberg. 943
Hegel, C., Geschichte der Städteverfassung von Italien. I. 498
Heine, der Bergwerksfreund. Zehnter Band. 827
Heinichen, Uebungen zum Uebersetzen ins Griechische. 626

| | Seite |
|---|---|
| Henckel von Donnersmark, W. L. V., Erinnerungen aus meinem Leben | 335 |
| Herrmannsen, Indicis generum malacozoorum primordia. | 743 |
| Hertlin, Emendationes Julianae. | 947 |
| Hitzig, F., die Grabschrift des Darius zu Nakschi-Rustan. | 95 |
| Hoffmeister, C., Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke. II. | 258 |
| v. Hofmann, die Schlacht von Borodino. | 641 |
| A. Horatii Flaccii Epistola ad Pisones. Ed. Hofmann Peerlkamp | 471 |
| Hörnes, über christliche Darstellung des Mohsischen Mineral-Systems. | 734 |
| Jahreshefte des würtembergischen Alterthumvereins. 1. 2. Heft. | 131 |
| — — — des würtembergischen Alterthums-Vereins. 3. Heft. | 872 |
| Jülg, B., Literatur der Grammatiken, Lexika und Wörtersammlungen aller Sprachen der Erde. | 149 |
| Juynboll, Th. G. Joh., commentarii in historiam gentis Samaritanae | 203 |
| Kärcher, E., Beiträge zur lat. Etymologie u. Lexicographie. 3. Lfrg. | 938 |
| Kahntii, symbolae criticae in Ciceronis epistolas. | 623 |
| Karmarsch, K., die höhere Gewerbschule zu Hannover. | 148 |
| Kauffmann, Lehrbuch der ebenen Geometrie. | 777 |
| Keferstein, Chr., Ansichten über die Keltischen Alterthümer etc. I. | 575 |
| Kenngott, Lehrbuch der reinen Krytallographie. | 614 |
| v. Keyserling, Erinnerungen aus der Kriegszeit. I. | 344 |
| Khlesl's Leben von Hammer-Purgstall. | 810 |
| Kirchneri, C., Novae quaestiones Horatianae. | 895 |
| — — —, Musae Portenses quibus Portenses, qui vivunt omnes etc. | 909 |
| Klemm, Allgemeine Culturgeschichte der Menschheit. V. | 298 |
| Klencke, patholog. Untersuchung über die Verderbniss der Zähne | 841 |
| Koberstein, A., über die Betonung mehrsilbiger Wörter in Suchenwirt's Versen | 181 |
| Koch, M., Reise in Tirol in landschaftl. und staatl. Beziehung. | 15 |
| —, —, chronologische Geschichte Oesterreichs. | 481 |
| —, —, Reise in Oberösterreich und Salzburg. | 505 |
| Kohl, Reisen in Dänemark und den Herzogthümern Schleswig und Holstein | 666 |
| —, Bemerkungen über die deutsche und dänische Nationalität etc. | 680 |
| Kratzmann, E., die neuere Medicin in Frankreich. | 854 |
| Kurz u. Weissenbach, Beiträge zur Geschichte und Literatur. I. 2. | 169 |
| Lattmann, Ciceronem orationis pro Archia poeta revera etc. | 790 |
| Lauriani, Ueberblick der Geschichte der Romanen. | 571 |
| Leroy, s. Steinschnitt. Deutsch von Kauffmann. | 456 |
| —, —, die Stereotomie. Deutsch von Kauffmann. | 775 |
| Ludowieg, J. C. H., Grundriss der reinen Mathematik, oder Leitfaden für den Unterricht in der gesammten Elementar-Mathematik. I. | 146 |
| Luther's Leben von K. Jürgens. I. II. | 1 |
| Lyells, Ch., Reisen in Nordamerika. Deutsch von E. Wolf. | 616 |
| Madvig, Syntax der griechischen Sprache. | 757 |
| Mariotti, L., Italien in seiner politischen und literarischen Entwicklung etc. übers. von Seybt. | 412 |

Seite

Melvill, James, The autobiography and diary. Ed. by Pitcairn. . 51
Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. III. . . . 297
Murchison, the geology of Russia in Europe and the Ural Mountains. I. 375
— —, the geology of Russia in Europe and the Ural Mountains. II. 744
Nagel, algebraische Aufgaben des ersten u. zweiten Grades von Miles Bland. . . . . . . . . . 457
Neocorus, Chronik des Landes Dithmarschen. I. Aus der Urschrift herausgegeben von F. K. Dahlmann. . . . . 321
Neuedirte Werke der Wodrow-Gesellschaft in Edinburg . . 36
Neumann, Geschichte des englischen und chinesischen Kriegs . . 507
— —, die Völker des südlichen Russlands. . . . . 508
Nöggerath, das Erdbeben vom 29. Juli 1846 im Rheingebiet. . 618
Nokk, über die Sphärik des Theodosius. . . . . 947
v. Oeynhausen, geognostisch-geographische Karte der Umgebung des Laacher See's. . . . . . . . } 548
— — — Erläuterungen dazu . . . . . }
Ohm, Martin, der Geist der Differential- und Integral-Rechnung . 115
Olympiadoria philosophi scholia in Platonis Phaedonem. Ed. Finckh . 629
Osanni commentationum de L. Annaei Senecae scriptis deperditis. Spec. I. II. . . . . . . . . . 798
Oesterreichs innere Politik, mit Bezug auf die Verfassungsfrage . 499
Picchioni, Luigi, Cenni critici. . . . . . . 884
Pierer, Universallexikon der Gegenwart und Vergangenheit. . . 949
Platonis Apologia et Crito. Ed. Stallbaum. . . . . 631
Pomponius de originibus juris. Recognavit Osannus. . . 797
Poppe, ebene Trigonometrie. . . . . . . . 787
Procli commmentarius in Platonis Timaeum graece recensebat Scheider. 627
Programme, Badische. . . . . . . . . 938
Pruner, Topografie médicale du Caire. . . . . . 832
de Puibusque, histoire comparé de litérature Espagnole et Française 238
Quitzmann's dentsche Briefe über den Orient. . . . . 922
Rauchenstein, R., zu den Eumeniden des Aeschylus. . . 312
— — — —, —, die Alkestis des Euripides. . . . 460
Rawlinson, H. C., the Persian cuneiform inscription ad Behistun etc. 83
Reber, Felix Hemmerlin von Zürich. . . . . . 161
Reinaud, sur les antiquités chretiennes de la chine. . . . 731
Reuschle, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra. . . . 781
Reuss, Aug. Em., die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation 106
Rollin's Anleitung den Homer zu lesen. . . . . . 943
Rollock, Robert, select works. Ed. by W. M. Gunn. vol. II. . 57
Roth, über Belisar's Ungnade nach den Quellen. . . . 781
Row, John, The history of the Kirk of Scotland form the year 1558 to August 1637. . . . . . . . . 50
de Sacy, S., les séances de Hariri tom. I. par Reinaud et Derenbourg. . . . . . . . . . 731
Schäfer, Grundriss der Geschichte der deutschen Literatur. . . 156

Seite

Schäfer, Geschichtstabellen zum Auswendiglernen. . . . 477
— —, commentatio de libro vitarum decem oratorum. . . 478
Scharpf, griechische Rede, als Beigabe zum Rastatter Programm. . 946
Scheidler, Grundlinien der Hodegetik. . . . . . 953
— —, Deutscher Studentenspiegel. . . . . . 955
Schlaeger, Chr. L., Sulpiciae ecloga. . . . . . 920
Schlömilch, Handbuch der Differenzial- und Integralrechnung. I. . 861
Schmidt, die Oberdonau-Strasse der Peutingerschen Tafel von Brigobanne bis Abusena. . . . . . . . 424
Schneider, De Ciceronis Fragmentis. . . . . . 624
Scot, W. und Forbes, J., an apologetical narration of the state etc. 58
Select Biographies. Ed. for the Wodrow-Society. . . 61
Seuffert, Materialien zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische. . . . . . . . . 463
Sophocles Werke, im Versmaass der Urschrift übersetzt von Joh. Minckwitz. . . . . . . . . 304
Sophoclis Tragoediae. Ed. E. Wunder. . . . . 632
Stälin's Würtembergische Geschichte. II. . . . . 508
Stanley, A. P., Thomas Arnold. Deutsch von K. Heintz. . . 801
Steinheim, die Politik nach dem Begriffe der Offenbarung, als Theokratie. . . . . . . . . 957
Stettler, Fr., Ueber die Wichtigkeit und Bedeutung der Ortsnamen. 940
Streit, der, über gemischte Ehen im Grossherzogthum Baden. . 656
Stuhr, F., Geschichte der See- und Colonialmacht des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, etc. . . . . . . . 331
Süpfle, Aufgaben zu lateinischen Stylübungen für die obersten Classen etc. 153
Suringar, W. H. D., Programma scholasticum der Romanis Autographis etc. . . . . . . . . 346
— —, M. Calii Rufi et M. Tullii Ciceronis epistolae mutuae. . 791
Tagmann, de Taciti germanicae apparatu critico . . . 793
The miscellany of the Wodrow-Society. Ed. by D. Laing. I. . 55
The Zurrich letters, comprising the correspondence etc. Ed. for the Parker Society. . . . . . . 214
von Tillier, Anton, Geschichte der Eidgenossenschaft während der Herrschaft der Vermittlungsacte. . . . . . 171
Ueber das neuentdeckte angebliche Gedicht des Ariost, Rinaldo Ardito 225
Vierordt, Geschichte der Reformation im Grossherzogthum Baden . 214
Vögeli, Georg, der Konstanzer Sturm im Jahre 1548. . . 81
Volger, W. F., Handbuch der Geographie. II. . . . 156
Volksblatt, deutsches, aus Schwaben. I. Jahrg. 1.—6. Heft. . 620
Wagner, F. W., de Moschionis poetae Tragici vita ac fabularum reliquiis commentatio. . . . . . . . 310
— —, F. W., quaestionum de Ranis Aristophanis spec. I. . 311
Wagneri comentationis de Junio Philargyro pars altera. . . 475
Weber, Georg, Lehrbuch der Weltgeschichte. . . . 198
Weber's Lehrbuch der Weltgeschichte. Zweiter Abdruck. . . 816

Seite
Weber, die Geschichte der deutschen Literatur. . . . 816
Wiener Kanzleizustände. Von einem österreichischen Staatsbeamten 506
Wieseler, über die Thymele des griechischen Theaters. . . . 466
Wilhelmi, die Aufhebung des freien adeligen Collegial-Stiftes bei Sinsheim. . . . . . . . . . . 214
Wittstein, Theodor, Lehrbuch der Arithmetik für höhere Bildungsanstalten. I. . . . . . . . . 140
— — — — — — — — II. 143
Wocher, M., neuere Phonologie für das Englische, Italienische, Französische etc. . . . . . . . . . 128
Wodrow, Robert, the correspondence. Ed. by Th. M'Crie. . . 67
von Wolanski's Briefe über slavische Alterthümer. I. . . 575
Worsaae, J. J. A., zur Alterthumskunde des Nordens . . . 246
v. Würth, das Stadtrecht von Wiener Neustadt. . . . 496
Xenophontis Hiero. Ed. Breitenbach. . . . . 632
— — — et Aristotelis de oeconomia publica doctrinae illustrantur. Ed. Hildebrand. . . . . . . . 633
Zur Feier der 25jährigen Lehrerwirksamkeit des derzeitigen Rectors, Herrn R. Rauchenstein, etc. . . . . . . 313

Digitized by Google

Digitized by Google